1873. Heft VII. Preis 10 Sgr.






VERLAG VON A. H. PAYNE IN LEIPZIG.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: [317]

# Handlexikon der Tonkunst.

Von

## Oscar Paul,

Professor an der Universität und Lehrer am Conservatorium der Musik zu Leipzig.

**Zwei starke Bände.**

76 Bogen Text mit Musiknotensatz.

Die **Reichhaltigkeit** und **Vollständigkeit** dieses nach den besten Quellen bearbeiteten Werkes sind von der Art, daß jede Concurrenz unmöglich erscheint. In ca. **25,000 Artikeln** sind alle Gebiete der Musik in prägnanter lexilographischer Form besprochen, so daß sich der Leser ohne jeglichen Zeitaufwand über Sachen und Personen sofort unterrichten kann. Das Werk ist bis auf die allerneueste Zeit ergänzt.

**Urtheile:** Von einem so gründlichen und ausgezeichneten Musikgelehrten, wie der Herausgeber, läßt sich nur eine tüchtige Arbeit erwarten. („Europa“)

Das Werk ist vollständig und handlich zugleich. Die terminologischen Erklärungen sind kurz gefaßt und treffend, das biographische Material ist ebenfalls möglichst zusammengedrängt. (Blätter f. literar. Unterhaltung.)

Die Arbeit ist eine zweckentsprechende und wird sich sicher bald eine große Anzahl Freunde erwerben. (Litera. Centralblatt.)

**Preis brochirt 3 Thaler, dauerhaft und elegant gebunden 3 Thaler 18 Groschen.**

Verlag von Heinrich Schmidt in Leipzig.

---

Im Verlage von A. H. PAYNE in Leipzig soeben erschienen:

# Das Clavierspiel.

## Brieflicher Unterricht

### für das Selbststudium Erwachsener.

Herausgegeben von

**Otto Reinsdorf,** Redacteur der Tonhalle, und **Moritz Vogel,** Musiklehrer und Componist

in Leipzig.

In Lieferungen von 16 Seiten gross Quart-Format. Preis einer Lieferung

**10 Sgr.**

Jedes solche Heft liefert das vollständige Unterrichtsmaterial zu vier Lectionen, so dass eine Unterrichtsstunde auf nur $2^1/_2$ Sgr zu stehen kommt.

Mit diesem Werke ist somit Vielen Gelegenheit geboten, **durch eine geringfügige Ausgabe und ohne Lehrer** auf die bequemste und leichteste Weise schnell das nachzuholen, was in früheren Jahren versäumt worden ist. **Erwachsene, welche mit Lust und Liebe** zur Sache diese Hefte anwenden und darin vorgeschriebene nothwendigste Uebungen machen werden, dürften gar bald sich und Andere mit den Resultaten überraschen. Am 1. und 15. jeden Monats erscheint ein ferneres Heft, bis der Cursus bei einem befriedigenden Ziele angelangt ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Schön Rohtraut.

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siebst mich an so wunniglich?
Wenn Du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!

Mörike.

# DER SALON

## für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band II. 1873.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

## Inhalt des 2. Bandes.

Seite

## Kunstblätter.

# Der Salon.

## König Otto's Haus.

Ein vaterländisches Gedicht von **Adolf Wilbrandt.**

### I.

### Die Weihenacht zu Frankfurt.

So öffne dich noch einmal, du kaiserliche Gruft:
Es steht ein Sänger am Thore, der deine Geister ruft.
Ihr viel beschwornen Schatten, entsteiget eurem Schlaf,
Der euch mit eh'rnem Fittich die blut'gen Stirnen traf!

Nicht widerwillig schüttelt das langgelockte Haar,
Bedroht mich nicht, ihr Brauen der schicksalsmüden Schaar:
Nicht euch an's Licht zu führen in tragischem Brettergang,
Nur an das Ohr zu tönen erschwingt sich der Gesang.

Laßt mich wie Traum vernehmen in stiller Geisternacht,
Was ihr an stürmenden Tagen durchlitten und durchwacht!
Ihr tiefen Wunden, raunet mir euer Geheimniß zu,
Dann schließet die bleichen Pforten zur ew'gen Todtenruh! —

Zu Frankfurt am Maine der König saß und wacht',
Mit seinem Haus zu feiern die heilige Weihenacht.
Otto, der große König, des Reichs gekröntes Haupt,
Der allen Reichesfeinden so Ruhm wie Schlaf geraubt.

Er saß im Königssaale, im langen Sachsenkleid,
Die Lippe festlich lächelnd zur hohen Feierzeit;
Hoch unter den Männern ragt die breite Löwenbrust,
Tiefathmend dehnt sie sich, wie ihres Werths bewußt.

Und über die Menge blickt er mit herrschendem Augenpaar,
Bringt dann sein weichstes Lächeln der schönsten Frauen dar:
Der Herrin, die ihm zur Seite im goldenen Sessel ruht,
Aus schwarzem Aug' entsendet die wälsche, kühle Gluth;

Der Königin Adelheide, die ihm sein Sieg gewann,
Die siegend sich gewonnen den liebesfrohen Mann.
Es spielt mit seiner Linken ihre kleine bleiche Hand,
Sie streichelt mit kühlen Fingern ihr königlich Gewand.

Und lächelnd sah's König Otto; dann zog er die Braue tief:
„Ich seh' meinen Bruder Heinrich, den ich zum Fest berief;
Ich seh' mein Kind Ludgarde, ihr dämmern die Augen schon;
Doch nicht meinen Eidam seh' ich, noch Ludolf, meinen Sohn.

„Wird ihnen im Haus des Vaters die Weihenacht zu lang?
Verlassen sie meinen Saal so ohne Wort und Dank?
Ist meiner Söhne Mund so schweigsam wie ihr Fuß,
Versagen sie ihrer Mutter und Königin den Gruß?"

Es röthete sich die Wange der schönen Königin;
Sie sprach: „Noch muß ich fühlen, daß ich die Fremde bin!
Es fürchten die deutschen Recken sich vor dem wälschen Gast;
Die erste Mutter liebt man, die zweite ist verhaßt.

„Doch ach, wozu die Stirne so runzeln, mein Gemahl?
Es küsse lieber die Lippe den festlichen Pokal;
Es fülle sich Eure Seele mit süßen Weines Duft,
Bis uns die Mitternacht zum heiligen Amte ruft.

„Die deutschen Helden lieben den deutschen Heldensang:
So lasset den Sänger rufen und seinen Harfenklang.
Er sing' euch, was euer Ohr so wundersam bethört,
Was eure Seele so stolz in heiliger Andacht hört!"

Und still ein wenig lächelnd dem Herzog winkte sie zu;
Der Herzog Heinrich rief; im weiten Saal ward Ruh.
Es trat aus der Säulenhalle der Harfensänger vor,
Er neigte sich vor den Fürsten, dann hub er den Blick empor.

Er ließ die Saiten klingen, und Alles horchte stumm.
Und nur in der Halle draußen geht noch ein Flüstern um:
Dort sitzen des Königs Söhne, sie schaun in den Saal hinein,
Es blitzet zwischen den Säulen von ihrer Waffen Schein.

Pfalzgraf Arnulf der junge zu ihrer Seiten saß:
„Ihr lieben Herrn und Freunde, man sagt ja: Glück wie Glas!
Bei Gott, das wäre mir süßer als Harfenspiel und Sang,
Hört' ich die Scherben klirren, wenn Heinrich's Glück zersprang!

„Herzog Heinrich von Bayern, o seht ihn, Euren Ohm,
Wie thront er neben dem König, als wär' er der Papst von Rom.
Wie funkelt der Herzogsring an seiner verfluchten Hand:
Das ist mein goldenes Bayern, das ist meiner Väter Land!"

Herzog Konrad der Rothe streicht sich den Bart und sinnt:
„Und ist das Glück wie Glas, ist Liebe wie der Wind!
Der dort so stolz und finster neben dem König thront,
Wie haben einst er und ich so Herz an Herz gewohnt.

„Wie waren wir Eins, man sah uns wie Zwillingsbrüder an;
Durch seinen Willen ward ich des Königs Tochtermann.
Dort sitzt sie neben Heinrich, Ludgarde, mein Gemahl; —
Lieb' ist zum Hasse worden, und Glück und Gunst zur Qual!

„Es stieg ihm in die Seele der Neid auf meinen Ruhm;
Drum zum Verrath verschwärzen will er mein Heldenthum.
Drum in des Königs Ohren liegt er bei Tag und Nacht;
Drum hass' ich ihn wie die Sünde; — drum, schnöder Feind, gieb Acht!

„Des Königs Eidam bin ich, doch nicht des Königs Knecht;
Und wollen sie Haß statt Liebe, wohlan! so ist mir's recht.
Soll nur Herzog Heinrich's Unkraut in Otto's Brust gedeihn,
So mag der höllische Teufel des Königs Eidam sein!"

Er sprach's, und gegen die Säule stieß er sein klirrend Schwert,
Daß der erschrockne Wiederhall bis an die Decke fährt.
Auffährt aus seinen Gedanken der Jüngling ihm zur Seit'
Und seufzet aus tiefer Brust sein ungesprochenes Leid.

Es wallen seine Locken wie lang gesponnen Gold,
Das in den Nacken nieder, das über die Schultern rollt.
Es leuchtet seine Stirne, es dunkelt sein Wangenpaar,
Es glimmt in seinen Blicken Empörung und Gefahr.

Und wieder seufzend spricht er in zornigen Grames Ton:
„Viel lieber des Königs Eidam, als wie des Königs Sohn!
Und hasset ihr Herzog Heinrich um noch so großen Schmerz,
Mir that er doch mehr, als euch: mir stahl er des Vaters Herz.

„Dort sitzt mein König und Vater, den ich geliebt so sehr,
Zur Rechten und zur Linken die Schlangen um ihn her.
Wie ringeln sie sich beide um seine Heldenbrust:
Mein Oheim flüstert ihm Argwohn, die Königin Liebeslust.

„Schon eine dritte Schlange entwand sich ihrem Schooß:
Ihr Knäblein thut noch das Letzte und macht mich erbelos.
Nicht ruhn wird seine Mutter, so wahr sie es gebar,
Bis daß es die Krone trägt, die mir beschieden war!

„Nun freut mich auf der Erde keine Erdenfreude mehr:
Nicht meines Weibes Herz, nicht meines Hauses Ehr',
Nicht meiner Jugend Kraft, nicht fröhlicher Becherklang,
Nicht Hörnerruf im Walde, noch schmetternder Schlachtgesang.

„Ich fühl' nach meinem Herzen, da rühret sich etwas,
Das macht mir Weh zum Sterben: es ist wie Vaterhaß.
Mit Fluch und Streit erwach' ich, mit Morde schlaf' ich ein;
Und sterb' ich nicht bald, so werd' ich des Reichs Verderben sein!"

Herzog Ludolf sprach es leise, legt' an sein Herz die Hand.
Doch Einer noch hört's und lächelt, der hinter der Säule stand:
Von Mainz der alte Bischof, der zweite Mann im Reich,
Wie Petrus anzuschauen, und doch dem Judas gleich.

Er lächelt, stille kosend mit seinem Apostelbart:
„Sie hassen den König Alle, ein Jeder nach seiner Art.
Als Vierter ich zu ihnen: ein seltnes Viergespann;
Doch Dreie können nur klagen; nur Einer ist ein Mann.

„Doch ist die Liebe wie Wind, und ist das Glück wie Glas,
So ist wie ein Kleid von Eisen der hartgewordne Haß.
Sie sollen dies Kleid mir tragen, ich schmied' es ihnen fest:
So werf' ich durch seine Jungen den Adler aus dem Nest!"

Indeß man in der Halle so flüstert, spricht und sinnt,
Im lauschenden Königssaale des Sängers Lied beginnt.
Der Harfenklang verzittert, die Stimme wächst hervor
Und steigt, einem Springquell gleich, tief aus der Brust empor.

Sie singt von Sohn und Vater das alte düstre Lied,
Von Hildebrand und von Hadubrand, und wie der Tod sie schied.
Von Hildebrand dem Alten, von Hadubrand dem Sohn,
Der gegen den Vater stritt, bis ihm die Seel' entflohn.

Heerführer zogen sie Beide auf's blut'ge Feld der Schlacht;
Es findet den Sohn der Alte, nie hätt' er's mehr gedacht;
Mit Liebe will er ihn grüßen, statt mit dem Eschenspeer,
Doch Hadubrand der junge kennt keinen Vater mehr.

Blind ist sein sehend Auge, das Herz in der Brust ihm schweigt,
Er sieht nur des Schwertes Spitze, die auf den Feind ihm zeigt.
Er ruft zum Kampf den Alten, er schmäht ihn überlaut,
Bis aus des Vaters Augen der blutige Jammer thaut.

„Weh', ist dies, Gott, dein Wille! Wehe!" der Alte rief;
„Ich wallete sechzig Sommer, schlug manche Wunde tief;
Noch bracht' in die Burg des Todes kein Mann mich hinein:
Soll jetzt vom Sohn der Vater darin gefestet sein?

„Wohl denn! ein Feigling will ich heißen, dem Hunnen gleich,
Verweigr' ich Dir den Speerwurf, den hämmernden Schwertesstreich!
Hast Du so heiß Gelüsten, wir Zwei, wir schlagen die Schlacht,
Bis Einer den Seinen Sieg, dem Andern Tod gebracht!"

Und Sohn und Vater werfen den zornbeschwingten Schaft,
Wie Glocken klingen die Schilde von ihrer Schwerter Kraft;
Sie läuten, sie zerspellen den steinernen Schildesrand,
Bis Einer am Boden lag und Einer zu Haupt ihm stand.

Der Alte stand, der Wilde: „Weh mir! nun ist's geschehn:
Dies Bluf von meinem Blute soll ich hier sterben sehn.
Zu tiefe Wunde schlug ich, weit gähnt sie wie ein Grab;
Der hieß mich zweimal sterben, der diesen Sieg mir gab!"

So ruft der Sänger im Saale; so tönt das alte Lied
Von Hildebrand und von Hadubrand, und wie der Tod sie schied.
Herzog Ludolf hört's von ferne; schwer athmet ihm die Brust,
Es schüttert ihn, als würd' er sich gleichen Sinns bewußt.

Er lehnt an seiner Säule, er horcht, bis es verhallt;
Er sieht im Geist des Jünglings hinsterbende Gestalt.
Von dannen will er schleichen, stille mit sich allein;
Da tritt aus dem Königssaal sein finsterer Ohm herein.

Herzog Heinrich von Bayern, hochragend, streng und stolz,
Als wären Haupt und Glieder geschnitzt aus Lindenholz;
Nur daß sich an die Lippen ein fürstlich Lächeln schmiegt,
Das wie der Wetterwolke Schatten vorüberfliegt.

Er kam herangeschritten, den Jüngling sah er stehn;
Der wendet sich, will schweigend am Ohm vorübergeh'n.
Da sprach Herzog Heinrich spottend: „Wer ist's, der unser Fest,
Wie schmollende Knaben thun, wortlos im Rücken läßt?

„Fieber in den Augen, grün wie junges Gras;
Es macht ihn krank, so fürcht' ich, nicht Liebe, sondern Haß.
Hüte Dich, Herzog Ludolf! Auf Bahnen willst Du gehn,
Auf denen in bösen Tagen die Erde mich gesehn.

„Empörung heißt das Fieber, das Dir im Auge brennt!
So hatten von Deinem Vater mich Neid und Wuth getrennt;
Ich sündigte viel, ich büßte ein halbes Leben lang; —
Hüte Dich, Herzog Ludolf! Du bist zum Sterben krank!"

„Und wär' ich krank", sprach Ludolf und färbte sich bleich und roth,
„Willst Du als Arzt mir helfen, so gieb Dir selbst den Tod.
Krank bin ich an Dir zum Sterben; drum schaff' Dich aus der Welt,
Du weiland Reichsverderber, nun heiliger Gottesheld!"

Herzog Heinrich fuhr an's Schwert; es schwoll ihm auf der Stirn.
Doch streng sich fassend: „Schmähe nur zu, Du Knabenhirn!
Ohnmächtigen Hasses Bellen hör' ich im Winde wehn,
Verachtung ist das Echo; — laß mich vorübergehn!"

Und zwischen den Säulen will er hinunter in die Nacht.
„Du wirst nicht gehn", sprach Ludolf; „gieb auf Dein Leben Acht.
So schnöde Verachtung tödtet den Andern oder sich;
Mein Herz will mich ersticken; — Schwert aus und wehre Dich!

„Zu lang' hab' ich ertragen Schimpf, Hoffahrt, Schmach und Hohn;
Verlästert und verschändet hast Du Deines Bruders Sohn;
Und schwillt auf Deiner Stirne auch Blut von meinem Blut,
Heut' seh' ich es fließen, oder ich sterb' an meiner Wuth.

„Wehre Dich, Herzog Heinrich! Du prahlendes Schwert, hervor!" —
Ludgarde hört' ihn rufen; es hört's ihr Schwesterohr.
Wie Schwerter klang's von ferne; sie trat in die Thür in Hast.
„Um Gott und alle Heiligen!" so ruft sie und erblaßt.

König Otto sprang vom Sessel, mit ihm die Königin.
Er trat in die Säulenhalle, vor blitzende Waffen hin.
Ein Schwert sah er geschwungen in seines Sohnes Hand,
Es wehrte sich Herzog Heinrich, der an der Säule stand.

Herzog Konrad der Rothe schaut' grimmig schweigend drein.
„Bei Christi Tod!" rief Otto, „wer will hier König sein?"
Er greift nach des Jünglings Arm, der schwingend niederfährt,
Er hält ihn mit Macht, er reißt ihm aus seiner Hand das Schwert.

„Bist Du des Teufels worden? Wer hat Dich so verflucht,
Daß Deines Schwertes Eisen des Oheims Leben sucht?
Kamst Du von Kains Stamme, Du mißgeschaffner Sohn?
Was hebst Du die Hand? Willst Du auch mir, Deinem König, drohn?"

„Nicht droh' ich meinem König", Ludolf der Finstre sprach;
„Doch bin ich Dein Sohn und tilge in Blut die blut'ge Schmach.
Und nimmst Du auch heut des Bruders und nicht des Sohns Dich an,
So macht mich des Vaters Schuld zu einem verlornen Mann.

„Höre mich, Herr mein Vater! Gieb Recht mir, oder Tod!" —
Er sinkt auf die Kniee nieder in seines Herzens Noth.
Er greift nach des Königs Hand, als hielte sie sein Geschick;
Doch König Otto stieß ihn in heißem Zorn zurück.

„Nichts will ich hören; schweige! Wer sich des Schwerts erfrecht,
Wer blutige Thaten sucht, verwirkt der Worte Recht.
Und hättest Du viel zu sagen, das Deinen Ohm verklagt,
Heut wär's, beim ewigen Gott, zu Lust und Wind gesagt.

„Du rachegieriger Knabe, Du Feind von Deinem Blut,
Steh auf! und lerne zähmen die blindgeborne Wuth!
Und wie ich dies Schwert zerbreche, das heut ein Knabe schwang,
So will ich den Trotz zerbrechen, der diesen Knaben bezwang!"

Und gegen die Erde stieß er die Waffe mit Gewalt,
Daß von dem klirrenden Eisen der Estrich wiederhallt.
Das Schwert lag zersprungen; der Jüngling stand und schwieg,
Bis in die blauen Augen ihm eine Thräne stieg.

Nicht wie der Schmerz sie weinet; die Thräne stiller Wuth,
Die, keines Wortes mächtig, im engen Hirne ruht.
Nur einen Blick noch, dunkel, wie ein Gedankengrab,
Warf er auf Ohm und Vater; dann wandt' er stumm sich ab.

Nicht seine Schwester grüßt' er, und nicht die Königin;
Blicklosen Auges schritt er durch das Gesinde hin.
Stumm folgt' ihm Herzog Konrad, wie ein verschlossen Buch,
Noch auf der Lippe würgend einen grimmigen Scheidefluch.

Pfalzgraf Arnulf der junge folgt ihnen schweigend nach;
Sie wollen zu Nacht nicht rasten unter des Königs Dach.
Sie rufen nach den Rossen; bei zitterndem Sternenschein
Reiten sie in die kalte, schneehelle Nacht hinein.

Rückwärts die Gassen fliegen unter der Rosse Huf,
Von hohen Mauerzinnen grüßt sie des Wächters Ruf.
Herzog Ludolf hat geschwiegen, bis draußen vor dem Thor
Sich Himmel und Erde grüßen; da bricht sein Herz hervor.

Er hält sein Roß, den Schwertgurt reißt er vom Leib herab;
Verwünschend hebt er die Hände: „Krieg, Krieg bis an das Grab!
Da Du mein Schwert zerbrachst, zerbrachst Du, was mich band;
Und so zwischen Dir und mir zerreiß' ich mein Gewand!

„Und wie ich zur Erde werfe mein ehrlos Wehrgehenk,
Einst meines Herzens Freude, Dein erstes Kriegsgeschenk,
So reiß' ich mir aus der Brust die Lieb', die ich Dir trug,
Und werfe sie zur Erde — vor Dich, der sie erschlug!

„Und bräche der Himmel nieder, und stürzte die Sonn' in's Meer
Und wenn mich Gott verfluchte: 's giebt keinen Frieden mehr!
Mag tragen, wer da kann, die Schmach, die mir geschehn:
Ich will sie tilgen, und dann, will's Gott, zur Hölle gehn!" —

Gen Worms sie weiterreiten, bei zitterndem Sternenschein.
Wer reitet aus der Ferne wie ein Schatten hinterdrein?
Den Hut tief über die Stirn, auf nachtfarb'nem Roß,
Dem schweigenden Herren folgt der schweigenden Knechte Troß.

Das ist von Mainz der Bischof, der zweite Mann im Reich,
Wie Petrus anzuschauen, und doch dem Judas gleich.
Als wär's ein böser Gedanke, der Menschenform gewann,
So sitzet er hoch zu Pferde, und spornt es, wie er kann.

Des Königs Söhne will er einholen am frühen Tag;
Er reitet und spornt und sinnt, wie dies ihm frommen mag.
Er sinnt, wie er im Reiche den wilden Brand entfacht.
So steigt das Frühroth auf, so endet die heil'ge Nacht.

---

## II.

## Bischof Judas.

O stille Fastentage, du fromme Palmenzeit!
Schon will der Frühling kommen, noch liegt die Welt verschneit.
Still wächst der Tag, bis grünend das Leben aufersteht,
Still sammelt die Menschenseele sich hoffend im Gebet.

An stummen Wäldern wallet der immergrüne Rhein,
Es schauen die nackten Kronen in seine Fluth herein.
Dort stehn der Klausner Hütten vor Mainz, der frommen Stadt,
Dort hält auch der alte Bischof mit seinem Gotte Rath.

In eines Tannichts Oede, im grauen Büßerkleid,
Vollführt er dort die Werke gottseliger Einsamkeit;
Durch Singen, Beten, Fasten abtödtend die Erdenlust,
Als wäre dem heil'gen Mann nichts Irdisches bewußt.

So sitzt er vor der Hütte auf seiner Rindenbank,
Allein mit seiner Seele, und singt den Lobgesang.
„Tu ad dexteram dei — heut' muß es mir gedeih'n! —
Sedes in gloria patris — heut wird König Otto mein!

„Judex crederis esse venturus — Meute los,
Die Bärenhatz beginne! Der König wird zu groß.
Te ergo quaesumus, tuis famulis subveni —
Sich ducken kann der Bischof, doch fallen kann er nie!

„Fiat misericordia tua super nos —
Der Narr! Was riß er sich selber den Sohn vom Herzen los?
Nun hab' ich ihn — quem admodum speravimus in te.
Rasch sind die wilden Ströme, doch tiefer ist die See! —

„In te — — Was giebt's? Wer stört mich beim heiligen Lobgesang? —
Bist Du's, mein treuer Atto? Du lächelst; habe Dank.
Dies Lächeln hör' ich klingen: dies Lächeln klingt wie das Gold,
Das heut' noch als Botenlohn Dir in den Säckel rollt.

„So laß Dein Lächeln reden; so sprich zu mir, mein Sohn!" —
Und Atto, tief sich neigend: „Herr, Du erriethest schon.
In des Fisches Bauch ist Jonas, die Grube fing den Leu'n;
Von Mainz die Thürmer blasen: der König ist herein!"

Da lacht der alte Bischof: „So hat er mir getraut!
So will ich ihn grüßen, wie der Bräutigam die Braut.
Gieb mir meine Purpurschuhe, mein bischöflich Gewand;
Ich will nach Mainz, ihn segnen mit dieser Eisenhand!

„Herunter mit der Kutte; — mein Sohn, mein Sohn, geschwind:
Die Boten sollen reiten, wettreiten mit dem Wind.
Herzog Ludolf, Herzog Konrad entbiet' ich — — Te deum
Laudamus! — Heiß sie kommen; — sie wissen schon, warum!

„Die Alba mit dem Gürtel, die Stola gieb mir her; —
Und folgen ihm sechzig Mannen, uns folgen zehnmal mehr.
Gieb mir die Tunicella; — wir graben ihm sein Grab; —
Das Meßgewand, die Mitra, den krummen Hirtenstab!

„Te deum laudamus: die Boten sind entsandt; —
Te dominum confitemur: — den Ring noch an die Hand.
Nun bringt mir mein Roß, ihr Knechte, im blitzenden Panzerkleid;
Nun mag der König staunen: der Bischof ist bereit!"

Er reitet durch die Wälder, hinab am grünen Rhein;
Mit lachenden Augen sprengt er zu Mainz in's Thor hinein.
Und wie er zum Burghof reitet, den König sah er stehn;
Da lacht' er mit den Zähnen, sich so beglückt zu sehn.

Und sprang vom Roß, und neigte sich vor des Reiches Herrn:
„Dich hier zu grüßen, Otto, nichts that ich je so gern!
Tritt ein in meine Halle, Du unser Schirm und Recht,
Und durch ein mildes Lächeln erfreue Gottes Knecht."

Doch König Otto seufzte: „Schön ist Deine Hall' und groß;
Doch rings im Reiche, Bischof, sind böse Geister los.
Meine Söhne, hör' ich sagen, mir feind mit Hand und Mund,
Sie zeugen im Schooß der Nacht verrätherischen Bund.

„Sie rüsten ihre Burgen, hüllen ihr Volk in Erz,
Empören mir nah und ferne der Jugend rasches Herz.
Wol ist's vom Droh'n und Zürnen bis an die That noch weit;
Doch wehe der wüsten Erde, drin solche Saat gedeiht!"

Und seufzend nickt der Bischof, wie frommer Sorgen voll.
Doch dann voll Milde spricht er: „Noch schweige des Königs Groll!
Herzog Ludolf, Herzog Konrad, die Du erzürnt so schwer,
Sie wissen mit Wuth zu hassen, doch lieben sie noch mehr.

„Sie können Dir vergeben — nach meinem Rath und Sinn —
Hältst Du die Hand nur, König, die Hand zur Sühnung hin!" —
Da starrt' ihm König Otto großäugig in's Gesicht:
„Bist Du's, der mir von Sühnung, Du, der von Schuld mir spricht?

„Sie sollen mir vergeben, die Kinder ihrem Herrn?" —
Doch wie er spricht, so horcht er: was dröhnt denn nah und fern?
Hufschlag im Thor, im Hofe, gebietender Stimmen Schall,
Und nahender Eisentritt, und rings der Wiederhall?

Was öffnen sich die Thüren? Was füllen sich links und rechts
Die Säle mit Rittersmannen im Rüstzeug des Gefechts?
König Otto sah es staunend, an's Schwert fuhr seine Hand:
„Weß ist das Volk, o Bischof? Ist Krieg in Eurem Land?"

Doch milde lächelnd neigt sich der Bischof seinem Herrn:
„Mir, einem Knechte Gottes, sind Kriegsgedanken fern.
Mein Schwert heißt „Versöhnung", mein Panzer „Fried' im Reich";
Mit diesem Schwert und Panzer steht Gottes Knecht vor Euch.

„Drum Eure Söhne rief ich vor Euer Angesicht!
Den Frieden Euch zu geben ist heilige Priesterpflicht.
Versöhnt Euch, großer König! Ihr Fürsten, tretet her,
Des Hauses Krieg zu enden auf Nimmerwiederkehr!"

Und durch die Thür zur Rechten, mit rasselndem Kriegerschritt,
Schwarz vom Haupt zur Sohle, Ludolf mit Konrad tritt.
Verhüllt in finsteres Eisen, wie wer zum Kampfe fährt,
Doch um den Leib kein Gurt, und an der Hüfte kein Schwert.

Herzog Ludolf tritt vor den König, grüßt ihn mit stummem Gruß;
Sieht ihm in die Augen drohend, rührt weder Hand noch Fuß.
Herzog Konrad der Rothe das tiefe Schweigen brach;
Er stieß sein Schwert zur Erde, indeß seine Lippe sprach.

„Was soll ich lügen und trügen? Das währte mir zu lang'!
Was singt Ihr, alter Bischof, so heiligen Friedenssang?
König Otto's Feueraugen, mir däucht, sie sehen noch klar; —
Gefangen bist Du, König! Bring' uns Dein Opfer dar!

„Herzog Heinrich, Dein Bruder, zum Sterben uns verhaßt,
Zu lang' schon ist er des Reiches und unsrer Seelen Last.
Ihn fordern wir als Opfer: verjag' ihn aus dem Reich,
Mach seinen Stolz, sein Haus der flachen Erde gleich!"

Und seufzend nickte der Bischof; dann fleht' er: „Nicht so wild!"
Doch König Otto, regungslos wie ein gegossen Bild,
Nach Wort und Sprache ringend, rief endlich überlaut:
„Ihr höllischen Verräther! O, daß ich euch getraut!

„Du falscher Sündenpriester, Judas in Petrus' Kleid!
Ihr, die ihr seine Teufel, nicht meine Söhne seid!
Hinweg von meinem Antlitz, eh' ihr Gott versucht,
Eh euch der Herr und König, der Vater euch verflucht!"

Doch Ludolf sprach, ein Lächeln im finstern Angesicht:
„Wo stünde hier mein Vater? Den Vater seh' ich nicht.
Verfluche mich! Schon ward ich im Mutterschooß verflucht;
Umsonst hab' ich den Segen in Deiner Welt gesucht.

„Nun such' ich nur noch Rache: dann werde, was da will!
Dann, denk' ich, wird die Hölle in meinem Herzen still!
Nimm diese Schrift, o König; sie wehrt meinem Ohm das Reich,
Und macht von dieser Stunde Ludolf dem König gleich.

„Sie wehrt Dir, zu gebieten, was nicht auch uns gefällt,
Was nicht auch des Bischofs Wille mit uns im Reich bestellt.
Du zeichnest und Du vestest die Schrift mit Deiner Hand,
Sonst, beim Allmächt'gen, bist Du ein König ohne Land!

„Sonst trotz' ich Deinem Haupte, dem Himmel und dem Herrn,
Und tief in Kerkermauern halt' ich Dich weltenfern;
Das Reich verwüst' ich, bis ich errang, was ich begehrt,
Bis in Herzog Heinrich's Brust das Schwert der Rache fährt!"

Und seinen Mannen winkt er; sie schreiten herein, heran;
Sie stellen sich vor den König, gewappnet Mann für Mann.
Bischof Judas ringt die Hände, als würd' ihm weich und weh:
„Rette Dich, König Otto! Gieb uns die Schrift, und geh'!"

„Schreib Deinen Namen, König!" Konrad der Rothe rief;
„In Kerkernacht hinunter, oder den Königsbrief!"
Es hält in bebenden Händen Ludolf das Pergament:
„Schreib Deinen Namen, König! O König, mach ein End'!"

„Ein Ende will ich machen", sprach Otto, bleich und roth:
Hilf Gott' und all' ihr Heil'gen — das wird meines Sohnes Tod!
Du Schurke, fahr' zur Hölle! Zu lang' hast Du gelebt!"
Er hat sein Schwert gezogen, er hebt's empor, — und bebt.

Er will es niederschwingen auf den waffenlosen Sohn;
Ein plötzlich Grau'n ihn schüttelt; die Kraft ist ihm entflohn.
Zur Erde sinkt das Eisen vor Dem, auf den's gezielt,
Wie aus eines Knaben Hand, der mit dem Flamberg spielt.

„Vater unser im Himmel!" ruft er und athmet schwer;
Tief vor sich selbst erschrocken starrt er im Saal umher.
Die Mannen ihn fassen, greifen; er läßt's mit sich geschehn,
Ihm graut nur, in Ludolf's Augen des Hasses Gluth zu sehn.

Ludolf vom Boden raffte des Vaters Schwert empor:
„Hab Dank! Dies Eisen nehm' ich für das, das ich verlor.
Nicht muß ich länger ehrlos und ungewaffnet sein;
Hab Dank, Du Sohnesmörder: die Rache ist nun mein!

„Und wie Du mein Schwert zerbrachst mit gnadeloser Hand,
Und wie Du zerbrachst auf immer, was Dich und mich verband,
So zerbrech' ich heute Dein stolzes Schlachtenschwert,
Und meine Schmach zu tilgen, König, sei Du entehrt!"

Und gegen die Erde stieß er die Waffe mit Gewalt,
Daß von dem klirrenden Eisen der Estrich wiederhallt.
Des Schwertes Hälfte sprang bis an des Königs Fuß;
Nie ward einem Vater je so wehevoller Gruß.

König Otto sah zur Erde, der löwenstarke Mann;
Mit irrenden Augen blickt' er den Sohn, den Ludolf an;
Empor zum Himmel starrt er, sein selber unbewußt,
Der tiefste aller Seufzer erschüttert seine Brust.

Er sinkt in den Sessel nieder, das Steh'n wird ihm zu schwer;
Stumm und erschrocken seufzen die Ritter um ihn her.
Dem Licht die Augen schließt er, das ihn so hell bescheint,
Und schluchzet und weinet laut, wie er als Kind geweint.

Lang' währte die tiefe Stille; dann hob er sein Gesicht:
„Gebt her, was ihr geschrieben! Ich unterschrieb's noch nicht.
Dies falsche Werk der Hölle, ehrlos wie es entstand,
Gevestet soll es werden von dieser entehrten Hand!"

Er nimmt aus des Bischofs Händen das schnöde Pergament;
Er liest, und läßt es fallen, wie wenn's die Haut ihm brennt.
Er hat das Wort geschrieben, das seine Kraft zerbrach;
Die Feder sinkt zur Erde, der König sinkt ihr nach.

---

## III.

### Des Königs Ostertag.

König Otto reitet stumm durch Mainz hinab zum Strom,
Er fährt zu Schiff hinunter, bis an den Kölner Dom;
Er steigt zu Rosse schweigend, durchreitet Thal und Wald,
Bis ihm von Dortmunds Veste die Osterglocke schallt.

Ergrauet an den Schläfen ist sein goldnes Haar,
Verschleiert und verdunkelt sein Auge feuerklar,
Er neigt sein Haupt, als blendet' ihn der Abendsonnenschein:
So reitet er zu Dortmund in's Königsthor hinein.

Mathilde stand und harrte, die greise Königin;
Vom Söller späht sie lange über den Burghof hin:
„Kam nicht mein Sohn zu Rosse herauf bis an das Thor?
Warum bei Christi Wunden reitet er nicht hervor?"

Es ward ihr bang', sie schreitet, an Lipp' und Wang' erblaßt,
Zum Säulenhof hinunter, in mütterlicher Hast;
Und sprach zu ihren Frauen in künstlich hellem Ton:
„Kommt nicht der Sohn zur Mutter, die Mutter geht zum Sohn!"

Und wie sie fürder schreitet, sieht sie im Thor ihn stehn,
Im Winde seines Bartes ergraute Mähne wehn;
Die hohe Brust gesenkt, den Blick auf dem Gestein,
Vertieft in sich, als wär' er auf dieser Welt allein.

Da rührte sie an der Schulter mit leiser Hand ihn an:
„Erkennst Du mich nicht, Otto? Sieh her und schau mich an:
Ich war König Heinrich's Eh'gemal, dem Alles einst gelang;
Ich bin König Otto's Mutter, den Keiner noch bezwang.

„Soll Dich Dein Gram bezwingen, mein königlicher Sohn?
Gott prüfet seine Helden; o Kind, verzagst Du schon?
Was hängen Dir die Arme so gedankenlos herab:
Gedenkst Du nicht der Mutter, die Dir das Leben gab?"

Und ihm die Arme breitend, Herbstrosen im Gesicht,
Umschlingt sie ihn, wie Epheu den Eichenstamm umflicht.
Die lang' verhaltnen Thränen betropfen seine Brust,
Sie fürchtet sich, zu schluchzen, und schluchzt vor Mutterlust.

König Otto's Herz erbebte, er sah sie seufzend an.
„Wie soll ich nicht verzagen?" sprach der gebeugte Mann;
„Kam Dir nicht Botschaft, Mutter, was im Reich geschieht?
Der Sohn verrieth den Vater, der seine Ehr' verrieth!"

Doch sie, die Locken schüttelnd: „Wol weiß ich, was geschehn,
Und d'rum in aller Freude mußt Du mich weinen sehn;
Doch nicht um Deine Ehre: die ward noch nie versehrt,
Die wird wie Gold erglänzen, was auch das Reich befährt!" —

„Was redest Du, o Mutter? Liegt sie nicht im Staub,
Aus meiner Hand entfallen, der schlimmsten Räuber Raub?
Steht nicht mein Königsname zu Füßen dem Vertrag,
Der meine Kraft entmannte, der meine Krone zerbrach?

„O Mutter! o Mutter! warum geschah mir das?
Durch welche Schuld verdient' ich mir meiner Söhne Haß?
Hab' ich Dein Haupt, o Vater, mit sündiger Hand versehrt,
Hab' ich mein Kind zu freveln am eignen Stamm gelehrt?"

Und auf zum Himmel blickend, die Augen thränenvoll,
Nagt er die Lippe blutig, schweigt er in tiefem Groll.
Wehmüthig schaute Mathilde dem Sohn in's Angesicht:
„Dir ward Dein Herz zerbrochen — die Königskrone nicht!

„Wir sind der Erde Kinder, es muß gelitten sein;
Doch ließ auch der hohe Gott den Menschen nicht allein:
Gieb Du Deiner alten Mutter zu tragen Deinen Schmerz,
Und fasse Dir ein großes, ein königliches Herz!"

Und König Otto hört' es, und hob sein Haupt empor.
Es blickt' ihm aus den Augen ein neuer Geist hervor;
Er grüßte sie mit den Händen, zur Kirche trat er ein:
Sich ein Herz zu fassen, mit seinem Herrn allein.

Schon dämmert's in den Fenstern, in den Winkeln schlief die Nacht.
Still kniet' er hin, zu denken, was er noch nie gedacht;
Ihn schütteln tiefe Schauer, er wundert sich und sinnt,
Wie Gott dahingegeben sein eingeboren Kind.

Und Gottes Werk bedenkend, versunken in Gebet,
Hört er, wie durch die Stille ein Schritt von Eisen geht.
Markgraf Gero der Alte tritt von der Pforte her:
„Leih mir Dein Ohr ein wenig; ich bringe Dir böse Mähr.

„So hast Du mir's geboten, daß, wenn der Teufel flucht,
Dich seine Rabenstimme selbst bei den Heil'gen sucht!"
Und König Otto nickt', und sah ihn erwartend an;
Und Markgraf Gero sprach: „Heut thut er, was er kann.

„Der alte Köhler, wie er im Reich die Kohlen schürt!
Die Schwaben und die Franken, schon hat er sie verführt:
Es fallen die Städter, die Ritter, die Grafen von Dir ab,
Sie graben der deutschen Krone ein höllentiefes Grab.

Schon wuchs ihnen die Eiche zu mächtig und zu grün;
Es will wieder jedes Zweiglein für sich alleine blühn!
So meldet der Bischof Ulrich vom Schwabenland herein!" —
Und König Otto nickte, als könnt' es nicht anders sein.

Er hob sich von den Knieen, schüttelt' sein Eisenhemd:
„Mir sind des Teufels Künste im deutschen Reich nicht fremd!" —
Und König Otto's Vetter, Graf Ekbert tritt heran,
Es hastet, es verfärbt sich der ritterliche Mann.

„Hast Du von Bayern Kunde, von Deines Bruders Land?
Dort wächst Dir aus dem Grabe des alten Herzogs Hand!
Es soll nicht der Fremde, der Sachse im Donauland gedeihn,
Die Bayern wollen wieder des bayrischen Teufels sein.

„Pfalzgraf Arnulf der junge, das Kind vom alten Stamm,
Zum Wolf hat sich verwandelt das fromme Gotteslamm.
Zu Regensburg in der Veste, in Deines Bruders Haus,
Streckt er nach Bayerns Krone die grimmigen Tatzen aus.

„Der Haß hat neuen Samen, das Unkraut geilt empor!
Die Thüringer auch, die Lothringer zieh'n ihren Haß hervor.
Dein Sohn hat's entzündet, die Fackel fliegt umher:
Bald sieht man vor Flamm' und Rauch das deutsche Reich nicht mehr!"

Doch König Otto hört's und richtet sich höher auf:
„Mag denn die Fackel fliegen — das Feuer ist im Lauf!
Mir wird wieder wohl, mich härtet des Schicksals Hammerschlag;
Durch Rauch und durch Flammen erkenn' ich meinen Tag.

„Sie mögen von mir fallen, — hier steh' ich, das deutsche Reich!"
Und Bart und Locken schüttelnd, dem grimmigen Löwen gleich,
Um den die Pfeile fliegen, den's in den Nacken traf,
So steht er da und schüttelt von seiner Brust den Schlaf.

Und will zur Pforte schreiten; da naht ein dritter Mann:
Der Markherzog von Sachsen, Hermann Billung tritt ihn an.
„Es regt sich in den Marken; die Nachbarn hören zu fein!
Die Dänen und die Wenden, sie wollen in's Reich herein.

„Die Ungarn, hört' ich sagen, sie rüsten zu neuem Ritt!" —
Da hallt auf den Steinen des Königs Eisentritt:
„Und wollen die Ungarn reiten, und wollen die Wenden Krieg,
So sieg' ich in meiner Brust den allerersten Sieg!

„Höre mich, Herr der Welten, Du ewig wahrer Gott!
Eh' sie dies Reich zersetzen, zu aller Völker Spott,
Eh' in Asche versinket des deutschen Namens Spur,
Eh' zerreiß' ich, zerbrech' ich den falsch geschwornen Schwur!

„Vor Deinem Angesichte zerreiß' ich den Vertrag,
Der meine Kraft entmannte, der meine Krone zerbrach!
Den Meineid will ich tragen, mein erster Schwur war Dein;
Dir schwur ich am Krönungstage: es soll dies Reich gedeihn!

„Viel opfert' ich diesem Schwur seit jenem Tage schon, —
Nun opfr' ich Dir, o Vater des Himmel's, meinen Sohn;
Nimm dieses blut'ge Herz aus meinen Händen hin,
Und laß das Reich gedeihen, dem ich mich schuldig bin!

„Des Herrschers Donnerkeil, Du gabst ihn in meine Hand;
So sei er denn ohne Zagen auf meinen Sohn entsandt:
Es treff' ihn Fluch und Acht, treff' ihn und jedes Haupt,
Das diesem Mutterboden den heiligen Frieden raubt!"

Und auf zum Himmel blickt' er, zu Gott, als säh' er ihn;
Und kniet', und sich zur Seiten sah er Mathilde knien.
Ihr Mantel sank zur Erde, sie faltet die Hände sacht,
Sie hemmt die Thränen, sie betet für ihren Sohn zu Nacht.

„O Mutter!" sprach er leiser, „so nimm ihn meinen Schmerz!
Ich trag' in der Brust fortan ein ehernes Königsherz.
Schon sind der Menschen Gefühle aus dieser Brust entflohn;
Mutter, Du hast ihn wieder, des Königs Heinrich Sohn!"

---

## IV.

### Ludgardens Tod.

O Deutschland, o Deutschland, wie schlimm bist Du bestellt!
Der schnelle Tod durchreitet Dein blutgedüngtes Feld;
Des Bruderkrieges Flamme lodert von Thurm zu Thurm,
Und rings an Deinen Marken läutet die Glocke Sturm.

Der Ungarn schwarze Rosse wittern das frische Blut,
Sie schnobern in die Lüfte, sie wiehern Schlachtenwuth.
Der Reiter sitzt im Sattel, sie fliegen schwarz geschaart,
Sie schwimmen durch die Flüsse zur wilden Deutschlandfahrt.

Durch die Lande reiten sie dahin wie Gottes Zorn;
Versengt wird die Haide, zerstampft wird das Korn,
Die Hütte loht im Winde, die Zinne stürzt zu Thal,
Die Geier stoßen nieder zum reichen Todtenmahl.

Am Pfluge liegt der Bauer, der Städter liegt am Thor,
Der Priester am Altare, das Angesicht empor;
Im letzten Blick noch sieht er der glühenden Säulen Fall,
Die Flammen im Gebälke, Zerstörung überall.

O Deutschland, o Deutschland, wie schlimm bist Du bestellt!
Es öffnet Deine Thore Dein ritterlichster Held;
Es ruft nach Deinen Feinden Deines Königs Kind,
Sie hören seine Stimme, sie reiten wie der Wind.

Durch Bayern, durch Franken flattert ihr Panier,
Die Letzten länderferne, die Ersten sind schon hier;
Wie des Meeres Fluthen wandern, nach Westen geht ihr Lauf,
Schon blitzt der Rhein, es hält sie auch noch der Rhein nicht auf.

Zu Worms im Königssaale erglänzt die schwüle Nacht,
Dort zechen der Ungarn Fürsten, dort sitzt „des Reiches Acht“:
Herzog Konrad's Heergesellen, geächtet und gebannt,
Sie würfeln mit den Ungarn um ihres Königs Land.

Es dröhnt der Klang der Becher, Trommeten tönen drein;
Sie schwören auf ihre Schwerter bei rothem Fackelschein.
Sie singen aus deutschen Kehlen ein ung'risch Schlachtenlied,
Bei dessen Klang König Arpad Nachts über die Haide zieht.

Das Lied, wie Geistergrüßen, erzittert durch die Nacht,
Klingt an des Thurmes Fenster, wo Herzog Konrad wacht.
In halbem Traum vernimmt er den Sang vom Königssaal,
Behorchend und bewachend sein krankes Ehgemal.

Sie zittert in den Linnen, es glüht ihr Angesicht;
Es hastet sich ihr Athem, sie schläft und schläft doch nicht.
Ihr steht der Arzt zu Füßen, schüttelt sein müdes Haupt:
Was ist's, das solcher Jugend Schlaf, Ruh' und Leben raubt?

Herzog Konrad denkt der Zeiten, da er zu Hofe kam,
Da dieser Jugend Blüthe sein Herz gefangen nahm;
Und wie er weich und trotzig geseufzet und geminnt,
Bis er zum Weib gewonnen des Königs eigen Kind.

Und jener Tage Freuden, und wilder Schlachten Ruhm,
König Otto's preisend Lächeln, glücksel'ges Heldenthum! —
Wie Feuer läuft's ihm plötzlich durch die rechte Hand,
Die nun im Reich entzündet den fürchterlichen Brand.

Dort jauchzen seine Gäste, zu Worms am deutschen Rhein!
Von Bayerns Marken sendet sie des Königs Sohn herein!
Des Königs, dessen Tochter auf diesen Kissen liegt! —
Da hört er leises Weinen, drin rascher Athem fliegt.

Ein Weinen, tief verhalten, das stark und stärker schwillt,
Bis es, die Glieder schüttelnd, allmächtig überquillt;
In Thränenfluth ergossen, in Schluchzen überlaut,
Wie wenn in blut'gen Tropfen der Seele Schmerz zerthaut.

Der Herzog stand erschrocken, er griff Ludgarden's Hand.
Er sucht' ihr thränend Antlitz; sie kehrt' es nach der Wand.
„Was zwingt Dich, so zu weinen?" sprach er in tiefer Pein,
„Um aller Heil'gen willen, was kann so traurig sein?

„Willst Du kein Wort mir gönnen? — Entfiel Dir, wer ich bin?" —
Doch wie er spricht, nur schneller schmilzt sie in Thränen hin.
Und über ihres Weinens still schluchzende Gewalt
Hebt sich der Sang von ferne, der durch die Nacht erschallt.

Der Sang vom König Arpad, der über die Haide zieht;
Aus deutschen Ritterkehlen der Ungarn Schlachtenlied.
Wie wilder Geister Stimmen aus aufgewühlter Gruft
Flattern die heisern Töne durch die erschreckte Luft.

Und sie ließ ab zu weinen, hob sich im Bett empor,
Aus den hohlen Augen blickt' all' ihr Gram hervor:
„O Konrad! Ich weine, daß ich so wehevoll
Bei solchem Grabgesange die Welt verlassen soll.

„Zur Welt ward ich geboren an jenem Ehrentag,
Da vor König Heinrich's Rittern der Ungarn Wuth erlag;
Da uns vom Feind zu retten, in der Merseburger Schlacht,
Meines Vaters Vater sein hoch Gelübd' vollbracht.

„Nun lieg' ich hier, zu hören, was Er im Grab noch hört,
Was in der tiefen Erde ihm noch die Ruh' verstört;
Er öffnet seine Augen, schüttelt sein Leichentuch
Und spricht mit zornigem Munde mir seinen Königsfluch.

„Und aus dem Traum erwachend mein lebender Vater spricht:
Hör' ich in Geisterferne das Lied der Ungarn nicht?
Tönt nicht im Schloß zu Worms das Lied im Morgenwind?
Liegt nicht im Schloß zu Worms sterbend mein treulos Kind? —

„O Konrad! Warum hab' ich Dich mehr als ihn geliebt?
Nun sterb' ich ungesegnet, bis in den Tod betrübt;
Es schließt sich die Grabespforte zu meiner Väter Ruh',
Es schließt sich mir die Pforte zum reinen Himmel zu.

„Vor der Schwelle muß ich liegen, die ich die Treue brach! —
O laß mich sterben, folge mir in den Tod nicht nach;
Ich kann an Deiner Seite vor Gottes Thron nicht stehn,
Kann nicht an Deiner Seite durch die heiligen Schaaren gehn.

„Sie schrecken Dich zurücke, fleckig ist Dein Gewand!
Blut von Deinem Blute klebt an Deiner Hand!
Es grinsen böse Geister wie Schatten um Dich her,
Sie reiten auf ung'rischen Rossen, sie tragen ung'rische Wehr!

„Sie schleifen auf der Erde das Reich, das sie geraubt,
Sie schwingen in blut'gen Händen meines hohen Vaters Haupt!
Sie ziehen Dich und mich den Höllenpfad entlang,
Und heben die heiseren Stimmen — und singen diesen Sang!"

Und aus des Lagers Kissen Ludgarde strebt empor;
Sie lauscht, die Geisterbleiche, dem fernen Geisterchor.
Verhallt ist's im Saale, verstummet ist die Nacht,
Doch ihr im Ohre zittert das Lied der Geisterschlacht.

Mit leiser Lippe hebt sie es mitzusingen an:
Das Lied vom König Heinrich, wie er die Schlacht gewann,
Das Lied vom hohen Siege am Merseburger Tag,
Da sie, an's Licht geboren, in ihren Windeln lag.

Die ernsten Töne schweben leis durch's Gemach dahin;
Die Mägde steh'n und lauschen auf ihre Herzogin.
Doch an des Bettes Rande der Herzog sinkt und kniet,
Und horcht, wie ihre Seele im Sang von dannen zieht.

Und lauscht mit stummem Beten; allmälig ward es still.
Da seufzt' er tief: „So höre, was ich geloben will!
Deine Seele will ich trösten: will büßen, was geschehn,
Mit unbeschuhten Füßen zu Deinem Vater gehn.

„Zum Reiche wieder schwören, vor meinem König knien!
Nicht sollen sie Dich und mich zum Höllenpfuhle ziehn!
In Ungarblut sich waschen soll diese dunkle Hand,
So wird auch Gott mir geben ein fleckenlos Gewand.

„Hör' meinen Schwur, Ludgarde; zeig' mir Dein Angesicht!" —
Er schwört's, dann steht er horchend; — doch sie bewegt sich nicht.
Kein heiliger Schwur beschwört sie herauf aus ihrer Ruh',
Es schwebt' ihr letzter Seufzer der ewigen Stille zu.

(Schluß im nächsten Heft.)

# Eduard Lasker.

Vor acht Jahren war der Abgeordnete Lasker noch ein gänzlich unbekannter Mann. Vor vierzehn Tagen*) schien er auf der Höhe des Ruhms und der Ehre, deren ein Volksvertreter theilhaftig werden kann, angekommen und dennoch hat sein Verhältniß zur Nation und zur öffentlichen Meinung Europa's während dieser letzten Wochen noch eine Steigerung erfahren, welche alle von ihm früher errungenen Erfolge in den Hintergrund treten läßt.

Wir beginnen unsere Schilderung dieses ungewöhnlichen Mannes mit der eben angestellten Betrachtung, weil sie uns den Schlüssel zu der Eigenthümlichkeit seines Wesens am raschesten zu überliefern geeignet ist. Diese Eigenthümlichkeit beruht in der Erscheinung, daß die größten Leistungen nur da möglich sind, wo die Energie des Charakters in Uebereinstimmung ist mit dem Maße der geistigen Kräfte. Die regelmäßige Bedingung zur Entwickelung ausgezeichneter Menschen liegt in der Verwendung ungewöhnlicher Willenskraft mit ungewöhnlicher Intelligenz. Bei dem Manne, den wir schildern, kennzeichnet sich aber die Kraft des Willens noch in ganz besonderer Weise durch den tiefen Ernst seiner moralischen Ueberzeugung. Diesem Ernst, diesem ungetheilten Glauben an den Beruf des Rechts und der guten Sitte in der Führung der menschlichen Gesellschaft verdankt der Abgeordnete den glänzenden Erfolg und die heißen Sympathien, welche ihm die letzten Tage gebracht haben.

Mehr noch als in der Regsamkeit und Schärfe seines Verstandes ist das treibende Element seines Genius in der reinen Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit zu suchen; diese Begeisterung ist es, welche ihm so unglaubliche Kräfte über sich selbst und Gewalt über die Andern giebt. Sie auch hat ihm den Weg gebahnt, um aus dunklen und schwierigen Verhältnissen über vielfache und dornenvolle Hindernisse sich so rasch und unwiderstehlich Bahn zu brechen.

Eduard Lasker ist, jetzt dreiundvierzig Jahre alt, in dem Städtchen Jaroczin unfern der polnischen Grenze geboren, wo sein Vater ein ansehnliches industrielles Gewerbe betrieb. Abweichend von dem gewöhnlichen Naturverlauf scheint diesmal der bedeutende Mensch mehr von seinem Vater als von seiner Mutter die hervorragenden Naturanlagen geerbt zu haben. Die Mutter starb früh. Auch den Vater verlor er schon, während er auf dem Gymnasium zu Breslau studirte, an der Cholera. Er soll ganz das geistige und körperliche Ebenbild seines Vaters sein, der in seinem kleinen Kreise wegen seiner ungewöhnlichen Bildung und Gemüthsanlagen verehrt war. Schon in den Kinderjahren versprach der Sohn, was er später in so

*) Unmittelbar vor der großen Debatte, welche seinen Namen zu einem der populärsten der Gegenwart gemacht hat. Anm. der Red. des „Salon".

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Eduard Lasker.

reichem Maße gehalten hat. Wo er als Schüler lebte, war er Gegenstand der Bewunderung der Lehrer und Umgebung. Seine ersten Neigungen führten ihn dem Studium der Mathematik zu, mit dem er auch seine akademische Laufbahn begann. Zufällige Berührung leitete ihn in das Studium der Jurisprudenz, der er sich definitiv zu widmen beschloß. Das Jahr 1848 fand ihn als Studenten zu warmer Theilnahme an den merkwürdigen Erlebnissen jener unruhigen Zeit disponirt. In den Herbsttagen jenes Jahres befand er sich als Student in Wien und trat sofort in die Studentenlegion ein, welche unter Messenhauser gegen Windischgrätz kämpfte.

Ein Jahr darauf ging er nach England, um sich dem Studium des dortigen Rechts zu ergeben. Drei Jahre hat er in diesem Lande zugebracht und die eifrigen Studien, welche er in der Geschichte, der Verwaltung und dem Staatswesen des englischen Volkes mit dem ihm eigenen Fleiß und Scharfsinn verwerthet hat, haben einen guten Theil der soliden Grundlage seines politischen Denkens und Wissens geliefert. Aus England zurückgekehrt, trat er in die regelmäßige preußische Juristencarrière zurück und war seit 1858 unbesoldeter Assessor am berliner Stadtgericht. Auch in dieser Thätigkeit machte er sich alsbald seinen Vorgesetzten durch die große Arbeitskraft und Fähigkeit bemerkbar und wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, zumeist dadurch anerkannt, daß ihm zur Erleichterung von Vorgesetzten und Collegen die mühevollsten und umfangreichsten Arbeiten aufgehalst wurden, die er ohne andern Lohn und andere Anerkennung, als die seiner Freude an der Thätigkeit und Pflichterfüllung, vollführte. Stellenweise kam es vor, daß höhere Beamte ihn zu veranlassen suchten, sich definitiv dem Staatsdienste zu widmen und die damals unumgängliche Vorbedingung des Uebertritts zum Christenthum zu erfüllen. Wie man sich denken konnte, prallten solche Versuche an unserm jungen Assessor wirkungslos ab.

Heute scheint es uns, daß innerer Drang und Begabung diesen Mann unausweichlich in die politische Laufbahn führen mußten. Und dennoch lassen Thatsachen Raum für die Vermuthung, der er selbst nicht widerspricht, daß er möglicherweise sein Leben fern vom Geräusch des Marktes nur in den Kreisen der Wissenschaft beschlossen hätte, wenn nicht ein äußerer Zufall ihn zunächst mit der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten näher befreundet hätte. Gleichwol müssen wir annehmen, daß die zufällige Begegnung, die wir erwähnen wollen, doch nur eine von den tausend Möglichkeiten war, die früher oder später an Lasker's Ingenium herantraten, mit der Kraft, den in ihm schlummernden hervorragenden politischen Beruf zu wecken.

Immer einmal in das Leben eines bedeutenden Mannes tritt ein solcher Zufall ein; in dem Leben, das wir erzählen, war es folgender. Im Spätjahr 1861 fuhren des Abends zwei Passagiere von Frankfurt a. Main nach Berlin. Beide waren, wie sie später mittheilten, fest entschlossen, die Nacht dem ungestörtesten Schlaf zu widmen und einander möglichst gründlich zu ignoriren. Aber siehe da, es entwickelte sich aus dem gleichgiltigsten Anlaß ein politisches Gespräch und das Gespräch wurde nicht eher abgebrochen, bis der Waggon zum Leidwesen Beider in den Bahnhof von Berlin einlief. Der ältere der beiden Gefährten war Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim, welcher damals die Herausgabe seiner „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur“ vorbereitete, und der jüngere der Gerichtsassessor Eduard Lasker. Die Menschen- und Sachkenntniß des Aelteren hatte nicht des Gespräches der ganzen Nacht bedurft, um die merkwürdigen Fähigkeiten seines jungen

Begleiters zu erkennen und eben so aus Interesse an der ungewöhnlichen Persönlichkeit, wie aus Interesse an seinem eigenen Unternehmen, redete er nach wiederholten Begegnungen dem Juristen in's Gemüth, sich in politischen Arbeiten zu versuchen. In den Jahrbüchern erschien darauf eine Reihe gründlicher Abhandlungen über preußische Verfassung und Verwaltung, welche noch heute als lehrreiches Material für die Fragen der innern Organisation mit Nutzen zu berathen sind. Der politische Kreis, in welchen Lasker durch diese Thätigkeit eingeführt wurde, und namentlich der politische Freund, welcher ihn, wie man trivialer Weise sagen könnte: „entdeckt" hatte, wurden immer mehr auf die Ueberzeugung hingedrängt, daß Lasker berufen sei, in der Volksvertretung zur wahren Entfaltung seiner Kräfte zu gelangen. Sie bewogen ihn dazu, in Bezirksversammlungen sich vor der Oeffentlichkeit bekannt zu machen, und auch in diesen Kreisen schlug sein eminentes Talent bald so nachhaltig durch, daß er bereits im März 1865 im vierten Berliner Wahlbezirk gewählt wurde. Es war die Höhe der Conflictszeit, deren Kämpfe und rednerische Erfolge er an der Seite seines Freundes Twesten ununterbrochen theilte. Wie es oft vorkommt, war Lasker's erstes rednerisches Auftreten in der Kammer durchaus nicht von einem Erfolge begleitet, welcher die spätere Entwickelung erwarten ließ. Man kann geradezu sagen, daß seine erste Rede mißfiel und daß er selbst das deutliche Bewußtsein dieses Mißgeschicks davon trug. Aber er war nicht der Mann, sich entmuthigen zu lassen, und bald war die erste Scharte glänzend ausgewetzt.

Die Etappen seiner politischen Thätigkeit von jener Epoche an auch nur in wenigen Worten zu verfolgen, würde eine Darstellung verlangen, welche weit über den Rahmen der gegenwärtigen hinausginge. Seit Gründung des Norddeutschen Reichstages ist beinahe keine gesetzgeberische Arbeit im Reichs- oder Landtage vollzogen worden, an welcher Lasker nicht den ersten oder zum mindesten einen sehr hervorragenden Antheil genommen hätte. Wir wollen nur erinnern an die besondere Mitwirkung bei der Schaffung des Deutschen Strafgesetzbuchs, des Militairstrafgesetzes, der Gewerbeordnung, der Zinsfreiheit, des Haftpflichtgesetzes, des Gesetzes für wirthschaftliche Genossenschaften, denen wir noch andere zahlreiche beifügen könnten. Lasker ist nicht blos seiner Partei, (der national-liberalen), sondern, wie von allen Seiten zugegeben wird, dem ganzen Reichstage, wie dem Landtage, ein unentbehrliches Element geworden durch die Allseitigkeit, Schlagfertigkeit, Arbeitsfähigkeit, mit denen er jeden Augenblick bereit ist, für jede Situation den parlamentarischen Ausdruck zu finden. Man könnte beinahe sagen, daß er eine große Versuchung für seine Collegen geworden ist, sich für die augenblickliche Lösung aller auftauchenden Probleme auf ihn zu verlassen.

Lasker's Beredsamkeit trägt das Gepräge unserer neuern Richtung auf sachliche Behandlung, welche den deutschen Parlamentarismus der letzten Jahre kennzeichnet. Man kann seine Diction, so gern der Zuhörer ihr lauscht, nicht gerade glänzend nennen; sein Wortschatz ist nicht überaus reich; sein Satzbau nicht vorzugsweise elegant oder unantastbar. Dagegen ist seine Redegabe mit anderen reichlich überwiegenden Mitteln ausgestattet: vor Allem zu bewundern ist sein unerschöpflicher, stets bereiter Vorrath von Gedanken und Argumenten; die schnellste Schlagfertigkeit, die schneidigste Dialectik, gestützt auf ein überreiches Material von allgemeinen Kenntnissen, welche stets für den besondern Fall durch unermübliches Studium zur Stelle geschafft werden. Trotz eminenter Anlagen zum abstracten Denken, würdigt und verwerthet

Niemand mehr als unser Politiker die concrete Seite aller Fragen, die praktische Aufgabe und die positiven Verhältnisse einer jeden Situation. Mit dieser concreten, nüchternen, ungeschminkten Auffassung und Darstellung der Verhältnisse und seiner Pflicht hängt es auch zusammen, daß er nach dem constituirenden Norddeutschen Reichstag mit den gemäßigten Anhängern der Fortschritts-Partei sich von dem radicalen Elemente absonderte und die national-liberale Partei bilden half; ein Umstand, der ihn momentan um die Gunst der radicalen Berliner Wähler brachte und zum Vertreter Magdeburgs im Landtage, wie des Meininger Kreises im Reichstage machte. Lasker's Reden sind nicht nach ciceronianischem Muster oder nach Art der französischen aufgeputzten Eleganz zugeschnitten; aber neben dem reichen Inhalt und der logischen Schärfe fehlt ihnen das Fesselnde und Anziehende nicht. Sie sind geistvoll und bilderreich. Sie sind namentlich niederschmetternd für den Gegner, der ihn reizt; die vernichtende Ironie erstreckt sich manchmal bis zur Grausamkeit. Allerdings versöhnt auch den von ihm schwer Verwundeten einige Minuten später das harmlose und echt gutmüthige Wesen des Siegers.

Das Geheimniß von Lasker's Laufbahn liegt, wie beinahe immer, in zwei Grundbedingungen: eiserner Gesundheit und eisernem Fleiß. Nur ein Mensch, der im Winter wie im Sommer des Morgens vor fünf Uhr an die Arbeit gehen, acht bis zehn Stunden ununterbrochen studiren und schreiben, darauf eben so lange berathen und sprechen kann und dann in eisernen Nerven die Sicherung findet, sich dem Vergessen und der Ruhe eines tiefen Schlafes zu ergeben, ohne von der Arbeit seines Gehirns oder der Aufregung seines Herzens geweckt zu werden, kann dieser Lebensweise auf längere Zeit Stand halten. Physische Bedürfnißlosigkeit, ungeheure Mäßigkeit, Selbstbeherrschung und Einfachheit des Geschmacks tragen das Ihrige dazu bei, den enormen Aufwand von geistiger und körperlicher Kraft zu bestreiten.

Es ist bekannt, daß Lasker jede andere, als die politische Berufsthätigkeit grundsätzlich von sich abweist, namentlich jede gewerbliche Thätigkeit, die auf Gewinn gerichtet ist. Das Wenige, dessen er bedarf, um mit Anstand und in vollem Genuß der Unabhängigkeit zu existiren, verschafft ihm neben seinen literarischen Erzeugnissen seine Stellung als Syndicus einer zu Berlin auf gegenseitige Versicherung begründeten Gesellschaft, welche Pfandbriefe auf Immobilien ausgiebt und dessen juristische Angelegenheiten er überwacht. So streng er alle Versuchungen von sich weist, anderen Privatangelegenheiten seine Zeit zu widmen, so bereitwillig ist er stets, öffentlichen Angelegenheiten zu dienen, wenn sie auch nicht in den Kreis seiner politischen Stellung gehören. So ist er namentlich eine der Stützen des Berliner Handwerkervereins. Auch für die Freuden der Gesellschaft, für den Kunstgenuß, namentlich für musikalischen, hat der vollauf beschäftigte Mann nicht wenig Zeit übrig. Die größte Befriedigung schöpft er aus dem Genuß der freien Natur. Seine Fußwanderungen in den Alpen sind der stete Gegenstand seiner Sehnsucht und Erinnerung, sein unerschöpfliches Trostmittel während der Plagen und Anstrengungen der Session. Dann stellt er sich vor, wie er fern von Commissionen und Resolutionen auf den höchsten Spitzen des Engadin und auf den gefährlichen Gletschern der Walliser Berge in Einsamkeit und reiner Luft schwelgen wird. Und er hält sich reichlich Wort. Auf den Gebirgstouren, die er alljährlich in der Schweiz vollführt, erregt der kleine Mann, der seinen Tornister selbst auf dem Rücken trägt und ohne

Alpenstock dahin steigt, die Bewunderung der Alpenführer beinahe kaum weniger, als zu Hause die Bewunderung der Zuhörertribünen. Je toller das Wetter, desto besser; er freut sich mit Regen und freut sich mit Sonnenbrand. Und wie er in der Commissionssitzung wol manchmal heimlich an den Tag denken mag, an dem er wieder einen Pic in Graubündten besteigen könne: so denkt er vielleicht auch manchmal auf dem Pic an die Kraft und Gesundheit, die er nun wieder sammelt, um sich von Neuem in die Wogen des parlamentarischen Kampfes zu stürzen.

Trotz dieser unerschütterlichen Gesundheit und weisen Lebensart haben die unendlichen Mühen der letzten Jahre ihre Spuren in den Gesichtszügen des rastlosen Arbeiters zurückgelassen, das Haar, namentlich das Barthaar, sind in den letzten Jahren rasch gebleicht. Die Linien des Gesichts haben sich verschärft. Noch ist in der Fülle der geistigen und körperlichen Kräfte nicht die Spur einer Ermüdung zu entdecken. Aber die kleinen Wahrzeichen der äußern Erscheinung sollten dem allzeit gegenwärtigen, allzeit im Vordergrund stehenden und Alles besorgenden Redner und Geschäftsführer des Deutschen Reichs und der Preußischen Monarchie eine Mahnung sein, daß er mit den für das Land so kostbaren Kräften etwas haushälterischer zu wirthschaften bedacht sei.

# Die Novelle des Studenten.

Eine Geschichte mit Arabesken von **Udo Brachvogel.**

**Love and be silent.**
Shakespare, König Lear.

## Ouverture.

Rebenbewachsenes Bergland steigt auf der Südseite empor. Sein Kamm ist von üppiger Waldung bedeckt, seinen Fuß umschmeichelt der prächtige Strom. Zwischen das Ufer und die Hügelwand drängt sich ein Städtchen, ehrwürdig alt und schimmernd neu zugleich. Byzantinische Kirchenbogen, mittelalterliche Trümmer, ja, Reste römischen Bauwerks überragen glänzende Villen und flaggengeschmückte Hôtels. Von den letzteren erstrecken sich aufgemauerte Terrassen bis in den Fluß hinein. Sie tragen Zeltdächer, Weinlauben, Pavillons und Blumengruppen. Es ist ein liebliches Bild und die Sonne des späten Nachmittags breitet ihre weichsten Lichter darüber hin. Desto wilder und schattenfinsterer blickt das entgegengesetzte Ufer herüber. Felsen, zerklüftete Monumente gewaltiger Erdrevolutionen, stürzen hier in den Fluß. Ihre Vorsprünge krönen Ruinen, geschwärzt und unheimlich wie die Zeit, der sie entstammen. Eine jede von ihnen wird von einer Sage umblüht, gleich dem Epheu, welcher ihre Grundvesten umspinnt. Bald sind es Brüder, die einander erschlagen; bald ist es das Burgfräulein, die dem Lied des geschiedenen Troubadours so lange nachsann, bis nur noch das Kloster ihr und ihrer entflammten Seele eine Ruhestatt zu bieten vermochte; Streitrosse scharren mit funkenweckendem Huf im Steingrund; der Falke tanzt auf des Knappen Hand; geplünderte Kaufleute winseln um ihr Leben, und vom höchsten Gipfel des Felskammes klingen sinnverwirrende Lieder. Es ist die Loreley, die den Schiffer in's Elend singt. Blaue Blumen fallen aus ihrem Haar — wer danach hascht, hascht in die leere Luft.

Zwischen diesen Ufern rollt, grünwogig und stattlich, der Strom dahin. In kurzen Biegungen wendet und krümmt er sich, und gewinnt dadurch das Ansehen eines gebirgumschlossenen Sees. Dampfschiffe rauschen mit weitausgreifenden Schaufelrädern an einander vorüber. Auf ihren Verdecken drängt sich lustige, mit Taschentüchern wehende Gesellschaft. Zu gleicher Zeit stößt vom Ufer des Städtchens ein Nachen ab. Eine Anzahl junger Leute, bunte Mützen auf den Köpfen, ein Trinklied auf den Lippen, füllt ihn. Sie eilen dem zu Thal fahrenden Dampfer zu: Bonner Studenten, die von einem Ausflug nach der Musenstadt zurückkehren. Der Strom aber mit den grünen Wellen, den Sagen, den Weinbergen und den Denkmalen aller Jahrhunderte an seinen Ufern ist der Rhein.

Auf der Terrasse, welche zu einem der elegantesten Landhäuser des

Städtchens gehörte, stand ein junger Mann, mit einer Mütze von derselben Farbe, wie sie die Sänger in dem leichten Kahn trugen. Aber seine Blicke folgten nicht den scheidenden Freunden, wie viele Grüße ihm diese auch hinüberwinkten. Sie wendeten sich der Frauengestalt zu, welche eben gemessenen und doch leichten Schrittes aus dem Hause trat. Es war nicht schwer, in der Erscheinung die Engländerin zu erkennen. In nicht gewöhnlicher Harmonie zeigten sich in ihr die beiden Typen jener kraftvollen Stämme vereinigt, welche einst um das britische Eiland kämpften, bis sie im Lauf der Jahrhunderte verschmolzen. Die blaß schimmernde Farbe des Antlitzes und große Augen von dem strahlenden Graublau des nordischen Himmels wiesen auf angelsächsische Vorfahren. Das dunkle Haar und die schlanken, nervigten Körperformen sprachen von normännischer Abkunft.

Die Dame schritt der Terrasse zu.

„Sie folgten den Freunden nicht?" rief sie in fremdklingendem Deutsch und deutete nach den Studenten im Kahn hinüber.

„Ich denke, nein", entgegnete der junge Mann. „Ich kann Ihnen noch jetzt mein Erstaunen nicht beschreiben, daß sie mich, der nun schon seit einer Reihe von Tagen in der Heimat sein sollte, hier entdeckt haben. Warum ihnen folgen? Liegt das doch hinter mir und habe ich mich doch schon vor zwei Wochen davon in Bonn getrennt. Und dann —"

„Und dann?" fragte die Dame.

„Und dann ist hier, um mit Ihrem Shakespeare zu reden, ein stärkerer Magnet."

„Gut", rief die Lady. „Ich habe Miß Ratcliffe ausfahren lassen und somit ist Ihre Unterhaltung zwiefach willkommen."

Das Auge der Sprecherin ruhte auf des jungen Freundes Gesicht, welches, an sich einnehmend und offen gebildet, durch eine breite Schlägernarbe männlichern Ausdruck erhielt, als es den Jahren des Studenten nach gehabt hätte. Dann schritten sie nebeneinander dem Ende der Terrasse zu, wo ein vollkommener Ueberblick des Flusses gestattet war. In leisem und regelmäßigem Tact hörte man seine Wellen gegen das Gemäuer fluthen. Der Student deutete danach hinunter und sagte:

„Hören Sie es klopfen, theuerste Frau? Klingt es nicht wie das Herz des Stromes?"

„Das Herz des Stromes?" rief die Gefragte. „Ja, wenn man mit dem Ohr eines Dichters hört."

Sie nahm ihren breiten Strohhut ab und der Kopf zeigte sich nun in dem vollen Adel seiner Umrisse. Weit nach hinten die Schläfen ganz freilassend, floß das dunkle Haar zurück. Diademartig kränzte eine breite Flechte den Scheitel. Kein Band, kein Schmuck war darin angebracht. Es war, als spräche dieser Frauenkopf: noch schmücke ich mich selbst. Auf korbgeflochtenem Lehnsessel hatte sie Platz genommen, die weißen Hände verschlungen auf die Steinbrüstung gestreckt. So blickte sie hellheitern Auges in das landschaftliche Prachtbild.

Bewundernd und schweigend sah der Student zu ihr hernieder.

Noch konnte er mit Leichtigkeit die Tage zählen, seit ein Zufall den nach der fernen östlichen Heimat Zurückkehrenden auf den Weg der schönen Frau geführt hatte, und schon stand die Stunde der nicht ferner aufzuschiebenden Weiterreise bevor, die Stunde, da die eiserne Nothwendigkeit ihn auf's Neue aus ihrer Nähe reißen sollte. Mit schmerzlicherer Macht als je zuvor erfaßte der Gedanke daran sein junges, erster Leidenschaft preisgegebenes Herz. Hingerissen von der Gewalt des Moments legte er seine zitternde Hand auf jene der Lady. Seine Lippe kämpfte mit einem kühnen Wort. Die aber, der dieses Wort gelten sollte, zeigte sich nicht unwillig. Ohne sich zurückzulehnen, hob sie ihr Antlitz zu dem Studenten empor und sagte:

„Der Rhein ist wirklich schön. Ich begreife, daß Nibelungengold in seiner Tiefe ruht.“ Und scherzend fügte sie hinzu: „Was sagen Sie zu dieser Entdeckung? Poesie, ich fühle es, ist contagiös. Sie hören das Herz des Stromes klopfen und ich —“

Doch sie unterbrach sich. Wie fragend blickte sie auf des Studenten verwegene Hand hernieder, und als ob ihre Gedanken hier plötzlich in ganz andere Richtung entführt würden, fuhr sie fort:

„Sieh da, Ihr Ring! Sie schulden mir noch immer die mehr als einmal versprochene Geschichte desselben. Haben Sie es in Versen? Sie wissen, ich liebe das Deutsche nicht eben enthusiastisch, außer im Verse, und Ihre Lippen“ — in diesem Augenblick entzog sie ihm ihre Hände — „scheinen für Verse wie geschaffen.“

Sie deutete auf einen niedrigen Gartenstuhl. Der Freund schob ihn dicht heran und ließ sich zu den Knieen der schönen Frau nieder. Er trug in der That einen kleinen Siegelring mit einem Amethyst an der Hand, und es war von den Erinnerungen, welche sich an das bescheidene Juwel knüpften, vielfach die Rede gewesen. Immer aber hatte er eine vollkommene Erzählung verschoben, um Briefe, oder vielmehr Stellen aus solchen, welche für die Entwickelung von Belang waren, hervorzusuchen und in entsprechender Reihenfolge zu ordnen. Heute konnte er der Dame sagen, daß dies geschehen sei, und ein Päckchen Papier aus der Brusttasche ziehend, erklären, daß er nur ihres Winkes harre, um, wenn auch nicht in Versen, doch in der Prosa, die sich für eine so einfache Geschichte, wie die seinige, zieme, ihrem Wunsch zu entsprechen.

„So empfange ich heute die Geschichte? Und ist es dieselbe —“

„Es ist dieselbe“, unterbrach der Student, „und zwar ist es das wichtigste Stück meines bisherigen Lebens.“ Leise aber setzte er hinzu: „Meines bisherigen Lebens — das heißt, bis die Gestirne mir beschieden hatten, Ihnen zu begegnen.“

## Der Student erzählt der schönen Frau seine Novelle.

„Ich denke“, sagte der Student, „der Schmerz hat ein unveräußerliches Anrecht an einen Jeglichen von uns. Und das ist es, was uns hinter jeder noch so lachenden Lippe nach dem Muskel sollte spähen

lassen, der sich über lang oder kurz im Krampf der Verzweiflung zusammenziehen wird."

„Diese Einleitung", so wurde er hastig unterbrochen, „ist eine Hypochondrie und ein Gemeinplatz."

„Nur Wahrheiten können zu Gemeinplätzen werden. Ihr Ausspruch entwaffnet mich nicht. Und nun betrachten Sie noch einmal diesen Amethyst. Die Buchstaben W. M. sind darauf eingegraben, und ob der Stein auch nur matt und gering gefaßt ist, so strahlt er doch für mich in unauslöschlichem Feuer, seit heiß und in unvergeßlicher Stunde geweint, an ihm eine Thräne hing. Es war eine Abschiedsthräne! Mir ist es, als habe sie sich hineingebrannt in das schimmernde Gefüge des Steins. Wirklich aber und ewig brennt sie in meiner Seele, wie die Klage um das nun erloschene Auge, welchem sie einst entströmte.

„W. M. heißen die Buchstaben auf dem Stein des Ringes. Dieselben Buchstaben sind auf einem zweiten Stein, einem viereckigen Marmor des Friedhofes meines Heimatdorfes zu lesen. Es ist das derselbe Friedhof, an den sich meine sämmtlichen Erinnerungen früh erlittener Schmerzen knüpfen. Die Gruft der Mutter bildet einen Theil der kleinen Dorfkirche. Verschiedene wackere, den Kindern des Hauses besonders theure Zugehörige des väterlichen Gutes ruhen dort. Ja, einmal — verzeihen Sie, wenn ich, von diesen Friedhofserinnerungen fortgerissen, auch eines Ereignisses ausführlich erwähnen will, das an sich kindisch, mir aber immerdar in jenem rührend-komischen Licht erscheint, in welchem gewisse früheste Vorkommnisse den Menschen durch's Leben zu begleiten pflegen — einmal wollten wir sogar selbst den feierlichen Act einer Todtenbestattung unter den grünen Linden jenes der Vergänglichkeit alles Irdischen geweihten Platzes vollziehen. Vergessen Sie nicht, daß ich von meiner ersten Kindheit spreche, wenn ich gleich hinzusetze, daß das fragliche Leichenbegängniß dem kleinen Windspiel galt, welches ich und die jüngere Schwester so unendlich geliebt und das uns überfahren worden. Die Gräfin des Nachbargutes hatte jenen tiefsten Schlag unserer frühesten Jahre auf dem Gewissen. Die Dame lebt noch heute in ihrem ganzen Stolz und in ihrer ganzen Großartigkeit auf dem Erbsitz ihres Gemals. Sie entstammte einer jüdischen Banquierfamilie, und man mußte sie von jeher um der Energie willen bewundern, mit der sie es jeder echten Gräfin an pomphaftem Wesen zuvorthat. Als Kinder fürchteten wir uns beinahe vor ihr. Später erschien sie mir nie anders, als ein in gelbes Leder gebundenes Contobuch, auf welches der Buchbinder eine Grafenkrone gepreßt. Unter den Hufen ihres Viergespanns nun, das die Dame zum Besuch der Mutter herbeigeführt hatte, war unser vierfüßiger Liebling zertreten worden. Jammernd stürzten wir hinzu, da das zierliche Thier, im Tode zuckend, dalag. Wir verschwendeten vergebens Liebkosungen! Kinderthränen und Kinderhände vermochten nicht zu heilen, was die Hufe holsteinischer Paradepferde vernichtet hatten. Die Gräfin stand indessen mit der Mutter auf der Freitreppe vor dem Herrenhause. Sie tröstete uns und versprach als-

bald eines ihrer Windspiele zu senden, welche sie eben erst aus der Residenz vom Hofe erhalten habe. Umsonst! Unfähig, die volle Bedeutung dieses Versprechens zu fassen, drückten wir uns, Abhülfe von ihr verlangend, an die Mutter. Diese aber verwies uns unser Ungestüm auf das Strengste. Sie nannte uns übelerzogene Kinder und winkte uns hinweg. Rathlos schlichen wir mit den leblosen Resten Sylphe's von dannen. Nachdem sich aber der vierspännige Besuch wieder entfernt, rief sie uns herbei, strich uns besänftigend über die glühenden Augen und sagte: „Die arme, kleine Sylphe! Nun sollt Ihr sie auch prächtig begraben und die Beschließerin wird Euch eine große Pappschachtel dazu geben.“ Ja, das war sie wieder, die englische Frau mit den wundervollen Augen — Augen, welche die Sonnen meiner Kindheit waren, nun längst hinter den Wolken der Vergänglichkeit versunken! Das Begräbniß aber hatte den folgenden Tag wirklich statt.

„Das war meine erste Kirchhofserinnerung. Verzeihen Sie, wenn ch die halb sentimentale, halb kindische Episode hier einflocht, und denen Sie an jenes Schlingwerk von Ranken und Federn, womit Sie den Hauptgegenstand von Stickereien zu umgeben pflegen. Werden Sie aus er Arabeske, welche Sie dem Zeichner gestatten, dem Erzähler einen Vorwurf machen?“

Die Zuhörerin nickte Billigung. „Nun aber zu dem Hauptbild, elches Sie mir zu entrollen verheißen!“

„Meine erste Kirchhofserinnerung!“ fuhr der Student fort. „Ich gte es Ihnen schon, es sind seitdem andere, ach, und wie schwerere, inzugekommen. Nicht am wenigsten tief aber traf jener Schlag, an elchen sich die letzte unter ihnen knüpft. Ihre Verkörperung ist jener Marmor, davon ich sprach, und dessen Inschrift Dasselbe sagt, wie die ravure meines Amethysts: W. M.! Das W. bedeutet Wolfgang, und on ihm sollen Sie hören.

„Wir hatten von jeher Besorgnisse für Wolfgang's Gesundheit hegt, die um so lebhafter waren, je theurer der treffliche Mensch uns llen von dem Moment, da ihn ein Zufall dem väterlichen Hause zuführt hatte, geworden war. Obgleich vier oder fünf Jahre im Alter rschieden, verband uns dennoch Gleichheit der Neigungen und des Geschmacks in so vielen Dingen, daß dieser Abstand in keiner Weise zur eltung kam. Er hatte bereits die Universität bezogen, da wir uns nden, aber er schloß sich dem jüngern Freund, der damals keineswegs s Muster eines Schülers war, in so herzlicher Weise an, daß dieser ehr einen Kameraden in ihm fand, denn einen überlegenen, ihm in jeder eziehung so weit vorangeschrittenen Gefährten, wie er es in der That ar. Vor allen Dingen verschwand alles Das, was uns an Ungleichit des Temperaments trennte, unter seiner Hand, und vielleicht habe in ihm den einzigen Menschen zu segnen, der mein aufbrausendes, elfach unüberlegtes Wesen nachdrücklich zu dämpfen verstand, ohne daß je den Zügel fühlte, den er mir anzulegen wußte. Der Vater benstigte unsere Beziehungen auf das Lebhafteste. Er sah in ihm mit

Recht eine Bürgschaft für die verständige Entwickelung seines wilden Jungen und fesselte den Freund auf jede Weise an unsern Kreis, an unser Haus.

„Erfahren Sie jedoch vor allen Dingen, warum Wolfgang's Gesundheit Besorgnisse einflößte. Wir wußten, daß er in Folge frühern Leidens mit einer Schwäche der Lunge zu kämpfen habe. Für den Sommer war ihm eine Brunnencur auferlegt worden, auf das Vergnügen des Tanzes mußte er verzichten, ja, unsere gemeinsamen Spazierritte, bei denen ich leicht in tollkühnes Ungestüm ausartete und den besonnenern Genossen wol mit fortriß, wurden auf das Strengste untersagt. Dank dieser Vorsichtsmaßregeln ging es ein Jahr und darüber unseren Wünschen gemäß. Dennoch sagte Mancher, der ihm begegnete: „Auf ein hohes Alter läßt diese Jugend auch nicht schließen." Wußte er, der die ärztliche Kunst zum Lebensberuf gewählt und seine ersten Prüfungen bereits in glänzender Weise bestanden — wußte er es vielleicht selbst? Ich glaube, nein. Ja, ich bin fest überzeugt, er wußte es nicht. Hätte er mir sonst seine Sorgen verschwiegen? Er, der Alles dem jüngern Gefährten zu vertrauen pflegte, und der jetzt auch, da ich zur Universität an den Rhein abgehen sollte — es sind anderthalb Jahre darüber verflossen — mit dem zartesten Geheimniß seiner Seele nicht zurückhielt?! Er liebte mit jener stillen und innigen Treue, welche nur in einem solchen Gemüth ihre Heimstätte finden kann, Elisabeth, des Freundes jüngere Schwester. Wie schlug mein Herz vor Freude und Stolz hoch auf, da das mittheilende Wort von des theuren Menschen Lippen gefallen! Hin zu dem Schwesterliebchen riß es mich, um ihr das Geständniß Dessen, was mir ein so hohes Glück dünkte, alsbald zu übermitteln, um Bestimmtes, Gesichertes darüber mit mir in die Fremde zu nehmen. „Nein!" rief er, mich zurückhaltend, und kopfschüttelnd fügte er hinzu: „Du Wilder, Uebereifriger! Nun habe ich Dir wol eine schwere Last aufgebunden? Mein Geheimniß darf vor der Hand nur uns Beiden gehören. Zur richtigen Zeit, und die Sterne werden es fügen, daß sie kommt, sollen es Alle erfahren." Dabei strahlte sein Gesicht auf, und wenn ich jetzt an dieses Erglühen denke, mahnt es mich an Grablilien, auf welche die Abendsonne zitternden Purpur gießt. Er hatte Recht. Elisabeth, noch nicht sechzehn Jahre alt, sollte erst im Lauf des Winters eingesegnet werden. Auch mußte ich zugestehen, daß es passender sei, die Lösung einer für den Freund so wichtigen Angelegenheit ihm und nur ihm allein zu überlassen. Ich gelobte zu schweigen und habe mein Wort in der freilich nicht langen Zeit, welche noch bis zu meiner Abreise zu verstreichen hatte, redlich gehalten.

„Noch wenige Tage, und der Moment dieser Abreise war gekommen. Elisabeth sah so traurig drein, als gälte es für das Leben zu scheiden. Sie sang mir noch ein Mal die Lieder unserer gemeinsamen Lieblingscomponisten Mendelssohn, Schumann und vor Allen Schubert vor, für dessen Interpretation ihre volle Stimme und deren eigenthümliche Klangfarbe sich in der ergreifendsten Weise darlieh. Der Vater lebte

seit einigen Jahren während des Herbstes und Winters mit mir und Elisabeth in der Stadt. Viel von seiner frühern Starrheit war seit dem Tode der Mutter gewichen. Er lebte nur noch in den Seinigen — um wie viel mehr in diesen Tagen, da ihm die Verhältnisse wieder Eines derselben entführten. Freilich nicht für immer. „Aber zwei Jahre", so sagte er, „machen bei einem alten Manne mehr, als ihr jungen Leute denken mögt". Wolfgang, der übrigens noch im Lauf des Winters sein Staatsexamen-machen sollte, war auch mit uns. Er verließ uns nicht.

„Abschiedsatmosphäre im Hause und draußen ein trüber Herbsttag, es war begreiflich, daß es wie ein doppelter Druck auf den Gemüthern Aller lag. Nur auf dem meinen nicht! Jene phantastische Hast, welche die junge Brust schwellt, wenn es zum ersten Mal in die Weite hinausgeht, ließ eine volle Erkenntniß der Güter, die ich hinter den stillen Mauern des Elternhauses zurücklassen sollte, nicht aufkommen. Seitdem habe ich anders über sie und ihren Werth denken, anders empfinden gelernt über das, was ich damals kaum für einen Reichthum hielt.

„Noch einen Tag, und ich sollte reisen. Elisabeth saß am Clavier und sang mit Wolfgang Mendelssohn's mit Recht so tief in die Seele des musikalischen Deutschlands gedrungene Duette. Er sang den Tenor, sie die Altstimme. Es klang wundervoll. Des Mädchens volle Stimme steigerte sich ergriffen und wie in gewaltsamem Kampf gegen innere Bewegung. Der Freund aber sang mit zunehmender Anstrengung, um vor den mächtigen Tonwellen seiner Partnerin nicht übertönt zu werden. Unterdessen saß ich neben dem alten Mann auf dem Sopha, manchen Rath, manche Warnung empfangend. Aber der Gesang der Beiden wurde so laut, daß es mich befremdete; er gewann eine Stärke, welche das Musikstück entstellte. Es war jener vierte Zwiegesang:

„Ach, wie so bald verhallet der Reigen",

Und nun jene seelenvollste Stelle darin:

„Wart ihr ein Traum, ihr Liebesgedanken?"

Da, anstatt einzufallen:

„Süß wie der Lenz und schnell verweht",

drehte sich Elisabeth plötzlich um, die Thränen schossen ihr über das Antlitz und wortlos umfaßte sie mich. Das war es gewesen, deswegen hatte sie so stark gesungen. Sie kämpfte mit den Thränen um den scheidenden Bruder und die leiseren Töne versagten der bewegten Brust. Wolfang war indessen hinter die dichten Fenstervorhänge getreten. — Es war ein ernster Abend. Abschiedsatmosphäre! Wäre die gute Marie Friederike, Elisabeth's Dame d'honneur, nicht gewesen, so hätte schweigende Melancholie den Vorsitz in unserer Gesellschaft geführt. Diesem trefflichen Mitglied des väterlichen Hausstandes blieb es vorbehalten, die immer wieder reißenden Fäden einer allgemeinen Unterhaltung anzuknüpfen und ihren Ruf als Conversations-Penelope auch an diesem Abende in wohlthuendster Weise zu bewähren.

„Der folgende Abend, derjenige der Abreise, war da. Schmerzen, durch alte Kriegswunden bei jedem jähen Witterungswechsel wachgerufen, verhinderten den Vater, mir das Geleit zum Bahnhof zu geben. Er übersah mein Gepäck, der Bediente trug es hinunter. Im Wagen warteten bereits die Damen und Wolfgang meiner. Wir waren allein. Lange Minuten hielt der beste Mann meinen Kopf an seine Brust gedrückt. Er wollte keine Rührung zur Schau tragen; es widerstrebte dem alten Soldaten. Lange verharrte er stumm. Endlich sagte er: „Was Du auch thust, denke an Deine selige Mutter" — hier stockte er. Endlich setzte er hinzu: „Deine selige Mutter sei Zeuge davon!" Dann drückte er mich von sich hinweg und ich ging, ohne dem gerade die Treppe hinauf kommenden Rittmeister trotz seiner Herzlichkeit anders als ganz flüchtig Adieu zu sagen. Ich muß hier gleich hinzusetzen, daß dieser Rittmeister ein Hausfreund war, der sich besonders in der letzten Zeit häufig eingestellt hatte, und der auch heute erschien, um dem allein bleibenden Vater Gesellschaft zu leisten. Auch sei bemerkt, daß er ein stattlicher und vielfach gebildeter Cavalier war, daß ich jedoch keine übermäßige Sympathie für ihn empfand, ohne einen Namen für Das zu haben, was mich von ihm entfernte. Eines aber schoß mir in diesem Augenblick, jäh wie ein Wetterleuchten, durch den Kopf. Hatte er nicht in jüngster Zeit Elisabeth besonders aufmerksam behandelt? Hatte er nicht begonnen, eine Sorgfalt gegen sie an den Tag zu legen, wie sie dem halben Kinde gegenüber kaum angebracht erscheinen mochte? Der Gedanke war neu, befremdend und beunruhigend, und nur dem Drange der Stunde vermag ich es jetzt zuzuschreiben, daß ich mich damals seiner so schnell wieder entschlagen konnte.

„Wenige Augenblicke noch und wir saßen im Wagen; eine Viertelstunde noch, und wir standen auf dem Perron des Bahnhofs. „Ich schreibe Dir gleich morgen", sagte das Schwesterchen, „und wenn Du nach Bonn kommst, sieh nur gleich zur Post, Du findest einen Gruß von der Heimat vor." Wolfgang sagte gar nichts, aber er sah bleich zum Erschrecken aus und hustete viel. Das angestrengte Singen am vorhergehenden Abend äußerte seine üble Wirkung. Schon standen wir vor dem Coupé, welches mich aufnehmen sollte. „Elisabeth, mein gutes Liebchen", sagte ich, „wenn ich fort bin, so halte Dich an den Wolfgang hier. Er sei Dir indessen, was ich Dir war, und —", dies setzte ich leise hinzu, weil die gute liebe Marie Friederike aufmerksam zu werden begann, „hüte Dich vor dem Rittmeister." Da sah mich Elisabeth so groß und klar und verwundert zugleich an, daß ich fast bereute, diesen Punkt berührt zu haben. Dennoch setzte ich mit einem Blick auf den Freund hinzu: „Macht Beide Front gegen den Rittmeister." Sie ergriff Wolfgang's Hand und sagte: „Wenn Du es willst, gewiß."

„Ich hatte den Waggon bestiegen und lehnte mich aus dem herabgelassenen Fenster zur Schwester und zum Freunde weit hinaus. Marie Friederike reichte mir noch ein Päckchen mit Eßbarem zu und erzählte dabei von Abenteuern, welche sie einst auf einer Reise nach Dresden zu

estehen gehabt. Dann gab ich meine Fahrkarte ab — der erste Pfiff er Locomotive gellte durch die Nacht. Der Bediente eilte noch ein Mal herbei. In der Aufregung des Abschieds wollte mir der treue Mensch die Hand küssen. „Wie sie Dich Alle gern mögen", sagte lisabeth und sah dabei so traurig aus, als ob sie das Kläglichste esagt habe. Marie Friederike aber rief noch, ich möchte nur ja des 'unnels zwischen Dresden und Leipzig eingedenk sein und um Alles ı der Welt nicht aus dem Wagen sehen, während ihn der Zug assire. Es würde mich unfehlbar den Kopf kosten. In diesem ugenblick fühlte ich einen heftigen Händedruck Wolfgang's. Er hatte h zu meiner Hand herniedergebeugt. Ehe ich mir jedoch Rechenschaft on der Ursache geben konnte, rückte der Zug an — noch ein Ruck — och einer, und ich fuhr dahin. Im Lichte der Laterne sah ich noch das :be Mädchengesicht mit den breiten blonden Zöpfen, Marie Friederiken's ehendes Taschentuch und daneben Wolfgang im vollsten Schimmer des aslichtes. Grell zuckte der Schein über seine blassen Züge — wie ein rampf faßte mich der Gedanke an des alten Mannes Wort vom iedersehen. Ich fuhr mit der Hand über mein Gesicht. Im selben loment fühlte ich einen Gegenstand über dem Handschuh, der mich hart ıd kalt berührte. Ich blickte hin — es war dieser Ring mit dem sanft immernden Amethyst. Leuchtend aber hing daran die Thräne des assen Freundes. Juwel schmückte das Juwel.

„Lächeln Sie nicht über so viel Freundschaftsbegeisterung, schönste au. Wer sich einer solchen Jugendschwärmerei nicht erinnert, welche denselben Tiefen seines Herzens wohnte, in denen später die Liebe e Opferflammen entzündet — der hat keine Jugend gehabt.

„Wie lange übrigens Marie Friederiken's Taschentuch noch geweht ben mag, weiß ich nicht. Bald schnitt der Zug durch die finstere cht, bald auch nahm die Zukunft all' mein Denken gefangen. Ich eichte mein Ziel, und der Strudel des Studentenlebens, der mich tell in seine bewegtesten Kreise riß, drängte das Bild der Scheidende hinweg."

Hier unterbrach der Student seine Erzählung. Die Zuhörerin derte den Ring zu näherer Betrachtung. Er reichte ihr denselben dar.

„Und jetzt, theuerste Frau", rief er aus, „werde ich mit meinen ttheilungen schneller dem Ziele entgegenstreben. Ich werde Briefgmente, eigens zu diesem Zweck ausgewählt und zusammengestellt, für h reden lassen. Aus ihnen wird sich Alles klarer und dem Geist der ıdelnden Personen entsprechender darstellen, als es meiner epischen ıft jemals gelänge."

Die Lady schien in Betrachtung des Ringes verloren. Schatten en über ihr classisches Gesicht. Wie Dämonen eigener Erinnerung, nen Empfindens huschte es darüber hin. Sie sprach:

„Juwel schmückte das Juwel — und das vergänglichere war das barere von beiden. Poet, Sie haben Recht. Die Perlen der Kleopawaren bezahlbar. Wer aber will jene aufwiegen, die aus den Ab-

gründen der Seele an's Licht gerissen werden, um bei den Gelagen des wüsten Schwelgers, Menschenelend, verpraßt zu werden?"

Nach einer Pause reichte sie den Ring seinem Eigenthümer zurück und rief in plötzlich verändertem Ton:

„Und nun Ihre Briefe! Ich sehne mich nach einem Blick in Elisabeth's Mädchenseele."

Der Student liest der schönen Frau aus seinen Briefen vor.

Der Student nahm die sorgfältig in bestimmter Reihenfolge geordneten Briefe zur Hand. In einem jeden zeigten sich gewisse, absichtlich gewählte Stellen angezeichnet. Diese waren es, welche jetzt zur Lesung gelangten.

Elisabeth an den Studenten.

Vom 1. October.

— — — Wie öde ist es, seit Du gegangen bist! Mein Gesang ruht. Als ob er mir nur Freude bereitet, weil Du daran Theil nahmest, reizt mich seine Uebung jetzt, da Du fern bist, auch nicht im Mindesten mehr. Du wirst über Trägheit schelten, und dies mag der richtige Namen dafür sein. Schilt nur recht heftig, gestrenges Brüderchen — ich werde Besserung anstreben. Uebrigens sind wir Alle verstimmt und die zwei Tage, welche seit Deinem Weggang verflossen, haben sich unerträglich gedehnt. Die Dienstboten selbst vermissen Dich, und erst vor einer halben Stunde habe ich dem alten Franz Deine Reiseroute auf der Karte, wo ich sie gerade studirte, weisen müssen. Wäre Marie Friederike nicht, wir würden das Sprechen verlernen. Zudem ist unser Wolfgang seit dem Abend Deiner Abreise unwohl. Er ist ausgeblieben, und der Vater konnte es erst heute möglich machen, ihn zu besuchen. Die Nachrichten, welche er über ihn brachte, bestürzten uns nicht wenig. Er ist unwohl, ja mehr als das. Wir werden morgen in aller Frühe etwas Erquickendes bereiten und ihm zusenden. Ich weiß, daß ihn dies erfreuen wird. Wenn wir nur auch im Stande wären, unseren Tränken eine erwünschte Heilkraft zu verleihen! Aber mehr als ein Zug in seinem Gesicht erinnert mich an Cousine Helene, die wir im vorigen Jahre so schnell und so schmerzlich verloren. — —

Marie Friederike tritt eben mit einem vollen Pompadour Neuigkeiten und einem großen Strauß Heliotropen in das Zimmer. Von den ersteren sollst Du später erhalten, was Dich etwa interessiren mag. Was den letzteren anbelangt, so kommt er vom Rittmeister, der die „Liebe Gute" getroffen und auf ihren Einkäufen begleitet hat. Der Strauß soll eine artige Aufmerksamkeit nicht nur für mich, sondern auch für Dich vorstellen, der Du Heliotropen so gern littest, daß ich immer mein Fenster davon voll halten mußte. Uebrigens leistete uns der freundliche Sender dieser Blumen gestern wie vorgestern Abend Gesellschaft. Bei jeder Gelegenheit stimmt er in das Lob ein, das ich dem fernen Bruder zolle, und ich glaube fast, daß Deine Mahnung, gegen

ihn Front zu machen, aus nicht motivirter Verstimmung Deinerseits erwuchs. Indessen weißt Du, daß ich Dir willig folge, wiewol ich mir nicht recht klar bin, worin dieses Front-Machen besteht. Sobald ich Wolfgang sehe, soll er mir darüber hinweg helfen. Bist Du es zufrieden?

Der Vater hat Dir vielerlei zu sagen, legt aber heute nur einen kleinen Zettel bei. Er gedenkt erst Nachrichten von Dir abzuwarten, dann steht Dir das Glück längerer Zeilen bevor.

Der Vater an den Studenten.

Vom 25. October.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was Deine Briefe anbetrifft, so haben uns dieselben Erheiterung und Befriedigung bereitet. Die Lebhaftigkeit, mit welcher Du neue Eindrücke empfängst, läßt mich hoffen, daß auch des Lehrreichen so Manches wird haften bleiben. Lasse Dich aber auf der andern Seite nicht zu sehr von der neuen Welt einnehmen und bewahre für die Heimat und deren Güter ein unverfälschtes Herz. Denn dort sind Deine Wurzeln und nur jener Baum wird durch Blätterpracht und Fruchtreichthum erfreuen, um dessen Wurzeln es gut bestellt ist.

Mit Deiner Reise bin ich zufrieden und die ausführliche Beschreibung derselben hat uns unterhalten und angeregt, so sehr auch die Lecture durch Deine schlechte Handschrift erschwert wird. Schreibe daher in Zukunft etwas sorgfältiger und denke dabei an meine alten Augen. Auch empfehle ich Dir dünnes Papier zu nehmen. Doppeltes Postporto für dickes Kartenpapier ist eine eben so nutzlose, wie ennuyirende Ausgabe. Um vieler anderen Dinge halber geschieht es, daß ich Dir diese Winke gebe. Du wirst mehr Vortheil haben, als Du Dir im Augenblick vorstellen magst, wenn Du ihrer eingedenk bleibst.

Wie Du schon von Elisabeth wissen wirst, haben wir heftigen Schrecken mit Wolfgang gehabt. Seit vorgestern können wir ihn aber als außerhalb aller Gefahr betrachten. Er grüßt Dich selbstverständlich auf das herzlichste und kündigt Dir Briefe an, sobald er das Bett verläßt. Seinet- wie unsertwegen hätte ich gleichmäßig bedauert, wenn sich seine Krankheit eben so andauernd gestaltet hätte, wie sie sich heftig zeigte. Vor Allem leidet die Musik Elisabeth's unter seinem Ausbleiben. Bis auf die Lectionen läßt sie dieselben ganz und gar liegen.

Außer dem Rittmeister, welcher uns neulich einen neuen Kameraden zugeführt und auf diese Weise die Whistpartie wieder vervollständigt hat, ist kaum Jemand bei uns gewesen. Der Herbst ist mit Macht hereingebrochen, und während Du noch auf rheinischen Weinbergen Trauben brichst, lassen wir schon in allen Oefen heizen. Uebrigens ersuche ich Dich aus Rücksicht für mich eine bessere Gesinnung gegen den Rittmeister anzunehmen und namentlich in Zukunft mit derartigen Ausfällen gegen ihn zurückzuhalten, wie Du sie Dir in Deinem letzten Briefe wegen des Heliotropenbouquets erlaubtest. Er will Dir wohl und beabsichtigt sogar an Dich zu schreiben. Geschieht dies, worin ich eine übermäßig zarte Rücksicht für mich erblicken würde, so befehle ich

Dir, höflich und pünktlich zu antworten. Du entbehrst noch zu sehr der Erfahrungen, um gegen ältere, mir werthe Personen eine derartige Haltung annehmen zu dürfen. —"

„Aber", unterbrach jetzt die aufmerksam zuhörende Lady den lesenden Studenten, „wer ist denn dieser Rittmeister eigentlich? Ich fange schon an, ihn keineswegs für den am wenigsten interessanten des ganzen Kreises zu halten. Wer war er, und woher rührten die Beziehungen zum väterlichen Hause?"

„Er war", so erklärte des Freundes Antwort, „der vertraute Freund eines ältern Bruders. Durch diesen dem Vater, welcher seine Jugend selbst mit Auszeichnung dem Soldatenstande gewidmet hatte, zugeführt, schloß er sich bald an den weit ältern Mann an, während ich nicht die mindeste Zuneigung für ihn zu empfinden vermochte. Ich habe seitdem anders darüber denken gelernt, und zwar nicht nur durch die Verhältnisse genöthigt, sondern aus eigener freier Erkenntniß. Auch Sie werden aus dem Verlauf meiner Geschichte ersehen, wie recht der Vater daran that, mir die tactlosen Invectiven gegen seinen jungen Freund so strenge zu verweisen."

„Ah so!" sagte die Dame. „Diese Mittheilungen über den Rittmeister geben fast noch mehr zu denken, wie Wolfgang's Leiden. Doch wie? Bekommen wir nicht einen Brief von diesem zu sehen?"

„Hier", sagte der Student, neue Blätter entfaltend. „Er ist jetzt an der Reihe!" Und er las daraus vor, nicht ohne Bewegung bei dem Anblick der schönen und regelmäßigen Schriftzüge.

Wolfgang an den Studenten.

Am 5. November.

Nach trüben und leidensvollen Tagen der erste Sonnenblick, das erste Gefühl gesicherter Wiederherstellung! Wem könnte ich diese Stunde widmen, wie Dir, mein Junge? Und so habe sie denn! Ich bin krank gewesen, schwerer als ich selbst vielleicht ahnte. Indessen wer hätte es nicht werden sollen? Du weißt, wie überlautes Singen mich angreift. Dann hatte ich bei Deiner Abreise mit leichtem Rock im Zuge gestanden — war endlich auf den Straßen ein paar Stunden herumgegangen, bei naßkaltem Abend erhitzt — ich weiß selbst nicht mehr was Alles!

Lassen wir es der Vergangenheit. Ich bin wieder wohl auf und denke bei leidlicher Witterung in einigen Tagen auszugehen. Du weißt, welches mein erster Gang ist. Wie sehne ich mich, jenes Haus zu betreten, das mir lange Jahre Heimat war, und, wenn es das Schicksal gestattet, noch mehr werden soll. — — —

Vor etwa zwei Stunden hatte ich die schönste Ueberraschung, welche gute Genien mir nur auszudenken vermocht hätten. Eben war ich aufgestanden und hatte meinen Anzug vollendet, denn selbst als Reconvalescent empfinde ich einen eingewurzelten Abscheu gegen Schlafrock und Pantoffeln. Ein Wagen hält vor dem Hause. Ich vermeinte sein Rollen zu erkennen, und in der That, wenige Augenblicke später tritt

Dein Vater, der mich schon während meiner Krankheit durch regelmäßige Besuche erfreut hatte, in das Zimmer und bewillkommnet mich als genesen.

„Doch muß ich Sie gleich wieder verlassen, denn meine Damen warten unten.“ Draußen schien die Sonne so prächtig, und wenn es auch nur die bleiche Sonne des Herbstes war — mir war es, als lache der ganze Frühling unten auf der Straße und riefe nach mir. War ich nicht vollständig angezogen und wohl verwahrt? Was sollte mich abhalten, dem unwiderstehlichen Ruf des Augenblicks zu folgen? Und ich folgte ihm. Schon in der nächsten Minute stand ich unten am Wagen. Ach, Herzensjunge, da saß Elisabeth und rief laut auf, als sie mich erblickte und streckte mir beide Hände entgegen. Ich aber ergriff sie zitternd vor Freude und Bewegung. Doch schon schallte des Vaters zürnende Stimme von der Treppe her. Heftigste Vorwürfe und bestimmteste Weisungen, augenblicklich heraufzukommen tönten untereinander. Auch Elisabeth rief: „Gehen Sie, gehen Sie zurück — wenn es irgend wie angeht, kommen wir Sie morgen zu besuchen.“ — „Und wie bloß Sie um den Hals sind“, schalt nun auch Marie Friederike und band mir einen kleinen Schawl um, den sie in der Eile, der Himmel weiß woher nahm. Beide aber drängten mich durch Geberden und Worte nach dem Hause zurück. Was blieb mir übrig, als zu gehorchen? Uebrigens hatten sie nur zu sehr Recht gehabt. Mein Herz schlug so gewaltig, daß ich mich schwindelnd auf die Stufen der Treppe setzen mußte. Es war zu viel für den kaum genesenen Körper gewesen. Auch kannst Du Dir denken, daß es nichts Kleines war, Deinen Vater zu beschwichtigen — aber wie glücklich machten mich seine Vorwürfe, deren Heftigkeit ja nur die Größe seiner Sorge für mich anzeigte! Noch keineswegs besänftigt, sagte er beim Scheiden der herbeigerufenen Wirthin, daß sie ihm für mich stehen müsse. Die alte militairische Gestalt pflegte der guten Frau von jeher nicht wenig zu imponiren, heute aber scheint sie völlig unterjocht. Alle fünf Minuten kommt sie in mein Zimmer, um zu sehen, ob mir Etwas fehle, ob ich auch noch vorhanden sei, ob das Feuer gut brenne (sie scheint mich für einen zum Braten bestimmten Apfel zu halten) — ja, aus Vorsorge, daß mich kein Zug treffe, schließt sie sogar die Thüren des Kleiderschranks ab. Ich aber schreibe indessen an Dich. — —

Du weißt, was mich erfüllt. Ich habe Elisabeth gesehen! Zwar sah ich sie stets in jenen wüsten Nächten, wie sie die Krankheit meinen halb umhüllten Sinnen brachte — aber welche Klarheit ist es, welche die lebende Gestalt umfließt! Ich habe viel darüber gesonnen, ob sie eine Ahnung davon habe, wie sehr sie der Inhalt eines andern Menschenlebens sei! Ich komme zu dem Schluß, sie ahnt es nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen, ob betrüben soll. So viel jedoch weiß ich, daß ich froh bin, mich bisher noch durch nichts verrathen zu haben. Du kennst das Wort, welches Shakespeare seiner Cordelia in den Mund legt. Dies sei auch meine Losung. Wenn es in den Sternen steht,

daß Elisabeth's Herz je für mich erwachen soll, dann möge ihr auch die Freude zu Theil werden, Das, was sie ersehnt, als längst verjährtes Eigenthum hinnehmen zu dürfen. Wenn nicht, so soll kein verwegener Hauch ihre heilige Jugend beleidigt haben, kein Seufzer um einen ihretwillen dem Unglück Geweihten ihren Lippen entschweben. Von Dir aber heische ich dasselbe Verhalten. Sprich nie aus, was wir wünschen, und überlasse es dem Schicksal allein, Deinen Freund, wenn glücklich, vollkommen glücklich — wenn elend, nur ihm bewußt elend zu machen!"

„Cordelia's Wort!" unterbrach die Lady den lesenden Studenten. „Damit meint er jenes: zu lieben und zu schweigen. Dort, wo es steht, habe ich es immer gehaßt — dieses Wort. An sich ist es mir immer wie ein Götterausspruch erklungen. Dort, wo es steht, gebot es ein Schweigen, welches unendliches Unheil über den eigenwilligen Vater, die noch eigenwilligere Tochter brachte. Aber losgelöst von den Lippen Cordelia's ist es groß, ist es einzig. Was dort ein Frevel war — an anderer Stelle wird es zum stolzesten Aufruf, zum goldensten Merkwort. Tadeln wir es, wenn es dem Gebot der Natur Hohn spricht — begeistern wir uns dafür, wenn es zum Siege über die Gebote eines thörichten Herzens verhilft, welches sich selbst das Joch irgend eines Despoten auflegen will. Dann rettet es vor Reue, rettet es vor nie zu verschmerzender Demüthigung. Den Taumel einer Stunde zwingt es freilich zu opfern, aber es sichert eine Zukunft, der auch der leiseste Hauch von Erröthen fern bleiben wird."

Etwas Eigenthümliches, fast Feindseliges zuckte um den Mund der Sprecherin, da sie dies sagte. Sie hatte bisher halb mitlesend in des Studenten Briefe geblickt. Jetzt rückte sie von dem nahe Sitzenden hinweg, ihr graues Seidenkleid, das an ihm hingerauscht hatte, dicht an sich heranziehend. Ein betroffener Blick folgte ihren Bewegungen und suchte endlich ihr Auge. Sie vermied es, demselben zu begegnen und sprach:

„Love and be silent! Ihr Freund hatte eine zerrüttete Brust, aber eine Heldenseele wohnte darin. Lassen Sie mich hören, ob er auch ein Held bleibt und ob wir mehr dürfen, als ihn nur bedauern?"

Der Student biß sich auf die Lippen. Aber auch in ihm schlummerte Trotz und nur zu leicht war es, denselben zu wecken. Als habe er die letzten Worte der schönen Frau gar nicht gehört, fuhr er fort:

„Hier schreibt Elisabeth. Und zwar ist ihr Brief um etwa vierzehn Tage später datirt als der Wolfgang's."

Elisabeth an den Studenten.

Den 18. November.

— — — Somit wäre denn wieder die Whistpartie voll. Des Rittmeisters Kamerad ist ein lustiger Gesellschafter und der Vater befindet sich so wohl, wenn er Abends eine Partie hat, daß man sich schon aus diesem Grunde mit der neuen Bekanntschaft befreunden mag. Wir, d. h. Marie Friederike und ich, haben freilich wenig Unterhaltung

dabei, doch fällt hin und wieder ein Abend auch uns zu. Du wirst Dich freuen, wenn Du erfährst, wie dieselben ausgefüllt werden. Der Rittmeister liest uns vor und ich gestehe Dir gern, daß es kaum etwas Unterhaltenderes giebt, als im Vorleser auch zugleich den Erklärer für das Vorgetragene zu besitzen. Was uns an Wolfgang's Musik zu allen Zeiten so sehr erfreute, daß er uns nicht nur die Beethoven'schen Sonaten auf dem Clavier gab, sondern uns auch das Ebenmaß und den wundervollen Reichthum, in welchem sich ihre Tongefüge aufbauen, klar machte — dasselbe haben wir jetzt mit der Lecture. Denke aber darum nicht, daß die Musik verkürzt wird. Im Gegentheil, wir widmen einen guten Theil derartiger Abende dem Flügel und es ist mir manchmal, als würdest Du Freude an der größern Freiheit und der gesteigerten Sicherheit haben, mit der ich jetzt singe.

„Eine Menge Dinge habe ich über Wolfgang nachzuholen. Es liegt so nahe, wenn von Musik die Rede ist, zu ihm überzugehen und seiner zu gedenken. Seit einigen Tagen erscheint er wieder regelmäßig. Aber es wird noch geraume Zeit währen, bis er die Folgen seiner Krankheit wird verwunden haben. Ich sah ihn das erste Mal nach derselben an unserm Wagen. Wir waren bei ihm vorgefahren und warteten auf der Straße, während der Vater hinaufging, ihn als genesen zu begrüßen. Plötzlich steht der kaum dem Tode Entronnene selbst vor uns. Ich rief unwillkürlich vor Schreck auf. Du denkst es nicht, welche Spuren das Leiden in seinen schönen Zügen zurückgelassen hat! Drei Tage darauf schickten wir ihm den Wagen und er erschien während der Mittagsstunde bei uns. Ich hatte so viel an ihn auf der Seele — aber, wie es so geht, ich fand weder die Gelegenheit noch das Herz über das Alles mit ihm zu reden, was ich Dir zu vertrauen hätte. Weißt Du es denn nicht, ein Bruder ist und bleibt unersetzlich, auch wenn er seinen besten Freund feierlich als Stellvertreter hinterläßt. Dafür verglichen wir die Briefe, welche wir von Dir haben und machten uns allerlei Bilder von Deinem jetzigen Leben. Daß ich ihm vorenthielt, was Du über seine Krankheit geschrieben, wirst Du natürlich finden. Welcher Art die Geheimnisse sind, die Du mit ihm hast, kann ich freilich nicht errathen. Daß aber solche vorhanden sind, entnahm ich daraus, daß er mir kaum ein Drittel all' dessen vorlas, was Du ihm bisher geschrieben. Fast will es mir scheinen, als habe sein Leiden einen Schatten auf sein Gemüth geworfen — es liegt Etwas in seiner Stimmung, was mir neu ist und dies war es auch, was mich, um ganz aufrichtig zu sein, verhinderte, über all' die Zweifel mit ihm zu sprechen, die eines gewissen Umstandes halber meine Seele bewegen. Und so will ich mich denn ganz offen an Dich wenden. Als Du abreistest, sprachst Du mir dringend zu, gegen den Rittmeister Front zu machen und zwar mit Wolfgang gemeinsam. Ich verstehe den Sinn dieser Worte noch heute nicht und doch denke ich heut' ungleich mehr darüber nach, als damals, da Du sie eben gesprochen. Eines aber kann ich Dir sagen: der Rittmeister ist Alles in der Welt, nur nicht ein Gegner. Er schätzt Dich und spricht bei jeder Gelegenheit gern

und herzlich von Dir. Ich aber halte es für unrecht, halte es namentlich für einen großen Widerspruch zu Deinem sonstigen Denken und Empfinden, gegen einen Mann aufgebracht zu sein, der Dir nur Wohlwollen hegt. Dort knüpft er am liebsten über einen Stoff an, wo Du aufhörtest. Er las den Virey von Sealsfield, den Du begonnen hattest, zu Ende, ja, er erbietet sich, die Literaturstudien, welche Du seit einem halben Jahre mit mir getrieben, dort wieder aufzunehmen, wo wir sie verlassen. Stets kommt er auf Deine Ansichten zurück, stets auf die Art und Weise, wie Du die Dinge mit mir zu behandeln pflegtest. Wie könnte ich anders als dankbar sein? Ich befürchte, Du hältst ihn aus irgend einer Marotte für Deinen Gegner und begehst ein schweres Unrecht. Ich weiß zu gut, daß er es nicht ist und halte es für meine Pflicht, Dir dies zu schreiben. Gestern berührte ich den Gegenstand bis zu diesem Punkte im Gespräch mit unserm Wolfgang; aber ohne jeden Erfolg. Ja, mehr als das — verstimmt und unfreundlich brach er davon ab. Er wird anders denken, ich weiß es, sobald er ganz wieder der Alte ist und wie wir uns über diesen Gegenstand verständigen werden, wird auch er es.

„Anfang Februar soll ich nun endlich eingesegnet werden. Was aber sagst Du dazu, daß wir am Vater arbeiten, ob er Dich vielleicht herkommen läßt? Der Rittmeister (da muß ich ihn schon wieder loben!) hat eine vollkommene Verschwörung veranstaltet und so kühn unser Unternehmen erscheint, so wird vereinte Anstrengung vielleicht doch von Erfolg gekrönt. Ein Zettel vom Vater liegt bei. Er ist nicht ohne Besorgniß um Dich in der neuen Welt. Sei nur recht ausführlich in Deinen Briefen an ihn und schreibe niemals an mich oder Wolfgang, ohne einige Zeilen beizulegen."

„So weit Elisabeth", unterbrach sich der Student im Lesen. „Der Rittmeister schrieb mir etwa vierzehn Tage später und brachte mich durch den herzlichen, freimüthigen Ton seines Briefes vollkommen zur Verzweiflung. Ich verlor jede Waffe gegen diesen Mann, und je mehr sich mein Verdacht in Betreff Elisabeth's zu bestätigen schien, desto wehrloser wurde ich.

„Indessen kam Weihnachten heran. Es brachte mir nach norddeutscher Sitte eine stattliche Kiste mit Geschenken, eine reichliche Zulage und die liebsten, besten Briefe. So erwünscht die Geldbewilligung des Vaters kam, so erfreute sie doch nicht besonders. Ihr Eintreffen schien mir anzuzeigen, daß der Plan, zu Elisabeth's Einsegnung reisen zu dürfen, aufgegeben worden. Auch war in keinem der Briefe davon Erwähnung gethan, selbst in dem der guten lieben Marie Friederike nicht, welche doch sonst Alles erwähnte. Später erfuhr ich, daß dieses allgemeine Schweigen verabredet war und einen Theil der Verschwörung des Rittmeisters gebildet hatte."

„Jenes liebe, gute — Muster eines übrig gebliebenen Mädchens correspondirte also auch regelmäßig mit Ihnen?"

(Schluß im nächsten Heft.)

# Wanderungen durch das Elsaß.

Von F. Lucius.

## Zabern.

Unser heutiger Besuch soll den Vogesen gelten und unser Reiseziel haben wir in der nordwestlichen Richtung zu suchen; bis an den Fuß der Gebirge benutzen wir den Schienenweg, und in etwa anderthalb Stunden von Straßburg aus gelangen wir nach der alten Bischofsstadt, dem weit- und wohlbekannten Zabern.

Bei Wendenheim verlassen wir die Basel-Cölner Bahn, um links, nach Westen zu, auf die Pariser Linie überzugehen. Nach wenigen Minuten schon sehen wir zu unserer Rechten einen alleinstehenden, weitläufigen, von einer langgedehnten hohen Mauer umgebenen Häusercomplex vor uns liegen, aus dessen Mitte ein stattliches, von mehreren Thürmchen überragtes Gebäude sich hervorhebt; dicht daneben dehnt sich ein großer wohlgepflegter Gemüsegarten aus und gegenüber verbinden schattige, parkartige Anlagen das Ganze mit dem nahen Wald. Ein flüchtiger Blick sagt uns, daß wir hier irgend eine öffentliche staatliche Anstalt vor uns haben: es ist ein Krankenhaus der traurigsten Art, eine Stätte des Jammers und des Elends, aber auch der selbstverleugnenden, treu ausharrenden Liebe. In der Mitte der dreißiger Jahre nämlich wurden hier, anfänglich unter ganz bescheidenen Verhältnissen, die wenig zahlreichen Irren untergebracht, welchen man bis dahin, in einem der abgelegenen Räume des Bürgerspitals in Straßburg, eine höchst nothdürftige Pflege nur hatte können angedeihen lassen. Die Zahl derselben mehrte sich aber von Jahr zu Jahr in solchem Grade, daß ein Mal um das andere — Alles jedoch nach einem gleich Anfangs ausgearbeiteten und wohldurchdachten Gesammtplane — die ursprünglichen Gebäude vergrößert und durch Neubauten erweitert werden mußten. Auch wurden die Kranken so liebevoll und sachverständig in jeder Hinsicht behandelt und verpflegt, daß sie nicht blos aus den beiden Rheindepartements, für welche die Anstalt eigentlich gegründet worden, sondern auch aus dem innern Frankreich und dem Ausland hierher gebracht wurden und ihrer Viele völlig oder doch theilweise geheilt wieder entlassen werden konnten. Diesen gesegneten und blühenden Zustand hatte Stephansfeld ganz besonders der langjährigen, umsichtigen und menschenfreundlichen Leitung des Herrn Richard, eines seiner ersten Directoren, zu verdanken; unter ihm wurde diese Heilanstalt immer mehr und mehr bekannt in der Nähe und in der Ferne und galt mit Recht als eine der vollständigsten und besteingerichteten für Geisteskranke beiderlei Geschlechts, deren — wenn meine Erinnerungen mich nicht trügen — oft nahe an Tausend zu gleicher Zeit anwesend waren. Heute, das weiß ich aus guter Quelle, ist die Zahl der Kranken nicht weniger, obgleich die aus den französischen Departements stammenden Irren, welche auf Staatskosten verpflegt und unterhalten werden, bereits abgeholt und in anderen inländischen Anstalten untergebracht worden sind.

Das Kloster Stephansfeld war schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von den elsässischen Grafen von Woerd zur Verpflegung der Armen und Versorgung der Findelkinder gegründet und den Chorherren des Augustinerordens zu diesem Ende übergeben worden. Die Einrichtung dieses Findelstiftes scheint aber in früheren Zeiten eine höchst mangelhafte gewesen zu sein, und Kinder, für welche nicht wenigstens hundert Thaler hinterlegt werden konnten, wurden äußerst selten nur aufgenommen. „Vor dem Thore stand eine steinerne Wiege oder Triller, in welche man solche Kinder legen konnte; allein sobald die Schelle klingelte ließ man große Hunde los, ein Knecht schwang sich auf's Pferd und verfolgte Die, welche das Kind hingelegt hatten; holte er sie ein so gab man ihnen das Kind zurück, oder sie mußten die bestimmte Taxe bezahlen." Im Jahre 1775 wurde darum das Kloster säcularisirt, und als während der Revolutionskriege das Straßburger Findelhaus in ein Hospital umgewandelt worden, siedelte die Verwaltung mit den Kindern nach Stephansfeld über; seit 1821 jedoch sind letztere wieder in Straßburg im Anstaltshause oder auch auf dem Lande bei Pflegeeltern untergebracht.

Unterdessen sind wir in dem nahegelegenen Landstädtchen Brumath angekommen. In der Römerzeit hieß dasselbe Brocomagus und war bis in's fünfte Jahrhundert, wo es von den eingedrungenen nordischen Volksstämmen von Grund aus zerstört wurde, eine bedeutende Stadt. Hier theilte sich die von Argentoratus (Straßburg) kommende römische Heerstraße; der eine Weg zog sich nach Concordia (Altstadt bei Weißenburg) und von da weiter nach Spirae (Speyer), wo er mit der Rheinstraße, die über Saletio (Selz) und Tribuni (Lauterburg) führte, zusammentraf. Der andere ging über Tres-Tabernae *) (Zabern, auch Tabernae alsaticae und Tabernae Tribocorum genannt, zum Unterschied von Tabernae rhenanae, Rheinzabern, und Tabernae montanae, Bergzabern, beide in der bayerischen Rheinpfalz gelegen) durch Lothringen nach Diodurum (Metz). Auch wurden hier bei Ausgrabungen zu verschiedenen Malen schon viele und zum Theil sehr interessante römische Alterthümer und Münzen aufgefunden. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Bruomat wieder zu einem Städtchen herangewachsen und sammt seinem Weichbild durch dessen seitherigen Besitzer, den Erzbischof von Mainz, den Herren von Lichtenberg und Leiningen verliehen worden. Diese aber lagen in immerwährendem Streit und bekriegten sich gegenseitig so lange, bis endlich der Herzog von Leiningen besiegt worden und auf alle seine Rechte verzichten mußte. Natürlich hatte Brumath in Folge dieser Streitigkeiten viel zu leiden, wie auch späterhin während Türenne's Feldzug im Elsaß 1674 und 1694 durch die Oesterreicher. Als im Jahr 1480 das Haus Lichtenberg, eines der ältesten des Elsasses, in der Person des Grafen Jacob von Lichtenberg ausstarb, fiel seine auf beiden Rheinufern gelegene, aus etwa hundert Städten, Flecken und Dörfern bestehende Herrschaft seinen beiden Nichten, den Töchtern des 1471 verstorbenen Ludwig VII. von Lichtenberg zu. Die eine derselben, Anna von Lichtenberg, verheirathete sich mit Philipp von Hanau aus der Wetterau, dem sie die Aemter von Buchsweiler, Pfaffenhoffen, Hatten und Westhoffen zubrachte. Die andere, Elisabeth

*) Einige Schriftsteller haben behaupten wollen, daß die Römer mit dem Namen Tres-Tabernae die drei hier aufgeführten Zabern bezeichneten. Sie haben aber nicht bedacht, daß noch eine vierte Stadt den Namen Tabernae trug, nämlich Tabernae mosellanicae, heute Berncastel, in der preußischen Rheinprovinz.

von Lichtenberg, vermälte sich mit Simon, Graf von Zweibrücken-Bitsch. Durch die Verbindung ihrer Tochter Luise Margaretha mit dem Grafen Philipp V. von Hanau wurden alle Güter der alten Familie von Lichtenberg, nach einer Trennung von neunzig Jahren, wieder vereinigt und die Grafen von Hanau nahmen jetzt den Namen Grafen von Hanau-Lichtenberg an. Johann Reinhard, der letzte derselben, starb im Jahr 1736, und da er keine männlichen Erben hinterließ, so fielen die ihm angehörigen elf Aemter seiner Tochter Charlotte Christine, der Gattin des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zu, welcher späterhin unter dem Namen Ludwig VII. Landgraf dieses Landes wurde, und verblieben dem Hause Hessen-Darmstadt bis 1789. — Das durch Joh. Reinhard in Brumath anno 1720 erbaute neue Schloß, welches der Prinzessin Christine von Sachsen, einer Tante Ludwig's XVI., bis zu ihrem 1781 erfolgten Tode zum Aufenthalt diente, wurde 1809 höchst zweckmäßig in eine geräumige, ihrer Bestimmung vollkommen entsprechende protestantische Kirche umgewandelt.

Durch das fruchtbare und wiesenreiche Zornthal fahren wir weiter, an den beiden großen und wohlhabenden Bauerndörfern Mommenheim und Schwindratzheim vorüber, wo viele ergiebige Gruben jene guten und gesuchten Gipssteine liefern, welche hier gemahlen und in der ganzen weiten Umgegend bei Bauten und zu landwirthschaftlichen Zwecken verwendet werden. — Hochfelden, die nächste Haltstelle, war schon früher ein kaiserlicher Flecken, velchen Kaiser Otto I. seiner Gattin Adelheid im Jahr 968 zum Geschenk nachte. Die hiesigen Bäcker sollen zur Zeit so ausgezeichnet gutes und oohlschmeckendes Brod gebacken haben, daß sie Friedrich Barbarossa in einer Irkunde von 1164 ihren Zunftgenossen in Hagenau als Muster zur Nachıhmung empfohlen hat.

Links da drüben erhebt sich anmuthig und friedlich ein kleines Kirchlein nmitten einiger Häuser; es ist Lupstein, an welches sich aus den Zeiten es Bauernkriegs gar blutige Erinnerungen knüpfen. Im Jahre 1525 hatte s nämlich Ittel Jaerg, der Schultheiß von Rotheim, zuwege gebracht, die Bauern gegen den Adel und die Geistlichkeit aufzureizen; etliche 20,000 erselben rotteten sich im Unterelsaß zusammen und zogen, die umliegenden Klöster und Stifter plündernd, Land auf, Land ab. Als sie hörten, daß der erzog Anton von Lothringen gegen sie heranrückte, versuchten sie es, die Päſſe der Vogesen bei Zabern zu besetzen und ihm den Durchgang zu verehren; sie wurden aber zurückgedrängt, mußten Zabern räumen und erlitten ei Lupstein, wo ihrer bei 4000 das Leben verloren, eine solch' empfindliche Niederlage, daß ihnen alle Lust zur Fortsetzung des Widerstandes verging. Sie ließen sich demnach in Verhandlungen mit dem Herzog ein und verspraen, von ihren bisherigen Forderungen abstehen und in den Schooß der ömisch-katholischen Kirche wieder zurückkehren zu wollen. Tags darauf, am 7. Mai, sollten sie ohne Waffen vor dem Sieger erscheinen und aus seinem Munde ihr Urtheil vernehmen. Unterdessen aber hatte derselbe durch einen afgefangenen, von ihrem Hauptanführer Erasmus Gerber *) geschriebenen

*) Am Abend stand er an einer halb zerbrochenen Weide gebunden, den Strick n den Hals, an einer Ecke des Wäldchens, in welchem das herzogliche Lager aufschlagen war; hier bekannte er mit kecken Worten, wie weit seine Pläne gegangen aren: es war auf die Zerstörung vieler Städtchen, Schlösser und Klöster abgesehen, wie auf die Errichtung einer neuen Secte, deren Grundsätze die allerfreiesten gefen wären. Als ihm die anwesenden Herrn vorwarfen, die Ursache des Unter-

Brief die verrätherischen Absichten der Bauern erfahren, welche unverweilt zu anderen angesammelten Haufen stoßen, gemeinsame Sache mit ihnen machen und über die Lothringer losfallen wollten — auch sollen ihrer nicht Wenige auf dem Wege zu dem bezeichneten Stelldichein: „Der Luther soll leben!" gerufen haben. Da waren denn die aufgebrachten Soldaten nicht mehr zurückzuhalten und sie richteten auf dem Mardelberge*) ein Blutbad an, so grausig als nur jemals eines stattgefunden; wüthend fielen sie über die wehrlosen Bauern her und hieben den Tag über deren etwa 16,000 nieder, ja bis in die Stadt Zabern drangen sie ein, mordeten und plünderten wie und was sie konnten und schleppten viele Frauen und Jungfrauen gewaltsam mit sich fort. — Kurz darauf wurde ein zweites Bauernheer droben bei Dambach und Scherweiler auf's Haupt geschlagen und somit dem Aufstande ein Ende gemacht, der wol nur zwei Monate kaum gedauert, aber 25,000 Bauern das Leben gekostet und viele blühende Ortschaften in Schutt und Trümmer verwandelt hatte.

Daß Dettweiler, welches zu unserer Rechten auf der Höhe jetzt vor uns liegt, nicht immer ein bloßes Dorf wie heutzutage gewesen ist, das sagen uns die Mauern, die sich noch hier und da erhalten haben, so wie auch die abgedachten und verwitterten, aber immer noch massiven Thurmüberreste, die an verschiedenen Enden noch zum Vorschein kommen und erkennen lassen, daß sie zu Vertheidigungszwecken einst errichtet worden. Dettweiler war zur Zeit ein Amtssitz und Eigenthum Derer zu Herrenstein, die dort, von hier aus sichtbar, auf dem Gipfel der Vogesen, oberhalb Neuweiler, in herrlichster Lage ihr Stammschloß hatten, das aber längst schon fast gänzlich in Trümmern liegt. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde dasselbe ein solches Raubritternest, daß der Bischof und Magistrat von Straßburg sich mit der Stadt Hagenau verbanden, um dem immer weiter um sich greifenden Unwesen ein Ende zu machen. Eine Kriegslist setzte die Verbündeten ohne Schwertstreich in den Besitz des Schlosses, welches nun an Straßburg überging und 1651 sammt dem dazu gehörenden Gebiet um 35,000 Reichsgulden durch diese Stadt an den General Graf Reinhard von Rosen abgetreten wurde. Sein Grabmal ist in der Kirche zu Dettweiler zu sehen und das nur wenige Minuten von da entfernte, durch seine Nachfolger für eine Colonie reformirter Schweizer gegründete Dörfchen Rosenweiler ist nach ihm benannt worden. — Jenes große, die umliegenden Häuser weit überragende graue Gebäude ist ehemals der Wohnsitz der Herrschaft gewesen; jetzt sind die Gemeindeschulen theilweise in demselben untergebracht, während dessen obere Räume zu mechanischen Baumwollwebereien benutzt werden. In diesem sogenannten Schlosse spielen sich denn auch einige Scenen des Romans „Henri Farel" ab, welchen der vielverdiente, bis in sein hohes Alter noch immer schriftstellerisch thätige Straßburger Archivist Ludwig Spach als

gangs so vieler Unglücklichen gewesen zu sein, und ihm bemerkten, er hätte viel besser daran gethan, sich seiner Gerberei anzunehmen, antwortete er in einer unumwundenen Sprache: „Ha, ihr Herren, es ist Euch gut, daß ich hier bin, denn ich versichere Euch, daß, wenn ich heute durchgekommen wäre, hätte ich Euch einen Streich nach meiner Art gespielt; darum macht jetzt mit mir was Ihr wollt." — Als er hierauf zum Tode verurtheilt worden, ließ sich sein ehemaliger Barbier, der sich dadurch sein eigenes Leben rettete, als seinen Henker gebrauchen. Gerber wurde auf ein Pferd gesetzt, dann strangulirt und an einem Weidenstamm aufgehängt. Strobel IV. 51. 52.

*) Marterberg.

junger Mann geschrieben und unter dem Namen Louis Lavater veröffentlicht hat.

An Steinburg vorüber, welches zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges durch die Mansfeld'schen Truppen ganz und gar verwüstet und zerstört worden, geht's jetzt rasch dem Ziele unserer Wanderung zu. In Monsweiler jedoch dürfen wir die weitberühmte Wallfahrtskirche zur Mutter Gottes von Monsweiler nicht unbeachtet lassen. Nachdem diese von den Schweden in Brand gesteckt worden war fand man — so geht die fromme Sage — mitten im Aschenhaufen unversehrt das hölzerne Muttergottesbild, welches sich jetzt noch in der an die Stelle der alten getretenen neuen Kirche befindet. An allen Marienfesten kommen hier zahlreiche Wallfahrer zusammen, besonders aber am Samstag nach Pfingsten, wo eine große Prozession, der große Kreuzgang genannt, gehalten wird. — Und dieses Kirchlein hier, das so traulich zwischen den Bäumen hindurch uns im Vorbeifahren seinen Gruß herübersendet? Es ist ein protestantisches Gotteshaus, ein Werk der christlichen Bruderliebe, zu dessen Herstellung vor dreißig Jahren Vieler Hände im Elsaß willig sich aufgethan, und auch der allenthalben den Glaubensgenossen gern Hülfe spendende Gustav-Adolf-Verein namhafte und dankenswerthe Beiträge eingesandt. Warum aber, in aller Welt, steht's so vereinzelt, so verlassen fast auf freiem Felde da? Durfte dasselbe denn nicht in der Stadt selbst aufgebaut werden? Ja doch, der katholische Municipalrath der Stadt Zabern hat sogar, um seinen wohlwollenden Gesinnungen den Protestanten gegenüber Ausdruck zu geben, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit das nöthige Bauholz aus den Gemeindewaldungen unentgeltlich geliefert, und Rücksichten ganz anderer Art waren maßgebend, als die Baustelle hier außen gewählt wurde. Die kleine, neugesammelte protestantische Gemeinde bestand nämlich hauptsächlich aus Arbeitern, welche, durch günstige Arbeitsbedingungen angezogen, drunten vom Niederrhein aus Remscheid und Solingen eingewandert, in der bedeutenden, durch Herrn Goldenberg auf dem Zornhof gegründeten, Werkzeug- und Feilenfabrik beschäftigt und zum größten Theil in Monsweiler seßhaft waren. Um diesen Gemeindegliedern den Kirchenbesuch zu erleichtern, wurde die Kirche auf einem von Herrn Goldenberg zu diesem Zwecke geschenkten Grundstücke, so etwa in gleicher Entfernung von Zabern und Monsweiler, erbaut. Seitdem aber hat die Zahl der Protestanten in Zabern selbst in solchem Maße zugenommen, daß schon zu Ende der fünfziger Jahre eine ordentliche Pfarrstelle durch die Regierung gegründet werden konnte und der Geistliche von damals an vom Staate besoldet wird. Die Vorsteher der Kirchengemeinde sehen sich sogar heute schon in die Nothwendigkeit versetzt auf Mittel und Wege zu sinnen, damit in einer nicht allzufernen Zukunft eine neue und größere Kirche in der Stadt selbst aufgebaut werden könne.

Inzwischen sind wir im Bahnhof angelangt und wollen nun gleich unverweilt die Stadt selbst betreten. Wir finden uns in derselben ohne Mühe zurecht, denn Zabern besteht eigentlich nur, einige unbedeutende kleine Seitengassen abgerechnet, aus einer langgestreckten, an einer breiten Straße sich hinziehenden Doppelreihe von Häusern, die, meist reinlich gehalten, einen freundlichen und gefälligen Anblick gewähren. In der eigentlichen Stadt, die etwas höher liegt als die Vorstädte und die Unterstadt, befinden sich einige öffentliche Gebäude, z. B. Stadthaus, Kreisdirection, Gerichtshof. Die etwas versteckte Stiftskirche mit ihrem massiven, viereckigen, unpassend mit knappem

Dache versehenen Thurme scheint auf den ersten Blick nur wenig Interessantes zu bieten; bei näherer Betrachtung jedoch wird der Kenner manichfache architektonische Schönheiten an derselben leicht herausfinden. Der Thurm stammt aus dem zwölften Jahrhundert und ist im romanisch-byzantischen Style erbaut; der Chor wurde im vierzehnten, das Schiff im fünfzehnten Jahrhundert, beide im Spitzbogenstil ausgeführt; feingearbeitete Holzschnitzereien und schön gemalte Fenster schmücken das Innere auf eine würdige Weise aus. In einer der Seitenkapellen hängen vier werthvolle, von Hans Wohlgemuth auf Holz gemalte Bilder, welche vier Stationen oder Austritte aus der Leidensgeschichte vorstellen.

Wenden wir uns nun aber dem Schlosse zu, jenem großartigen Prachtbau, an welchen Millionen schon verwendet, ja man kann wol sagen verschwendet worden und das trotzdem doch niemals so recht eigentlich dem Zweck hat dienen dürfen, für welchen es ursprünglich bestimmt gewesen. Bischof Egon von Fürstenberg hat den Bau desselben begonnen, Fürst Armand Gaston de Rohan ihn zu Ende geführt; eine im Jahr 1780 darin ausgebrochene Feuersbrunst beschädigte es aber dergestalt, daß der damalige Bischof, Cardinal Ludwig von Rohan, sich genöthigt sah, es von Neuem, aber viel größer und herrlicher als es vorher gewesen, durch den Architekten Blondel wieder aufbauen zu lassen. Doch nur die Vorderfront war theilweise fertig gestellt als der Weiterbau durch die Revolution von 1789 unterbrochen wurde; es blieb unvollendet und die der Stadt zugewendete Langseite bot insonderheit einen kläglichen und armseligen Anblick dar. In den Jahren 1816—1818 wurden die Oesterreicher darin einquartirt; späterhin diente es abwechselnd als Fruchthalle, Heu- und Strohmagazin, Kaserne; bald sollte es in eine Fabrik, bald in eine Priesterschule umgewandelt werden, und so verfiel es immer mehr und mehr. Endlich faßte die Stadtbehörde, des lästigen und kostspieligen Eigenthums überdrüssig, den Beschluß, dasselbe dem Staate zu schenken, und in Folge eines Decretes vom 22. Januar 1852 wurde verordnet, daß ein Theil der eingezogenen Güter der Orléans'schen Königsfamilie dazu verwendet werden sollten „das Zaberner Schloß auszubauen und zur Aufnahme der Wittwen hochstehender Civil- und Militairbeamten sofort auszurüsten." Die Arbeiten, von Pariser Architekten geleitet, wurden alsobald begonnen und mit großem Eifer betrieben; achtundsiebenzig Wohnungen, zu je fünf und sechs Zimmern, wurden eingerichtet und mit allen nur wünschenswerthen Bequemlichkeiten versehen; Möbel, Betten, Spiegel, Kochgeschirr, kurz Alles wurde herbeigeschafft und an Ort und Stelle gebracht... die Wittwen aber meldeten sich nur in ganz geringer Zahl zur Aufnahme an und ihrer siebenzehn blos bezogen nach und nach die weiten für sie bestimmten Räume. Jede Wittwe sollte aber vor ihrem Eintritte darthun, daß sie im Besitze eines persönlichen Einkommens von wenigstens 1500 Frs. jährlich sei, und die gerade, welche so viel besaßen, bezeigten keine Lust, auch nicht in einem kaiserlichen Schlosse, sich clausuriren zu lassen. In Folge des Kriegs sind denn nun auch diese wenigen Damen längst schon wieder ausgezogen und die schwarzuniformirten Braunschweiger Füsiliere, welche das Schloß heute bewohnen, haben sich nicht ungern dazu verstanden, deren Erbschaft anzutreten und in dem verlassenen Wittwensitz Quartier zu nehmen.

Ich habe vorhin das Schloß einen Prachtbau genannt und es verdient wirklich diesen Namen im vollen Sinne des Wortes besonders dann, wenn

wir nicht von der Stadt aus die neue, an beiden Enden mit vorspringenden
Pavillons versehene und einem eisernen Gitter geschlossene, dem Marktplatz
zugekehrte Seite, sondern die entgegengesetzte, nach Außen gerichtete Haupt-
façade betrachten. Sie mißt 141 Meter in der Länge und ist allenthalben
is zu den Dachgesimsen hinauf so sinnreich mit den gefälligsten, feinsten und
unstreichsten Bildhauerarbeiten der Art ausgeschmückt, daß man gar nicht
ertig werden kann, alle diese bis in die geringsten Details geschmackvollen
Verzierungen anzustaunen und zu bewundern. Eben so fürstlich war aber
uch zu Rohan's Zeit die ganze innere Einrichtung. Die prachtvollsten, aus
remdländischem Holze verfertigten Möbel, reichvergoldet und mit Sammet
berzogen; schwere seidene Gardinen, werthvolle Gemälde schmückten die
Zimmer und Salons in allen Stockwerken. Um etwaige Vergiftungen durch
Grünspan zu verhüten (und das kann uns den Maßstab für alles Uebrige
eben) war nicht blos das Tafelgeschirr, sondern auch das sämmtliche
Küchengeräthe aus Silber angefertigt. Erfahrene und berühmte Köche boten,
m den Gaumen der allzeit zahlreichen Tischgenossen immer auf's Neue zu
tzeln, alle ihre Kunst und ihre ganze Einbildungskraft auf, ausgesuchte und
ltene Speisen zu Tage zu förden, unter andern auch jene, die verschwende-
ische Ueppigkeit des bischöflichen Lucullus kennzeichnenden Fastenpasteten, die
nzig und allein aus Karpfenzungen, Quappenlebern, Krebsschwänzen,
rüffeln und anderen würzigen Zuthaten verfertigt waren und ausgezeichnet
schmeckt haben sollen . . . wahrscheinlich ganz besonders deshalb, weil das
tück auf weit über hundert Thaler zu stehen kam. — Diesem Innern ent-
rechend war nun auch die äußere Umgebung. Unmittelbar vor dem Schlosse
eitete eine Rasenterrasse mit einem großen Wasserbecken sich aus, welche
rch einen drei Kilometer langen, wie Goethe sagt, „schnurgerade auf die
itte des Schlosses gerichteten Canal" mit einem umfangreichen bei Stein-
rg sich befindlichen Fischteich verbunden war, in dessen Mitte eine Insel
d auf derselben ein prachtvolles Kiosk sich befanden. Ausgedehnte Garten-
lagen mit Blumenbeeten, Treibhäusern, Schattengängen, Lauben und
stlich angelegten kühlen Felsengrotten verbanden die bischöfliche Residenz
t dem kaum zweiundzwanzig Minuten entfernten Fasanengarten, welcher,
seinem ganzen Umkreis mit einer Mauer umgeben, zahlreichem wohlgeheg-
Edelwild zum Aufenthalt diente. Und wenn nun der Cardinal hier an-
jend war und sein eines Souverains würdiges Hoflager in diesem Fürsten-
hielt, wo er seine hohen Gäste, die Hofdamen und Cavaliere von Ver-
les mit einer an's Unglaubliche grenzenden Freigebigkeit bewirthete und
sflüge in's Gebirge, Gondelfahrten, Fischereien und Jagden im großartig-
Maßstabe veranstaltete, welch' massenhafte Geldsummen mögen da ver-
gabt und in Umlauf gesetzt worden sein! Auch wurde seine Ankunft in
ern mit festlichem Jubel begrüßt und mehr denn einmal bezeugten die
wohner ihre Freude über sein Erscheinen dadurch, daß sie seine Pferde
spannten und den Wagen mit selbsteigenen Händen bis zum Schloß
n. Hier soll sich denn auch, glaubwürdigen Angaben zufolge, eine
sode der geheimnißvollen Geschichte abgesponnen haben, welche unter
Namen: „Das Halsband der Königin" bekannt — (Goethe hat den
ff in seinem Lustspiel: „Der Großkophta" bearbeitet) — und für
dinal Ludwig von Rohan so entschieden verhängnißvoll geworden ist.
ist dies eine jener Geschichten, die ihren Reiz behalten, auch wenn man
n den verschiedensten Darstellungen schon gelesen haben mag; wir wollen

sie hier indessen nur so weit wiederholen, als sie mit dem Schlosse von Zabern in Verbindung steht.

Im Jahr 1772 wurde der genannte Kirchenfürst, ein höchst galanter, lebelustiger, prachtliebender und außerordentlich schöner Hofmann von Ludwig XVI. als Gesandter nach Wien geschickt, um womöglich die Theilung Polens zu hintertreiben. Schon um des Zweckes seiner Sendung willen, nicht weniger aber wegen seines offenkundig leichtfertigen Lebenswandels wurde ihm von Seite der sittenstrengen Kaiserin Maria Theresia eine ziemlich frostige Aufnahme zu Theil. Er bildete sich ein, daß Marie Antoinette, die Gattin des Dauphin, welche eben erst seine zudringlichen Artigkeiten verdientermaßen etwas derb zurückgewiesen hatte, dieselbe bei ihrer Mutter ihm bereitet und streute nun, um sich an ihr zu rächen, am Wiener Hofe allerlei verdächtigende und nachtheilige Gerüchte über ihr Betragen aus. Er wurde darum abberufen und von dem inzwischen König gewordenen Dauphin kurz und kalt, von der Königin aber gar nicht empfangen. Seine amtliche Stellung als Großalmosenier hielt ihn am Hofe fest, aber seine Lage wurde für ihn eine völlig unerträgliche; man mied seine Gesellschaft, Niemand wollte mit ihm verkehren — er fühlte sich vereinsamt, unglücklich, elend. Das ging so längere Zeit. Da nahete sich ihm endlich theilnehmend eine Hofdame, die Gräfin de la Motte Valois, und stellte ihm eine durch sie zu vermittelnde Versöhnung mit der Königin in Aussicht. Nun war er ein blindes Werkzeug dieser eben so listigen als habsüchtigen Dame, welche mit ihren Verbündeten, ihrem Gatten und einem ehemaligen Gendarmen Rétaux de Villette, auf die frechste Weise ihn auszubeuten wußte. Unter dem Vorwande, daß er sich die durch ihre Wohlthätigkeit bekannte Königin geneigt machen würde, wenn er kräftig den Unglücklichen zu Hülfe käme, schwindelte sie ihm 60,000 Livres ab, angeblich, um sie an die ihr von der Königin bezeichneten Armen zu vertheilen. Bald darauf erhält sie von ihm 100,000 Livres zu demselben Zweck und stellt ihm ein, wie sie vorgab von der Königin, in Wirklichkeit aber von Rétaux geschriebenes Dankschreiben zu, in welchem dieselbe ihn auffordert, den Hof zu verlassen, damit sie bei dem König desto wirksamer für ihn einkommen könne. Gehorsam diesem Winke zog sich Rohan mit Cagliostro, dem berüchtigten zauberkünstlerischen Abenteurer, dessen eifriger Adept er geworden war, und einigen wenigen Dienern nach Zabern zurück und wartete geduldig den günstigen Erfolg der vermeintlichen weiteren Bemühungen der Frau de la Motte ab. — Als nun zu Ende des Jahres 1784 die Hofjuweliere Böhmer und Bassange der Königin ein Halsband von Diamanten im Werthe von 1,600,000 Livres zum Kaufe anboten, aber weder diese noch ein anderer der europäischen Regenten Lust zeigte, dasselbe anzukaufen, da kam die Gräfin auf den Gedanken, mit Hülfe des Cardinals von Rohan diesen der Königin zu theuren Schmuck um ganz billigen Preis für sich zu erwerben. Jetzt wurden Briefe gefälscht, in welchen die Königin ihn eine Zusammenkunft in Zabern selbst hoffen ließ — Cagliostro war ebenfalls als unentbehrlich ins Geheimniß gezogen und als Mithelfer gewonnen worden — An einem schönen Abend kamen auch wirklich vier vornehm aussehende Reisende geheimnißvoll und derart vermummt, daß man sie unmöglich erkennen konnte, in einem Gasthofe zu Zabern an (es waren Frau de la Motte, ihr Gatte, Rétaux und eine gewisse Legnay, Olivia genannt, welche einige Aehnlichkeit mit der Königin hatte). Um elf Uhr Nachts wurde sie auf ein gegebenes Zeichen durch eine kleine Hinterthür in den bischöflichen Park einge-

lassen und zu der durch Cagliostro eigens dazu vorbereiteten und um die Täuschung zu fördern, nur matt erleuchteten Orangerie geführt, woselbst Rohan von der dicht verhüllten Olivia empfangen wurde. „Sie dürfen Verzeihung hoffen" — sagte sie leise zu ihm — „ich bin mit Ihnen zufrieden — in kurzer Zeit werden Sie wieder nach Paris zurückkehren — jetzt aber verlassen Sie mich" — und indem sie dies sagte, überreichte sie ihm eine Rose und ein das Bild der Königin enthaltendes Kästchen. Jetzt war der Cardinal der glücklichste Mensch unter der Sonne, freudig hoffend und die kühnste Erwartung hegend, eilt er kurz nachher an den Hof .... wird aber ungütig aufgenommen. Als er sich hierüber bei Frau de la Motte beschwerte, suchte ihn diese zu beruhigen und sagte ihm, sie wolle deshalb mit der Königin sprechen und wirklich denselben Abend noch brachte sie ihm von ihr ein Billet des Inhalts, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, wo sie ihm öffentlich Beweise ihrer Freundschaft geben dürfe. Rohan, eingebildet und verblendet wie er war und seit der Zusammenkunft in Zabern der Gunst der Königin gewiß, befolgte den ihm gegebenen Wink und hielt sich sorgsam vom Hofe fern. Hierauf beschied Frau de la Motte die Juweliere zu sich und erklärte ihnen, daß die Königin andern Sinnes geworden und das Halsband jetzt zu haben wünschte, daß aber der Kauf aus allerlei Gründen nicht direct, sondern insgeheim durch einen der großen Würdenträger des Hofes vollzogen werden sollte. Der Cardinal wird schriftlich mit diesem Geschäfte betraut, schließt den Handel um 1,600,000 Livres ab und setzt den darauf bezüglichen Vertrag auf, welchen Frau de la Motte am folgenden Tage mit der Unterschrift: „Marie Antoinette de France" versehen, zurückbringt, worauf die Juweliere den Schmuck arglos dem Cardinal einhändigen. Jetzt giebt die Gräfin vor, daß die Königin bei dem auf den 2. Februar 1785 festgesetzten Hoffeste das Halsband anzulegen wünsche und Rohan, von einem Bedienten begleitet, der das Kästchen trägt, geht nach Versailles, wo er dasselbe in der Wohnung der Frau de la Motte einem in Livrée der Königin tragenden Bedienten übergiebt .... und das mühsam auf hundert Umwegen erstrebte Ziel ist endlich erreicht. Rétaux war der verkleidete Kammerdiener, er brachte das Halsband in ein anstoßendes Zimmer, hier wurden die Diamanten aus ihrer Fassung herausgenommen, vertheilt und einzeln nach und nach in England, Deutschland und Italien verkauft. — Als aber die erste Zahlung von der Königin eingefordert wurde, kam der Betrug an den Tag; der Proceß wurde eingeleitet, das Ergebniß der angestellten Untersuchungen jedoch ist nie veröffentlicht worden. Am 31. Mai 1786 erklärte das Parlament von Paris die Unterschrift der Königin für falsch und nachgemacht und verurtheilte die drei Hauptschuldigen, Herrn und Frau de la Motte zu lebenslänglicher Galeerenstrafe, Rétaux zur Verbannung. Der Cardinal (auch Cagliostro) wurde mit dreißig gegen zwanzig Stimmen freigesprochen, allein seines Amtes als Großalmosenier entsetzt; zudem ward er vom Hofe verbannt, um sich in eine Abtei in der Auvergne zurückzuziehen.

Bald nachher kam er freilich wieder in sein Bisthum nach Zabern — aber nicht für lange. Als die Revolution von 1789 ausbrach, mußte er Frankreich verlassen und seine Besitzthümer wurden als Nationalgüter verkauft. Er starb zu Ettenheim im Badischen den 16. Februar 1802.

Was von Zabern selbst etwa noch zu sagen wäre, läßt sich kurz zusammenfassen. Wie ich schon vorhin angegeben, so hatte sich die Stadt zur Zeit

der Römer zu einer gewissen, wol vorwiegend strategischen Bedeutung emporgeschwungen; von den Allemannen zerstört, wurde sie durch Julian den Abtrünnigen, der damals die römischen Legionen im Elsaß befehligte, wieder aufgebaut und befestigt. Diese Festungswerke nun sind längst verschwunden und wo hie und da noch einige alte Mauerreste zum Vorschein kommen, da rühren dieselben aus der weit jüngern Zeit her, wo Zabern mit einer gewaltigen Mauer umgeben war, welche, wie Münster's Chronik berichtet, eben so viele Thürme hatte als Wochen und eben so viel Zimmer, als Tage im Jahre sind. Zu verschiedenen Malen wurde die Stadt erobert und verwüstet; 923 durch Raoul, Herzog von Burgund, welchem sie Heinrich der Vogler wieder entriß; 1525 durch die aufständischen Bauern und kurz darauf durch Anton von Lothringen, — 1621 widerstand sie tapfer und erfolgreich dem Grafen von Mansfeld; — 1636 mußte sie, nach dreimal glücklich abgeschlagenem mörderischen Sturme sich Bernhard, dem Herzog von Sachsen-Weimar, ergeben; — 1744 im Erbfolgekriege wurde sie durch die kaiserlichen Pandurenführer Nadasti und von Trenck eingenommen und geplündert. Während des Mittelalters gehörte sie abwechselnd den Bischöfen von Metz und Straßburg; nach dem Westphälischen Friedensschluß wurde sie dem letztern zuerkannt, welcher, seitdem Straßburg protestantisch geworden war, (1529) gewöhnlich hier residirte und einen ansehnlichen Hofstaat hielt, dem es nicht gerade besonders schlecht ergangen zu sein scheint, den — um nur Eines anzuführen — der bischöfliche Oberkellner mußte nach einem Actenstück aus dem Jahre 1616 an Wein allein und zwar jährlich folgendes Quantum abgeben:

| | | |
|---|---|---|
| An den Statthalter des Bisthums | 180 | Hektoliter |
| „ „ Kanzler | 48 | „ |
| „ „ Oberschultheiß | 30 | „ |
| „ „ Oberkellner selbst | 42 | „ |
| „ „ Landschreiber | 24 | „ &c. |

hoffentlich doch wol genug, um das Jahr hindurch, selbst wenn's ein Schaltjahr war, einen mäßigen Durst zu stillen! . . .

# Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von **E. von Dincklage.**

Obwol es noch Herbst war, blies ein so schneidender Nordostwind über die weite Haide- und Sandfläche, daß die Schulkinder auf dem Wege zur Stadt feuerrothe Nasen, blaue Wangen und thränende Augen bekamen und zusammengeduckt, wie die Vögelchen in's eigene Gefieder und in die eigene Lebenswärme, mit ihren Holzschuhen über die Steinstraße dahin klapperten, dem alten, niedern Thor zu, welchem bereits vom Magistrat mehrfach in bedenklicher Weise die Nothwendigkeit zu gemeiner Stadt Wohl abgesprochen war, wasmaßen es so finster und nachdenklich dreinschauen mochte. Mit den Kindern kam der Wind zugleich in's Thor, zauste die Mädchen, riß den Jungen die Mützen vom Kopf und pfiff und lachte dazu. Als die Kinder in der Schule waren, wurden die Straßen fast ganz leer, so daß der Luftzug Stallthüren und Bodenluken aufriß, als wollte er, ein rechter Raufbold, drinnen Händel anzetteln. Auf einmal kommen zwei schwarze, wunderliche Gestalten daher, so wunderlich, daß der Nordost aufwiehert, wie ein junges Weidefohlen und sie auch, eins — zwei — drei, am Kragen hat. Die Schwarzen waren große Brummfliegen in Menschengestalt und surrten auch richtig — jede an einer Seite der Gasse — in alle Häuser hinein.

Sie trugen fadenscheinige, schwarze Fracks, auf dem Rücken ein kleines, schmales Mäntelchen, wie eine Frauenschürze; dieser Schemen eines spanischen Mantels mochte ehemals schwarz gewesen sein, indeß der welke, dünne Stoff jetzt in ein mildes Olivengrün übergegangen war. Von dem schwachbehaarten Cylinder wehte ein langer Flor, wozu sie in den weißen Baumwollhandschuhen sehr gestärkte und lebhaft gebläute Taschentücher trugen, der Art, daß alle vier Zipfel herabhingen. Wenn sie von Zeit zu Zeit die Pantomime des Thränenabwischens machten, so rasselten die Tücher wie Papier. Die Schwarzen schnurrten über jeder Schwelle denselben Refrain:

„Die wolehrsame Frau Burgemeisterin Wittfeld, geborene van Steen, des wolehrsamen Herrn Burgemeisters hiesiger Stadt, Wittfeld seliger, betrübte Wittfrau, läßt hierdurch ansagen, daß ihr Sohn, der weiland Architekt Heinrich Caspar Amandus Wittfeld van Steen, gestern Abend zehn Uhr, im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters, in dem Herrn entschlafen ist. Das Begräbniß findet Montag um zehn Uhr statt!“

Weiter summte die bis in's innerste Gebein fröstelnde Fliege und weiter pfiff der Wind, um sich in dem großen Steinhause der Familie Wittfeld selbst einmal anzuschauen, weshalb die Pfahlbürger sothane Trauerkunde so ungemein gelassen aufnahmen? — Der verstorbene Architekt hatte durch zwanzig Jahre alle Kirchen und Amtsgebäude, so wie

die besseren Privathäuser und eine Brücke über die Ems erbaut, und zwar in anerkannt solider Weise — man hätte ihm dankbar sein sollen, aber er war ein abgeschlossener, stiller und ungeselliger Mann, der nicht Weib, nicht Kind hatte und sich nie um Dinge kümmerte, welche nicht seines Amtes waren — wie konnte man lebhafte Theilnahme für einen Verstorbenen fühlen, der Zeitlebens als ein Fremdling innerhalb des Weichbildes seiner Vaterstadt verkehrte, seit er dereinst von einem längern Aufenthalt in Italien heim kam? Aber man wußte, das war der Hochmuth, der leidige Burgemeisterhochmuth, welcher in der ganzen Sippschaft steckte, am meisten in der alten Frau, wie viel sie für Kirchen, Klöster und für die Armuth thun mochte! Der verstorbene Architekt lag jetzt still auf seinem Todtenbett ausgestreckt, sein riesiger Körper schien, unberührt von der letzten Krankheit, gleichsam freiwillig und wunschlos das irdische Dasein aufgegeben zu haben. Die Züge des Todten waren durchaus nicht regelrecht, sie sprachen mehr Kraft als Energie aus, ja die breite, gewölbte Stirn, auf welche braunes, weiches Haar fiel, hätte die eines Dichters sein können. Der Mann sah mehr eingeschlafen, als gestorben aus, eine gefällte Eiche mit grüner Krone dahingesunken. Das Zimmer war einsam, nur flammten zwei große, gelbe Wachskerzen, zwischen denen ein Crucifix stand, im Luftzug. Des heimgegangenen Amandus Wittfeld Bauwerke hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem todten Erbauer; sie schienen eher ein Trotz der Zeit und der Elemente, als der Hort frohen Lebens zu sein, ihre Solidität machte sie schwerfällig, als hätten sie eigentlich viel größer werden sollen wie ihre Ausführung.

Dieser letztere Umstand fühlte sich schon ein wenig bei den Kirchen, unabweisbar aber bei den Wohngebäuden heraus, die noch dazu stets eine gewisse phantastische und unerwartete Verzierung, einen in die antike Zeit zurückschauenden Porticus, eine Säulenhalle im südlichen Geschmack oder irgend ein phantastisches, landesfremdes Beiwerk zeigten. Das steinerne Haus der Wittfelds verleugnete seinen Erbauer und Besitzer nicht. Ueber der aufgestuften Eingangsthür sprang ein halbrunder Balcon vor, der auf fünf dorischen Säulen eine mit Metallplatten bedeckte Kuppel trug. Der Volkswitz nannte diese Zierrath „den Bienenkorb" und die im Hause kräftig herrschende ehrsame Wittib „die Bienenkönigin". Indeß war der „Schwarm" oder das „Jung-Imm" der Frau Burgemeisterin gar bedeutend gelichtet und der Tod hatte eine reiche Ernte zwischen ihren zehn Kindern gehalten, so daß die Matrone im weißen Haar ihre Hausgenossenschaft bis auf wenig Köpfe gelichtet sah.

Die Burgemeisterin war selbst die letzte Trägerin des Namens van Steen, welcher durch mehrere Generationen gleichfalls die Burgemeisterwürde inne hatte. Mit ihrem bedeutenden Vermögen wollte sie den erlöschenden Namen auf den ältesten ihrer Söhne vererben, aber sobald dieser Aelteste sich einige Jahre Wittfeld van Steen genannt hatte, so starb er dahin, und heute lag der letzte Träger des Doppelnamens auf der Bahre. Auch der Name Wittfeld schien im Aussterben begriffen, zwar lebte noch ein alter Stiefsohn der Wittwe, aber seine Gemüthsart,

Gewohnheit und Alter ließen keine Aussicht zu einem Ehebund aufkommen. Was die Töchter der Bienenkönigin anlangt, so waren der eigenen Mutter die Mädchen von Klein auf mehr Last als Freude, die Wittwe hatte keine Achtung vor den Frauen. Hinter zwei Töchtern hatte sich die Pforte des Klosters geschlossen, die Dritte war entführt und von der Mutter verstoßen worden. Nach ihrem Tode nahm sich indeß die Mutter eines hinterlassenen und armen Töchterchens der mißrathenen Verlorenen an, das denn im Steinhause erwuchs.

Die vierte Tochter, die alte, magere, zaghafte Lisette, huschte in dunklen, unmodischen Kleidern um die Mama herum, sie war so dürr, so leise und ängstlich, als hätte sie sich ernstlich vorgenommen, eines guten Tags in Nichts zu zerfließen. Es war, als ob die corpulente Wittwe mit der lauten Befehlshaberstimme alle Lebensluft für sich allein einathmete und so viel Energie vergeudet hätte, daß für ihre Nachkommen nichts übrig blieb. Sie häufte Zins auf Zins — für wen? Ach, jetzt allein für die arme, verschüchterte Lisette, denn die Bienenkönigin hatte es geschworen, ihre entflohene Tochter erhielt keinen rothen Heller und blieb enterbt von Kind auf Kindeskind! Der jungen Enkelin ward das oft genug wiederholt und sie konnte zufrieden sein, daß vor Kurzem die Großmutter den Colonialwaarenhändler August Krei, der den Wittfelds ein Capital schuldete, bewogen hatte, seine Hand der jungen Agnes anzubieten. Seit ihrer Verlobung wurde Agnes doppelt in's Joch der Unterwürfigkeit und Arbeit gespannt, denn die Braut eines Krei konnte wahrhaftig keine Ansprüche machen. Gestern war der Stolz der Wittwe — ihr stets gehorsamer Amandus — gestorben! Niemand wußte, wohin denn nun all' seine Ersparnisse, die nicht unbedeutenden Capitalien des sehr ökonomischen Architekten fließen würden; selbst die Leichenbitter, welche endlich in eine Schänkstube geschnurrt waren und sich Eierbier geben ließen, wußten darüber nichts irgend Glaubwürdiges. — Des Verstorbenen Nachlaß war so viel wichtiger als er selbst, daß seine Leiche wie in Grabesruhe da lag, wo er gestern noch athmete; nur der Wind bewegte dann und wann wie liebkosend sein braunes Haar, und es flüsterte zwischen den Papieren des Schreibtisches so wunderlich, als ob sie eine Geschichte erzählen wollten.

Die verwittwete Frau Burgemeisterin hatte gegen acht Uhr in der Frühe das Haus verlassen, um majestätisch wie immer zur Kirche zu gehen. Sie trug ihren altmodischen, schwarzen Atlaspelz und hinter ihr drein schritt ihre alte Magd Mieke, deren große Vogelnase sich zwischen zwei rothgeweinten Augen emporhob, und trug die Feuerkieke der Wohlehrsamen mit dem blitzenden gelben Messingbeschlag.

Kaum war die Burgemeisterin mit ihrem weiblichen Adjutanten und Oberspion wie ein Ereigniß dahin gegangen, als gebeugt und vorsichtig Lisette, ihre Tochter, das Haus verließ, in ein leichtes, schwarzes Wolltuch gehüllt, die Straße hinabeilte und endlich in das kleine, alterthümliche Haus einer Hinterstraße verschwand. Wäre sie weniger fromm und weniger alt gewesen, man hätte auf ein Rendezvous schließen müs-

sen, so furchtsam wie sie dahin trippelte. Die Furchtsamkeit hat stets etwas Kindisches an sich und bei Lisette war die Scheu vor ihrer Mutter und ihr reines, selbstloses Herz das Einzige, was ihr je von ihrer Jugend zum Bewußtsein gekommen war. Ein Rendezvous war's doch, wenn auch nur mit ihrem sechzigjährigen Stiefbruder, der in's Gesicht „Herr Doctor", hinter dem Rücken aber der „Philosoph" genannt wurde und welcher, wie Diogenes in seiner Tonne, in seinem alten, schimmeligen Häuschen dahin lebte. Die Hausthür führte auf einen engen Gang und an diesem lag des Doctors Stube, die ganz voller Tabaksrauch war. Er selbst, ein kleines, listiges Männchen, saß in einem knasterbraunen Rock vor seinem verräucherten Schreibtisch und legte bei Lisetten's Eintritt ein großes, beschriebenes Blatt, in welchem er gelesen, zur Seite. Gefühlsäußerungen waren in dieser Familie so wenig Mode, daß die Geschwister nichts Besonderes äußerten, obwol zwischen ihrem „Gute Nacht!" von gestern und ihrem stummen Morgengruß von heute der Tod Einen der Ihren abgerufen hatte. Lisette setzte sich dem Bruder gegenüber und rang die Hände in einander.

„Weißt's also schon, Settchen", kicherte der kleine Herr, indem er die lange Pfeife wie ein Tambourmajor vor sich hinhielt, „der liebe Junge, der vollkommene Amandus, Gott hab' ihn selig! hat mir eine Freude gemacht, wie ich seit fünfzig Jahren, seit sie unsern armen Vater kaperte, willst Du oder willst Du nicht? keine gehabt habe — hi, hi — ich als Testamentsexecutor werde ihr die Sache feierlich und im Bratenrock mittheilen — hi, hi!"

„Ach, Josef, die Mama überlebt das nicht; wenn ich an die Tage denke, wo unsere Agnes in's Haus kommen sollte, ach, das war entsetzlich — und nun dieses —!"

„Die Mama überlebt es nicht? Sei ruhig, Settchen, die lebt, bis sie Euch Alle unter die Erde commandirt hat, mich natürlich ausgenommen; mich erhält die Bosheit munter und frisch, denn die Mama ärgert sich über nichts mehr, als über meine Gesundheit, ich hege und pflege mich für sie, ich härte mich ab und treibe Gymnastik, ich habe mir einen falschen Zahn einsetzen lassen, damit ich pfeifen kann, ich habe bei einem Tyroler Unterricht im Jodeln genommen — Alles aus kindlicher Liebe — sieh, und heute soll wett und quitt gemacht werden, was sie mich seit fünfzig Jahren ausfressen ließ, ich komme mir vor wie ein Henker, der einem lange heuchlerisch entkommenen Verbrecher endlich, endlich die Brandmarke auf die Stirn drücken kann!"

Der kleine Greis hatte sich wie in Extase erhoben und seine kleinen Augen funkelten vor Aufregung.

Lisette ertrug die Rede ihres Bruders, wie man den Sturm oder ein unabwendbares Naturereigniß erträgt. Ihre Hände waren fest in einander gefaltet und ihre Lippen zitterten wie im Gebet.

„August Krei wird sicher erwartet haben, der Bruder bedächte Agnes von seinem Eigenen!" flüsterte sie.

„Ganz recht — das giebt eine Bettelwirthschaft, eine rechte Augen-

...e für die Immenkönigin! Es kommt jetzt von allen Seiten, ich ...e sie zwischen diesen meinen Fäusten und werde auch noch das Letzte, ..., was an ihrem stolzen, lieblosen Herzen frißt und sie wiederum an ... Frieden ihrer Umgebung zehren macht wie ein Vampyr, auch das ...te werde ich erfahren!"

„Hast Du sie nicht zeitlebens genug gekränkt?"

Der Philosoph setzte sich; sein Gesicht wurde ganz vergnügt und er ...ichte mit ein paar mächtigen Zügen seine Pfeife wieder in Brand.

...a — hi — hi! Das habe ich! War doch ein glorreicher Tag, als ... nach all' den Universitätsjahren, die sie mich hatte durchstudiren ...ssen um schweres Geld, zurückkam, im leeren Ranzen statt des gewieg-...n Theologen einen nüchternen Philosophie-Ehren-Doctor! O Gau-...um, als sie dann inne wurde, daß statt des bescheidenen Caplans, der ...h im Fasten übt, der Philosoph einen unersättlichen Magen hat und ...ich keinen Deut einbringt — die Alte hätte an den Wänden herauf...ufen mögen — und opferte sofort, als Sühne meines Abfalls und des ...uten Scheins wegen, ganz im Geiste des alttestamentarischen Feldherrn ...ephta, zwei blühende Töchter dem Kloster!"

„Versündige Dich nicht, sie gingen gern und ich beneide sie — ge...lüht hat wol Keine von uns, außer Die, deren Namen wir nicht nennen ...ürfen!"

„Freilich, die hatte doch einen Tropfen vom Blut der Alten; es wäre gut, wenn Agnes auch einmal lernte den Mund aufthun!"

„O, das Kind — wenn wir schweigen?"

„Kind? Das Lamm läßt sich zur Schlachtbank führen, aber der junge Fuchs beißt sich das Bein ab und läßt einen Fuß im Eisen — nur um frei zu sein!"

„Niemand als wir Zwei wissen um das Geheimniß", wagte Lisette zu sagen, als sie ihren Bruder ruhiger sah; „ist keine Möglichkeit, Doctor, daß wir der Mama dies Letzte ersparen?"

„Die Feigen sind ärgere Betrüger als Diebe und Mörder", zürnte Josef. „Geh' nach Haus, Lisette, bete bei dem Todten, das Leben verstehst Du nicht mehr, es hat Dich hingeworfen wie eine verwelkte taube Blüthe! In einer Stunde bin ich da — mein Tag ist gekommen."

Lisette, von innerm Grauen getrieben, wußte in der That keinen Rath und Schutz als den Todten; im Steinhause angekommen, steckte sie den Kopf in's Wohnzimmer und rief einem jungen, blonden Mädchen, das müßig am Fenster lehnte, zu: „Ich bitte Dich, Agnes, komm mit mir neben ihm beten!"

„Was hilft uns alles Beten?" sagte die Blonde, ohne den Kopf zu wenden, „wir können die Dinge erwarten, ob Leben oder Tod — Eins ist so schlimm wie das Andere!"

„Was aber heute kommt", zitterte Lisette, „das ist schlimmer, als Alles, was da war!"

„Schlimmer als mein Eintritt in den Bienenkorb?"

„Nenne das Haus nicht so — ja, ja, noch schlimmer!"

Agnes sah ihre Tante mit den großen, hellblauen Augen an, richtete ihre schmächtige Figur auf und folgte, ohne fernere Einwendung, der voran Hastenden die Stiege hinauf.

Um zehn Uhr saß die Burgemeisterin, einer Souverainin in der That gleich, in ihrem großen Sessel, vor sich ein offenes Gebetbuch, in der Hand, zwischen Daumen und Zeigefinger, so daß sie bei einem leichten Stoß sich um ihre eigene Achse drehte, die Schnupftabaksdose aus Horn. Die Wittwe war eine große und wirklich schöne Greisin. Ihr schneeweißes Haar lag glatt auf der breiten Stirn, Nase und Gesichtsschnitt schienen der Antike nachgebildet, obwol dies alte Antlitz fast unheimlich wurde, weil nichts Weibliches, nichts Mütterliches herausschaute. Die scharfen Augen, lichtblau gleich denen der Enkelin, welche ihr überhaupt mehr glich, als eines ihrer Kinder, ruhten auf nichts; wohin sie sich wendeten, da forschten, taxirten, erschreckten sie, und mit der Härte des Blickes stimmte das breite, eigenwillige Kinn der Matrone vollständig überein.

Die Wittwe Wittfeld van Steen erwartete jetzt die Condolenzbesuche ihrer nächsten Bekannten, Nachbarn und aller Derer, welche ihrem Hause verwandt oder verpflichtet waren, mithin nahezu der ganzen Stadt. Es ist Sitte, daß man bei solchen Veranlassungen in Trauerkleidern kommt, neben dem Sarge betet und dann versucht, die Leidtragenden zu trösten, wobei den Honoratioren eine Stärkung, je nach der Tageszeit, angeboten wird. Allerdings nahezu die ganze Stadt, wenigstens die Hausmütter und Hausväter aller bürgerlichen Heerdstellen waren zu erwarten — Frau Wittfeld kannte sie Alle, sie hatte statt ihres gutmüthigen Ehegespons burgemeisterlich in der Stadt geschaltet und gewaltet und da war kein Pfennig der Communalsteuer erlassen und kein schadhaft gewordener Schornstein war ihrem Scharfblick entgangen. Nach dem Tode des wohlehrsamen Magistratsvorstandes hörte freilich die officielle Stadtbemutterung auf, aber die Leute waren nun einmal zu ehrerbietigem Gehorsam gewöhnt, man glaubte an das Gewicht ihrer Protection. Wer nicht etwa auf erste Hypothek in ihrem Schuldbuch stand, der hatte Ländereien von ihr in Pacht, wohnte in einem Hause der reichen, tugendstrengen Frau, wagte aber auch ohne all' diese Rücksichten nicht, gegen sie aufzutreten; denn man wußte, daß Handwerker und Geschäftsleute, als läge ein Fluch auf ihnen, in Erwerb und Kundschaft von Jahr zu Jahr zurück gingen, wenn sie versucht hatten, die feste, fleischige Hand der Bienenkönigin abzuschütteln. Nur Einer hatte sich unlenksam erwiesen; er widersprach nie, aber er that gemeinhin das Gegentheil Dessen, was ihm zu thun angedeutet war: und dieser Eine ist ihr Stiefsohn Josef, ihr „Kreuz", ihr „Schicksal", wie sie ihn Mieke gegenüber nennt. Die breiten Augenbogen der Wittwe ziehen sich finster zusammen, Josef biegt, in eine alte Chenille mit sechs übereinander fallenden Kragen gehüllt, in der Hand ein groß gefaltetes Papier, um die Ecke.

Er pocht so bescheiden, daß das tönende „Herein!" in gar keinem

Verhältniß zu dieser Anmeldung steht. Josef tritt im Frack ein, er hält einen übergroßen, einem Fischkessel ähnlichen Cylinder in der Hand.

„Ich komme, der Mama meine Condolenz auszusprechen und ihr die Hand zu küssen!"

„Nicht nöthig — und daß Du Dir das Ansehen eines Testamentsexecutors giebst, ist gleichfalls nicht nöthig! Hat Amandus, der mich, das einzige Mal in seinem Leben, gegen meinen Willen beredete, Agnes in's Haus zu nehmen, das Kind in dem Papier da bedacht?" Sie streckte die Hand nach der letztwilligen Verfügung aus: „Sie braucht's nicht zu wissen, es ist Zeit, daß sie Roth und Sorge kennen lernt, sie wird störrig!"

Trotz dieses Winkes hielt der Doctor das Testament zurück und entgegnete, aus den Augenwinkeln schielend: „Nein, Mama, er hat der Agnes nichts hinterlassen, die ganze Erbschaft fällt in eine Hand!"

„Natürlich!" bestätigte die Alte und gab der Dose einen ungeduldigen Schwung, „in meine Hand, aber das ändert nichts; ich setze voraus, er hat Agnes, die Kirche und die Stadtarmen in schicklicher Weise bedacht, mithin bleibt es dabei!"

„Mama hat hier nichts zu bestimmen, der Erbe ist ein Fremder — ein Ausländer!"

Josef betonte das letzte Wort scharf, die Dose, welche in lebhaftem Kreislauf begriffen war, entsank plötzlich den starken Händen und glitt langsam über die schwarzen Wollfalten des Kleides zu Boden. „Ausländer", wiederholte sie mit gepreßtem Athem, „aus Am —". Ein Zucken in Josef's Zügen mochte sie warnen, denn sie faßte sich und sagte ruhiger: „Na, da bin ich doch neugierig!"

„Amandus hatte sich während seiner Studienzeit in Italien mit der Tochter eines Bildhauers verheirathet. Giovanna Bassano hieß sie. Die junge Frau starb bei der Geburt ihres ersten Kindes, aber ich darf der Mama zu dem Enkel Daniele Wittfeld van Steen gratuliren! Obwol Italiener seiner Erziehung nach, hat Amandus darauf gehalten, daß er auch Deutsch lerne!"

Die Wittwe fuhr empor und überragte den Stiefsohn um mehr als Kopfes Höhe. „Das darf nicht sein! Das soll nicht sein!" keuchte sie, „Magdalena van Steen kann nicht einen verlaufenen Italiener zum Enkel, ein Bettelmädchen zur Enkelin haben — das ist wieder eine Deiner verruchten Nichtswürdigkeiten! Und wenn es so wäre — der Vagabonde kommt mir nicht über die Schwelle!"

„Dann hat die Mama in nächster Woche dieses Haus einfach zu verlassen! Sobald Amandus die Augen geschlossen hatte, habe ich, seinem Auftrag zu Folge, an Daniele's Großvater, der des Enkels Erziehung leitete, telegraphirt, der junge Mensch wird nicht säumen, seine Erbschaft anzutreten!"

„Wehe mir!" rief die Matrone zurücksinkend, „mein letzter Sohn, mein Stolz, ist mit einer Schuld gegen mich auf dem Herzen von hinnen gegangen, er läßt mich büßen für seine Thorheit, seinen Wahnsinn —"

Der Stiefsohn trat ihr dicht unter die Augen und zischelte durch die Zähne: „Mama, wer ist ohne Schuld?" Die Matrone schreckte wie vor einem Kanonenschlag zusammen, selbst ihre festen Nerven vibrirten. Josef trat zurück und fuhr ruhig fort: „Amandus sagte mir, er hätte sich nicht entschließen können, sein mutterloses Kind der Kälte des Nordens, der Strenge dieses Hauses preiszugeben, sein Sohn sollte leben, sollte seines Lebens froh werden, er sollte nicht die unselige Furcht kennen lernen, die lieber das theuerste Geheimniß in den Tod nimmt, als es ungerecht entweihen zu lassen!"

Die Wittwe blickte ihn mit weit offenen Augen an und rang nach Luft. Josef hatte feierlich gesprochen und näherte sich jetzt der Stiefmutter.

„Halt!" rief die Alte mit plötzlich erwachender Energie, „her das Testament, ich glaube nicht, was meine Augen nicht sehen!" Josef überreichte ihr das Papier mit der Bemerkung: „Das Duplicat ist gerichtlich deponirt."

„Geh' mir aus den Augen!" rief die Wittwe, bebend vor Zorn.

Josef folgte ungesäumt diesem Rath und rannte mit einer wahren Bräutigamsmiene, vor lauter innerer Genugthuung, gegen ein-Viertelbutzend leidtragender oder doch anscheinend theilender Familienmütter, die sich, Eine unter dem Schutz der Andern, zu dieser Traueraudienz gesammelt und ermuthigt hatten. Während sie nach derselben das Haus verließen, zischelten sie einander zu: „Das hat sie doch getroffen, sie muß doch für Amandus selig ein Herz gehabt haben!" Die braven Damen wußten eben nicht, daß nicht sowol der Verlust, als der Ersatz die Wittwe bedrückte. Als bei der Mahlzeit Lisette zufällig den Namen ihres verstorbenen Bruders nannte, blickte die Mutter sie mit ihrem Thierbändigerausdruck an und sagte:

„Es lebt ein undankbares Kind weniger!"

Nach Tisch, während die Alte that, als schliefe sie wie gewöhnlich, denn sie gab sich bis auf's Aeußerste standfest und unnahbar, huschte die hülflose Lisette mit diesem Urtheilsspruch zu Josef, der zwar auch schlief, aber sofort mit listigen Augen aufwachte. „Weiß sie's denn wirklich, Doctor?"

„Wirklich, sie weiß es, Mamsell!"

„Denkst Du, sie wird den Knaben verleugnen, oder verfluchen, oder — —"

„Oder — oder ermorden? Nichts von alle Dem, Mamsell, der Knabe ist zweiundzwanzig Jahre alt, wenn er sich noch von Hexen und Drachen einschüchtern läßt, so hat er nichts Besseres verdient und hoffentlich sterben dann die Wittfelds mit ihm aus!"

„Vielleicht aber denkt er doch hier freundliche Verwandte zu finden, und Mama —"

„Sei ruhig, Settchen, streng' Dein bischen Hirn an und frag' Dich, ob Mama nicht immer das Unvermeidliche mit ihrem falschen Stolz vor den Leuten vergoldet und mit ihrer Scheinheiligkeit überzuckert hat

— Ihr wißt, Das, was der Welt Zucker scheint, ist Gift — aber was ihre Kinder denken, da dieselben nicht reden dürfen, ist der Mama gleichgiltig! Hihi, die Alte hat keinen freien Muth, denn dazu gehört ein freies Gewissen!“

„Wie meinst Du, Josef?“

„Ich meine nichts, geh' nach Haus und backe und brate für den Leichenschmaus — Gott, wenn eine Fliege sehen könnte, wie groß ein Dom ist!“

Der strenge Ordnungslauf im Steinhause war allerdings aufgestaut, als wären die Ereignisse selbstständig geworden — befremdend waren die Vorgänge allerdings. Während Mama den Verstorbenen für undankbar erklärte, wurde zu seiner Beerdigung in einer großartigen Weise vorbereitet, wie das für keinen der älteren Brüder, ja nicht einmal für den verstorbenen, wolehrsamen Burgemeister selbst geschehen war.

Während bisher nur im unumgänglichen Nothfall und jahrelangen Zwischenpausen der mißliebige Josef zu Rathe gezogen wurde, trabte jetzt die übellaunige Magd Mieke mehrere Male täglich in die Nebengasse und eben so oft erschien dann Josef in der Chenille mit dem Taufschein, Trauschein und all' den Papieren, die der todte Sohn seiner Mutter jetzt wie feindliche Waffen entgegenstreckte.

Wenn die angesehensten Personen der Stadt und Umgegend zum Leichenschmause nach geschehener Beerdigung erschienen, so machte dieser selbst Lisetten's und Mieken's Kochkunst die höchste Ehre. Drei schwere Braten, viele Puddinge und Torten ragten aus den zahlreichen Schinken und Zungenschüsseln, Saurem und Süßem, Flüssigem und Substantiösem hervor. Lisette und Agnes aßen nicht mit, sondern kochten und richteten an, aber August Krei saß rothwangig und mit frohen Mienen unten am Tisch. Großmutter war nicht der Ansicht, man dürfe die Menschen im Unklaren lassen, wohin sie gehören, und sie bemerkte noch gegen den künftigen Enkel: „Du kannst zufrieden sein, überhaupt mit dem Herrn Dechanten und dem Herrn Oberamtmann und den großen Stadtbürgern an einem Tisch zu essen!“

Nachdem die Gesellschaft warm wurde, brachte man hier und dort einige Condolenztoaste aus und störte auch August Krei, der eben ein großes Stück Braten im Munde hatte, durch die Gesundheit, die man auf seine Agnes ausbrachte; er nahm sein Glas und sagte bescheiden ablehnend: „Bitte, bitte, allzu gütig!“

Auf einmal räusperte sich der kleine Philosoph, es ward still im Saal — der Saal war das Prunkzimmer des Hauses und hatte etwas Kirchenähnliches, denn er lag unter der Kuppel, welche die Decke bildete, und hatte eine Glaswand nach den fünf dorischen Säulen und dem Balcon zu — aber der kleine Josef sagte nichts und blickte nur mit einem verheißungsvollen Wink auf die Bienenkönigin. Die Stirn der alten Dame wurde roth unter dem weißen Haar. Das war nicht Verlegenheit, es war der wiederaufsteigende Zorn gegen ihn, den sie heute

in die Erde betteten und der sie überlistet hatte, dann heftete sie ihre Augen auf den Dechanten und den Oberamtmann und hub an: „Ich danke Allen für die mir bewiesene Theilnahme und will es nicht versäumen, meinen Freunden und Nachbarn hierdurch zu wissen zu geben, daß der verstorbene Architekt in seinen jungen Jahren verheirathet war und seine Ehefrau ihm einen Sohn hinterließ, welcher mit Nächstem eintreffen soll, um ein Bürger dieser Stadt zu werden!"

Die Ansprache machte einen tiefen Eindruck und das eingetretene Schweigen wurde nur durch August Krei's heftiges Husten unterbrochen, denn er hatte sich vor Schreck verschluckt an einem Bissen, der wol bessern Looses werth war — August war kein großes merkantilisches Licht, aber der neue Enkel machte ihm doch einen dicken Strich durch die Rechnung

„Ich gratulire!" sagte der Dechant und seinem Beispiel folgten die Anderen, obwol sich nicht klar einsehen ließ, ob die Alte sothane Angelegenheit als eine freudige Schickung betrachte.

Wittfelds geheimnißvoller Enkel machte von diesem Tag an die wunderbarsten Voraussetzungen flüssig; bald war er ein Idiot, ein Krüppel, bald Sohn einer Gräfin, bald der einer Zigeunerin. Da er aber nach vierzehn Tagen noch immer nicht in dem sandigen Weichbild der Stadt erschien, fror die Erfindungsgabe der lieben Mitbürger bei dem ersten tüchtigen Frostwind gleichsam ein und man wartete ruhiger ab, was da kommen würde. Selbst August Krei, der in jener Zeit viel Zuspruch hatte und das Doppelte an Cigarren, Schwefelsticken und Brustbonbons verkaufte wie bisher, wußte nichts. Der arme August! Als die Trauergäste fort waren, fing seine Trauer recht eigentlich an; denn Großmama langte sich den blonden Jüngling und sagte: „Hast gehört, Krei, mit der Erbschaft ist's nichts; wenn Du aber Miene machst, Dein Wort nicht zu halten, so künde ich Dir die Capitalien!"

„O Großmama", entgegnete Krei gerührt, denn er war immer gerührt, wenn er getrunken hatte, „es fällt mir doch nicht ein, Agnes sitzen zu lassen; das arme Mädchen, ich habe sie sehr gern!"

„Nun, dann mach', daß Du nach Hause kommst. Menschen in Deiner Lage dürfen nicht einen ganzen Tag für nichts und wieder nichts verlungern!"

Vor der Zimmerthür fand August seine Verlobte, welche unwillig sagte: „Läßt Du Dir Alles von ihr gefallen, August?"

„Lassen sich nicht alle Leute Alles von ihr gefallen?"

„Hast Du endlich gefragt, wann die Hochzeit sein soll?"

„Ich sie fragen? Mein Kind — sie weiß ja aber, daß mir die Grethe gekündigt hat und ich mit meinem Vieh verhungern kann, wenn Du nicht im Mai — —"

„Nun, so verhungere meinetwegen!" zürnte Agnes und ließ ihn verblüfft stehen. Er hatte doch nur die reine Wahrheit gesagt! Aber Frauen sind gar zu sonderbar und räthselhaft; was wollte denn ein solches Mädchen ohne Aussteuer und Geld?

Wenn der erste Frost über den Braunkohl gegangen ist, schmeckt er gar süß und aromatisch, das wußte Großmama genau, denn sie war feiner auf die Eindrücke der Zunge, als auf die des Herzens.

Als sie mit Lisette in den Condolenzkaffee bei der Frau Oberamtmännin ging, schickte sie daher Agnes mit einem Korb in den Garten vor dem Thor, um recht sorgsam die „Kohlherzen" abzulesen — hier sah die Bienenkönigin auf's Herz. — „Zugleich", meinte die Wittwe, „wird dadurch vermieden, daß sie ihre Zeit mit August vertändelt, der von dem Kaffee gehört haben muß und wol weiß, daß die Braut eines Krei nicht dahin gehört!"

Krei wohnte in einer andern Straße und Mieke wachte darüber, daß Agnes nicht durch diese Straße ging; aber August stellte jedes Mal, wenn er sich rasirt hatte, also Mittwochs und Sonnabends, seinen Rasirspiegel derart in's Ladenfenster zwischen Käse und Heringen, daß er gleichsam um die Ecke in die Hauptstraße reflectirte, und so sah er Agnes mit dem Korb, die sich aber in der Perspective des Rasirspiegels bückte, weil sie den Gartenschlüssel hatte fallen lassen.

Die spionirende Mieke durfte nicht zweifeln, Mamsell Agnes nehme es sich recht genau mit den „Herzen"; denn es war bereits sehr dämmerig, als das junge Mädchen und August auf das alte Thor zuschritt, das jetzt freilich mitten in der Straße lag, die sich nach außen hin ununterbrochen fortsetzte.

Agnes redete erregt und sah weder rechts noch links, eben als sie in die Thorwölbung trat, sagte sie:

„So halte ich's nicht länger aus. Was verschlägt's, ich mache es wie meine Mutter und laufe eines Tages zu Dir, ärmer und verachteter kann ich ja doch nicht mehr werden!"

„Um Gottes Willen, Agnes", entgegnete August erschreckt und kläglich, „Du würdest mein ganzes Geschäft ruiniren und — und — ich danke auch für eine Frau, welche eines Tages ohne Weiteres herläuft, obwol Du mir so lieb bist wie —"

Der Maßstab von August's Liebe ist der Nachwelt verloren gegangen, denn plötzlich sagte eine lachende Männerstimme neben Agnes: „Laufen Sie zu mir, laufen Sie zu mir, ich trage Ihnen den großen Korb und habe gar keine Furcht vor jungen Damen!"

Aufblickend sah Agnes einen großen, dunklen Mann mit glänzenden Augen, der sich ohne Weiteres ihres Korbes bemächtigte.

„August!" sagte Agnes und blickte bedeutsam nach dem Korb.

„Ich bin kein Räuber!" lachte der Fremde. „Ich bin Großsohn von Signora Wittfeld van Steen!"

„So —!" rief August, „wenn ich das nicht wegen der Sprache gedacht habe! Na willkommen!"

„Willkommen?" rief Agnes und faßte den Arm des neuen Cousins mit beiden Händen. „O, nicht willkommen, gehen Sie nicht in das Haus des Unglücks, ich bin in demselben groß geworden, ich kenne es, fliehen

Sie, kehren Sie um, ehe die Großmama auch Sie in's Elend stürzt. Gehen Sie, um aller Heiligen willen! Gehen Sie!"

„Seh' ich aus wie ein hülfloses Kind?" lachte Daniele und reckte seinen schlanken, hohen und doch muskelstarken Körper in die Höhe. „Ich fürchte mich auch nicht vor alten Weibern — dann noch eher vor jungen — hübschen!"

„Ich bin nie jung gewesen", entgegnete Agnes mürrisch, „meine Mutter denke ich mir nur weinend und dann, als sie starb, war ich das häßliche, elternlose Bettelkind!"

Nein, Daniele sah es, sie war nicht hübsch mit ihrem freudlosen Ausdruck und den langen, mageren Gliedern und dem groben, schlecht sitzenden Anzug, und dennoch — diese Blonden in ihrer leidenschaftslosen und doch so eindringlichen Art fassen den Südländer in besonderer Weise; fast eifersüchtig fragte er: „Das Ihr — Liebhaber?"

„Der Bräutigam — Colonialwaarengeschäft!" stellte sich Krei mit Beflissenheit und tiefer Reverenz vor. Er fühlte, was davon abhänge, sich dem Erben angenehm zu machen.

„Ich bin Deine nahe Verwandte", flüsterte Agnes hoch erregt dem jungen Vetter zu, „ich habe nie Jemanden gehabt, zu dem ich Bruder sagen konnte, „Du, Du würdest mich nicht verachten und verspotten, Dir könnte ich dienen ohne Murren, als die Magd, die ich im Steinhause bin, dennoch — geh'! — kehr' zurück!"

Ihren großen, hellen Augen entstürzten schwere Thränen und sie preßte die schmalen, hart gearbeiteten Hände wie im Krampfe auf die Brust. August blickte ängstlich umher, ob Jemand die Scene beobachte, Daniele zog eine ihrer zitternden Hände an sich und sagte: „Weine nicht, meine arme Schwester, denn ich muß jetzt bleiben — Deinetwegen, Du sollst nicht länger schutzlos dastehen!"

Bei der Frau Oberamtmännin wurde eben die zweite Torte mit allerhand Eingemachtem und Bischof umher gereicht, als sich unerwartet die Thür öffnete und die Magd Mieke eintrat Die alte Person sah so erschrocken aus, daß die siebzehn anwesenden Damen, welche alle ihre Füße auf Feuerkieken erwärmten, sich im Gespräch unterbrachen und sie mit durchdringender Neugier anstarrten. „Brennt's?" fragte Frau Wittfeld van Steen scharf.

„Frau Burgemeisterin", stammelte Mieke, „er ist mit der Post gekommen, unser Großsohn, der Italiener!"

Die Wittwe, ihrer geistesstarken Rolle getreu, faßte sich zuerst und befahl: „Bereite ihm einen Glühwein und setze ihm zum Butterbrod Leberwurst auf!"

Mieke fand sich in ihrer Berufspflicht wieder und verschwand. Lisette gab von da ab sehr zerstreute Antworten, aber die Mama aß und trank noch eine halbe Stunde, man würde nichts von Aufregung gemerkt haben, wenn nicht die Schnupftabaksdose unaufhörlich zwischen ihren Fingern getanzt hätte. Als sie fort war, nickten die Damen einander verständnißinnig zu und lächelten fein: „Die Dose!" — Dann

rückten sie zusammen und zuckten die Achseln und sagten mitleidig: „Ein Italiener!“

„Mein Himmel“, warf die Hausfrau ein, „der heilige Vater ist ja auch ein Italiener!“

„O, der ist Papst — das ist etwas Anderes!“ meinten die Damen. „Man mißtraut doch immer den Italienern!“

„Ich warte nur“, sagte die Apothekerin feierlich, ob *er* aus dem Bienenkorb muß oder *sie* — zwei Regenten hausen nicht zusammen!“

Die Damen blickten sich an, es entstand eine etwas gedrückte Pause, dann hauchte es von fünfzehn Lippenpaaren: „Er!“ — Ein leiser Schauder überlief die Damen und sie wickelten mit einem Seufzer ihre fünfzehn Strickstrümpfe zusammen.

Was für eine Rede sich auch die Bienenkönigin zurecht gelegt haben mochte, sie hielt dieselbe nicht, denn sie selbst wurde mit einer Ansprache empfangen:

„Fürchten Sie sich nicht vor dem großen Italiener, Großmama, ich habe ein Herz wie ein Kind und werde gut gegen Alle sein; nur wenn man meinen Zorn aufreizt, dann bin ich Italiener, dann stehe ich nicht für Das, was mein heißes Blut verschuldet!“

„Ich habe mich noch *nie* gefürchtet!“ sagte die Burgemeisterin königlich.

„Nie?“ staunte der eben eintretende Josef, „nie, Mama?“ wiederholte er. „Nun, dann hoffe ich das erste Mal zu erleben! — Und jetzt willkommen, Du Moses, Du Gefundener, Gott segne Dich — ich thue es, ich bin Dein alter Onkel Josef, mein Segen gilt nicht viel, aber ich geb' es, wie ich's habe!“

Daniele, der Mühe hatte, den schwerfälligen Dialect seiner neuen Verwandten zu verstehen, begriff doch gleich, der Oheim sei sehr „*lustig*“ und versprach dann, ihn morgen zu einer ernsten Conferenz aufzusuchen, in welcher berathen werden sollte, wie man sich den Winter am besten und unterhaltendsten durch allerhand gesellige Abwechselung vertreiben könne, damit man nicht vor Langeweile umkomme. Schwester Agnes hatte schon gestanden, daß hier weder Theater, noch Carneval, selten ein Ball und noch seltener ein Concert sei. — „Nun wundert's mich nicht, daß Tausende von Deutschen ihrer Gesundheit wegen nach Italien kommen, indeß noch nie ein Italiener wegen seiner Kränklichkeit nach Deutschland zog!“ rief Daniele; „sie werden vor Langeweile krank. Aber Schwester Agnes und ich, wir wollen nicht krank werden, sie soll ihr Haar hübsch in Locken frisiren, ihre Hände schonen und lichte, modische Kleider tragen, ich lehre sie die Cither spielen und alle unsere Tänze tanzen — und Italienisch soll sie lernen, bis ihre Augen froh und jung werden und ihr Schritt leicht!“ Josef machte einen kleinen, wunderlichen Luftsprung und Lisette bebte, daß sie sich an eine Stuhllehne festhalten mußte.

„Du vergißt“, sagte die Wittwe feierlich, „daß Du in einem Trauerhause bist!“

„Nun“, entgegnete Daniele, „der Papa hat gut ohne mich fertig werden können, ich kannte ihn weniger als jeden Lehrling bei meinem Großvater, ihm lag nichts an meiner Gesellschaft, als er lebte, an meiner Trauer kann ihm, nun er todt ist, schon gar nichts liegen — mir war ein paar Tage traurig, aber das ist lange vorüber!“ Während er sprach, zog er einige große Cigarren hervor und präsentirte Josef davon. „Wenn es der Großmama lästig ist, gehen wir auf mein Zimmer“, fügte er hinzu. Die Dose drehte sich blitzschnell, aber die Alte nickte nur, sie wußte offenbar nicht, wie sie sich dieser harmlosen Sicherheit gegenüber zu benehmen habe.

Am nächsten Morgen ging in der obern Etage ein ungeheures Poltern los. Die Wittwe saß wie ein verkörpertes Donnerwetter in ihrem Lehnstuhl. Als das Gepolter aufgehört hatte, eilte Daniele ganz freudestrahlend herein, Josef hinterdrein. „Es wird Alles herrlich, Großmama, wir haben den ganzen Saal ausgeräumt, da wollen wir Ball spielen, August, Agnes, Josef und die jungen Leute der Stadt, o, ich bin ein tüchtiger Ballschläger. Und tanzen wollen wir dort und Komödie spielen — zu Haus gab mein Großvater immer die redlichen Landleute und treuen Diener und ich die Intriguanten. Sie, Großmama, werden nach den Vorstellungen Denjenigen krönen, der's am besten gemacht hat!“

„Es ist hier nicht des Landes Brauch“, entgegnete die Wittwe, „während des Advents laute Vergnügungen zu betreiben!“

„Oh, dio mio — ich verstoße nie gegen den Brauch des Landes, so werden wir während des Advents Tombola, Mora und Ball spielen. Und nun Addio, ich muß jetzt mit dem Zio Besuche und Besorgungen machen!“

Daniele sprach in seiner frohen Erregung um so schlechter Deutsch und griff zu den milden Ausdrücken seiner Muttersprache.

Mit dem letzten Wort verschwand er grüßend und war schon mitten auf der Straße, ehe Zio Giuseppe noch die Steinstufen des Hauses hernieder hasten konnte. Die Frau Burgemeisterin drehte ihre Tabaksdose, erst rascher, dann gemessener. Mieke hatte sie natürlich von Allem, was oben vorgegangen, verändert und geredet war, auf's Genaueste in Kenntniß gesetzt. Sie zeigte sich in ihrer anscheinenden Ruhe noch schrecklicher als sonst, wo sie laut im Hause umhercommandirte. So wie sie mochte einst Katharine von Medicis im hohen Alter ausgesehen haben, berechnend — schonungslos.

„Agnes!“ rief die Wittwe und das junge Mädchen trat sofort ein. Die Enkelin trug eine andere Frisur — war es diese, oder wie kam es, daß das Mädchen größer und blühender aussah als bisher; ihre Haltung sicherer und ihr Blick weniger mürrisch und ausdruckslos war? — Die alte Frau sah, daß ihre Enkelin ihr ungemein ähnlich werden würde und mit dieser Ueberzeugung kam die zweite, das Mädchen müsse jetzt gezwungen werden zur Unterwürfigkeit, ehe denn es zu spät dazu sei.

„Agnes, wer hat Dir geheißen, den Männern oben bei Ausräumung des Salons und bei der Umänderung von des — von meines Enkelsohnes Zimmer zu helfen?" fragte sie.

„Der Hausherr, Großmama!"

Die Dose flog wie ein Feuerrad, Agnes stellte sich fest in die Schuhe, sie glaubte nicht anders, als ihre Vorfahrin müßte sie ob solcher Keckheit erwürgen, aber die Erbtochter van Steen trug die großen Ereignisse mannhaft, indeß ihr nur die geringfügigen auf die Galle fielen. Sie entgegnete einfach: „Ganz recht, schicke mir jetzt Mieke." Aber die treue Heuchlerin kam schon ungerufen. „Mamsell Agnes", sagte sie mit einem Ton, als wenn eine Holzsäge gefeilt wird, „Mamsell Agnes, da ist Fräulein Rieding, die Schneiderin, um Ihnen das Maß zu nehmen, der Herr Italiener schickt sie zu Ihnen!"

Agnes wurde roth über's ganze Gesicht vor Freude und Genugthuung und beeilte sich, die alten Menschenspinnen allein zu lassen.

„O, unser Haus wird zur Mörderhöhle!" winselte Mieke und rieb sich die Augen mit der Küchenschürze roth. Die Blicke der Gebieterin hefteten sich wie spottend auf sie und ohne eine weitere Bemerkung reichte sie Mieke ein Schlüsselbund und sagte: „Gieb mir den Leinenbeutel mit den Pistolen!"

Die Pistolen der Großmutter waren keine Schießwaffen, sondern Goldstücke; aber sie traf damit recht gut in's Centrum, und das halbe Dutzend, das sie in der hohlen Hand zusammenhäufelte, das wußte sie, war auch nicht umsonst aus dem sichern Schutz des alten Schreibtisches gerissen. „Trag' das zu August Krei, sag' ihm, er soll Nachmittags seinen Kram schließen und hier mit den jungen Leuten guter Dinge sein, Nachtheil soll er nicht davon haben, wenn er ein Ort (Maß) Syrop weniger verkauft."

„Es ist viel!" seufzte Mieke.

„Ich wollte, ich könnte den ganzen Beutel voll hergeben und — aber sie sind nicht wie Krei!"

Daniele und sein Zio, „Onkel" Josef behielt den Namen bis an sein Lebensende, brachten es noch vor dem Mittags-Ave-Maria dahin, daß eine wunderliche Unruhe und Aufregung den üblichen Geistesschlummer der theuren und ehrsamen Mitbürger verscheuchte. Frauen blickten aus den Fenstern, wo sich der Italiener zeigte, vor den Läden standen die Jünglinge von der Elle mit frostrothen Händen und erzählten den Vorübergehenden, der „Italiener" habe ihren ganzen „Kram" durchsucht und umgekehrt und das Beste gekauft, was da gewesen.

Die Gast- und Schänkwirthe schauten mit bunten Hausmützen aus den geöffneten Luftscheiben der brauntapezirten Gaststuben und die Quasten der Mützen tanzten im Winde. Abends war der sonst etwas stagnirende Herrenclub belebt wie eine ABC-Schule; man hörte das Durcheinanderreden deutlich die ganze Straße herunter. Manchmal entstand eine längere Stille, aber dieselbe schloß mit um so lebhafteren Acclamationen — Daniele hatte Kartenkunststücke und allerhand Ta-

schenspielergeschicklichkeiten zum Besten gegeben. Dann sang er italienische Opernarien und declamirte in seiner weichen, unvollkommenen Aussprache kleine deutsche Verse — endlich tanzte er mit dem Apotheker und der Thierarzt pfiff dazu, bis er vor Lachen keinen Ton mehr herausbrachte. Ein Gesangverein, ein Ballspielclub und eine Maskerade wurden schon heute beschlossen und die vorläufigen Einrichtungen entworfen. — Der nächste Tag brachte einen Spazierritt mit August; der arme Krei blickte auf dieses Vergnügen noch jahrelang wie auf ein Martyrium zurück, überhaupt ward dieser Tag bedeutungsvoll in August's sonst so eintönigem Dasein. Als Abends Daniele seinen Citherunterricht mit Agnes begann und Beide ganz vertieft in sich und ihr Studium waren, weckte die Burgemeisterin den schlaftrunkenen August, der seine Augen möglichst groß über den runden, tiefrothen Wangen aufriß, und sprach, seine blaurothe, breite Hand fassend: „Mein Sohn! Du weißt zwar, daß ich gelobt habe, kein Pfennig meines Vermögens sollte auf die Kinder meiner Tochter erben, aber wegen des van Steen'schen Hauses, das für ein Geschäft sehr günstig liegt, wegen des Gartens, der Ländereien, des Tannenkamps und des Torfstiches bin ich durch kein Gelübde gebunden. Wenn Du wie jetzt folgsam und fleißig bist, werde ich Dir an Deinem Hochzeitstag Haus und Garten schenken und Dir das Uebrige testamentarisch verschreiben, falls Du in kindlicher Unterwürfigkeit verharrest! Still, sag' nichts, es bleibt unter uns!"

August war überwältigt von so viel Großmuth, doch fiel in dieselbe ein bitterer Tropfen Wermuth, als Mieke ihm nach Hause leuchtete durch die stockfinsteren Gassen und weinerlich sagte: „Ach, Sie armer Herr August, dieser fremde Ausländer ist zu unserm Unglück gekommen!"

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete Krei, der ganz zufrieden war, „er ist gegen mich freundlich, beschenkt Agnes und verspricht — —"

Mieke lachte — es war wie ein schauerliches Eulengekrächz; das Colonialwaarengeschäft blieb wie angedonnert stehen. — „Hm — Mieke?"

„Aber Sie sind doch Kaufmann, Sie wissen doch, daß kein Mensch in der Welt Geld zahlt, wenn er nicht etwas dafür haben will; daß man Keinen mit Höflichkeit überschüttet, der uns nicht mit etwas dienen soll — und —"

„Nun, warum sollte ich meinem Vetter nicht gern wieder dienen, wo ich kann?"

„Von Herrn Krei will er nicht viel — nur seine Braut!" sagte Mieke und schnäuzte sich laut und energisch.

„Thorheit!" entgegnete August, „am Hochzeitstag bekommen wir ja das van Steen'sche Haus und wenn —"

„Na, gute Nacht, Herr August, desto besser für Sie, wenn's Ihnen recht ist!" August stand vor seiner Thür wie angenagelt und sah dem kleiner und kleiner werdenden Irrlicht in Mieke's Hand und in Mieke's verschlagenem Wesen nach, endlich murmelte er: „Daniele ist reich und

liebt — Agnes — wenn ich reich wäre — Donnerwetter, ich muß die Augen aufhalten, sie ist doch so ein hübsches — nein, ein besonderes Geschöpf, Herr Gott, nein, ich gebe sie nicht her!"

Am nächsten Sonntag war die Aufmerksamkeit eines Theils der weiblichen Kirchenbesucher ungemein getheilt. Die Augen der Damen hafteten besonders oft auf dem mit dunklem Schnitzwerken und Schilden, in die das alte Hauszeichen eingegraben war, verzierten Kirchenstuhl der Familie van Steen. Solche Aufmerksamkeit galt nicht etwa der frommen Lisette, sondern vielmehr dem Italiener, der in einem pelzverbrämten Rock dasaß, noch fast mehr aber der mit einem neuen Seidenkleid und einem Sammethut angethanen Agnes — es war ein unvernünftiger Staat, gewiß, aber man sieht doch: „Kleider machen Leute!" Während sie früher wie ein halbreifes Dienstmädchen dreinschaute, war sie heute ein so feines Fräulein, wie nur eines über die Straße geht!

Auch August betete an diesem Morgen wenig, er starrte unverwandt zu Agnes hinüber und sah, wie der schwarze Schleier so leicht über ihr blondes Haar fiel und wie ihre Augen aus all' der dunklen Umhüllung und Umgebung hervorleuchteten — wie konnte das Alles nur so geworden sein? August würde sich sehr stolz fühlen, nur daß er Mieke's böse Worte nicht los werden konnte.

Die Natur rüstete auf einen weißen Weihnachten und Daniele, der von allen Dingen das Bouquet, das Aroma abschöpfte, ließ einen Schlitten erbauen und verschrieb ein Schellengeläut. Alle Herren des Clubs nahmen den regsten Antheil an Daniele's Unternehmungen, es war ein Schwung in die männliche Geselligkeit gekommen, der einen unterhaltenden Winter versprach. Zio Giuseppe ging überall mit voran, er war unmäßig stolz auf seinen Neffen!

August Krei machte daheim im Geschäft die schauderhaftesten Mißgriffe, er verwechselte Gegenstände, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander hatten, seine Gewichtstücke schienen sich mit raffinirter Tücke der tastenden Hand zu entziehen, so daß er immer ein falsches auf die Wagschale setzte. Die alten Bauerweiber, die Kaffee, Reis und Zucker gegen Butter und Eier eintauschten, schüttelten bedenklich den Kopf und meinten in ihrer plattdeutschen Offenherzigkeit: „Kaufmann August (zum Unterschied von seinem vor zwölf Jahren verstorbenen Vater Gerhard) müsse wol etwas „verdwolen" (etwas verirrt im Kopfe) sein. Die Eifersucht, angefeuert durch die Perspective auf das van Steen'sche Haus, wuchs indeß nicht allzu rasch in seinem Herzen empor; immer hatten Andere für ihn geurtheilt, erst sein Vater, dann sein Vormund, endlich die Burgemeisterin, so daß er sich nicht an diesen Gedanken- und Zeitaufwand gewöhnt hatte. Nebenbei ist ein reicher, junger Vetter mit Haus- und Grundbesitz nicht gerade die Person, der ein junges Colonialwaarengeschäft ohne Weiteres vor den Kopf stößt; aber nach und nach gerieth August doch in einen wehmüthigen Zorn, wenn er sah, wie Agnes in den neuen Kleidern so ganz für Daniele zu leben, zu denken schien, wenn sie mit ihm Ball spielte oder zierliche Tänze aufführte,

wenn sie mit geläufiger Zunge italienische Worte und kleine Verse sprach, ja wenn sie ihm ein leichtes Lied auf der Cither begleitete — da konnte ihn ein wahrer Grimm erfassen — gegen die alte Großmutter, die das Alles ganz ruhig mit ansah, ja sich so benahm, als habe Daniele ihr jede Verantwortung für ihre Enkelin abgenommen.

Endlich trug er's nicht länger, er stellte sich der Alten keck gegenüber und stieß heftig hervor: „Großmutter, ist dies ein Betragen für eine Braut?"

„Das ist die Sache des **Bräutigams**!" entgegnete die Wittwe und bot ihm eine Prise an, nach welcher er so heftig nieste, daß der Kreis junger Leute, der am Tische Tombola spielte, in ein lautes Lachen und Hurrahrufen ausbrach.

Es half nichts, August mußte seine Braut zur Rede stellen, obwol er in letzter Zeit eine Scheu hatte, ihr irgend welche Vorschriften zu machen. Er paßte den Moment ab, wo sie das Zimmer verließ, um einige Flaschen Wein zu holen, und erwischte sie draußen am Kleiderzipfel. „Agnes", sprach er mit zitternder Stimme, „Du bist wol ganz andern Sinnes geworden, seit der italienische Vettersmann da ist, jetzt bin ich Dir zu schlecht!"

„Unsinn, es ist natürlich, daß ich ihm lieber zuhöre als Euch, das geht Jedermann so, aber ich weiß ganz gut, daß er die Wohlthaten, die er mir erzeigt, und seine Freundlichkeit mir nur aus Mitleid spendet, weil ich so ein armes, verachtetes, häßliches Mädchen bin!"

„Häßlich? Lieber Gott, ja ich wollte, Du wärst es noch, aber der Gerichtsvoigt und eine Menge anderer Honoratioren haben mir selbst gesagt, Du gingest auf wie eine Maisonne und ich würde die hübscheste Frau in der Stadt haben, wenn —"

„Nun, wenn —?"

„Ja", schloß August kläglich, „wenn Du mir treu bliebest — aber ich sehe es ja — mit eigenen Augen!"

„Was siehst Du, August?"

„Daß Du den neuen Vetter lieb hast!"

„Ja, das habe ich", sagte nach einem kurzen Schweigen Agnes aus tiefer Brust. „Wie könnte ich anders, ich war eine Sclavin und bin **frei**, ich war elend und bin froh!"

„Nun, als meine Frau sollst Du's wahrlich auch nicht schlecht haben, ich bin kein Tyrann!"

August wollte sie küssen, aber sie entschlüpfte ihm mit den Worten: „Nun, wir werden ja sehen!"

Am Tage vor Weihnachten öffnete sich bescheiden des philosophischen Zio Thür und Lisette schlüpfte in die blauen Rauchwolken, die sich ihr, einen Ausweg suchend, entgegenwälzten.

„Doctor", sagte sie beklommen und athemlos, „ich bin sehr gelaufen, damit Mieke nichts merkt, ich gehe zu Dir — ich komme nämlich vom Dechanten und habe dort für den zweiten Weihnachtstag das Aufgebot

bestellt, aber Niemand soll es wissen, ich bin ein Kind des Todes, wenn die Mama erfährt —"

„So schlage doch gleich ein Kreuzdonnerwetter in alle Weiberköpfe!" fluchte der Philosoph. „Ich sah ihr's schon an, daß irgend eine Unthat schwärmen wollte, da haben wir's, in acht Tagen wäre ich gerüstet gewesen, aber es ist zu früh — zu früh —"

„Gerüstet, Bruder, Du willst doch nicht diese Heirath etwa hintertreiben?"

„Warum nicht? Ich hintertreibe womöglich Alles, was die Mama brauen möchte in ihrem Hexenkessel; das Kind soll wenigstens frei wählen können wen sie heirathet — nun, das erste Aufgebot sagt noch nicht viel —!"

„Nicht viel, Doctor? Es wäre ein Schimpf darnach zurückzutreten, ohnehin hat Mama vom Consistorium die Erlaubniß erwirkt alle drei Aufgebote in eines zu fassen — ach, Josef, mach' mich nicht unglücklich, daß ich das Alles verrathe!"

„Ich mache Dich nicht unglücklich, Deine Feigheit thut es — Du weißt, daß Du den armen Kindern ihre ganze Freude hinterlistig verdirbst und doch gingest Du!"

„Aber Josef, ging ich nicht, so ging Mieke oder Mama — was kommen soll kommt!"

„Freilich, geh' jetzt, ich muß einen reitenden Boten mit einem Telegramm auf die Station schicken. Sei ruhig, ich verrathe Dich nicht, wenn die Kinder Courage haben, mögen sie sich selbst vertheidigen!"

Die Kinder feierten ahnungslos ihren Christabend und Großmama saß heiter und gutmüthig dabei, ja sie betheiligte sich am Spiele und billigte es freundlich, daß Daniele und Agnes nächsten Morgens früh in die Christmette gehen wollten. Daniele war, trotz seines nationalen Mißtrauens, fast überzeugt, der Zio habe arg gelogen, als er behauptete, Mama wäre ein Teufel in Menschengestalt.

Die beiden jungen Kirchgänger erschienen, obschon es eine gar dunkle Winternacht war, gar pünktlich an der Hausthür, um die gemeinsame Wanderung anzutreten. Daniele schloß die Hausthür auf und Agnes leuchtete mit ihrem Laternchen, auf dem obersten Treppenstein stehend, hinaus und sagte: „O weh, es ist ein tiefer Schnee gefallen und nirgends Bahn!"

Kaum waren die Worte verhallt, als zwei kräftige Arme sie umfaßten und aufhoben. Sie wehrte sich nicht dagegen, daß er sie nun sichern Schrittes dahin trug, mit leisem Beben fühlte sie ihre zarte, junge Gestalt an seiner Brust ruhen, sie schlang ihren Arm um seinen Hals und legte ihre Stirn an seine Wange.

„Agnes!" flüsterte Daniele, „wirst Du jetzt noch zu August laufen, wenn sie Dich ängstigen und quälen, oder kommst Du zu mir, der Dich tragen und halten will, sein Leben lang?"

„Du weißt Alles, Daniele", entgegnete sie, „aber ich bin ein armes, verlassenes Mädchen, viel zu gering für Dich!"

„Oh cara mia — könnte ich denn ein unschuldigeres Herz finden als das Deine?"

„Nein, nein, Daniele, ich bin durch Großmutter böse und gottlos geworden, ich weiß es, ich weiß es und nicht so namenlosen Glückes würdig!"

„Agnes, ist meine Liebe denn so wenig für Dich, daß sie die Ungerechtigkeit der alten Frau nicht aufzuwiegen vermöchte?"

„O, Daniele, setz mich zur Erde, daß ich niederknieen und Gott und Dir danken kann! Ja, ich will gut werden, ich will Deine Liebe wie eine Erlösung nehmen, ich will die Feindschaft der alten Frau mit Gehorsam und Liebe besiegen!" Seine Lippen schlossen ihren Mund mit herzinnigem Kusse: „Du bist jetzt keine verlassene Waise mehr!" sagte er und ließ sie sanft zur Erde gleiten, denn hier in der Nähe der Kirche eilten dunkle Gestalten an ihnen vorüber und es zog sich eine betretene Bahn längs der Häuser hin. Drin in dem alten Kirchenstuhl saß das junge, glückselige Menschenpaar Hand in Hand, vor ihnen flimmerten die Lichtlein, welche sie mitgebracht hatten, und in ihnen brannte die läuternde Flamme einer ersten, tiefen Herzensliebe.

„Da sitzt August!" flüsterte zusammenfahrend Agnes. Sie hatte den armen Krei ganz vergessen.

„Wir werden versuchen ihn mit seinem Verlust zu versöhnen", erwiederte Daniele lächelnd, „ein Mann, der die Geliebte nicht schätzen kann, ist ihrer nicht werth!" Agnes glaubte und schwieg.

Das war ein still seliger Weihnachtstag! Die Liebenden wunderten sich, daß Lisette und Mieke es nicht von ihren Stirnen lasen, wie es stand, aber die sahen nichts als ihren eigenen Pfad, den sie wie zwischen rohen Eiern gehend, verfolgten, jedoch Großmama sah es — sie sah es und lächelte. Agnes hätte vor ihr niedersinken mögen und ihr danken, danken für alle Härte und Lieblosigkeit, denn ohne solche Zurücksetzung würde Daniele ja nie auf Agnes geachtet haben. August kam erst spät Abends und schlief dann gleich ein, er war so früh aufgestanden und über Tag waren so viel einkaufende Bauern in seinem Laden gewesen.

Am zweiten Weihnachtstage ging Großmutter in die Frühkirche, die Kinder mußten zum Hauptgottesdienst. Inzwischen saß sie in ihrem Lehnsessel und vor ihr lag die große goldene Uhr des wolseligen Burgemeisters: „Jetzt, jetzt!" murmelte die Bienenkönigin, als der kleine Zeiger sich der Mitte zwischen Elf und Zwölf näherte: „Jetzt wird sie einsehen, daß sie zu früh triumphirte, wenn sie sich schon als Herrin dieses Hauses sah — Herrin des Hauses, in welchem ich regieren will, bis der Tod mich abruft. Die Alte hat die Trümpfe in der Hand, sie wird nicht zum Kinderspott!"

Ihr Gesicht erheiterte sich mehr und mehr. Spähend sah sie die Straße hinunter und murmelte dann, ihr Gesicht in ernste Falten legend: „Da kommen sie — es hat getroffen, sie hebt kaum die Füße auf und er ist blaß und gelb vor Aerger!"

Die Thür flog auf, Daniele stand groß und drohend im Rahmen:

„Wo ist das Kind", fragte Großmama, „daß ich ihr Glück wünsche und sie mir für mein Christgeschenk dankt?"

„Alte Frau", sprach Daniele näher tretend und mit zornbebender Stimme, „heuchle wenigstens nicht — gestehe, daß Du wußtest, wie Du mir und Agnes in's Herz schnittest mit Deiner Hinterlist!"

Die Alte sah ihm fest in die funkelnden Augen und entgegnete: „Freilich wußte und wollte ich's; mich hintergeht Keiner, aber ich hatte das Recht so zu thun!"

„In diesem Hause hat Niemand das Recht Entscheidungen der Art zu treffen als ich!" rief der Enkel fest. „So wahr ich hier stehe, Großmutter, aus dieser Hochzeit wird nichts, soll und kann nichts werden, ich halte mein Recht gegen Deines, Corpo di Bacco, wir werden sehen, welches am schwersten wiegt!"

Die Wittwe nahm eine Prise und erwiederte, den Tabak vom Kleide stäubend: „Natürlich das meine, denn Du hast noch gar kein Recht, außer demjenigen, welches ich Dir aus gutem Willen gab — wo sind die Papiere, unterschrieben und untersiegelt, die da bestätigen, Du seiest der Sohn des Architekten Amandus Wittfeld —? in Italien — nun da könnte Jeder kommen! Du hast gesungen und getanzt und geliebäugelt, statt sie in der Residenz beglaubigen zu lassen! Die Erbschaft und das Haus gehören mir, bis Du sie in aller Form angetreten hast, die Summen, welche Dir Josef einhändigte, gab er Dir auf seine eigene Verantwortung — denn wir haben keine Bürgschaft, daß Du Der bist, für den Du Dich ausgiebst und schweigen wirst Du, bis Du ein gesetzliches Recht hast zu reden!"

Daniele schlug sich ingrimmig vor die Stirn und taumelte gegen die Wand: „Großmama", sagte er sich dann aufraffend, „ich büße schwer für meinen Leichtsinn, aber um der Barmherzigkeit willen, strafe Agnes nicht, schieb die Hochzeit hinaus, bis ich zurück bin!"

„Du hast hier im Hause gethan wie Dir beliebte, ich werde thun wie mir beliebt!"

Daniele murmelte einen Fluch und eilte zu Agnes, um ihr Lebewohl zu sagen, da er ungesäumt abreisen mußte: „Muth, armes Kind, halt Dich nur acht, nur vier bis sechs Tage standhaft und solltest Du vor dem Altar Nein sagen. Versuch' es August zu einem Aufschub zu bewegen, leider muß mich nun auch der Zio als Testamentsvollstrecker begleiten, versprich mir, daß Du fest bleiben willst!"

„Muß ich das versprechen, Daniele? Du findest mich frei — oder todt wieder!"

Eine halbe Stunde später zogen vier Extrapostpferde den Onkel und Neffen durch den immer dichter fallenden Schnee, welcher die Chaussée bereits an manchen Stellen fast unpassirbar gemacht hatte.

Agnes saß, den Tod im Herzen, in ihrer eisig kalten Kammer, sie, welche stets unbemerkt und unterdrückt nur wie ein höheres Hausthier geduldet wurde, war plötzlich zum Augenmerk der ganzen Stadt geworden. Aus ihrer seligen Sicherheit war sie unversehens mitten in

die Wogen geworfen und neben der drohenden Feindin, welche heute ihre Streitmacht entfaltet hatte, stand ein verhülltes, erschreckendes Phantom — die Schuld gegen August. Aber August war so gut, vielleicht, o gewiß, trat er freiwillig zurück! Mit dieser Hoffnung im Herzen trat Agnes vor das Medusenangesicht der Großmutter. Diese schien vollkommen ruhig; als ihr Blick zufällig auf die Enkelin fiel, sagte sie: „Es ist besser, Kind, daß Alles seinen richtigen Gang geht!" und dann setzte sie sich mit gutem Appetit zu Tische.

Agnes war den Tag über wie verloren, es trieb sie auch ihrerseits, um ihr Schicksal zu kämpfen und doch auch wieder bäumte sich ihr Herz dagegen, als eine Bittende vor August zu treten. Endlich legte sie ihre Kapuze über's Haar, hüllte sich in einen Shawl und eilte durch die tief eingeschneiten Gassen, durch welche schmale Pfade, gleich Gruben, dahin liefen.

August stand mit einer Laterne in seinem düstern, gefängnißartigen Waarenlager, zwischen Tonnen und Zuckerhüten, Kisten und Säcken. Er war ganz vertieft in Ueberzählung dieser Gegenstände, die er aufnotirte, und bemerkte Agnes deshalb nicht; als er sich einmal unterbrach im Aufsummiren, geschah das mit den Worten: „Drei Tonnen Heringe, ich wußte, es mußten noch drei Tonnen sein!" Das Mädchen hätte aufschreien mögen vor Schmerz, daß ihn seine Heringe beschäftigten in dem Augenblick, wo das Lebensglück dreier Menschen auf der äußersten, haarscharfen Grenze der Entscheidung stand. „August!" rief sie fast drohend und wickelte sich fester in ihre Hülle.

„Sieh da, Agnes — na, endlich hat's die Alte doch zugegeben!"

„Ich komme, um Dir zu sagen, daß es nicht sein kann! August, Du hattest Recht mit Dem, was Du neulich sagtest, Du hast es eher eingesehen als ich selbst — ich kann Deine Frau nicht werden!"

„Ja, mein Kind, damit kommst Du nun wie Mustart nach der Mahlzeit, das Bedenken ist vorbei, nach dem Aufgebot läßt sich nichts mehr ändern!"

„Wenn wir uns Beide weigern, wenn wir erklären, wir wollten nicht unglücklich werden —"

„Ich mich weigern? Das wäre doch die reine Tollheit, die Alte kündigt die Capitalien und ich bin ruinirt und weshalb solltest Du denn mit mir unglücklich werden, ich thue Dir wahrlich nichts Schlimmes!"

„Weil — o Du weißt es ja — weil ich Daniele liebe und er mich!"

„So — also doch — ja Agnes, das thut mir im Herzen leid, Du mußt Dir Mühe geben ihn zu vergessen!" —

Agnes ging mit rascher Bewegung ein paar Schritte vorwärts, warf sich zwischen den Säcken und Kisten auf die Knie und schrie: „August, hab' Erbarmen, gieb mich frei, bei Gott ich kann Deine Frau nicht werden!"

August antwortete nicht, er setzte sich auf eine Tonne, bedeckte sein

Gesicht mit den Händen und schluchzte wie ein Kind. Agnes rutsc
auf den Knieen bis zu ihm hin und ergriff seine Hände:

„August — o, könnte ich Dir diesen Schmerz ersparen, ich ka
es nicht — gieb mich frei!"

„Habe ich nicht Jahr und Tag für Dich gebetet, gearbeitet
gesorgt?" schluchzte Krei; „erst hieß es: das Geschäft muß sich heb
gut, es hob sich. Dann: es sind theure Zeiten. Gut, sie wur
billiger, endlich: ja, wenn die alte Grete kündigt! gut, sie kündigte
zum Mai — und nun ich endlich so weit bin, kommt dieser Italie
der nie etwas für Dich that, streckt die Hand aus und hat Dich!" Er
seine Hände aus den ihrigen.

„Ich muß jetzt gehen", sagte Agnes sich erhebend, „überleg' es D
aber wisse auch, ich kann und darf nicht Ja sagen vor dem Altar!"

Krei drehte sein Gesicht der Wand zu und antwortete nicht, sie s
wie er sich mühte, das Weinen zu unterdrücken. „Ach, wenn Dan
nur da wäre, er würde gewiß das rechte Wort finden!"

Im Steinhause, neben der Großmama, fand Agnes einige
Bekannte der Wittwe; dieselben unterbrachen ihr Gespräch, um
Mädchen anzublicken: „Mein Gott", rief die Schwester des Dechant
„wie sieht mit einem Male Agnes ihrer Großmutter so ähnlich, das m
Dir doch selbst auffallen, Burgemeisterin —!"

Die Bienenkönigin nickte und entgegnete, auf ihre Enke
blickend: „Was bei mir fester Wille ist, das ist bei ihr Trotz!" und d
lächelte sie.

Zwei — drei Tage vergingen in völliger Ruhe. Agnes beobacht
Anfangs Stunde für Stunde alle häuslichen Symptome, aber kei
deutete auf eine Gewaltmaßregel, nichts änderte sich in den alltäglic
Begebenheiten und Niemand schien sich sonderlich um das Mädchen
kümmern. Sie ahnte nicht, wie prüfend Großmama in ihren Au
las, wie zufrieden die Alte war, als der entschlossene Trotz neuer H
nung und jener Ermüdung wich, die großen Seelenkämpfen im Zusta
der Ruhe zu folgen pflegt. August ließ sich nur flüchtig blicken, es
so viel zu thun in dieser Zeit!

Am vierten Tage konnte Agnes sich dagegen nicht verhehlen,
im Bienenkorb etwas Besonderes vorbereitet werde und zu Mi
erklärte die Burgemeisterin, wie etwas Selbstverständliches:

„Heute Abend ist Dein Kranzwinden, ich habe dazu zwölf
Deinen Schulkameradinnen einladen lassen!" Ein Zittern lief über
junge Gestalt der Enkelin, aber sie sah ein, daß sie nichts thun k
als sich vorläufig ganz ergeben zu zeigen — wahrscheinlich kam Da
heute oder morgen wieder, wenn nicht — Gott konnte sie ja nicht hü
verlassen!

Die zwölf Kameradinnen hatten Agnes immer still und unter
gekannt, es fiel ihnen nicht auf, daß sie das auch bei ihrem Kranzw
war. Der später erscheinende August benahm sich, dem Tage angem
sehr verlegen und aß und trank mit den Kranzjungfern um die

von den guten Dingen, an denen es bei Großmama Wittfeld nie zu fehlen pflegte. Man sang gebührlicher Weise: „Wir winden Dir den Jungfernkranz", und eine entfernte Cousine des Hauses declamirte mit trauriger Stimme ein scherzhaftes Gedicht und überreichte Agnes ein halbes Dutzend silberner Theelöffel. Es war ein recht vergnügter Abend, die jungen Damen bedauerten nur, daß der spaßige Italiener nicht da sei, dann würde es ganz anders, über Tische und Bänke gehen.

Die Brautführerinnen versprachen am nächsten Morgen recht früh zu kommen, um die Braut anzuputzen und dann hüllten sich die Kameradinnen ein und nahmen eine Viertelstunde Abschied und man hörte sie noch eine Zeit lang kreischen und lachen, nachdem sie endlich gegangen waren, denn sie stießen einander in die großen Schneehaufen, die hier und da zusammen geschaufelt waren.

August ergriff — zum ersten Mal nach dem zweiten Festtage — die Hand seiner Verlobten und flüsterte angstvoll: „Agnes, Du wirst mir nicht den Schimpf anthun und vor dem Altar „Nein!" sagen; versprich es mir!"

Agnes holte tief Athem und entgegnete: „Ich verspreche es Dir!"

„Es wird noch Alles gut!" dankte er mit einem zärtlichen Händedruck.

Die Großmama mußte auch ihre besonderen Gedanken gehabt haben, denn Mieke blieb die ganze Nacht auf und schlich umher und lauschte, ob sich irgend etwas im Hause rühre. Alles blieb still, bis die Sonne roth und frostig über den weiten Schneeflächen emportauchte. Rechtzeitig kamen die Brautführerinnen und Agnes ließ sich anputzen, zerstreut und wortlos, auch etwas bleich — aber das muß so bei Bräuten sein. Dann ließ man sie allein, um sich dem Frühstück und den Gästen — nur die nächsten Verwandten der Wittfelds und August's waren eingeladen — zu widmen. Als es Zeit wurde zur Trauung aufzubrechen, fand man die Thür der Braut verschlossen, alles Rütteln und Rufen war vergebens — August wurde herbei geholt, er entfärbte sich und rief: „Sie hat sich getödtet — sie sagte, sie wollte nicht lebend —"

Ein Blick der Bienenkönigin schloß seinen Mund: „Sie hat viel von mir", beruhigte die Wittwe, „sie wird sich kein Leides anthun, so lange sie sich noch wehren kann!"

„Aber Großmama —!"

„Einfältiger Mensch, entweder sie hält sich irgendwo versteckt, oder ist die Straße hinaus geflohen, auf welcher sie Daniele erwartet! Mach' Dich mit Deinem Knechte auf, sie zu suchen, ich theile den Gästen mit, Agnes habe einen Fieberanfall bekommen und schicke zum Arzt, derselbe wird unbedingt bestätigen, was ich sage —! Nun, Mieke war das Fenster auf?" fragte sie, als die Magd das verschlossene Zimmer von innen öffnete. Die Magd nickte:

„Durch's Fenster ist sie in den Garten gesprungen und durch das Pförtchen hinaus, da hören denn die Spuren auf, weil die Hinterstraße betreten ist!"

Der Arzt kam und theilte alsbald den beunruhigten Gästen mit,

Agnes habe einen Fieberanfall, der das Herannahen des — Typhu
befürchten lasse, von der Hochzeit dürfe keine Rede sein. Die Gäs
eilten von dannen, als brenne der Fußboden unter ihnen, die Freun
dinnen hatten jetzt alle schon etwas Besonderes bemerkt — o, s
waren nicht auf den Kopf gefallen, gestern wollten sie nur nichts sage
aber sie wußten, es käme etwas Schreckliches.

Als August einige Stunden mit seinem Knechte umsonst in de
bekannten Häusern und auf der verschneiten Straße gesucht hatte un
es bereits zu dämmern begann, kehrte er, von Angst gehetzt, heim und hol
sich Rath bei der Burgemeisterin. „Geh' zum Voigt, sag' ihm, Dein
Braut habe im Fieberparoxismus die Flucht ergriffen und veranlaß
ihn, die junge Mannschaft zum Suchen aufzubieten, namentlich durch
streift die Tannen und achtet auf die Scheunen, sie wird sich nahe a
der Straße halten, um den Herzliebsten gleich zu sehen — wer wei
sie mag, wenn sie hungrig wird, von selbst wiederkommen, die Närrin!"

August schluchzte in sein rothes Baumwolltaschentuch: „Ach, sie i
hin, das liebe, arme Kind — hin und todt, es schneit ja, daß ma
nicht fünf Schritte weit sieht und draußen im Felde sind haushohe Berg
zusammen getrieben. — O Agnes, Agnes, ich bin Dein Mörder — i
wollte ich wäre auch todt!"

„Geh', Memme!" rief die Bienenkönigin, „pfui über Euch furch
samen, einfältigen Männer!"

Die Wittwe verachtete alle Furchtsamkeit und Verzagtheit; sie kannt
doch nur zwei Menschen, welchen sie wirklichen Muth zutraute, ihr
beiden Enkelkinder! und diese gerade haßte sie, weil sie ihrer Herrsch
sucht im Wege standen.

Mit sinkender Nacht bewegten sich Fackeln durch die Straßen, ma
gab sich Hörnersignale und ergriff alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln
um die Verlorene zu entdecken und die Suchenden in ihrem nächtliche
Unternehmen zu unterstützen. August hatte sich das Revier zunäch
der Landstraße vorbehalten und entwickelte eine staunenswerthe Umsich
und Ausdauer, indeß die meisten Anderen die Sache ziemlich lässi
betrieben; denn entweder, sagten sie, hat das Mädchen eine Unterkun
gefunden oder sie ist doch schon todt. Gegen Mitternacht waren vo
den zwanzig ausgezogenen Fackelträgern nur noch sechs mehr im Feld
die anderen waren heimlicher Weise nach Hause gekehrt.

Endlich ließen auch August's Kräfte nach, er hatte zu allen Au
regungen des Tages und zwölfstündigem Umhersteigen im Schnee d
ganzen Tag so gut wie gar nichts gegessen — seine stets so roth
Wangen wurden aschfarben, er taumelte wie ein Betrunkener und s
besinnungslos in den Schnee. Eben stieg der Mond empor und
Wetter schien gleichfalls für diese Nacht mit seinem Unwesen ein E
zu machen. Einige Menschen, welche noch in der Stadt aufgeblie
waren, um den Ausgang der Expedition zu erwarten, sahen, daß
zuletzt heimkehrenden Männer einen menschlichen Körper trugen
riefen aus den Fenstern: „Habt Ihr sie?" — „Nein", war die Antw

„es ist der junge Krei, welcher in tiefe Ohnmacht gefallen ist!" — „Ein Unglück kommt doch nie allein!" bemerkte Dieser oder Jener und schloß das Fenster, denn ein scharfer Frostwind hatte sich aufgemacht.

Inzwischen hatten Daniele und der Philosoph ihre Rückreise mit innerer Unruhe angetreten, einer Unruhe, die um so peinlicher wurde, als der ungewöhnlich starke Schneefall die Eisenbahnzüge zwang, nicht nur langsam und unregelmäßig den Verkehr zu vermitteln, sondern sogar einen zwölfstündigen Aufenthalt in einer sehr unwirthbaren Gegend herbeiführte. Als die Reisenden nun gar nach dem Postverkehr fragten, an der Station, wo sie die Eisenbahn, zunächst der Heimat, verließen, da wurden die Achseln gezuckt und man mußte es ganz dem Wetter anheimstellen, wann und in wie langer Zeit die Landstraße losgeschaufelt werden könne. Daniele miethete einen leichten, hohen Korbwagen, ein gutes Gespann und drei handfeste Leute mit Schaufeln und so setzten die beiden Wittfelds Abends die Fahrt fort. Bis Mitternacht stellten sich zahllose Schwierigkeiten und Unfälle dem Fortkommen entgegen, als aber der Mond aufging und die dunklen Wolken sich zusammenballten und immer höher und weiter hinwegziehend ein Stück Himmel mit blitzenden Sternen frei ließen, da wurden die nächsten Meilen verhältnißmäßig rasch zurückgelegt und mit dem Schlage Zwei vom Kirchthurm hielt das Fuhrwerk vor dem Bienenkorbe und Daniele pochte eine Secunde später heftig an die Hausthür. Mieke öffnete nach wiederholtem Pochen und als der junge Mann die Zurückweichende am Arm faßte und sie wie mit eisernem Griff quetschend fragte: „Hat man Agnes gezwungen sich trauen zu lassen?" — da sagte Mieke: „Gott bewahre, nein, nein!" Schon wollte der junge Mann sich beruhigt niederlegen und trat nur noch hinaus, um erleichterten Herzens dem Zio „Gute Nacht!" oder scherzend: „Guten Morgen!" zu sagen, denn eine furchtbare Herzensangst war von ihm genommen: da plötzlich verstummten beide Männer überrascht. Um die Ecke bog die gebeugte, hagere Gestalt der alten Lisette und begrüßte in ihrer rathlosen Art die Heimgekehrten.

„Lisette", forschte der Doctor, „woher kommst Du, was ist vorgefallen?"

„Ich wurde zu August gerufen, gestern spät, August hatte eine tiefe Ohnmacht, ich gehe gleich wieder hin, ich wollte nur eine Medicin holen!" „Ist Agnes bei ihm?" fragte Daniele in aufflammender Eifersucht durch die Zähne, „leugne nicht, ist sie bei ihm, allein bei ihm? Ich schlage Thür und Fenster ein, ich dulde das nicht — —"

„Mein Gott", ächzte Lisette ihm in die Arme fallend, „sie ist nicht bei ihm!" „Wo ist sie denn?" fragte Daniele und seine weiche Stimme klang tief und grollend. „Ich weiß es nicht!" rang es sich von Lisetten's bebenden Lippen und dann setzte sie sich in den Schnee, der die Stufen vor dem Bienen korbhause bedeckte.

Mieke wußte, daß ihre fromme Herrin nicht lügen konnte und in der Ueberzeugung, daß sie selbst diese Kunst um so besser inne habe, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme: „Die Mamsell bekam ein Fieber,

garstiges Fieber, nannte es der Menschendoctor und somit sprang
aus dem Bett und zum Fenster hinaus!"

„Schweig, Mieke — kommt herein!" ließ sich die gebieter
Stimme der Burgemeisterin vernehmen. Daniele sprang die St
hinauf und stand ihr mit blitzenden Augen gegenüber. Die alte F
hielt ein brennendes Licht in der Hand, sah fest in die wilden Augen
Enkels und sagte mit lautem Tone: „Agnes entfloh eine Stunde
ihrer Trauung!" Im selben Moment fiel das Licht klirrend zur E
denn Daniele stürzte sich auf sie und umfaßte sie, als wolle er sie err
gen: „Ich fürchte mich nicht!" gurgelte sie noch hervor und dann befre
die drei Anderen sie von dem Wüthenden. „Ich fürchte mich nicht!"
ihr erstes drohend triumphirendes Wort. „Wenn Dir Dein Leben
ist", stieß Daniele mühsam hervor, „so verläßt Du mit jenem Satan
einer Magd noch in dieser Stunde dies Unglückshaus, Du sollst nicht
die arme Vertriebene triumphiren, ich würde Euch hinaus treiben,
mich graut davor Euch anzurühren, oh Dio mio — Ihr hier und si
sie — ?" Er verbarg sein Gesicht in die Hände. „Ihr seid noch
schrie er nach einer Weile auffahrend. „Hier sind meine Papiere,
ich bin Herr dieses Hauses!" „Und ich verlasse es nicht!" rief
Wittwe. Lisette erzählte inzwischen fieberhaft, was Alles zu Agnes' E
findung geschehen sei, sie hoffte Daniele, der stets gütig mit ihr
und vor dem sie daher keine Scheu hatte, abzulenken.

Inzwischen hatte Josef wol ein Dutzend lange, aufgesteckte Ker
zusammengetragen, die noch von dem unglücklichen Hochzeitstage her
allen Zimmern harrend dastanden, er zündete eine nach der andern
und stellte sie vor der Mama im Halbkreise auf.

„Diese Papiere vertreiben mich nicht!" rief die Alte, „ein lan
unbescholtenes, ja an gottseligen Thaten reiches Leben steht mir, mei
Mitbürgern gegenüber, zur Seite, die ganze Stadt wird gegen D
auftreten, wenn Du es wagst mich, ob auch nur für eine Stunde, d
Gott Lob bedarf ich keiner Almosen! obdachlos zu machen — —"

„Und Agnes, wurde sie nicht obdachlos?" schrie Daniele.
„Ich bin entschlossen, in diesem Hause zu sterben und hinterl
Euch, Dir und Josef, meinen Flu—"

„Halt!" rief Josef, schob Mieke und Lisette unsanft zur Thür
aus und schloß dieselbe hinter Beiden ab. Da standen die Zwei zitt
im dunklen Hausflur, Lisette betend, Mieke fluchend und Minute
Minute verging, ohne daß die Thür sich öffnete, es schien drinnen to
still.

„Sie morden die Frau!" knirschte Mieke.

„Nein — nein —", besänftigte Lisette, „bete, bete!"

Wieder verrann die Zeit — Lisette kniete auf den eisigkalten
Steinen — da öffnete sich die Thür, von drinnen strahlte es wie
Weihnachtsfeier und hervor aus dem Lichtkreis trat die Burgeme
auf Josef's Arm gestützt.

„Mieke", sagte Josef mit ruhiger Stimme, „hole den Pelz

Frau, sie will den Bienenkorb verlassen!" Mieke sah ihre Gebieterin an, diese nickte stumm mit dem Kopfe: „Mutter, ich folge Ihnen!" rief Lisette mit hervorbrechenden Thränen. Die Alte legte ihre zitternde Hand auf den Scheitel der Knieenden und schritt mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft der Hausthür zu. Mieke kam mit dem Pelz und Josef führte seine Stiefmutter sorgsam auf die Straße: „Ohne Frage gehen Sie vorläufig zu August, wenn nicht meine Hütte — —"

„Zu August!" sagte sie leise. Mieke folgte. Lisette schlüpfte in die Küche, um etwas „Warmes" für die beiden Männer zu bereiten, sie stand so unberührt und harmlos zwischen den Parteien, daß sie unbeargwohnt Allen dienen konnte.

Und was hatte sich inzwischen im Zimmer zugetragen? Josef hatte ein Blatt vor die Alte gelegt und gesagt: „Kennen Sie diesen Namen?" Die Wittwe fuhr auf und entgegnete mit unsicherer Stimme: „Ja!"

„Wohlan, es ist ein trauriger Name, Mama, und eine traurige Geschichte, die ich von dem Hause zu erzählen habe, das diesen Namen trägt; heitere Geschichten passiren dort überhaupt niemals, denn das Haus ist eine Irrenanstalt bei Amsterdam!" Josef machte eine Pause, die Bienenkönigin saß mit stockendem Athem da.

„Vor vielen Jahren", fuhr Josef fort, „sandte der hiesige Burgemeister van Steen seine sechzehnjährige Tochter Magdalene nach Amsterdam zu ihrer Ausbildung; sie lebte dort bei einer Verwandten, denn die van Steens stammen aus Holland. Da der Burgemeister, ein vermögender Mann, außer ihr noch einen ältern Sohn hatte, so fiel diesem des Vaters Besitzthum nach dessen Ableben, der Tochter aber nur eine mäßige Abfindung zu. Mademoiselle Magdalene hatte eine lebhafte Gemüthsart, sie verliebte sich in einen jungen Schiffscapitain, Aydolt Brookholt hieß er, Mama! und da die Amsterdamer Verwandten eben so wie der hochmüthige Burgemeister van Steen sehr gegen diesen Bewerber waren, so willigte das junge Mädchen ein, sich dem erwähnten Aydolt Brookholt heimlich antrauen zu lassen! Das geschah in einer kleinen, armen Kirche, Mama! Der Trauschein war jetzt, nach so vielen Jahren, nicht leicht zu erhalten, obwol die Sache selbst in jener unruhigen Zeit keine große Schwierigkeit machte. Die Trauung geschah nach reformirtem Ritus!" Josef machte eine kleine Pause.

„Die Sache blieb um so eher geheim", nahm er das Wort wieder auf, „als Capitain Brookholt eine Seereise antreten mußte, die Jahr und Tag dauern konnte. — Mademoiselle van Steen kehrte in ihre Vaterstadt zurück, sie hatte einige Bewerber, aber keiner schien ihr gut genug. Nach einiger Zeit luden die Amsterdamer Verwandten die junge Dame abermals dringend zu sich ein und sie blieb daselbst wol ein halbes Jahr. Dies halbe Jahr war kein glückliches für sie, so befriedigend auch ihre Briefe in die Heimat lauteten, ein Sohn, dem sie, in einem Fischerdorfe verborgen, das Leben gab, starb nach einigen Monaten, ohne daß die junge Mutter, die inzwischen zu den Verwandten gegangen war, ihn hätte wiedersehen oder pflegen können. Das Schiff des Capitain

Brookholt, Saturn hieß es, Mama, kam wieder, auch er kam wie
aber als ein elender, unzurechnungsfähiger Mann. War es eine
hirnerweichung, hatte die tropische Sonne ihm einen Sonnenstich z
zogen? — genug, er war nicht mehr fähig, seinem Berufe obzulie
ja, er erkannte kaum die Frau, welche er so sehr geliebt hatte, manch
traten sogar bedenkliche Fälle von Gemüthsverirrung ein. Die ju
Frau brachte ihn in die nächste Irrenanstalt und die Aerzte erklä
sein Leiden einstimmig für unheilbar, ja, sie beschränkten seine län
Lebensdauer auf höchstens zwei Jahre! So weit wäre Alles gut, Ma
nun kommt aber die Schuld! Ein Brief des Burgemeisters van S
rief die Tochter schleunig in die Heimat, ein Nervenfieber grassirt
unserer Stadt und des Burgemeisters Sohn war bereits gestorben.
Magdalene zu Haus ankam, war auch ihr Vater von der Seuche
griffen und acht Tage darauf bettete sie ihn neben ihren Bruder,
neben so viele Andere, zu denen auch meine arme Mutter gehörte!
den Sie nicht ungeduldig, Mama; ich muß die Geschichte zu Ende
zählen, es wäre ungerecht, meine mühsam zusammengestellte Biogra
der Correctur zu entziehen — uns unser Recht, Ihnen das Ihr
Mein Vater wurde Burgemeister, da die Familie van Steen männli
Stammes ausgestorben war. Man rieth ihm nach verflossenem Tra
jahr wieder zu heirathen und er erwählte ein ältliches Mädchen, die
eine gute Stiefmutter sein sollte. Plötzlich tauchten allerhand Gerü
über Mademoiselle van Steen auf und wurden dadurch bekräftigt,
man behauptete, wenn Alles wäre wie es sein sollte, so würde ja
neue Burgemeister sie jeden Falls wieder heirathen. Von da ab ma
sich die schöne und reiche Erbin an den gutmüthigen Mann, bis di
seiner ersten Wahl entsagte und sich mit ihr feierlich verlobte. Die H
zeit wurde unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben, bis mein dam
noch selbstständiger Vater ungeduldig wurde, dann fand die Vermähl
statt; acht Tage später starb nach langem Todeskampfe im Ir
hause der Capitain Apolt Brookholt, man hatte schon zwei Wo
früher schreiben können, er liege im Sterben. Ich besitze sei
Todtenschein!"

Tiefe Stille in dem festlich erhellten Gemache, die Wittwe verb
ihr Gesicht und Daniele stöhnte unter der Wucht seines ungehe
Herzenskummers. „Du hast Dich gerächt!" sagte die Alte nach e
Pause und erhob ihr plötzlich gealtertes, beinahe todesmattes Antlitz:
bin bereit, dieses Haus zu verlassen, wenn — —", sie vollendete n

„Wenn ich schweige — ja, ich werde schweigen meines se
Vaters wegen, dessen Namen Sie tragen!"

„Also hat mich der alte Doctor Scoper verrathen? Ich d
sein Mund wäre mit Gold versiegelt!"

„Nicht mit Gold, mit Erde, er ist lange todt, es lebt nur no
Wärter der Anstalt aus jener Zeit!"

„Und wie hast Du wissen können? —"

Der Philosoph lächelte: — „Die Altvorderen bauten si

brechliche Häuser und dagegen Leichenkammern von ungeheurer Festigkeit, sie opferten Reichthum und Kräfte diesem Zwecke — so baut auch ein böses Gewissen unablässig und sclavisch an der Pyramide, unter welcher es eine Schuld begraben hat — ich fühlte, daß Sie der Gegenwart nicht gehörten, Ihr besserer Theil lag mit der Schuld eingescharrt — wo? das verrieth eine einzige Silbe, die Sie bei Daniele's Auftauchen hervorstießen! Seitdem haspele ich an dem schwarzen Faden der Vergangenheit und erst auf dieser Reise erfaßte ich den Knoten — ich kann beweisen, daß die zweite Ehe meines Vaters eine ungiltige war, daß die ganze Wittfeld'sche Erbschaft mir allein zukäme, wenn ich sie noch gebrauchen könnte!"

„Ich verlasse das Haus!" sagte jetzt die Wittwe und erhob sich mühsam, so daß Josef sie zu stützen eilte.

Noch war das Krei'sche Haus nicht von der Burgemeisterin und Josef erreicht, als den langsam fortschreitenden nächtlichen Wanderern eine andere Gruppe begegnete. Mieke, die nicht durch eine schwere Vergangenheit befangen war, ahnte zuerst, was dieses ungewöhnliche Ereigniß bedeute und stieß einen so lauten Schrei aus, daß der unglückliche Daniele durch denselben aufgeschreckt und herbeigerufen wurde.

Wilddiebe hatten in einem Tannengehölz, ganz eingeschneit, Agnes gefunden, ein Zipfel ihres schwarzen Kopftuches hing mit den Franzen an einem niedern Aste — sie war kalt und todt, als die Träger sie enthüllten, lag sie da wie ein schönes Wachsbild im Kranze und Brautschleier —! Daniele warf sich zur Erde, küßte die Leiche, redete zärtliche Worte in seiner Heimatsprache zu ihr und trug sie dann in seinen Armen liebevoll und sorgsam nach Hause.

Die Burgemeisterin mußte sich nun auch noch auf Mieke stützen, so schwach wurde sie.

Der von Josef herbeigerufene Arzt bestätigte, daß Agnes schon seit vielen Stunden keine Erdenbraut, sondern eine Himmelsbraut sei. Daniele wich nicht von ihrer Hülle, bis man sie bestattete. Am Begräbnißtage schenkte der junge Italiener Haus und Garten der Wittfeld van Steen an die Stadt zu einer frommen Stiftung und nach den vollendeten Formalitäten verließ er die Stadt, um nie dahin zurückzukehren.

Der wirkliche Inhalt dieser Wittfeld van Steen'schen Familienereignisse wurde nie recht bekannt. Josef besorgte von da ab die finanziellen Geschäfte des letzten Stammhalters mit großer Umsicht und die Damen sagten, daß die alte brave Großmutter ihre Enkelin Agnes so sehr geliebt habe, daß des Mädchens Tod sie ganz still und sanft gemacht hätte. Sanft und still war sie wirklich. Sie zog mit August Krei in das van Steen'sche Erbhaus und lohnte seine treue, kindliche Liebe durch ein entsprechendes Vermächtniß. Lisette blieb bei der Mutter und lebte förmlich auf, indeß Mieke alsbald entlassen wurde. Sie war die Einzige, welche beim Begräbniß der Bienenkönigin laut genug sagte: „Sie war eine böse, ungerechte Frau!"

---

# Ottilie von Goethe.

Von **Robert Keil.**

Vor wenigen Monaten ist die Frau, welche dem Dichtergreis Go
am nächsten gestanden, seine Schwiegertochter Ottilie von Goethe, g
von Pogwisch aus dem Leben geschieden. Eine vollständige, erschöpfe
Biographie der Verewigten wird erst dann möglich werden, wenn vom Ar
im Goethehause und insbesondere von Ottilien's Nachlaßpapieren die Sie
und Schlösser fallen sollten; dies ist aber kaum jemals und auch im günstig
Falle erst nach Jahren zu hoffen. So mag inzwischen die nachstehende,
den zerstreuten gedruckten Quellen, aus meinem eigenen noch ungedruc
Quellenmaterial und aus gütigen Mittheilungen ihrer Freunde und Fre
dinnen geschöpfte Darlegung dazu beitragen, vom Leben und Charakter
Entschlafenen eine klare und wahre Anschauung zu gewinnen.

Aus einer alten schleswigschen Familie abstammend, wurde Otti
von Pogwisch, die Tochter des Freiherrn von Pogwisch, Majors
preußischen Diensten, und seiner Gemalin geb. Gräfin Henkel von Donne
mark, am 31. October 1796 zu Danzig geboren. Die Ehe von Ottilie
Eltern wurde durch eigenthümliche Verhältnisse getrübt; ohne geschieden
sein, lebten sie getrennt. Die Großmutter, Gräfin Henkel von Donnersm
die Wittwe des Gouverneurs von Königsberg, wurde Oberhofmeisterin
der Großfürstin Maria Paulowna von Weimar und veranlaßte ihre Toch
die Frau v. Pogwisch, mit ihren Kindern, der kleinen Ottilie und de
Schwester Ulrike, nach Weimar zu kommen. Sie folgte der Einladung
wurde Hofdame bei der Herzogin Louise. So verlebte Ottilie schon i
Kinderjahre zu Weimar, und es war, wie eine Jugendfreundin von
erzählt, eine harmlose, heitere, prächtige Kindheit. Wie im Kreise ih
Gespielinnen so im Unterricht galt Ottilie für ein kluges, geistig gewec
Kind, und da sorgfältig Alles für ihre Ausbildung geschah, konnte es n
fehlen, daß sie sich rasch und glänzend entwickelte. Auch Frau Hofrät
Johanna Schopenhauer, ebenfalls Danzigerin, hatte ihren Wohnsitz
Weimar genommen, wo sie der Mittelpunkt eines künstlerisch-wissenschaftlic
geselligen Vereins wurde. Zwischen ihrer Tochter Adele Schopenhau
der nachmaligen Märchen- und Romandichterin, und Ottilien gestaltete
das innigste Freundschaftsverhältniß; sie theilten die Unterrichtsstunden,
wurden zusammen confirmirt und besuchten zusammen befreundete Famil
Auch Goethe sah schon in dieser frühern Zeit die beiden klugen, geistvo
Mädchen gern bei sich. Wie sich aus noch erhaltenen Aufzeichnungen
jener Zeit ergiebt, saß Ottilie schon am 17. Nov. 1811 und wieder
22. Dec. 1811 an Goethe's Familientisch; sie besuchte z. B. schon
8. September und 18. October 1812, die Abendgesellschaft der
Johanna Schopenhauer; sie war auch am 7. Juni 1813 bei Goethe in d
Garten.

Das Kind war zur siebenzehnjährigen Jungfrau erblüht. Sie
nicht eben schön zu nennen, aber ihr meist blasses, nur selten von der R
farbe der Jugend geschmücktes Gesicht war von interessantem Ausdruc
vor Allem waren es ihre wahrhaft schönen, strahlenden Augen,
unwillkürlich fesseln mußten. Sie deuteten auf ein reiches Geistes-
Gemüthsleben.

So erscheint sie auch auf einer Kreidezeichnung, wel

im Besitz der Goethe'schen Familie befindet und meines Wissens das einzige Bild ist, das von ihr existirt. Und sie war in der That, was die schönen Augen versprachen, voll Geist, Gemüth und Leben, für alles Große und Edle schwärmend, durchgebildet in sorgfältiger Erziehung und durch die Anregungen, welche poetische und wissenschaftliche Lectüre und der Verkehr in hochgebildeten Kreisen ihr gaben, war sie eine der glänzendsten Damen Weimars geworden. Dabei gab ein eigenthümlich lebhaftes, hastiges, freies, fast excentrisches Wesen ihr einen besondern pikanten Reiz, der aber durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gemildert wurde.

In diesem Jugendalter stand sie, als sie die Blicke von Goethe's Sohn auf sich zog. Wir haben dessen Persönlichkeit näher in das Auge zu fassen.

Julius August Walther von Goethe, der einzige Sohn Goethe's und Christianens, am 25. December 1789 geboren und also im jugendfrischen, kräftigen Alter von vierundzwanzig Jahren, war von gewinnendem Aeußern (selbst sein Vater nannte ihn in einem Briefe an Zelter „den schönen August"), nur prägte sich schon damals sein cholerisches Temperament in seinen Gesichtszügen wie in seiner Haltung aus. Von seinem Vater hatte er unverkennbare Anlagen geerbt, und unter der Leitung Riemer's, welchen Goethe im Jahre 1803 für ihn, seinen damals dreizehnjährigen Sohn, als Hauslehrer angenommen und vor Allem unter der mild-ernsten Leitung Goethe's selbst, welcher ihm unbegrenztes Vertrauen erwies und welchen er mit kindlicher Liebe aufrichtig verehrte, hatte er sich vielseitige, wenn auch nicht tiefgehende Bildung angeeignet. In die Kammer, eine Finanzbehörde des Herzogthums, war er am 6. Januar 1812 als Assessor eingeführt worden. Wenn er auch dort nicht an seinem Platze war, so zeigte er doch sonst für geistiges Leben, namentlich für Kunst, lebhaftes Interesse. Wir sehen ihn mit seinem Vater und Riemer auf der Rückreise von Karlsbad in scherzhaften Versuchen, die Sprache durch neue Worte zu bereichern, und mit einer ihm ganz eigenen Laune und bildlichem Witze die seltsamsten Wortgebilde erfinden. Wir sehen ihn, ähnlich seinem Vater, im Jahre 1813 eine Mineraliensammlung pflegen und einen Katalog darüber fertigen, im Jahre 1814 kleine hübsche Lieder componiren, und im Jahre 1816 konnte Goethe an Zelter schreiben: „In meinem Hause sieht's ganz freundlich aus, August greift in Alles ganz verständig ein, wir haben in wenigen Stunden Fundamente zu künftigen Winterunterhaltungen gelegt." Goethe ließ sich durch ihn an seinem goldenen Jubeltage, 7. Nov. 1825, beim Festmahl auf dem Stadthause vertreten, durch ihn auf Knebel als den Mann, „dessen Bekanntschaft und Vermittelung er wol seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdanke", das Hoch ausbringen, durch ihn im folgenden Jahr, am 28. August, in der Festversammlung sein Gedicht an die Freunde vorlesen. Wir sehen ihn als rüstigen, practischen Sohn, während der Abwesenheit des Vaters auf Reisen die Mansardzimmer im väterlichen Hause ausbauen, wir sehen ihn noch im Jahre 1828 die Kunstwerke seines Vaters in neue löbliche Ordnung arrangiren. Wir sehen ihn in seinen Kreisen gesellschaftliche Talente geltend machen. Weit höher aber gingen freilich die Ansprüche, welche die Welt an ihn, als den Sohn eines solchen Vaters machte, und wie meist die heroum filii gewissermaßen die diluirten Eltern sind und Dasjenige, was hier noch wie merum beisammen war, schon zu Wein mit Wasser temperirt erscheinen lassen, so war auch August von Goethe jenen hohen Ansprüchen nicht gewachsen, und seine Schattenseiten: sein leiden-

schaftliches, cholerisches Temperament, seine Neigung zu epikuräischem Lebensgenuß, zu ungeregelter Lebensweise, mußten bei ihm gerade deshalb, weil er der Sohn des allverehrten großen Dichters war, um so mehr auffallen.

Schon im Jahre 1813 faßte August von Goethe Neigung zu Ottilien, aber fand bei ihr keine entschiedene Gegenneigung, und zwar um so weniger, als zwei ganz wesentliche Umstände es verhinderten. Aus ihrer ostpreußischen Heimat, von Königsberg her, erfolgte das Signal zur Volkserhebung gegen Napoleon's Gewaltherrschaft, das Volk stand auf, der Sturm brach los. Auch das junge Herz Ottilien's war von Patriotismus, von feurigem Enthusiasmus erfüllt. Sie sah die Truppendurchzüge durch Weimar, jubelte mit, als am 21. October 1813 die Nachrichten vom blutigen leipziger Sieg nach Weimar kamen, sie sah am 28. Jan. 1814 den Zug der Freiwilligen in die Kirche zu Einsegnung und Schwur für das Vaterland, sie sah am 31. Jan. 1814 klopfenden Herzens den Ausmarsch der Freiwilligen, sie sang wie ihre Jugendgenossinnen das Körner'sche Lied auf die Zurückbleibenden:

„Ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht" ꝛc.

— und während Jünglinge aus allen Ständen und Berufen, auch Landsleute von ihr, selbst Docenten der Universität Jena die Muskete ergriffen, um für Freiheit und Vaterland in die Schlacht zu ziehen, blieb August von Goethe (der Verehrer des großen Feldherrn und Kaisers der Franzosen, seines Helden, dem zu Ehren er sich sogar eine Sammlung darauf bezüglicher Gegenstände angelegt hatte) daheim in Weimar. Am 9. April 1814 wurde zu Weimar der Einzug der Deutschen in Paris, am 21. Mai die Rückkehr der Freiwilligen gefeiert, und enthusiastisch feierte Ottilie mit, während August von Goethe mit zurückgekehrten Freiwilligen in Conflicte gerieth. Aber auch die Liebe, Liebe zu einem Andern klopfte an ihr Herz: In so lebhafter, jugendlicher Begeisterung, in der Umgebung so vieler treuer Landsleute konnte es nicht fehlen, daß auch ihr Herz seinen Tribut zahlen mußte. Der Jüngling, welcher ihre Neigung gewann, war ein wackerer junger Mann, der später eine bedeutende Stellung einnahm, aber er war bürgerlicher Herkunft, die Standesvorurtheile der Familie traten dazwischen, Ottilie mußte entsagen. Mit schwerem Herzen that sie es, aber Schmerz und Wehmuth erfüllten noch lange Zeit ihr Herz und ließen sie in das Album einer Freundin die schönen Worte einzeichnen:

„Es hält uns oft den Himmel beff'rer Stunden
Erinnerung mit leisem Zauber fest,
Doch ach! er selbst, er ist dahin geschwunden
Dem Traume gleich, der sich nicht fesseln läßt;
Und thränend wenden wir den Blick zurück
Und huld'gen noch dem schon verblühten Glück."

Der einst Geliebte ist lange vor ihr gestorben, doch war er es nicht in ihrem Herzen; das Andenken an ihn, den sie nur einmal noch wiedergesehen, und an seine Familie hat sie bis an ihren Tod festgehalten.

Die Welt war wieder ruhiger geworden, aber nicht August v. Goethe's Herz. Die Liebe zu Ottilie trat wieder hervor. Inzwischen war das Goethe-Haus vereinsamt. Am 24. März 1812 hatte Riemer, der vertraute Privatsecretair und Gehülfe Goethe's, nachdem er eine Professur am Gymnasium übernommen, das Goethe-Haus verlassen. Am 8. Nov. 1814 folgte ihm Fräulein Ulrich, die langjährige Gesellschafterin und Freundin der

Frau von Goethe, indem sie sich mit dem Professor und nunmehrigen Bibliothekar Riemer verehelichte. Am 6. Juni 1816 erlag Goethe's Gattin Christiane ihren Leiden; Goethe theilte in Schmerz und Trauer seinem Freunde Zelter mit, daß ihn seine liebe, kleine Frau verlassen, und wie Zelter, der derbe, geprüfte Erdensohn, wisse, was das heißen wolle. So war das Goethe-Haus öde und einsam geworden. Als nun August's Neigung zu Ottilie von Neuem erwachte, wurde sie von Goethe, der das geistvolle Mädchen kannte, schätzte und liebte, begünstigt, Mutter und Großmutter derselben hegten gleichen Wunsch, und nachdem auch der einst Geliebte sich anderweit verheirathet hatte, entschloß sich Ottilie, die Werbung des nunmehr, seit August 1816, zum Kammerath vorgerückten August von Goethe anzunehmen. Am 1. Jan. 1817 konnte Goethe seinem Freunde Zelter melden: „Eben mit dem neuen Jahr erklärt sich die Heirath meines Sohnes mit der ältern Fräulein von Pogwisch; es ist der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe; Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet.“ Einen Monat später, am 2. Februar 1817, wurden am weimarischen Hof unter Goethe's Leitung jene Bilderscenen aufgeführt, zu denen Goethe die Verse:

„Mit Säulen schmückt ein Architekt auf's Beste 2c.“

gedichtet hatte — Scenen, in denen das Lebende, statt laute Freude frisch bewegt zu schildern, zu holden Bildern erstarren sollte. Ottilie stellte die Urania nach Le Sueur vor. Im darauf folgenden April — demselben Monat, in welchem durch die Aufführung des „Hundes des Aubry“ auf dem weimarischen Theater jene Katastrophe sich vollzog, welche mit der Enthebung Goethe's von der Intendanz des Theaters schloß — fand die Vermälung von August Goethe und Ottilie statt. Zelter schrieb an Goethe: „Die Heirath Deines tüchtigen August mit einem Mädchen, die von Stadt und Land geliebt und gelobt wird, kann und muß auch Dir wohl thun. Nun kommt das junge Weiblein und streichelt dem alten Herrn den Bart und kraut ihm hinter den Ohren und schleicht zur rechten Zeit wieder von dannen und kostet das Süppchen und guckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und sieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und vexirt das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt ihn wieder in's Chaischen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hause steht schon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge, und Väterchen hinten und Väterchen vorne, und wo sich's verschieben, verdrücken oder reißen will, da tritt sie still ein und stellt wieder her die magnetische Kraft behaglichen Beisammenseins.“ Blieb auch diese Prophezeiung des biedern Zelter großentheils Poesie (zu einem dergleichen Hätscheln des Schwiegervaters wie zu solchem Walten in Küche und Keller war Ottiliens Wesen nicht geeignet), so war es eben so unrichtig, was eine Canzone, geschrieben bei der Nachricht von „Goethe's Tode“, dem Dichter vorwarf:

„Er war allein, er blieb's — doch mächtig, groß
Zwang er zur Liebe Jeden, der ihm naht;
Erwiedernd nie — das eben war sein Loos,
Sein Unglück und sein Glück — nie seine That.“

O nein; Ottilie, welche mit ihrem Gemal die Zimmer im Mansard des Goethe-Hauses bezog und mit ihm dort während der nächsten Jahre ein wahrhaft glückliches, inniges Eheleben führte, verehrte und liebte zugleich

ihren Schwiegervater aufrichtig, und er erwiederte diese Liebe aus ganzem, vollem Herzen, ja sie war (wie Lewes sehr richtig bemerkt hat) stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn Alles erlauben durfte. Von ihrer Vermälung an bis zu Goethe's Tod leitete sie seinen Haushalt. Mit ihrem lebhaften Sinn, mit ihrer Begeisterung für alles Große und Schöne verkehrte sie mit Goethe über die neuen Erscheinungen der Zeit und des Lebens, auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften und ergoß ihre Anmuth, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens auf das Greisenalter des Dichters. Sie belebte sein einsames Haus auch in geselliger Beziehung auf's Neue, und als sich der Familienkreis durch Enkel erweiterte, hielten Haus und Garten den Dichtergreis dermaßen fest, daß solches seinem stillen, aber immensen literarischen Schaffen nicht wenig zugute kam.

Am 9. April 1818 erblickte der erste Enkel Walther Wolfgang von Goethe das Licht der Welt. Der Großvater freute sich des Gedeihens des Kindes, er liebte den Knaben und pflegte auch in den folgenden Jahren, als der Knabe heranwuchs, ihm unermüdet Alles zu Willen zu thun. Am 18. Sept. 1820 wurde sein zweiter Enkel Wolfgang Max von Goethe geboren, „sein liebes Wölfchen". Er ließ ihn in den folgenden Jahren gern bei sich im Arbeitszimmer spielen, an besonderm kleinen Pulte arbeiten, und amüsirte sich nicht wenig, als derselbe im Jahre 1829, ein neunjähriger Knabe, der Tochter einer von Zelter empfohlenen Dame „die Cour machte", „man sieht, wie eilig die Generationen einander die Pantoffel austreten". Am 29. Oct. 1827 endlich wurde die Enkelin Alma geboren; herzlich freute sich der Großvater, wie das Töchterchen „vor der Hand ganz niedlich und freundlich aussah."

Doch kehren wir noch einmal zum Jahre 1818 zurück. Als im December 1818 die verwitwete Kaiserin Maria von Rußland nach Weimar kam und ihr zu Ehren im Stadthans Gemäldedarstellungen gegeben wurden, stellte Ottilie in dem Bilde Cäcilie nach Rafael die sinnig beschauliche ausdrucksvolle Magdalena vor:

„Es schien sich Aug' und Ohr von Magdalenen
Noch in die Welt, die sie verließ, zu sehnen."

Bei der Aufführung der Charade Apollodorus im Saale des Schlosses erschien zuletzt eine Barke, in welcher Asien und Europa, zwei Mädchengestalten, schlafend ruhten und Latona und Ceres die Schlafenden schützten und beglückten. Ottilie war die Ceres. Ein damaliger Bericht im Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode schildert sie mit den Worten: „Ceres, eine anziehende bedeutende Gestaltung, sie, die Alles ernährende Freudenspenderin in goldgesticktem Purpurmantel, goldenem Ober- und weißem, reich gestickten Unterkleid, grünen Blättern und goldenem Aehrenkranz, schien Früchte und Blumen aus dem silbernen Füllhorn des Ueberflusses über die holden Jungfrauen ausgießen zu wollen." So stellt sie auch ein dem genannten Journal beigegebenes Bild der Barke dar.

Im Frühjahr 1819 waren August und Ottilie in Berlin, auch bei Zelter; sie mußten, zurückgekehrt, dem Vater treulich Bericht erstatten, und er, der still zurückgezogen in seinem Arbeitsstübchen lebte und schuf, stand seitdem, wie er sich ausdrückte, „in einem stillen wunderlichen Verhältniß zu Berlin".

Werfen wir einen Blick auf den Familientisch und die Gesellschafts-

abende, wie sie sich in den Jahren 1821 bis 1824 im Goethe-Hause gestalteten. Am Familientische — mochte nun (wie mitunter im Winter) in der nach dem Garten gelegnen Arbeitsstube oder, wie gewöhnlich, im sogenannten Urbinozimmer oder im langen Saale gedeckt sein — saßen Goethe, sein Sohn, Ottilie, deren Schwester Ulrike und der kleine Walther. Goethe's früher mäßiger Tisch war seit August's Heirath reicher und abwechselnder geworden, es kamen zufolge Ottilien's Anglomanie sogar „englische Gluthspeisen und Feuertränke" auf seine Tafel, aber es fehlten auch seine Lieblingsgerichte (die Krebse, Forellen, Lerchen, Artischocken, Spargel ꝛc.) nicht. Goethe tranchirte; Ottilie, heiter und lebhaft, brachte Anmuth in die Unterhaltung, und August und Ulrike nahmen fröhlich und neckend daran Theil. Goethe aber, heiter und mittheilend, hatte es gern, wenn man ihm viel erzählte, liebte es, lange in traulicher Unterhaltung beim Dessert zu sitzen, strich bisweilen (in Angewöhnung aus der Zeit, wo er mit Lili lebte) behaglich das Tischtuch und äußerte dann wol am Schlusse des Mahles guten Humors: „Wir haben heute viel gelebt." Eben so heiter ging es am Tisch zu, wenn Freunde als Gäste theilnahmen; so am 6. Oct. 1822, wo Goethe seinen Lieben und seinen Freunden Müller, Reinhard und Riemer eine Flasche von dem köstlichen Bremenser Wein, der Rose, „spendirte". — Abends aber, namentlich Dienstags (welcher Tag dazu festgesetzt worden), fand sich in Goethe's Zimmer eine gut gewählte Gesellschaft, die Freunde Kanzler von Müller, Meyer, Riemer, später auch Soret, Eckermann ꝛc. und angesehene Fremde, darunter schon damals auch gebildete Engländer und zahlreiche Damen am Theetisch ein. Es herrschte ein ungezwungener, gemüthlicher Ton. Mit eigenthümlicher, liebenswürdiger Feinheit verkehrte der alte Herr mit den Damen und bezauberte sie wie einst in den stürmischen Tagen der Jugend. In bisher ungedruckten, mir vorliegenden Aufzeichnungen aus dieser Zeit (1821) schreibt sein treuer Privatsecretair Kräuter: „Ein herrlicher Genuß war es mir stets, Augen- und Ohrzeuge der Unterhaltung zu sein, wie Goethe, bei allem natürlichen und bequemen Betragen, doch äußerst galant, gefällig und aufmerksam ist, voll Laune und Heiterkeit, die Damen hingegen bezaubert von seinem Geist und seiner männlichen Grazie, mit sorgsamer Aengstlichkeit jedes Wort aufnehmen und erwiedern." Er ging bald zu diesem, bald zu jenem Gaste und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selbst viel zu reden. Ottilie aber machte in anmuthigster Weise die Honneurs, hängte und schmiegte sich an den verehrten Schwiegervater und küßte ihn. Theater und Musik waren damals ihr Element. Als „Theaterkind", wie Goethe sie nannte, versäumte sie keine Vorstellung, und in ihren Zimmern oben pflegte sie am Flügel zu spielen und zu singen, mit Vorliebe und großem Gefühl „den König von Thule". So wurden auch die Theeabende beim Vater, indem darin Geist und Herz erquickende Musik von Zeit zu Zeit vernommen wurde, zugleich zu Musikabenden.

Dabei wirkten fremde und einheimische Sänger und Sängerinnen mit. Am Abend des 8. Nov. 1821 spielten dort der junge Mendelssohn, Zelter und dessen Tochter. Am 14. April 1824 wurde dort Händel's Messias vorgetragen, und, wie Eckermann berichtet, hatte sich auch Ottilie den Sängerinnen angeschlossen und wirkte dadurch zu Erfüllung eines lange gehegten Wunsches von Goethe auf das Freundlichste mit; Goethe aber, in einiger Ferne sitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll

Bewunderung des großartigen Werkes. Eben dort trug am Abend des 13. März 1825 der junge Mendelssohn eine Phantasie auf dem Piano vor.

In eben jene Zeit, in das Jahr 1823, fiel aber auch Goethe's Aufenthalt in Marienbad und des Vierundsiebzigers leidenschaftliche Neigung zu Fräulein von Lewezow, eine so leidenschaftliche Neigung, daß Ottilie in ihr beinahe eine junge Schwiegermutter erhalten hätte. Nicht die Marienbader Elegie allein ist die Erinnerung an jene merkwürdige Periode im Leben des Dichters; bei seinem Ableben fanden sich in einem Schränkchen in seinem Arbeitszimmer auch ein geschliffenes Glas: Andenken an den 28. Aug. 1823 in Karlsbad, mit drei Namen darauf (Ulrike, Ottilie, Bertha), nebst zwei Briefen der Geberinnen, des Fräuleins von Lewezow, so wie ein paar Damenhandschuhe verwahrt, auf welche mit Tinte geschrieben ist: „Karlsbad, den 28. August", ebenfalls von der schönen Ulrike von Lewezow.

In eben diese Zeit fielen auch Reisen von Ulrike von Pogwisch und dann von Ottilien selbst nach Berlin. Im Jahre 1822 wurde Zelter's Familie in Berlin von Ulriken, „der englischen, süßen Aurikel", wie er sie zu nennen liebte, besucht. Nach ihrer Rückkehr hatte sie viel zu erzählen und weckte, wie Goethe richtig vorausgesagt, die Lust, Berlin zu besuchen, in Ottilien frisch auf. Sie reiste denn auch im Jahr 1824 dahin, und der Brief, welchen Goethe unter dem 9. Jan. 1824 darüber an Zelter schrieb, giebt eine charakteristische Schilderung von ihr und ihrer eigenthümlichen Lebhaftigkeit: „Ottilie west nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben, bis sie von Zeit zu Zeit pausiren muß; vielleicht giebt ihr das erreichte Ziel, wieder durch's Brandenburger Thor eingefahren zu sein, wenigstens einige Milderung der Hast, ohne die man sie freilich kaum denken kann. Du thust ihr, weiß ich, Alles zu Liebe; das Beste kann freilich nicht ohne Aufregung ihres lebhaften Wesens geschehen." Nach ihrer Heimkehr wußte sie von Berlin mit vieler Wärme und mit ganz besonderer von der Herzogin von Cumberland zu erzählen, welche in Erinnerung an die Zeit, wo sie als junge Prinzeß bei Gelegenheit der Kaiserkrönung bei der Frau Rath in Frankfurt einquartirt gewesen und dabei von derselben die unvergeßlichen Eierkuchen bereitet erhalten hatte, Ottilien viel Freundliches erwies.

Das Jahr 1825 brachte das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl August's, bei dessen Vorbereitungen auch Ottilie nicht unthätig war, und wenige Wochen später, am 7. November, Goethe's goldenen Jubeltag. Das große köstliche Portefeuille von weißer Seide, auf beiden Decken mit den frischesten Rosenbouquets gestickt, welches damals den Mittelpunkt der Geschenke einnahm und zur Verwahrung der Handschreiben des Großherzogs bestimmt und verwandt wurde, war, von Ottilien's kunstfertiger Hand, ihr Zeichen aufrichtiger Liebe und Verehrung.

Inzwischen gestalteten sich aber in der jungen Goethe-Familie betrübende Zerwürfnisse. Zwar berichtete damals der Vater an einen Freund: „Mein Sohn widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben"; in Wirklichkeit lagen aber die Verhältnisse leider noch etwas anders. Nur wenig Jahre hatte das Glück seines Ehebundes gedauert. Den Leidenschaften, welche er bisher zu bändigen gewußt hatte, ließ er die Zügel schießen, gab sich seinen epikuräischen Neigungen hin und gerieth durch diese Verirrung in ein ungeregeltes, zeitweise fast wüstes Wesen. Kann es befremden, wenn auch Ottilie, bei der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Hast, bei ihrem leichten Sinn, Zerstreuungen

suchte? Gelegentlich äußerte einmal der Vater Goethe bei Tisch: „Man muß den schönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, denn sie gehen leicht in's Grenzenlose." Kann es bei dem eigenthümlichen, freien, exeentrischen Wesen Ottilien's verwundern, wenn sie (um den Ausdruck Goethe's, zu brauchen) „in's Grenzenlose ging?" Theater, Concerte, Gesellschaften, Reitstunde und Spazierritte waren die Mittel ihrer Zerstreuung. Es war eine andere Zeit als jetzt, und es würde unbillig sein, den Maßstab der jetzigen auf damalige Verhältnisse anzuwenden. Aber während damals die höheren Stände sich Freiheiten erlauben konnten, welche den unteren Ständen die Sitte versagte, wurde das Leben und Treiben der Ersteren zugleich Gegenstand der Beobachtung und Unterhaltung des Bürgerstandes, vollends in so kleinen Verhältnissen wie denen Weimars.

Es war ein Fehler Ottilien's, unbekümmert um das Gerede der Leute, den Schein nicht zu meiden. So nahm das Publicum den Schein für Sein, geringfügige Dinge wurden durch den Namen Goethe zu großen, und Neid und Mißgunst thaten ihr Uebriges, Wahres und Unwahres zu einem Zerrbilde zu machen. Ottilie litt darunter, und eben so der Dichtergreis, und als sie, mit dem Pferde gestürzt und dahin geschleift, eine so schwere Verwundung erlitt, daß sie die Spuren davon im Gesicht lebenslang trug, war dies für Goethe, der ohnehin von Kindheit auf allen Aufregungen abhold, neues und doppeltes „Hauskreuz".

Gleichwol, und obschon der alternde Dichter eben in Folge seines Alters bisweilen recht verstimmt, recht übellaunig sein konnte, mangelte ihm auch in dieser Periode die treue, häusliche Pflege von Seiten Ottilien's nicht, und die geselligen Freuden, welche namentlich durch sie in seinem Hause ihm bereitet wurden, dienten zu seiner Erheiterung und Befriedigung. Es hielten sich damals, von Goethe's Ruhm, von dem Reize seines geselligen Kreises angezogen, zahlreiche Fremde, namentlich junge gebildete Engländer in Weimar auf. Das Erlernen der englischen Sprache wurde in den Weimarischen Kreisen üblich, wie Goethe damals schrieb: „Der Frauenzimmer eigentliches Geschäft ist die englische Sprache." Da Ottilie und deren Schwester derselben mächtig waren, war es einigen jener Engländer gelungen, Zutritt im Goethe'schen Hause zu erhalten. Schon hierdurch entspann sich ein eigenthümlicher neuer, munterer Verkehr. Dazu kam das Interesse für den genialen Aufschwung, welchen die englische Poesie nahm. Es ist bekannt, wie der große englische Dichter, der damals die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, Lord Byron, und Goethe sich gegenseitig schätzten und verehrten; in Goethe's Nachlaß findet sich noch Byron's Sardanapal, die beiden Foscari und Kain, mit der schmeichelhaften Dedication des Sardanapal an Goethe, in ein seidenes Tuch gehüllt. Die Verehrung für den großen englischen Dichter, wie später auch für W. Scott, theilte Ottilie enthusiastisch. Eckermann erzählt in anziehender Weise, wie Goethe einen der Schwiegertochter überlassenen Byron'schen Brief von ihr nicht zurückerlangen konnte. Mit Bezug auf die ihm zugekommene Handschrift jener Dedication sagte er zu ihr: „Du siehst, liebes Kind, ich habe jetzt Alles beisammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, selbst dieses merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarer Weise zu mir und es fehlt mir nun weiter nichts, als jener Brief." Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geschenkt, lieber Vater", sagte sie, „und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen

soll, so geben Sie mir lieber dieses köstliche Blatt von heute noch dazu und ich verwahre sodann Alles mit einander." Das wollte Goethe noch weniger, und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort, bis er sich in ein allgemeines munteres Gespräch auflöste. Bei anderer Gelegenheit, als Goethe hinsichtlich der Art und Weise der Lectüre der Scott'schen Romane Ottilien bemerkte: „Ihr Frauen habt Unrecht, wenn Ihr immer Partei macht; Ihr leset gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für Euer Herz zu finden, einen Helden, den Ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieser oder jener Charakter gefalle, sondern, daß Euch das Buch gefalle", entgegnete ihm Ottilie, indem sie sich über den Tisch neigend ihm die Hand drückte: „Wir Frauen sind nun einmal so", und Goethe erwiederte freundlich: „Man muß Euch schon in Eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen."

Ottilie war es, welche nach wie vor beim Empfang von Fürsten, Gelehrten, Staatsmännern, Künstlern und ausgezeichneten Fremden im Goethe-Hause, bei Tafel und in den Abendgesellschaften in anmuthigster Weise die Honneurs machte. In den großen Theegesellschaften, welche sie in seinen Zimmern zu geben pflegte, erschien der greise Dichter gewöhnlich auf kurze Zeit. Wenn er eintrat, verstummte selbst das lebhafteste Gespräch, Aller Augen suchten ihn. Nach seiner Bequemlichlichkeit pflegte er auf- und abzuschreiten, zu kommen und zu gehen und sich bald mit Diesem, bald mit Jenem in ein behagliches Gespräch einzulassen. An einem solchen Theeabend, am 29. Sept. 1826, war auch Grillparzer von Wien bei Goethe, in Unterhaltung über Schlegel. Eben so am 23. und 24. Sept. 1828 Rauch mit Tochter. Wie sich in Riemer's ungedruckten Aufzeichnungen bemerkt findet, „war das ganze Zimmer voll schwarzer Damen und Herren, eine Menge Engländer, unter den Damen auch Frau Hofräthin Schopenhauer und Adele." Eben dort verkehrte im October 1828 Ludwig Tieck, und am Abend des 9. Oct. las er in den Zimmern Ottilien's den Clavigo. In dem glänzenden hochgebildeten Kreise war, wie Eckermann bezeugt, ein Jeder im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, Niemand dachte daran oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen waren der gefühlteste Tribut dem Vorleser wie dem Dichter. Letzterer selbst war nicht anwesend, doch er sendete an Tieck seine Entschuldigung, dessen beiden Töchtern aber zwei Tuchnadeln mit seinem Bildniß und rothen Bandschleifen, welche Ottilie überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

In eben diesen Mansardzimmern fand damals ein heiteres, geistiges und geselliges Zusammenleben von gebildeten Engländern, Literaten und jungen Damen unter Ottilien's Leitung dauernd Stätte und Mittelpunkt. Eine anschauliche Schilderung dieser kleinen Gesellschaften im Goethe-Hause verdanken wir Amalie Winter (in „Weimars Album"): „Das Goethe'sche Haus bot der muntern Jugend ein willkommenes Asyl und in der von Goethe's geistreicher, liebenswürdiger Schwiegertochter bewohnten Mansarde pflegte man sich oft zur Theestunde zusammenzufinden, um vergangene Lustpartien zu besprechen, neue zu verabreden. — Hier lustwandelten bald die Gedanken eines jugendlichen Paares am Ganges auf und nieder; nur der junge Mann war persönlich in Indien gewesen, die Dame aber dort eben so zu Hause, wie in den weimarischen Landen. — An einer andern Stelle im Zimmer erglühten zwei im Mitgefühl für das arme, blutende, leidende, miß-

handelte Irland und das sanfte Frauenherz hegte die kühnsten Rebellengefühle. — Wieder in einer andern Ecke bemühte sich eine junge Dame, den Teufelsglauben der englischen Kirche zu bekämpfen oder zu mildern — während ein seit der Carbonarirevolution geächteter Italiener seine Sehnsucht nach dem Vaterlande gegen eine theilnehmende Seele aussprach. Wieder ein anderer Kreis schwärmte in Byron's Poesieen — und ganz im Hintergrunde stand ein ernstes Paar und schöne Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken an den nahen Abschied. Dazu ertönte im Nebenzimmer ein Clavier und ein eben angekommener Engländer wurde eingetanzt zum morgenden Ball, oder eine Masurka probirt. Die Vergnügungen wechselten beständig, da immer neue aufzutauchen pflegten, um die alten zu verdrängen. Was der nächste Tag bringen würde, wußte man nicht, ahnte es nicht; wie leicht konnte der frohe Kreis zerstieben; aber man lebte nur für das Heute, für den Augenblick und lebte zufrieden." Aus diesem Kreise ging, gewissermaßen in Nachahmung des ehemaligen „Tiefurter Journals", ein Journal hervor, welchem man seines buntgemischten Inhalts wegen und wol auch wegen der verschiedenen Sprachen seiner Artikel den Namen „Das Chaos" gab. In Folge der großen Mitgliederzahl wählte man statt der Abschriften, welche ursprünglich beabsichtigt waren, den Druck. Einstimmig wurde Ottilien die Redaction übertragen; sie war Redacteur, Censor und Corrector, Alles in Einer Person. Weil aber die Beiträge in den verschiedensten Sprachen waren, wählte sie Eckermann, Hofrath Soret und Herrn Parry (einen Engländer) zur Beihülfe, doch sollen dieselben nur selten in Anspruch genommen worden und ihre Stimme bei der Redaction nicht eben von großem Gewicht gewesen sein. Ottilie allein wußte die Namen der Einsender, sie wurden auf das Strengste verschwiegen und anonyme Beiträge nicht zum Abdruck gebracht; ebenso waren persönliche, verletzende Witze ausgeschlossen. Nur wer vierundzwanzig Stunden in Weimar zugebracht hatte und irgend einen literarischen Beitrag lieferte, sollte als Mitarbeiter und Mitleser des Chaos aufgenommen werden, anderen Personen sollte es nicht einmal gezeigt werden dürfen. Als Manuscript gedruckt, wurde das Blatt am Sonntag Morgen an die Mitglieder vertheilt, so daß es nur wenigen Uneingeweihten bekannt wurde. Unter Ottilien's Redaction und Mitarbeiterschaft brachte es bunt durcheinander Unbedeutendes und Gediegenes, Scherz und Ernst, Verse und Prosa, in deutscher, französischer und englischer Sprache. Goethe selbst las und besprach es gern, warb für Beiträge zu demselben und gab selbst heitere, neckische Gedichte und ernste Aufsätze dazu. Sehr treffend begann eines seiner Scherzgedichte:

„Ist das Chaos doch, beim Himmel,
Wie ein Maskenball zu achten.
Welch' ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verschiedne Trachten!"

Mit dieser wunderlichen Buntscheckigkeit brachte es den lesenden, rathenden, ahnenden, kritisirenden Mitgliedern in den Jahren 1830 und 1831 harmlosen Genuß und Freude, schlief aber auch mit der allmäligen Auflösung des Kreises, aus welchem es hervorgegangen, von selbst wieder ein.

Inzwischen hatte die Reihe jener schmerzlichen Trauerfälle begonnen, welche auf die Goethe'sche Familie und insbesondere auch auf Ottilie so bedeutsam einwirken sollten. Am 14. Juni 1828 starb Karl August; Goethe erhielt durch seinen Sohn August die erschütternde Nachricht. Im Schlosse

Dornburg, wo er Fassung und Ruhe suchte, wurde er von dem Besuch Ottilien's und der Enkel erfreut. Schon zwei Jahre darauf, 14. Februar 1830, verschied die Großherzogin Louise; auch dieser Verlust setzte das Goethe-Haus in aufrichtigste Trauer, und das „Chaos" widmete der Heimgegangenen, „dem Vorbild wahrer Fürstlichkeit", „der Heldin in Gefahr und Noth", „der Retterin des Landes in verhängnißvoller Zeit" einen tiefempfundenen, poetischen Nachruf. Aber auch der Goethe-Familie selbst sollte der Tod näher treten. Lange schon hatte August v. Goethe den Wunsch gehegt, Italien zu besuchen. In der Hoffnung, daß er genese, „daß er sich selbst gewinne und auch nicht mit leeren Händen zurückkomme", gab der Vater seine Zustimmung, und die Abreise fand am 22. April 1830 statt. Eckermann begleitete ihn über den Simplon durch Oberitalien bis Genua, wo sie am 25. Juli Abschied nahmen. Noch an demselben Tage stürzte August mit dem Wagen und brach das Schlüsselbein. Wol wurde er wiederhergestellt und setzte seine Reise fort, zeigte, wie sein Vater bemerkt, „als realistisch Reisender" ungetrübten Blick für Natur und Kunst und schickte ausführliche Tagebücher, Münzen, antike Kunstsachen, italienische Blumen an den Vater nach Weimar. Noch müssen sich im Goethe-Haus unter Anderm der von August gesandte Käfer von Serpentinstein, welcher so großes Interesse Goethe's erregte, und die getrockneten Blumen aus Italien vorfinden. Wie aber schon in Neapel die aufgeregte krankhafte Natur August's sich in heftigen Exaltationen äußerte, so steigerte sich in Rom, ungeachtet der ehren- und liebevollsten Aufnahme und Pflege, welche er dort von deutschen Männern und bedeutenden Künstlern, namentlich dem großen Landschaftsmaler Preller genoß, sein Zustand zu fieberhafter Hast. Am 28. Oct. 1830 verschied er in Rom an den Blattern. Im November kam die Todesnachricht nach Weimar. Mit Schmerz, aber Fassung empfing sie Ottilie; sie fühlte, sie hatte nun nur ihren innig geliebten Kindern sich zu widmen und für Schonung, Pflege, Erhaltung des verehrten Schwiegervaters zu sorgen; sie hat diese Pflichten treulich erfüllt. Am 11. November schrieb Kanzler v. Müller in einem mir vorliegenden, noch ungedruckten Briefe an Riemer: „Es war eine harte Aufgabe für mich, die Schreckenskunde der Familie, insbesondere dem Vater, beizubringen; wir ließen ihn nur ahnen, sprachen das entscheidende Wort nicht aus, doch war er gefaßter als zu fürchten war." Mit Aufgebot aller Willenskraft suchte er den Schmerz zu bemeistern; „der Geist will, der Körper muß", schrieb er an Zelter; aber vergebens, ein heftiger Blutsturz war die Folge seiner tiefen Gemüthserschütterung. Doch noch einmal erholte er sich wieder, sein Schmerz milderte sich zur Wehmuth und der Gedanke erfüllte ihn, daß es in künftigen Tagen vielleicht Gelegenheit gebe, aus den Reiseblättern des Verstorbenen „das Gedächtniß dieses eigenen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen" — ein Gedanke, welcher nicht zur Ausführung gekommen. Bald fühlte sich Goethe unter Ottilien's Pflege wieder wohl und konnte an Zelter schreiben: „Er würde seine Tage sogar behaglich zubringen, wenn nicht sein ohnehin operoses Autor- und Geschäftsleben durch das Außenbleiben seines Sohns noch mehr belastet wäre." Es hatte ihn die Vorahnung seines eigenen Endes ergriffen, er befleißigte sich, das Haus zu bestellen, vor Allem ging er an die Vollendung seines Faust und an die Fortsetzung von Wahrheit und Dichtung.

Im traulichen Verkehr mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln fand der Dichtergreis, fast immer auf seine Zimmer zurückgezogen, Erholung

und Befriedigung. Schon beim Frühstück hatte er die Enkel gern um sich und liebkoste namentlich seine kleine Enkelin, die zu einem schönen, goldlockigen Mädchen erblühte Alma. Bei seinem Tode lagen auf Wolf's kleinem Schreibpult in der Arbeitsstube noch Läppchen, mit denen Alma gespielt. Ottilie entsagte den geselligen Zerstreuungen und widmete sich seiner Pflege. Fast beständig war sie um ihn, empfing die berühmten Fremden, welche fortwährend zum Besuch in sein Haus kamen, erheiterte ihn beim Tisch und unterhielt sich Abends mit ihm über Kunst, Literatur, Theater ꝛc. Sie ging Abends mit ihm seine mit Zelter gepflogene, reichhaltige Correspondenz durch und bereitete diesen Briefwechsel zur Herausgabe vor, welche Goethe seinem Freunde Riemer übertrug; Goethe aber beschrieb in Briefen an Zelter „Ottilien's Abendvorlesungen so lecker, daß Zelter selber Appetit kriegte, dabei zu sein". Eben so las sie ihm, seine Einsamkeit zu erheitern, den Plutarch und Niebuhr's römische Geschichte vor.

So kam das Jahr 1832 und der verhängnißvolle März heran. Wie Ottilie seit der plötzlichen, schweren Erkrankung des Greises seine sorgliche, aber selbst sorgenvolle Pflegerin war, so auch am 22. März; außer ihr waren nur die Enkel, der Arzt und der Bediente bei ihm in dem Schlafzimmer. Wie sie stets sein Liebling gewesen war, so war auch in den Morgenstunden dieses Tages der Name Ottilie oft auf seinen Lippen. Eine Wollenstickerei beginnend und daran arbeitend, wachte sie bei ihm. Schwach war er in den Lehnstuhl am Bett zurückgesunken. Er bat sie, sich neben ihn zu setzen, sie that es und matt, doch heiter und noch Genesung hoffend, sprach er vom nahen Frühling; der April bringe bisweilen schöne Tage, dann würde Bewegung im Freien ihn wieder stärken. Herzlich hielt sie mit beiden Händen seine Hand umfaßt. O, sie ahnte, sie fühlte mit blutendem Herzen wol, daß er den Frühling nimmer sehen sollte. Als er „mehr Licht" gewünscht, sich dann ruhig in die Ecke des Lehnstuhls zurückgelegt und die Augen geschlossen hatte, glaubte sie aber noch, daß er nur schlafe. Leise legte sie, es anzudeuten und zu möglichster Stille und Ruhe für den Schlummernden zu mahnen, den Finger an ihre Lippen — ach, es war ein Schlummer für ewig, er war entschlafen.

Die angefangene Stickerei blieb unbeendet und wird noch im Arbeitszimmer aufbewahrt. Gerade eine Rose ist unvollendet geblieben.

Ich habe bei den fünfzehn Jahren von 1817 bis 1832 länger verweilen müssen, weil sie den bedeutsamen Schwerpunkt in Ottilien's Leben bilden; ich darf mich nun um so kürzer fassen.

Die tiefste Trauer über das Dahinscheiden des großen Dichters breitete sich über ganz Deutschland, ja über die ganze civilisirte Menschheit. Ein Jeder fühlte, daß er ihn mitverloren, ein Jeder begriff:

„Es kann die Spur von seinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehen."

Um so räthselhafter mußte und muß die Haltung erscheinen, welche Ottilie in Bezug auf den Nachlaß des Verstorbenen einnahm. Wol mögen Conflicte mit der durch das Testament des Schwiegervaters angeordneten Vormundschaft und Nachlaßverwaltung mitgewirkt haben, doch volle Aufklärung kann erst die Zukunft bringen. Mußte es schon befremden, daß Ottilie es mit der ihm schuldigen Pietät vereinbar finden konnte, kurze Zeit nach Goethe's Tode die Besuchs- und Gesellschaftszimmer des Verblichenen in der Beletage des Vorderhauses, in welcher die Vestigien so großen Daseins in

bedeutendster Weise sich manifestirten, zu ihrer Wohnung zu machen, während sie doch vierzehn Jahre mit Gatten, Kindern und Bedienung hinlängliche Räumlichkeiten im Mansard besessen und nach des Gemals Tode noch dessen zwei Zimmer zu ihrer Disposition gefunden hatte — so mußte es in Näh' und Ferne allgemeinen Unwillen erregen, als im Jahr 1840 auf Betrieb Ottilien's und ihrer Kinder („auf wiederholtes Andringen der von Goethe'schen Familienglieder", sagte eine officielle Verfügung der Landesregierung) die bisherige Erlaubniß, die Wohn- und Arbeitszimmer, so wie die Kunstsammlungen Goethe's dem Publicum zu eröffnen und vorzuzeigen, öffentlich zurückgenommen wurde. An Ottilien's Forderungen und Bedingungen scheiterte ferner, so viel bekannt geworden, der beim Bundestag in Anregung gekommene Ankauf von Goethe's Haus und Sammlungen. Obgleich endlich Goethe's Wunsch und Wille dahin gegangen war, daß sein schriftlicher Nachlaß, seine umfänglichen Correspondenzen rc. nach seinem Ableben veröffentlicht werden möchten, und obgleich die deutsche Literatur, die deutsche Nation ein zweifelloses, heiliges Anrecht darauf hat, unterblieb es gleichwol, das Goethe-Archiv blieb unter Schloß und Riegel; ob auch insofern Ottilie die Ursache oder Mitursache war, oder ob insofern eigenthümliche „persönliche Verhältnisse", wie drgl. ihre Söhne gelegentlich andeuteten, mitgewirkt haben, kann erst die Zukunft aufklären.

Körperlich leidend und in der Hoffnung, daß ein südlicheres Klima ihr Genesung bringen werde, zugleich auch wie einst ihr Schwiegervater und ihr Gatte von Sehnsucht nach dem schönen Lande antiker Kunst erfüllt, ging Ottilie nach Italien. In Rom, in Neapel, in Triest weilte sie längere Zeit, im Kreise von Künstlern und Gelehrten, im Genusse der köstlichen Natur und der antiken und modernen Kunstwerke und in eigener Sammlung von Kunstschätzen. Später lebte sie lange Zeit in Wien, wo sie mit ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit ebenfalls einen Kreis von älteren und jüngeren Künstlern und Gelehrten und gebildeten Damen um sich schuf, der Wissenschaft und Kunst lebte, Kunstwerke sammelte und junge, heranstrebende Kräfte unterstützte, ohne dem Werthe des Geldes Rechnung zu tragen.

Mit echter mütterlicher Liebe hing sie an ihren Kindern und bitteres Weh erfüllte sie, als Alma, die erblühende Jungfrau, kaum siebzehn Jahre alt, im Jahr 1844 plötzlich am Typhus verschied. Geistig und körperlich reich entwickelt und ihrer Mutter in deren Jugendzeit ähnelnd, versprach sie, jetzt noch „zwischen Kind- und Weiblichkeit", eine glänzende Zukunft; allgemein und aufrichtig war die Trauer über ihren Verlust und wol sagte ein damaliger Nachruf (in englischer und deutscher Sprache) nicht zu viel, indem er begann:

„Du, Alma todt? — noch gestern war
Dein Herz so froh, Dein Aug' so klar!
Du, Alma — todt!
Seltsames Wort! — Tönt wie ein Laut,
Mit dem die Zunge nicht vertraut!
Seltsames Wort, das schrecklich klingt!
Mit grellem Ton in's Ohr uns dringt!
Doch faßt das Herz noch völlig nicht
Sein schwer — verhängnißvoll Gewicht —
Du, Alma, todt!"

Später hielt sich Ottilie bald in Weimar, wo sie ihre alten Freunde mit treuer Anhänglichkeit und Freundschaft begrüßte und empfing, bald in Wien auf. Inzwischen brachte das Jahr 1849 die hundertjährige Geburtsfeier

Goethe's, der September 1857 die Enthüllung der aus Rietschel's Meisterhand hervorgegangenen Goethe-Schiller-Gruppe zu Weimar. Mit gerechtem Stolze und treuer Erinnerung freute sich Ottilie der großen, nationalen Verehrung des Vaters. Ihre Söhne aber hatten an ersterm Feste den Zutritt zu dem väterlichen Arbeits- und Schlafzimmer, an letzterm Fest den Zutritt zu seinen Kunstsammlungen und zu seinem Arbeitszimmer gestattet.

Von Wien, wo sie ihren Sohn Wolfgang während dessen Krankheit gepflegt hatte, siedelte sie vor etwa sechs Jahren wieder nach Weimar über und bezog von Neuem die ehemals bewohnten Mansardzimmer. Obschon nun bejahrt, zeigte sie in Haltung und Bewegung noch immer die Anmuth ihrer Jugendzeit und die schönen Augen leuchteten noch im sonstigen Glanz. Mit treuer Anhänglichkeit suchte sie ihre alten Freundinnen auf, erwies ihren Söhnen, welche beide sich nicht verehelicht hatten und ihrer Mutter mit innigster Pietät ergeben waren, mütterliche Liebe und hatte für Arme und Hülfesuchende allezeit eine offene, mildthätige Hand. In Rücksicht ihres Alters und ihrer andauernden Kränklichkeit hielt sie sich vom Verkehr der Welt zurückgezogen und lebte still für sich und mit den Ihrigen der Kunst und Wissenschaft und ihren eigenen, großen Erinnerungen. Im Garten am Hause konnte man sie wol dann und wann zwischen dem Buchsbaum, welchen als Einfassung der Beete einst ihr Schwiegervater gepflegt hatte und welcher inzwischen zu buschartiger Höhe herangewachsen war, auf und ab wandeln sehen. Meist weilte sie aber in ihrem Mansard, mit der Aussicht über die Stadt und hinüber nach dem Ettersberg, auf dessen Ecke ein Baum mit seinem Ergrünen, Blühen und Welken stets von Neuem ihre Blicke auf sich zog. In denselben Zimmern, welche einst in goldenen Tagen der Schauplatz fröhlicher und geistig bewegter Abendgesellschaften gewesen war, versammelte sie wieder einen Kreis von Damen und Herren zu abendlicher Unterhaltung und Geistesaustausch um sich und belebte ihn mit ihrem Geiste, ihrer Herzensgüte, ihrem eigenthümlichen Zauber. Noch drei Tage vor ihrem Tode erfreute sie sich in solchem Kreise an genialen Zeichnungen Preller's. Aber die schweren Herz- und Halsleiden, an welchen sie so lange schon litt, forderten ihr Opfer. Nach ergreifendem Abschied von ihren Söhnen und nach langem Todeskampf schied sie am 27. October 1872 $6^3/_4$ Uhr Morgens — wenige Tage vor Vollendung ihres sechsundsiebzigsten Lebensjahrs — aus dem Leben. Nachbarn des Goethe-Hauses trugen sie zu ihrer letzten Ruhestätte. Ihrem Begräbniß ging an demselben Tage ein anderer priesterlicher Act, eine Vermälung vorher; unmittelbar von der Trauung einer Urenkelin Herder's begab sich der Geistliche zur Bestattung der Schwiegertochter Goethe's.

---

## Anecdoten aus Goethe's Leben.

Mitgetheilt von einem Wiener Freunde Ottilien von Goethe's.

(Goethe's Haarlocken.) Es kommt vor, daß Autographenhändler mit Zeilen von Goethe's Hand auch Haarlocken ausbieten, die der Dichter Stirn beschattet haben sollen. Auch rühmen sich hier und da Verehrer Goethe's eine solche Reliquie zu besitzen. Für gewöhnlich wird die Echtheit derartiger Seltenheiten angezweifelt, doch mit Unrecht. Wen es wundert, daß unser Dichterfürst wie ein eitler Seladon seine Locken gar so freigebig verschenkt habe, der erhält hierüber aus unserer Mittheilung die vollste Aufklä-

rung. Goethe mußte von Zeit zu Zeit sein Jupiterhaupt einem der Haarkünstler Weimars anvertrauen, um das schöne, wallende Greisenhaar kürzen zu lassen. Der Friseur, den schwärmerische Bewunderer des Dichters zu einem Lockenraube verleitet hatten, wurde bald seines Vortheils gewahr und ließ seine Scheere unbarmherzig auf dem Haupte des Altmeisters mähen. Er beschwichtigte wahrscheinlich sein Gewissen damit, daß dieses Haupt ohnedies die reichsten Lorbeerkränze bedecken. Goethe war nachsichtig genug, den Lockenräuber selbst dann noch gewähren zu lassen, als er erfuhr, daß der Figaro Weimars mit den allzureichlichen Abfällen gute Geschäfte mache. Er mochte wol gedacht haben: „Dieser Schelm ist nicht der einzige, der von meinen Abschnitzeln leben will.“

(Goethe und der Thorschreiber.) Weimar hatte von jeher seine saison morte und manchen Sommer über war diese kleine Residenzstadt das Schmuckkästchen für den Solitär-Goethe ganz und gar. Damals lebte ein Thorschreiber in Weimar, dessen Anhänglichkeit an Goethe sich mit jedem freundlichen Worte steigerte, dessen ihn der Dichtergreis im Vorübergehen zu würdigen pflegte. Der gute Mann war auch nicht wenig eitel auf diesen Verkehr und als sich eines Tages bei ihm ein Fremder darüber, daß er überall verschlossene Thüren gefunden habe, beschwerte, sagte der Thorschreiber mit einigem Selbstgefühl: „Wenn nicht noch Goethe und ich hier blieben, könnte der Postwagen getrost an Weimar vorüber fahren ohne anzuhalten.“ Diese Worte drangen in Goethe's einsame Studirstube und übten einen so erheiternden Eindruck auf ihn, daß er nicht selten, wenn von Weimars Wichtigkeit als Stadt die Rede war, im engsten Freundeskreise scherzweise zu sagen pflegte: „Ja, ja, ich und der Thorschreiber wir sorgen für Weimars Größe!“

## Nirwana.

Das ist der fahle, schlummernde See,
Aus dem das Leben geronnen
Mit seinem thränenbeträuften Weh
Und seinen vergänglichen Wonnen.

Ein Traum nur paarte die irdische Pein
Dem traumgeborenen Glücke, —
Und dem es entsprang, das nichtige Sein,
In's Urnichts rinnt es zurücke.

Gemach ersterben im eisigen All'
Des Lichtes zitternde Fluthen;
Die ewigen Götter kommen zu Fall
Die Sonnenbälle verbluten.

Und bleich verröchelt am Weltensaum
Die fiebernde Episode,
Und einsam klingt im unendlichen Raum
Das Lied vom ewigen Tode.

Ernst Eckstein.

# Das Glück von Roaring Camp.

Von **Bret Harte.**

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena.**

Es herrschte große Bewegung in Roaring Camp. Eine Schlägerei konnte es nicht gewesen sein; denn eine solche war im Jahre 1850 nicht neu genug, um die ganze Ansiedlung zusammengeführt zu haben. Nicht nur die Gruben und Schächte waren verlassen, selbst „Tuttles Gaststube“ hatte seine Spieler hergesandt, die, wie es ja bekannt war, ihr Spiel ruhig fortsetzten an dem Tage, wo French Pete und Kanaka einander im Vorderzimmer über den Schänktisch todtschossen. Das ganze Lager war vor einer ärmlichen Hütte am äußersten Ende der Niederlassung versammelt. Man sprach in leisem Ton, aber der Name einer Frau wurde oft genannt. Er war gut genug bekannt im Lager, der Name von „Cherokee Sal“.

Je weniger von ihr gesagt wird, desto besser. Sie war eine gewöhnliche und, wie zu befürchten ist, eine sehr sündige Frau. Doch zur Zeit war sie die einzige Frau im Lager und befand sich gerade jetzt in einem sehr hülfsbedürftigen Zustand, in welchem ihr die Nähe und Pflege einer ihrer Mitschwestern äußerst nöthig gewesen wäre. Sündhaft, verlassen, unverbesserlich wie Cherokee Sal war, litt sie doch jetzt ein Märtyrerthum, schwer genug zu tragen, wenn sympathische Weiblichkeit ihre Schleier darum hüllt, das jetzt aber in ihrer gänzlichen Verlassenheit geradezu schrecklich war. Der erste zur Erde geschleuderte Himmelsfluch, der unsere Stammmutter getroffen, war auch über sie gekommen und zwar in jener ursprünglichen Vereinsamung, welche die Strafe für die erste Uebertretung Eva's im Paradiese so furchtbar machen mußte. Es war vielleicht ein Theil der Sühne für ihre Sünden, daß Cherokee Sal in einer Stunde, da sie so unendlich des Beistandes und der Zärtlichkeit einer Frau bedurfte, nur den halbverächtlichen Gesichtern ihrer männlichen Gefährten begegnete. Doch waren einige der Versammelten durch ihre Leiden gerührt.

Sandy Tipton meinte: „Es sei doch hart für die arme Sal“ und im Nachdenken über ihre Lage erhob er sich einen Moment sogar über das Factum, daß er ein Aß und zwei Buben in der Hand hatte.

Es wird gewiß Jedem einleuchten, daß die Situation eine ganz neue für Roaring Camp war; Todesfälle waren dort durchaus nichts Ungewöhnliches, aber eine Geburt war noch nicht vorgekommen. So Mancher hatte das Lager endgiltig und ohne die Möglichkeit zur Wiederkehr verlassen, dies war aber das erste Mal, daß Jemand ab initio eingeführt werden sollte. Daher die allgemeine Aufregung.

„Geht Ihr hinein, Stumpy!“ sagte einer der ersten Bürger, unter dem Namen „Kentuck“ bekannt, indem er einen der Umherstehenden anredete. „Geht hinein und seht, was Ihr thun könnt! Ihr habt ja Erfahrung in dergleichen gehabt.“

Vielleicht mochte diese Wahl die passendste sein. Stumpy war in anderen Gegenden der Erde das vermeintliche Haupt zweier Familien gewesen; in der That war Roaring Camp — eine Zufluchtsstätte so mancher mit dem Gesetz in Zwiespalt Liegenden — einigen Unrichtigkeiten in diesen Formalitäten für die Gesellschaft Stumpy's verpflichtet. Die Menge billigte die Wahl und Stumpy war klug genug, sich der Mehrheit zu fügen.

Die Thür der Hütte schloß sich hinter dem extemporirten Arzt und das Lager blieb draußen, seine Pfeife rauchend und den Verlauf der Dinge erwartend.

Die Versammlung bestand ungefähr aus hundert Männern. Ein paar von ihnen waren entschieden Flüchtlinge vor der Gerechtigkeit, andere Verbrecher, alle aber sorglos und guter Dinge. In ihrer äußern Erscheinung verrieth sich weder ihr vergangenes Leben, noch ihr Charakter. Der ärgste Taugenichts unter ihnen hatte ein Raphaelantlitz mit einer Fülle blonden Haares. Onkhurst, ein Spieler, zeichnete sich durch die melancholische Miene und die geistige Insichversunkenheit eines Hamlet aus und der Kaltblütigste und Muthigste von Allen war ein kleiner Mann von kaum vier Fuß, mit sanfter Stimme und schüchternem, verlegenen Wesen. Die Benennung „Wilde" auf sie angewandt war eher eine Auszeichnung, als eine Erklärung.

In den unbedeutenderen Einzelheiten von Fingern, Zehen, Ohren &c. möchte das Lager vielleicht einige Lücken gezeigt haben, aber diese kleinen Mängel beeinträchtigten nicht seine gesammte Kraft. Der stärkste Mann hatte nur drei Finger an seiner rechten Hand und der beste Schütze besaß nur ein Auge.

So ungefähr war der physische Zustand und das Aussehen der Männer, welche sich um Sal's Hütte versammelt hatten. Das Lager befand sich in einem dreieckigen Thal, zwischen zwei Bergen und einem Flusse. Den einzigen Ausgang bildete ein steiler Fußpfad über den Gipfel eines der Berge, auf den die Hütte blickte und der jetzt vom aufgehenden Mond beleuchtet ward. Die leidende Frau hatte von ihrem harten Lager aus den schmalen Steg sehen können — sah, wie er sich gleich einem Silberstreifen dahin schlängelte, bis er sich in den Sternen verlor.

Ein Feuer von Tannenzweigen trug zu der Behaglichkeit der Versammlung bei. Nach und nach kehrte die natürliche Lebhaftigkeit des Lagers zurück. Wetten über den Ausgang des großen Ereignisses wurden veranstaltet. Drei gegen Fünf, daß Sal es überstehen und das Kind auch leben würde; Nebenwetten in Bezug auf Geschlecht und Aussehen des kommenden Fremdlings. Inmitten einer erregten Auseinandersetzung entfuhr Denen, die der Hütte am nächsten waren, ein Ausruf und das ganze Lager wurde still, um zu lauschen. Ueber das Flüstern und Rauschen der Bäume, über das Murmeln des Wassers und das Knistern der Flamme erhob sich ein scharfer, klagender Schrei — ein Schrei, wie man noch nie einen im Lager gehört. Die Bäume ließen ihr Rauschen, das Wasser hörte auf zu murmeln, die Flamme stellte ihr Knistern und Sprühen ein. Es schien, als lauschte auch die Natur rings umher.

Das Lager erhob sich wie Ein Mann. Es ward vorgeschlagen, ein Faß Schießpulver explodiren zu lassen; aber in Anbetracht des Zustandes der Mutter behielt besserer Rath die Oberhand und nur einige Revolver wurden abgefeuert; denn ob es der unausreichenden Hülfe oder irgend einer andern

Ursache zuzuschreiben war: Cherokee Sal neigte sich schnell ihrem Ende zu Nach Verlauf einer Stunde hatte sie jenen steilen Pfad erklommen, der zu den Sternen führte und Roaring Camp und seine Sünde und Schande auf immer verlassen.

Ich glaube nicht, daß diese Nachricht die Männer sehr ergriff, höchstens in Beziehung auf das Schicksal des Kindes. „Kann es nun leben bleiben?" wurde Stumpy gefragt. Die Antwort war eine zweifelhafte. Das einzige zu Sal's Geschlecht gehörende Wesen im Lager war eine Eselin, auch eine junge Mutter. Es erhoben sich Zweifel gegen die Ausführung des Experimentes, das trotzdem versucht wurde. Es war im Grunde weniger problematisch, als die ehemalige Behandlung von Romulus und Remus und anscheinend eben so erfolgreich.

Als all' diese kleinen Einrichtungen ausgeführt waren, was eine andere Stunde hinnahm, wurde die Thür geöffnet und die begierige Menge außen, die sich schon zu einer langen Reihenfolge geordnet, trat nun einzeln ein. Zur Seite des harten Lagers, auf welchem, mit einem Laken bedeckt, die Gestalt der Mutter ruhte, stand ein Tisch von Fichtenholz. Auf diesem ward eine Lichterkiste gesetzt, und in derselben, in scharlachrothen Flanell gehüllt, lag der letzte Ankömmling in Roaring Camp. Neben die Kiste war ein Hut gestellt, dessen Bestimmung bald klar wurde.

„Gentlemen!" sagte Stumpy mit einer eigenthümlichen Mischung von Autorität und ex officio Höflichkeit, „Gentlemen werden gebeten durch die vordere Thür einzutreten, um den runden Tisch herumzugehen und die Hütte durch die Hinterthür zu verlassen. Diejenigen, welche der Waise eine Unterstützung zukommen lassen wollen, finden einen Hut zur Hand."

Der zuerst Eintretende hatte sein Haupt bedeckt, aber sich umblickend entblößte er es und gab damit unbewußt Allen ein Beispiel. In solchen Gemeinschaften ist das Gute wie das Böse ansteckend. Als die Procession vorüberzog, wurden Bemerkungen gemacht, Urtheile ausgesprochen, vielleicht mehr an Stumpy adressirt, in seinem Charakter als Schausteller.

„Ist er das?" — „Ungeheuer winziges Exemplar." — „Hat ja kein bischen Farbe." — „Ist ja nicht länger als ein Pistol!" Die Liebesgaben waren eben so charakteristisch.

Eine silberne Schnupftabaksdose; eine Dublone; ein Seemannsrevolver mit Silber ausgelegt; eine Goldprobe; ein sehr schönes, reich gesticktes Damentaschentuch (von Oakhurst, dem Spieler); eine Diamantbrustnadel; ein Brillantring (durch die Nadel eingegeben, und von der Bemerkung des Schenkenden begleitet: er habe die Nadel gesehen und sei zwei Diamanten höher gegangen); eine Schleuder; eine Bibel (der Geber nicht entdeckt); ein goldener Sporn; ein silberner Theelöffel (leider muß ich bekennen, daß die darauf gravirten Initialen nicht die des Gebers waren); eine Scheere aus eines Wundarztes Besteck; eine Lanzette; eine englische Banknote von fünf Pfund; und ungefähr 200 Dollars in einzelnen Gold- und Silbermünzen.

Während dieser Vorgänge beharrte Stumpy in einem Schweigen so tief wie das der Todten zu seiner Linken und zeigte einen so undurchdringlichen Ernst wie den des Kindes zu seiner Rechten. Nur ein kleiner Zwischenfall unterbrach die Einförmigkeit der wunderlichen Procession. Als Kentuck sich halb neugierig über die kleine Kiste beugte, wandte sich das Kind um und in einem Anfall von Schmerz ergriff es einen Finger des Mannes und hielt ihn einen Augenblick fest. Kentuck sah einfältig und verlegen aus.

Etwas wie ein Erröthen suchte in sein wettergebräuntes Antlitz zu steigen. „Der ver— kleine Schlingel!" sagte er, als er seinen Finger dem Kinderhändchen mit mehr Sanftmuth und Zärtlichkeit entwand, als man ihm je zugetraut. Er hielt diesen Finger, als er die Hütte verließ, etwas fern von den übrigen und betrachtete ihn aufmerksam. Diese Prüfung endete wieder in der ersten Bemerkung über das Kind; er schien wirklich erfreut, sie zu wiederholen.

„Er spielte mit meinem Finger", sagte er zu Tipton, das bevorzugte Glied emporhaltend, „der verd— kleine Schlingel!"

Es war vier Uhr Morgens, ehe das Lager die Ruhe suchte. Ein Licht brannte in der Hütte, in welcher die Wachenden saßen, denn weder Stumpy noch Kentuck gingen diese Nacht zu Bett. Der Letztere trank tüchtig und erzählte mit großem Behagen von seiner Erfahrung immer mit seiner charakteristischen Verwünschung des kleinen Ankömmlings endend. Es schien als befreie ihn dies von irgend welchem ungerechten Verdacht der Empfindsamkeit; und Kentuck besaß die Schwächen des edlern Geschlechtes. Als jeder der Kameraden zur Ruhe gegangen, wanderte Kentuck zum Flusse hinab, nachdenklich vor sich hinpfeifend. Dann stieg er wieder den Abhang hinauf, ging an der Hütte vorüber, immer noch mit demonstrativer Sorglosigkeit pfeifend. Bei einem großen Sandelholzbaum stand er still, kehrte um und passirte noch einmal an dem Häuschen vorbei. Auf halbem Wege zum Flußbett hinab hielt er an, wandte sich rasch zurück auf den Weg, den er gekommen und klopfte an die Thür der Hütte. Sie wurde durch Stumpy geöffnet.

„Wie geht es?" fragte Kentuck über Stumpy hinweg nach der Lichterkiste blickend.

„Alles gut", erwiederte Stumpy.

„Nichts passirt?"

„Nichts."

Es erfolgte eine Pause — eine verlegene Pause — indessen Stumpy noch immer die Thür in der Hand hielt; da nahm Kentuck Zuflucht zu seinem Finger, den er Stumpy zeigte: „Hiermit spielte er, der ver— kleine Schlingel", sagte er und zog sich zurück.

Am nächsten Tage wurde Cherokee Sal ein Begräbniß zu Theil, wie das Lager es zu bieten im Stande war. Nachdem man ihren Leib auf der Bergseite in die Erde gebettet, versammelte sich die ganze Ansiedlung zu einer friedlichen Berathung, was mit ihrem Kinde geschehen solle. Der Entschluß, es zu adoptiren, war allgemein und enthusiastisch. Aber eine sehr lebhafte Erörterung, ob und wie man im Stande sei für seine Erhaltung zu sorgen, entspann sich sogleich. Es war auffallend, daß die Für und Wider, welche über den Gegenstand ausgesprochen wurden, sich von allen Persönlichkeiten fern hielten, mit denen sonst die Streitfragen im Lager geführt zu werden pflegten. Tipton schlug vor, das Kind nach Red Dog — einem andern Lager vierzig Meilen entfernt — zu schicken, wo weibliche Pflege zu erlangen war. Aber dieser nicht glückliche Vorschlag erregte heftigen allgemeinen Widerspruch. Es war ersichtlich, daß kein Plan, der eine Trennung von ihrer neuen Errungenschaft bedingte, für den Augenblick Erfolg haben würde. „Außerdem", sagte Tom Ryder, „die Burschen in Red Dog würden uns den Jungen wegschnappen und uns einen andern unterschieben." Ein

Zweifel an der Redlichkeit anderer Lager herrschte in Roaring Camp so gut wie an anderen Orten.

Die Einführung einer Amme im Lager stieß auch auf Einwände. Es wurde dargethan, daß keine anständige Frau Roaring Camp als eine Heimatsstätte erwählen konnte „und" schloß der Redner, „von der andern Sorte wollten sie keine wieder haben." Diese unfreundliche Anspielung auf die todte Mutter, so hart sie erscheinen mag, war die erste Regung der Schicklichkeit — das erste Zeichen von der Wiedergeburt des Lagers. Stumpy verhielt sich ganz schweigend. Vielleicht geschah es aus einem gewissen Zartgefühl, als komme es ihm nicht zu bei einer Wahl, die ihn möglicher Weise von seinem Platz verdrängte, mitzureden. Als er aber um seine Ansicht gefragt wurde, erklärte er fest und bestimmt, daß er und „Jinny", das schon erwähnte Säugethier, vollkommen ausreichend seien, das Kind aufzuziehen. Es lag etwas Originelles, Unabhängiges und Heroisches in diesem Plan, das dem Lager gefiel. Stumpy verblieb also in seinem Amt. Man schickte nach Sacramento, um gewisse Einkäufe machen zu lassen.

„Hört und paßt wol auf", sagte der Schatzmeister, als er dem Expreßboten einen Beutel mit Goldstaub in die Hand drückte: „das Beste, was Ihr bekommen könnt — Spitzen, Ihr versteht doch, und Filigranarbeit und Tüchelchen und Halskräuschen — nach den Kosten wird nicht gefragt."

So wunderbar es klingen mag, das Kind gedieh. Vielleicht war das herrliche Klima der Berge eine Entschädigung für manchen materiellen Mangel. Die Natur nahm den armen Findling an ihre reiche Brust. Aus dieser vortrefflichen Atmosphäre am Fuße der Sierra — dieser Luft, welche von balsamischem Hauch überströmt, wo jeder Athemzug eine erquickende und erfrischende Herzstärkung ist, mag der Knabe Speise und Nahrung gesogen haben. Stumpy neigte sich zu dem Glauben, daß die Milch ihm sehr zuträglich sei und seine Pflege das Uebrige thue.

„Ich und jene Eselin sind ihm Vater und Mutter gewesen", pflegte er zu sagen. „Daß Du", fügte er hinzu, das hülflose Bündel vor sich anredend, „niemals von uns gehst, das rathe ich Dir!"

Als das Kind vier Wochen alt war, dachte man an die Nothwendigkeit ihm einen Namen zu geben. Bis dahin wurde er „das Lämmchen" „Stumpy's Junge", „der kleine Trompeter" (in Anspielung auf seine vocalen Kräfte) oder auch wol mit Kentuck's Liebesausdruck „der verd— kleine Schlingel" genannt. Aber diese Benennungen waren doch zu unbestimmt und wurden zuletzt auch durch einen andern Einfluß verdrängt. Abenteurer und Spieler sind gewöhnlich abergläubisch und Onkhurst erklärte eines Tages, das Kind habe „das Glück" nach Roaring Camp gebracht. Und es war nicht zu leugnen, daß sie in letzter Zeit sehr gute Geschäfte gemacht. „Glück" ward also der erwählte Name, mit dem Zusatz Tommy zu größerer Bequemlichkeit. Auf die Mutter ward keine Anspielung gemacht und der Vater war unbekannt.

„Es ist besser", sagte der philosophische Onkhurst, „ein frisches Spiel anzufangen. Nennt ihn Glück und stattet ihn gut aus!"

Ein Tag wurde zum feierlichen Taufact erwählt. Was unter dieser Ceremonie verstanden ward, kann der Leser sich vorstellen, welcher schon einen kleinen Begriff von der sorglosen Unehrerbietigkeit von Roaring Camp gesammelt hat. Der Ceremonienmeister war ein gewisser „Boston", ein bekannter Spaßvogel, und diese Gelegenheit versprach des Scherzes und

Witzes genug. Der geistvolle Satyriker hatte zwei Tage damit zugebracht eine Burleske, eine Travestie auf die kirchliche Handlung, und eine mit localen Anspielungen gewürzte Rede zu entwerfen. Der Chor war auch in voller Ordnung und Sandy Tipton sollte Gevatter sein und das Kind über die Taufe halten.

Als aber die Procession mit Musik, Fahnen und Bannern nach dem Hain marschirt war und man das Kind vor einem zur Vervollständigung der Posse errichteten Altar niedergelegt hatte, trat Stumpy vor die erwartungsvolle Menge.

„Jungens, es ist gewiß nicht meine Sache, einen Scherz zu verderben", sagte der kleine Mann, all' die Gesichter rund umher kühn anblickend, „aber es scheint mir doch, daß dies Vorhaben nicht ganz am richtigen Platze ist. Es wäre dem Kinde hier Unrecht gethan, wollte man sich einen Spaß mit ihm erlauben, den es nicht verstehen kann. Und wenn es überhaupt Gevattern geben und es Einer über die Taufe halten soll, so möchte ich Den sehen, der dazu ein größeres Recht hätte als ich."

Schweigen folgte auf Stumpy's Rede. Aber zur Ehre aller Humoristen sei es gesagt, der Erste, welcher die Gerechtigkeit von Stumpy's Verlangen einsah, war der Satyriker, derselbe, dem sein Spaß verdorben wurde.

„Doch", fuhr Stumpy fort, seinen Vortheil verfolgend, „wir sind zu einer Taufe hergekommen und sie soll vollzogen werden. Ich verkündige Deinen Namen und nenne Dich: Thomas Glück, nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten und des Staates Californien; so helfe mir Gott!"

Es war das erste Mal, daß der göttliche Name anders als in Profanirung im Lager ausgesprochen wurde. Die Form der Taufe war vielleicht noch lächerlicher, als der Satyriker dieselbe beabsichtigte; aber sonderbarer Weise bemerkte es Niemand und Keiner lachte.

„Tommy" wurde mit solchem Ernst getauft, als es nur unter einem christlichen Dach geschehen sein würde und er schrie und wurde beruhigt in ebenso orthodoxer Art.

Und so begann das Werk der Wiedergeburt im Lager. Fast unmerklich kam eine Veränderung in die ganze Ansiedlung. Die Hütte, welche „Tommy Glück" oder „das Glück" wie er noch öfter genannt wurde, bewohnte, zeigte die ersten Spuren der Verbesserung. Sie wurde sorgfältig, ja peinlich sauber und schmuck gehalten; dann ward sie gedielt, verschält und tapezirt. Die Wiege von Rosenholz — die achtzig Meilen weit auf einem Maulesel hergekommen war — hatte nach Stumpy's Ausdrucksweise „die früheren Möbel und Ausstattung der Hütte geradezu todt gemacht". Deshalb war eine neue Einrichtung nothwendig geworden. Die Männer, welche ab und zu bei Stumpy einsprachen, um zu sehen: „wie das Glück gedeihe", schienen den Wechsel sehr wohlgefällig zu bemerken und in reiner Selbstvertheidigung wurde das rivalisirende Haus, „Tuttle's Gaststube", gezwungen, sich zu einem Teppich und zu Spiegeln aufzuschwingen. Diesen letzteren verdankte man es, daß die Bewohner des Lagers anfingen, mehr auf Sauberkeit und äußere Erscheinung zu geben. Und wieder war es Stumpy, der eine Art Quarantäne Denen auferlegte, welche nach der Ehre und Auszeichnung strebten, „das Glück" zu warten und umherzutragen. Es war eine grausame Kränkung für Kentuck — der in der Achtlosigkeit einer großen Natur und den Gewohnheiten solches ungebundenen Lebens angefangen hatte alle Kleidung als eine zweite Haut anzusehen, welche wie bei der Schlange durch den Ver-

brauch abfiel — (eine schwere Kränkung sage ich) als ihm die Gunst, das Kind zu tragen, aus gewissen Klugheitsrücksichten versagt wurde. Aber so gewaltig ist der Einfluß der Neuerungen, daß unser rauher Kentuck fortan jeden Nachmittag in einem reinen Hemd erschien und mit einem von Waschen und Reiben noch glänzenden Gesicht. Eben so wenig wurden aber die moralischen und socialen Gesundheitsregeln vernachlässigt. „Tommy", der, wie man annahm, sein ganzes Leben in einem fortgesetzten Versuch zu ruhen verbrachte, durfte durch keinen Lärm gestört werden. Das Schreien, Toben und gellende Jubeln, welches dem Lager den unglücklichen Beinamen des „lärmenden" verschafft, wurde nicht in der Umgebung von Stumpy's Hütte gestattet. Dort unterhielten sich die Männer nur flüsternd oder rauchten ihre Pfeifen mit indischer Gravität. Profane Ausdrücke wurden schweigend in der geheiligten Nähe aufgegeben und im ganzen Lager wurden die beliebten Ausrufe wie: „Verd— Glück" und „Hol der T— das Glück!" als eine neue persönliche Bedeutung habend, nicht mehr gebraucht. Vocalmusik war nicht verboten, da man annahm, sie habe eine beruhigende, beschwichtigende Eigenschaft und ein Lied, gesungen vom „Kriegsschiff-Jack", einem englischen Matrosen aus Ihrer Majestät australischen Colonien, war als Schlummerlied ganz populär geworden. Es war eine düstere Erzählung von den Heldenthaten „der Arethusa, mit 74 Kanonen", in verschleierter Molltonart und jede Strophe endete mit einem langgedehnten „am B—o—o—r—d der Arethusa". Es war ein schöner Anblick, Jack zu sehen, wie er Tommy Glück in seinen Armen wiegte, gerade als sei er auf einem schwankenden Schiffe und dazu dies Seemannslied sang. Entweder kam es von dem eigenthümlichen Schaukeln Jack's oder von der Länge seines Gesanges — er hatte neunzig Strophen und wurde gewissenhaft bis zum bittren Ende durchgeführt — das Schlummerlied hatte gewöhnlich den gewünschten Erfolg. Zu solchen Zeiten lagen die Männer langausgestreckt unter den Bäumen, in dem sanften Sommerzwielicht ihre Pfeifen rauchend und dem melodischen Gesang, wie des Kindes Krähen und Jauchzen mit Wonne zuhörend. Eine unbestimmte Idee, daß dies eine Art glückseligen Hirtenlebens sei, erfüllte das Lager. „Dieser Zustand ist 'immlisch", sagte Simmons, der Londoner Stutzer, sich nachdenklich auf seinen Ellbogen lehnend. Er erinnerte ihn an Greenwich.

An den langen Sommertagen wurde „das Glück" gewöhnlich mit nach den Gruben genommen, aus denen die goldenen Schätze von Roaring Camp kamen. Hier lag Tommy auf einer Decke, die über Tannenzweige gebreitet war, während die Männer unten in den Gruben arbeiteten. In letzter Zeit wurde diese seine kleine Laube mit Blumen und süßduftenden Sträuchern umgeben und gewöhnlich brachte ihm Dieser oder Jener einen Büschel wilden Geisblattes, Azaleen oder die farbenreichen Blüthen der Las Mariposas. Diese Männer hatten ganz plötzlich die Entdeckung gemacht, daß ein Werth, eine Bedeutung in diesen Kleinigkeiten sei, die sie so lange achtlos unter die Füße getreten. Eine Lage schimmernden Glimmers, ein Stückchen vielfarbigen Quarzes, ein hell glitzerndes Steinchen aus dem Bache erschienen plötzlich den so geöffneten und geklärten Augen schön und wurden immer für „das Glück" zur Seite gelegt. Es war erstaunlich, welche Fülle von Schätzen Wald, Berg und Fluß hergaben, die „für Tommy passen würden". Von Spielsachen umgeben, wie sie wol kaum zuvor ein Kind außer im Feenlande gehabt, ist es zu hoffen, daß Tommy zufrieden war. Er schien vollkommen glücklich zu sein, obgleich ein kindlicher Ernst über ihm lag und seine runden, grauen

Augen einen nachdenklichen, beschaulichen Blick hatten, der Stumpy zuweilen ärgern konnte. Tommy Glück war stets ruhig und lenksam; und es wird erzählt, daß einst, als er über seinen „Kraal" — eine Hecke von geflochtenen Tannenzweigen, welche seine Lagerstätte umgab — hinausgekrochen sei, er über den Damm hinunterkollerte und mit dem Kopf in der weichen Erde, die Beinchen in der Luft, ruhig und ganz ernst wenigstens volle fünf Minuten in dieser Stellung blieb. Ohne einen Klagelaut ließ er sich wieder herausziehen. Ich zögere, noch mehr Beispiele seiner ungewöhnlichen Klugheit anzuführen, die sich leider auf die Erzählungen solcher sehr von ihm eingenommener Freunde basiren. Einige davon waren nicht ohne gewissen Aberglauben in einen Betreff des Kindes.

„Ich komme soeben den Damm heraufgeklettert", sagte Kentuck eines Tages in einem athemlosen Zustand von Aufregung „und ich will nicht Kentuck heißen, wenn Tommy nicht mit einer Elster plauderte, die auf seinem Schooße saß. Da thaten sie so bekannt und vertraut mit einander wie zwei gute Kameraden."

Aber ob er durch die Tannenzweige kroch oder ruhig unter den Bäumen lag, nach den Blättern über ihm blinzelnd: für ihn sangen die Vögel, die Eichhörnchen jagten sich an den Bäumen auf und nieder, die Blumen hauchten ihm ihre Düfte zu. Natur war seine Pflegerin und zugleich seine Gespielin. Sie ließ zwischen den Blättern und Zweigen goldene Sonnenstrahlen niedergleiten, nach denen des Knaben Händchen haschten, sie sandte ihm kühle, erfrischende Luftströme, die ihn erquickten und kräftigten, ihm nickten die hohen, prächtigen Bäume vertraulich zu und ihr Flüstern wiegte ihn ein, die Bienen umsummten ihn und die Dohlen krächzten ganz leise die Begleitung dazu.

So war der goldene Sommer des Lagers. Es war die „Blüthezeit" — und das Glück war mit ihnen. Die Gruben hatten enorme Schätze geliefert. Das Lager war eifersüchtig auf seine Privilegien und blickte mißtrauisch auf Fremde. Zur Einwanderung wurde auch nicht die geringste Ermuthigung gegeben; und um ihre Abgeschlossenheit noch größer zu machen, hatten sie sich an dem Lande, auf beiden Seiten der Berge, die das Lager umgaben, das Vorkaufsrecht erworben. Dies und der Ruf, sie verständen vorzüglich mit dem Revolver umzugehen, hielt Jeden ab in Roaring Camp einzudringen. Der Expreßbote — ihr einziges Verbindungsglied mit der sie umgebenden Welt — erzählte zuweilen Wundergeschichten aus dem Lager.

„Sie haben eine Straße dort in „Roaring", die jede Straße in Red Dog ausstechen würde. Um ihre Häuser haben sie Weinranken gezogen und Blumen darum gepflanzt und sie waschen sich täglich zwei Mal. Aber sie sind sehr wild und rauh gegen Fremde und sie beten ein Kind an."

Mit dem sich hebenden Wohlstand des Lagers erwachte der Wunsch nach größeren Verbesserungen. Es wurde vorgeschlagen im nächsten Frühling ein Hôtel zu erbauen und ein paar anständige Familien aufzufordern, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen, um „des Glückes" willen, das vielleicht durch weibliche Genossenschaft doch Nutzen haben könnte. Das Opfer, welches diese Concession an das weibliche Geschlecht diese Männer kostete, die sehr skeptisch in Beziehung auf seine allgemeine Tugend und Nützlichkeit waren, konnte nur durch ihre Liebe zu Tommy aufgewogen werden. Einige erklärten sich immer noch entschieden dagegen. Aber die Sache konnte nicht vor drei Monaten in's Werk gesetzt werden und die Minderzahl gab endlich nach, in

der Hoffnung, daß noch etwas dazwischen kommen würde. Und es kam etwas dazwischen.

Des Winters von 1851 wird noch lange in jenen Gegenden gedacht werden Der Schnee lag hoch auf den Sierras und jeder kleine Bergbach wurde ein Strom, jeder Strom ein See. Jede Schlucht und Grube verwandelte sich in einen schäumenden Wasserfall, der die Berge herabstürzte und mächtige Bäume mit sich fortriß, ihre Ueberreste in die Ebene schleudernd. Red Dog hatte schon zwei Mal unter Wasser gestanden und Roaring Camp war gewarnt worden.

„Wasser brachte das Gold in jene Tiefen", sagte Stumpy. „Es war schon einmal hier und wird wieder hier sein."

Und in der folgenden Nacht trat der North Fork ganz plötzlich über seine Ufer und überschwemmte das dreieckige Thal von Roaring Camp.

In der Verwirrung heranstürzender Wasser und krachender Bäume, und der Dunkelheit, die mit dem Wasser zu kommen und das ganze Thal zu vernichten schien, konnte nur wenig geschehen, um das zerstreute Lager zu sammeln. Als der Morgen anbrach, war Stumpy's Hütte, die dem Strom am nächsten lag, fort. Höher hinauf fand man den Körper des unglücklichen Bewohners, aber der Stolz, die Hoffnung, die Freude, das Glück von Roaring Camp war verschwunden. Die Männer kehrten mit traurigen Herzen von ihrem fruchtlosen Suchen zurück, als ein Ruf vom Wasser sie zurückführte.

Es kam von einem Rettungsboot, das soeben landete. Sie hatten einen Mann und ein Kind, schon ganz erschöpft, zwei Meilen von hier aufgefischt. Kannte sie Jemand — gehörten sie hierher?

Es genügte ein Blick, um ihnen zu zeigen, daß Kentuck da liege, furchtbar zerquetscht und verwundet, aber das Glück von Roaring Camp noch in seinen Armen haltend. Als sie sich über das seltsame Paar beugten, sahen sie, daß das Kind kalt und leblos war.

„Es ist todt", sagte Einer. Kentuck schlug die Augen auf. „Todt?" wiederholte er schwach.

„Ja, mein guter Mann und mit Euch geht es auch zu Ende." Ein Lächeln erleuchtete die Augen des sterbenden Kentuck. „Zu Ende", sprach er leise, „er nimmt mich mit sich — sagt's den Burschen und Kameraden, ich habe nun das Glück bei mir." Und der starke Mann, das schwache Kind umklammernd — wie ein Ertrinkender sich an einen Strohhalm klammern soll — trieb fort in das Schattenreich des Stromes, der immer und ewig dem unbekannten Meere zufließt.

# Mitteldeutsche Waldbilder.

Von **Hermann Jäger.**

## Vom Winter in den Sommer.

In schönen Gebirgs- und Waldgegenden, welche gern auf längere Zeit von fremden Gästen besucht werden, bleiben nach Abzug der großen Masse der Sommergäste, die ich mit den eigentlichen Zugvögeln vergleichen möchte, stets noch eine Anzahl männlichen und weiblichen Geschlechts zurück, die Einen, weil ihre Stadtwohnung noch nicht in Ordnung, oder wol gar nicht gemiethet ist, die Andern, weil sie wirklich das Naturleben lieb gewonnen haben und dasselbe trotz unbehaglicher Zimmer und schrecklicher Langweile bei bösem Wetter noch fort genießen wollen, bis der Wald braun geworden und es nach ihrer Meinung mit der Naturschönheit vorbei ist. Was sie erleben und genießen können, will ich einem spätern Waldbilde „Vom Herbst in den Winter" darzustellen versuchen. Aber was diese „Strichvögel", welche keinen kahlen Wald sehen mögen, verlieren, soll heut' eine theilweise Aufgabe meiner Federzeichnung sein. Ich bin auch nicht allein in der winterlichen Landschaft, denn einige „Standvögel" von Fremden halten wenigstens den halben Winter aus. Diese Waldläufer werden für wunderliche Menschen gehalten und bald gehen in müßigen Kreisen allerlei Gerüchte umher über den Doctor So und So, oder Herrn X. oder Z., besonders in den weiblichen Gesellschaften. Eine interessante Persönlichkeit ist immer darunter und was ihr fehlt, wird angedichtet. Meist ist ein Dichter unter den einsamen Fremden, der ein Trauer- oder Lustspiel fertig machen muß und hier auf dem Lande Originale sucht, oder ein Romanschreiber. Daß Jemand aus reiner Neigung zum Naturgenuß einen Winter fern der heimatlichen Großstadt zubringen könne, halten nur Wenige für möglich. Ein Landschaftsbild ohne Staffage ist kein vollkommenes Bild und da ich eine Reihe der kleinen Landschaften malen will, so brauche ich Figuren, welche genießen, was ich schildere. Nehmen wir an, der Fremde, welcher den Winter im Gebirgswalde verweilt oder schon bevor die Bäume grünen ankommt, hätte ein mehr offenes Auge für Dinge, die dem Einheimischen gewöhnlich sind, er sehe und entdecke täglich Neues, was Anderen alltäglich scheint. Es mag so sein, aber auch unter den Einheimischen wird man genug finden, welche der gewöhnten Umgebung immer neue Reize abgewinnen, für alles Schöne empfänglich sind. Ja, der Fremde muß, wenn er nicht etwa Maler ist, meistens erst die Gaben der Natur genießen und Kleinigkeiten schätzen lernen, muß die gewaltigen Eindrücke der großen Gesammtlandschaft in einzelne Bilder aufzulösen verstehen. Dazu ist der Winter viel geeigneter, als die schöne Jahreszeit, welche mehr zerstreut und zum Vollgenuß auffordert, welche auch Vieles verbirgt, was der blätterlose Winter offen darlegt. Wer den Willen hat, den Naturgenuß auch im Winter fortzusetzen, wird denselben in schönen Waldgegenden im erhöhten Grade in formenreichen Gebirgen kaum geschwächt finden. Ja, es bedarf nicht einmal einer sogenannten romantischen Gegend, um die Natur

schön zu finden; denn Wald, Wiesen und Wasser schaffen überall liebliche Bilder, doppelt schön, wenn kleine Bodenerhöhungen dazu kommen und freundliche Orte und Thürme aus dem Grün hervorleuchten.

Wenn wir den rechten Sinn mitbringen, so freuen wir uns über Dinge in der Natur, die wir sonst gar nicht bemerkten, oder die uns gleichgiltig ließen. Mag der Mangel an Abwechslung und allen anderen äußeren, geistigen Genüssen auch mit zu dieser Erscheinung beitragen — sie liegt dennoch tiefer: es ist die unterhaltende Sprache der Natur, die uns fesselt, die wir mit jedem Tage mehr verstehen lernen. Aber mehr als doppelten Genuß hat Derjenige, welcher einige Kenntniß der Natur mitbringt, der schon in weiter Entfernung beurtheilt, aus welchem Gestein der Berg besteht, der die Bäume, Blumen, die Vögel, Käfer ꝛc, wenigstens das eine oder andere Auffallende kennt. Er hat den großen Vortheil, daß er sich auch allein gut unterhält, wozu er mehr Gelegenheit hat, als zu gesellschaftlichen Gängen. Auf dem Lande in freier Lage wohnend, brauchen wir nicht einmal aus dem Hause zu gehen, um täglich Genüsse zu haben, von denen man in der Stadt keine Ahnung hat. Da ist die Wolken- und Nebelbildung, die Morgen- und Abendbeleuchtung, der wandernde Schatten der Berge; da sind wunderbare Sonnenblitze zwischen dunklen Wolken hervor auf nur einen kleinen Raum, ein fernes Gebäude, einen Felsen oder Berg. Da ziehen die wunderlichen Nebelgebilde durch das Thal und verhüllen eine Seite, während die andere bereit oder noch im Sonnenscheine lacht. Und nun gar erst die Schneelandschaft! Wenn die weißen Flächen blinken, ungeschwärzt von städtischem Steinkohlendampf und die Sonne darüber blitzt; wenn der See, Teich oder Fluß dampft, dann plötzlich nach heller Nacht erstarrt und der kaum von Menschen betretene Eisspiegel wirklich eine Krystallfläche ist! Wenn Du das Wasser des Baches unter der durchsichtigen Decke fließen und im endlosen Spiele große Perlen auftreiben siehst — und nun erst der Wald im blitzenden Sonnenschein! Die alten Tannen und Fichten mit tief heruntergebogenen Aesten, jeder Zweig hoch mit Schnee bedeckt, die mit starr aufwärts stehenden Nadeln besetzten Zweige der Kiefern (Föhren) vollständig in Schnee gehüllt. Das über mannshohe Fichtendickicht so mit Schnee überlagert, daß nur einzelne Partien schwarzgrün den scheinbaren Schneeberg unterbrechen. Noch wunderbarer, ja zauberhaft ist der blätterlose Laubwald, wenn nach nebelreicher Nacht alle Zweige mit Eiskrystallen besetzt sind und in diesem Zustande jede Baumart wie im Sommer ihre eigenartige Gestalt zeigt. An den nassen Felsen erblicken wir Eisbildungen wie gefrorene Wasserfälle, ganze Wände mit Eis überzogen, so durchsichtig, daß jeder Moosstengel darunter zu erkennen ist, oder am obern Rande mit ganzen Reihen prächtiger Eiszapfen verziert. Solches zu sehen an einem sonnigen Wintertage auf gut gebahnten Wegen, oder bequem in Schlitten, vielleicht bei sinkender Sonne, wenn alles Weiße wie in Rosenschimmer getaucht erscheint: wahrlich, ein solcher Tag gehört zu den schönsten des Jahres.

Während es stürmt und schneit ist's freilich schauerlich im Walde, schrecklich, ja traurig, wenn solche Schneemassen sich vor der völligen Entlaubung im Herbst oder als Nachwinter einstellen. Dann häuft sich der feuchte Schnee zwischen den Blättern oder bereits angeschwollenen Knospen und auf den regenfeuchten Nadelholzbäumen so an, daß Spitzen und Aeste krachend niederstürzen, Tausende von Stämmen mit den Wurzeln ausgerissen werden, oder am Boden abbrechen, ja ganze Waldstücke auf flachem, steilen

Felsgrunde von der feuchtkalten Luft in's Thal gerissen werden. Aber auch solche Vorgänge hinterlassen großartige Eindrücke im Gemüth.

Doch, das ist vorüber, denn bereits seit Wochen singt die Amsel früh mit Sonnenaufgang und allabendlich ihr tieftöniges Lied vom hohen Baumgipfel, und heut' am frühen Morgen hörten wir die erste Drossel. Und am Abend sitzt sie genau wieder auf demselben höchsten Baumgipfel, wie im Jahre vorher. Wir stehen entzückt und können uns kaum trennen, obschon die Dämmerung kühl in das Thal drückt. Ihr flötendes Lied ist noch tiefer, als das der Amsel und erklingt in langgehaltenen Tönen, einem Signal ähnlich, weit hinaus in die Ferne.

Es ist auch ein Signal, denn es ruft Allen zu: der Frühling beginnt. Mit der Singdrossel kommen noch andere Vögel, die Wald und Gärten beleben und den ganzen Tag sich hören lassen.

Noch hat der Bergwald sein winterliches Ansehen, er ist durchsichtig wie seit Monaten, aber im Thal liegt nach einigen Sonnentagen ein gelbgrüner Schimmer über den Gebüschen und wenn wir näher treten, so finden wir die Zweige der Weiden mit grüngelben Blüthenköpfen bedeckt, umschwärmt von zahllosen Bienen. Darunter blühen Schneeglöckchen, noch halb in trocknes Laub gehüllt, im Gebüsch des sonnigen Bergrandes sogar blaue, weiße und gelbe Anemonen. Mit Verwunderung aber sehen wir an tiefen Stellen blätterlose Sträucher an den Zweigen dicht mit purpurrothen Blüthenglöckchen bedeckt, welche einen starken Duft wie Hyacinthen ausströmen: es ist die Daphne des deutschen Laubwaldes, gemeinhin Seidelbast oder Kellerhals genannt, eine der zuerst blühenden Pflanzen. Ueberhaupt erscheinen die Blüthen der meisten deutschen Bäume vor den Blättern, gleichsam als wüßten sie, daß sie in ihrer Unscheinbarkeit später nicht mehr bemerkt werden. Eine der frühesten ist die Ulme oder Rüster, welche blattartige, gelbgrüne Blüthen trägt und so dicht damit besetzt ist, daß der Baum Ende März oder Anfang April kurze Zeit belaubt erscheint. Die Espe oder Zitterpappel bedeckt sich um dieselbe Zeit mit braunrothen, langen, männlichen Blüthenkätzchen, welche lange vor Ausbruch der Blätter abfallen und den Boden wie mit braunen Raupen bedecken, während die Silberpappel olivengrüne Raupen-Blüthen trägt. Solche Erscheinungen begegnen uns in dem Wäldchen der Vorberge und bilden die wenig bemerkbaren Uebergangserscheinungen vom Winter zum Frühling. Auffallender zeigen sich oft schon im Februar die goldenen Sternblüthen der Herlitze oder Kornelkirsche, welche in ihrer Menge die Sträucher schon in großer Entfernung erkennen lassen. Nach einigen Tagen, oft schon im März, entfalten die zierlichen Birken ihre Blättchen, erst braungrün, dann immer schöner, bis sie zum Himmelfahrt- und Pfingstfest zu duftenden „Maien“ geworden sind. Fast noch früher und viel schöner schmückt sich die Lärche mit dem lichtvollen Grün ihrer jungen Nadeln; von wunderbarer Wirkung vereinzelt zwischen schwarzgrünem Nadelholz, entzückend als Wäldchen und Wälder. Leider dauert dieser Schmuck in Mitteldeutschland oft nur kurze Zeit, indem schon im Mai die weichen Nadeln von einer winzigen Raupe ausgehöhlt werden, so daß die Bäume wie verbrannt aussehen.

So vergehen einige Wochen, ohne eine sehr merkliche Veränderung in der Waldlandschaft, obschon das Grün täglich Fortschritte macht. Fast sehnsüchtig blicken wir auf den Laubwald, der um so brauner erscheint, je mehr die Knospen schwellen und dem Ausbruche nahe sind. Und gar die Eichen, sie zeigen im April noch keine Spur vom Frühling, eben so Eschen, Erlen

und deutsche Pappeln. In Erwartung des Frühlingszaubers durchstreifen wir den Wald und erfreuen uns an jedem grünlich schimmernden Gesträuch und indem wir sehnsüchtig nach den immer noch zaudernden Baumkronen blicken, bewundern wir von Neuem die prächtigen Gestalten mit dem verwickelten, regellosen und doch so harmonisch vertheilten Ast- und Zweigbau, bei jeder Art verschieden, und lernen auch daraus die Eigenart der Bäume kennen. Wir bewundern die glatten, silbergrauen Stämme der Rothbuchen, nur unten grün bemoost, selten an der Nord- oder Westseite mit grünem und grauem Baummoos leicht überzogen; die knotigen, tief gefurchten, oft spiralisch gedrehten kurzen Stämme der Weiß- oder Hainbuchen; die zimmetbraunen, glattrindigen, knorrigen oft mehrstämmigen und gekrümmten Stämme des Bergahorn, in Schluchten oft über und über mit Moos und Flechten (darunter die breite blattartige Lungenflechte) bedeckt; während die mächtigen, oft wellenförmig verdickten Stämme der Eichen, mit den weitgestreckten horizontalen mächtigen Aesten, schon an der graubraunen zerrissenen Rinde unter Tausenden von Stämmen sich hervorheben. Auf dem Felsen aber über den Gipfeln sehen wir weißstämmige Birken, gleich Gestalten mit aufgelösten Haaren, ihr feines Fadengezweige im Winde schaukeln. Alles dieses spricht uns an, zeigt aber auch, daß der Reiz der ewigen Neuheit in der Natur in der unendlichen Abwechselung liegt, weil kein Theil dem andern gleicht. Wo dies, wie z. B. in künstlich gepflegten Nadelwäldern der Fall ist, da tritt auch sofort Einförmigkeit und Langeweile ein. Dieselbe Bemerkung machen wir an den gekrümmten Gebirgs- und Waldwegen gegenüber den geraden: die ersteren zerstreuen, zeigen immer neue Ansichten, dasselbe von anderer Seite ganz anders, daher immer neu; die geraden ermüden und können selbst Menschen, welchen aller Sinn für Naturschönheit abgeht, zur Verzweiflung bringen. Wir lernen daraus, daß die gebogenen Wege des modernen Parks, welcher ja die Landschaft im Kleinen idealisirt zur Darstellung bringt, nicht willkürlich aus Mode so beschaffen sind.

Es tritt nun bis zum Grünwerden des Waldes eine Pause ein, die uns sehr lang erscheint. Unser nordischer Laubwald hat im Allgemeinen das Eigene, daß er bis kurz vor dem Austreiben der Blätter ganz sein winterliches Aussehen behält. Nur einige untergeordnete Holzpflanzen machen hierin eine Ausnahme. Endlich haben wir die Hälfte des April hinter uns. In den Gärten blühen die Kirschbäume und Pflaumen, und die fremden Sträucher füllen sich bereits mit lichtem, verschiedenartigem Grün. An den Feldrainen und in den Berggebüschen erinnern die Blüthenmassen des Schlehendorns an den Schnee des Winters. Der schon längst grüne Traubenkirschen- oder Ahlenbaum streckt seine weißen Blüthentrauben über die hellgrünen Blätter, und wo sich zu diesen die frühgrünenden Weiß- oder Hagedornsträucher und einige andere Sträucher gesellen, da finden die ankommenden Nachtigallen bereits ein frühlingsgrünes Wäldchen. Der Laubwald bekommt auf den sonnigen Vorhöhen endlich einen lichtgrünen Schimmer, welcher das nun auch freudiger grün gewordene Nadelholz mit dem noch vorherrschendem Braun der Knospen zusammenfließend vermittelt. Um diese Zeit übt der Wald einen besondern Reiz aus, und es zieht uns jeden Tag in seine Hallen. Im großen Ganzen ist er allerdings immer noch todt, denn ganze Bergseiten, wo Eichen vorherrschen, sind noch vollständig im Winterkleide und alle höheren Bergwälder noch braun und durchsichtig. Aber wenn wir sonnige Hänge und nach Süden geöffnete Thäler

aufsuchen, finden wir dort bereits einen hellgrünen Wald. Spitzahorn und Maßholder vermischen ihre hellgrünen Blüthendolden mit den gleichfarbigen halbentwickelten Blättern, während der Bergahorn eine Schattirung von Grün und Braun zeigt, grüne Blüthen mit röthlichen, eben die Knospe sprengenden Blättern. Kommen, wie es auf den aus der Hauptmasse des Waldes vortretenden Bergen häufig der Fall ist, hierzu noch Ebereschen, Birken, vielleicht auch vereinzelte Lärchen und immergrünende Nadelholzbäume, so erscheint der Wald von fern vollständig grün. Aber im Innern ist's noch licht und durchsichtig, kein eigentlicher Schatten, keine verschiedene Beleuchtung. Die an den Waldwänden und Vorbergen häufigen Hainbuchen haben halb entwickelte, noch gefaltete Blätter, und erscheinen im Verein mit den zahlreichen Blüthenkätzchen vollständig belaubt. Aber wenn sie auch in Vermischung mit anderen Bäumen die Schattirung farbenreicher machen, so tragen sie allein stehend mit ihrem bräunlichen Grün wenig zur Schönheit des Frühlingswaldes bei. Auf diesen Gängen finden wir an der Sonnenseite der Berge und auf warm liegenden Kuppen überall schon halbgrüne Buchenäste, ja junge Bäume fast ganz belaubt, während die höheren Partien und Bergwälder bei kühler Witterung manchmal noch zwei Wochen zaudern. Aber endlich — meist noch ehe der April zu Ende geht — ist das Langersehnte eingetreten: der ganze große Buchenwald prangt in jenem wunderbaren, gleichmäßigen, hellen Grün, welches wir bezeichnend Maigrün nennen. Sind wir verhindert täglich die Wonne des maigrünen Waldes zu genießen, so finden wir Anfang Mai bei warmer, feuchter Witterung schon junge Triebe von nahe zu einen Fuß Länge in ihrer Weichheit sämmtlich zierlich abwärts gebogen, die weichen Blättchen kaum bemerkbar mit dichten, silberfarbigen Haaren bedeckt.

Hier lege ich die Feder nieder. Den Gebirgswald im Gewande des Maies zu beschreiben — ist eine Unmöglichkeit. Ist es doch den besten Malern noch nicht gelungen den Zauber des Maies in Bildern zu fesseln. Es ist keine Aufgabe für den Künstler. Sie ist nicht nur unlösbar, sondern auch undankbar. Was so hinreißend, entzückend in der Wirklichkeit ist, fließt matt und ausdruckslos aus dem Pinsel, wie aus der Feder. Der junge Buchenwald ist eben so gleichmäßig prächtig grün, wie das hellgrüne Seidenkleid der Modedame, an dem selbst die Falten (dort Thäler) keine ausdrucksvollen Schatten hervorbringen. Und im Walde? Unter den Bäumen? Es ist entzückend, aber beschreiben läßt es sich wiederum nicht. Sollte aber Jemand noch niemals einen Tag im maigrünen Buchenwalde zugebracht haben, so steht ihm ein großer Genuß bevor. Er beeile sich, ihn zu ergreifen, dann erst, dann weiß er, wie schön es auf unserer Erde ist.

Anders und herrlicher, obschon nie so großartig durch Ausdehnung und Gleichheit der Farbe, erscheint der Frühlingswald, wenn er aus vielen Arten von Bäumen besteht, namentlich wo Fichten, Kiefern, Lärchen sich mit Buchen, Eichen, Ulmen, Ahorn, Eschen u. A. vermischen, wie es an einigen, besonders begünstigten Stellen, im hohen Grade in den Bergen und Thälern um die alte Wartburg, der Fall ist. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben, jedoch mit vorherrschendem Maigrün, spottet hier jeden Versuchs der Beschreibung. Ich werde es in einem spätern Herbstbilde versuchen; denn der Herbst ist kräftiger geformt, daher auch leichter zu erfassen und festzuhalten. Zwar sind die Farben anders, aber der Eindruck ist fast derselbe.

Mit der Vollendung des Buchentriebes ist der Sommerwald in der

Hauptsache fertig, und wenn die Witterung günstig war, so hat sich Ende Mai an den nun gerade gewordenen Trieben die Endknospe, das Ei für den Trieb des folgenden Jahres gebildet. Dann sind die Blätter steif, dunkelgrün und glänzend geworden. Das Grün ist immer noch herrlich, aber es ist eben nicht mehr das erste, frische Maigrün. Auch die zahllosen Blüthen bringen, namentlich an Randbäumen und an den vorragenden Spitzen, in manchen Jahren einen graubraunen Ton zwischen das Grün, welcher im Hochsommer in samenreichen Jahren in Braun übergeht. Leider zerstören auch nur zu oft Maifröste das liebliche Buchengrün, besonders in den Thalgründen und an Waldrändern.

Mit der Belaubung der Buchen ist aber noch nicht die ganze Landschaft sommerfertig. Anfangs Mai stehen die Eichen meist noch kahl da, ja manche derselben halten noch die braunen Blätter des Vorjahrs fest, bis sie von den sich dehnenden Knospen abgeworfen werden.

Gegen den zehnten und zwölften Mai, in manchen Jahren aber auch, namentlich nach langen Wintern, zugleich mit den Buchen, bedecken sich die Eichen, so zu sagen über Nacht, mit braunrothen glänzenden Blättchen, welche sich in acht Tagen vollständig entwickeln und eine lichte blaugrüne Farbe annehmen. Auch die Erlen und Eschen kommen erst Mitte Mai, die Bergerle jedoch zwei Wochen früher. Knospen, Blüthenkätzchen und die jüngsten Zweige der Sumpferlen schimmern violettroth über dem schon völlig grünen Ufergebüsch, bis auch die Blätter oft in einer Nacht sich entfalten. Unübertroffen durch schönes Grün ist aber die späte Esche. Wenn man die meist freistehenden, eben neu belaubten Zweige der Bäume so sieht, daß die Sonne dahinter steht, so meint man in das wunderbare Grün farbiger Glasfenster zu blicken. Leider ist der junge Trieb der Eschen gegen Nachtfrost noch empfindlicher, als alle anderen Holzarten, und wir sehen ihn nach kalten Nächten oft ganz schwarz. Aber es bildet sich schnell ein zweiter Trieb aus Nebenknospen, was bei Buchen nie der Fall ist, und dann sehen wir den Frühling sich bis zum Juni verlängern.

Während der Laubwald sich neu schmückt, sieht der immergrüne Nadelwald ruhig zu. Zwar hat er in den milden Frühlingstagen ein frischeres Grün bekommen, und die an die Zweige gelegten langen Nadeln der Kiefern haben sich ausgebreitet, aber er zaudert mit seinen neuen Trieben, bis die Eichen fertig sind und leider vom gefräßigen Maikäfer oft schon wieder zerstört werden. Dann erscheinen erst an den Spitzen der kleinsten Fichtenzweige carminrothe Schuppenblüthen, kleine weiche Tannenzapfen und noch massenhafter gelbrothe runde männliche Blüthen, und bald darauf verlängern sich die starren dunklen Nadelzweige in eine weiche benadelte Spitze von so schönem Hellgrün, daß das Maigrün der Buchen matt und dunkel dagegen erscheint. Um diese Zeit ist der Rand eines Fichten- oder Tannenwaldes entzückend. Die Kiefern dagegen halten nichts von schöner Farbe, aber sie werden originell, denn auf jedem Zweige erhebt sich der junge, oft ein Fuß lange weißgraue Trieb senkrecht, den Wachslichtern des Weihnachtsbaumes vergleichbar. Wenn diese Kerzen zu grünen Nadelzweigen geworden sind, dann hat die Waldlandschaft ihr Sommerkleid vollendet.

# Vun den Lüttenheid.

Von **Klaus Groth.**

Ut de Tid as't vær Een noch jümmer schön Wedder weer un de Dag' blot afwesseln twischen en schön Winterdag un en schön Summerdag, twischen en schön Regendag un en schön Dag mit Sünnschin is een vun min eersten Erinnerungen en lütten bliden[1]) Mann mit helle Haar un glatte Backen, de dann un wann in unse Husdær un Stubendær tre, jümmer unvermodens[2]), jümmer sachten und lisen. Mi weer toeerst as muß ik mi op wat besinn, wenn ik em wedder seeg; nich as ob ik em ni glik kenn', dar leeg't ni an, ik wuß wer he weer, al in de Tid as ik noch in en Korfstohl ann Disch seet un mit Süßlings un en paar Slæteln[3]) spel. Ok keem dat nich darvun dat he mi jedesmal bi'n Nam nöm un mi frag, ob ik em ok noch ni vergeten harr — de Frag' de he noch twintig Jahr naher — un in de eerste Tid mug dat vellicht vær ein oder de tohör dat Ansehn hebbn, dat de Frag' nödig weer, denn ik harr jümmer temli lang to don bet ik de ungewöhnligen beiden Nam's in min lütt Mund torecht kreeg, bet ik sä: Detelf Ramm! — so heet he. Awer egentli besunn ik mi op wat anners as op em un sin Nam, de leegen al beid in min lütt Hart blid as he sülben torecht. Ik besunn mi op en Art, as man sik besinnt, wenn int Fröhjahr de Blomknuppens, de Tulken un Lilien toeerst wedder ut de Eer kamt. Dat is ni blot wegen de Blom un wegen de Nam's. Man hett sunst so vel darbi wat in de Seel allmähli eerst opwakt, wat jümmer datsülwige is un jümmer wedder niet. Ik heff dat in min spätern Jahrn so hatt mit en Melodie, wenn ik se wedder hör, wobi mi oft ganz anners to Moth war as de Musik dat mit sik bringt, mintwegen weekmödi bi en lustigen Danz. So wat oder wat Aehnlichs harr ik jedesmal to erinnern, wenn Detelf Ramm keem un mi frag, ob ik em noch wedder kenn. — He harr wenig Stimm un rück Een ganz neeg ant Gesicht, wenn he wat sä. He sprok un de jümmer ganz vergnögt, un doch löv ik weer he innerlich so, man harr em blot antostöten brukt as en Stickbeernbusch in Dau, so weern de Drapens em ut de Ogen fulln. Ik seeg em ok mitünner würkli ween', wenn he alleen mit min Tante Christina sprok, de bi uns stuun un op mi paß, mit er roden Backen gröter as he. Awer in de domalige Tid weer ok dat je, as en Regendag, en anner Art vun schön Wedder vær mi. He spel mit mi mit min Süßlings, let se küseln[4]) un gegen enanner pralln, un vertell darto mit sin wunnerli verdeckte Stimm vun Soldaten de schoten, up en Dalersstück weer de General.

He hett min Kinnertid jedesmal ophellt wenn he keem. As de Sünn opging in unse Wahnstubenfinster — unse lange Hus leeg Osten un Westen vær en groten grön Platz, unse Windmæl op de anner Sit vun den Platz — so ging't in mi hell op, wenn he in de Dær keem. He is mi später west as de Maan, toletz as de Abendsteern, un ik denk an

[1]) blid, freundlich. — [2]) unvermodens, unvermutbet. — [3]) Slaetel, Schlüssel. — [4]) küseln, drehen.

em torügg, nu he ünnergan is, dar all min Jahrn hindar wehmödig as he sülben weer.

De Art Gestalten waßt nich op en annern Borrn[1]) as bi uns, un bi uns is de Art vellicht ok ant Utgan. Bekannt is't dat unse echten Marschkinner dat buten swar utholt. Se awerfallt dat Heimweh, so seggt man. Kerls as Böm bögt dat dal, de starksten Lüd, de en Tünn Weten ünnern Arm dregt ahn dat Gesicht to ännern, kriggt dat ünner, dat fröhlichste Hart makt dat swar: keen Doctor seggt Een noch recht, warum? Dar hölpt nix gegen as vellicht dat he mal wedder to Hus kumt den't anfat hett un süht dat't noch dar un to recken is; vellicht hölpt nu ok dat de ganze dütsche Welt anners un man blot de Enkeln vertelln ward vun en Volk wat so lang dröm bet dat waken war; awer de Drom weer herlich, mag dat Waken ebenso gut utfalln! Wenn so'n Marschkind op de Geest kumt, so ward em dat enk. He kann ni recht sehn, seggt he, wo mal en Dünenrüggen vun Thornhöchde, de he Bargen nömt, em hindert dat he der ni achter kiken kann, oder en Placken Holt, wat Annerlüd herli schint, em en Stück Himmel wegnimmt. He hett ni recht Lust mank de Reddern[2]), wo de grön Büsch, vull vun Nachtigaln un Finken, dat Korn fröhli insömt, wat inn frischen Windtog wogt as de See.

Op en Marschhof süht de Mann ut Finster so wit sin Ogen reckt. He kumt var Dar, so liggt de ganze Welt, de em angeit, rund herum um em utbredt as en Disch, bet wo se den Himmel beröhrt, un sin Himmel is so grot as de Eer em dregen kann. Em geit de Sünn op wit wit weg, wo de Welt ern Anfang nimmt, em geit de Sünn ünner int blanke Haf[3]), wo dat achter den milenlangn Dik noch in en sülwern Schin opblinkt. As en groten Ball süht he se kam, wenn he will fast jeden Dag int Jahr, blot jedesmal an en anner Stell, de he kennt na Frünn un Bekannten er Hav; so süht he se verswinn, dat Abendroth leggt sik awer de Marsch, de deepe Nacht folgt, Maan un Steern gat den Gank as de Sünn, un Nacht un Dag as jümmer. Awer eben so still, wenn de Storm ni brus't, is allens wat sin witsichtigen Ogen bemarkt: Plögers inne Fern, Wagens de fahrt, Minschen de wankt, Veh wat gras't na Dusenden umher. Nix kumt em neeg wat em stört. De neegste Landstrat is wenigstens so wit af, dat he sik eerst sin Pip stoppen un ansteken kann um bet anne Port to wannern, wenn he nasehn will, wat der vun Wörn na Tünn oder vun Lunn na Büsum verbi passeeren mag. He hett al Pitsch un Kutscher sehn, ehr noch en Lut darvun na'n Hof drungn is.

Dat is de Marsch, mit er Wehmoth un er Gewalt. Se is nich to beschrieben, so wenig as de See, blot to beleben, weder inn Harst un Winter, wenn de Storm suf't un de Möven treckt, noch inn Summer, wenn de Rappsaat blöht un de Lurken singt. Wer blot mal nieschierig kumt se to besehn, de findt se gresi un lankwili, as de Lüd de derop wahnt.

---

[1]) Borrn, Boden. — [2]) Redder, Weg zwischen Zäunen. — [3]) Haf, See.

Op See is't ni anners. Wer awer so lang blifft, bet se em dat Hart anfat hett, de lett er nich wedder los, as se em nich. Dar brukt man weder na Rom un de Campagne to reisen noch na den Nil un Egypten. Wer den Marschhimmel sehn hett mit sin Wulken oder den warm Westwind rükt hett, wenn he vunt Water kumt un œwer Land den Geruch von Bohn un Klewer mit nahm hett, de kriggt dat Heimweh, wenn em en Ahnung darvun kumt, un ähnlich geit em't mit de Lüd, wenn he vun de besten drapen[1] hett: still, grot, swiegsam.

To de Groten hör he nich Detelf Ramm, weder in een Sinn noch in den annern, wul awer to de Swiegsamen, wenigstens to de Sachten. Sin Spreken erinnert mi jümmer an de Spree, de ok ni recht Stimm noch Ton hett, awer en echt Singvagelhart in de lütt Borst. Wen is ni jedesmal anners to Moth warn, wenn an een vun de eersten negen Summerdag', de de Märzmaand Een schüllig is, na dat bekannte Sprekwort, ut de Yper-[2]) oder Linnbom vœr Dœr unvermodens de bekannte Flüstergesang hindal klingt, un fröhlich, awer as weert heemlich, vertellt vun't nie Fröhjahr un dat ole Glück.

So op en Art weer Detelf Ramm sin Maneer. Ok harr he dat echte ditmarsche Heimweh inne Bost, ob he glik nich ute echte Marschstamm, sünnern in Heide op de Geest geborn weer. „He harr dat Lengn", as he sülbn sä, un as wi All dat nömt, de dat nich vunt Lesen ut de Böker kennt, sünnern dat sülbn int Blot hatt hebbt as krop dat mit jeden Hartsslag dœr de Bost. He harr al dat Lengn inne Klippschol hatt bi Witen Rod in't „Himmelrik".

Witen Rod weer en ol Jümfer in en old Achterhus vun de Twiet, de wul den Nam darvun harr, dat se so enk weer, keen hunnert Schritt vun sin Oellern Hus. Awer he muß in de „Paus'" jümmer mal um de Eck kiken, ob de „Lüttjenheid" noch dar weer, so heet unse grote Platz, de Kastanjenbom noch vœr sin Dœr stünn, un ob ni vellicht en Glup[3]) to kriegen weer vun Een oder Anner, de in sin Oellern Hus in oder ut ging. He harr dat Lengn hatt as he toeerst harr vun't Hus mußt op en Burndörp un weer menni mal al morgens ehr de Annern op keem in en groten Bom bi an de Schün stegen um na den slanken Heider Thorn uttosehn, wovun man de Fleier vun dar ut eben kunn in de Morgensünn blenkern sehn. He harr dat Lengn hatt inne Fremdn, as he mit mußt harr mit de Soldaten wit œwer de Grenz, un harr in Drom ünner den Kastanje seten, mit sin Spelkamraden verkehrt un op den Lüttenheid de smucken Lüd langs den Jümfernstieg spazeern gan sehn, luter Bekannte.

He war dat Heimweh später gar ni mehr los. As de Platz verännert weer, de grote Kastanje umweiht un de wide Utsicht to Süden mit schöne nie Hüser verbu't, do klag he mi mit sin Spreen-Stimm, as se se hebbt wenn se inn Anfang October noch eenmal wedder na er oln Nester torügg kamt — as wulln se se de Jungn wisen, dat se se wedder findt neegste Jahr, wenn se, de Oln, vellicht ni wedder mit int Land

[1]) drapen, getroffen. — [2]) Yper, Ulme. — [3]) Glup, Blick.

recken — um denn de grote Reis' an to treden: He kenn den schön oln Lüttenheid gar ni mehr wedder! Un as he sik darin vellicht funn un sik darœwer tröst harr, do warn de oln Frünn so weni, dat em dat Lengn ansat na de anner Welt. Sin Weg weer morgens fröh na't Norn rut, wo sit lang' de nie Karkhof anleggt weer, un wat ik toletz vun em hör, weer, as ik min egen Vader darhin brocht harr un den annern Morgen, ok mit sön Gefœhl, darvun fohr vun Vadershus un Heimath: Min Fohrmann vertell mi vun en oln Mann mit korte Jack un en Tippelmütz, de harr al ganz fröh morgens, as he um de Heid spazeert weer um sik den unbekannten Ort noch gau mal to besehn, an unse Graff stan, un sik de frische Eer rund herum besehn. He meen he söch dar wat un frag em darna, wat denn: Ik, segg de ol Mann? Gar nix, hier liggt min letzten oln Fründ. Ik beseeg mi dat blot mal. Op sin Befragen harr de ol Mann em seggt: He heet Detelf Ramm un weer int Armhus. Ik harr mi't al dacht ok ahn den Nam

Wat ik vun em weet, heff ik natürli man tum Deel mit belevt, denn he weer al en Mann, as ik noch inn Kinnerwagen fahrt war, un en olen Mann, as ik en junk Kerl weer, awer dat is mi as harr ik mit em de Klippschol besöcht un ut't Himmelrik inne Paus' mit em um de Eck kikt, so oft mutt ik dervun hört hebbn, so dütli steit mi't vœr Ogen. Hüs' un Böm, Garn un Gegend heff ik je ok noch würkli sehn, de ännert sik nich so gau as de Minschen in en lütten Ort, un bi de Minschen is't dar ok, man much seggn, se wesseln blot de Person, un de Gestalt blev desülwige. Wo eenmal en Backaben is, dar ward Brot backt jit so lang as Minschendenken torügg reckt, so gut as dar predigt ward in de Kark. Wenn de Vatter old ward, so tritt de Sœhn dat Geschäft an, un wenn de Familje utstarvt, so kofft de Nafolger de Kunden mit dat Gewes', un op de Stell wahnt so gewis en Bäcker as en Pastor int Presterhus.

As de Maan vun Heben, so seker un so lang lücht dat Kœlfür ut de Smed, schallt de Hamerslag un de Ambult dar rut as de Klocken vun'n Thorn un steit en swarten Lehrjung an de ol dicke saalleddern Blasbalg to trecken, as de Küster se pett bi de Orgel ann Sünndagmorgen. Dat versteit sik. —

An unse grote Spelplatz, mit en fröhere Sandkul un hin un wedder en ol Kastanje un Eschen op den Husknüll[1]) vœr de Dœrn, stunn op de een Enn en Reeg vun en half Dutz lüttje Wahnungen mit meistens man een Stuv, en lütt Kak, en Bœhnluk, wo de Törf rin keem un en beten Krutgarn[2]) achter, wo lüttje röhrige Handwarkers un Arbeiders in wahn, jeder op sin egen Placken.

Dar wahn so lang ik denken kann un dervun hört heff en Snieder, en Schoster, en Tauer, en lütt Mann de jümmer in'n lakens Rock un wichste Steweln ging — de annern kenn ik blot op Tüffeln un Hemdsmaun. He sammel Geld in vœr de Dodenkaß, man seeg em inn ganzen

[1]) Husknüll, Rasen vor dem Hause. — [2]) Krutgarn, Gemüsegarten.

Ort, ok bi Grotlüd ant Mark in un ut gan, as hör he dar to Hus, wo de annern kum muchen vun Feern in de Finstern kiken: bi'n Landvagt, Kaspelvagt, Pennmeister un Pastor. He harr en groten grislinn Geldbütel in de Hand, de he jedesmal wenn he ut en Dør keem vørsichtig mit de rechte in de linke de, un denn darmit inn gauen[1]) Schritt in't neegste Hus drog un dat heel as en Suppenteller, de jo ni schüttelt warrn mutt. He harr ok de Opwahrn[2]), sä man, bi grote Gesellschaften un Hochtiden. Wi, nagrad, warn em wul en Lohndeener nömt hebbn. En smucken oln Mann, de en Mien harr as weer se em vør Fründlichkeit so bestan bleben. Ik heff fast nie en Wort vun em hört un weet noch kum ob he spreken kunn. Smöken kunn he, dat seeg ik Sünndags, wenn wi bi unse Spill bet an de „lüttje Reeg" ran keemn, denn dar weer't achter den Wind un jümmer Sünnschin, de lütt Hüs' legen mit't Gesicht gegen Süden.

In disse lüttje Reeg ann Lüttenheid in't allerlüttste Hus weer Detelf Ramm geboren. Sin Vader weer fröh storben, he lev dar mit sin Moder un en öllere Swester. De Wetfru ernähr de Kinner mit Arbeit. Se harr meistens „Baben" to don, inn Summer in de Gaarns to wüden[3]), to Ostern bi't Reinmaken, to Micheli bi't Slachten to hölpen, un so wat. Arbeit gevt jümmer un en „beten af" natürli.

„Baben" dat heet nich oppen Barg, denn de ganze Heid kann keen Hügel opwisen, de man nich mit en Schuffkar affahrn kann, ok ni bi'n Landvagt un Kaspelvagt un Pennmeister un Prester: so wit versteeg sik keen Lüttenheider. Dat weer noch höger. Dar keem blot Oldenborg de Dodenkassensammler. Wa't dar utseeg, wußten wi gar ni. De Landvagt harr sogar en Bedeenter, de in de Gegend vun de lüttje Reeg noch as en fein Herr opnahm war. „Baben" dat weer vør den Lüttjenheid all, wat varut na de Oesterstrat seeg un achterut de Gaarns na uns to streck. Dar wahn wullhebbn Lüd oder de so den, ok sit Minschengedenken: en Brenner, en Farwer, en Uhrmaker, en riken Bäcker. De keemn achterut, je na er Geschäft, fröh oder lat, in, wat Mamsell Meinung de bi den Uhrmaker to Hür wahn un ganz baben Uennerricht in Französch gev — se keem ok achterut, de eenzigste, de ik bi Sünnschin mit en Schirm kenn, vør de magere Bost apen, achter en grot wulln Dok un jümmer en beten Hosten — wat se int Neglischee nöm.

De Uhrmaker keem ganz früh. Wenn he sin langn smalln Gang to Enn weer un ut sin Port na'n lütten Heid tre, so seeg he eerst na beide Siden in de Gegend un toglik op sin witten Hemdsärmeln, trock se as Flünken inne Höch, wenn se ni recht seten. Ik denk ni an em, ahn toglik an de Hadbar to denken, de op de Schün dicht bi Rammsche er Hus en Nest harr, un ok mit Sünnschin op den Knüll vør unse Dør wanner: he trock ebenfalls beide Flünken op de Schullern, as sulln se em raf, steeg Schritt vør Schritt int Gras un söch sik Pocken, ok wul een un anner Stück Sprock[4]) vør sin Nest.

[1]) gau, schnell. — [2]) Opwahrn, Aufwartung. — [3]) wüden, gäten. — [4]) Sprock, trocknes Reisig.

So keem Uhrmaker Voß achterut, snüffel inne Sünn un bruſ' ſik ſin ſwart krus Haar op, mit en Griff as womit en Kæcksche de Kaffemœl dreiht, un wat he an Sprock ünnerwegens funn, dat neem he op, as mak he ſik en Handgeber[1]). Annerlüd ſän awer, he bött dat naher ünnern Theeketel.

De Brenner keem half Vœrmdag mit en Handstock un ging ahn vel Fiſematenten[2]) to Feld, he harr vel Land ſüden ut.

In dat rechte Negliſchee leet ſik eerſt gegen Lüttmiddag[3]) de Bäcker op den Lüttenheid ſehn, ſelten wit af vun ſin Port. Denn he harr egentli nix an, as worin he ſlapen harr, Strümp um de Knorn, Büx umu Liv, de he umhöch trock, wenn ſe dal falln wull.

Mit em verſwunn allens wedder na'n „Baben", un wat dar denn vœr ging an de Oeſterſtrat, dat wuſſen wi ſo wenig nerrn op den Lüttenheid, as wi Chorjungs in de Kark wuſſen, wo't op de hogen Stöhl utſeeg, wo Een un de Anner vun ſe Sünndags ut de Schuvfinſtern keek.

Dit weer al all ſo weſt to min Vatter ſin un Detelf Ramm ſin Tid, nich mal de Nams harrn ſik ännert, dat kunn man an de Riims weten, de al domals ſeggt weern un de wi noch her ſän, en paar darvun ſünd mi in de Erinnerung bleben: wenn't bi de gizige Bäcker anfungn, ſo heet det: „Bäcker Tiz baßt[4]) vœr Giz", un dat ſlot mit den armſeligen Uhrmaker: „Voß hollt Thee vœr Koſt."

Alſo in diſſe Gegend vun de „Lüttje Reeg" weer Detelf Ramm to Hus. Dicht an de Brenner ſin Schün mit dat Hadbarneſt[5]) leeg de lütt Wahnung, egentli man en Kath. Vun de Stratendœr keem man op de Del un drop dar glik den Fürheerd, den Waterammer un en paar Schütteln, mit een Wort de Kœk, en Ledder, womit man to Bœhn ſtiegen kunn weer œwer en groten Nagel gegen de Wand hungn.

De Stubendœr harr en iſern Klink un de Stuv en iſern Aben. Darmit weer dat Hus un de Herlichkeit to Enn, wenn man nich de Hauptſak darto reken wull: en groten Kaſtanje vœr Dœr.

An diſſen Placken weer Detelf ſo to ſeggn mit alle Faſern vun ſin Hart un ſin Geföhl faſtwurtelt, as de Bom vœr Dœr; ſin Gedanken gungn nie wider as bet dar. Wenn man vun Heimat bi ſon Art Gemöth ſpreken will, ſo leet de ſik na Krüzroden[6]) bereken. Sin ganze Welt reck ni wider as etwa vun de lüttje Reeg œwern Lüttenheid bet an unſe Mœl int Süden. Wo he in de Welt ok weſt is, he hett gan as in Slap bet he wedder de Ogen apen kreeg, wenn he dat Hadbarsneſt oder de Kaſtanje vœr ſik harr. Wat em vun Minſchen anging, dat kunn he an de Fingern afteln, ahn vel œwer de linker Hand hinut to kam, un an Nams heff ik ut ſin Munn kum mehr hört as min egen un noch een: Johanna Oldenborg. Sunſt keem he jümmer ut mit Moder, Sweſter, Swager, Nawer, un wat he ſunſt meen is vœr mi He un Se bleben, vœr em ok wul.

---

[1]) Handgeber, Unterhaltung. — [2]) Fiſematenten, überflüſſige Geberden. — [3]) Lüttimiddag, zweites Frühſtück. — [4]) baßt, birſtet. — [5]) Hadbar, Storch. — [6]) Krüzroden, Quadratruthen.

Aewrigens weer he nich jüs en sunnerbarn Minschen. Wat ik domals vun Lüden heff kenn lehrt, dat weer all nich vel anners, wenigstens de nich vunn Lüttjenheid un de Reeg. Vun de harr dat ok nich Een ahn Kummer „buten" utholn, un „buten" weer vær Jeden ungefähr, wat he nich mehr mit en „guden Morgen" afropen kunn. Wer weg trecken muß, ok man fiv Minuten um de Eck na'n Lannweg, de seeg dat an as dat Elend un de Verbannung. Dat keem mit vær bi Hürslüd um Maidag. Ik heff sülbn mit de Kinner spelt un mit de Oln weent, wenn se inn schön Sünnschin er beten Bett- un Schütteltüg vær Dær op den Knüll drogen, un dat naher vun en hartliwigen Fohrmann ahn Geföhl opladen un wegfahrt war. Noch lang' keem denn inn Summer Een un de Anner na'n Lüttenheid to'n Besök, de blot in en anner Strat trocken weer, un klag dat he sik dar ni „wenn" kunn. Un mi sünd darvun noch enige Stratennams de den annern Enn vun de Heid beteken as Schreckensnams int Gedächtniß bleben, as „Schohmakerort un Westerweid", as heet dat Californien un Vandiemensland.

Dat weer de Tid, wo de Ehrgiz bi uns noch gar ni kiint harr. Domals full dat noch Nüms in wat vær to stelln, Nüms wull wat warrn, en Jeder wull blot leben, all dat Aewrige stunn in Schicksals Handen, oder, as man lewer sä: bi Gott. Wuß der mal Een mank disse Lüd op, de wat „warrn" wull, so seeg man dat allerdings mit Respect an, awer ok mit Sorg. Meistens keem nix darna, se mussen unbekannte Weg' in de Wildnis gan, Nüms verstunn se to hölpen oder en Bak¹) to wisen, wona se stürn kunn, de meisten de dar raden wulln, brochen se in Angst un Twiefel. Oder se seegen to fröh Wunnerdingn in se, wenn Een mal in de Kantorschol en Riim makt harr, de as ut' Gesangbok klung, ok egentli wul daher stamm, oder op de kalkte Husdel anne Wand en Neger op en Tünn mit Holtkæl malt harr, Pip inne Mund un en Palmbom æwer sik, allns so natürli, as't keen Minsch vun se sehn harr, besunners de Palmbom, un de swarte Neger. Solke arme Döwels enn' na lange Beteli un vel Studeern mit en kahlen Kopp un grote rode Hann eenerwegens as Kandidaten mit den Drütten nicht ohne Bedenken bi en oln Pastor as Adjunct oppen Lann, oder as Anstriker mit lange Haar un umslagen Hemdkragen. Vun de Genies in de Musik gar ni to spreken.

Un as dat Krut noch ni wuß, de Ehrgiz, so wurtel dat Unkrut ok noch ni, dat jümmer dicht bi em opschütt as Quittsch²) bi den Weten: de Niid. Man leet de „Dar baben" geern er Bedriben un dat wat se vær Glück heeln, Tofredenheit weer nich jümmer darbi, dat weer dütli vær Jeden de sehn wull. Ne, gewis ni! Dar weer ok keen vun de Eersten inn Ort, wo ni mehr Unglück um rum hung, as selten hier op den Lüttenheid. Wer kenn se nich? Mit all ern Anhang un all wat darto hör! Ne! Wenn hier mal Een drifti weer un recht Lebenslust harr, so mak he ut Vaders lütt Geschäft en gröter, wer wat sparn kunn koff sik en

¹) Bak, Seezeichen. — ²) Quittsch, Quecken.

Placken Land na't Westermoor hinut, nich to wit af, wo en Koh grasen kunn de he Sünndags besöch. Dat weer dat Höchste.

Nöß leet man dat Jahr rund lopen as 't leep un dat Leben gan as 't keem un ging. Int Fröhjahr um Möldorper Markt gegen April reep all wat Kind weer op den Lüttenheid: Habbar! Habbar! un en Riim darto as man em wuß. Un Kinner weern dar jümmer wedder to ropen, un de Oln keemn vær Dær, den Hals inne Höch, um em op Brenner sin Schün sik hetten to sehn un klappern to hörn.

Denn dur 't keen Dag', so weern alle Hann vun de lüttje Reeg un op den Lüttenheid to Gang' de Garns um to graben und to beplanten. De ganze Nawerschop reep sik æwer de Tuns Guden Morgen un schön Wedder to. Jede Geschäft harr sin Maneer bi de Arbeit. De Schosters as mit Wuth, iwrig, bet se krummn stunn un utlacht warn vun de, de bägli mit den Spaden umgat, de Kinner achter de eersten Fleerlinken her, de Höhner achter de Grawers, de Hunn achter de Kinner, de Katten achter de Huslünken. Och, wat en schöne Tid!

Ober weer se noch schöner, wenn eerst de Kastanje Blöm harr un Schatten gev, un middags de Nawerschopp vun de Reeg hemdsmaun[1]) darünner stunn, abends de Fruns un Mädens mit Knüttüch darünner seeten un vun morgens an de Kinner darünner speln?

Detelf Ramm hör gewis nich to de „de wat warrn wulln". Dar hett he seker sin ganz Leben lang ni an dacht, arbeiden un sik nährn, etwa noch leben un leben laten, dat weer sin ganze Weisheit æwer Arbeit un Kaptal. Im Aewrigen reck he mit de tein Geböd ut, he kenn noch ni mal dat ölfte: „Lat di nich verblüffen", wat man nu de Jungs inöot ehr se noch inn Katekism bet to dat veerte kamn sünd: Du sollst Vater und Mutter ehren. Detelf arbei as sin Moder wat de Tid vær em mit sik broch un le sik tofreden mit sin Abendsegen in de lütt Kamer achter de Kæk to Bett. He weer nich jüs de Starkste, he kunn op sin Knaken ni troze und nich de swarste Arbeit don. Awer he weer ökern[2]) un dröbig[3]) un keem darmit eben so wit as de Braschers un Dalbrekers, an de dat oppen Lüttenheid ok ni feil, vun de he sik mitünner wul en spöttsch Wort æwer sin lütt Kinnergesicht un sin groten Spaden muß gefalln laten. He drog dat gedülli. He harr en anner Art vun Ehr de em baben heel: Dat Totrun vun Lüden.

Wenn Bäcker Tiz in'n Harst stark inkoff vær den Winter an Korn un Botter, so muß Detelf Sünnabends — de Markdag — „rop", um op Maat un Gewicht to passen. De Brenner mak in'n Winter en Stapel Ossen fett. In de Tid, wo dat recht an Fettfodern ging, harr he geern Detelf to Hölp, keem wul sülbn „na 'n nerrn", um em vær dat Geschäft mit en fründli Wort to beden. Int Fröhjahr grav un plant he mit, un dar war sik fast um reten, wer em kriegen kunn vun de Bæwerlüd, denn he wuß in jeden Garn Bescheed, dat nix to Schann makt war, wat noch ni ut de Eer rut weer. Sülbn harrn se ok en lütt

[1]) hemdsmaun, in Hemdsärmeln. — [2]) ökern, fleißig. — [3]) dröbig, emsig.

Stück Hofland, wat he sorgfältig in Stann sett. He weer gewöhnli de Eerste in de Reeg, de en paar Osterblom, en paar Zittlöschen, en gel Aurikel opwisen kunn. Dat genög em vær sin Ehrgiz.

De Uhrmaker harr em æwrigens doch binah verföhrt, dat he wat to warrn dach, un weer de Mann nich Uhrmaker Voß west, so weer em 't ok wul gelungn. Awer man re to vel in de Reeg vun den sin utlandsche Fru er utlandsche Kost, wo de Thee en grote Rull spel, un Thee in Ditmarschen weer ganz wat Guds oder wat Slimms. Bi de Voßen gev dat to vel Krüder, de Spisen weern jüsen[1]), as man sä. Vellicht harr Detelf sik nich so vel drut makt as mennig Anner un sik dardörch ni afholn laten. Awer em weer de Sak to witlöftli, he kunn der keen seker Enn vun af sehn. Eerst en paar Jahr inne Lehr, denn en paar Jahr Gesell, Gott wuß wo, un denn endli sülbn wat anfangn, wat to en Armseligkeit föhr as bi Uhrmaker Voß: dat wog em 't ni op darvær „Herr–– vun de to heten de 't seggn wulln un „Baben" to wahn. As na de Konfermatschon de Uhrmaker öfter mal, wenn he sin Rundgang æwern Lüttenheid holn harr, ehr he wedder in sin Port verswunn, ganz tosälli as 't schin noch de Lüttje Reeg lank bet Rammsche slunter[2]) un dar mit opbrus'ten Haarpull un oppuffte Hemdsärmeln in de lütt Dær keek, do weer al de Moder bina herum un harr 't geern sehn, wenn er Detelf ok en grön Platen vær kregen, se harr sik wul dær hölpen. Awer he wull nich. He wull nich „in Düstern", sä Nawer de Tauer, en lustigen un witzigen Mann, de sin Arbeit oppe Del bi apen Dær bedrev. Dar stunn he mit dat Schavmeß[3]) oder dat Rullbrett vær en grote Rindshut den ganzen Dag, vær sin Ogen den heeln Lüttenheid; un vær sin Infäll weer Rüms seker. De Uhrmaker snack geern en paar gewichtige Wör mit em, wenn he sin Dær passeer, un værnehm — as sik dat baben hör, wenn man ni rik weer as de Bäcker, de dat ni nödig harr — re he geern vun de Kunst un de Industrie. De Tauer nöm em deshalb Krüschan in Düstern. Vun de Tauer stamm' ok meistens de Spottriim un Witzwör her, de der nerrn umlepen. Detelf wull würkli nich in Düstern. Em weer sin Plicht un Schuldigkeit dütli nog: he ernähr Moder un Swester.

Awer de Geschichte mit den Uhrmaker harr em doch so vel Anstot geben, dat he mal de ol Swarzwalder Husklock, de ni mehr gan wull, ut 't Gehüs' kreeg, se ut enanner neem, sik vær jede Rad un Haken genau de Sted mark, allns op den lang' Stubendisch utbree un, nadem he 't mit en Fedderpos' allens afstövt un mit en beten Oel de Stiften insmert harr, dat richti wedder tosamfunn un dat Vergnögen harr, dat Dings gan un slan to laten. He lehr dabi mit Tang, Fil un Bahr umtogan. He lehr en Tass un Schüttel to neden[4]), en Kinnerspeltüg wedder inne Reeg to maken. He weer bald op de Nawerschop, besunners mank de Frunslüd, noch mehr as sunst de beleefte Mann, un dat tröst em vær den Spott vun de Braschers. Denn wat twei war broch man to em, un oft seet he Sünndags, wenn't slecht Wedder weer, nadem he sin Kapitel

[1]) jüsen, mager. — [2]) sluntern, schlendern. — [3]) Schavmeß, Schabemesser. [4]) neden, nieten.

inne Bibel lest harr, un klüter an allerhand Reitschop, oft en paar vergnögte Kinnergesichter um em. De Tauer nöm ein deswegen de Kunstflicker. Se hebbt wul beid ni dacht, nich he noch Detelf, dat in dat Wort mal en Bedüdung liggn war.

Dat Hus man een wider hör den oln Mann vun de Dodenkaß, Oldenborg, de Lohndener. Leeg dat dar in de Familje, as en Krankheit de sik verarst, vellicht vun de Mutter her, dat de Kinner wat warrn mussen, schulln se der ok bi to Grunn gan? Denn an den Oln leeg dat nich, wenigstens nich na min Dünken, denn de ol Mann leep so demödig mit sin grisen Geldsack vun Hus to Hus, as harr he op nix anners hapt. Oder leeg dat doch int Geschäft, dat he allerwärts ok baden un ant Markt de Dærn apen un to mak un in jede Hus sin Gesicht steken un de Lust intrecken de? Denn hier huf' allerdings de Krankheit ni selten.

De Moder heff ik ni mehr kennt, awer vun er hört. As in menni ol ditmarscher Familje, wo de starken Lüd to Hus sünd, wenn man de Sæhn wiest as een dervun, man vun de Ol vertellt as sin Tid noch ganz wat Anners, un vun de Grotvader fabelt, so weer 't hier mit de smucken Lüd. Man harr noch all dree tosam sehn, de Grotmoder mit sneewitte Haar, as man sä domals noch de Schönste vun alle. Vun de Dochter, Johanna, heff ik en Vœrstellung ut de Tid wo man noch en Minschen ankikt as man en Blom besüht, un nix darbi denkt, as dat 't so is, un wenn 't ok en Wunner weer. Denn wat is denn nich en Wunner? Wo dat Bild denn awer doch int Hart behaften blifft as harr en Photograph sin Kikkasten derop richt, nich to verwischen un noch lebenniger, denn dat verwandelt sik un blifft doch dat sülwige. Ik bruk man blot daran to röhrn, man blot innerli op de Nam to falln: Johanna Oldenborg, so steit se vœr mi un ik hör Detelf sin Spreen-Stimm em utspreken, je nadem 't is, mit den März- un Vœrjahrs- oder mit den Octoberton, hör em vertelln an min Tante Christina un seeg as mit listigen Ogen allns in dat Bild, as harr ik't sülbn belevt vun Anfang bet to Enn.

Dar weern twee Kinner bi Oldenborg, en Jung un en Diern. De Jung en beten düsterer mit brünlige Haar, sunst as en Paar Tweschens[1]), liker smuck. So heff ik man hört, denn den Jung harr dat al fröh hinut dreben, he weer al to min Tid verschölln. Bi Johanna denk ik jümmer an en hell witte Tulk[2]), as se bi uns domals as en Seltenheit — se weern meistens roth — in unse Gaarn int Vœrjahr eenzeln opkeem, mit den langn slanken Stengel un de den Kopp en beten hangn leet. Ik schall jüs ni seggn wa ik darto kam, so to denken. Awer se heel sik en beten vœrœwer. So seeg ik er in Gedanken mit en Knüttüg[3]) inne Dœr stan un ünner den Kastanje vœr de Reeg sitten. Ok harr se desülwige Art Witt wo dat Rode to groff vœr is, er Backen sehn mi blot warm ut. Ik erinner ok ni vel mehr Ton vun er hört to hebbn as vun en Lilg inn Gaarn. Oder weer mi 't blot so, wil dat Swiegsame

[1]) Tweschens, Zwillinge. — [2]) Tulk, Tulpe. — [3]) Knüttüg, Strickzeug.

to de Oldenborgs paß? Eenige sän dat keem darvun, dat se all en beten swack opt Gehör weern. Dat harr ok in de Familje legen.

Detelf harr de Kinner opwassen sehn. De lütt Diern hal em to er Poppenstuw, er Weeg wenn der wat an twei weer. He hal er ut de Klippschol wenn 't mal recht arg Wedder weer. He weer er Vertrute as se gröter war, denn de Uennerscheed na 't Oeller reck jüs vær se ut dat he noch as en Art Spellkamraden gelln kunn. Do kreeg toeerst de Jung dat Fen-er dat he wat warrn wull. Versöch allerhand. Leep in un ut de Lehr. War Ladendener, Barbeer, Markör, Smuckbüx[1]) natürlig, Daugenix wahrschinli. Dat sä Detelf mi nich, he gung schonsam um mit all wat Oldenborgsch weer. Awer de Tauer sä't. Gung na Hamborg, war Stewart op en Dampschipp, un hett nix wedder vun sik hörn laten. Weer mægli verdrunken oder verkam'.

All dat Unglück mak Detelf as Vertrunsmann mit de swiegsame Familje dærch, he sülbn eben so versswegen. De Moder storv deræwer. Dat mag wenigstens hölpen hebbn, dat de Uttehren bi er gauer um sik greep un er fröhtidi weg nehm. De Aewergloben broch dat mit de Dodenkaß tosam, de grote isern Lad' schull sik lang vær er Enn hebbn hörn laten, un de Kranke harr se ut' Hus wünscht. Awer wo schull se hin? Dat weer eenmal bi 't Geschäft. Harrn se ok beid betere Tiden kennt, so weern de längst væræwer un se mußten man tofre:en sin, dat darvun her noch so vel Bekanntschaft un Tohölp blev, dat se mit de Licht[2]) er Brot harrn, jo so gut as de annern op de lütt Reeg. De Ol schull ut Oldenborgsch her kam' sin un en annern Nam hatt hebbn. Much wen in de Franzosentid weg lopen. He weer als Schriwer oder so wat an de ol Landvagt kam, harr awer, as de storben, keen lütt Anstellung kregen as em versproken weer. Do hölp he sik mit Lohndenerie un de Dodenkaß. De Ol weer en vun de Glikgültigen. War noch glikgültiger as de Sæhn verschölln un de Fru begraben weer. He weer tofreden, wenn he sin Steweln blank un sin Rock börrst harr, wat de Dochder besorg. Denn leep he mit sin grisen Geldsack un sin fründlige Mien vun Hus to Hus, sä en Doden an mit en Klöwer op, wo en lank swart Flor vær an dal hung, oder stunn vær Dær mit de Pip. So kenn ik em un kann mi em denken.

Dat Hus much Detelf ansteken hebbn dat he ok glikgültig war. Ik hör noch in de Erinnerung min driftigen Vader mit em spreken, wenn de em frag, wo he mit all sin Geld blev, wat he verdeen, denn vertehrn de he nix. O! dat weer jümmer gut verwahrt! As sin Moder nich mehr lev, arbei he vær sin Swester, de swackli weer. Awer achter de mak sik en Schoster, en groten smucken Mann un heirath er. Detelf trock wedder ut de Stuv, de he na un na smuck utputzt harr, in de Kamer achter de Kæk un leet Swager un Swester vær husen. Dar weern bald en Reeg swacklige Kinner, de Mann weer en Fullenzer. Detelfohm, Detelfswager, Detelfbroder weer jümmer de Mann de hölpen

[1]) Smuckbüx, Kleidernarr. — [2]) mit de Licht, leicht.

de. O ja! Wat he verdeen weer gut verwahrt! De Swager verschrev em sin Liv un sin Seel un Detelf gev em sin Geld. He schullt't all wedder hebbn, wenn he 't bruk.

Sin Swester storv. Ja! Wat schulln de arm Dinger! Detelfohm muß hölpen. De Swager kreeg en anner Fru. Ja, Detelfohm sleep in de Kamer. Wo weer sunst Platz? He weer mehrmals in de Fremdn. En Tidlang weer he mit de Soldaten weg. Wat schull he mit de ol Kath? Dat weer beter wenn he de den Swager æwerleet. De gev em en Verschriebung. He kunn der nich op passen. Wenn he wedder keem weer de Kamer achter de Kæk jümmer vær em torecht.

En riken Kopmann in Flensborg, to en Tid as dar noch de Handel æwer See floreer, harr sik en Musterwirthschaft inricht na engelsche Art, harr Köh vun dar ræwer kregen un söch sik en echten Foderknecht, de 't verstunn. Weet Gott, wo he an Detelf keem, vellicht dörch den Brenner, de mitünner Ossen int Korn opkoff. Genog, Detelf kreeg dar den Platz un dat weer de längste Tid de he „buten" utholn. Ik harr em binah ut' Gesicht verlarn. Do keem' mal en paar Kokusnæt vun dar mit en Grötnis[1]) vun em. Ik weer noch junk nog, dat ik mi em darna utdach as in de wilde Fremdn mank Negers un Tigers, ropklattert na de Palmböm un harr mi de Næt plückt as ik bi sin Hus de Kanstanjes. Na en paar Jahrn keem he sülbn achterna. Sin lütten Hot op as jümmer, gar ni as ut Egypten, sin Gesicht glatt un de Haar lik. He harr 't gut hatt. Awer he much ni länger. Man kunn dar keen Minsch recht verstan. He weer nich ut sin Stall kam. He harr vel Geld verdeent.

Wo is dat denn bleben? frag min Ol. O! dat weer gut verwahrt! Dat harr he in de Kath steken! He harr der Verschriebung æwer. Sin Swager war em dat all torügg betaln, wenn he 't bruk. He bruk je nix.

Ik seeg noch, wa min Ol den Kopp schüttel. Awer Detelf weer glikgültig. He sleep wedder in de Kamer un arbei wedder as fröher.

Awer as mi Ol na disse Uennerredung rut gan weer, do hör ik, wa he to Tante Christinn sä — un ik verget min Dag' ni den Ton: — Nu weer se dot! Wat Stina natürli lang' wuſt un wi Annern all. Ja, nu weer se dot! As weer all dat Leben nu to Enn. — Ja, glikgülti weer he warn.

Ik kann noch en paar so'n Wör erinnern, de he Christina topissel[2]). Se hungn jedesmal mit sin Gan un Kam' ut de Fremdn, mit sin Heimweh un Lengn tosam. Un jedesmol keem' se ut dat Hus, wo de Dodenlad stunn. Dat eerste Mal as he ging, do ik noch en Kind weer un truri dat he darvun ging, do klung mi't as snee em Een, dat he opschreeg: Nu is se weg! sä he. Un do gung he ok dervun. Später, dat tweete Mal, as he wedder kam un gegen mi so fründli weer, hör ik em to Tante Christina truri seggn: Nu weer se wedder kam! Toletzt heet dat: Nu weer se dot!

[1]) Grötnis, Gruß. — [2]) pisseln, flüstern.

Natürli bedrog de Swager em schändli. As Detelf nix mehr æwer harr afstogeben, do jag' he em ut' Hus un de Kamer. Ik seeg em olt warrn. He war Kohharr op en Burhof in de Neegde. Wenn he Sünndags na Heid keem un sin Tüg wessel, so besöch he uns. Kennst mi noch wedder? plegg he to seggn, as seet ik noch in den Korfstohl ann Disch. He much wul so fragen, denn he sack tosam un war krækeli. Awer sin fründli Hart un Gesich lüchten mi noch, weer't de Sünn nich mehr, weer't de Maan.

He war doof. He vertell mi wehmödig, dat he de Lurken nich mehr hörn kunn, wenn he de Köh rut drev.

He war arm un kümmerlich. Unse Hus kunn em wull en Tidlang opnehm, awer he föhl sülbn dat et beter weer, wenn he int Armhus ging.

Vun dar ut heff ik em wandeln sehn, kort vær sin Enn noch mit en Gesicht, as weer em en Wunner passeert un he kunn nu an alle annern löben: He kunn wedder hörn! de Vageln wedder hörn! As he mi't vertell weer mi as war he seggn: He war nu bald ok allns wedder sehn, wat he leef hatt un wona he dat Lengn harr.

---

En truri Loos? Wer will dat seggn? Wenn ik torügg denk, wenn he domals Tante Stina vertell, so hör sik dat gar ni so an. He seet ann Disch un drunk sin Kaffee so geern as man Een vun de Annern, un sin Ogen gungn inne Höch as seegen se Herlichkeiten de sin weern. Vergan deit allns. Wa lang dur't denn, wenn't würkli Glück is?

---

De Brennerie is en wunnerli Geschäft. Dat blöh mal op, dann, un wann hier un dar, op son Art un op en anner, un full wedder to hopen. Denn warn mal enige wullhebbn Lüd rik derbi, grote Gebüden richten sik op, grote Gewesen blöhn herum, en ganze Gegend war drifli mit Kantüffelbu, Wöstenien warn Garnerien wegen de vele Düngerkraft de dat to Gang broch — un mit en Mal weer't to Enn oder kreeg en ganz anner Gang. De groten Geschäfte stocken, doch jede Brennerknecht le sik bi irgend en Pump, wo he wahn, en Waterrohr na sin Hus un an de Husmur buten en Köhlfatt an, harr in de Kæk sin Ketel un sin Helm, un wo Platz weer inn Hus' de Kübeln un Maischtünns. Awer mit een Mal weer ok dat ut un to Enn. De Mäßigkeiters maken en Triumpfgeschrei, se bilden sik in dat se eerst den groten Drachen in Stücken slagen un nöß de lüttje Slangenbrut in all de lütt Köhlfæt erstickt harrn. Man kunn se dat günn', se harrn sik't sur warrn laten. Awer dat hung ganz anners tosam, dat hung hauptsächli af vun de Stürn op dat Geschäft. Dat kann uns nu je eenerlei wesen. De dat awer nich eenerlei weer, dat weern de groten Brenners, un denn de lütten Brenners, fröher er Knechts, denn lüttje Herrn, nu wedder gar nix, un denn noch een Reeg vun Lüd de vun de ern Wullstand afhungn.

Dat gev oppe Lütt Reeg un op den Lüttenheid mehr as een ängstli Gesicht as dat op eenmal heet: de Brenner wull sin Geschäft opgeben! Dat weer je gar nich mægli, weer de erste Antwort de to hörn

kreeg wer't wider vertell, de Mann weer je bi't Geschäft rik warn, de war keen Narr warrn un't opgeben. Dat sä man am ludsten op de Lüttje Reeg, wo de Brenner sin Hofstell herut reck, wo de Schün mit de Permæl to Molt un Schrot mit in' Reeg un Glid stunn, wo de Wagens, Plög' un Eggn, de Knechts un Mädens verbi passeern un de Herr mit sin Handstock dägli achterut ging sin Land un Lüd to besehn. En netten Mann, de Jedereen gröt, de nich jüs in de Dærn keek un lang klæn blev æwer Kunst un Industrie, un nich in grot Neglischee acherut keem mit de Büx los umn Liv, awer de jümmer höflig weer. Dar weer mennig Een to nöm de he hölpen harr mit en lütt Værschuß an Geld. Un wat full bi em ni af bi't ewige Slachten un Verkehr in un ut, wo he gar ni mal um wis war? — Dat he dat Hauptgeschäft opgev, dat kunn gar ni angan, meen se op den Lüttenheid, de op sin mager Land sit Jahrn vær em Kantüffeln bu't harrn un darvun leben mit Kind un Küken. Dat war je wedder en Wöstenie warrn, wo inn Summer dat Sand stov as op de Wörner Chaussee, un keen Grasspil fast war, wenn de Kraft vært Land ut de Brennerie feil. Ja, to Süden vun'n Lüttenheid, na unse Mæl to, ann Enn vunn Ort, wo dat Elend wahn, wat der ok ni mangel, wo Lieschen Allerlei hus' mit er Jungens de bi uns jeden Morgen, ehr se na de Armschol gingn, sik en Stück Brot tö'n Fröhstück beteln — och se fehln keen Morgen, un ik hör noch de Ton, eerst vun de Husklock un denn vun de singn Stimm vun de arm Jungs de der achter stunn — wo Emanuel mit sin Dreihorgel un Jan Piter hucken, inn Summer as Stahecker's[1]) un in Winter as Perslachter — dar wo disse fröher as Drinkers un nu as Mäßigkeiters dat lude Wort föhrn, dar gevt daræwer sogar Larm un Prügelie. Dat harr man vun den „Vereen", denn wat schull darut warrn, wenn de Brennerie un de Farwerie un de Bäckerie opheeln? So war't kam, een na't anner. Un de Mäßigkeiter un er Gegenpart leegen sik in de Haarn, noch ehr man wuß wat der wahr vun weer.

Doch de Twiesel weer bald to Enn as de „Brennerknecht", so heet de Warkmeister, sik en Stuv oppen annern Enn vun de Heid inrichten leet. He harr sik wat verdeent un wull dat nich opt Spill setten as anner vun sin Slag, de sik sülbn en lütt Geschäft inrichten. Dar weer keen Twiefel. De Roßmæl war ute Schün braken un keem an en Köper to Lann. En nie war ni wedder bu't as man sabelt harr. Ne, de groten Kölfæt leegen æwer Kopp op de Hofstell un warn weder kalfatert noch nie verbandt, as man meen. Un eens Dags strev de Armvagt Wessel æwern lütten Heid, stunn bi jede Pump, as sik't hör vær em un en regeleern Nachtwächter, still, un reep mit mehr Wichtigkeit as't sunst al sin Gewohnheit weer — denn he wuß wul wat he verkündig, he wuß dat't vellicht Een un de Anner vær em, den Armvagt, int Winterquarteer broch, vun de de't hörn: Allerlei Volgut to boln[2]) Kopper, Mischen, Isen, Kübel, Tünns un Ammers, allerlei Gut un Brennerie-

[1]) Stahecker's, Eckensteher. — [2]) Volgut to bolen, Vol ist Auction.

geräth, de kann kam morgen Klock tein bi Brenner ... warraftig — de Lüd hörn dat un keem'n vær Dær — oppe Oesterstrat! He wull't opgeben!

Dat keem as man't denken kunn. De Hofstell war umännert, dat Gewes' war inschränkt, Land war dervun verkofft. Mehr Lüttlüd as man dacht harr mußten sik anners inrichten. Dat war hin un wedder knapp derawer, wo man gar ni den Kanal sehn harr, de vun de Brennerie bet dar inne Kæk un Spis'kamer föhr. Dar keem noch mehr Voln vun Hus- un Kækengeräth un menni Thran war vergaten heemli un apenbar.' Dat weer as en Art Blitzslag mank de ruhigen Lüttenheiders. Un wenn ok nich allens Unglück war wat en Verännrung gev, un nich allns wahr war wat de Unglücksprophelen vaherfän: dat de Farwerie un de Bäckerie nafolgen, so gev't doch noch den Anfang vær den Tofall, wo dat Geschick wedder Hakens funn Minschenschicksal to leiden.

De Schün mit dat Hadbarnest stunn lerri un verfull. De Brenner harr keen Lust, so sä man, se afbreken to laten. Mit to war se mal benutzt, wenn op de Nawerschop Een en beten Korn to döschen harr, wat he op sin lütt Moorbüt aarnt. Towilen keem de grot Dærn na'n Süden mal en Dag apen, en Maschin as en lütt Windmæl war rinsett un dreiht un en Föhr Flaß oder twee derop swungen. Denn lüff de ol Kasten mal ut un de Jungs keeken mal rin mank de Spinnwippen, Flegengerippen, Stuff un Fulnis. Sunst weer dar nix los, as weer dat Dings blot dar dat de Hadbar inn Fröhjahr den oln Platz to sin Nest wedder finn kunn.

Do awer mal gegen de Haunarn un Heider Vermarkt leepen der eenige Dag' lank en paar flinke Lüd vun en ganz anner Slag un Ansehn as de Lütt Reeg se wennt weer un de Schün se beharbargt harr. Een mit en swarte Mütz ahn Schirm, baben mit en rode Tut un en Quast, Een mit en Snurrbart so to seggn gefährlich. Leepen der in un rum, as de Jungs man sehn, de natürli allens seht, keeken umhöch un keeken entlank, keem un gingn, wisen un geberden, brochen en Timmermann mit, fungen an to meten[1]) un to teken[2]), weern der wen un wedder verswunn. Wat denn? Afbreken? Kunn man nich, de Mürn weern Fachwark, dat Dack weer Stroh, nix as to'n Brenn. Doch to bruken, as de Voß sä, do funn he en Dæxlock.

Schauspelers wulln der ageern, en Theater war der opslagen. De ol H. keem mit sin Tropp op sin Rundreis' inn Lann na de Heid. He plegg jümmer na Verlop vun en paar Jahrn mal wedder to kam. Dit mal harr't lang durt. Se reisen nich egentli rum inn Lann. De Haupttid vær er Geschäft, den Winter dær weern se in Sleswig, wo de ol Statthalter se en Tolag' gev un wo se en egen Schauspielhus harrn. De Statthalter heel wat op se, sä man. He weer damals en uroln Mann, man sä vun æwer de Hunnert, harr sin Vermak an alle Art Künstler: Orgeldreier, Linjendanzer, Barentrecker, besunners awer an Taschenspelers un Theater. Dat mark dat Art Volk bet Ungern un Polen. Bi

[1]) meten, messen. — [2]) teken, zeichnen.

uns harrn wi domals vun allns. Bi uns fohrn de Kärrners mit Kiinroktünns[1]), lepen de swartfarigen Kerls mit de Wundermedizin, mit Blotigeln un Scorpionsöl — echt weer't, de Scorpion swimm darin — denn bi uns kreeg allns de Erlaubnis vun den Statthalter, de de Opsicht darœwer föhr. Doch mussen se sülbn kam un sik se haln, dat wull he darvun hebbn, wil't op Sloß Gottorf lankwilig weer. Wer em recht to nehm' verstunn kreeg uter de Erlaubnis ok noch oft en smucken Daler. En drulligen oln Herrn! En echten Goldmaker beheel he gänzli bi sik. Se brochen dat bet to en Art vun gele Fingerhöt, womit vele junge Dams beschenkt warn sünd.

In Summer besöch Director H. mit sin Tropp een un anner vun de grötern Oer, de to recken weern: de Heid, Möldorp un so. Heide weer keen vun sin slechsten Summerpläß, wenn nich jüs eben Goldkette oder Waizmann, de Linjendanzer un Berider de Gegend afgraf't harrn. Un dar wull he wul vær oppassen, de wussen mit enanner Bescheed as Küster un Kulngrawer[2]), se keem' ni glik na ennanner um er Gebür. — Vær de Wetenaarn[3]) hett de Marschbur so weni to don as de Voß vær de Klappjagd, he liggt blot rum op sin Fulpelz. He wis't geern mal sin staatsch Fohrwark inne Heid, as sin Frunslüd er nien Sammtspeusers, de golden Armspangn un den witten Hals, wo en beten Kemedie de rechte Gelegenheit to gifft. Se kamt in ganzen Schaarn de Klinkerchaussee vun Wörden un Wesselburn ropklabastert; un treckt de Alleen vun de Heider Marktplatz rum as speln se sülbn Optog. Se seten naber as en brede Mur op de eersten Plätz, denn se kunn't betaln.

So weer't denn keen œwel Tid vær Director H. un sin Kaß, wenn he na Heide keem, ja vær den Tropp, vær de Herrn un Dam vun't Theater weer't en Art Festtid. Man mak sin Summerreis', man weer oppen Lann, man verhal sik, man harr sin Recht to sin Negligee as Mamsell Meinung seggn war, man bruk sin oln Steweln un Summerbüxen op un spel, mit en Quastenmütz, doch noch den Værnehm' mank de ehrsamen Heider Börgers.

Mennigeen war vun sin oln Quarteerslüd opnahm' dat em to Moth warrn kunn as besöch he op eenige Weken ole Frünn, de sik erkundigen na sin Schicksaln, de em tohörn wenn he mächti vertell as löben se dat all, de em plegen un em to Gefalln den wat se em man vun den Mund afsehn kunn. De Director besöch dat Landschopshus[4]), seet dar Sünnabends morgens mit de Bullmachten vær Dœr un seeg dat Markt to, un abends wenn ni Kemedie weer seet he mit Pennmeister un Landschriwerværn Kartendisch as er's Liken. Ja enige vun den Tropp, Herren so gut as Dam', funn jedesmal den Weg bet in de eersten Familjen ant Markt, dar war sik bald um reten, de fehln in keen Gesellschaft bi'n Landvagt noch Kaspelvagt, kum dat Presterhus blev vær se to, awer vertellt war dat ok de Paster ni utblev wo se annerwärts mit Lachen un Vertelln, mit Singen un Declameern de Langewil utstöben, as keem en

[1]) Kiinrok, Kienruß. — [2]) Kulngrawer, Todtengräber. — [3]) Wetenaarn, Weizenernte. — [4]) Landschopshus, erstes Gasthaus.

frischen Windtog mit se mank Lüden. Wo se nich keem' dar vertell man sik vun se as harr man en nie Slag Wunderthiern to beschrieben, man wis' se sik, wenn se mit wülk[1]) vun de eersten jungen Herrn un Dam' op den Jümfernstieg[2]) um de Heid spazeern, bet toletz jeder Heider se sehn harr un kenn; man stunn abends in de Allee ant Markt still, wo ut en Hus mit helle Lichten herut er Stimm hört warn. Man stre[3]) sik æwer de schönste vun den Dams un de lustigste vun de Herrn en Tidlang in jede Börgerhus, bet dat all luter Dægd[4]) un Düchtigkeit weer, Bewunnern un Bedurn leep mank enanner, oft warn se to værnehme Lüd un unglückli̇ge Seeln, de blot as Engeln op Urlaub inne Heid opt Theater speln.

En lütt Haar inne Supp funn sik jümmer eerst ann Borrn, en beten Lichtsinn harr der as Fettogen baben dreben, de man in de Warms ni bemarkt, en beten Schulden bleben achterna behangn, wenn se wegtrocken weern, en lütten Placken blev mit aftowischen, wo se to hüpi[5]) ern Sitz hatt harrn. Awer dat war vergeten. De rechten Helden weern jedes Mal ganz niet, un ditmal seker ahn Makel.

De Director harr also keen Noth wenn he keem. Wenn 't Wedder gut un de Weg' passabel weern, so funn he all wat he wünschen much. Blot een Deel mangel in de Heid: en Platz. He kunn dat ni maken as Waizmann un Goldkette, de en Gerüst merrn op den schön groten Marktplatz opslogen, en Tau an Paln herumtrocken un los sprungn wenn de Regen nich se un de Toschauers verdrev. He muß Hus oder Schün ünner Dack hebbn, un de funn sik nich jümmer in en paßlige Gegend. Dat weer em daher as harr man en Prester en Kark bu't, as he de Brenner sin Ossenstall lerri un de Moltmæl verkofft funn. Eenerlei op vun Brandmur ut gele Tegelsteen mit Schieferdack oder vun Lattenwark mit Lehm, baben Stroh deræwer un en Hadbarnest derop. Dat leet sik all mit Papier un Lappens verkleeden. Dat verstunn sin „Hand vær Allens", Herr Magot, dat weer nix vær den ut en Kohboß en Tempel to maken, natürli bi Lampenlicht. De Hauptsak weer de Rum un de Lag'. Rum genug vær dree Rangarten, un de Lag' as man se wünsch. Still achterut na'n Ort, Togang vun de Hauptstrat dicht an 't Markt, as to en Grafensitz, en Grotdær as en Sloßingang. Nix to wünschen. Vun Pris nich de Red, denn de Brenner leet em't vær en Ei un en Botterbrot. Un so kunn't los gan.

Den Lüttenheid, de Lütt Reeg un Detelf Ramm de deran wahn, gung dat so wenig an, as den Hadbar, de der baben sin Nest harr. De lewern keen Gesellschaften vær de Haupthelden, keen Logis vær de Aewrigen, keen Toschauers nich mal vær den drütten Rang, höchstens Bewunnerer vær de Spazeergänger um de Heid: de Tauer vær sin Rindshut kenn natürli glik Alle. Man harr keen Verdeenst un keen Verdreet dervun. Höchstens dat Emanuel de sunst mit de Orgel leep, Handlanger int Theater spel. Doch dat weer een vun de „Scharpeckers" vunn Lüttenheid un rangeer sogar na'n nerrn ni mit.

[1]) wülk, einige. — [2]) Jümfernstieg, Spazierweg um den Ort. — [3]) stre, stritten. — [4]) Dægd, Tugend. — [5]) hüpi, häufig.

De Aewrigen hörn, as de Hadbar, vun buten, wenn der binn lud ageert, Pistoln affschaten, Hurah ropen un Musik makt war, wobi toeerst de Hadbar wul mal mit anfung de Flünken to slan un to klappern, un de Lütten Reegers ünnern Kastanje ut bet an de Achterdœr to gan. Sunst weer disse Welt so vœr sik un wit af as vun de „der baden".

Blot de ol Magot keem mitünner mal morgens achterut un stunn int Negligee œwern Lütten Heid to kiken as de Bäcker in sin Art. Desülwige lütt Mann mit de Mütz ahn Schirm un en rode Tut un Quast. Wenn he se af neem seeg man dat he gar keen Haar harr. He harr desto mehr Ogenbrun un en gefährli groten Mund. He stunn jümmer mit de Schullern hoch as muß he sik fürchterli verpusten, wobi he Grimassen mit den Mund mak as öv he sik se in. Kinner bleben stan un beseegen em, dat weer as war he gar ni darum wis, bet he se op eenmal opjag, indem he de Ogenbrun mit allns der bahn, Tut un Quast in Bewegung sett as harr dat Springfeddern un he kunn't affschütteln, un denn inn Gank un de Sidendœr verswunn.

Magot weer de Bumeister un Maschinmeister bi den Tropp. He richt den Platz to, wo de Herlichkeiten wis't warn, stell Holt un Busch her, dat Gefängnis, dat Sloß wat nödig, de Kath, de Kamer — all as't full. He harr mit dat Rulln- un Tauwark to don, mit de Biller de ophungn warn, mit dat Fürwark un de „Beleuchtung". He weer de Oellste mank den Tropp un de linker Hand, wenn man den Director de rechte nöm' wull. He weer al menni Mal in de Heid west, awer fröher jümmer op den annern Enn, denn he keem ni vel wider as dat Theater un sin Wahnung. De bruk to sin Geschichten jümmer allerhand Hölp, de he sik vœr weni Kosten in de Reegde opsöch, denn dar weer jümmer wat twei un to flicken, bald vœr Snieders Hann mit Natel un Scheer, bald vœr Discher un Timmermann an Rahms un Latten, bald an Tauwark un sunst finer Kram. Emanuel much em an Detelf verwiest hebbn. He keem mit wat to em. He seeg natürli glik dat Detelf jüs de Mann weer, den he bruken kunn, de wahre „Kunstflicker" as de Tauer em al jümmer nömt harr.

En Lüttenheider ant Theater! Dat gev doch binah en Oprohr. Wenigstens so vel Opsehn, dat man op de Lütt Reeg ünnern Kastanje mehr noch as sunst na den Larm hör, wenn wat ut de Schün klung, un noch mehr œwer't Schuspill sprok as sunst al.

Detelf weer „Onkel Magot" — so nöm em de Schauspelers — in enige Dag' so unentbehrli as he den Director. To don weer vœr en Kunstflicker fast jümmer un en anstellige Hand un en gedüllige Seel nich beter to finn as an Detelf Ramm.

De seeg sik nu alsо de Saken in de Reegd an de all nix weern, awer all wat bedüden, un de Lüd de all wat vœrstelln wat se nich weern. He kram mank allns herum, keen Minsch kümmer sik um em, man war em kum wis. Jeden Morgen keemn se to hop, dar war sungn, redt, probeert, in un utgan, de Director scholl, de Mann ant Klavier klopp mit den Stock op. En Mann harr sik as en Röwer de wülk dot steek de

gar ni dar weern, en annern as en König de eben vun buten rin ropen weer, sin Stock un Cigarr in de Eck afsle un denn losle as stunn he opt Markt mit dusend Mann um sik.

Towilen muß ok Onkel Magot gau heran, smeet den Hamer to Sit, wo he eben mit klütert harr un mak narrsche Geschichten mit sin ehrbar häßli Gesicht. Wer fertig weer ging wedder hinut, wo de Dams mit Knüttüg ünner de paar Böm vær de Schün op de lange Hofstell seten un snacken oder ut er Schrivböker nälehrn mit en Mundwark, dat mit de Wihrn inne Wett leep oder sik, bequem in en grot Umslagerdok, vun de Herrn wat værsnaken leten. Dat gung meistens lusti un fröhli her, mit to gev't ok en lütten Krieg mit vel Larm.

Abends seeg he oft vun de Stücken darstellt. Dat mak em am meisten Vergnögen wenn dat all gut ging, wat't gev weer em temli eenerlei, he wuß ut wat vern Lappens dat to hopen sett weer, he seeg dat an as man Biller besüht, man brukt nich jüs daran to döben. Awer de Lüd gungn em an, he wuß vun menni Een wa he sik dat harr fur warrn laten, vun Annere er wunnerlige Schicksaln. Onkel Magot vertell em wat he weten wull.

Luter Elend, sä de, wenn de Prov ut weer, de Herren un Dam' mit Lachen un Snacken vær ut de Hofstellport wannern, een den Hot noch schreger op as de Anner, een de mit vel Geberden mit den lütten Handstock handteer, en Anner beide Hann deep in de Rocktaschen mit en junge Dam oogenplink — luter Elend, sä he, wenn he un Detelf alleen torügg bleben, an den Platz wannern ünner de Böm, den de Annern eben verlaten harrn. Dar setten se sik, um tosam er Fröhstück to vertehrn. Elend mit en beten Glanz, en Tidlang mit Inbildung, toletz Elend splinternakt, sä he, un drog sin Buttel Beer un den lütten Etkorf inn Schatten, sett sik bequem dal, indem he en fürchterli Gesicht mit sin breden Mund mak un de Ogenbrun un de Quastenmütz in Bewegung sett, un de Annern achterna wink.

Toletz lat se em alleen, wer he ok is, wannert dervun, starvt, verdarvt, lat em sitten, lat em verkümmern — un he slog de lütten Ogen um höch un beet gewaltig in dat leckere Botterbrot, wovun he Detelf sin Deel toschov. He seeg darbi ut jüs as wenn he opt Theater en Bedeenten darstell, de achter den Herrn sin Rügg em dat Beste vunt Fröhstück weg itt. Luter Elend, kau he towiln nach mank den Mund vull hendær, luter Elend!

Un wenn se mit Eten fertig weern, kunn he noch en Tidlang so sitten bliben, trock de Hacken an den Sitz um höch, klammer de Arms um de Kneen un de Quastenmütz ging em truri op un dal as de Ogenbrun.

Em harr Lust un Lev op't Theater dreben. He harr der meent de Welt to sehn as se wesen schull. „Dat Lampenlicht", klag' he denn, deck de Ogen mit de groten Brun to, un wehr dat mit de Hand af as blenn' em dat noch, „dat Lampenlicht, Detelf, dat hett so menni Een runjeneert, dat hett mi't andan, dat makt all de oln Lumpen" — un he wis' mit de Been un de Hann de he los leet toglik na de Dær, as wull he

alle veer Ecken vunt Theater op een Mal beteken — „to Herlichkeiten, och, un de Ogen, de Ogen" — un de Quast ging nadenkli op un dal — „en Paar junge Ogen makt dat Licht to en paar Steern un de Stell an er Sit to den Himmel op Eern!"

He vertell awer doch geern vun de Tid, un „de Ogen, de Ogen" un vel Anners, wat darto hör leet em noch gar ni glikgülti, wenn he na't Fröhstück un noch en Buttel Beer besitten bleb un vun en lank Register vun herlige junge Mädens vertell, de al na un na bi ol Director H. achter dat Lampenlicht stan un ageert harrn, een schöner as de anner, wobi he towiln so in Bewegung keem, dat he se namak as en Ap en Prinzessin, un Stücken vun er Leeder sung as en Mups mit en Knieper op den Steert: vel Näs' harr he nich, un dat Gesicht weer platt un krækelig.

Natürli weer de ganze Nawerschop nieschierig un harr geern hört, wenn Detelf abends ünnern Kastanje all wat he sehn un hört harr vun de fein Lüd un er Bedrieben wedder vertell. Dat weer awer gar ni sin Sak. Blot bi Oldenborgs oder velmehr bi Johanna muß he Bericht geben, se wuß em ut to fragen. Dat weer æwrigens keen Theater, as man wul seggt, as oppen Dörpen. Dat Beste wovun man vun Hamberg her vertell oder in de Böker vun les', dat kreeg man domals in uns lütt Fleckens to sehn. Dat weer domals all wat Nies, al ganz in son Oer as Heid, Meldörp un deslīken. Dar wulln de besten Lüd dat Beste sehn, un de ol H. mit sin Lüd harrn er Vergnögen daran as speln se sik hier mal ut un blot vær sik sülbn. Dar kunn deshalb Propst un Landvagt hingan, un man hör vun Lüd de wit rum kam' weern, dat se Veles ni beter sehn harrn in Wien oder Kopenhagen.

„De Lampen", as Onkel Magot se mit en egen Ton benöm, mægt jümmer wat Gefährligs hatt un vær menni junge Minsch, jüs wenn he op sin Krüzweg keem, en Irrlicht west hebbn: domals weer awer de Welt de achter de Lampen ageert wenigstens noch vær sik tofreden un wull ni nterdem ok noch de anner erobern. Dat full doch keen Sängerin, ok wenn se wat Stimm un Ansehn, un vel Gunst vær de Tohörers harr, dat full er doch inn Drom nich in, dat se mal nothwendi en Grafenkron mit echte Parlen muß oppen Kopp dregen un mit Bedeenter un Værrider fahrn, nadem se bi Gelegenheit een ut Goldpapier mit Anstand dragen harr.

Dat geb jümmer Lüd in so'n Tropp, de dat mit er Kunst eben so ehrlich meen', de se eben so heilig heeln, as de Pastor sin, de sik't er Lebenlang sur darvær warrn leeten, ok wenn se lang genog achter de Lampen keken harrn, um to sehn, dat't dar luter Lappen un Papier weer, wat vær as Sid un Gold schin, un de Aewrigen wussen wenigstens, dat se en vergnögtes Leben föhrn un dat lichter harrn as wenn se in densülwigen Stall de Ossen oder den Döschflegel regeern oder wo oppen Dörpen dat ABC un't Eenmaleen bibringn schulln.

(Schluß im nächsten Heft.)

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Hof Theater z Hannover.



Hof Theater z



Hof Theater z Carlsruhe.

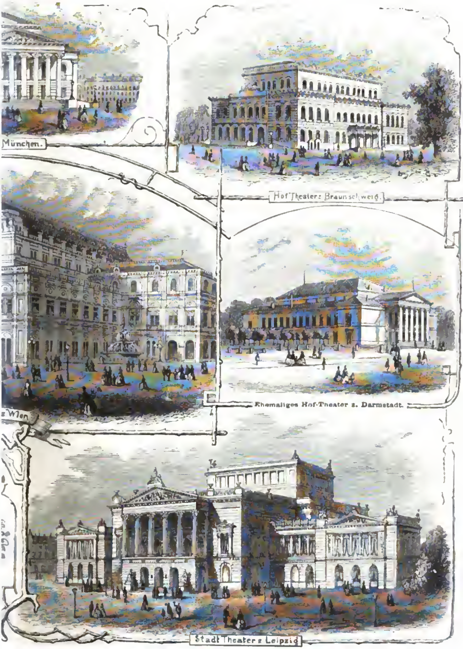


Opernhaus



K. Schauspielhaus z Berlin.

Deutsche


München.
Hof Theater z. Braunschweig.
Ehemaliges Hof-Theater z. Darmstadt.
s Wien
Stadt Theater z. Leipzig

Theater.



Sein Bild.

# Der Salon.

## Die [illegible]

[illegible]

Nur, da wir [illegible] auf dem nassen [illegible] treffender Ingredienzen [illegible] nur als Gastzimmer [illegible] sich mit offenem Munde [illegible] an das [illegible] nicht zuzwingen will [illegible] Morgen also, wenn [illegible] die Straße geführt hat, [illegible]

Eingefunden — das [illegible] sich ja auf keiner Straße [illegible] Wohnung. Wenn da eine von [illegible] schlimmer [illegible] Zimmer [illegible] mit [illegible] danken! Weiter [illegible] etwas näher [illegible] — verliebt [illegible] Vereins, in dem mein [illegible] Zimmer in [illegible] Harmonie [illegible] alle! Sieh, da, [illegible] ein [illegible] Moos sie [illegible] die Scheiben [illegible] leit den derben [illegible] die [illegible] eng ist es [illegible] flackert das Feuer [illegible] Kälte [illegible] Hoffentlich [illegible] reiten wollen! Der [illegible] zum [illegible] im Winter. Ja, [illegible] eines [illegible] jungfräulichen [illegible] ihrem [illegible] Warum [illegible] Du [illegible] wer unter Allen [illegible] wahr! Denn unter [illegible] Alles auf die herrliche Zeit, da die Berge [illegible] Millionen Blüthen [illegible] der [illegible] Bräutigam [illegible] dem [illegible]



# Der Salon.

## Die Lawine.

Eine Scene aus dem Gebirge von **Max von Schlägel.**

Nun, da sind wir ja endlich einquartiert. Lange genug mußte ich auf dem nassen Hausflur stehen, wenn ich nicht zu schmauchenden und triefenden Fuhrleuten in das dunkle Gemach kriechen wollte, das man mir als Gastzimmer bezeichnete. Alles rannte durcheinander, Alles sah mich mit offenem Mund und großen Augen an, als ob man sich nur langsam an das Wunderbare gewöhnen könne, daß eine Dame hier die Nacht zubringen will, da es unmöglich ist, heute noch weiter zu kommen. Morgen also, wenn der große, von zwölf Pferden gezogene Schneepflug die Straße gesäubert hat, reisen wir wieder. — Der Himmel weiß wie!

Eingeschneit — das Abenteuer ist jedenfalls neu! Aber es hätte sich ja auf offener Straße ereignen können, weit ab von jeder menschlichen Wohnung. Wenn da eine von den hängenden Lawinen gefallen wäre, nach denen der Postillon so bedenklich emporschielte — dann wäre es weit schlimmer gewesen. Schlimmer ....? Fort mit den trüben Gedanken! Wollen wir unser „Reich einer Nacht" etwas näher ansehen! Nun — verlieren kann man sich nicht auf diesen zehn Quadratschuhen gedielten Bodens, in dem mein Besuch-, Schlaf-, Speise- und Kleiderzimmer in rührender Harmonie vereinigt sind. Ein Fenster erleuchtet sie alle! Siehe da, es ist ein Doppelfenster und was für hübsches, zartes Moos sie zwischen die Scheiben gelegt haben, um die Kälte abzuhalten. Und rothe Beeren stecken drin. Wie niedlich! Ich hätte so viel Sinnigkeit den derben Angesichtern, die mich empfingen, gar nicht zugetraut. Aber eng ist es doch — ganz unheimlich eng! Kaum seit einigen Minuten flackert das Feuer und schon ist es fast heiß hier, trotz der grimmigen Kälte draußen. Hoffentlich werden sie mir meine Nahrung nicht hier bereiten wollen! Der Ofen sieht ganz aus darnach, als ob er zuweilen auch zum Kochen diente. Da liegt sie nun, die vielgepriesene Pracht des Hochgebirges im Winter. Ja, es ist schön — sehr schön! Wie die weißen Falten eines Brautschleiers schmiegt das glitzernde Krystall sich um die jungfräulichen Häupter der Bergriesinnen und wallt hernieder bis zu ihrem Fuß ..... Brautkleid! Hast Du keinen andern Vergleich, Clementine! Warum sagst Du nicht lieber Leichentuch? Ein Leichentuch — worunter Alles todt ist und gestorben wie bei Dir? Auch das ist nicht wahr! Denn unter der eisstarren Decke da draußen harrt Alles auf die herrliche Zeit, da die Berge wieder grün werden, die Bäche rauschen, Millionen Blüthen jeden Anger decken und beim tausendstimmigen Chor wiedererwachenden Lebens der befreite Herzschlag der Natur dem Bräutigam entgegenpocht — dem Frühling mit der glühenden Sonnenstrah-

„Ich denke drüber nach, wie es gekommen sein mag, daß ein kaum zwanzigjährig Wesen schon so klug ist — so klug wie ich wol niemals werde. Klug, daß es mich friert."

„Theodor! Wenn ich klug bin, bin ich es für uns. — Wenn Du mich liebst, verdien' ich Deinen Dank, nicht Deinen Zorn . . ."

„Zorn? Ich bin nicht zornig — es war nie so still in mir, so grabesstill, als jetzt. Du hast ja Recht — die kalte, feige Klugheit hat ja immer Recht. Thöricht war von je allein die That . . ."

„Du marterst mich, Theodor! Sprich, was soll ich thun?"

„Mit mir vor Deinen Vater treten und ihm sagen, daß wir uns lieben — daß selbst sein Wille uns niemals trennt. Das verlang' ich von dem Weibe, dem ich mein Leben ohne Rückhalt weihe . . . ."

„Was Du verlangst, Geliebter, ist ein Schlag in's Antlitz meines greisen Vaters, der mich unendlich liebt — verlange was Du willst, das kann ich nicht."

„Und ich, ich will nichts Anderes. So leb denn wohl!"

„Theodor! Einer Form kannst Du mich opfern. Genügt Dir meine Liebe nicht?"

„Das ist nicht Liebe, der vor den Menschen bangt. Leb' wohl für immer —"

Da bäumte sich auch in mir der Stolz, das Erbtheil meines Vaters.

„Leb' wohl . . . ."

Er ging. „Sie werden niemals wieder von mir hören", schrieb er in einem letzten Abschiedsbrief, worin er mir mit kalten Worten sagte, daß er reise.

Das war zu viel. Wer so leicht Dich lassen kann, der ist Deiner auch nicht werth. So dachte ich — so dachte vielleicht auch er. Ich verbannte die Gedanken an ihn wie eine Schmach — sie kamen doch — wenn ich am Tag' sie fortgescheucht — in meinen Träumen . . . .

'S war eine schwere Stunde, als mein Väter starb. Er hatte oftmals zart und rücksichtsvoll gesagt, er würde leichter dem Ende seiner Leiden entgegensehen, wenn er einen braven Mann an meiner Seite wüßte. Ich hatte geschwiegen und selbst geweint bei solchen Reden — er fragte nicht, er schwieg — und achtete zartsinnig einen Schmerz, der ihm ein Räthsel war.

Doch als er fühlte, daß das Ende nah', da seufzt' er tief: „Ich lasse Dich allein — so ganz allein!" und in seinen Augen lag ein namenloser Schmerz.

Da fiel ich nieder auf die Kniee und sagt' ihm schluchzend Alles — Alles.

Er legte traurig seine Hände mir auf's Haupt und sprach:

„Kind, Deine Furcht vor mir war thöricht. Das war ein Mann, wie ich ihn stets für Dich ersehnt. Wärst Du sein Weib, ich würde ruhig sterben . . . ."

Und mir selber schien's auf einmal, als hätt' ich muthwillig verbrecherisch von mir geschleudert all' mein Glück.

Wie forscht' ich in den Blättern, die unserer Zeit des Geistes Wunder zeigen, nach einer Spur der seinen. — Vergeblich! „Sie werden niemals wieder von mir hören!" Er hat es wahr gemacht. So sehr ich forschte — nirgends wußte man von ihm. Untergegangen im Meere der Gewöhnlichkeit, der einst so Großes wollte — untergegangen sein Talent, das ich immer mehr bewundere, je weiter mir sein Bild in der Erinnerung rückwärts weicht. Untergegangen — und durch mich!

Vielleicht schon todt! Nein, nein, das ist nicht möglich .... Und warum nicht — wenn er den Tod ersehnt gleich Dir in mancher Stunde — er ist ein trotziger Mann, er warf vielleicht in einem finstern Augenblick die Bürde ab — starb vielleicht allein, von Niemandem betrauert, fern auf fremder Erde — und keine treue Hand legte Blumen auf sein Grab — — —

Nein! Ich will es nicht glauben! Ich darf nicht, will ich selber nicht verzweifeln .... Eines Weibes Stimme reicht nicht weit — er lebt vielleicht nicht fern von meinem blöden Blick inmitten unseres Vaterlandes, geliebt, geehrt, in hohen Würden, er hat ein Weib vielleicht so wie er es verdient, stolz und stark und liebliche Kinder schmiegen sich an ihn ... O, ich bin nicht so selbstsüchtig, ich wollt' ihn segnen, wenn er glücklich ist, als wär's mein eigen Glück — nur nicht elend — nur nicht todt.

Horch! Was ist das für ein Donner! Das Fenster klirrt. Ein Gewitter um diese Zeit? Das ist prächtig, wie die Lawine dort zum Abgrund stäubt! Dort oben an den Felsen brach der Schnee — man sieht im Sonnenschein die zackigen Ränder — ha, wie das blitzt und rollt und stäubt — und tausend Fuß im Augenblick durchtost. Der Wald verschwindet in der rollenden Wolke, doch hält er die verheerende nicht auf! Das kracht und splittert und braust. Hoch thürmen die weißen Massen sich im Thal — da und dort ragt der zerzauste Gipfel einer Riesentanne aus den erstarrten Wogen — Herr, walte gnädig, daß kein lebend Wesen von diesem schimmernden Verderben ward ereilt!

Jetzt ist es still — als läge die Natur in stummer Andacht vor ihren eigenen Schrecken. Wie wohnlich scheint auf einmal mir dies schützende Gemach! Es sei ihr bestes — sagten mir die guten Leute — der Herr, der hier wohnte, habe es geräumt, da eine Dame kam. Sieh da — selbst Bücher! Die gehören wol ihm, dem Sonderling, der hier im Winter als Gefangener wohnen mag, da jeder Schritt in's Freie dräut mit Tod.

„Geschichte der Stadt Rom", „Humboldt's Kosmos", die Ränder mit stenographischen Notizen überall beschrieben — ei, ein gelehrter Herr! „Goethe's Tasso". In dieser Atmosphäre wird mir wohler! Da ist ja ein Merkzeichen, wol für ein Lieblingsblatt in diesem Buch voll Herzensweisheit. — Zwei Zeilen find' ich doppelt angestrichen:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre —"

Wahr! Wahr für Alle — nicht blos für Goethe und den Hof zu Wei-

mar. — Wahr — doppelt wahr für Den, der keine Freunde hat und längst den Muth verloren, sie zu suchen.

Auch ein Roman „Verschollen" von Clemens Ernst. Clemens Ernst! Ein vielbesprochener, ein berühmter Mann, ein Lenau des Romans voll liebenswürdigen Trübsinns. So sagt man — ich habe noch nichts von ihm gelesen! Wer kann auch Alles lesen in unserer Zeit? Und wär's der Mühe werth, wenn man es könnte? Ich hab' genug zu thun mit meinem eigenen Schicksal, drum kann ich das erträumte leicht vermissen.

Doch heut' ist's anders. Heute will ich lesen, um die Geister zu bannen, die wie seit Monden kaum dunkel empor aus meiner Seele steigen, als wär' ich hier in einen Zauberkreis getreten.

Das ist eigenthümlich, der Eigenthümer scheint ein gewissenhafter Mann — alle Druckfehler hat er sich mit Rothstift angemerkt. Keine Vorrede! Das gefällt mir!

Ein Kunstwerk spricht für sich, braucht keinen Dolmetsch, wenn es ein Kunstwerk ist. Giebt's für ein Bild, für die Gruppe Laokoon's ein Vorwort? Gemälde und Natur, sie müssen zeigen, was sie sind. Nur die Geschwätzigkeit des feilen Worts führt selbstgefällig stets den Mentorstab.

Erstes Kapitel: „Ein Weiberherz". Schon wieder! Was wissen diese Herren Poeten denn von unserm Herzen. — Kennen wir es selbst? Kann ich's begreifen, daß ich damals den Geliebten von mir ließ, erstarrt, unfähig selbst zu Thränen! Und jedes dunkle Räthsel unserer Brust, die Herren, weil sie das oder jenes Weib gekannt — die wollen's lösen? Thörichte Eitelkeit! Beginnen wir! Die Beschreibung dieser kleinen Stadt versöhnt mich etwas — die Zeichnung all' der Philistergröße, der Alltagsseelen und der hohlen Weisheit, die sich aufbläht, als wollte sie das All umspannen und nicht über das nächste Stadtthor reicht — das Alles ist vortrefflich — mir ist, als hätt' ich all' diese gespreizten Formenmenschen gut gekannt — ganz wie bei uns — bei uns, wie überall. Herr Ernst beobachtet scharf — man merkt's an all' den kleinen Zügen, daß seine Menschen leben .... Jetzt erscheint die Heldin — sie hebt sich ab vom flachen Hintergrund, wie ein Relief aus Marmor von der Backsteinmauer, in der es steckt.

Clementine! So heißt sie. Ja — da steht's! Der Zufall ist pikant. Wie seltsam starrt mich der gedruckte Name dieses Fabelwesens an. Clemens der Dichter und sein Geschöpf heißt Clementine — und Clementine, die die beiden liest. — 'S ist drollig! Fast ein Stoff für die Romantiker .... Weiter! Wir sollen uns daran ergötzen, wie Clementine leidet, denn leiden muß sie ja, die Gute, soll sie siegen — und vor Wonne schaudern, daß wir blos Clementine heißen und nicht sind —

Hm! Dieser Zug ist wahr! sehr wahr! — Herr Ernst kennt doch die Weiber besser als ich meinte — er müht sich nicht mit der Schilderung von hergebrachten Tugenden und Reizen, ein Wort von ihm genügt und ein eigenartig Wesen sieht mich mit lichten Augen an, so treu,

so wahr, als hätt' ich es gekannt. Und was sie sagt, ich könnt' es unterschreiben.

Jetzt kommt der Held — hm! Das ist alt und sehr verbraucht: der Held ist arm, das Mädchen reich, der Vater ein Tyrann. Natürlich der Held, Karl heißt er, ist ein Mustermensch. Nicht? Nein! Führwahr — Herr Ernst geht mit seinem Geschlecht schwer in's Gericht. Er sagt, was bei dem Manne der Gesellschaft sorgfältiger Unterricht von zwanzig Jahren schaffe, müsse das Weib allein erringen durch Erziehung. Ob diese einzige Quelle modernen Menschenthums gut oder schlecht, rein oder trübe sei, das macht allein der Zufall der Geburt. Er will nicht ein gelehrtes, kein verbildet Mädchen, er will nur, daß der Mann gerecht sei — gegen Wesen, deren Seele nicht durch die Weisheit und den Gesetzeskram des ganzen Alterthums gefesselt sei. — Ein Mädchen, dessen Geist trotz Alledem sich über das Gewöhnliche erhebe, sei ein Beweis der höhern Natur des Weibes. —

Herr Ernst ist sehr galant und anders als die Anderen. Will man diesen glauben, so sind an dem Intriguengeist des Weibes von je die Männer nur zu Grunde gegangen — dieweil es meist ihr eigener Mangel ist, an Kraft und an Charakter und Vernunft, der sie zu Boden zieht. Der Mann, der nicht zu sich erheben kann das Mädchen, das er liebt, ist keiner ..... Wie entschieden! Sagt das auch Herr Ernst? Nein! Der ist milder; wie eine schwermüthige Schlummerweise in Moll, so zieht durch seine Worte leise Selbstanklage ... So sind diese Dichter! Sie schaffen die Welt auf's Neu' in ihren Träumen und jammern, daß die alte ihr nicht gleicht. Ein Mann, der mir völlig gleich wäre, empfände stets wie ich, ausgenommen ein Gefühl — der wäre mir zum Sterben langweilig und eine dito Frau Herrn Ernst wahrscheinlich auch.

Nun, Herr Ernst ist wenigstens so gerecht, zuzugestehen, daß Herr Karl so ungerecht ist, von den Frauen im Allgemeinen viel zu ideale Vorstellungen aus seinem Studienpult mit in die Welt zu bringen. Was ist Herr Karl — von Fach Jurist. Jurist von Fach war Theodor auch, doch machte er keinen Gebrauch davon — und schrieb, was kein Verleger wollte. Mit Unrecht, er wäre jetzt der besten einer — Karl ist blos Jurist.

Das zeigt Geschmack. Ein Dichter im Romane macht sich nicht gut — wenn man aus dem Poeten des Buchs nicht selber einen zweiten schnitzen könnte, ohne daß er darum ärmer würde. Der Dichter im Roman ist das Theater auf der Bühne — nur ein Goethe kann einen Tasso schaffen und einem Hamlet steht die blutige Posse, die er spielen läßt .....

Karl — unser Karl — ist nur Jurist und soll es bleiben wie es scheint — kein einziges Gedicht hat er gemacht — sein Herz theilt zwischen Clementinen sich und den Pandecten — da ist die Wahl nicht schwer — die Herrschaft fällt der Schönheit zu ...

Das große Ereigniß geht vor sich — auf einem Ball. Wie immer!

Doch nein — ich irre! Bei den neueren sind Wald und Flur für diesen Zweck beliebt. — Ein Jägersmann — ein Schuß und eine Ohnmacht — ein Wald und die Insulten eines bösen Junkers, ein heldenkühner Lehrer, der sich wie Achilles schlägt ...

Das liest man auch, doch trotzdem ist's in Büchern noch immer üblich, daß die Herzen sich beim Tanze finden ... Denn auf dem Ball war Jeder, auch ein Dichter — im Walde ist nicht Jedermann daheim — nicht Jeder, der dort war, selbst mancher Dichter nicht, kennt seine Stimme.

Es gefällt mir von Herrn Ernst, daß er die fromme Poetensitte nicht brach. Theodor — was red' ich — Karl und Clementine finden sich auf einem Ball ... sie die umworbene Tochter des Patriciers — er ein junger Advocat ohne Clienten. Jetzt weiß ich wie es kommt. Der Vater will natürlich, wie reiche Väter schöner Töchter immer, nichts von der Liebschaft wissen. Clementine droht zu sterben, bleibt aber dennoch lange genug am Leben, daß der Vater inzwischen einen Proceß verlieren und an den Rand von Elend und Schande gerathen kann — auch ein wenig criminell kann die Geschichte werden, die Schranken, welche ein Wesen von der Gesellschaft trennen, erregen immer ein gewisses, interressantes Grauen — poetisch ist das Mittel nicht, doch ist's beliebt. — Natürlich kommt nun Karl, der Mann, der Alles kann, flehentlich angerufen von Clementinen, zertheilt die dunkle Nacht, die Rabulisterei und Trug um ihres Vaters Haupt gewoben — und führt sein dankbar Bräutchen heim — der Proceß macht auch sein Advocatenglück ...

Ich wette — so wird's! Nicht? In der That es kommt anders. Was ist das? Die Clementine spricht genau wie ich — bin ich ein so gewöhnlich Wesen, daß, was ich in höchster Herzensnoth gestammelt, jedes gemarterte Poetenhirn erfinden kann? Die Scene, der Dialog sind ganz dieselben, als habe der Dichter uns belauscht, Theodor und mich. — Oder sollte Theodor? Schäme Dich, Clementine! Theodor ist ein Mann; was er Dir war, vernimmt kein sterblich Ohr! Aber seltsam bleibt es doch.

Schäme Dich nochmals, Clementine, durch einen Zufall so erregt zu werden. Denn weiter ist es nichts. In wie vielen Büchern findet man Analogien seines eigenen Schicksals. „Alles schon dagewesen."

Es pocht. Aber Clementine, was pocht Dein Herz denn auch? Ein gebratenes Huhn ist kein Gespenst — auch kannst Du darin nicht einmal ein Erinnerungszeichen sehen — bei jenem Ballsouper, zu welchem Theodor Dich führte — gab es Gans.

Das arme Kind! Sie sieht mich furchtsam an, als wär' sie lieber schon aus meiner Nähe. Hab' ich etwa laut gedacht und hält sie mich für toll?

Ob ich zufrieden bin? Du gutes Kind, ihr thut ja Alles, was ihr könnt! Und wenn da draußen die Lawinen stürmen, so ist dies Zimmer ein Palast. Stell' Deine Fackel, Dein Talglicht wollt' ich sagen, auf den Tisch — und bringe noch eins, wenn Du kannst. Ich möchte lesen

in den schönen Büchern, die ich hier fand. Also morgen ist die Straße wieder frei, sagst Du? Es liegt mir nicht mehr viel daran — mit schönen Büchern hat man keine Langeweile.

Du liest wohl auch? Ja? Nun das ist schön. Was denn? Gutes Geschöpf! Gebetbuch und Kalender liest sie! und ist in ihrer Herzenseinfalt vielleicht gescheidter noch als ich — die hätte wol den Burschen, den sie liebt, nicht weggeschickt, weil er zu trotzig war. Das hätte dem frischen Gebirgskind wol erst recht gefallen.

Wie heißt Du? Loisy? Seltsamer Name! Habe ihn nie gesehen im Kalender — Du lachst? Ja so — im Kalender steht Aloisia — nur die Dich lieben, nennen Dich Loisy. Verzeih', ich konnte das nicht wissen — denn mich liebt Niemand ... Weißt Du was, Loisy — Du gefällst mir — ich möchte einige Tage bei Euch bleiben — Sie erschrickt sichtlich und wird bleich bis in den Mund. Was? Das geht nicht, daß ich bleibe? Und warum geht das nicht in einem Wirthshaus? Weil schon Jemand hier wohnt, der Eigenthümer aller dieser Bücher! Richtig — das hatte ich vergessen. Der Herr war so galant, für einen Tag sein Zimmer mir abzutreten, doch nicht für länger. Das ist nur billig und recht von Euch, daß Ihr Eure älteren Gäste in ihren Rechten schützt. Ich nehme auch mit einem schlechteren Zimmer vorlieb. Auch das geht nicht? Ihr habt wol keines? Doch? Ihr habt ein anderes Zimmer und Ihr gebt mir's nicht? Das ist mir neu! Habt Ihr die Ketzerin an mir gerochen? — Warum bekomm' ich keins! Weil der Herr, der hier wohnt, nur so lange bleibt, so lange nicht andere Leute aus der Stadt hier wohnen. — Ein menschenscheuer Sonderling, ich sagt' es ja und miethet jeden unbequemen Nachbar pränumerando aus. Ihr habt den Herrn wol sehr lieb, weil Ihr nicht wollt, daß er geht. Er ist so gut? Und mag die Menschen nicht? Das klingt voll Widerspruch und doch — versteh' ich's.

Wie heißt der Herr? Herr Ernst! der Dichter dieses Buchs? Das weißt Du nicht? Nun also — Herr Clemens Ernst. Er selbst. Ich ahnte es. So verrückt sind andere Menschenkinder nicht. Jetzt erschrickst Du wieder, daß ich ihn kenne. — Weil er befohlen nie seinen Namen vor Fremden auszuplaudern? Tröste, Dich mein Kind! Du hast ja nichts gesagt — nur ich war's, die geplaudert. Sei ruhig. — Ich reise morgen mit dem Frühesten. Poetenruhe muß man ehren.

Sie geht. Wie froh sie ist, daß ich nicht bleibe — doch sehen möcht' ich diesen menschenscheuen Dichter. Nun — vielleicht morgen. Der Mann von Geist verbirgt sich selbst im Bauernrocke nicht — er wähnt sich unsichtbar und um sein Haupt schwebt ihm die Strahlenkrone des Genies. — Ich glaub', ich würd' ihn kennen. — Ob er wol Theodor gleicht? Vielleicht, oder ist's ein klein vertrocknet Männlein, das seine Häßlichkeit vor aller Welt verbirgt? Ein Zwerg mit einer Glatze, langen dünnen Haaren und großen blauen Brillen für den Schnee? Vielleicht ist's besser, ich seh' ihn nicht. Was soll ich mir mit der Mißgestalt des Dichters die Lust an seinem Werk verderben? Lesen wir weiter. Jetzt ist's interessanter noch — da der Poet unter demselben Dache weilt.

Wunderbar! Entweder bin ich somnambül oder dieser Roman ist ein Hexenbuch, bestimmt, mir höhnisch das Spiegelbild des eigenen Schicksals vorzuführen. — Dieser Jurist Karl ist Theodor so wie er war, mit seinem Trotz, mit seiner Redlichkeit — nur, daß er keine Verse macht. Und diese Clementine spricht, wie ich einst sprach.

Nein, Herr Ernst! Das ist nicht wahr! Das dachte Clementine nicht. Niedrig war sie nicht. Und wenn Ihr Karl hundert schöne Gründe findet, trotz aller psychologischen Sophisterei — das, was Sie hier schildern ist kein achtbar Weib, die sich im Taumel des Augenblicks in eines Mannes Arme wirft und am Morgen wuch'risch mit dem Weltbrauch rechnet, die fähig ist, sich zu erheben über alle die Erbärmlichkeit, um dann sich ohne Noth, freiwillig unter's Joch des Niedrigsten zu beugen — dem Spotte des Gemeinen zu huldigen vor dem Thron der Schmähsucht. Nein, das bin ich, war ich nicht — das ist kein achtbar Weib, Herr Ernst. Und wenn sich Karl von einem solchen Wesen durch ein paar hübsche Phrasen gängeln ließ — war er ein Kind, kein Mann.

Das ist nicht wahr! Nicht in der Poesie und nicht im Leben! Die Gestalten der Dichtung dürfen nicht kleiner sein, als das Gewöhnliche, Alltägliche, und Ihre Clementine ist erbärmlich — So bin nicht ich, so ist kein ander Weib, das diesen Namen noch verdient. . .

Ich mag nicht weiter lesen. Ich reise gern morgen! Die Bücher halten mich nicht mehr zurück. Noch einen Blick hinaus zu Dir, Du herrliche Natur! Vielleicht bist Du noch wahr!

Ja, Du bist echt und Deine Reize stiehlt Dir kein Poet, sie zu verleumden — hoch steht der Mond am Himmel, seine Scheibe ist matt und gelb und wie verkörpert Licht liegen die Nebel überm Thal. Die Ränder der höchsten Berge dringen deutlich durch den goldgewebten Schleier und erstarrte Wellen Gold bezeichnen den Weg, den die Lawine hat genommen. Geisterhaft streckt da und dort noch ein entlaubtes Lärchenpaar sein fein Gespinnst in die schimmernde Atmosphäre, die sich herab vom hohen Himmel senkte, die hehre Einsamkeit in einen goldenen Traum zu wandeln . . .

Hier an den Scheiben glitzert es wie eine Schrift, mit einem scharfen Stein in's Glas gegraben . . . Verse . . . Vielleicht sind diese echt. Im Angesichte solcher Erhabenheit kann man nicht unwahr sein. Leuchte mir, Du Fackel, die sie Talglicht nennen:

„Sie sagten mir, das Leben sei so schön!
Und wiesen nach den fernen blauen Höh'n.
Dort wohnt der Friede, endet jede Qual.
Ich kam hierher in dieses stille Thal,
Wo sich die Erde mit dem Himmel einte,
Und blickte lang' um mich — und weinte."

Das also war's, nicht Menschenhaß — die Schwermuth trieb ihn her!

Doch diese Schrift — mir ist als hätt' ich sie schon wo gesehen. Sie blickt mich an wie eines alten Freundes Antlitz. Vergeblich sinn'

ich nach! Himmel — die Züge gleichen der Schrift in Theodor's Abschiedsbrief, dem einzigen, den ich je von ihm erhalten.

Thörin! Er und immer er! Jener Brief ist längst verbrannt und seine Asche ist verweht seit fünfzehn Jahren. Und wenn es wäre! Wenn diese Hand der seinen gliche — jetzt schreibt ja Alles gleich — warum nicht Theodor und — Herr Clemens Ernst, der kahle Zwerg mit blauen Brillen! Immer mehr verschwindet der Charakter der Schrift — als wie der andere!

Horch! Was ist das! Das klingt wie Hülferuf durch den lichten Nebel. Das tönt schauerlich durch die Stille ... Es ist ein Mensch, bei Gott es ist ein Mensch der ruft! Der Ruf wird immer schwächer. Er tönte in der Richtung der Lawine her: Helft! Helft!

O — sie haben ihn gehört! Im Hause wird's lebendig! Da — was ist das für eine Stimme, die da befiehlt? Mir wird entsetzlich bang — die Stimme sollt' ich kennen. — Sie schweigt ... Jetzt eilt ein Haufe dunkler Schatten die Straß' entlang. Weit voran ein großer Mann, der sie zu schnellerm Gehen treibt ... Jetzt sieht man noch die letzten ... Jetzt schwinden sie im Nebel ... Allmächtiger! Schenk' ihnen Kraft zum Rettungswerk! — — — — Sie brauchen entsetzlich lange bis sie den Armen finden. Er ist wol schon erstarrt — vielleicht ein Mann mit Weib und Kind. — Und über Allem liegt der goldene Nebel ausgebreitet, so ruhig — als käme nicht ein Mensch zu sterben. Jetzt kommen sie, sie tragen einen Menschen — der Große eilt voran — das sind nicht die plumpen Schritte eines Bauern ... Sie sind im Haus, die Weiber weinen und rennen durcheinander. Da donnert gebieterisch eine starke Stimme:

„Ruhig! Der ist nicht todt — er stirbt nur wenn Ihr steht und heult. — Vorwärts, den stärksten Enzianbranntwein, der im Hause! Mit dem reibt ihm die Schläfe und die Pulse! Warme Tücher und Deckel auf den ganzen Leib! Schnell, Ihr Leute! Tragt den Erstarrten auf mein Zimmer. — Da unten erstickt er vollends im Tabak ..."

Um Gottes Willen! Mein Herzblut stockt, es beben meine Kniee — diese Stimme. — Wenn's nicht die seine ist, so neckt mich böser Zauber. Es war auch seine Gestalt, die aus dem Nebel kam mit raschen Schritten. — Hat die Sehnsucht nach ihm mich um die Vernunft gebracht? Seh', hör' ich Dinge, die nicht sind? Ich muß ihn sehen, den Mann, der mit Theodor's Stimme spricht — mit seinen Schritten geht! Leise öffne ich die Thür — und blick' hinaus. — O, daß meine bebende Hand mich nicht verräth.

Da steht er mit dem Rücken gegen mich und hält sorgsam das ohnmächtige Haupt empor, als wär' der Bauer im groben Lodenrock sein eigener Sohn.

Ja, ja, so groß und mächtig war Theodor's Gestalt — todtenstille wird's in meinem Herzen, als handl' es sich um Leben oder Tod — er wendet sich, hell strahlen die Lichter auf sein Antlitz — Theodor!

— — — — — — — — — — — — —

'S ist Morgen. Endlich — endlich Tag — nach dieser ungeheuer langen Nacht. Die weißen Nebel sind verschwunden die Zacken der Berge glänzen röthlich angestrahlt, um ihre Lenden wallen dunkelblaue Wolken. Dämmerung herrscht im Thal ... Trübe Dämmerung liegt in meiner Seele. Und dennoch, dennoch glaub' ich's nicht, daß mich das Schicksal nach fünfzehn Jahren voller Gram und Sehnsucht nochmals mit ihm zusammenführte, um ihn zu verlieren — zu verlieren! Eigensüchtig Herz! Besitze ich ihn denn noch? Vielleicht bist Du ihm nichts als ein verblaßtes Bild aus ferner Zeit in einem Rahmen, dem er längst entwachsen. Manchmal in Jahren, wenn sein Geist die Flügel rückwärts wendet, streifen sie auf Dich — er lächelt ob jener Kinderthorheit. — Ja, ja, so ist es ohne Zweifel. Er schied im Zorn und nach dem Zorn vergißt man leicht.

O, es war gut, daß jene Kraft des Schweigens, jene Macht des Duldens, mit der das Weib von jeher Alles überwunden, mich nicht verließ in jenem Augenblick, da er vor mir stand, tiefe Trauer im Gesicht und um die Stirn den Kranz der guten That. — Es war vorüber, eh' er mich geseh'n. O, das war gut. Denn unmöglich ist's, daß er mich nicht vergaß. Vergaß? und hält er denn jedweden leisen Zug aus den Sonnentagen eurer Liebe sorgfältig aufbewahrt in jenem Buch? Arme Clementine! Auch dieser Trost versagt. —

Der große Goethe schrieb auch nieder, was ihn quälte. Dann war er's los. So sagt er selbst von Werther's Leiden. So ist es wol bei anderen Dichtern auch und jenes Buch nichts als die Grabschrift seiner Liebe.

O, es war gut, daß er mich nicht geseh'n! — Vielleicht hätt' er mich nicht einmal erkannt. Er hat gealtert — glücklich ist sein Antlitz nicht, doch trotziger als je — Thörin! Giebt's keinen andern Schmerz als den um Dich — vielleicht ist's blos der Ruhm, der Ehrgeiz, der Dich aus seinem Herzen stieß ... Kein ander Weib! Das wäre noch ein Trost.

Kein ander Weib! Was fährt wie glühende Nadeln mir durch's Herz? An seiner Seite stand ein Mädchen und sah von dem Ohnmächtigen fast mit Anbetung zu Theodor auf. — Es war Loisy, die mich nicht hier behalten will um seinetwillen. O, ihr kräftiges Gesicht war schön mit diesem Ausdruck ihrer Liebe.

Und er — er liebt sie auch — er muß sie lieben! Warum sonst wär' er hier! Er hat trotzig, wie er ist, der Gesellschaft den Rücken zugewendet und suchte Wahrheit und Natur — im Weibe auch. Ich war der Anfang seiner Verdrossenheit — sie, das junge Bauernmädchen, ist ihr Ende. O, sie ist schön und hat sehr kluge Augen. — Ein kräftiges, ursprünglich Wesen, gleich ihm. Wol ist ihr Geist noch ungelenk und einfach — doch Liebe lehrt und lernt ja schnell — und Manches, in dem wir Andern Meister sind, wird der enttäuschte Mann nicht sehr vermissen. Gewiß, so ist's — wo war mein Aug', mein Ohr — daß ich's nicht sah!

Zieh' weiter, Clementine, ohne daß er Dich geseh'n! So ist's am Besten Es war ein grausamer Scherz, den das Schicksal mit mir trieb — zu grausam fast — es sei! Was getragen werden muß, nimm es auf Dich, je rascher desto besser — vorbei!

Die Sonne steigt — sie will Dir leuchten auf Deinem Weg — es sei! Und wie zum Hohne glitzert sie auf den Zeilen, die seine Hand, die ich so wol erkannte in's Glas geritzt.

Doch wie wird mir! Die Ränder der Schrift sind scharf und neu, als wie von gestern.

„Ich blickte lang' um mich und weinte!"

So spricht die glückliche Liebe nicht! Nahst Du nochmals, trügerische Hoffnung und gaukelst mir ein neues Wahngebilde vor die Seele! Und wenn nur sie ihn liebt — und noch unentschieden schwankt. — Hab' ich das Recht, halbvergessene Erinnerungen und mein alternd Antlitz zwischen ihn und sein junges Glück zu drängen, das er vielleicht in wenig Tagen schon erkannt und jubelnd in die Arme schließt?

O, ein geschmeidig Jünglein hat die Eigensucht und so ein altgeword'nes junges Herz ist eigensinnig. Ich will Dir die Loisy rufen.

Sie kommt. Ich höre ihre Schritte, o, wie schlägt mein Herz.

Sie steht vor mir, in deren Mund Glück und Entsagung eines halben Lebens ruht.

Die großen Kinderaugen fragend auf mich gerichtet — die frischen Wangen vor Erregung roth.

Sie kommt von dorther. Sie theilten sich wol in die Pflege des Verunglückten — er und sie! Jetzt, Heuchelei, jetzt zeige, daß Du jedem Weiberherzen angeboren, und mundgerecht, wenn man auch zum ersten Mal Dich braucht.

„Wie geht es dem Verunglückten?"

In Loisy's Augen blitzt es auf: „O, der gnadenreichen Mutter sei Dank — er wird nicht sterben."

„Und seinem Retter dankst Du nicht? Herrn Ernst?"

Wie sie erröthet und erbleicht.

„O, nach der Mutter Gottes ihm zumeist. Er ist so viel gut."

„Du liebst ihn wol sehr?

„O ja, ich bin ihm viel gut."

Schweig, verzweifelnd Herz! Du sollst den Becher bis zur Hefe leeren — damit Du endlich glaubst, daß es vorbei.

„Du hast ihn wol lieber als alle Andern? Du erröthest, Du erbleichst, Du bebst? Sage die Wahrheit — er ist Dir theurer als alle Andern." — Sie schaut wie schuldbewußt zu Boden ... „Gesteh' die Wahrheit — er ist Dein Liebster ..."

„Na — wenn Sie's denn grad' wiß'n müss'n — ich han den Herrn Ernst sehr viel gern — fast lieber als den Herrn Pfarrer — aber der Toni ist mir döcht der Liebst'. — Wie's ihn gestern bracht hab'n, so ganz starr mit off'nen Augen halb erfror'n, war ich fast g'storb'n vor Weinen — denken's Ihnen, siebzehn Lawinen sind runtergegangen von

hier bis zu sein Wegmacherhäusl und er ist döcht kommen mich zu begrüßen."

Zerspringe, nicht Herz! Juble nicht zu früh. — Klimme nur Schritt für Schritt die beseligende Hoffnung hinan, damit Du nicht allzutief stürzest, wenn die letzte Sprosse unter Dir zusammenbricht ...

„Also der Toni ist Dein Schatz? Und sieht Der's gern, daß Du nach ihm den Herrn Ernst „so viel gern" hast?"

„Ja, da wär' er ja döcht ein ganz undankbarer Mensch, wenn er das nicht gern hätt', denn der Herr Ernst hat ihm ja die G'schrift g'macht, daß der Toni Wegmacher worden is, wie der Alte g'storb'n g'west is. — Und wenn er nöt Wegmacher word'n wär, hätt mir mein geistlicher Herr Bruder den armen Bub'n net lass'n."

„So?! Und warum wurdest Du vorhin so verlegen?"

„Ja, mein Gott — weil Sie so g'spaßig frag'n."

„Damit kommst Du nicht durch. Du erschrakst schon gestern, als Du mich das erste Mal sahst."

„Ja, weil Sie Einen anschau'n als ob's Einem durch und durch schaun wollt'n und weil ich weiß, daß der Herr Ernst die Stadtleut' net mag."

„Gut Loisy, Du bist gerechtfertigt. Verzeih' — ich hatte ja gar nicht das Recht Dich anzuklagen. Du bist ein gutes Kind. Willst Du mir einen Gefallen thun, bevor ich reise?"

„Ach hundert, gnädige Frau!"

„Ich bin weder Frau noch hab' ich Gnaden zu vertheilen. — Warte, setze Dich, ich will nur ein paar Zeilen schreiben."

„Theodor! Es ist nicht wahr, was in dem Buche steht, daß ich aus niederer Rücksicht meiner Lieb' entsagte. Ich war erstarrt im Geist — unfähig selbst zu Thränen wie jetzt, da — (wie soll ich's nennen?) sagen wir „der Zufall" mich wieder in Ihre Nähe führt — nach fünfzehn langen Jahren! Und doch scheinen sie mir nur ein Tag — wenn auch mein Antlitz alt geworden ist inzwischen — ich fühle noch wie einst — mehr noch, ich weiß es jetzt, was ich einst thöricht meiner Hand entfallen ließ. — Doch weiß ich auch, daß fünfzehn Jahre eine lange Zeit sind — daß der ernste mit dem Leben ringende Mann nicht Jahrzehnte von einer einzigen Erinnerung zehrt, wie sie bis an das Ende eines Frauendaseins reichen mag. Drum kein Erbarmen, Theodor, ich will auch nicht, daß Sie in der Ueberraschung des Augenblicks gewaltsam wieder zu einem Scheindasein zu wecken suchen, was vielleicht für immer in Ihrem Herzen starb. Nur Wahrheit — oder Schweigen — wenn Ihnen das Gesteh'n der Wahrheit Schmerz macht — o, ich verstehe ja so gut. — In einer Stunde fährt die Post — Nur eine Stunde schweigen Sie und dann sollen Sie nie wieder von mir hören.

Clementine."

„Diesen Brief, Loisy, giebst Du Herrn Ernst — für einen Freund, für Herrn Theodor Warnow — was zauderst Du? — der Brief ist ja nicht für ihn — nur für einen Herrn, den er kennt — lies die Auf-

schrift! Du hast es versprochen mir hundertmal gefällig zu sein — nun verlang' ich Eines und Du zauderst!"

Mißtrauisch sieht sie mich an, das gute Kind und zögernd geht sie. Die Würfel sind gefallen. Ich hab's ihm leicht gemacht. Er braucht ja nur zu sagen: „die Dame täuscht sich, ich kenne keinen Theodor Warnow" — und es ist aus, für ein Leben.

Es ist so ruhig, so todtenstill ringsum. — Die Sonne liegt glänzend auf dem Thal und schmilzt den Schnee, der auf den Bäumen liegt — in großen Massen fällt er zu Boden und die gebeugten Aeste richten sich empor — auf meinem Herzen liegt bleischwer ein fünfzehnjähriger Winter — die Sonne zieht empor — mag sie vorüberziehen, ohne daß ihr Strahl mich trifft und mein alternd Herz langsam erstarren. Mag es so sein. Vor meinen Fenstern schimmert weißglänzend rein und glattgefegt die Straße, zu beiden Seiten wie eine weiße Mauer thürmt sich der besiegte Schnee, der mich gefangen. In langen Reihen, einer hinter dem andern in der Mitte der Straße, zieh'n die Bauern ihres Wegs, einer in die Spuren des andern tretend. Die Fuhrleute schirren ihre Pferde an — Sie sind frei und zieh'n jauchend in die Ferne . . . Nur mir, mir ist als lasse ich hier die Heimat und zöge verstoßen in ein fremdes Land.

Loisy kommt nicht zurück. Er hat den Brief empfangen. Er wird wol schweigen — und mit gesenkten Augen, einer Büßerin gleich, der die Verzeihung ward verweigert, zieh' ich von dannen und lernte für meines Lebens Rest die Demuth.

Horch! Das ist nicht Loisy's Gang, das sind hastige Männerschritte — dort, woher sie kommen, liegt sein Zimmer — wo er den kranken Toni hat gepflegt — vor meiner Thür steh'n die Tritte still — es pocht! Ich kann nicht rufen, meine Stimme erstickt in Thränen — Man öffnet — Theodor! Frage nicht. — Nun ist ja Alles gut — Du hast ja mehr gelitten als ich — Dein — Dein — für ewig!" —

# König Otto's Haus.

Ein vaterländisches Gedicht von **Adolf Wilbrandt.**

(Schluß.)

## V.

### Die Regensburger Nacht.

Zu Regensburg vor der Veste wie dröhnt der Schwerter Schlag!
Die Bürger und die Ritter, sie kämpfen Tag für Tag.
Um die Mauern wandert der seelengierige Tod,
Durch die Straßen schreitet die hungerblasse Noth.

Des Reiches Ritterschaaren durchlagern rings das Feld,
Es flattert des Reiches Banner vom königlichen Zelt.
König Otto hat's geschworen, zu enden diesen Krieg,
Und müßt' auch in Sohnes Blut sich färben des Vaters Sieg.

Und wieder ward geschlagen, und wieder sinkt die Nacht.
Im Regensburger Schlosse ein düstrer Haufe wacht:
Die schwertmüden Mannen, Herzog Ludolf's treue Schaar,
In halbem Schlummer träumend von schreckender Gefahr.

Von Main und Rheines Fluthen bis zum Donaustrand
Hat sie der Krieg getrieben, mit Schwert und Fackelbrand;
Nun liegen sie eingefangen im eisernen Ring,
Und einmal wird es enden; es endet jedes Ding.

Und dunkel ist das Ende, und bitter ist die Noth! —
Und endlich spricht der Eine, aschfarben wie der Tod:
„Wie auch der König wüthet, das Alles ginge noch an,
Doch daß wir verloren haben den allerbesten Mann.

„Herzog Konrad der Rothe, der führte das beste Schwert!
Wie Wodan, der wilde Jäger, flog er auf seinem Pferd!
Nun hat das Haupt betrogen die Glieder und den Leib:
Zum König ist er gezogen mit seinem todten Weib.

„Nun sitzen wir verlassen, balde kommt die Nacht,
Da wir Alle werden schlafen und nur der Tod noch wacht!" —
Und wie er spricht und seufzet, hebt sich ein Andrer stumm
Und blickt mit Feueraugen im düsteren Kreis herum.

Es wallen seine Locken wie lang gesponnen Gold,
Das in den Nacken nieder, das über die Schultern rollt.
Es leuchtet seine Stirne, es dunkelt sein Wangenpaar,
Es glimmt in seinen Blicken Empörung und Gefahr.

Und hoch und stolz erhebt sich die fürstliche Gestalt:
„Wer fühlt sich so verlassen, wem wird das Blut so kalt?
Wer sieht die Nacht gekommen, wer redet vom Schlafen schon?
Ich denke noch lang' zu wachen, ich, König Otto's Sohn.

„Und wie auch der König wüthet, und wie sein Schwert auch rafft,
Ich wuchs aus seinem Marke, bin Kraft von seiner Kraft!
Und ob auch Konrad die Treue mir, seinem König, brach,
Ich halte meine Krone, und halte, was ich sprach.

„Mein Weib hab' ich verlassen, meine Schwester liegt in der Gruft,
Mein Vater hat mich geächtet, seines Fluches Stimme ruft.
Sie schickten mir zu Genossen den Hunger und die Noth; —
Mich soll mein Haß ernähren, mein Haß bis in den Tod!

„Euch hab' ich ihn verpfändet; hoch lebe mein treuer Haß!
Ihr blutbewährten Freunde, euch bring' ich dieses Glas!" —
Und winkt mit Feueraugen den Schenken sich heran,
Und grüßet in die Runde, und setzt den Becher an.

Da hebt sich fernes Singen, das nah und näher zieht,
Es zeigt sich Fackelschimmer, der durch die Nacht erglüht.
Zu den hohen Fenstern leuchtet's im Nebel roth herein,
Es wächst die dumpfe Klage, und wächst der Flammenschein.

Die hungernden Städter wallen in feierlichem Zug:
Die heilige Mutter Gottes hat Brod und Fleisch genug,
Sie gilt es zu erflehen, die Priester zieh'n voran,
Es folgen die Knaben und Greise, es folgen Weib und Mann.

Und ihre Fackeln schwingend die Schaar der Priester singt:
„Erhör' uns, Mutter Gottes!" daß rings die Nacht erklingt.
Es schrillen der Knaben Stimmen, es zittert der Greise Sang:
„Bitt' für uns, Maria!" die nächt'gen Straßen entlang.

Laut tönet der Frauen Klage: „Erlös' uns von der Noth!"
Die Männer singen bedächtig: „Gieb uns unser täglich Brod!"
Und weiter und weiter der Zug vorüberwallt,
Bis in der Gassen Ferne Mariä Name verhallt.

Und stumm wie in den Gassen ward's drinnen auch im Saal.
Der Herzog Ludolf schweigend starrt' in den Goldpokal.
Erbleicht war seine Lippe, sie zuckte in stiller Pein,
Es tropft' eine warme Thräne in den gekühlten Wein.

Und wieder hob er den Becher: „Und wie's auch Gott gefällt,
Wir müssen All' verderben, das ist der Lauf der Welt!
Was sitzt ihr, Schwertgesellen, so stumm und blaß umher?
Die Wellen hör' ich rauschen, ich bin der Fels im Meer.

„Die Wellen, sie verrauschen, der Fels, er bleibet stehn!
Und dies dem Morgen trink' ich, da wir zum Siege gehn!"
Und an die Lippen setzt er den wonnevollen Trank;
Da hebt sich an der Schwelle verworrener Stimmen Drang.

Draußen in dichter Menge, im langen Faltenkleid,
Die Füße nicht beschuhet, der Bürger Schaar sich reiht.
Sie treten in den Saal, weißhaarigen Schnee am Kinn,
Sie sinken vor Herzog Ludolf auf zitternde Kniee hin.

„Und eh' uns die Jungfrau höret, vergeh'n wir in der Noth!
Gieb uns den Frieden, Ludolf — Frieden oder Brod!
Es sterben unsre Kinder um ein halbes Leben zu früh,
Es sterben der Kinder Kinder, und wir begraben sie!

„Du hast uns aufgerufen, wir haben Dich gehört,
Wir haben das Reich verlassen, dem König uns empört;
Unsern Herzog verjagt, unsere Mauern bewacht,
Unserm Pfalzgrafen Arnulf Gut und Blut dargebracht.

„Pfalzgraf Arnulf von Bayern, Dein treuester Mann,
Wo steht er hier im Saale? Wo rufen wir ihn an?
Wer sah ihn heute Nacht heimkehren vom blut'gen Feld?
Wo bleibt er zu dieser Stunde, der niemals säumige Held?"

Und bange ruft's im Saale: „Unser Pfalzgraf ist todt!"
Und lauter rufen die Andern: „Erlös' uns von der Noth! —
Unser Pfalzgraf ist gefallen, verloren ist der Sieg,
Erlös' uns vom Hunger, mach' Ende diesem Krieg!

„Mach' Frieden mit dem König; Du bist des Königs Sohn!"
Sie rufen's mit wilden Stimmen, sie flehen und sie droh'n.
Sie umschlingen seine Kniee, fassen sein Gewand,
Sie greifen mit kühnen Händen nach seiner Königshand.

Da hob sich Herzog Ludolf; es flammte sein zorn'ger Blick,
Es schürzte sich seine Lippe und schreckte das Volk zurück.
Er schüttelte die Locken, griff mit der Hand an's Schwert:
„Der ist dem Tod verfallen, der meine Schmach begehrt!

„Und bin ich des Königs Sohn, so bin ich dem König gleich,
Und trag' um meine Stirn das heilige deutsche Reich!
Hier steh' ich, bis zum Sterben des deutschen Reiches Hort,
Und jede feige Zunge sei wie ein Ast verdorrt!"

Und rings in dem weiten Saale ward jede Zunge stumm.
Herzog Ludolf's Auge blickte lächelnd stolz herum;
Zum dritten Male nahm er den Becher in die Hand:
„Sei dieser helle Gruß dem treuesten Mann gesandt!

„Wer rief hier mit Eulenstimme von Pfalzgraf Arnulf's Tod?
Bringt ihn die Nacht nicht heim, so bringt ihn das Morgenroth.
Wohl trag' ich ihn warm im Herzen, wie nichts auf Erden mehr;
Drum sei dies Glas getrunken auf seine Wiederkehr!

„Höre mich, Arnulf, höre mich rufen durch die Nacht!
Magst schlafen Du oder wachen, Dir sei mein Gruß gebracht!“
Und an die Lippe setzt' er den Becher zum dritten Mal;
Da hebt sich summendes Flüstern im todtenstillen Saal.

Sie blicken nach der Halle: dort schallt es, Schritt vor Schritt;
Es klingt auf den Marmorsteinen der eisenschwere Tritt.
Langsam, in tiefem Schweigen, wandelt es heran:
Vier Knechte bringen getragen den allertreu'sten Mann.

Auf ungefüger Bahre, mit Eichengrün bedeckt,
Im blut'gen Kleid von Eisen liegt er dahingestreckt;
Die Glieder wie versteint, die offenen Augen blind,
Leise schwankt sein Haupt wie ein Blüthenkelch im Wind.

Sie haben ihn aufgefunden am Graben vor dem Thor;
Auf seiner Brust die Wunde blickt aus dem Laub hervor.
Und wie die Knechte schreiten, tönt es im Saal umher:
„Der Pfalzgraf! Unser Pfalzgraf! — Das ist seine Wiederkehr!“

Der Herzog Ludolf hört' es, irre ward sein Blick;
Es sank der goldene Becher aus seiner Hand zurück,
Dröhnt' nieder auf's Gestein, des Weines rothe Fluth
Floß vor der Bahre nieder, als wär' es des Todten Blut

Und stumm die Augen senkend, den Todten nicht zu sehn,
Die Glieder grau'ngeschüttelt, sieht man hinaus ihn gehn.
Durch die Halle bis zum Hofe; die Knechte ruft er an:
Sie sollen die Rosse satteln, er will noch heut' von dann'.

Hinaus mit seinen Mannen im dunklen Schirm der Nacht:
„Sie sollen den Frieden haben, mein Tagwerk ist vollbracht!
Mein Athem haucht Verderben, mein Haß gebiert die Noth;
Wen ich liebe, der muß sterben, mein Leben zeugt den Tod!

„Ich fluch' Euch Höllengeistern, die Ihr mein Haupt umschwebt,
Die Ihr mein Wort beflügelt, die Ihr mein Netz gewebt!
Die Ihr mein Herz gelockt auf mitternächt'gen Pfad,
Bis nun zur Morgenstunde mir Gottes Finger naht!“ —

Es wandeln noch die Sterne, die Donau rauschet sacht;
Herzog Ludolf und seine Mannen, sie reiten durch die Nacht.
Es schimmern Lichter ferne, die sie im Nebel sehn:
Um Pfalzgraf Arnulf's Bahre im Schlosse die Fackeln stehn.

Geheime Pfade reiten sie am Donaustrom entlang,
Noch aus der Ferne grüßt sie verflatternder Gesang.
Es singen die frommen Städter: „Gieb uns unser täglich Brod!“
Es tönt der Frauen Klage: „Erlös' uns aus der Noth!“

## VI.

### König Otto und sein Sohn.

Herzog Ludolf kann nicht ruhen, ihn treibt die Pein umher;
Kein Schwerterklang, kein Becherschall, kein Schlaf erquickt ihn mehr.
Er reitet durch weite Lande, wüst wie durch Gottes Zorn:
Versengt ist die Haide, zerstampfet ist das Korn.

Die Hütte liegt in Asche, die Zinne sank zu Thal,
Die Geier stoßen nieder zum reichen Todtenmahl:
Das ist der Ungarn Straße, sie sengen wie heißer Wind,
Sie hat in's Reich gerufen des Königs eigen Kind.

Und länger kann er's nicht tragen, nicht weiter will er fliehn;
Er giebt seinen Mannen Ruh', zum König will er ziehn.
Stiehlt sich allein von hinnen, reitet bei Nacht und Tag,
Bis ihn in Schlummer wieget ein dunkler Tannenhag.

Ermattet sank er nieder an einem Fichtenbaum;
Ihn weckt' erst die späte Sonne aus einem tiefen Traum.
Und als er sich aufgerungen, sein Roß war lahm und krank;
Zu Fuß am Zügel führt er's den hohen Pfad entlang.

Er führt's im Abendlichte, tief unten ruht das Thal;
Auf seinem Panzer spielt der scheidenden Sonne Strahl.
Da scheut sein Roß und schaudert, es krächzen die Raben laut.
Herzog Ludolf schaut umher, und siehe, was er schaut.

Es wölbt ein moosiger Felsen sich wie ein steinern Zelt,
Drin sitzt ein Greis wie schlafend, entrückt aus dieser Welt;
Die Hände sanft verschlungen, das Haupt zur Brust geneigt,
Aus deren blutiger Höhle ein Pfeil gen Himmel zeigt.

Ein Pfeil, mit Kunst befiedert von ung'rischer Hand,
Vom hörnenen Ungarnbogen in diese Brust entsandt.
Es liegen um ihn her Gebetbuch, Kreuz und Stab;
So schläft der stille Klausner hier oben im offnen Grab.

Der Ungarn Pfeile fliegen hoch über Berg und Thal,
Sie finden jede Zelle, sie sausen ohne Wahl!
Sie treffen, was da athmet, sei's frühe oder spät:
Das Kindlein, Leben saugend, den Greis im Nachtgebet.

Herzog Ludolf stand erschüttert; es wiehert sein edles Pferd.
Und tief aus der Seele seufzend zog er sein breites Schwert:
„Hier will ich endlich sterben, hier sühn' ich alle Noth!
Verlassen und verborgen, das ist der rechte Tod.

„Du grauer Waldesbüßer, es kommt ein Königssohn,
In seiner Jugend Blüthe zu theilen Deinen Thron!
Hoch über der Menschen Thale thronst Du in Sabbathruh;
Schließ nicht die Heilespforte dem jungen Büßer zu!"

Und rings die Raben scheuchend, der todbereite Mann,
Mit letzten traurigen Blicken sah er sein Roß noch an.
Und that, seinen Panzer lüftend, dem Tod die Pforten auf; —
Da horcht' er still: es hallte wie letzter Gruß herauf.

Es scholl ein Hifthorn klagend; es scholl so wundersam,
Daß ihm in jähen Thränen entstürzte der Seele Gram.
Er stützte sich auf sein Schwert, horcht' in den Abendwind,
Und mit gesenktem Antlitz laut weint' er wie ein Kind.

So klang das Horn, das ferne, wenn stille der Tag entschlief
Und ihn seines Vaters Gruß vom fröhlichen Jagen rief.
So klang es in Morgenfrühe, wenn er zu Rosse sich schwang
Und an des Königs Seite in dunkle Wälder drang.

Da leuchtete vor ihm her seines Vaters goldenes Haupt! —
Und wie er steht und lauschet, sein Roß in die Lüfte schnaubt:
Es glänzet im Walde drunten der Jäger Zug hervor,
Es wallet des Königs Banner breit in die Luft empor.

Den König sieht er reiten, sein goldenes Haar ergraut,
Sein Haupt nach vorn gesunken, wie wer nach innen schaut.
Er reitet vor den Andern, stumm mit sich allein,
Als müßte des Reiches König einsam und kindlos sein.

Doch wo am Waldeshange ein Bächlein niederfährt,
Da hält er an, es trinken der König und sein Pferd.
Herzog Ludolf sah's von oben, tief seufzt' er aus seinem Grab;
Das Schwert war ihm entsunken, den Panzer warf er ab.

Die Stiefel streift er nieder, zu Boden klirrt der Sporn;
Barhaupt, auf nackten Füßen durchschreitet er Busch und Dorn.
Ihn führt des Bächleins Rauschen, es lichtet sich der Hag,
Bis er im Waldesgrunde zu des Königs Füßen lag.

Er seufzt und kann nicht reden, stumm blickt er den Vater an
Und tief erschrocken stand der königliche Mann:
„Wer ist's, der da knieet und mit den Augen spricht?
Erkenn' ich nicht diese Locken und dieses Angesicht?

„Ist dies mein Sohn, mein Feind — was führt ihn hierher zu mir?" —
Und Ludolf, tiefer neigend der goldenen Locken Zier:
„Ich war Dein Sohn, o König — nicht weiß ich, was ich bin;
Ein namenloser Schatten: so nimm diesen Schatten hin!

„Mein Leben ist verfallen, mir hilft kein Büßen mehr;
Nicht hab' ich wie Konrad funden den Weg zur Wiederkehr.
Nicht lieg' ich hier an der Erde, mein Leben zu erflehn:
Nur meines Vaters Augen will ich gemildet sehn.

„O blicke so wetterleuchtend, so strenge nicht herab!
Du sollst nur noch segnen mein weit geöffnet Grab;
Sollst nur versöhnt mich grüßen mit väterlicher Hand,
Daß ich hinweg kann schleichen in's schweigende Todtenland.

„Das Reich hab' ich verwüstet, mein eigen Haus gefällt;
Nicht ist meines Bleibens mehr in dieser Lichteswelt!
Doch schrecklich ist's, zu sterben, belastet mit Vaterfluch;
Laß mich hinunterfahren mit einem milden Spruch!" —

König Otto hört's, er schwieg und blickte im Kreis umher.
So manches Ritters Auge war nicht mehr thränenleer;
Herzog Heinrich nur sah finster auf seines Schwertes Knauf
Und rührte in Otto's Herzen die alten Wetter auf.

Und Stirn und Brauen faltend, Löwenzorn im Blick,
Schreckt' er des Mitleids Regung aus seiner Brust zurück.
Lang ward die dumpfe Stille, König Otto stand und schwieg;
Bis tief aus des Jünglings Herzen ein finsteres Lächeln stieg.

„Ich weiß, o mein Vater, was Dir die Lippe schließt;
Ich sehe die dunkle Welle, die Dir im Herzen fließt!
Meines Oheims Heinrich Blut, es wallt auch in Deinem hin
Und mischt seine dunkle Farbe in Deinen lichten Sinn.

„Doch wehe mir Verlornem: was klag' ich ihn noch an?
Du liebst ihn, o mein Vater, drum ist er ein sel'ger Mann!
Ihm hat Dein Herz verziehen, als er um Gnade schrie;
Ihn liebst Du mit zehnfacher Liebe, weil ihm Dein Herz verzieh.

„Ihm hat es Gott gesegnet, daß er zweimal sich empört,
Daß er mit des Reiches Feinden des Bruders Reich verheert!
Nur Nachts noch schmerzt ihn zuweilen die Wunde vom Birthener Tag,
Da er im Bruderkampfe vor Deinem Schwert erlag.

„Ihm hat es Gott gesegnet, daß ihm die Hölle gebot,
Durch Mörderhand zu suchen des eigenen Bruders Tod!
Am heiligen Altare, in heiliger Weihenacht,
Da drücktest Du ihn an's Herz, der Dir den Tod gedacht.

„So laß mich sterben, Vater, verflucht und ungeliebt:
Nicht bin ich würdig worden, daß mir Dein Herz vergiebt!
Befleckt mit Deinem Blut, mordschuldig müßt' ich sein,
So ging' auch ich noch heute in's Thor der Gnaden ein!"

Und von den Knie'n sich hebend, die zittern, matt vom Flehn,
Sein stummes Antlitz wendend, schickt er sich an zu gehn.
Da hört er laut sich rufen; er steht, er regt sich nicht.
Er fühlt König Otto's Arm, der ihm die Brust umflicht.

„O Ludolf! o Ludolf! mein heimgekehrter Sohn!
Tritt in Deines Vaters Haus, weit öffn' ich die Thüren schon!
Wohl hast Du lang' und tief gegraben an meinem Grab:
Drum muß ich Dir vergeben, wie ich dem Bruder vergab.

„Du sollst nicht geh'n und sterben! Dein Leben ist nun mein:
Um diesen Preis, o Ludolf, soll Dir vergeben sein.
Hier steht Dein Herr und König, der abschließt Deine Gruft,
Der Dich zu neuen Thaten in neues Leben ruft!

„Nun laßt die Banner fliegen, ihr Kriegstrommeten tönt:
Es hat sich mit seinen Armen des Reiches Haupt versöhnt!
Nun droh'n uns der Ungarn Rosse, der Ungarn Pfeile nicht mehr,
Wir jagen sie aus den Marken auf Nimmerwiederkehr.

„Laßt rings die Feinde wettern: wir sind der Welt zu stark;
Es rührt sich in den Gebeinen das alte Heldenmark.
Rom und Italien zittern, das Reich ist wieder mein; —
O laß von Vaters Armen, laß Dich gesegnet sein!"

---

## VII.

### Ludolf's Ende.

Des Wälschlands warme Lüfte, von wallenden Düften schwer,
Zieh'n durch des deutschen Lagers hell schimmernde Gassen her.
Des Wälschlands warme Lüfte, von sumpfigen Dünsten krank,
Erzittern von deutscher Kehlen Aufjauchzen und Gesang.

Es wogt durch die weiten Gassen, mit Lorbeerlaub geschmückt,
Das Heer der Ritter und Knechte, trinklustig, siegbeglückt.
Geschlagen die letzte Schlacht, am blutigen Addastrom,
Und Wälschland wieder beim Reich, und frei die Straße nach Rom!

König Otto wird sie wandeln, der Sieger auf jedem Feld,
Die Kaiserkrone zu tragen als neuer Herr der Welt;
Er wird seinen Kriegern danken, und seinem Sohn voran,
Der ihm, die Schuld zu sühnen, das wälsche Reich gewann.

Nun wird er kommen und sagen: O Ludolf, Du mein Sohn,
Italiens Königskrone, Du trägst sie als Sieger schon,
Du sollst sie von Eisen tragen, Dir drück' ich sie auf's Haupt:
Deine Treue giebt Dir wieder, was Dir Deine Schuld geraubt.

Nun wird er kommen und sagen: Ihr Krieger, mein tapfres Heer,
Auf, lasset nun heimwärts blasen zur fröhlichen Wiederkehr!
Ich will Euch mit Gold belasten, die Ihr nur Eisen trugt,
Ihr sollt meine Freunde heißen, die Ihr meine Feinde schlugt!

Und zwischen den Zelten wallend sie singen und sie schrein:
Und floß unser rothes Blut, so fließe nun rother Wein!
Wir zahlen, was wir trinken, mit aller Lande Geld,
Wir tragen durch alle Lande den neuen Herrn der Welt.

Wir haben am Lech erschlagen der Ungarn wüthendes Heer,
Wir jagten den wälschen König bis in das wälsche Meer;
Wir streu'n unsres Feldherrn Feinde wie Herbstlaub in den Wind; —
Ludolf unser Feldherr lebe, des römischen Kaisers Kind!

König Ludolf lebe! — So ruft es von Zelt zu Zelte fort.
Doch hinter dem Hochruf wandert ein flüsternd, stockend Wort.
Von Zelt zu Zelte wandert's, und stumm wird der Gesang;
Sie horchen und flüstern: Stille! Der Ludolf liegt ja krank.

Wer rief jetzt: „krank zum Sterben?“ 'S war Einer, der es rief.
Wie kann unser Ludolf sterben? Man sprach ja, daß er schlief.
Er darf nicht sterben; er lebe! Er schlafe wieder ein;
Still wie in seinem Zelte soll's rings in den Gassen sein!

Sie schleichen sacht, sie flüstern sich bis an des Feldherrn Zelt;
Sie horchen, ob er sich rühre, der vielgeliebte Held.
So horchen im Zelt auch drinnen, bei tief gedämpftem Tag,
Die treuesten seiner Mannen auf seines Herzens Schlag.

Des Wälschlands warme Lüfte, von sumpfigen Dünsten krank,
Einschweben sie durch die Thüren, an Wand und Deck' entlang,
Weh'n um die heißen Kissen, darin er seufzend ruht,
Zieh'n durch des Athems Pforte bis in sein fiebernd Blut.

Und still und schwer sich hebend, mit starrendem Augenstern,
Ludolf von Herzen seufzte: „Ich lebte wol noch gern;
Viel hätt' ich noch zu sühnen, und würde noch sündenlos;
Doch dieses wälsche Fieber wirft mich in des Todes Schooß.

„Gern' hätt' ich noch meinen Vater von Angesicht gesehn;
Könnt' er diesen Sieg mir segnen, wie wäre mir wohl geschehn;
Ich stürbe mit Freuden, hätt' ich ihn noch nach Rom geführt; —
Doch Jedem wird auf Erden von Gott, was ihm gebührt.

„Am wälschen Gift verderbe, wer deutschen Frieden stört,
Wer gegen Vater und Mutter wie Ludolf sich empört!
Den Vater, meinen König — die Mutter, mein Heimatland;
Nun brennt hier in meinem Blute des Krieges letzter Brand!“

„Was redest Du von Verderben und von des Todes Schooß?“
Sprach von den Mannen einer; „Du wirst noch ein König groß!
Dir wird noch im Blute brennen der römische Feuerwein;
Von Vater und von Mutter wirst Du noch gesegnet sein.

„So schließ nun die Augen, Herre; erwache dann gesund!“ —
Doch weit in die Ferne starrend, als rief' ihn Geistermund,
Nicht hörend, was man redet, erschauend, was nicht ist,
Mit dem Haupte nickend sprach er: „Es endet meine Frist.

„Ich sehe Ludgard, die Schwester; wie winkt sie mir voll Gram,
Weil ich ihr des Lebens Blüthe, des Lichtes Freude nahm!
Den Pfalzgraf Arnulf seh' ich, den allertreuesten Mann,
Dem ich statt der Herzogskrone die Todeswunde gewann.

„Dort tritt auch von Mainz der Bischof, der alte Judas her; —
O wie Du mein Herz berücktest! — Doch Dich erfreut's nicht mehr:
Die Zunge, die mich verführte, wird nun zu Gräberstaub,
Du deutscher Friedensräuber bist nun der Erde Raub!

„O Konrad! mein Bruder! was winkst Du mir so sehr;
Der Pfeil in Deiner Wunde, was zeigt er auf Ludolf her?
O Du gebenedeiter, glückseligster Mann im Reich:
Da Du seine Feinde schlugst, da traf Dich der Todesstreich.

„Am Lechfeld unter dem Baume, geschlagen war die Schlacht,
Da warf Dich der letzte Pfeil hinab in die Todesnacht.
Die sich im Ungarnblute gewaschen, die bleiche Hand
Sie winket mir, sie winket hinab in das Todtenland.

„Ihr Geister dort, ich komme! Ich höre, was mich ruft! —
Dann will ich liegen zu Mainz in Sanct Albanus' Gruft:
Wo über Ludgarden's Grab ihre silberne Spindel schwebt,
Wo meines Vaters Liebe bei seinen Todten lebt.

„Ich segn' ihn, meinen Vater! und segne das deutsche Land,
Und segne mein Kind, mein Söhnlein, das ich in der Wiege fand,
Als ich mit höchstem Frevel zu Mainz den Herrn versucht,
Als ich nach Hause kehrte verworfen und verflucht.

„O laß ihn gedeih'n, o Herr! nicht seinem Vater gleich,
Der frevelnd ihn betrogen um sein zukünftig Reich!
Und laß ihn mit Lieb' umschlingen, mit Liebe ohne Neid,
Des deutschen Reiches Erben, den Sohn der Adelheid.

„Wie Einer Wurzel Kinder, ein edles Eschenpaar,
Untrennbar laß sie wachsen in Freuden und Gefahr!
Und hoch über ihnen rage, vom Boden nie getrennt,
Des deutschen Reiches Wipfel in's ewige Firmament!" —

Er sprach's, und tief ertönt' es aus der erschöpften Brust;
Die fiebernden Augen leuchten von schmerzenvoller Lust.
Doch ob er sich sehnt, zu sterben, noch lebt seine Jugendkraft,
Die mit dem Tode ringend noch neues Lebes schafft.

Und sich auf den Kissen wälzend er wendet sich und spricht:
„Ich sollt' einen Sänger hören; warum erschien er nicht?
Den alten fahrenden Sänger, der heimwärts pilgert von Rom,
Den ihr in der Nacht gefunden am blutigen Addastrom?

„So laßt ihn singen und sagen; noch bin ich nicht zu krank,
Zu lieben, was ich liebte mein junges Leben lang.
Mir wird die Seele so frei, mir wird die Brust so weit;
Laßt ihn ein Lied mir singen aus alter Heldenzeit!"

Und sich in den Kissen hebend, mit heiter klarem Blick,
Winkt lächelnd er, als käm' ihm des Lebens Geist zurück.
Es staunten die Freund' und Mannen, nickten sich flüsternd zu:
„Sein Leben ist gewonnen, kommt erst seine Pein zur Ruh!"

Die wunde Seele zu laben ist nichts so wohl geschickt,
Als Heldenlied und Harfenspiel, das Ohr und Herz entzückt.
Sie lassen den Sänger rufen: „Du Alter, tritt herein.
Unserm kranken Feldherrn sollst Du ein Seelentröster sein!"

Und langsam tritt und bedächtig der Alte vor Ludolf hin:
„Ihr edlen Herrn, verzeiht mir, weltfremde wie ich bin;
Ein Waller durch ferne Lande, ein weltentrückter Greis,
Der nichts von diesen Tagen und jungen Helden weiß.

„Nicht kann ich Euch singen und sagen von Eurer Werke Ruhm,
Von blutigen Völkerschlachten und siegendem Ritterthum;
Mir sind nur kund die Thaten der alten Reckenzeit:
Mir steht das Fernste so nah, das Nächste mir so weit!“

„So laß uns das Fernste schauen, Du weltentrückter Mann“,
Sprach Ludolf milde lächelnd; „auf, heb' uns zu spielen an!
Vergessen will ich, Du Alter, meiner Tage Lust und Pein:
Laß mich auf eine Stunde mit Dir weltfremde sein!“

Der Alte stand bedächtig, als lauscht' er fernem Gesang,
Sah schweigend vor sich nieder; dann hub sich der Harfe Klang.
Die klagenden Saiten zittern, die Stimme wächst hervor
Und steigt, einem Springquell gleich, tief aus der Brust empor.

Sie singt von Sohn und Vater das alte düstre Lied,
Von Hildebrand und von Hadubrand, und wie der Tod sie schied.
Von Hildebrand dem Alten, von Hadubrand dem Sohn,
Der gegen den Vater stritt, bis ihm die Seel' entfloh'n.

Heerführer zogen sie Beide auf's blut'ge Feld der Schlacht;
Es findet den Sohn der Alte, nie hätt' er's mehr gedacht;
Mit Liebe will er ihn grüßen, statt mit dem Eschenspeer,
Doch Hadubrand der junge kennt keinen Vater mehr.

Blind ist sein sehend Auge, das Herz in der Brust ihm schweigt;
Er sieht nur des Schwertes Spitze, die auf den Feind ihm zeigt.
Er ruft zum Kampf den Alten, er schmäht ihn überlaut,
Bis aus des Vaters Augen der blutige Jammer thaut.

„Weh, ist dies, Gott, Dein Wille! Wehe!“ der Alte rief;
„Ich wallete sechzig Sommer, schlug manche Wunde tief;
Noch bracht' in die Burg des Todes kein Mann mich hinein:
Soll jetzt vom Sohn der Vater darin gefestet sein?“

So ruft der Sänger, der Alte; es zittert sein Gesang,
Es zittert in Ludolf's Herzen wehvoller Wiederklang.
So hört' er den Sänger rufen in jener Weihenacht,
Da sich zwischen Sohn und Vater der scheidende Zwist vollbracht.

Es warnte ihn Gottes Stimme, er hat sie nicht gehört,
Ihm hat die blinde Seele ein Höllengeist bethört!
Nun klingt's ihm im Ohre wie seines eigenen Lebens Lied;
Er drückt sein Haupt in die Kissen, daß Niemand ihn weinen sieht.

Und weiter singt der Alte: „Feig' wär' ich, dem Hunnen gleich,
Verweig' ich Dir den Speerwurf, den hämmernden Schwertesstreich!
Hast Du so heiß Gelüsten, wir Zwei, wir schlagen die Schlacht,
Bis Einer den Seinen Sieg, dem Andern Tod gebracht!“

Und Sohn und Vater werfen den zornbeschwingten Schaft,
Wie Glocken klingen die Schilde von ihrer Schwerter Kraft.
Sie läuten, sie zerspellen den steinernen Schildesrand,
Bis Einer am Boden lag und Einer zu Haupt ihm stand

Der Alte stand, der Wilde: „Weh' mir! nun ist's geschehn:
Dies Blut von meinem Blute soll ich hier sterben sehn.
Zu tiefe Wunde schlug ich, weit gähnt sie wie ein Grab;
Der hieß mich zweimal sterben, der diesen Sieg mir gab!" —

Und stille wird der Sänger; der Harfe Spiel verhallt.
Da hebt sich noch einmal seufzend des Sterbenden Gestalt;
Wie Feuersgluth verzehrt ihn das schmerzenvolle Lied,
Er fühlt, wie des Lebens Kraft aus seinen Gebeinen flieht.

Das Herz will nicht mehr schlagen vor allertiefstem Gram;
Er horcht, wie wenn er im Ohre des Vaters Stimme vernahm;
Wie wenn in des Vaters Händen das richtende Schwert sich hebt
Und sich in des Sohnes Brust noch Schicksalsschluß begräbt.

„O Vater! mein Vater!" Er ruft's noch in die Nacht,
Die seinen Geist umringt, die mälig ihn schweigen macht.
Er fühlt's mit Weh und Freude, wie ihm der Tag entflieht; —
So endet von Sohn und Vater das schmerzenvolle Lied.

# Mark Brandenburg.

Wer aus einem der reicher gesegneten Striche des deutschen Vaterlandes daher kommt in diese flache Gegend der Mark, der wird sich freilich nicht besonders angezogen fühlen. Sie hat nicht Berg und Thal, kaum zum Hügel steigt da oder dort der Erdboden an. Und dieser Erdboden selbst — Sand, Sand, Sand. Er ist nicht unfruchtbar. Aber welche Mühe hat es gekostet, ihn urbar zu machen! Wie hart haben diese Menschen arbeiten müssen, um ihm die karge Ernte abzugewinnen. Und wie weit dann noch von der Arbeit zum Genuß! Zweierlei jedoch ist im Gefolge dieses jahrhundertelangen Fleißes, der die Marken in blühendes Ackerland umgewandelt, die Dörfer zu freundlichen Heimwesen gemacht und in der Mitte dieses große Berlin geschaffen hat: der Bewohner ist genügsam und er hängt mit einer rührenden Zärtlichkeit an seiner Scholle. Ganz natürlich. Was sie ist, das ist sie durch ihn geworden, durch der Hände Werk und Culturarbeit ist sie sein. Er hat sie mit dem Schwerte, mit dem Spaten, mit der Kelle, mit der Schrift und der Lehre erobert, gewonnen, verdient und erhalten bis auf den heutigen Tag. Es müßte daher wenig von einem Schöpfer in ihm sein, wenn er diese seine selbstgeschaffene Heimat nicht gut und schön finden sollte. Sie ist es auch, Beides in ihrer Art, nicht nur relativ, sondern ganz absolut; denn Eins ist dieser an sich einförmigen Landschaft gegeben, was manch' einer stolzern und anspruchsvollern versagt worden ist: das Wasser; und zwar Wasser in jeder Gestalt von Bächen, Flüssen, Teichen und Seen. So daß, wenn auch in einem etwas andern Sinne, der Brandenburger sagen kann wie der Holländer: „Von Gott das Wasser, von uns die Ufer." Nicht üppig ist die Vegetation, aber eigenthümlich, charakteristisch, vor Allem die Kiefer, diese Palme des Nordens, deren vielgliederige, schöngestaltete Nadelkrone auf dem säulenartigen Stamm der Landschaft einen fast architektonischen, einen feierlichen Schmuck verleiht. Von einer einfachen, sanften, melancholischen, zuweilen von einer anheimelnden und herzgewinnenden Schönheit sind diese Havel- und Spreelandschaften; nicht für den vorbeihastenden Reisenden, wenn ein solcher jemals in das Innere derselben käme, sondern nur für Den, der Zeit und Stimmung hat, sich liebend in sie zu versenken. Denn nicht einmal ein solcher Genuß wird hier mühelos gefunden; ihren bescheidenen Reiz versagt diese herbe Natur dem Gleichgiltigen — spröd gegen den Fremden — ohne Werben kein Erwerben! Und doch, wenn man nun endlich in ihr Vertrauen aufgenommen wird, welch' einen Schatz von Heimatzauber, von lieblichen Dörfern am Seesrand, von Teichen, auf denen weiße Blumen blühen, von weiten, einsamen Haiden, von alten Klöstern, von Geschichte, von Sage, von Poesie birgt der Schooß dieser im weiland römischen Reich teutscher Nation so arg verrufenen Mark Brandenburg!

Nun, es ist inzwischen aus ihr Mancherlei hervorgegangen, was die

Welt hat aufsehen machen, und zur rechten Zeit hat sich auch der Dichter, der Schriftsteller gefunden, dem es in rechtem Ernst und unverdrossenem Willen gelungen ist, den Schleier ein wenig zu heben über dieser verborgenen Schönheit der Mark, von welcher bislang die Poeten insgemein nicht viel haben wissen wollen oder richtiger nicht viel gewußt haben. Denn wenn irgendwo, so haben die Götter hier vor den Genuß die Arbeit gestellt: nun aber, da sie gethan worden ist, liegt sie vor uns wie ein frisches, neues Land in diesen drei Bänden der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" von Theodor Fontane (Berlin, Wilhelm Hertz). In gewissem Betracht ist Fontane ein Bahnbrecher, ein Pionier. Er hat die Mark für die Literatur nicht entdeckt, aber Wenige vor ihm haben sie so durchwandert und Niemand hat sie dem Leser so gezeigt, wie er. Das ist sein Verdienst. Er hat uns dies bedeutsame Stück des Vaterlandes „an der scythischen kalten Spree" zum zweiten Mal gegeben; er hat es unserm Empfinden näher gebracht, er hat uns gezeigt, daß es liebenswerth sei, nachdem wir es so lange als ein anderes Sparta nur für bewundernswerth gehalten. Unser Verhältniß ist seit dem Werke Fontane's ein intimeres geworden. Denn was man nicht kennt, kann man nicht lieben; und um die Mark kennen zu lernen, gab es früher kein literarisches Mittel. Das Wort klingt hart; aber es ist buchstäblich wahr. Es gab höchst werthvolle Sitzungsberichte gelehrter Gesellschaften, es gab trockene Compendien und unlesbare Reiseführer, unvollständig, unzuverlässig obendrein und so geschrieben, daß Berlepsch und Bädecker Classiker gegen sie waren. Auch in dieser Beziehung war die Mark immer das Stiefkind der Literatur. In alle diese Lücken ist Fontane eingetreten und er hat noch ein gut Theil mehr gethan außerdem. Vollkommen Meister seines Stoffs, ausgerüstet mit dem minutiösesten Detail der Geschichte und Topographie, in den Chroniken zu Haus und dabei beständig im Verkehr mit der frischesten Gegenwart, die seinen Bildern die lebensvolle Staffage leiht: so sieht er die Mark, so schildert er sie, wie der Künstler, wie der Dichter — vor Allem: wie der Sohn der Heimat! Kindheitserinnerungen spielen überall hinein, jener gutgeartete Humor, der, zugleich ein Zeichen für sein Gemüth, das Erbtheil dieses Volkes ist. Als ein rührender Zug durch das Ganze geht die Liebe zu dem Kleinen oder, ich drücke mich wol richtiger aus: zu dem Einzelnen; ein Baum, ein Haus, ein Landsitz, ein Kirchhof — es sind lauter kleine, überaus sorgsam ausgeführte Monographien. Es ist nicht ein Bild, sondern eine Folge von Bildern und — um in der Sprache zu bleiben — nicht Historie, sondern Genre. Es spricht sich in diesem Verfahren ein genaues Verständniß sowol der Kunst als der Heimat aus, deren eigenster Reiz in dem Kleinen und dem Einzelnen liegt. Wilibald Alexis, der es von der entgegengesetzten Seite versuchte, hat vielleicht eben deswegen nicht recht Boden fassen können. Der Gegensatz zwischen Dem, was die Kunst beabsichtigt und die Natur gethan, trat vielfach zu schroff heran, um den Eindruck nicht zu stören. Man kann den Dingen nur gerecht werden, wenn man nicht zu viel und nicht zu wenig von ihnen verlangt. Auch in dieser Beziehung geht Fontane durchaus besonnen an sein Werk. Er ist nicht maßlos; im Gegentheil, er hat einen sehr festen und zuverlässigen Maßstab in den Händen. Er hat fremde Länder gesehen; er war „jenseit des Tweed" und kennt die Schönheit der Hochlandsnatur, sein Herz hat sich für die wilde, romantische Poesie derselben empfänglich gezeigt, bevor er an diese bescheidenere Arbeit der Heimat ging. Daher der angenehme Ton, der in seinen

Schilderungen herrscht, fern von Uebertreibung und jedem falschen Enthusiasmus; die Ruhe des Weltmannes eben so sehr als die des Künstlers. Keines von Beiden ist ohne Erziehung möglich und Jedes in seiner Sphäre weiß die Dinge zu ihrem größten Vortheil erscheinen zu lassen. Eine sehr feine und richtige Bemerkung hierüber hat Fontane selbst in diesen Blättern (bei Gelegenheit seiner kritischen Darstellung von Wilibald Alexis, „Salon", Band X, 422—23) gemacht: „Wer immer Dasselbe sieht, sieht Nichts. Er weiß, das ist ein Hügel, ein Wald, eine Mühle; er kann der Wegweiser einer Gegend sein, aber nicht ihr Maler; die Berglinie, die tausendmal zu ihm gesprochen, er vermag sie weder zu zeichnen, noch zu beschreiben, erst die Fremde bringt ihm die Physiognomie seiner Heimat zum Bewußtsein. Das Todte ist ihm plötzlich lebendig, das Zurückliegende gegenwärtig, das rein Aeußerliche auch ein Innerliches geworden; er trägt es mit sich umher; er hat es auch da, wo er es nicht hat; seine Seele beschäftigt sich mit ihm, er sieht es, er liebt es. Am Meer und im Gebirge, im Glühen des Gletschers und im Leuchten des Golfs erobert man sich die Fähigkeit, wie einen Dämmer ruhenden, von Mummeln überwachsenen Havelsee und die im rothen Gewölk dastehende Kiefernhaide in ihrem Zauber zu verstehen."

In diesen Worten steht der Landschafter Fontane vor uns, wie wir ihn in seinen „Wanderungen" und immer von einer andern Seite kennen lernen. Und nicht nur in der ästhetischen Betrachtungsweise zeigt sich dieses Ebenmaß; es nimmt den Charakter einer echten und schönen Humanität an, wo immer ein Urtheil über oder eine Darstellung von Persönlichkeiten gegeben wird. Ein Zug eingeborener Gerechtigkeit manifestirt sich, ob es sich nun um einen durch den Haß der Chronisten entstellten „falschen, götzendienerischen" Wendenfürsten oder um eine typische Berliner Figur handelt, wie z. B. jenen Wilhelm Hensel, den Maler, mit dessen Erinnerung die jüngere Generation, die ihn nur noch aus der Gesellschaft der fünfziger Jahre kennt, so sehr geneigt ist, einen leichten Schatten von Lächerlichkeit zu verbinden. Von ihm entwirft Fontane eine Schilderung, die dazu beitragen wird, das Andenken jenes eigenthümlichen und reichbegabten Mannes für immer in das rechte Licht zu setzen, indem sie ihn den Existenzen einreiht, von denen Schiller einmal (in einem Brief an Goethe) sagt, daß sie, „ohne das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb Dessen dienen, was da ist".

Zwei Bände der „Wanderungen durch die Mark", die Grafschaft Ruppin (Barnim-Teltow) und das Oderland (Barnim-Lebus) umfassend, sind früher schon und zwar in zweiter Auflage erschienen; der neue (dritte) Band, der uns zu den gegenwärtigen Betrachtungen veranlaßt, beschäftigt sich mit dem Ost-Havelland und führt uns in die Landschaft um Spandau, Potsdam und Brandenburg, welche, wenn sie in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Wasser und Grün, von Schloß und Hügel, mit blinkendem Kirchthurm und schimmerndem Segel sich unter einem sonnigen Sommerhimmel ausbreitet, sogar dem Fremden ein flüchtiges Lächeln abgewinnen mag, auch wenn er sonst von der Schönheit der Gegend um Berlin nicht viel hält. Aber selbst dieser spärliche Preis des Beifalls ist schwer genug verdient worden; denn von diesen Seeesufern bis weit hinein und weit hinaus über die Wälder fort ist Alles junges Culturland. Noch tief in's zwölfte Jahrhundert hinein saßen hier die Wenden und rechts bis zur Oder, links bis zur Elbe ging ihr Gebiet. Der Boden um Berlin, ja in Berlin selbst, ist von wendischen

Erinnerungen übersät und rings sind wir von wendischen Ortsnamen dicht umgeben. Der deutsche Reisende, der sich der Stadt der Intelligenz, der Hauptstadt des deutschen Reiches nähert, wird eine Art von Schrecken bekommen, wenn er auf den letzten Stationen Namen hört wie: Jüterbog, Jütergotz — er wird sich nach Polen oder nach Serbien versetzt glauben. Aber es sind nur Reste der alten Wendenzeit, Andenken der untergegangenen Wendengötter. Wo jetzt der Bahnhof steht, da stand vielleicht vor sieben- oder achthundert Jahren noch Tempel und Opferstätte des alten Juthrie-Gottes, des Morgengottes der Wenden.

So jung, wenn wir sie nach Jahren berechnen, ist die Cultur in der Mark, und als ihre rüstigsten, thätigsten und erfolgreichsten Mitarbeiter in jenen Zeiten des Anfangs müssen die Mönche gelten, sie, welche in ihren Klöstern eine Vereinigung von Burg und Kloster schufen. Es würde sehr unbillig sein und aller Geschichte widersprechen, wollte man, von der Tendenz unserer Zeit zu weit geführt, die hohen Verdienste des Mönchs- und Klosterwesens leugnen. Sie, in der That, die Mönche waren die Begründer der modernen Cultur, die Bewahrer der Wissenschaft. Daß ihr Amt im Laufe der Jahrhunderte auf andere Träger und Mächte des geistigen Lebens übergegangen und daß sie, wo sie noch eine Herrschaft auszuüben verlangen, der unter so veränderten Umständen jede vernünftige Voraussetzung fehlt, sich in die Feinde des Fortschrittes verwandelt haben, dessen erste Beförderer sie früher waren: das ist abermals einer von jenen Beweisen für die Thatsache, daß es in der Entwickelung der Menschheit keine Stabilität und kein Privileg giebt. Die Herrscher und die Beherrschten wechseln die Rolle und die Schüler von gestern setzen sich morgen an die Stelle der Lehrer. Wer sich gegen dieses ewige Gesetz des Lebens auflehnt, über den geht die Bewegung fort. Längst sind die weißen Gewänder der Cistereienser aus der Mark verschwunden, aber die Klosterkirche von Lehnin steht noch und in dankbarer Erinnerung an Das, was von hier aus mit Kreuz, mit Axt und mit Spaten gethan worden ist, widmet Fontane den Aebten und Mönchen von Lehnin eines seiner beredtesten Capitel. Ohne Widerstand, ohne Kampf erlosch das Klosterwesen in der Mark, nachdem es seine Arbeit vollbracht; vor der Lehre Luther's starb es hier geräuschlos aus und die letzten Mönche von Lehnin beschlossen den Rest ihrer Tage ruhig, friedfertig ergeben, ohne jede Spur von Märtyrerschaft, ohne den kleinsten Schimmer von Goldglanz um ihr Haupt. Für Nichts standen sie ein, als für sich selbst, und das letzte Lebenszeichen, das wir überliefert von ihnen besitzen, ist eine Bitte des „Priors, Subpriors und Seniors so zu Lehnin verharren", worin sie ihren gnädigsten Herrn und Kurfürsten ersuchen, unter vielen anderen Dingen jedem Einzelnen auch Folgendes zu gewähren: „Mittagessen, vier Gerichte; Abendessen, drei Gerichte; Bier, eine Tonne wöchentlich; Wein, acht Tonnen jährlich; außerdem zu Neujahr und Mitfasten einen Pfefferkuchen." — „So", sagt der Verfasser, „erlosch Lehnin. Das vierhundertjährige Klosterleben, das mit der Ermordung Abt Siebold's begonnen hatte, schrieb zum Schluß einen Bitt- und Speisezettel, es den Räthen ihres gnädigen Kurfürsten überlassend, „an den obgemeldeten Artikeln zu reformiren nach ihrem Gefallen".

Viel freundliche Scenen, Landschaftsbilder, Bilder von stillen Haveldörfern, von Schlössern am Wasser, von waldumschlossenen Forsthäusern ziehen an uns vorüber. Hier sehen wir mit dem Verfasser die Schwäne von Potsdam füttern und lassen uns von dem Wärter derselben ihre Geschichte

erzählen; dort bei dem Belvedere von Charlottenburg rudern noch einmal in dem binsenbewachsenen Gewässer die moosköpfigen Karpfen herbei, welche jung gewesen sein mögen, als dort oben im Rundsaal des zweiten Stockes, in der Nacht und Einsamkeit die Geister von Mark Aurel, dem großen Kurfürsten und Leibnitz dem König Friedrich Wilhelm II. erschienen. Der Schatten von Bischoffswerder taucht auf und taucht nieder, und die blaue Grotte von Marquardt leuchtet in unirdischem Dämmerlicht. Wir durchleben noch einmal das Idyll von Paretz und tauschen den letzten Gruß mit der „Frau Friedrich", der Baucis der Pfaueninsel, welche, seitdem Fontane sein Buch geschrieben, zusammen mit ihrem Philemon hinüber gegangen ist in's Jenseits und welche keine fröhliche Sommergesellschaft in ihrem gelben Haus mit der Gaisblattlaube mehr finden wird. Wir besuchen den Kirchhof von Bornstädt, die Gräber, in denen die Gärtner von Sanssouci, die königlichen Diener aller Grade ruhen — und fragen noch einmal mit Fontane: „Wer ist Rösel?" Denn selbst hier, wo die höchste Herrlichkeit und das letzte Ende alles Lebens einander so nahe begegnen, geht unserm Wanderer die schalkhafte Laune nicht aus. Von allerlei Leuten, echt märkischen Charakteren, weiß er uns die Lebensläufe zu erzählen, von Förstern und Wirthen, von Edelleuten und Pastoren. Wir lernen Neu-Geltow kennen, den Sitz der Berliner Referendarien, die sich zum Examen vorbereiten, und die beiden Robertsons, alte Clansleute, die Gott weiß wie von den schottischen Lochs hierher an die Brandenburgischen Seen gekommen sind. Wir haben das Vergnügen, bei den Ziegel-Lords von Glindow eingeführt zu werden, aus deren Backsteinen das Geheimrathsviertel in Berlin gebaut worden ist; und sehen aus Apfelblüthen den Kirchthurm der Stadt Werder emporsteigen, der an Holland erinnernden Gartenstadt, der wir für mittelmäßiges Obst und schlechtes Bier verpflichtet sind. Ah, mein lieber Herr Fontane — diese letztere Bemerkung kommt von mir, und ich bitte deswegen um Entschuldigung. Aber, sehen Sie, für mich verbindet sich mit diesen kleinen, harten Aepfeln und diesem bräunlichen Bier, das auch nach Aepfeln schmeckt, keine Jugenderinnerung, und ich bekenne daher offen, daß ich das Obst von Tyrol und das Bier von Weihenstephan vorziehe, wenn ich auch sonst die Mark von Herzen liebe, auf die Teltower Rübchen gewiß nichts kommen lasse und die Krebse vortrefflich finde, „insonderheit auch die großen Alande, die noch angenehmer sind als Zander".

Eines kleinen, sehr reizenden Bildes erinnere ich mich noch aus dem Fontane'schen Buch: ein Pfarrhaus in der Sommerabenddämmerung, ein blühender Akazienbaum in der Nähe, die Kirche gegenüber, auf dem reinlich gedeckten Tisch im Stübchen die freundliche Abendlampe, die Frau Pfarrerin an der Theemaschine, der ehrwürdige geistliche Herr im Lehnstuhl — neben ihm unser Wanderer und die Fenster geöffnet. Der Pfarrer war früher in Neuwied gewesen und er war dann von den Ufern des Rheins und der Lahn hierher gekommen an die Ufer der — Nuthe, nicht weit von der Zauche. Wie schrecklich das klingt — Nuthe! Zauche! Man muß sich wirklich erst daran gewöhnen. Da gedenkt Fontane der Worte, die früher einmal, bei ähnlicher Gelegenheit, ein märkischer Landsmann gegen ihn geäußert. „Es muß schwer sein", so etwa sprach er, „sich unter märkischen Naturen einzuleben. Alles nüchtern und unideal; der Mensch karg wie seine Scholle. Der Geistliche ist ihnen ein Mann, der tauft und traut. Das Leben dreht sich um Besitz und Soldatenthum. Man muß hier geboren sein, um diese

Leute zu fassen und zu verstehen und sich durch die harte Schale hindurch in den Respect für einen Volksstamm hineinzuleben, „der keine Ketzer verbrannt, aber auch freilich keine Heiligen geboren hat“.“

Ja, das ist es — hart, herb; wer sich nicht die Zeit nimmt und die Mühe giebt, auf den Kern dieses Lebens zu dringen, das so tüchtig ist und so unscheinbar, dem wird es immer verschlossen bleiben. Denn auf der Oberfläche liegt hier Nichts. Was aber auf dem Grund dieser äußerlich wenig prunkenden Natur und Naturen lebt: davon, wenn irgend Etwas, giebt uns dieses Fontane'sche Buch Zeugniß. Es war wol nicht ohne Bestimmung, daß dieses Volk zuerst den märkischen Sand in herrliches Culturland verwandeln mußte, bevor es berufen ward, nach langer und harter Probe, der Neuschöpfer des zerfallenen deutschen Reichs zu werden. Fortan aber ist seine Geschichte deutsche Geschichte, und was ihnen, diesen Spartanern Deutschlands, lieb und heilig gewesen, das wird künftig den deutschen Herzen überhaupt nicht mehr fremd sein können. Ueber weite Zwischenräume verstreut, bis in die fernen Jahrhunderte hinauf, liegt die Saat, die jetzt aufgegangen; und von allen Schlachten, welche die Zukunft vorbereiten halfen, ist hier die von Fehrbellin geschlagen worden, welcher in seinem schönsten Balladenton Fontane zuruft:

„Grüß Gott Dich Tag, Du Preußen-Wiege,
Geburtstag und Ahnherr unserer Siege,
Und Gruß Dir, wo die Wiege stand,
Geliebte Heimat, Havelland!“

---

[illegible]

[illegible] die [illegible] durch [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] und die
[illegible]
[illegible]
[illegible] wenig
[illegible] gut und
[illegible] daß
[illegible] verwandeln
[illegible] der die
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] hier ein
[illegible]

[illegible]



Studienkopf.

# Die Novelle des Studenten.

Eine Geschichte mit Arabesken von **Udo Brachvogel.**

(Schluß.)

Der Student, der wieder seinen ganzen Humor gewonnen hatte, hob flehend die Hände zu der schönen Frau auf. „Verdammen Sie uns nicht!" rief er aus. „Vollständigster Platonismus adelte unsere Beziehungen. Außer vier oder fünf Episteln besitze ich wirklich nichts von ihr."

Wieder entfaltete er einen Brief Wolfgang's. „Doch hier giebt es Ernsteres. Hören Sie aus des Freundes Weihnachtsbrief!"

Wolfgang an den Studenten.

18. December.

— — — Gestern absolvirte ich mein Examen. Es ist gut, daß es das letzte ist, und ich bin froh, daß es vorüber ist. Nicht weil es mich drückte, sondern weil die Vorbereitungen zu dergleichen jeder Zeit ermüdend sind, und weil sie in diesem Falle meine Kräfte mehr erschöpften, als dies unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Der Winter, den ich nie geliebt, ist mir dieses Mal feindlicher, als er es je vorher war. Ich habe nur den einen Wunsch — wenn es erst Frühling wäre! Er brachte mir immer Gutes, und es ist mir bisweilen, als ob es dieses Mal in noch höherm Grade der Fall sein sollte.

Neulich sah ich bei Elisabeth französische Gedichte. Ich lieh sie mir und fand bei näherer Durchsicht des Bandes ein Stück, welches mich ganz besonders ergriff. Ich lege Dir die Abschrift davon bei — übersetze es mir! — — —

Und noch Eines muß ich Dir mittheilen, das, wenn es nicht Dir gegenüber wäre, nie über meine Lippen kommen sollte. Denkst Du noch Deines Wortes, da Du abreistest, in Betreff des Rittmeisters? Wie schwer fällt es mir jetzt, Dir zu sagen, daß ihm Elisabeth's Gunst von Tag zu Tag mehr zu Theil wird. Fern sei mir die Absicht, das holde Geschöpf darum anzuklagen — aber wo bleiben meine, wo Deine Hoffnungen? Ja, wäre es nur erst Frühjahr! Gemeinschaftlich gehen wir dann auf's Land, ohne den Mann, der so widerwärtig in mein Leben einzugreifen beginnt. Aber glaube ja nicht, ich sei eifersüchtig auf ihn. Der Winter lastet auf mir und läßt mich trüber sehen, als die Sachen sind. Ich bin langweilig, mürrisch und sehe noch immer übel aus — wie kann ich da einem Mädchen gefallen? — — —

Gestern war Besuch in Eurem Hause und Du warst der Gegenstand des Gesprächs. Man berief Elisabeth heraus, die, im nächsten Augenblick wieder hereintretend, sich uns als kleiner Student vorstellte, d. h. mit dem silbergestickten Käppchen auf dem Kopf, welches sie Dir

zu Weihnachten gearbeitet, und in dem Du nun wol schon einherstolzirest. Alle vereinigten sich in dem Erstaunen über die Aehnlichkeit zwischen euch Beiden, die, immer auffallend, durch die sonderbare Kopfbedeckung mehr wie je hervorgehoben wurde. Es ist so! Siehst Du, mein Junge, ich weiß es selbst nicht, habe ich Elisabeth so lieb gewonnen, weil sie die Züge meines Herzensfreundes trägt, oder stehst Du deswegen so dicht am Allerheiligsten meiner Seele, weil sich der Geliebten Züge so treu in den Deinen spiegeln? Natürlich liegt noch viel, sehr viel dazwischen, und namentlich darfst Du nicht so kühn sein, Dir das schönste blonde Haar von der Welt zu vindiciren, mein lieber, brauner Brauskopf. — —

„Dem Briefe war eine Abschrift von Millevoye's Elegie „La chûte des feuilles" beigefügt. Auch können Sie an dem Schluß noch ein Mal die Worte lesen: „Ja, wenn es nur erst Frühling wäre!"

„Er war nicht eifersüchtig, theuerste Frau, aber er hätte nur zu reichlichen Grund gehabt, es zu sein. Noch war sich Elisabeth dessen nicht bewußt, was von ihrer Seele Besitz zu ergreifen begann, aber dazu bedurfte es vielleicht nur noch eines Momentes — und bald überzeugte ich mich, daß auch dieser eingetreten war. Ihre letzten Briefe hatten sich bei jeder Gelegenheit, ja zuletzt fast ausschließlich mit dem Rittmeister beschäftigt. Jetzt plötzlich schrieb sie dem Bruder häufiger wie je, aber auch nicht mit einem Worte erwähnte sie jenes. Noch ein Mal hatte ich sie gewarnt, noch ein Mal meine Befürchtungen ihr brieflich an's Herz gelegt. Sie antwortete darauf mit doppelter Zärtlichkeit, mit der sie sich an des Bruders Herz warf — des streitigen Gegenstandes jedoch that sie auch nicht mit dem leisesten Worte Erwähnung. Oft fiel jetzt mein Blick auf den Amethyst des Freundes. Sein violetter Glanz mahnte an Veilchen. Wenn es nur erst Frühling wäre — rief auch ich und erhoffte alles Mögliche, ohne mir ein Bild machen zu können, wie es zur Erfüllung gezeitigt werden möchte. Indessen machte ich die erbetene Uebersetzung und sandte sie ihm. Was hätte ich nicht gesandt, wenn es zu helfen vermocht hätte!"

„Haben Sie die Uebersetzung zur Hand?" fragte die Lady. „Ich erinnere mich des Originals, lassen Sie mich Ihre Umdichtung haben. Vorher jedoch noch Eines. Ist Elisabeth schön?"

„Sie wollen den Bruder zum Richter machen? Ich verweise Sie auf Wolfgang's Brief, welcher von der Aehnlichkeit zwischen uns Beiden gesprochen — freilich aber auch gleich hinzufügt, daß noch gewaltig viel dazwischen liege."

Und nun recitirte der Student auswendig die folgenden Verse:

Der Fall des Laubes.

Der Herbst bestreute Gras und Moos
Mit welken Blättern überall,
Im Busche nackt und schattenlos
War längst verstummt die Nachtigall.
Da wankt, erst wenig Jahre alt,
Dennoch dem Tode schon geweiht,
Ein Jüngling langsam durch den Wald,
Drin heimisch er seit frühster Zeit.

Dich grüßt ein Sterbender, o Wald,
Mit Deinem Laube welk' auch ich,
Und jedes Blatt, das niederwallt,
Grüßt als ein Todesbote mich.
Es sprach der Arzt, dem es bekannt:
„Noch ein Mal prangt das wald'ge Thal
Vor Dir in seinem Herbstgewand —
Das aber ist zum letzten Mal.
Der Tod hüllt Dich in seine Nacht,
Und bleicher, als die Sterbetracht
Des Herbstes neigst Du dich in's Grab;
Ja, Deine Jugend wird verblühn,
Eh' noch verwelkt der Wiese Grün,
Eh' noch die Rebe welkt am Stab."

So sterb' ich denn. Mit eis'gem Hauch
Hat tödtend mich der Herbst berührt,
Und meinen Lenz wie flücht'gen Rauch
Seh' ich von Stürmen nun entführt.
Drum falle, kaum gebornes Blatt,
Auf diesen düstern Pfad herab,
Und nahet vor Verzweiflung matt
Die Mutter, so verbirg mein Grab.
Doch kommt, die ich geliebt, die Maid,
Um auszuklagen hier ihr Leid,
Wenn westwärts neigt die Sonne sich,
Dann rausche Laub, dann wecke mich —
Der Augenblick ist Seligkeit!

Er spricht's und geht — für ewige Zeit.
Das letzte Blatt fiel welk herab
Am Tag, da ihn der Tod befreit.
Wol grub man in dem Wald sein Grab —
Nicht aber kommt, die er geliebt,
Zum öden Stein von Schmerz verwirrt.
Die Stille, die das Grab umgiebt,
Stört suchend nur des Thales Hirt
Nach einer Geis, die sich verirrt.

Noch ein Mal fragte die Lady: „Ist Elisabeth schön?" und ein seltsames Licht dämmerte in ihren Augen auf, da diese wie in prüfender Betrachtung über des Studenten Antlitz glitten.

Er antwortete: „Wol spricht ein höherer Reiz als nur der der Jugend aus ihren Zügen. Aber das Ideal der classischen Welt hat keine Wiedergeburt in ihnen gefeiert. Einer solchen — wie selten begegnet man ihr überhaupt! Jener Schönheit, von der einer unserer erlauchtesten Dichtergeister gesagt:

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Wird fortan in ihr'm Licht nur leben,
Willenlos ist er dahin gegeben,
Wird zu nichts als ihrem Dienste taugen,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen."

Und leise setzte er hinzu: „Angeschaut mit Augen, wie es mir vergönnt ward. Ja", fuhr er hingerissen von plötzlich auf ihn einstürmender Gedankengewalt fort, und zur Lady aufblickend, wie ein Priester, der seinem Idol einen Hymnus anstimmt, „ja, Schönheit ist ein einziges, himmlisches Gut. Wie in der Hand der alten Götter liegt Segen und Fluch in der ihrigen dicht bei einander, oft kaum zu sondern. Schicksale

vertheilt sie, unentrinnbare, unabänderliche. Zum Himmel brandete das Meer, rauh und unhold, ein Bild alles Widerwärtigen, ein Bild der Verwüstung. Aber plötzlich glättet es sich und den beruhigten Wogen entlächelt Anadyomene. Ihr Lächeln ist ihr Königthum. In ihm liegen ihre Gewalten. Es macht sie zum Lebenselement alles Großen und alles Guten."

Purpur flog über des jungen Mannes Gesicht. In dem der Lady fand er seinen Wiederschein. Die Briefe entfielen ihm und die Hände faltend fuhr er fort:

„Weltgeheimniß durchdringt die Schönheit Alles. Die Sinne ergreifend, wie sie auf Felsen thront, welche abendrothgefärbte Wolken um ihre Glieder schlagen, oder wie sie im schlanken Bau der flüchtigen Gazelle dahingaukelt. Sie lebt im Ton der Nachtigall; sie glüht im leuchtenden Gewande des herbstlichen Waldes; sie badet in den Duftopfern der Rose. Als schönste Offenbarung aber geht sie dem Auge in der Vollendung menschlicher Form auf. So stellt sie sich Jedem dar und wird die Mutter der Liebe. Doch auch unsichtbar durchdringt sie Alles. Und dann ist des Künstlers Hand berufen, die Schleier zu zertheilen, auf daß sie in die Welt der Sinne trete. Dann wird der Block von Carrara zum Antinous, dann die grobgewebte Leinwand zur Madonna des heiligen Sixtus. So reihen sich die Worte der deutschen Mundart zum Goethe'schen Gesange, so fügen sich die unbeseelten Töne der Scala zur symphonischen That Beethoven's. Und auch auf diese Weise den Sinnen enthüllt zieht die einzige Göttin einher, ihr stummes Evangelium predigend, und der Barbar selbst erhebt die Hände zu ihr, der Krieger senkt sein bluttriefendes Schwert, die Mutter aber, mit dem neuen Leben unter dem Herzen, hängt an ihr, daß auch sie der Welt Schönes gebäre."

„So ist es!" rief die Lady, „die Liebe und die Kunst sind vollgeborene Geschwister. Und dennoch, wie selten erscheinen sie zu glücklichem Bunde vereint? Stürmten in ihren Gebilden nicht Michel Angelo, nicht Shakespeare, nicht Beethoven den Himmel? Und wie arm gingen ihre Herzen aus!"

Der Student entgegnete: „Dafür aber bereitete das göttliche Geschwisterpaar auch dort, wo es gleich reiche Geschenke spendete, die Vollendung menschlichen Glückes. In diesem Lichte steht Raphael's Jünglingsgestalt und Goethe's Manneserscheinung vor uns."

In diesem Augenblick ergriff ein Windstoß, der vom Fluß herüber drang, die dem Studenten entfallenen Briefe und streute sie in bunter Unordnung umher. Schnell raffte der Eigenthümer seine Blätter zusammen und rief, die verwirrte Masse der schönen Frau hinhaltend:

„Widerwärtiger Wind! Es war das Werk von mehr als einer Stunde, alles Das zu ordnen und sachgemäß zusammenzustellen. Nun werde ich mich kaum mehr darin zurecht finden. Ich beklage es um so mehr, als Ihnen noch Stellen aus einem Briefe der lieben guten Marie Friederike zugedacht waren."

„So lassen Sie uns unsern Verlust tragen", sagte die Lady, „und keine weitere Verschwendung an Zeit durch neues Ordnen Ihres Archivs auf unser Gewissen laden. Wie ward es mit Ihrer Reise? War dieselbe wirklich aufgegeben?"

„Ich glaubte es", nahm der Student seine Erzählung wieder auf. „Desto freudiger war ich überrascht, als ich bald nach Absendung meiner Uebersetzung an Wolfgang Briefe erhielt, die mir des Vaters Einwilligung zu der Reise brachten. In allen fand ich aber auch mehr als eine Bestätigung meiner Sorge in Betreff Elisabeth's. Diese zwar schwieg nach wie vor ängstlich über Alles, was nur die leiseste Beziehung zum Rittmeister hatte. Desto überschwenglicher war Marie Friederike in seinem Lobe, desto bitterer Wolfgang in seiner ganzen Stimmung. Ja, in dem letzten Briefe, den ich vor meiner Abreise von ihm empfing, fanden sich folgende Worte: „Mein einziger Trost bei dem Allen ist, daß Niemand mein Geheimniß kennt. Du, mein Junge, mußt schon verzeihen, wenn ich meiner Verstimmung Dir gegenüber die Zügel schießen lasse. Ich sehne mich Deinem Kommen mit ganzer Seele entgegen. Du hast ja jetzt den einzigen Werth für mich."

„Das war der bittere Tropfen, der mir in die Freude jener Tage fiel. Wie eine eisige Hand legte sich der Gedanke an den Freund und sein Geschick auf mein heißes, von Wiedersehensgedanken geschwelltes Herz.

„Ich reiste nach Hause. Es war Mitte Februar. So groß war mein Jubel, den theuren Personen, die mich daselbst erwarteten, wieder in die Augen zu sehen, daß mein Unbehagen Wolfgang's halber um so geringer wurde, je näher ich mich ihm wußte. Noch hoffte ich zu helfen, und wenn dieses nicht, wenigstens zu trösten. Es war meine erste Heimkehr. Eine erste Heimkehr — es ist wie die erste Berührung vergötterter Lippen. Jedes erste Glück ist ein doppeltes Glück! Auf dem Bahnhof empfingen mich Elisabeth und Marie Friederike. Ihr Begleiter war — nicht Wolfgang, nicht unser Wolfgang. Der Rittmeister war mit ihnen. An meinem Herzen lag das Schwesterliebchen. So stürmisch war unsere Begrüßung, daß ihre dicken Haarflechten aus der Lage kamen und der Winterhut tief in ihren Nacken flog. Es ist das noch nicht lange her — aber damals waren wir Beide noch Kinder. Im Freudentaumel umarmte ich nun auch Marie Friederike. Die Liebe, Gute stieß einen anmuthigen Schrei aus, gleich darauf jedoch erwiederte sie meinen Kuß auf das Herzhafteste. Dann sank ich in noch ein Paar ausgebreiteter Arme — es waren die des Rittmeisters.

„Such is life, Madame! Auf derselben Stelle hatte ich vier Monate früher gesagt: „Macht zusammen Front gegen den Rittmeister!" Und jetzt empfing mich daselbst eben dieser Mann als Begleiter desselben Mädchens, dem jene Warnung gegolten. Der Bediente, jener alte Franz, der uns seit frühester Kindheit kannte, nahm, zappelnd vor Freude, mein Gepäck in Empfang. Elisabeth hing sich in meinen Arm — wir hatten noch kein Wort gesprochen. „Und Wolfgang?" fragte ich. Es

war doch mein erster Gedanke. „Er ist beim Vater geblieben", lautete Elisabeth's Antwort. „Und dieser, er ist doch wohl?" — „Gewiß! Aber er wollte Dir nicht entgegenkommen. Er will Dich allein begrüßen, will den Ankommenden ganz allein für sich haben." Jetzt rief Marie Friederike: „Haben Sie gute Reisegesellschaft gehabt? Und waren Sie gestern Abend in Dresden im Theater?" Ich kehrte mich um, der stattliche Officier hatte ihr den Arm geboten. Ich konnte nicht mehr antworten, wir standen am Wagen. Schnell flüsterte ich Elisabeth noch einmal zu: „Und Wolfgang?" Ihre Stimme zitterte ein wenig, da sie antwortete: „Du findest ihn schrecklich verändert." Nun hob ich das Schwesterchen, das mir in der kurzen Zeit noch ein gutes Stück gewachsen schien, in den Wagen. Der Rittmeister schob mich selbst nach und im nächsten Augenblick saß ich zwischen Elisabeth und Marie Friederike. Unser Begleiter klappte den Rücksitz herunter, schloß das Schutzleder vor uns, dann sprang er selbst neben den Kutscher, ergriff die Zügel und dahin ging es, ehe ich noch recht zu Athem gekommen war. „Aber was ist dies für ein Wagen?" rief ich jetzt, „und auch neue Pferde!" Elisabeth drückte mir wie unwillkürlich die Hand. „Sie gehören dem Rittmeister", sagte sie. „Er ließ es sich nicht nehmen, Dich mit seinen eigenen Pferden abzuholen."

„Wie anders die Rückfahrt, als so kurze Zeit vorher die Hinfahrt! In meinem Herzen sträubte sich Etwas gegen Alles, was ich wahrnahm. Es war mir fast, als trüge ich die Schuld an alledem, als hätte ich vor ihm, den ich in wenigen Minuten sehen sollte, zu erröthen, ja, zu zittern. Dort ist die Straße — wir biegen ein. Dort das Haus — wir halten. Ein Sprung über Marie Friederike hinweg, zwei Dutzend Treppenstufen empor — und ich lag an der väterlichen Brust. Wie lange, wie stumm, wie schön! Der alte Mann empfing mich allein; Niemand sollte mich ihm streitig machen. Nur in seine Arme sollte ich mich werfen — und so lag ich denn in diesen Armen lange und allein. Endlich kamen die Anderen herauf. Der Vater hielt meine Hand fest in der seinen und führte mich in das große Vorderzimmer. Von oben bis unten betrachtete er mich, halb tadelnd, halb nachsichtig lächelnd, da er die eben geheilte Schlägernarbe auf meiner Wange gewahrte.

„Glauben Sie, daß ich glücklich war, gnädige Frau?

„„Nun aber gehe in das blaue Zimmer hinüber, dort wartet noch Jemand auf Dich!" rief der Vater. Mein Herz schlug hoch auf. Es sagte mir, wer es sei. Ich eilte hinüber. Richtig, Wolfgang, mein Wolfgang! Vor mir stand der Liebling meiner Jugend. Ich vermochte nicht, mich an seinem Anblick zu sättigen, und doch schnitt ein jeder Blick auf sein Antlitz in meine Seele. Nicht allein, daß er übler aussah, als damals, da ich ihn verlassen, es lag auch etwas so Fremdartiges über seine Züge gebreitet, Etwas wie jene Schrift, durch welche geheimnißvolle und unbarmherzige Mächte ein ihnen Verfallenes zu kennzeichnen pflegen. Ich aber rührte an ihr Eigenthum. Ich schlang meinen Arm um des Freundes Hals, keines Lautes, als des Wortes „Endlich!"

mächtig. Elisabeth hatte Recht gehabt. Ich sah Wolfgang schrecklich verändert vor mir und eine nicht wenig gewaltsame Anstrengung kostete es mich, ihm zu sagen, daß ich ihn wohler aussehend fände, als ich erwartet hätte. „Ach, ja", sagte er, „mit meiner Gesundheit mag es leidlich gehen, aber hier" — er legte die Hand an die Stirn und wandte sich ab. Mit einer Schärfe jedoch, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte und die seinem ausgeglichenen Wesen durchaus fremd war, setzte er hinzu: „Ich hätte Dich auch abholen mögen mit eigener Equipage, wenn ich eine solche besäße. Hast Du auch wirklich schon Alle gesehen und bin ich wirklich der Letzte?" Da ergriff ich ihn bei der Hand und kehrte ihn nach dem Fenster, um in seine Augen zu sehen. Zu sagen wußte ich nichts. Elisabeth trat in das Zimmer. Sie nahm Wolfgang's Hand und sagte: „Nun, lieber Brummbär, das sind die Folgen Ihres Eigensinns. Das Erste, was dem ankommenden Bruder bereitet wurde, war eine Enttäuschung, da er Sie nicht bei seinem Empfang fand. Auch würde ich tief gekränkt sein, wenn es ein Anderer gewesen wäre, dem seine erste Frage galt. Es ist so — erst sein zweites Wort betraf den Vater und uns." Da klärten sich des Freundes Züge auf. Mit Ungestüm drückte er meine Hand und rief aus: „Ja, es ist so — ich weiß es wol!" Wir gingen zu den Uebrigen und eine Felsenlast fiel von meinem Herzen, da ich Wolfgang ganz heiter, ganz so wieder sah, wie er früher gewesen. Eine Ordre des Vaters bestimmte, daß noch am Nachmittag desselben Tages auf das Land gefahren würde. Elisabeth's Einsegnung sollte auf dem Gut in der kleinen Dorfkirche stattfinden. Der übermorgige Tag war der der Ceremonie. Dem Vater schien es wünschenswerth, dieselbe im engsten Familienkreise vor sich gehen zu lassen. Nur eine verheirathete Schwester hatte ihr Kommen gemeldet und nicht einmal die beiden Hausfreunde hatten Einladungen für den Tag des kirchlichen Vorganges erhalten, da, wie ich später erfuhr, der Vater den Rittmeister allein nicht übergehen und ihn doch auch in Rücksicht auf meine Stimmung gegen ihn nicht mit Wolfgang zugleich zu der Feier zuziehen wollte, und daher Beide ausschloß. Beide jedoch versprachen, für den nächsten Sonntag, auf welchen Elisabeth's Geburtstag fiel und der somit Veranlassung zu einer größern Gesellschaft bot, auf dem Gut zu erscheinen

„Marie Friederike in bloßen Armen ließ ein Frühstück auftragen. Lachend küßte ich sie auf den Ellbogen, da sie mit demselben eben nahe an meinem Mund vorüberstreifte, und wurde durch einen Schlag mit ihrem Taschentuch bestraft. „Ja, mein Fräulein", rief ich aus, „Dergleichen muß verborgen werden, oder ein junges Studentenblut wird zu noch mehr Thorheiten hingerissen!" Alles lachte, denn Sie wissen, theuerste Frau, ein Heimkehrender, lange Zeit Entbehrter genießt das Vorrecht, auch farblose und übel angebrachte Späße applaudirt zu sehen. „Ach", rief Elisabeth, „da lesen wir eben die Boz'schen Pickwickier. Du bist ja ein wenig von der Schreiberzunft, verfasse doch „Weibliche Pickwickier". Fräulein Marie Friederike als Präsidentin eines Clubs —"

„„Närrischer Tupmans und naseweiser Snodgrasses, das müßte in der That erbaulich werden", fiel die schnell Gereizte ein und warf dem lustigen Mädchen einen strafenden Blick zu. Ich erhob mein Glas. „Auf Ihr Wohl, Pickwick in Crinoline!" rief ich und stieß mit der wirklich ein wenig grollenden Marie Friederike an. „Willst Du die Haupt-Pickwick-Geschichte gleich hören?" fragte Elisabeth, welche die Wiedersehensstimmung ungewöhnlich kühn machte. „Warum nicht gar", fiel der Vater ein, „Taceat mulier in ecclesia — weißt Du, was das bedeutet, mein übermüthiges Töchterchen?" — „Ich weiß es", rief Elisabeth abwehrend, „wie oft bekommen wir es nicht zu hören!"

„Die Gläser klangen. „Haben Sie am Rhein die goldhaarige Loreley gesehen?" fragte Marie Friederike. „Nein", erwiederte ich, „aber im Augenblick glaube ich die blendenden Arme der Jungfrau wunderbar zu sehen." — „Und ich ihr Haar", sagte der Rittmeister und warf einen heißen Blick auf Elisabeth hinüber, deren Antlitz in lichtem Purpur aufging. Wolfgang trat zum geöffneten Flügel und intonirte die Loreleymelodie. Seine Töne bebten wie aus einer andern Welt in unsere lustige Unterhaltung hinein. Es war mir, als rief er in ihnen Elisabeth. Und in der That, als sei es noch ganz wie in früheren Zeiten, griff diese singend in seine Phantasie ein. Bald stand sie neben ihm am Instrument und in vollem Klang entströmte es ihrer Brust: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Sie hatte geendet. In den ergreifendsten und reichsten Wendungen modulirte Wolfgang zum Nachspiel noch einmal die letzte Strophe. Wie die Klage um ein zerstörtes Leben tönte es unter seinen Fingern: „Und das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan." Ich verstand ihn. Elisabeth aber klatschte ihm so heiter, so unbefangen Beifall, wie nur je in früheren Tagen. So gingen zwei heitere Stunden dahin. Noch waren Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Es blieb eine freie Stunde bis zur Abfahrt, ich ergriff Wolfgang's Arm und wir eilten in's Freie. Er hatte eine Musik zu Elisabeth's Einsegnung componirt, die er am Tage der Feier selbst in der kleinen Kirche spielen wollte. „Nun kommt es nicht dazu", sagte er; „Du siehst, wie weit Alles ist; weil der Andere Deinetwegen nicht hinaus genommen wird, muß auch ich zurückbleiben. Und ich hätte Dir so gern meine Musik gespielt. Du hättest verstanden, was darin liegt. Es ist keine Kleinigkeit, sich selbst ein Grablied zu singen." Damit war der Gegenstand, der uns erfüllte, berührt.

„Sie haben Wolfgang's Seele eine Heldenseele genannt, Madame. Ich weiß nicht, ob sie ihr auch jetzt noch diesen Namen zugestehen werden. Zwar hatte er seinen Vorsatz, sich Niemanden zu verrathen, treulich ausgeführt. Mir gegenüber jedoch lieh er seiner Verstimmung, seinem Seelenleiden bitter und rücksichtslos Worte. Ich konnte ihn darum nicht verkennen. Er war ja nur ein Mensch und hatte zwiefach gelitten, seit er des Freundes vertrauliche Nähe entbehrt hatte. Unfreundlich sprach er über den Rittmeister, völlig gehässig über Marie Friederike. Er übersah, daß Elisabeth ganz anderen Gewalten gehorchte, als den Ein-

flüsterungen einer Gefährtin, auf die sie ohnehin nicht zu viel hielt. Ich aber ging schweigend und rathlos neben ihm her. Ich ließ ihm den Trost, sich endlich einmal zu öffnen, einen Trost, dessen auch die reinste Seele nicht entrathen kann. Nicht durch Vernunftgründe, nicht durch Wachrufen neuer Hoffnungen verkümmerte ich ihm die Stunde, in der sich seine gepreßte Seele erschloß. „Warum liebt Elisabeth den Rittmeister?“ rief er aus. „Warum glüht sie auf in mädchenhafter Scheu, wenn er sagt, ihr Haar sei wie das der Loreley? Ist der Mensch nicht unmusikalisch wie ein Barbar, und sie mit ihrer himmlischen Stimme liebt ihn doch!“ So haderte er fort. Ich aber schloß tief in mein Herz, was er in dasselbe ausschüttete. Auch wußte ich, daß dies vorübergehend sei, und sah in der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er vor mir auch die dunklen Falten seines Innern enthüllte, nichts als sein grenzenloses Vertrauen zu mir. Ich täuschte mich nicht. Ehe noch eine halbe Stunde vergangen, erhob er sich zu der sonstigen Klarheit seines Wesens. Er entschuldigte sich, daß er mich so wenig freundlich empfangen: es sei ihm unmöglich gewesen, mir entgegenzukommen, d. h. bei meiner Wiederkehr dort neben dem Rittmeister zu stehen, wo er bei meiner Abreise allein gestanden. Dann strömte Elisabeth's Lob von seinen Lippen. „Ich weiß“, sagte er, „daß sie einem Andern zu Theil wird. Was thut es? Mag sie ihm unendlich mehr Neigung entgegentragen, als sie je für mich gehabt hätte — meine Liebe zu ihr ist größer, als irgend ein Anderer ihr oder sonst einem menschlichen Wesen darzubringen vermöchte. Dies Bewußtsein bleibt mir. Du aber, mein Herzensjunge, erneuere mir Dein Versprechen, mein Schweigen zu theilen. Die Gefahr, diesem Versprechen untreu zu werden, ist während Deines jetzigen Aufenthaltes keine geringe. Sei jeden Moment meiner Bitte eingedenk. Noch ist Elisabeth's Seele ein Himmel, den kein Wolkenhauch getrübt hat — sollen wir den ersten heraufbeschwören? Du verstehst mich. Cordelia's Wort — wirst Du es nie vergessen?“ — „Nein!“ rief ich aus, „wie ich Deine Seelengröße nie vergessen und nie den Schmerz vergessen werde, den ich in diesem Augenblick um Dich empfinde.““

Der Student schwieg. Ergriffen von der Erinnerung an Das, was er erzählt hatte, starrte er in den leichten Duft, welcher eben vom Fluß aufzusteigen begann.

Die schöne Frau aber sprach: „Love and be silent. Ihr Wolfgang war doch ein Held.“

Eine Dienerin zeigte sich am Eingang des Gartens. Die Gebieterin winkte sie herbei und verlangte einen Shawl. Der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu und die dem Strom entquellenden Nebel machten eine schützende Hülle wünschenswerth. Der Student nahm seine Erzählung wieder auf:

„Gegen Abend fuhren wir, der Vater, Marie Friederike und ich auf das Land. Die vier bis fünf Stunden, welche der Weg erforderte, wurden durch mancherlei Erzählungen verkürzt, zu denen es nicht an Stoff mangelte. Wie sehr auch die Fülle des Gegenwärtigen, der Wie-

derbesitz des Vaters und der Schwester mich ganz erfüllen mußte, doch flogen wieder und immer wieder meine Gedanken nach der Stadt, zu dem einsamen Freunde.

„Nachdem ich Vieles vom Rhein berichtet und Hunderte von Fragen über mein Leben an seinen Ufern beantwortet hatte, erklärte ich Elisabeth, daß die Reihe zu hören nun billigerweise an mich käme, und verlangte die weibliche Pickwickiergeschichte von ihr. Der Vater gab, wenngleich widerstrebend, seine Einwilligung, und auch Marie Friederiken's Opposition zu besiegen gelang meinen rührenden Bitten. Wollen Sie die Geschichte hören, theuerste Frau?"

„Erzählen Sie!" sagte ermunternd die schöne Zuhörerin. „Ich liebe die farbigen Arabesken um ein buntes Bild, wenn sie eigentlich auch nicht dazu gehören. Auch hoffe ich, daß der Schöpfer der Original-Pickwicker, mein hochbewunderter Landsmann Boz, darin nicht übertroffen wird. Eben so aber erwarte ich mit Bestimmtheit, Ihre liebe, gute Marie Friederike darin die Rolle der Dupirten spielen zu sehen."

„Dazu mag leicht Rath werden", sagte der Student. Und nun erzählte er von einer originellen Expedition, welche die Liebe, Gute und Elisabeth im Lauf des Winters zu einem berühmten Sammler von Raritäten, Antiquitäten, Büchern und Autographen gemacht, um bei ihm einen eigenhändigen Brief Friedrich's des Großen, den Marie Friederike aus der Erbschaft ihrer Mutter besaß, zu verkaufen. Ein jüdischer Curiositätenhändler sollte vor Jahren den stolzen Betrag von zwanzig Thalern für das Schriftstück geboten haben, ohne daß die Mutter der jetzigen Eigenthümerin sich von der Reliquie zu trennen vermochte. Diese aber, weniger pietätvoll und von der Absicht beseelt, einen Caschemirshawl zu erwerben, beschloß den Verkauf des Briefes an den erwähnten Handschriftensammler. Mit guter Laune schilderte der Erzähler, wie die beiden weiblichen Pickwicker in der mit einer Fülle der seltsamsten Dinge angehäuften Zwingburg des Antiquars nicht ihn selbst, sondern nur seinen Sohn angetroffen, wie aber dieser das Document mit Extase als echt anerkannt und mit einer Ehrfurcht, wie sie nur den unschätzbarsten Reliquien gegenüber am Platz sein konnte, an sich genommen habe. Wie dann Marie Friederike beim Herausgehen noch eine den Weg sperrende Gluthpfanne umgeworfen, welche Soliman II. in seinem Zelt vor Szigeth gewärmt hatte, ohne daß dieser Zwischenfall ihren Aussichten irgend welchen Eintrag gethan hätte, da sich der um seines beglaubigten historischen Werthes halber so kostbare Heizapparat unversehrt erwies. Mit Recht habe sie daher ein Gebot erwartet, welches sie in den Stand setzen würde, zu der Summe, die sie sich zur Erwerbung einer Mantille ausgesetzt hatte, einen Beitrag hinzuzufügen, hinreichend, den begehrtesten Shawl ihr eigen zu nennen. Und so phantasirten sie und Elisabeth, eingedenk der zwanzig Thaler des jüdischen Hausirers und in Erwagung des Entzückens, mit welchem der Sohn des zugleich um seines Reichthums halber bekannten Sammlers den Brief des großen Königs in Empfang genommen, nur noch von vierzig und fünfzig Thalern, bis sie

sich zuletzt auf zwanzig Ducaten als die Summe einigten, welche Marie Friederike bestimmt erhalten würde. Der nächste Morgen brachte den Harrenden und nicht wenig Aufgeregten den Bescheid in Gestalt eines großen, von dem Raritätenjäger selbst geschriebenen Briefes, in dessen langer Einleitung noch einmal die Echtheit und der hohe Werth des Autographs anerkannt wurde und zu dessen Schluß es hieß: daß in Anbetracht des guten Zustandes des Schriftstücks gern der höchste dafür übliche Preis bezahlt werden würde. Es seien dies — und damit ja kein Mißverständniß unterlaufen konnte, war die Ziffer mit lateinischen Buchstaben ausgeschrieben — „zwanzig Silbergroschen", welche der Bote bei sich habe, der auch zugleich beauftragt sei, wenn dieser Preis der geehrten Eigenthümerin des überaus werthvollen Documents nicht genehm sein sollte, letzteres zurückzuerstatten. Mit Behagen wurde von dem Erzähler der Zorn Marie Friederiken's ausgemalt, die, ohne den Ueberbringer so unerwarteten Bescheides eines Wortes zu würdigen, den Brief des Sammlers zugleich mit demjenigen Friedrich's des Großen in's prasselnde Kaminfeuer warf und sich einstweilen mit einer Mantille begnügte, wie sie sie ursprünglich in Aussicht genommen hatte, für welche sie sich aber nach Dem, was vorhergegangen, von Elisabeth fortan die Bezeichnung „der Brief Friedrich's des Großen" gefallen lassen müsse.

„Das war Elisabeth's Geschichte, die mir damals aus mehr als einem Grunde amüsant genug erschien", sagte der Student. „Und nun zurück zu uns selbst und zu Wolfgang!"

Die Lady hüllte sich in ihren Shawl. Auf die Nebel deutend, die in immer größeren Massen über dem Flußspiegel brauten, sprach sie:

„Ja, zurück zu Wolfgang, dem schweigend liebenden Jüngling! Haben wir nicht ein Bild seiner Geschichte vor uns? Vor die Seele drängt es sich in diesen dichter und immer dichter wallenden Nebelschleiern. Bald haben sie den Fluß vollständig umhüllt, der noch jüngst so klar zu unseren Füßen lag — bald auch umdüstert das Unabänderliche den Lebensweg des jedes Mitgefühls werthen Freundes. Doch trösten wir uns. Ob den Gestirnen durch jene Nebel auch verwehrt wird, an der Brust des Stromes zu ruhen, sie bleiben dieselben. Nur ihr Anblick, nicht sie selbst werden ihm für eine Weile geraubt. Und also sitzt auch unser Wille über unseren Leidenschaften klar, selbstständig und immerdar. Jene mögen ihn bisweilen trüben und einhüllen, ja, unser Leben selbst mögen sie untergraben — den stolzen Triumph der freien Entschließung, ihnen nicht nachzugeben, können sie Dem, der wie Wolfgang und wie wir, die wir ihn verstehen, ist, nicht verkümmern."

Der Student sah die Sprecherin, um deren Lippen wieder jene eigenthümliche, wie gegen sich selbst gerichtete Herbe zuckte, fragend an. Aber er unterdrückte, was ihm auf der Zunge schwebte, und fuhr in seiner Erzählung fort:

„In dieser Nacht fuhren wir dahin. Schnee fiel in großen Flocken

und blieb an den Wagenfenstern hängen. Nach dem Scherzhaften wandte sich unsere Rede Ernsterem zu. Sie blieb bei Wolfgang haften. Ich erfuhr, daß der Arzt sich zum Vater nicht nur in höchst besorgter Weise, sondern sogar fast hoffnungslos ausgesprochen hatte. Elisabeth bemerkte: „In die peinlichste Lage sehe ich mich regelmäßig versetzt, wenn er mich zum Singen auffordert. Du wirst es selbst hören, welche Anstrengungen ihm der Vortrag eines umfangreichern Stückes verursacht, welche Erschöpfung er im Gefolge hat. Wie könnte ich es gar erst verantworten, ihn wie sonst zum Clavier zu ziehen und zu irgend welchem Duett zu ermuntern? Und dennoch kränkt er sich, daß es nicht geschieht, und empfindet es mit stillem Vorwurf gegen mich."

„Mir ging das Herz über. In ein enthusiastisches Lob des Freundes ausbrechend, lieh ich jedem Gefühl, welches mich für ihn beseelte, Ausdruck. Elisabeth aber stimmte mit derselben Bereitwilligkeit und Unbefangenheit, wie in früheren Tagen, in Alles ein, was ich sagte. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „Wie schön ist es von Dir, des Bruders einzigen Freund in solcher Weise anzuerkennen." Da entgegnete sie hastig: „Den einzigen? Sage den vertrautesten — und Du hast genug gesagt. Denn es sind noch Andere vorhanden, denen Du durch nichts zu entschuldigende Unbill zufügst, wenn Du sie nicht ebenfalls für vollkommen aufrichtig hältst." — „Ich aber glaube", versetzte ich, und zwar nur ihr hörbar, „Ihr begeht ein durch nichts zu entschuldigendes Unrecht, indem Ihr ihn, den langjährigen Freund unser Aller, über diesen Andern halb und halb in Vergessenheit sinken laßt und vernachlässigt." Nicht ohne Festigkeit und entschiedenen Vorwurf im Ton hatte ich es gesagt. Elisabeth entgegnete nichts, aber sie entzog mir ihre Hand und etwas Fremdes, Unbehagliches hatte sich eben so plötzlich, wie widerwärtig zwischen die Geschwister gedrängt.

„Bald kamen wir auf dem Gute an. Die Verwalterin empfing uns mit wohlgewärmten Zimmern und siedendem Thee. Während ich das Personal des Hofes begrüßte und noch bei Laternenlicht einem und dem andern vierfüßigen Liebling in den Pferdeställen meinen Besuch machte, hatte sich Elisabeth an das Piano gesetzt. Als ich wieder in's Zimmer trat, machte sie einen geschickten Uebergang und intonirte mit halber Stimme, wie nur für sich selbst, eines jener Lieder Wolfgang's, von denen ihr Autor zu sagen pflegte, sie würden erst componirt, wenn Diejenige, der sie stets zugeeignet waren, sie zu singen begänne. Ich setzte mich leise neben der Thür nieder. Es lag wirklich seit jenem vorwurfsvollen Wort, das mir im Wagen entschlüpft war, Etwas zwischen uns. Elisabeth's Gesang hatte von jeher eine eigene Gewalt über mich ausgeübt. Auch jetzt, und jetzt vielleicht unwiderstehlicher wie je, drangen ihre verhallenden Töne in die weichste Gegend meines Herzens. Ich eilte zu ihr und streichelte zärtlich über ihr blondes Haar. Sie aber sprang auf und sank an meine Brust. Wie wild aufglühen aber fühlte ich ihr Gesicht an dem meinigen, da ich ihr zuflüsterte: „Ich weiß recht wol, welche Freunde wir haben, Liebchen, und ich bin immerhin dankbar für

das Interesse, welches man mir, und sei es auch nur um der Schwester willen, schenkt." Ich erhielt keine Antwort. Wie ein Pfeil entfloh Elisabeth nach dem dunklen Nebenzimmer und nahm mir über ihr Empfinden auch den letzten Zweifel — wenn ich ja einen solchen noch gehabt hätte.

„Der nächste Morgen erschien und mit ihm eine ältere, wohlverheirathete Schwester, welche einen kleinen Mädchenengel von fünf Jahren in des Großvaters Arme hob. Mit ihr war ein Korb frischer Blumen angekommen, die ohne Elisabeth's Wissen den Altar der kleinen Dorfkirche schmücken und das Heiligthum mit den Schätzen des Frühlings ausstatten sollten, während draußen tiefer Schnee lag. Einfach und würdevoll ging die Ceremonie vor sich. In hohem Kleide von schwarzem Seidenstoff stand Elisabeth vor dem Altar, neben ihr ein Knabe des Dorfes, den derselbe Geistliche zur Confirmation vorbereitet hatte. Als einzigen Schmuck trug sie ein Medaillon mit dem Bilde der Mutter um den Hals. Es war das Eigenthum des Vaters und nie kam es von seiner Brust. Heute hatte er sich für eine halbe Stunde davon getrennt. Ein segenbringendes Amulet, wollte er es während der bedeutungsvollen Handlung am Herzen seines Kindes wissen. Genug, theuerste Frau, es war eine Familienfeier in des Wortes beschränktestem, aber auch anheimelndstem Sinne. Auf das Intimste und Herzlichste verlebten wir die nächstfolgenden Tage — vor Allem Elisabeth und ich. Aber wie sehr wir auch die alten Geschwister waren, wie häufig wir uns auch allein einander gegenüber fanden und der vertraulichsten Unterredung Thür und Thor geöffnet war — nicht einmal der Name des Rittmeisters fiel zwischen uns. Marie Friederike hingegen sorgte für stete Erneuerung seines Gedächtnisses und als ich auf eine ihrer Apotheosen des stattlichen Officiers scherzend hinwarf: „Fräulein, ich befürchte, es ist im Geheimen bereits Alles zwischen Ihnen und unserm eleganten Freunde von Sr. Majestät schönstem Husarenregiment geregelt. Wann wird die Welt Näheres erfahren?" — Da wandte sich Elisabeth erröthend und offenbar verletzt durch diesen Scherz ab.

„Endlich kam das Ende der Woche und brachte die beiden eingeladenen Freunde aus der Stadt. Beide führten kleine, geheimnißvolle Packete mit sich, deren Bestimmung man nur errathen konnte, wenn man sich des für den nächsten Tag bevorstehenden Geburtstags Elisabeth's erinnerte. Und so war es. Wolfgang brachte ein Heft neu verfaßter Lieder, welche er ihr nebst der Orgelmusik, die er zur Einsegnung componirt hatte, zum Angebinde darbringen wollte. Der Rittmeister hatte ein schimmerndes Schmuckstück in Gestalt eines Armbandes in einen dicken Strauß Heliotropen verbergen lassen, welcher mit einer Hülle von duftenden Blüthen das elegante Maroquinkästchen von allen Seiten umschloß.

„Heiter und festlich brach der Geburtstag an. Befreundete Nachbarn erschienen bereits im Lauf des Vormittags auf dem Gute. Es waren Einladungen zu einem solennen Mittagsmahl ergangen. In

Gruppen füllten die Gäste das große Gesellschaftszimmer. Der Rittmeister stand in tiefem Gespräch mit der ältern Schwester. Beide blickten nach mir hinüber. Ich aber fühlte mein Blut zum Herzen strömen. Und da nun gar der Rittmeister zu mir trat und mich zur ältern Schwester hinüber holte, um an ihrer Unterredung Theil zu nehmen — da war es mir, als stünde ich einer Entscheidung gegenüber, die mich wie ein Blitz, unheilvoll und mit jäher Gewalt zugleich treffen mußte. Ich sah genau, was bevorstand. Konnte es denn auch anders kommen? Nicht nur durch Elisabeth's einem Andern geltende Neigung wußte ich den besten Freund zu einem zerstörten Leben verurtheilt, auch physischem Untergang wußte ich ihn geweiht. Und dennoch, dennoch empörte ich mich gegen den Lauf des Schicksals, sah nichts als Ungerechtigkeit in seiner Fügung und nichts als Undank darin, daß Elisabeth ihr Herz einem Andern geweiht, und erblickte diesen Andern mehr wie je in dem Licht eines Eindringlings, eines Räubers. Vor allen Dingen sträubte sich mein ganzes Innere gegen eine so plötzliche Entscheidung jenes dreifachen Geschickes. Aber was nützte es — mußte ich es nicht hören? Der Rittmeister setzte uns auseinander, daß er Elisabeth liebe. Des Vaters Einwilligung dürfe er als gesichert betrachten. Dennoch sei ihm Alles daran gelegen, auch von uns eines freundlichen Empfanges sicher zu sein, für den Fall, daß es ihm durch Elisabeth's Entscheidung beschieden werden sollte, ein Mitglied der Familie, welcher sie angehörte, zu werden. Die ältere Schwester, die vom Vater offenbar Winke erhalten hatte, reichte dem Rittmeister die Hand und sagte: „Wenn wir für Elisabeth bürgen könnten, dann dürften Sie jenen interessanten Gang, der Ihnen in dieser Angelegenheit demnächst bevorsteht, mit vollkommener Seelenruhe antreten.“ Ich sagte nichts. Nur mit Mühe wurde ich meiner aufstürmenden Gefühle Herr und selbst mein Schweigen mochte eher als eine Verletzung, denn als ein Zeichen von stummer Billigung auszulegen sein. Der Rittmeister aber ergriff meine Hand und tief in meine Augen sehend, sagte er: „Wer mir doch den Weg zu Ihrem Herzen zeigen wollte! Noch immer wissen Sie in Ihrem Innern nicht jene Gesinnung für mich zu finden, die ich, wenn auch nicht um meiner selbst, doch aber um Elisabeth's willen beanspruchen sollte.“ Ich hatte keine Erwiederung für ihn, als das Versprechen, ihm später mein ganzes Vertrauen zuzuwenden. Nur heute nicht! Nur heute noch müßte ich als das mir zunächst Liegende die Bitte betonen, als außerhalb dieser ganzen Angelegenheit stehend betrachtet zu werden.

„Um Alles in der Welt hätte ich jetzt nicht von Wolfgang angetroffen werden mögen. Ich blieb daher noch in dem großen Salon zurück, während sich der Rittmeister, der ältern Schwester hochgewachsene Gestalt am Arm, nach dem Bibliothekzimmer wandte, wo sich der Vater mit verschiedenen Gutsnachbarn im Gespräch befand. Hatte ich nicht den Freund verrathen? Und verrieth ich ihn nicht um so schwerer, als ich, ohne es zu wollen, doch anerkennen mußte, daß bei seinem hoffnungslosen Leiden die Wendung, welche die Dinge genommen, die wünschens-

werthere war? Aber was beginnen? Fast bereute ich es, heimgekehrt zu sein. Dann wieder klagte ich mich um meines Schweigens halber an — als ob mein Reden Etwas geändert hätte, als ob es nicht im offenbarsten Widerspruch zu Wolfgang's eigenem Verlangen gestanden hätte. Und es gab keine Rettung aus diesem Dilemma. Ich fühlte es und fühlte es mit um so vernichtender Schwere, als ich die Entwickelung mit Macht und unaufhaltsam herannahen sah. Ja, hätte ich mein damals so leidenschaftloses Herz mit seinem zerrissenen, meine überschäumende Gesundheit mit dem sichern Tod in seiner Brust vertauschen können — in jenem Moment hätte ich es ohne Zaudern gethan! Aber nun mußte ich doch zu ihm. Ich fand ihn mit Noten unter dem Arm im Bibliothekzimmer. „Prächtig, daß Du kommst", rief mir die ältere Schwester entgegen. „Wir haben eine Expedition vor. Eben ist der Gottesdienst in der Kirche beendigt, wir haben hinunter gesandt, daß der Orgeldiener noch ein wenig verziehe. Unser Freund will uns die Musik zum Besten geben, die er für Elisabeth's Einsegnung componirt hat." Der größte Theil der Gäste schloß sich uns an. Schnell hatten die Damen Kapuzen und Tücher und wir verfügten uns nach der nahen Dorfkirche. Ich stand auf dem Orgelchor neben dem blassen Freund. Die übrigen Zuhörer hatten im untern Raum des kleinen Gotteshauses Platz genommen. Wolfgang spielte seine Musik und an jedem Ton empfand man, daß dieselbe Seele, welcher die Weisen dieses Tonstücks entströmt waren, auch die Hand belebte, welche dieselben eben in das Dasein des lebendigen Klanges beschwor. Seit ich gehört, was ich damals hörte, weiß ich, daß die Entsagung in nichts Anderm als in Tönen sprechen sollte. Was im Wort grausam, verletzend und vernichtend erscheint, in Tönen offenbart verklärt es und trägt es zum Himmel. So erschien mir Wolfgang's Musik, so erschütternd und so versöhnend zugleich. Und als er nun geendet und seine bleichen Hände noch auf den Tasten ruhten, während er seine Augen strahlend zu mir erhob und seine Lippe leise sagte: „Du hast mich verstanden!" da ergriff ich, meiner Bewegung nicht mehr mächtig, seine Hand und preßte sie gegen mein glühendes Gesicht. „Ja", rief ich, „ich verstand Dich! Lieben und Schweigen — daß es gerade Dein Schicksal werden mußte!" Er unterbrach mich heftig: „Also ist es entschieden? Du selbst sagst es?" Ich konnte ihm nicht mehr antworten. Die ältere Schwester und Elisabeth erschienen auf dem Chor, den Freund mit Lobsprüchen und Dank zu überhäufen. Jene nahm für den Heimweg Wolfgang's Arm, während ich mit Elisabeth und einigen ihrer Freundinnen voranschritt. Auf dem Wege wandte ich mich zufällig um. Die ältere Schwester sprach lebhaft und ihre Augen, die auf Elisabeth ruhten, deuteten an, daß diese der Inhalt des Gesprächs sei. Wolfgang schritt bleich wie ein Gespenst neben der Sprecherin einher, ich sah es, er hielt sich nur gewaltsam aufrecht. Hinter ihnen ging Marie Friederike am Arm eines pensionirten Hauptmanns, welcher die Liebe, Gute von der Pferdezucht auf seiner Besitzung unterhielt.

Was die ältere Schwester Wolfgang gesagt, hatte ich nicht hören können. Der Eindruck jedoch, den ihre Worte auf ihn machten, ließ mich mit Bestimmtheit schließen, daß sie, ohne es zu ahnen, im Hinblick auf Elisabeth dem vertrauten Freunde des Hauses Andeutungen gemacht, die ihn tödtlich berühren mußten. Ich hatte mich nicht geirrt. Kaum waren wir im Herrenhause angekommen, als er mich nach dem letzten Zimmer zog, dessen Thür hinter sich schloß und mit zitternder Stimme rief: „Sage mir auf Dein Ehrenwort, Ihr wißt Alle darum, daß der Rittmeister Elisabeth liebt und Ihr werdet sie ihm geben?"

„Ich stand wie vor meinem Richter, dem Unvermeidlichen in seiner ganzen Wucht gegenüber. „Aber Wolfgang" —

„„Ja", unterbrach er mich, „und es war mir, als ob er größer wurde, „doch soll es noch heute ein Ende haben. Ob heute, ob morgen — sei es denn heute! Dich aber bitte ich um Eines: sende mir Elisabeth auf ein paar Worte hieher." Er schien mir wie von einem Fieber gepackt. Da ich unwillkürlich zögerte, setzte er hinzu: „Befürchte nichts. Kennst Du mich nicht zur Genüge, um zu wissen, daß kein Wort fallen wird, welches dem besten Mädchen einen Blick in mein Elend eröffnen könnte? Sende, sende mir Elisabeth!"

„Ich ging nach dem großen Gesellschaftszimmer zurück. Dort stand Marie Friederike mit dem pensionirten Hauptmann, der indessen zu den übrigen Thiergattungen auf seinem Hofe übergegangen war. Dort stand auch Elisabeth mit ihren Freundinnen, welche ihr den Schmuck der verstorbenen Mutter, heute vom Vater ihr geschenkt, anlegten. Wenige Minuten darauf flüsterte ich ihr zu: „Wolfgang möchte Dich im grünen Eckzimmer auf ein paar Worte sehen." Sie rief aus: „O, der beste Mensch — wie schön, wie ganz Er war doch seine Musik! Kann man herrlichere Geburtsgeschenke haben als ich? „Und sie zeigte mit der einen Hand auf den Schmuck der Mutter, mit der andern deutete sie nach dem Tisch hinüber, auf dem Wolfgang's Notenheft und des Rittmeisters Heliotropenstrauß lagen, dessen kostbarer Inhalt noch nicht zu Tage gekommen war. Und schon eilte sie nach dem grünen Zimmer. Aber noch einmal kehrte sie um und flüsterte mir zu: „Sieh Marie Friederike an — sie trägt den Brief Friedrich's des Großen. Hat sie nicht wirklich etwas Königliches?"

„Was gleich darauf im grünen Eckzimmer geschah, erfuhr ich erst später, als Elisabeth das Räthsel, welches in Wolfgang's Wesen für sie liegen mußte, klar geworden war, aus ihrem eigenen Munde. Er hatte ihre Hand ergriffen und mit leiser Stimme, aber mit einem Ausdruck, der Diejenige, welcher er galt, durch ihr ganzes Leben begleiten mußte, das Folgende gesagt: „Elisabeth, wissen Sie, daß Sie wol schon in der nächsten Stunde eine Braut sein werden? Er, der Rittmeister, wird um Sie werben. Deswegen ist er gekommen. Sie aber werden mit ihm glücklich sein — geben Sie ihm ihr Jawort. Sie hätten mich doch gefragt, wie in früheren Zeiten, was zu thun sei — nicht wahr?" Elisabeth stand wortlos und aufglühend vor Erstaunen und mächtiger, Alles

in ihr aufstürmenden Bewegung. „Wissen Sie denn nicht", fuhr Wolfgang fort, „daß der Mann Sie vergöttert? Ich weiß es und alle Welt. Und Sie — sind Sie denn nicht sein mit jedem Schlage Ihres Herzens? Nein, wenden Sie sich nicht ab, zürnen Sie nicht, wenn ich mit diesen Worten in das Zarteste Ihrer Seele greife. Ist es doch Ihr bester Freund, dem einst jeder ihrer Gedanken klar vorlag, der so zu Ihnen spricht. Man zeigt auf mich und sagt, ich sei ein verlorener Mensch. Daß dem so wäre! Ich würde wenigstens den einen Trost mit mir nehmen, Ihnen den ersten Segenswunsch für Ihr neues Glück dargebracht zu haben." Er neigte sich ein wenig herüber, und streifte ihre Stirn mit seinen Lippen. Dann trat er leise hinweg und ließ das wie von einem Lichte geblendete Mädchen rathlos, selig und bestürzt mit sich allein. Sie drückte die Thür hinter dem Enteilenden in's Schloß. Es war ihr nicht möglich, dorthin zurückzukehren, wo sie sicher war, den Mann zu finden, von dem ihr der Freund eben gesprochen hatte. Mit glühendem Kopf blieb sie in dem entlegenen Eckzimmer. Scheu und Seligkeit, Wonne und Schreck bewegten und durchstürmten ihre Seele. Die ganze Sonne flammte vor ihr empor und verloren vor dem unendlichen Glanz sank ihr Blick, kein Kinderblick mehr, zur Erde. So harrte sie allein in dem fernen kleinen Eckzimmer. Und so traf sie der Liebende, welcher zur Vollendung seines Glückes nichts mehr ersehnte, als sie so zu treffen. Der Mann, dem vor Andern zu begegnen, nach der empfangenen Offenbarung ihr völlig unmöglich schien — jetzt stand er plötzlich vor ihr, zeugenlos und allein. Wol mochte die schlanke, mädchenhafte Form ein Zittern durchschauern, da er die Zurückweichende bei der Hand ergriff. Flucht war unmöglich — er sprach — — — aber lassen wir der Liebe ihr Geheimniß!

„Sie winken mir Zustimmung, theuerste Frau? Ja, lassen wir der Liebe ihr Geheimniß. In solcher Stunde wird jedes Wort zur geweihten Offenbarung. Zum Menschenschicksal entscheidenden Orakel wird der armseligste Laut. Ein Hoherpriester kann aus den Rollen seiner Propheten nichts Heiligeres verlesen, als in solcher Stunde die verwirrte Scham eines jungen Mädchens stammelt. Giebt es eine Stunde, in der die Menschenhand an die unveräußerlichen Rechte des Himmels rührt, so ist es diese. Ihre Geheimnisse wiederzugeben — wer vermöchte es, ohne Entweihung auf seine Seele zu laden? Machen wir uns wenigstens eines solchen Frevels nicht schuldig.

„Und so wurde der Geburtstag zum Verlobungstag. Am Ende des Mittagstisches, da der erste knallende Pfropfen die brausende Fülle gefesselten Schaumweins zu befreien begonnen, proclamirte der Vater das Bräutchen. Ich wollte nicht nach Wolfgang hinüber blicken, und doch war es, als zwänge ein Dämon meine Blicke gerade nach jener Richtung. Fliegender Purpur bedeckte sein Gesicht, und als nun der Rittmeister im Vollbesitz seines neuen Rechts und vom lärmenden Jubel der ganzen Gesellschaft umtönt, die Braut in die Arme schloß — da ward der beklagenswerthe Freund wieder bleich, als ob der Kuß des Todes eben

seine Lippen berührte. Nach der Stuhllehne griff seine Hand, als wolle er fallen und ein Blick traf mich — ein Blick! Seit jenem Moment weiß ich, wie ein menschliches Auge bricht. Genug, es war ein peinvolles Fest für mich. Ich sah Elisabeth, das Theuerste, was damals die Erde noch für mich hatte, aufblühen in stolzestem Menschenglück — und daneben den Freund, mir fast eben so theuer wie die Schwester, erlöschen und hinsterben im tiefsten Jammer, der über ein Herz verhängt werden kann. Die Stimme des künftigen Verwandten rief mich aus meinen quälenden Betrachtungen. „Ich wünsche Ihnen Glück", rief er zu mir tretend, „zu einem Schwager von meiner Qualität", und leise und ernst setzte er hinzu: „Ich weiß, was uns trennt" — „Sie sollen mich nicht verkennen", unterbrach ich ihn. „Sie sind mir gewiß der Liebste — Einen ausgenommen. Und dieser Eine — sehen Sie denn das nicht? — wird Keinen von uns mehr lange von dem Andern trennen."

„Noch eine Woche blieb ich in der Heimat. Der Tag der Abreise war da. Ich hatte für Wolfgang mein Bild anfertigen lassen. Er nahm es und betrachtete es sehr lange. „Ja", sagte er, „Ihr seht einander sehr, sehr ähnlich." Ich legte meinen Arm um seinen Hals: „Wolfgang", sagte ich, „verzeihst Du mir?" Und wieder zuckte jene fliegende Röthe über sein Gesicht, die mich während der letzten Tage so oft erschreckt und auf welche der Arzt deutete, wenn er das entsetzliche Wort „hoffnungslos" aussprach. „Ich Dir verzeihen?" fragte er. „Bin ich nicht in Deiner Schuld?" Störte ich durch mein Leichenbittergesicht nicht Deine ganze Festfreude? Nun danke ich Dir für das schöne Bild. Der Nächste meinem Herzen bist fortan Du — ob ich auch Dich noch verlieren könnte, weiß ich nicht." Ich versuchte zum ersten Mal, ein wenig zu trösten. Beim Abschied drückte ich ihm noch einmal meine Neigung in den zärtlichsten Worten aus. „Ja", rief er, „ich weiß es. Dafür liebe ich Dich auch, wie nie ein Freund den Freund geliebt hat, am meisten auf der Welt — Eine ausgenommen."

„Ich reiste nach dem Rhein zurück. Wie anders war der Abschied, wie anders meine Gefühle der Trennung halber als das erste Mal! Und doch waren es kaum vier Monate, die dazwischen lagen."

Der Student hielt inne. Der Tag ging in Nebeln zur Ruhe, die vom Strom aufsteigend sich über seine Ufer verbreiteten, hin und wieder riß ein Windstoß die dichten Schleier auseinander und das blutrothe Licht der untergehenden Sonne strömte durch die entstandenen Lücken. Auch auf das Antlitz der schönen Frau legten sich seine flüchtigen Rosen.

„Geben Sie mir den Amethyst noch einmal!" sagte sie.

„Der Student that es und der Zuhörerin Auge wandte sich während des Schlusses seiner Erzählung nicht mehr von dem violetten Stein.

„Das Ende meiner Geschichte ist da: In wenigen Worten will ich Ihnen das Schmerzlichste melden. Es war in den letzten Tagen des März gewesen, als Wolfgang den Vater, der um diese Zeit seinen Aufenthalt auf dem Gut zu nehmen pflegte, auf das Land begleitet hatte. Nachdem ihm die Luftveränderung während der ersten merkwürdig heil-

bringend geschienen, kehrte die Krankheit zurück, heftiger als zuvor, und in wenigen Tagen erlosch ein Menschenleben, das durch nichts Unedles entstellt war und über welches selbst der tiefste aller Schmerzen kaum anders dahin gezogen war, wie ein himmlischer Klagegesang über ein irdisches Instrument. Er starb in des Vaters Armen. Sein letztes Wort war ein Wort des Verlangens nach mir, war, obwol er in einer Art Delirium schied, ein Laut der Klage, daß ich ihm nicht zur Seite stand. Elisabeth befand sich bei der ältern Schwester, welche sie gleich nach meiner Abreise mit sich genommen. Und ich? Im vollen Rausch des Studentenlebens, übermüthiger als je zuvor, trieb ich dahin.

„Späte Ostern, grüne Ostern! Ich kam heim und fand ein frisch berastes Grab, übersät mit Veilchen. Elisabeth hatte die knospenden darauf pflanzen lassen, welche nun durch reichste Blüthe die besondere Pflege, die ihnen zu Theil wurde, lohnten. Auch stand sie am Arm ihres Verlobten dabei, als der Steinmetz unter meiner Leitung den kleinen Marmor, auf welchem dieselben Buchstaben stehen, die Sie auf meinem Amethyst lesen, auf den Grabhügel setzte. Elisabeth wußte jetzt Alles. Thränen fielen aus ihren Augen und leise sagte sie zu dem Geliebten: „Daß er uns sterben mußte! Er wäre Dir und mir immerdar der treueste Freund gewesen!"

„Und dort, theuerste Frau, hätten Sie mich an demselben Abend können sitzen sehen, allein und dem Verblichenen das einzige Opfer darbringend, über welches meine Armuth verfügte. Auf diesem zerknitterten Blatt können Sie halbverwischte Bleistiftzüge sehen — ein paar armselige Verse. Was war das für diesen?"

Die Lady erbat sich das zerknitterte Blatt:

„„Lassen Sie es mir als Andenken an diesen Tag — an Sie!" sagte sie; und da der Student von dem geringen Werth desselben sprach, rief die schöne Frau:

„Es ist ein Stück Ihrer Seele darin — lassen Sie mir dasselbe!" Und indem sie das Blatt an ihrer Brust barg, setzte sie hinzu: „Wie lauten die Verse?"

Der Student erfaßte die Hand der Zuhörerin, die ihm willig überlassen wurde, und recitirte durch das Abenddunkel, welches sie tief und immer tiefer zu umgeben begann, die folgenden Strophen:

„Und Du warst krank und ich war fern,
Ich kniete nicht an Deinem Lager;
In Nebel hüllte sich Dein Stern,
Bleich ward die Wange Dir und hager —
Und ich, o Pein, ich weilte fern,
Nicht war ich da, Dich zu ermuthen,
Zu kühlen Deiner Stirne Gluthen.

Du rangst im Tod und ich war fern,
Der ich Dir Treue doch gelobte,
Du meiner Jugend Stolz und Kern,
Den ich so tausendfach erprobte;
Du starbst — und ich? Ich war zu fern,
Dein letztes Seufzen zu empfangen,
Stumm über Deinem Sarg zu hangen.

Sie senkten Dich in's Grab, mir fern:
Nicht legt' ich Dich in's schmale Bette,
Nicht stieg mein Flehn für Dich zum Herrn,
Nicht schlang ich duft'ger Blumen Kette
Um Deinen Sarg — ich war ja fern —
Nicht fiel von mir mit Schmerzgeberde
Auf Dich die erste Hand voll Erde.

Fahr' wohl, fahr' wohl! Ob ich auch fern,
Mit Sehnsucht hast Du mich verlangt,
Nacht hüllte Deines Geistes Stern;
Dein Herz hat doch nach mir gebangt.
Nach mir gebangt — und ich war fern!
Vergieb, jetzt ist an Deinem Grabe
Der kleine Platz all' meine Habe."

## Epilog.

Vier Tage waren seit jenem Abend verflossen, da sich die Lady des Studenten zerknitterte Verse zum Gedächtniß erbeten hatte. Nun schlug die schwerste der Stunden für sein junges Herz. Keines Wortes mächtig stand er vor der unvergleichlichen Frau. Unten am Ufer lag der Kahn, der ihn zum Dampfer hinüberführen sollte. Und schon schwamm dieser groß und majestätisch aus der geschlossenen Felsendecoration des gewundenen Strombetts heran.

Vor der unvergleichlichen Frau stand der Student. Ihre beiden Hände hatte er ergriffen. Auch heute, auch jetzt noch erschien sie ruhig, aber auch bleich erschien sie, wie jene Marmorbilder, die einen farbigen Anhauch verschmähen und welche durch nichts ewig sein wollen, als durch die Erlauchtheit ihrer Form allein. Sie sprach:

„Sie werden meiner gedenken — ich weiß es. Auch mir wird des jungen Poeten Gestalt immerdar zur Seite wandeln. Nicht nur für die Dauer meines rheinischen Aufenthalts — auch dort, wo nicht Alles an seine freundliche Gegenwart erinnern wird, an der Seite des Gemals, in der fernen englischen Heimat soll ihm ein treues Gedenken gewahrt bleiben!"

Der Ruf des harrenden Bootsmannes ließ sich vernehmen. Gewaltsam schreckte der unbarmherzige Klang den Scheidenden empor. Seine Lippe, wortlos bisher, fand wieder Töne und er rief:

„Ob dieses Bewußtsein mir genügen wird, um auch fern von Ihnen das Leben tragen zu können, weiß ich nicht. Dennoch danke ich Ihnen für Ihre Worte. Eines aber trage ich noch auf der Seele — selbst Ihr Verbot kann mich jetzt nicht mehr verstummen heißen. So lange mir noch für einen Tag, für eine Stunde die Hoffnung Ihrer Gegenwart blieb, vermochte ich zu schweigen. Jetzt ringe ich diese Kraft der erliegenden Seele nicht mehr ab. Auch Göttern darf auf Das, was sie über ein Menschenhaupt verhängen, durch entzückten Jubel, durch einen Schrei der Verzweiflung geantwortet werden. In Keinem von Beiden liegt Entweihung. Beides ist Gebet. Und so dürfen auch Sie nicht zürnen, wenn ich mein Lebewohl in die Worte zusammenpresse: Ich vergöttere Sie!"

Sanft abwehrend schüttelte die schöne Frau den Kopf:

„Die Zeit wird kommen, da Sie mich verstehen werden. Wenn das Vermögen, in fremden Seelen zu lesen, über Ihr Dichterauge gekommen sein wird, dann, selbst gereifter und reicher an Blicken, aus der eigenen Brust in diejenige Anderer, werden Sie auch die ältere Freundin in vertrauterem Lichte erblicken. Pflichten und Jahre trennen mich von Ihnen. Sie werden erkennen lernen, was dies für den Stolz einer Frau ist. Stände ich Ihnen heute gegenüber, wie Sie mir — nicht allein würden Sie dahin ziehen, geliebter, junger Poet. So aber habe ich für uns Beide gesorgt. Ihnen rettete ich den ersten Traum — mir den letzten. Unbefleckt auch vom leisesten Hauche, der stolze Seelen beleidigen könnte, rettete ich ihn uns Beiden. Auf jeden wildern Gedanken, der durch Ihr Gemüth stürmt, lassen Sie mich mit einer Bitte antworten: Gönnen Sie diesem Ringe hier einen Platz an derselben Hand, daran das Andenken des todten Freundes schimmert!"

Sie reichte dem jungen Mann einen dunkel emaillirten Ring dar, in dessen Mitte ein Edelopal sein wundervolles Farbenspiel entfaltete. Der Beschenkte preßte die Hand der Geberin an seine Lippen. Aber schon ertönte des Fährmanns dringender Ruf zum zweiten Mal — und stumm wankte der Student die Steintreppe herunter, welche von der Terrasse zum Flusse führte.

„Grüßen Sie Elisabeth!" klang es ihm nach.

Schon entführten ihn die unerbittlichen Ruderschläge. Noch einmal tönte es wie ein verhallendes „Lebewohl" in ihr Rauschen — und schon legte sich der Nachen an die Seite des stolzen Dampfers.

„Wenige Minuten noch und von dem hohen Verdeck starrte ein feuchtes Auge nach dem Städtchen, nach der Steinterrasse, nach der schlanken Frauengestalt an ihrer Brüstung hinüber. Mächtig griffen die brausenden Schaufelräder aus. Noch einmal winkte von dort eine Hand, weiß wie das Spitzentuch, welches sie in ihrer Hand hielt — und schon versank vor des Zurückgewandten Auge die Terrasse, die schlanke Frauengestalt, die schimmernde Hand. Um dunkle Felsenvorsprünge bog der Dampfer und wie eine fremde Welt, eine Welt der Verbannung, umfing ein neues Landschaftsbild den Studenten.

Seine Blicke fielen auf den Ring, dessen Prachtstein er früher an der Lady Hand hatte flammen sehen. Er zog ihn vom Finger. In seinem innern Rund zeigte sich das Datum jenes Tages eingravirt, da er der schönen Frau seine Novelle erzählt hatte. Daneben aber las er die Worte: Love and be silent!

# Alice Maud Mary,

## Prinzessin von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen.

„Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser!" Wol im vollsten Sinne des Wortes läßt sich die Wahrheit dieses Spruches auf die Fürstin anwenden, von der ein Charakter- und Lebensbild zu entwerfen wir aufgefordert sind, und bei dessen Ausführung wir nicht verkennen, welche Schwierigkeiten es bietet, das innere Abbild eines noch unter uns Lebenden darzustellen, während es doch dem Künstler — dem Maler und Bildhauer — verstattet ist, die äußeren Züge so wahrheitsgetreu und liebevoll als möglich wiederzugeben. Wie aber Jener stets suchen wird, neben dem individuellen Ausdruck, zugleich das Schön-Menschliche seines Gegenstandes zur Darstellung zu bringen, so möge ein ähnliches Bestreben das Werk der Feder unterstützen und die allgemein menschliche Deutung, die wir unserm geschriebenen Bilde werden zu geben suchen, möge es nicht allein zu einer Charakterzeichnung der betreffenden Persönlichkeit, sondern zu einem typischen Gebilde weiblichen Wesens überhaupt gestalten. —

Alice Maud Mary, Prinzessin von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen, wurde am 25. April 1843 im Buckingham-Palace zu London als drittes Kind ihrer Eltern geboren. Ueber der jungen Stirn wölbte sich nicht allein die stolze Kuppel eines Königspalastes, sondern mehr als das — die entzückten Blicke eines engverbundenen Elternpaares begrüßten die Neugeborene, ihre ersten Athemzüge tranken die reine Atmosphäre eines glücklichen, unentweihten Familienlebens, und als das Auge zu sehen, das Ohr hören lernte, nahmen sie nur die Eindrücke einer streng sittlichen Umgebung in sich auf. Konnten die königlichen, können Eltern überhaupt ihrem Kinde einen größern Segen in die Wiege und für das ganze spätere Leben mitgeben? Aber nicht ihr und den Geschwistern allein, ganz England kam es zugute, daß Königin Victoria und Prinz Albert, als das Muster eines glücklichen Gatten- und Elternpaares gelten konnten, und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, bis zu welchem Grade veredlend und versittlichend ein reines Familienleben auf Staaten und Nationen einwirkt, namentlich an solch hervorragender Stelle, so würden wir ihn hier suchen müssen. —

Traurig war der Zustand des Inselllandes, trotz der endlichen Siege über Napoleon, unter dem Regimente des Prinz-Regenten und spätern Georg IV. Wilde Parteikämpfe tobten da, wo alle anderen Leidenschaften sich fessellos entfalten durften und fast märchenhaft muthet es uns an, wie aus diesem Schmutz und Moder die reine Mädchenblume, Prinzessin Charlotte, erblüht und sie in dem deutschen Prinzen Leopold, eben so tüchtig, ritterlich und treu, wie sie von klarer, fast herber Jungfräulichkeit, den Gemal findet, mit dem vereint sie vor den Blicken ihrer Nation wieder ein echtes Bild ehelichen Lebens und Glückes entfaltet, von dem ein Zeuge jener Tage sagt: „Das eheliche Leben dieses Paares ist ein seltenes Bild der Liebe und Treue;



## [illegible] Mary,

[illegible] Herzogin zu Sachsen.

[illegible] Bei im [illegible] auf die [illegible] zu [illegible] darzu [illegible] — [illegible] wieder- [illegible], neben dem [illegible] zur [illegible] das Werk der Feder unternimmt. [illegible] die wir [illegible] geschriebenen [illegible] nicht allein zu einem Charakter [illegible] Gebilde [illegible]

[illegible] Irland, [illegible] im [illegible]-Palast zu [illegible] Ueber der jungen Stirn [illegible] Königspalastes, sondern [illegible] begrüßen [illegible] Atmosphäre [illegible] als [illegible] zu leben, das [illegible] einer streng [illegible] ihren Eltern überhaupt ihrem [illegible] das ganze spätere Leben [illegible] allein, [illegible] England [illegible] als [illegible] einen [illegible], wie wenn es noch [illegible] und verderbliche [illegible] auf [illegible] jungen [illegible] der [illegible] der [illegible] früheren [illegible] anderen [illegible] wie aus [illegible] ebenso [illegible] der [illegible]



Prinzessin Alice.

es verfehlt auch dieses Bild nie seine Wirkung auf die Zuschauer, die sich noch ein Stückchen Herz gerettet haben!" —

Das tragische Ende dieser kurzen Seligkeit, der tiefe und ungeheuchelte Schmerz des Gatten — Alles dieses konnte seine Rückwirkung in den weitesten Kreisen nicht verfehlen und erweckte eine Art von Sehnsucht nach besseren Zuständen, durch welche die Nation sich gewissermaßen auf sich selbst zurückbesann, auf die honetten Tugenden Altenglands, auf bürgerliche Sitte und Reinheit. —

Was eine echte und brave Frauennatur in solcher Weise neu hervorgerufen, dies sollte sich denn später voll und ganz erfüllen, durch ein eben so wackeres, liebendes und tugendhaftes Paar, durch eine treffliche Gattin und Mutter, die junge Königin Victoria, die jetzt vaterlos, im Schatten einer einfachen Häuslichkeit, aber geleitet und behütet vom zärtlichsten Mutterauge emporwuchs.

„Unsere kleine Maiblume", so nennt sie die Mutter der Herzogin von Kent, die Herzogin von Coburg, in den Briefen an ihre Tochter, und als nun die „Maiblume" sich mit achtzehn Jahren zum Throne und zur Herrschaft über ein mächtiges Königreich berufen sah, und sie vorerst die dazu erforderliche Kraft und Stärke in sich selber finden mußte, da dankte sie es doch wol nur der Erziehung und Entwickelung, welche ihr die sorgliche Mutterhand gegeben.

Die Herzogin von Kent, geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg, wird von den Zeitgenossen als eine reizende liebliche Erscheinung von großer jugendlicher Frische, einnehmender Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geschildert. Nach dem Tode des zweiten Gemals, ganz auf sich selbst gestellt, ließ man ihr doch das Recht, welches englische Fürstinnen seit lange nicht besessen, die muthmaßliche Thronerbin unbeschränkt und selbstständig zu erziehen. Deren ältester Freund, Baron Stockmar, schildert sie mit folgenden Worten: „Von Jugend auf habe ich sie lieb gehabt, immer viel von ihr erwartet. Ich halte sie für ungewöhnlich begabt. in manchen Dingen bis zur Inspiration!" Und an einer andern Stelle: „Wie ich die Königin gekannt habe, war sie stets von schneller und großer Einsicht und dabei gerade von seltener Reinheit des Gemüths, ohne alle Eitelkeit und Prätention." Mit diesen Geistesgaben vereinte sich eine ehrliche Freimüthigkeit, wie sie sich ungeschminkter nicht offenbaren kann, als durch das Selbstgeständniß, welches die Königin in ihrem Tagebuch aufgezeichnet: „Eine schlimmere Schule für ein junges Mädchen, die zerstörender auf alle natürlichen Gefühle und Neigungen einwirkte, kann nicht gedacht werden, als die Stellung einer achtzehnjährigen Königin ohne Erfahrung und einen Gatten, der sie stützt und leitet. Sie dankt Gott dafür, daß keine ihrer theuren Töchter einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt ist."

Wie König Leopold, ihr Oheim, diesen Gatten und die ihr ebenbürtige Natur in der Person seines Neffen, des Prinzen Albert, fand, ist zur Genüge bekannt. Dieser, von früher Kindheit an ein Liebling der ganzen Familie, und einen wahren Zauber auf Alle ausübend, die mit ihm in nähere Berührung kamen, durch den Zug eines großen und guten Herzens, mit dem sich eine Reinheit des Willens zum Guten verband, wie sie jeden Jüngling, welchem Stande er auch angehöre, unwiderstehlich macht — gewann rasch und auf ewig das Herz der jungen Königin. — Nur vorübergehend können wir hier wiederholen, wie sie sich am 15. Oct. 1839 mit ihm verlobte, dabei die schwere Aufgabe erfüllend, dem Manne ihrer Wahl selbst Herz und Hand

anbieten zu müssen. Aber wirkliche und ernste Pflichten hatten das junge Mädchen seit zwei Jahren stark und fest gemacht, und doch that sie den Schritt mit zartester Weiblichkeit, den Prinzen versichernd: „sie wisse wohl, daß er ihr ein Opfer bringe und sie sei seiner nicht werth.“ Wie wenig der Bräutigam diese Ansicht theilte, geht aus dem Briefe hervor, den er gleich nach der Verlobung dem gemeinsamen Freunde Stockmar schreibt und der in echt jugendlicher Schwärmerei mit Schiller's Worten schließt:

„Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz vor Seligkeit!“ —

Ernster spricht er sich später gegen denselben Freund aus: „Ich muß eine Persönlichkeit sein, ein Charakter, der die Achtung, die Liebe und das Vertrauen der Königin, wie der Nation erweckt. Dies muß die Grundlage meiner Stellung sein. Bin ich ein edler Fürst im eigentlichen Sinn des Worts, so wird eine besonnene und kluge Handlungsweise um so leichter sein.“

Wo solche Gesinnung sich aussprach, hatte sich also die Liebe und das Vertrauen der Königin nicht getäuscht, als sie, einige Wochen später, ihre demnächstige Verheirathung dem Staatsrathe persönlich mittheilen mußte und darüber in ihr Tagebuch schreibt: „Meine Hände bebten, mit denen ich das Blatt hielt, aber ein Armband, mit dem Porträt des Prinzen, welches ich immer trug, verlieh mir Kraft!“ — Mit Recht aber mochte Lord Melbourne der Königin sagen: „Was Ihrer Majestät Heirath so populär macht, ist der Umstand, daß man weiß, sie werde nicht aus Staatsrücksichten geschlossen.“

Schwer fiel trotz alledem dem Prinzen der Abschied von Familie, Freunden und Vaterland und nicht ohne Rührung kann man lesen, wie die alte Großmutter in Gotha, alle Ehren und Auszeichnungen, die ihrem geliebten Albert zu Theil wurden, für nichts achtend, in immer neue Thränen ausbrach, als ihm die letzten Abschiedsfeste gegeben wurden und wie sie, da er nun im Wagen saß, ihm noch die Arme aus dem Fenster nachstreckte und schluchzend: „Albert, Albert!“ rief. Aber auch er vergaß der Großmutter nicht, und noch drei Stunden vor der Trauung schreibt er ihr und bittet um ihren Segen, der ihm Schutz und Schirm und der Bürge seines künftigen Glückes sein solle. —

Und der Segen der alten, würdigen Frau ruhte wirklich auf dem jungen Paare, dem nichts fehlte, um allen Neid der Unsterblichen und der Sterblichen herauszufordern. Beide zwanzigjährig, Beide auf den Gipfel des Lebens gestellt, die Erfüllung jeden Wunsches ihnen zugänglich, im Besitze von Macht und Herrschaft, wußten sie doch die ideale Seite des Lebens festzuhalten und wurden sie durch ernstes, unablässiges Arbeiten an sich selbst, nicht allein ein gutes, gerechtes und weises Herrscherpaar, sondern zugleich das beste Gatten- und Elternpaar, welches Englands Volk noch je auf seinem Throne gesehen. Wenn sich aber auch die öffentliche Meinung darüber auf's Anerkennendste äußerte — hören wir das Wort eines hochstehenden Zeitgenossen: „Das Land verstand es, die Schönheit eines häuslichen Lebens, auf welches auch nicht der Schatten eines Vorwurfs fiel, zu schätzen und zu bewundern“ — so konnten doch mancherlei Stürme und Parteianfeindungen dem jungen Paare, namentlich dem Prinzen, nicht erspart bleiben, denen er aber mit eben so unbefangenem Sinn, wie klugem Verhalten zu begegnen wußte. Während er sich von der vornehmen Welt so fern als möglich hielt, in keiner Weise ihre noblen Passionen und oft zweifelhaften Grundsätze theilte, fand man ihn in

den Ateliers der Künstler, den Werkstätten der Gelehrten, besuchte er die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, kümmerte er sich um die Bedürfnisse und Angelegenheiten des kleinen Mannes — mit einem Worte, er erfüllte so weit es nur möglich war die menschliche Seite der Regentenpflichten, die, in solcher Ausdehnung geübt, das Vermögen eines einzelnen Menschen nicht auszufüllen im Stande wäre. So, sich äußerlich von jeder Politik fernhaltend, war er daheim der vertrauteste Freund und Rathgeber seiner Gemalin. Sie that nichts ohne seine Zustimmung, nichts, was sie nicht zuvor mit ihm besprochen hätte und in schmerzlichster Ergriffenheit enthüllte sie selbst dieses Verhältniß nach dem Tode des Prinzen, indem sie eines Tage ausrief: „Ja, es könnte jetzt in der That, da ich ihn nicht mehr habe, eine neue Regierungsweise beginnen!“ damit auf die Angriffe anspielend, die man oft gegen ihn als „den Fremden“ geschleudert. —

Wir konnten es uns nicht versagen, diese kurze Lebensskizze der Königin Victoria und ihres Gemals voranzustellen, um uns noch einmal die sittliche Grundlage zu vergegenwärtigen, auf der die junge Prinzessin nun, mit ihren beiden ältesten Geschwistern in der Erziehung innig vereint, heranwuchs. Wie ernst es um diese letztere den selbst noch so jungen Eltern war, geht aus dem Auftrage hervor, mit dem sie ihren alten Freund, Baron Stockmar, betrauten, ihnen einen Erziehungsplan für die beiden ältesten Kinder zu entwerfen, der ja natürlich auch maßgebend für die Nachgeborenen würde. Stockmar faßte den Hauptinhalt seines Planes in wenigen Worten zusammen: „Die Erziehung der königlichen Kinder muß vom frühesten Anfang eine wahrhaft sittliche und eine wahrhaft englische sein.“ Gewissenhaft wie der erste Theil der Vorschrift befolgt wurde, scheint es uns, als ob der letzte doch nur bis zu einem gewissen Grade und wol mehr formell ausgeführt werden konnte und wurde. Wie hätte auch das echt deutsche Herz und Gemüth des Prinzen, seine deutsche Verstandesrichtung, ohne Einfluß auf die ältesten Kinder bleiben sollen, namentlich auf Prinzessin Alice, mit der er nach der frühen Verheirathung der Kronprinzessin in solch nahem und innigem Verhältniß stand!

Man hat oft gesagt, sie sei des Vaters Lieblingstochter gewesen, ob mit Recht, wagen wir nicht zu entscheiden; doch kann es dem unbefangenen Beobachter wol kaum entgehen, in welch' hohem Grade deutsche Art und deutsches Denken sich in ihrer geistigen Organisation kundgiebt. Eine volle Geistesfreiheit, ein unablässiges Streben nach Wahrheit ist, wie bei dem Prinzen Albert, so auch bei ihr ein charakteristisches Merkmal; ein selbstständiges Prüfen, Wägen und Untersuchen des Bestehenden ihr aber so sehr Bedürfniß, als wie das Falsche, Unklare und Unrichtige zu beseitigen, oder zu verbessern.

Ueber die eigentliche Kinderzeit der Prinzessin ist, nachdem wir so eingehend geschildert, welche geistigen Strömungen auf sie eingewirkt, welches Beispiel — der wesentlichste Punkt bei jeder Erziehung — sie täglich vor Augen hatte, nicht viel zu sagen. Heiter, schlicht und einfach, äußerlich nach den feststehenden Regeln englischer Erziehungsweise geordnet, mit den älteren Schwestern den Unterricht der Lehrer und ihrer Gouvernante, so wie ihre kindlichen Spiele, theilend, floß ihr Leben sanft dahin. Abwechselnd mit den Eltern in Buckingham-Palast, oder in Windsor-Castle, dessen Park und Gartenanlagen zu verschönern und auszuschmücken eine Lieblingsbeschäftigung des Prinzen war, später auch in dem schönen Osborne auf der Insel Wight, und in Balmoral im schottischen Hochland, boten die Besuche

bei der Großmutter, der Herzogin von Kent, eine gern begehrte Unterbrechung der gewohnten Ordnung. Auch hier hingen die Enkel mit kindlicher Leidenschaft an der Großmutter, die so jugendfrisch und liebenswürdig auf die kleinen Leiden und Freuden einzugehen wußte. Während man aber die jungen, so glücklich begabten Fürstinnen durch Lernen aus den Büchern nicht übermäßig anstrengte, wurden sie einestheils zur spätern Erfüllung ihrer weiblichen Pflichten angehalten, und erzog und bildete sie anderntheils der Geist des Hauses. Von Kunstschätzen aller Art umgeben, gingen sie nicht mit blinden Sinnen daran vorüber, denn schon frühe wußte der kunstsinnige Vater ihr Interesse dafür zu erwecken, ihren Geschmack daran zu bilden. Aehnlich war es mit der Musik, welche Prinz Albert selbst schon als Jüngling außerordentlich liebte, und nun in seiner jetzigen hohen Stellung nicht allein unter seine besondere Protection nahm, sondern auch persönlich fortübte, wie auch die Königin als Frau bei Lablache Singunterricht nahm. Kein größeres Vergnügen für ihn, als mit seinen Kindern zu musiciren, und Prinzessin Alice war kaum dreizehn Jahre alt, als sie schon das Requiem von Mozart mit ihrem Vater vierhändig spielte. Nicht weniger bedeutend entwickelte sich ihr künstlerisches Talent im Malen und Zeichnen; und wenn ihr auch gegenwärtig, als Mutter von sechs Kindern, und als geistige Mutter von so vielerlei gemeinnützigen Unternehmungen, oft die Zeit fehlt, ihre Kunst auszuüben, so steht sie doch als feine Kunstkennerin ebenbürtig als die Tochter des Mannes da, der das Kensington-Museum schuf und die erste allgemeine Weltausstellung im Jahre 1851 hervorrief.

Doch nicht die Hand der Künstlerin allein, auch die der Frau wurde ausgebildet und Prinzessin Alice dürfte heute manche Dame beschämen, durch die Fertigkeit, mit der sie die Nadel führt, ein Kleidungsstück zuschneidet, oder ein Stickmuster componirt. Nie sieht man sie müßig und während sie sich mit den Besuchern unterhält, hat sie eine Arbeit, und zwar nicht blos zum Schein, in der Hand. —

Auch körperliche Uebungen bildeten einen Theil der Erziehung; eine vortreffliche Reiterin durchstreifte die Prinzessin mit ihrem Vater zu Pferde die Insel Wight, die schottischen Gebirge und die lieblichen Parks ihrer Heimat, wie die Eisbahn, welche das milde Klima Englands nur zu selten brachte, zum leidenschaftlichen Schlittschuhlaufen benutzt wurde. —

Das Jahr 48 und die deutschen Ereignisse berührten Prinz Albert auf's Tiefste. Zwar sträubte sich anfänglich sein Gefühl gegen ein Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland, bis der klare politische Blick, den er in hohem Grade besessen haben soll, ihn davon überzeugte, daß eine Regeneration seines Vaterlandes nur unter Preußens Oberleitung denk- und ausführbar sei, freilich nicht des Preußens, wie es unter Friedrich Wilhelm IV. sich darstellte. Mit unausgesetzter Spannung folgte Prinz Albert der Entwickelung der deutschen Verhältnisse und verkannte selbst in den Zeiten der schlimmsten Reaction, von seinem objectiven Standpunkte aus, nicht, wie doch der Tag nicht fern sein könnte, da Deutschlands Zeit sich erfüllen sollte. Das warme, patriotische Gefühl, welches ihn für ein großes und einiges Vaterland beseelte, er prägte es in vollen Zügen in die Seelen seiner heranwachsenden Töchter ein, die, glücklicher als er, einmal schauen sollten, was er lange ersehnt und erhofft. —

Die frühe Verheirathung der Prinzessin Victoria trennte äußerlich das innige Band, welches beide Schwestern vereinte, innerlich aber blieben sie so

eng verbunden, wie zuvor; im gleichen Sinn und Geiste sich fortentwickelnd, nach gleichen Zielen und Idealen fortstrebend, und man darf es mit voller Wahrheit aussprechen, daß Prinz Albert, der seine Kraft einer fremden Nation widmete, uns in den beiden Töchtern, die er mit seinem Sinn und Geist durchdrang, ein doppelt reiches Geschenk zurückgegeben hat. Frühzeitiger als dies in England gewöhnlich der Fall, trat Prinzessin Alice nun neben der Mutter in größere Gesellschaftskreise ein, theilte sie, als das den Eltern jetzt zunächst stehende Kind, mit ihnen Frohes und Ernstes, und verlobte sie sich am 30. November 1860 mit dem Prinzen Ludwig von Hessen und bei Rhein, dem ältesten Sohne des Prinzen Karl, Bruder des noch jetzt regierenden Großherzogs und dessen muthmaßlicher Thronerbe, da er selber kinderlos. Wie bei der Kronprinzessin, so verband auch hier eine zarte Neigung die beiden Verlobten, um so mehr als auch der Prinz durchaus schlicht und einfach, von zärtlicher Elternsorge behütet, war erzogen worden. Dem Sonnenschein des Glückes sollten aber bald schwere Stürme folgen. Im März des Jahres 1861 stand Prinzessin Alice mit den Eltern am Sterbebette der Herzogin von Kent und mußte sie, die trostlos weinende Mutter zu stützen, zu trösten, zu ermuthigen suchen. Dieses ernste Bild aber sollte nur das Vorspiel größerer Schmerzen sein.

Den darauf folgenden Herbst brachten die Verlobten mit den Eltern in Balmoral zu, das Hochland in größeren und kleineren Excursionen incognito durchstreifend, wie die Königin es so sehr zu thun liebte und von denen sie in ihrem Tagebuch aus Schottland solch lebhafte Berichte giebt. Nach des Prinzen Tod ist ja auch heute noch Schloß Balmoral ihr der liebste Aufenthalt, von dem sie in dem eben erwähnten Tagebuch erzählt: „Mit jedem Jahre schließt sich mein Herz fester an dieses theure Paradies an, um so mehr als dies Alles meines theuren Albert eigene Schöpfung ist; nach seinen Plänen wurde gebaut, Park und Garten angelegt, gerade wie in Osborne, so daß die Spuren seiner Hand und seines ausgezeichneten Geschmackes mir überall begegnen!"

Als die Königin ihren letzten größern Ausflug mit dem Gemal und den Verlobten niederschrieb, meinend, es sei wol der letzte für dieses Jahr, da ahnte sie nicht, daß ihm überhaupt keiner mehr folgen sollte. Wol stand ihr die nahe Trennung von der Tochter bevor, aber noch früher sollte ein anderer, ein fürchterlicher Riß ihr Dasein auf ewig trüben und Prinzessin Alice den herbsten Schmerz ihres bis dahin so glücklichen Lebens zufügen. Kaum einige Wochen nach Windsor-Castle heimgekehrt, erkrankte Prinz Albert am Typhus, dessen tödtlichem Einfluß sein nie sehr starkes, und durch übermäßige Thätigkeit erschöpftes Nervensystem nicht zu widerstehen vermochte. „Er lief nur noch über die Treppen und Gänge, um keine Zeit zu verlieren", so erzählt ein Zeuge seiner letzten Lebensjahre. Wieder war es die Aufgabe der Prinzessin, die verzweifelnde Mutter aufrecht zu erhalten und, den eigenen Schmerz bezwingend, nicht allein die Pflege des geliebten Vaters mit zu übernehmen, sondern auch noch außer ihm das Nothwendige zu beachten. Sie wich kaum von seinem Lager, sie sorgte für ihn mit jenem Talent, welches sie ganz vorzugsweise von ihm erlernt zu haben scheint, dem Geschick der Krankenpflege.

Hier aber war jedes Opfer, jede Anstrengung der Liebe vergeblich — am 14. Dec. 1861 hauchte Prinz Albert ein edles, reiches, in jeder Weise wohlangewendetes Leben aus — ein unvergängliches Vorbild Denen, die an

seiner Seite gelebt! Was Prinzessin Alice bei diesem Verluste litt, mögen selbst Diejenigen noch ermessen, die sie jetzt nach Jahren von dem geliebten Todten reden hören.

Ihre Trauung wurde verschoben, und erst am 1. Juli 1862 zu Osborne in aller Stille vollzogen. Sie folgte dem Gatten nach der neuen Heimat, aber auch dort trat ihr Tod und Trauer entgegen. Wenige Wochen vor ihrer Verheirathung war die Großherzogin, eine gute, liebenswürdige Dame, die ihr eine mütterliche Freundin würde geworden sein, gestorben. Still, ohne Sang und Klang zog die junge Frau und Fürstin in ihre Wohnung ein, die für die Gewohnheiten und Ansprüche einer englischen Königstochter mehr als bescheiden genannt werden durfte. Bis ein neues Palais gebaut war, begnügte sich das junge Paar mit einem einfach bürgerlichen Hause neben dem Palais seiner Eltern, das der Prinz zuvor allein bewohnt hatte. Aber was die Prinzessin auch äußerlich entbehren mochte, sie war nicht die Natur dazu, den Kopf hängen zu lassen. Von energischem, resolutem Wesen, griff sie selbst an und gestaltete sich, eine treffliche Hausfrau wie sie ist, die von jeder Arbeit weiß, wie sie gethan werden soll, ihr kleines Nest so nett und behaglich als möglich. Bald wußte die Dienerschaft, daß hier ein Auge auf sie sah, das vor allen Dingen die Sauberkeit und Nettigkeit, den Comfort eines englischen Haushaltes verlangte, und das überall hinblickte, wo man es auch oft am wenigsten vermuthete. Im Uebrigen richtete sich die Prinzessin mit ihren Lebensgewohnheiten nach deutscher Art und Zeiteintheilung: „Man wird am schnellsten heimisch, wenn man sich der localen Sitte fügt", so meinte sie mit klarem und richtigem Sinn. Aber so schnell als sie es wünschen mochte, konnte sie doch in dem neuen Lebenskreise sich nicht fest wachsen, da vorerst die Königin ihre Tochter nicht entbehren wollte und auch die ungenügende Wohnung sie in den ersten Jahren ihrer Ehe häufig zu längerm Aufenthalt in der Heimat veranlaßte. Dort wurde denn auch am 5. April 1863 das älteste Kind Prinzessin Victoria in Windsor-Castle geboren. Eine Schwester, Prinzessin Elisabeth, der Kleinen kam am 1. November 1864 in Darmstadt zur Welt, und da unterdessen auch das neue Palais beendigt wurde, welches die Familie 1866 bezog und heute noch bewohnt, nahmen sie von da an ihren festen Wohnsitz in Darmstadt. Auf einem freien Platze, rings von schattigen Kastanienalleen umgeben und in der angenehmsten Lage der Stadt, erhebt sich das Palais in schönem Renaissancestil, ganz nach den Plänen und Wünschen des jungen Paares erbaut und eingerichtet und in seinen behaglichen, bequemen Räumen bewegt sich heute ein heiteres, inniges Familienleben, eine liebenswürdige Gastfreundschaft und eine anregende, ungezwungene Geselligkeit, Alles geleitet und überwacht durch die Hausfrau selbst und ihrem Gemal.

Leider wurden sie zu Anfang ihrer neuen Häuslichkeit nicht in der eben geschilderten Weise froh; der Bruderkrieg des Jahres 66 brach aus, und monatelang weilte Prinzessin Alice trübe und allein in dem weiten Hause, und während ihr Gatte fern von ihr sein mußte, kam ihr drittes Kind, Prinzessin Irene, am 11. Juli 1866 zur Welt. In jener Prüfungszeit, wo sie so gern mitgeholfen hätte an der Sorge für die Verwundeten und sogar dazu unfähig war, da mochte sie wol oft der helle Blick in die deutschen Verhältnisse, den sie dem Vater verdankte, trösten, und sie in dem Gedanken stärken, dem theuren Vaterlande, das ja jetzt auch das ihrige war, freudig jedes Opfer zu bringen, dessen es bedurfte.

War aber die Prinzessin schon vorher eifrig bemüht gewesen, gemeinnützige Zwecke zu verfolgen, indem sie die Gründung einer Pflegeanstalt für Idioten, deren man in hohem Grade bei uns bedurfte, bewirkte, so ergriff sie nun, nach dem Friedensschlusse, begierig den Gedanken, den schönen Aufschwung, welchen die Frauenthätigkeit während des Krieges nach außen hin genommen hatte, nicht wieder ersterben zu lassen und ebensowol den Beruf der Krankenpflege durch weibliche Kräfte ohne confessionelle Beimischung zu einem Erwerbszweige für Frauen zu gestalten, wie auch dadurch die Gesundheitspflege in weiteren Kreisen zu fördern und zu verbreiten. Zugleich aber wünschte sie der weiblichen Thätigkeit noch andere lohnende Erwerbszweige zu erschließen und die ganze Erziehung und Ausbildung des Geschlechtes so zu gestalten, daß es auch wirklich zu einer ausgedehntern und es selbst beglückendern Entwickelung einestheils, einer gesteigerten Arbeitskraft anderntheils, befähigt werde. Ein Besuch bei ihrer Schwester in Berlin, wo sich bereits für die gleichen Zwecke der Lette-Verein unter dem Protectorat der Kronprinzessin gebildet hatte, bestärkte sie in ihrem Vornehmen, in Süddeutschland in ähnlicher Weise zu wirken. Gleich im Winter 1867 wurde zur Ausführung geschritten und die Prinzessin suchte zur Mitwirkung solche Frauen und Männer zu gewinnen, die geschickt dazu waren und ähnliche Ziele verfolgten. Nach mancherlei mühsamen Verhandlungen und Versuchen, wobei indessen der Eifer der Prinzessin niemals erkaltete, wirken nun in Darmstadt schon seit einer Reihe von Jahren zwei Frauenvereine nebeneinander unter der Präsidentschaft der Prinzessin. Es sind dies: der Alice-Verein für Krankenpflege, als Feld weiblicher Erwerbsthätigkeit, und der Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb. Gemeinschaftlich mit der hohen Präsidentin arbeiten zwei Vicepräsidentinnen und zwei Comité's aus Damen und Herren bestehend. Aber die Prinzessin leiht dazu nicht blos den Namen, sondern sie ist beständig mit uns Anderen thätig, überall selbst sehend, selbst handelnd, selbst zugreifend, wo es Noth thut. Vornehmlich ist es der Verein für Krankenpflege, der ihr seine so sehr schwierige Organisation fast ganz allein verdankt, dessen eigentlich ethischen Mittelpunkt sie bildet und der seine Zweigvereine über das ganze Großherzogthum erstreckt. Seine segensreiche Wirksamkeit hatte er Gelegenheit in dem Kriege 1870 glänzend zu bewähren, wie er auch bereits eine größere Anzahl tüchtiger Pflegerinnen ausgebildet hat und bald mit einem von ihm gegründeten Hospital eine besondere Bildungsanstalt für Solche, die sich diesem Berufe widmen wollen, verbinden wird.

Der andere Verein, dessen Ausdehnung über das Land noch in Aussicht steht, gründete, als seine erste Schöpfung, den Alice-Bazar, eine permanente Verkaufs- und Vermittelungsstelle für weibliche Handarbeit, die dort so viel als möglich der Willkühr des Arbeitgebers entzogen und dem entsprechend belohnt wird. Zugleich eine Musteranstalt für untadelhafte Arbeit, erfreut sich diese Verkaufsstelle nun seit fast sieben Jahren einer stetig fortschreitenden Entwickelung und des Vertrauens jenes Publicums, welches die beste, solideste und geschmackvollste Arbeit sucht. Sein Hauptaugenmerk jedoch richtet dieser Verein auf die Erziehung und zweckmäßige Heranbildung des weiblichen Geschlechts; durch Erfahrungen in dem Alice-Bazar belehrt, versuchte und errang er zuerst eine Reform des Handarbeitunterrichts in den städtischen Mädchenschulen Darmstadts und die obligatorische Einführung desselben in die weibliche Volksschule. Seitdem wird in allen unseren Mädchenschulen die

Handarbeit für häusliche Zwecke nach der Schellenfeld'schen Methode gelehrt, und eine von dem Gemeinderath gegründete Industrieschule für confirmirte Mädchen fertigt auf Bestellung Schellenfeld'sche Handarbeit-Assortiments nach den verschiedensten Gegenden an. Auch auf der Wiener Weltausstellung wird der Verein durch ein solches, so wie durch eine Zusammenstellung mustерhafter Arbeiten aus dem Bazar vertreten werden.

Ein anderes Institut, welches der Verein in das Leben gerufen, ist das seit drei Jahren begründete Alice-Lyceum, welches sich den Damen-Lyceen in Berlin und Breslau anschließt und während der Wintermonate für ältere und jüngere Frauen und Mädchen fortlaufende Vorträge über allgemeinwissenschaftliche Gegenstände veranstaltet.

Man ersieht daraus, wie ernstlich dieser Verein sein Interesse dem weiblichen Erziehungswesen zuwendet, mit dessen näheren Schulverhältnissen und Bedürfnissen die Prinzessin sich unablässig vertraut zu machen sucht, wie sie überhaupt an allen den genannten Bestrebungen persönlich den lebhaftesten Antheil nimmt, sehr häufig den Comitésitzungen selbst präsidirt und sich über Alles was geschieht, genauen Bericht abstatten läßt.

Auch in der schnellen practischen Auffassung einer Sache ist sie die echte Tochter ihres Vaters. Von diesem sagt Stockmar: „Es lebt in ihm ein practisches Talent, wonach er im Nu das Wesentliche von einem Geschäft aufgreift", und dies gerade ist der Punkt, von dem aus sich mit der Prinzessin Alice so angenehm und ersprießlich verkehren läßt. Wer selber klar weiß, was er will und soll, verständigt sich mit ihr in drei Worten, und ist aller Kleinigkeitskrämerei, mit der die Menschen einander so viel zu schaffen machen, überhoben. Hat sie aber einmal ihr Ziel erfaßt, dann geht sie energisch und rückhaltslos darauf zu, keine Mühe und Anstrengung scheuend. So brachen denn nach dem Jahre 66 frohe und durch segensvolle Arbeit ausgefüllte Tage für Prinzessin Alice an und sie wurde heimischer und heimischer unter uns, weil sie es versteht, sich dem Menschen menschlich nahe zu stellen, und folglich Persönlichkeiten und Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen, die Fürsten oft nur im verschwommensten Lichte erscheinen. Der Herbst des Jahres 68 erfüllte einen Herzenswunsch des Fürstenpaares, indem ihm am 25. November der erste Sohn geboren wurde, Ernst Ludwig, ein strammer, rothbäckiger Junge voll Kraft und Leben. Einen Theil des Winters 69 verbrachte dann die Prinzessin mit ihrer Schwester Victoria in Cannes, während Prinz Ludwig mit dem Kronprinzen der Eröffnung des Suezcanals beiwohnte. Im darauf folgenden Sommer schickte sie sich eben zu einem längern Aufenthalte bei Coburg an, als der Krieg ausbrach und in dem Reiche der Gefühle jeden Rangesunterschied verwischte, indem die deutschen Fürstinnen Söhne und Gatten mit der gleichen Befürchtung von Tod und Gefahr hinaus ziehen lassen mußten, wie die geringste Soldatenfrau.

Prinzessin Alice sollte nach Berlin kommen, aber sie entschloß sich zum Bleiben, um mit Darmstadts Bewohnern zu theilen, was auch kommen mochte. Während sie mit ihren Kindern in dem eine Stunde entfernten Waldschloß Kranichstein wohnte, kam sie jeden Morgen in die Stadt nach ihrem Palais, wo der Hülfsverein seinen Centralsitz aufgeschlagen hatte und wo sie den Mittelpunkt einer ungeheuren Thätigkeit bildete. Jedermann zugänglich, Alles übersehend, war sie eben so die Erste in den Spitälern und an der Verbandsstation der Eisenbahn, als

nun die traurigen Transporte der Verwundeten begannen. Wo es Noth that, legte sie selbst einen Verband an, reichte sie selbst die Erfrischungen und benährte sie so, im Kleinen wie im Großen, ihr warmes Gefühl und ihr großes Organisationstalent; nicht allein in Darmstadt, auch in den übrigen Städten des Landes, wo Lazarethe waren, sah sie überall nach dem Rechten. Sie hatte ja früh die dunklen Seiten und Schmerzen des Lebens kennen gelernt und konnte ihnen nun unerschüttert in's Auge blicken. Mitten unter diesen Drangsalen und Gemüthsbewegungen, während der Vater vor Metz stand, kam am 7. Oct. 1870 Prinz Fritz zur Welt, so genannt nach seinem Pathen, den preußischen Kronprinzen und zum Gedächtniß des Lieblingshelden der Mutter, des großen Fritz. Erst im Mai des folgenden Jahres hörte die Sorge der Prinzessin um ihren Gatten auf und wurde er ihr ganz zurückgegeben; gegen den Herbst gingen sie mit allen Kindern nach einem Seebade, denn die kräftige Gesundheit der Prinzessin hatte unter diesen Stürmen doch gelitten; von da nach England und in das schottische Hochgebirge. Schon war man wieder auf dem Heimwege begriffen, schon schickte sich Prinz Ludwig, der inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt war, an, seine Lieben von Windsor aus zum nahen Weihnachtsfeste heimzuholen, als die Prinzessin noch einen Abschiedsbesuch bei ihrem Bruder machte. Es war Ende November, dieselbe Zeit zu der vor zehn Jahren Prinz Albert erkrankt war und mit wunderbarer Genauigkeit schien sich noch einmal wiederholen zu wollen, was sich damals Trauervolles begeben. Der Prinz fühlte sich unwohl und in bestimmter Ahnung, daß es schlimmer mit ihm werden würde, bat er seine Schwester ihn und seine Gemalin nicht zu verlassen. Bald zeigte sich der Typhus in seiner schlimmsten Gestalt und wieder hatte Prinzessin Alice den eigenen Schmerz zu bekämpfen, um einen theuren Kranken pflegen, eine trostlose Gattin trösten, eine von Leid zerrissene Mutter aufrichten zu können. Es ist genügend bekannt, wie treu sie ihre Schwesterpflicht erfüllte, und wie Englands Liebe ihr, als das Schlimmste abgewendet war, im doppelten Maße dafür dankte. Erst im Januar 1872 kehrte die Prinzessin nach Darmstadt zurück, wo sie ihre Vereinsthätigkeit mit neuer Lust und Freude aufnahm und seitdem noch ein drittes Comité organisirte, welches mit Uebereinstimmung der betreffenden Behörde die Aufsicht über die Waisenpflege übernahm und in ähnlicher Weise hofft sie nun auch bald die Armenpflege in humanen Sinne und dem Bedürfniß der Zeit angemessen reorganisirt zu sehen. —

Im Herbste desselben Jahres aber tagten, unter ihrem Schutze, die deutschen Frauenvereine des Lette-Verbandes, und der darüber vorliegende stenographische Bericht mag Alle eingehend belehren, welche ernsten, rein humanitären Fragen auf diesem Vereinstage zu Besprechung kamen. Es wissen es überdies Viele seitdem in Deutschland und in England, denn auch von dort hatte die Fürstin mehrere hervorragende Frauen als ihre persönlichen Gäste eingeladen, bis zu welchem Grade die Prinzessin über die practischen und erreichbaren Ziele der Frauenbewegung im Klaren, wie unterrichtet sie über Alles ist, was bis dahin geschehen, und was noch zu thun bleibt, um vernünftige und berechtigte Anforderungen zu befriedigen. Die aufmerksamste Zuhörerin bei den Verhandlungen, die liebenswürdigste Wirthin in ihrem eigenen Hause, hat sie in den entferntesten Kreisen die Sympathien gewonnen, welche ihr Diejenigen, die sie zu ihrer Thätigkeit mit herangezogen, schon seit lange entgegenbringen.

Doch wäre unser Bild nicht ganz vollendet, wollten wir nicht neben den Tugenden und dem redlichen Eifer der Frau für ihr eigenes Geschlecht, so wie für alle Nothleidende, besonders die Kinder der Armen, noch einmal die Gattin und Mutter hervorheben. Diesem Pflichten vor allen anderen zu erfüllen, betrachtet Prinzessin Alice als ihre erste und höchste Aufgabe; wo der Gemal oder die Kinder ihrer bedurften, muß alles Uebrige zurückstehen. Ihr eigenes Zimmer ist zugleich das Wohnzimmer der Familie, dorthin lenkt sich des Prinzen Schritt, wenn er nach Hause kehrt, dort hört man von Weitem kleine Füßchen herantrippeln, die aus der nahen Kinderstube über den Saal nach Mamas Zimmer huschen, oder die Wärterin bringt das jüngste Baby herbei, die kleine Prinzessin Alix, am 6. Juni 1872 geboren, das reizendste kleine Pfingströschen von der Welt. Sorgfältig wird die Erziehung der drei ältesten Prinzessinnen geleitet — und so sehen wir heute die zweite Tochter von Prinz Albert in ihrer neuen Heimat die würdigste und schönste Stellung einnehmen — neben ihrem hohen Range als Fürstin zugleich den der Frau im edelsten Sinne des Worts!

Luise Büchner.

# Die Ausgestoßenen von Poker Flat.

Von **Bret Harte.**

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena.**

Als Herr John Oakhurst, ein Spieler von Profession, am Morgen des 23. November 1850 die Hauptstraße von Poker Flat betrat, bemerkte er, daß seit dem vorigen Abend ein Wechsel in ihrer moralischen Atmosphäre eingetreten sei. Einige Männer, die in ernsthaftem Gespräch zusammen standen, schwiegen bei seiner Annäherung und wechselten bedeutungsvolle Blicke. Es lag eine Art Sabbathstille in der Luft, die in einer Ansiedlung, welche keinen Sabbatheinfluß kannte, etwas Ominöses hatte.

Herrn Oakhurst's schönes, ruhiges Antlitz verrieth wenig Antheil an diesen Kennzeichen. Ob er sich irgend eines Anlasses dazu bewußt war, ist eine andere Frage.

„Mir scheint, sie sind hinter Jemandem her", sagte er überlegend zu sich; „möglich, daß ich es bin." Er steckte das Tuch, mit dem er den rothen Staub von Poker Flat von seinen zierlichen Stiefeln abgewischt, wieder in seine Tasche und verbannte jedes weitere Nachdenken über die Sache aus seinem Sinn.

Aber Poker Flat war wirklich „hinter Jemandem her". Es hatte in letzter Zeit den Verlust verschiedner tausend Dollars, zweier werthvoller Pferde und eines seiner hervorragendsten Bürger erlitten und plötzlich that sich in der Ansiedelung eine Regung von tugendhafter Reaction kund, die gerade so gesetzwidrig und ungeregelt war, als einer der Acte, welche sie hervorgerufen. Ein geheimes Comité hatte beschlossen, die Stadt von allen anstößigen Personen zu befreien. Dies war mit zwei Männern, die in der Nähe der Gräben an den Zweigen eines Baumes hingen, für ewig geschehen, während noch einige andere zweideutige Charaktere wenigstens zeitweise verbannt werden sollten. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß sich auch einige Damen unter ihnen befanden.

Herr Oakhurst hatte richtig vermuthet, daß es auf ihn abgesehen war. Einige Mitglieder des Comités hatten vorgeschlagen, ihn aufzuhängen als warnendes Beispiel und zugleich als eine sichere Methode, seinen Taschen wieder das Gold zu entnehmen, welches er von ihnen gewonnen.

„Es ist gegen alle Gerechtigkeit", sagte Jim Wheeler, „daß dieser junge Mann aus Roaring Camp — ein gänzlich Fremder — uns unser Geld abnimmt."

Aber ein gewisses Gefühl für Billigkeit in der Brust Derer, welche glücklich genug gewesen, von Herrn Oakhurst zu gewinnen, überstimmte diese einseitige, locale Meinung.

Herr Oakhurst hörte den Urtheilsspruch mit philosophischer Ruhe an, vielleicht noch kaltblütiger, weil er das Zögern seiner Richter bemerkte. Er war zu sehr Spieler, um sich nicht der Gunst oder Ungunst des Schicksals zu fügen. Für ihn war das Leben im besten Falle ein ungewisses Spiel und er erkannte den gewöhnlichen Vortheil des Kartengebers an.

Ein Corps bewaffneter Männer begleitete die ausgewiesene Sündhaftigkeit von Poker Flat bis an die Grenze der Niederlassung. Außer John Oakhurst, der als ein sehr kaltblütig verwegener Mann gefürchtet war, und zu dessen Einschüchterung die Escorte bestimmt worden, bestand die kleine Gesellschaft der Verbannten aus einer jungen Frau, wohl bekannt unter dem Namen „die Herzogin", aus einer ältern, die sich den Titel: „Mutter Shipton" erworben, und aus „Onkel Billy", einem Manne, der in Verdacht stand, ein Dieb zu sein, und ganz entschieden ein Trunkenbold war. Erst als man die Gräben erreicht hatte, welche die äußerste Grenze von Poker Flat umgeben, sprach der Anführer des Zuges kurz und bündig. Den Ausgewiesenen wurde bei Todesstrafe verboten, je wieder nach Poker Flat zurückzukehren.

Nachdem die Escorte verschwunden war, machten sich die zurückgedrängten Gefühle der Verbannten Luft, bei der Herzogin in einigen hysterischen Thränen, bei Mutter Shipton in Schimpfworten, während Onkel Billy eine Fluth Parthischer Kraftausdrücke den Dienern der Tugendhaftigkeit nachschleuderte. Der philosophische Oakhurst allein verhielt sich still. Er lauschte ruhig auf Mutter Shipton's Wunsch, Jemand das Herz auszureißen, auf der Herzogin wiederholte Versicherungen, daß sie auf dem Wege sterben würde, und auf die fürchterlichen Flüche Onkel Billy's, welche er fortwährend ausstieß. Mit der seiner Classe charakteristischen leichtherzigen guten Laune bestand John Oakhurst darauf, sein eigenes Reitpferd gegen den elenden Maulesel der Herzogin zu vertauschen; aber selbst dieser Act der Gutmüthigkeit brachte die kleine Gesellschaft nicht näher zusammen. Die junge Frau versuchte ihre etwas derangirte Toilette mit matter Coketterie wieder herzustellen, Mutter Shipton betrachtete den Besitzer des Rosses mit übelwollenden Blicken und Onkel Billy schloß die ganze Partie in eines seiner langgedehnten Anatheme ein.

Der Weg nach Sandy Bar — einem Lager, welches noch nicht den Einfluß der Wiedergeburt wie Poker Flat erfahren und aus dem Grunde den Emigranten Aufnahme zu verheißen schien — führte über eine steile Bergkette. Es war eine gute Tagereise entfernt. Da die Jahreszeit schon vorgerückt, so war die Luft, nachdem die Ausläufer die Berge verlassen und das Gebirge erreicht worden, hart, kalt und rauh. Der Weg war schmal und beschwerlich. Um Mittag glitt die Herzogin vom Sattel herab und erklärte, nicht weiter zu können; und so hielt man an.

Die Stelle war eigenthümlich wild und romantisch. Ein waldiges Amphitheater, von drei Seiten von hohen, zackigen, jäh absteigenden Granitfelsen umgeben, ging wellenförmig nach dem Kamm eines andern felsigen Abhanges zu, welcher das Thal überblickte. Es war hier ohne Zweifel ein sehr geeigneter Platz für ein Lager, wenn ein Verweilen rathsam gewesen. Aber Herr Oakhurst wußte, daß sie kaum die Hälfte des Weges nach Sandy Bar zurückgelegt hatten, und daß die Gesellschaft weder so ausreichend mit Kleidern noch Nahrungsmitteln versehen war, um sich einen Aufenthalt zu gestatten. Auf diesen Umstand machte er seine Gefährten kurz und bündig aufmerksam, eine philosophische Bemerkung hinzufügend über die Thorheit, „ihre Hände in den Schooß zu legen, ehe das Spiel ausgespielt sei". Aber sie hatten Branntwein bei sich, der ihnen in diesem Nothfall Speise, Wärme, Ruhe und alles Vorhersehen ersetzte. Trotz seiner Gegenrede befanden sich die Anderen bald mehr oder minder unter dem Einfluß des genannten Getränkes. Onkel Billy ging schnell von dem Zustand kriegerischen Muthes zu dem

der Betäubung' über, die Herzogin wurde weinerlich und Mutter Shipton begann zu schnarchen. Herr Oakhurst allein stand aufrecht an einen Felsen gelehnt und beobachtete seine Gefährten.

Herr Oakhurst trank nicht. Es würde seiner Profession, die Besonnenheit, Ruhe und Geistesgegenwart erforderte, hinderlich gewesen sein und, mit seinen eigenen Worten, er „konnte es sich nicht gestatten". Als er auf seine vor ihm liegenden Gefährten blickte, ergriff ihn ein beklemmendes Empfinden, die Vereinsamung, welche seinem Pariagewerbe anhaftete, seine ganze Lebensweise, seine Laster, Alles bedrückte ihn zum ersten Male wirklich und schwer. Er entriß sich diesem Sinnen, indem er sich aufraffte, seinen schwarzen Anzug abstäubte, sich Gesicht und Hände wusch und sich so frisch und sauber machte, wie es seine charakteristische Art sich zu tragen war; und für den Augenblick vergaß er darüber, was ihm peinlich und unangehm gewesen. Der Gedanke, seine hülfloseren und mehr zu beklagenden Schicksalsgenossen zu verlassen, kam ihm wol gar nicht in den Sinn. Dennoch konnte er nicht umhin, den Mangel jener ihm zur Gewohnheit gewordenen Aufregung zu fühlen, welche so sehr zu der ruhigen Gleichmäßigkeit seines Wesens, für die er bekannt war, im Gegensatze stand. Er blickte auf die düsteren Felswände, die wol tausend Fuß über die ihn umgebenden Fichten emporragten, nach dem Himmel, der bedenklich bewölkt war, in das Thal unten, in das schon die Schatten sich lagerten. Und bei dieser Umschau hörte er sich plötzlich beim Namen gerufen.

Ein Reiter ritt langsam den Steg herunter. In dem frischen, offenen Antlitz des Ankommenden erkannte John Oakhurst Tom Simson, mit dem Beinamen „der Unschuldige", aus Sandy Bar. Er war mit ihm vor einigen Monaten bei einem „kleinen Spiele" zusammengetroffen und hatte mit ruhiger Gleichgiltigkeit das ganze Vermögen — das sich auf ungefähr vierzig Dollars belief — des arglosen jungen Mannes gewonnen. Nachdem das Spiel beendet, zog John Oakhurst den jungen Speculanten hinter eine Thür und redete ihn folgendermaßen an:

„Tommy, Du bist ein guter, kleiner Mensch, aber Dein Spiel ist keinen Cent werth. Versuch' es nicht noch einmal damit!"

Hierauf gab er ihm sein Geld wieder, schob ihn sanft aus dem Spielzimmer und machte sich Tom Simson zu seinem ergebenen Sklaven.

Eine Erinnerung daran durchzitterte dessen freudigen, ja enthusiastischen Willkommensgruß, den er an Herrn Oakhurst richtete. Er habe sich aufgemacht, sagte er, um nach Poker Flat zu ziehen, dort sein Glück zu suchen. „Allein?" — Nein, nicht ganz allein, er sei (ein Kichern folgte), er sei mit Piney Woods fortgelaufen. Erinnerte sich Herr Oakhurst nicht an Piney, an sie, die bei Tische in dem Mäßigkeits-Hôtel aufwartete? Sie wären eine lange Zeit verlobt gewesen, aber der alte Jake Woods habe es nicht zugeben wollen, deshalb wären sie fortgelaufen, um in Poker Flat sich zu verheirathen; das hätte sie hierher gebracht. Und sie wären sehr ermüdet, deshalb sei es ein Glück, daß sie eine Lagerstelle und Gesellschaft fänden. Dies Alles sprach der Unschuldige schnell heraus, während Piney, ein großes, stattliches, hübsches Dämchen von fünfzehn Jahren hinter einem der Bäume auftauchte, wo sie ungesehen ihr tiefes Erröthen verborgen und zu ihrem Verlobten heranritt.

Herr Oakhurst kümmerte sich nie viel um Empfindsamkeit und Schicklichkeitsrücksichten, dennoch beschlich ihn ein Gefühl, daß die beiden Flüchtlinge

in keine gute Lage gerathen waren. Er behielt trotzdem genug Gegenwart des Geistes, um Onkel Billy, der im Begriff war etwas zu sagen, anzustoßen, und Onkel Billy war klug genug, in diesem Stoß eine überlegene Macht zu erkennen, die nicht mit sich spaßen lassen würde. Aber vergebens bemühte sich John Oakhurst, Tom Simson von weiterem Aufenthalt abzubringen. Er machte ihn aufmerksam, daß man keine Vorräthe, noch die Mittel besitze, ein Lager aufzuschlagen; leider trat der Unschuldige diesem Einwand mit der Versicherung entgegen, er habe noch einen Maulesel bei sich, ganz mit Lebensmitteln beladen, und er habe auch eine Art halbfertigen Blockhauses dicht am Saumpfade entdeckt.

„Dort kann Piney mit Frau Oakhurst übernachten", sagte der Unschuldige, auf die Herzogin deutend, „ich werde schon so durchkommen."

Nichts als ein erneuter Stoß von John's Fuß rettete Onkel Billy davor, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Ja, er war gezwungen, sich nach dem Abhange zurückzuziehen, um seine Ernsthaftigkeit wieder zu gewinnen. Dort vertraute er den köstlichen Witz den Tannenbäumen an, mit verschiedenen Schlägen auf seine Beine, Verzerrungen seines Gesichtes und der gewohnten Ruchlosigkeit. Als er aber zur Gesellschaft zurückkehrte, fand er sie bei einem Feuer sitzend — denn die Luft war auffallend kalt geworden und der Himmel hatte sich ganz bedeckt — in anscheinend sehr freundschaftlichem Gespräch. Piney redete in eindringlicher mädchenhafter Weise zu der Herzogin, welche mit einem Interesse und einer Angeregtheit lauschte, die sie seit vielen Tagen nicht mehr gezeigt. Der Unschuldige unterhielt John Oakhurst und Mutter Shipton mit anscheinend gleicher Wirkung, welche sogar die ältere Frau zu einer gewissen Liebenswürdigkeit erwärmte. „Dies ist ja ein verd— lustiges Picnic", sagte Onkel Billy mit innerlichem Groll, indem er die ländlich friedliche Gruppe, das helle Feuer und die angekoppelten Thiere betrachtete. Plötzlich brach sich durch die Umnebelung, welche der Branntwein über seine Sinne gelegt, eine Idee in ihm Bahn; sie mußte sehr spaßhafter Natur sein, denn er tractirte seine Beine wieder mit verschiedenen Schlägen und steckte seine Fäuste in den Mund.

Als die Schatten des Abends langsam zu den Bergen heraufstiegen, ging ein leiser Wind durch die Wipfel der Fichten und klagte in ihren langen, düsteren Hallen. Die halb verfallene Hütte, deren Lücken und Risse mit Baumzweigen bedeckt und ausgestopft waren, sollte den Damen als Nachtlager dienen. Als die jungen Liebenden sich trennten, gaben sie sich zwanglos einen so ehrlichen, herzhaften Kuß, daß man ihn über das Säuseln der Bäume hätte hören können. Die zarte Herzogin und die übelwollende Mutter Shipton waren wol zu verwundert, um eine Bemerkung über dieses letzte Zeichen der Einfalt zu machen, und wandten sich wortlos der Hütte zu. Das Feuer war mit gehörigem Material versehen und knisterte lustig; die Männer legten sich vor die Thür und waren in einigen Minuten in tiefem Schlafe.

John Oakhurst hatte einen leichten Schlaf.

Gegen Morgen erwachte er, kalt und erstarrt. Als er das verlöschende Feuer anschürte, trieb der jetzt stark wehende Wind ihm etwas in's Antlitz, was alles Blut daraus entweichen machte — Schnee.

Er sprang empor, mit der Absicht die Schläfer zu wecken, denn es war keine Zeit zu verlieren; aber indem er sich nach der Stelle wandte, wo Onkel Billy gelegen, sah er ihn nicht mehr dort. Ein Verdacht sprang in seine

Seele und ein Fluch auf seine Lippen. Er lief nach dem Ort, an den man die Maulesel und sein Pferd angebunden, sie waren fort. Die Spuren ihrer Hufe verschwanden schon rasch in dem fallenden Schnee.

Der momentanen Aufregung folgte bald wieder die gewohnte Ruhe, und als John Oakhurst zum Feuer zurückkam, hatte er seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Er weckte die Schlafenden nicht. Der Unschuldige schlummerte friedlich mit einem Lächeln auf seinem gutmüthigen, sommersprossigen Gesicht; die Jungfrau Piney schlief neben ihren schwächeren Schwestern so süß, als ob Gottes Engel sie bewachten; und Herr Oakhurst, die Decke über seine Schultern ziehend, strich seinen Schnurrbart und wartete auf den Anbruch des Tages. Er kam langsam mit einem Wirbel von Schneeflocken, welche das Auge blendeten und verwirrten. Was von der Landschaft zu sehen war, erschien wie durch Magie verwandelt. Er schaute über das Thal und faßte Gegenwart und Zukunft in dem einen Worte zusammen — „eingeschneit!"

Eine sorgfältige Prüfung der Lebensmittel, welche zum Glück für die Gesellschaft in der Hütte untergebracht worden und so Onkel Billy's Diebshänden entgangen waren, machte es ersichtlich, daß wenn man mit Klugheit und Sorgfalt verfahre, sie vielleicht zehn Tage vorhalten würden.

„Das heißt", sagte Herr Oakhurst leise zu dem Unschuldigen, „wenn Ihr gesonnen seid, uns in Kost zu nehmen. Wenn nicht — und Ihr thätet vielleicht besser daran — könnt Ihr warten, bis Onkel Billy mit neuen Vorräthen zurückkehrt."

Aus irgend einem verborgenen Grunde konnte John Oakhurst es nicht über sich bringen Onkel Billy's Schurkenstreich zu enthüllen, und stellte deshalb die Hypothese auf, er habe das Lager zu dem Zweck verlassen und die Thiere nur durch Zufall mitgenommen. Er ließ auch der Herzogin und Mutter Shipton, die natürlich ihres Gefährten Thun im rechten Lichte sahen, heimlich eine Warnung zukommen. „Sie werden die Wahrheit über uns Alle herausfinden, wenn sie gegen Einen Verdacht schöpfen, und ich sehe keinen Nutzen darin, sie jetzt zu erschrecken und zu ängstigen", sagte er ihnen.

Tom Simson stellte nicht nur seinem Wohlthäter, wie er ihn nannte, seine ganzen Vorräthe und Besitzthümer zur Verfügung, sondern er schien sogar sich ihrer gezwungenen Abgeschiedenheit zu freuen. „Acht Tage werden wir ein ganz gutes Lagerleben führen, dann schmilzt der Schnee und wir kehren Alle zusammen zurück", sagte er zuversichtlich. Die frische Heiterkeit des jungen Mannes und Herrn Oakhurst's Ruhe theilten sich auch den Anderen mit. Mit Hülfe von Fichtenzweigen machte der Unschuldige ein Dach über die Hütte, und die Herzogin leitete Piney bei der innern Einrichtung mit einem Tact und Geschmack, welche die blauen Augen des jungen Dorfmädchens so weit öffnete, als nur irgend möglich. „Mir scheint, Sie sind in Poker Flat an ein sehr feines Leben gewöhnt", sagte Piney. Die Herzogin wandte sich schnell ab, um die Röthe zu verbergen, die über die Schminke und ihr Antlitz stieg, und Mutter Shipton ersuchte Piney, „keinen Unsinn zu schwatzen". Als aber John Oakhurst von einem vergeblichen ermüdenden Suchen nach dem Wege zurückkehrte, hörte er den Schall fröhlichen Lachens von den Felsen wiederhallen. Er stand etwas erschrocken still, sein erster Gedanke war an den Whisky, den er doch nach seiner Ansicht so sorgfältig versteckt. „Und überdies klingt es auch gar nicht nach Whisky", sagte der Spieler. Erst nachdem er durch den Schneewirbel den

Anblick des hellen Feuers und der es umgebenden Gruppe gewann, kam er zu der Ueberzeugung: „Es sei reiner unschuldiger Spaß."

Ob Herr Oakhurst mit dem Whisky auch seine Karten an einen sichern Ort gebracht, kann ich nicht sagen; aber nach Mutter Shipton's Bemerkung „gebrauchte er das Wort Karten nicht ein einziges Mal" während des Abends. Die Zeit wurde Allen angenehm vertrieben durch eine Harmonika, welche Tom Simson mit einigem Selbstgefühl aus seinem Gepäck hervorholte. Obgleich Piney Woods einige Schwierigkeiten in dem Gebrauch des Instrumentes zu überwinden hatte, gelang es ihr doch, seinen Tasten verschiedene widerstrebende Melodien zu entlocken, die der Unschuldige mit ein paar Castagnetten begleitete. Aber die Krone der Festlichkeit war doch eine Art Lagerhymne, welche die Liebenden mit gefalteten Händen und großem Ernst und bedeutender Kraftanstrengung sangen. Ich fürchte, daß ein gewisser trotziger Ton und ein starker Covenants-Beigeschmack in seinem Chor, viel mehr als sein frommer Inhalt, die Anderen so schnell mit ansteckte, daß sie zuletzt in den Schlußvers einstimmten:

„Mit Stolz im Dienste des Herrn ich steh',
Bin verpflichtet zu sterben in seiner Armee."

Die Fichten rauschten, der Sturm wirbelte um die elende, verlassene Gruppe der Verbannten und die Flammen ihres Altares stiegen himmelwärts, als ein Zeichen ihres Gelübdes.

Um Mitternacht ließ der Sturm nach, die schweren, dahinjagenden Wolken theilten sich und die Sterne leuchteten glitzernd über das schlafende Lager. Herr Oakhurst, dessen professionelle Gewohnheiten ihn befähigten mit sehr wenig Schlaf auszukommen, nahm, indem er sich in die Wache mit Tom Simson zu theilen schien, doch den bei Weitem größern Theil dieser Pflicht auf sich. Er entschuldigte sich gegen den Unschuldigen mit dem Ausspruch, daß er oft eine ganze Woche ohne Schlaf gelebt. „Was thatet Ihr da?" fragte Tom. „Spielen", erwiederte Oakhurst; „wenn ein Mensch einmal eine gute Laune des Glückes erfaßt hat — Negerglück — so ermüdet er nicht und läßt es nicht los. Das Glück wendet sich zuerst von ihm. Glück", fuhr der Spieler fort, „ist ein gewaltig seltsam Ding. Alles, was Ihr darüber wißt, ist wol, daß es sehr oft wechselt. Aber herauszufinden, wenn dieser Wechsel eintreten will, das ist es, was uns hebt oder sinken läßt. Wir haben einen schlechten Wurf gethan, seit wir Poker Flat verlassen, das Glück hat uns den Rücken gewandt. Ihr kommt des Weges und seht! — Ihr gerathet auch in das Unglück hinein. Wenn Ihr Eure Karten fest und richtig halten könnt, dann ist es gut für Euch und nichts verloren. Denn", fuhr der Spieler in fröhlicher Sorglosigkeit fort.

„Mit Stolz im Dienste des Herrn ich steh',
Bin verpflichtet zu sterben in seiner Armee."

Der dritte Tag kam und die Sonne, durch das mit weißen Schleiern umhüllte Thal blickend, sah die Verbannten aus ihren langsam abnehmenden Vorräthen das Morgenmahl vertheilen. Es war eine Eigenthümlichkeit dieses Bergklimas, daß die Sonnenstrahlen einen warmen Hauch über die Winterlandschaft breiteten, wie in mitleidigem Bedauern mit Dem, was geschehen war. Aber sie zeigten auch Massen und Wälle von Schnee um die Hütte aufgethürmt — und ein weißes Meer, ohne eine Spur von Pfad oder

Ausweg lag unter dem felsigen Ufer, auf dem die armen Ausgestoßenen sich noch aufhielten. Durch die wunderbar klare Luft sah man den Rauch des ländlichen Ortes Poker Flat, der doch meilenweit fern lag. Mutter Shipton bemerkte die rosigen sich kräuselnden Rauchwölkchen und von einer abseits-liegenden Felsspitze schleuderte sie nach jener Richtung eine endgiltige Verwünschung. Es war ihr letzter Zornesausbruch und vielleicht haftete ihm aus diesem Grunde eine Art Erhabenheit an. Es hatte ihr wohl gethan, versicherte sie im Vertrauen die Herzogin. „Geht Ihr Beide einmal hinaus und seht Euch um!" sagte sie. Dann machte sie es sich zur Aufgabe, „das Kind", wie sie und die Herzogin Piney nannten, zu amüsiren. Piney war durchaus kein Lämmchen mehr, aber weil sie nicht fluchte und so echt jungfräulich in ihrem ganzen Thun und Wesen war, erschien sie den Beiden wie ein unschuldiges Kind.

Als die Nacht wieder herniedersank, hörte man die Klänge der Harmonika beim Schein des Feuers ertönen, bald in langgezogenen, halb klagenden Accorden, bald in rascherm Tempo. Doch die Musik wollte heute nicht die Macht ausüben, nicht ganz das Unbehagen bannen, welches durch die nicht ausreichende Speise hervorgebracht war, und ein neues Mittel zur Zerstreuung ward von Piney vorgeschlagen — Geschichten zu erzählen. Da weder Herr Oakhurst noch seine Gefährtinnen besonders geneigt waren, ihre persönlichen Erfahrungen zum Besten zu geben, so hätte dieser Plan scheitern müssen, wäre der Unschuldige nicht gewesen. Vor einigen Monaten hatte er durch Zufall ein Exemplar von Pope's Uebersetzung der Iliade in die Hände bekommen und er schlug vor, die Hauptvorgänge dieses Gedichtes — der Inhalt war ihm ganz gegenwärtig, die Worte hatte er vollkommen vergessen — in der in Sandy Bar geläufigen Sprache zu erzählen. So wandelten in dieser Nacht die homerischen Halbgötter wieder auf Erden. Troja und das prahlerische und listige Griechenland kämpften in den Winden miteinander und die starken, hohen Fichten auf dem Plateau schienen sich vor dem Zorn des Sohnes von Peleus zu beugen. Herr Oakhurst hörte mit ruhiger Befriedigung zu. Besonders interessirte ihn das Schicksal des Asch-hils, wie der Unschuldige beharrlich den „schnellfüßigen Achilles" nannte.

So, mit wenig Nahrung und viel Homer und Harmonika, zog eine Woche über den Häuptern der Ausgestoßenen dahin. Die Sonne verließ sie wieder und aus schwer bewölktem Himmel schwebten die dichten Schneeflocken über das Land herab. Tag für Tag zog sich der Schneekreis enger um sie zusammen, bis sie zuletzt aus ihrem Gefängniß auf angehängte Wälle von blendender Weiße blickten, die sich zwanzig Fuß hoch über ihre Köpfe erhoben. Es wurde immer schwerer, das Feuer zu nähren denn selbst die umher liegenden Bäume waren fast ganz im Schnee begraben. Und dennoch klagte Niemand. Die beiden jungen Liebenden wandten sich von der traurigen Aussicht ab, blickten einander in die Augen und waren glücklich. Herr Oakhurst bereitete sich ruhig darauf vor, daß das Spiel verloren sei. Die Herzogin, heiterer als sie sonst gewesen, übernahm es für Piney zärtlich zu sorgen. Nur Mutter Shipton — einst die stärkste der kleinen Gesellschaft — kränkelte und schien zu erliegen. Um Mitternacht — es war am zehnten Tage — rief sie Oakhurst zu sich heran.

„Ich gehe", sagte sie mit matter, klagender Stimme. „Doch sprecht nicht davon! Weckt nicht die Kinder! Nehmt das Päckchen unter meinem Haupt und öffnet es!" Es enthielt Mutter Shipton's Ration der letzten

Woche unangerührt. „Gebt es dem Kinde!“ flüsterte sie, auf die schlafende Piney deutend. „Ihr habt Euch Hungers sterben lassen“, sagte der Spieler. „So nennen sie es“, erwiederte die Frau kläglich; legte sich wieder nieder, kehrte ihr Antlitz der Wand zu und schied ruhig dahin.

Die Harmonika ertönte an dem Tage nicht, auch Homer war vergessen. Nachdem sie Mutter Shipton in den Schnee gebettet, nahm Herr Oakhurst den Unschuldigen auf die Seite und zeigte ihm ein Paar Schneeschuhe, welche er aus dem alten Packsattel zurechtgemacht.

„Es ist noch eine schwache Aussicht, wie Eins zu Hundert, sie zu retten“, sagte er auf Piney deutend, „aber nur von dort kann die Möglichkeit kommen“, und er zeigte nach Poker Flat. „Könnt Ihr in zwei Tagen dahin gelangen, ist sie gerettet.“

„Und Ihr?“ fragte Tom Simson.

„Ich bleibe hier“, klang die kurze Antwort.

Die Liebenden schieden mit einer langen, innigen Umarmung.

„Sie gehen doch nicht auch?“ sagte die Herzogin, als sie Herrn Oakhurst anscheinend bereit sah, Tom zu begleiten.

„Nein, nur bis zum nächsten Abhang“, erwiederte er. Dann wandte er sich plötzlich um, küßte die Herzogin und verließ sie, ihre bleichen Wangen roth vor Gluth und ihre zitternden Glieder starr vor Erstaunen.

Die Nacht kam, doch nicht Herr Oakhurst. Der Sturm wurde wieder wach und der Schnee wirbelte herab. Als die Herzogin das Feuer schürte und versorgte, fand sie, daß Jemand neben der Hütte ganz im Stillen genug Holz herbeigeschleppt, um einige Tage länger vorzuhalten. Thränen stiegen in ihre Augen, doch verbarg sie dieselben vor Piney.

Die beiden Frauen schliefen sehr wenig in dieser Nacht. Als sie am Morgen einander in's Gesicht blickten, lasen sie daraus ihr Schicksal. Keine sprach; doch Piney nahm das Amt der Kräftigeren an und näher rückend legte sie ihren Arm um die Herzogin. In dieser Stellung verharrten sie den ganzen Tag. In der folgenden Nacht erreichte der Sturm seine höchste Wuth, er riß das Zweiggeflecht vom Dach und durchsauste die Hütte mit wilden Stößen.

Gegen Morgen waren sie nicht mehr im Stande, das Feuer zu unterhalten, das langsam verlöschte. Als die Kohlen schwärzer wurden, schmiegte die Herzogin sich dichter an Piney und unterbrach die Stille vieler Stunden mit der Frage: „Piney, kannst Du beten?“ — „Nein, Liebe“, antwortete das junge Mädchen einfach. Die Herzogin, ohne eigentlich zu wissen warum, fühlte sich erleichtert, und ihren Kopf auf Piney's Schulter legend, sprach sie nicht mehr. Und so aneinander gelehnt, die jüngere und reinere das Haupt ihrer befleckten Mitschwester an ihrer jungfräulichen Brust bergend, sanken sie in Schlaf.

Der Wind ließ nach in seinem Wüthen, als fürchte er sich, sie zu stören. Federartige Schneeschauer, von den langen Zweigen der Fichtenbäume niedergeschüttelt, flogen gleich weißgeschwingten Vögeln in die Hütte und glitten sanft auf die Schlafenden herab. Der Mond blickte durch die Wolkenklüfte auf die Stätte, welche einst das Lager gebildet. Aber alle menschliche Fehle, alle Spuren irdischer Arbeit waren unter dem weißen, fleckenlosen Mantel verborgen, den der Himmel gnädig darüber gebreitet hatte.

Sie schliefen den ganzen Tag und den nächsten erwachten sie auch nicht, als Stimmen und Schritte die Stille des Lagers unterbrachen. Und als mit-

leidige Hände den Schnee von ihren bleichen Gesichtern fortwischten, da hätte man kaum — denn gleicher Frieden lag auf Beiden — haben sagen können, welche die war, die gesündigt. Selbst das Gesetz von Poker Flat erkannte das, wandte sich ab und ließ sie ruhen, einander fest in den Armen haltend.

Auf einem der Abhänge, an einem der größten Fichtenbäume fanden sie die Treff Zwei mit einem Jagdmesser in die Rinde befestigt. Die Karte trug die folgende Inschrift mit fester Hand in Bleistift geschrieben:

†

Unter diesem Baume.
Ruht
John Oakhurst
Von dem das Glück sich wandte
Am 23. November 1850
Und
Der seine Rechnung abschloß
Am 7. December 1850.

†

Und erstarrt und kalt mit einem Revolver an seiner Seite und einer Kugel im Herzen, obwol noch ruhig wie stets im Leben, lag er unter dem Schnee, er, welcher zugleich der stärkste und doch der schwächste war der Ausgestoßenen von Poker Flat.

# Eine Wallfahrt nach Lourdes.

Von **Paul d'Abrest.**

Auf keiner französischen Bahn fährt man so rasch wie auf der zwischen Paris und Bordeaux. In elf Stunden durchrast der Schnellzug die ungeheure Strecke. Schade nur, daß es Nacht ist, da wir die interessante Gegend an der Loire bis Tours und dann die hügeligen Landschaften in der Umgegend von Angoulême passiren. Auch nicht der bescheidenste Mondstrahl will so gnädig sein, uns etwas von der Umgegend zu zeigen und die Finsterniß ist dicht genug, um an die neunte egyptische Landplage zu erinnern. Es bleibt daher nichts übrig, als zu thun, was alle Expreßreisende thun, die Nachts fahren: zuerst so gut es geht bei dem vacillirenden Schein der Lampe ein paar mitgebrachte Abendblätter zu durchfliegen und dann sich in eine Ecke zu setzen und das ermüdete Auge zuzudrücken. Unsere Reisegesellschaft bestand aus nie fehlenden Engländern und einem Spanier, der absolut die Fensterthüren offen lassen wollte, was den Hispaniolen in manchen Conflict mit meinem Freund und Reisegefährten B. brachte, namentlich als dieser in verschiedenen Buffets von Vendôme, Tours, Angoulême sich mit der nöthigen Herzens- und Magenstärkung versehen hatte.

Gegen halb sechs hatte die Sonne in ihrem vollen Glanze das mysteriöse Dunkel verscheucht, ihre bereits wärmenden Strahlen spiegelten sich durch den Glasrahmen auf den gepolsterten Sitzen und den Augen des Reisenden war ein reizender Genuß vorbehalten. Die Bahn rollte mitten durch das Weinland der Gironde, wo jenes in den fünf Welttheilen gleich hochgeschätzte Erzeugniß wächst, der rothe Nectar von Bordeaux.

So weit das Auge schweifte, zu beiden Seiten des Geleises, reichten die kleinen, mit Rebstöcken beladenen Hügel wie goldstrotzend im Glanze der Morgensonne. Dazwischen ragten die röthlichen Giebel der wohlhabenden Häuser der Winzer, von denen viele steinreiche Leute sind und für den Bau manch stolzen Schlosses, wie sie sich im Halbkreise um Bordeaux erheben, das Material rasch sammeln. Die Dörfer, an denen wir vorüberfahren, die Gehöfte, die Landhäuser, die Kirchen, eben so wie die Straßen und kleineren Holz- und Eisenbrücken, Alles zeigt auf den ersten Blick die Merkmale der Wohlhabenheit, ja des Reichthums; es ist ein gesegnetes Land, in welchem für Elend und Dürftigkeit gar kein Raum vorhanden sein muß. Dabei ist die Bevölkerung allerdings dicht, aber ohne Ueberladung, denn der Gascogner, der nicht Aussichten genug besitzt, in seinem eignen Lande als Prophet zu gelten, wandert gern aus, namentlich zieht ihn die Hauptstadt an, weshalb man auch in Paris überall den gutturalen mittäglichen „Assent" hört und man hört ihn gut, da die Herren die Gewohnheit nicht haben, leise zu sprechen und gern „für die Galerie" sprechen.

Das Wesen dieser Leute aus dem südlichen Frankreich ist gänzlich danach angethan, nervenschwache Leute anzugreifen; es giebt nichts Widerlicheres, als dieses Matadorenthum und diesen Wortschwall.

In Bordeaux, von wo der Zug weiter nach Bayonne und Spanien geht, verließen wir, vor Kälte zitternd, den Train und standen da auf dem Perron des höchst unansehnlichen Bahnhofgebäudes. Unbekümmert um die Droschkenkutscher, die auf dem Bocke ihres Gefährtes aufrechtstehend Arme und Peitschen wie Windmühlenflügel bewegten, um die Fahrgäste in ihre schwer-

fälligen Rumpelkasten zu locken; unbekümmert um das Geschrei, mit welchem sie die Schnelligkeit ihrer Rosinanten priesen, wanderten wir, nachdem das Gepäck beim Bahnhofportier gehörig untergebracht war, auf's Gerathewohl durch die Straßen Bordeaux's.

Die Gegend, wo der Bahnhof liegt, an der Garonne, hat auf den ersten Blick durchaus nichts Verführerisches; enge Straßen, ziemlich schmutzig, wahrscheinlich im Sommer für allerlei Ausdünstungen sehr empfänglich, kleine Läden, welche der Bordelaise mit wohlangewendeter Bescheidenheit „échoppes" nennt, große, aber schmutzige Häuser und dazu kein halbwegs anständiges Kaffee- oder Gasthaus, wo wir hätten unsere Sehnsucht nach den vielberühmten weißen Landweinen, der aber an Ort und Stelle genossen werden muß, befriedigen können — lauter abstoßende Matrosen- und Arbeiterkneipen, manchmal Aergeres.

Bald jedoch nahm der Straßenknäuel ein Ende und wir befanden uns auf dem offenen Marktplatz, wo es trotz der frühen Stunde bereits recht lebhaft zuging. Für den Fremden, der nach einer ihm fremden neuen Stadt kommt, giebt es sicher keinen bessern Gradmesser des allgemeinen Wohlstandes und des Charakters der Einwohner als den Markt, wenn dieser im vollen Gange begriffen ist. Sind die feineren Lebensmittel selten und bilden mindere Producte, Gemüse, Erdäpfel, Zwiebeln rc. den Hauptstock des Marktes, dann sind wir in einer armen Stadt angelangt; entwickeln die Hausfrauen bei dem Kampfe um die Preise der Erzeugnisse alle Künste des „Handelns", dann haben wir es mit Geizhälsen zu thun; dagegen ist jener Winkel ein höchst gesegneter, wo am Markttage die fetten Kapaun schichtenweise aufliegen, wo die Fische enggedrückt in den Behältern schwimmen, wo Pyramiden von Obst und Wein wohlgefällig dem Auge entgegenschimmern und wo all' die Herrlichkeiten raschen Absatz finden, ohne daß zwischen Käufern und Verkäufern allzugroße Differenzen entständen. Dieses günstige Symptom des Wohllebens bietet uns unbedingt der Markt von Bordeaux; eine leibhaftige Gargantuahalle, wo der von Rabelais verherrlichte Sofraß mit Freuden seinen Sitz aufgeschlagen hätte.

Bordeaux hat von jeher unter allen Gourmands einen gerechtfertigten, wohltönenden Ruf; einige der besten Speisen, die in den feinsten Restaurants von Paris verabreicht werden, empfehlen sich dem Gaste unter den Auspicien des Hauptortes der Gironde: „Cerevisses à la Bordelaise" — „Entrecôte à la Bordelaise" sind Gerichte, die den Ruhm der französischen Küche weit getragen haben und es wundert mich durchaus nicht, wenn mancher am 4. September durch Gambetta's Gnaden zum Attaché oder Staatsrath gestempelte, fadenscheinig magere Journalist im schönsten „embonpoint" aus Bordeaux zurück kam, während wir bei der Pferdekost in Paris das Beste unserer Kraft eingebüßt haben. Zwei Specialitäten sind es namentlich, die hier auffallen: die kleinen Austern von Arcachon und die Brochetten, kleine Vögel, die, dutzendweise an eine Schnur gebunden, wie die Steine eines Halsbandes verkauft werden. Diese kleinen, gerupften Geschöpfe werden in geflochtenen Körben von Bäuerinnen getragen, die den dem spanischen ähnliche Jargon der Gebirgsleute mit „affenmäßiger Geschwindigkeit" einschleppen, sich aber sehr plump und ungeschickt benehmen.

Mit Mühe arbeiteten wir uns durch die kaufenden und verkaufenden Marktleute und gelangten, nachdem wir an einem mitteralterlichen Thurm vorüber und einen sehr breiten Corso entlang gezogen waren, in das Herz

der Stadt zum „Theaterplatz", mit dem Theater Louit, einem kolossalen Bau in der Gestalt eines unregelmäßigen Quadrates, der seine historische Bedeutung hat. Hier stand die Wiege der gegenwärtigen Nationalversammlung und in den Räumen drinnen wurde der Friede von Versailles ratificirt. Nicht weit von diesem Gebäude steht die Präfectur, von deren Balcon herab Gambetta so oft das bewegliche Volk haranguirte und die zukünftigen Siege escomptirte, ohne einen Augenblick annehmen zu wollen, daß das Schicksal seine Unterschrift protestiren könnte. In den goldverbrämten Sälen im Innern hatte sich das neue Personal eingerichtet, welches den administrativen und diplomatischen Generalstab der Herrscher bildete, lauter junge Leute, viele nicht ohne Begabung und wenn vielleicht gerade nicht so distinguirt in der Kunst, Stehkragen mit dem erforderlichen Chic zu tragen und bei Hof- und Staatsbällen als graziöse Tänzer zu dienen, dennoch im Durchschnitt eben so befähigt, als ihre Vorgänger. Es will das allerdings nicht viel sagen, wenn man bedenkt, daß hier lange Zeit die Anstellungen bei Präfecturen und in Gesandtschaften als Versorgungsanstalten für junge Taugenichtse betrachtet wurden, deren Papas sich höherer Gunst erfreuten.

In Bordeaux selbst erinnert man sich nicht besonders gern an die Periode des vergangenen Glanzes, wo die Federbüsche aus jedem Pflaster wie Blumen aus einem Beete emporschossen, wo unaufhörlich die Säbel der friedlichen, aber desto schärfer und bis an die Zähne bewaffneten Telegraphisten und Administrationsbeamten rasselten. Kaum rechnen noch einige Wirthe mit Vergnügen an den Fingern den Verdienst nach, den ihnen die Anwesenheit der hohen demokratischen Herrschaften eingetragen hat; aber sonst sehnen sich die Bordelaisen nicht im mindesten mehr nach der vorübergehenden Ehre, wieder die Hauptstadt Frankreichs zu werden. Ihr Weinhandel genügt ihnen.

## II.

Wir hatten in Bordeaux nur einen Besuch abzustatten bei dem Leiter des bedeutendsten Provinzblattes, der „Gironde", bei Herrn Eugène Ténot. In dem Kaffeehause gaben uns einige spielende Söhne Italiens, die mit einigen, wie mir scheint, einflußreichen Abonnenten im Feuer einer hitzigen Piquetpartie begriffen waren, die nöthigen Andeutungen, um in die Rue Cheverus zu gelangen, was gar nicht leicht war.

Endlich zeigte sich uns das ersehnte Redactionslocal — das betreffende Haus ist nichts Geringeres, als ein im raum- und lichtverschwenderischen Stil der alten Zeit, welche in dieser Beziehung die „gute" genannt werden darf, erbautes bischöfliches Palais.

Ach! wie viele Arbeiter der Feder, die gezwungen sind, ihr Talent und ihre Arbeitskraft in enge Stübchen einzuzwängen und den Faden ihrer Gedanken durch das fortwährend zu ihnen heraufdringende Gerassel der Wagen mit Mühe zu verfolgen — wie Viele würden ihre französischen Collegen von der Garonne um die an die Gemächer der alten Ritterschlösser erinnernden hohen imponirenden Säle beneiden und ein einziges derselben würde von einem pariser Miethsherrn in sieben Theile wenigstens zerlegt werden, um eine ganze Familie darin zu beherbergen.

In diesen splendiden Gemächern muß es sich vorzüglich arbeiten, der Geist hat Raum und auch der Körper; dazu öffnen sich die schier monumentalen Glasfenster der Redactionssäle auf einen herrlichen Garten, der in den heißen Sommernachmittagen den Redacteurs unter den Pappeln unbe-

zahlbare Kühle und Erfrischung gewährt. So weit es Jahreszeit und Wetter gestatten, dient dieser Garten dem Chefredacteur als Sprechsaal und hier hatte ich auch die Ehre und das Vergnügen mit dem Hauptredacteur Herrn Eugène Ténot zu conversiren.

Der Leiter der „Gironde" gehört zur jüngern Generation und ist unbedingt eine der tüchtigsten journalistischen Kräfte des heutigen Frankreichs. In seinen unregelmäßigen Zügen läßt sich auf den ersten Blick die vorurtheilsfreie Intelligenz lesen; es steckt Etwas in dem Manne, was durch die einfache gutmüthig lebhafte Offenheit Jedermann gewinnen muß. In Folge eines bedauerlichen Unfalles hat Herr Ténot das linke Auge eingebüßt, und da er noch nicht gewohnt ist, mit dem einen ihm gebliebenen Auge zu manövriren, verleihen seine fortwährenden Anstrengungen den Zügen etwas noch mehr Charakteristisches und Interessantes. Sein Schicksal erträgt er mit echt alterthümlichem Gleichmuthe; ja, er erlaubt sich gern hie und da einen Spaß über die Seite seines Individuums, die ihn dem Horatius Cocles gleichstellt.

Herr Ténot debutirte in der Literatur mit einem jener Bücher, die Jedermann schreiben könnte, wenn er eben die einfache Idee besäße; es geht damit, wie mit dem Ei des Colombus. Bis 1867 war die Geschichte des 12. Decembers nie bekannt geworden; die verschiedenen vom Elysée aus dictirten Bücher und Broschüren erzählten die Geschichte à la Loriquet, wie sie von ihrem kaiserlichen Brodherrn inspirirt worden war. Mehrere der verbannten Republikaner hatten draußen Schilderungen der damals verübten Gräuelthaten drucken lassen und selten kam ein Reisender aus Brüssel, London oder Genf zurück, ohne ein paar dieser Erzeugnisse in den Falten seines Reiseplaids oder in den Tiefen seiner Rocktasche mit hereinzuschmuggeln. Aber abgesehen davon, daß die betreffenden Werke nur in einem kleinen, engen Kreis bekannt wurden, waren es immer blos Pamphlete und hatten als solche einen höchst bedingten Werth. Herr Ténot schrieb, auf positive Thatsachen gestützt, eine actenmäßige Darstellung des „Staatsstreiches in Paris und in der Provinz"; er zerriß den Schleier, den das Empire so lange um dessen blutgetränkte Wiege gewoben hatte; er zeigte zum ersten Mal die Füsilladen auf dem Boulevard Montmartre; er erzählte den fast unbekannt gebliebenen Heldentod des Volksvertreters Baudin auf der Barrikade vom Faubourg St. Antoine und die Geschichte des zwei Mal erschossenen Bauern Martin Bidauré; er gab mit allergrößter Genauigkeit die Statistik der standrechtlich Erschossenen, der Deportirten und aller Opfer des Coup d'Etat. Diese Zahlen waren wirksamer, als alle Declamationen der Linken und alle Zeitungsartikel.

Schon war, dem ewigen Gesetz zufolge, der Griffel des Absolutismus in der erlahmten Hand des Dictators abgestumpft; es fehlte ihm der Muth, das Buch, wovon jede Zeile einen Nagel für den Sarg der bonapartistischen Dynastien lieferte, zu confisciren, es drang in alle Schichten und bald war der Name Ténot einer der bekanntesten; die Thüre der damals noch bedeutendsten politischen Zeitung Le Siècle öffneten sich ihm auf einmal à deux battants und es hätte nur an ihm gelegen, Deputirter zu werden wie Gambetta. Aber Herr Ténot ist und bleibt seiner Feder treu, das hat er nach dem Kriege bewiesen, als er sich beeilte, die ihm anvertraute Präfectur in Tarbes aufzugeben, um seine alte Stelle beim Blatte der rue Chauchat wieder einzunehmen. Bald aber folgte er einem glänzenden Ruf nach Bor-

deaux. Es war eben mitten in der Wahlbewegung; wir hielten ihn daher nicht lange auf und schieden mit aufrichtigem, freundlichen Händedruck. Hier kann ich mich doch nicht enthalten, eine kleine Anecdote mitzutheilen, die während der Communezeit spielte: Herr Ténot, der vermöge seines Alters der Nationalgarde verfallen war, suchte, wie viele seiner Schicksalsgenossen, welche gleich ihm geringe Lust verspürten, dem Befehl der damaligen Kriegshelden zu dienen, sich aus Paris zu salviren. Er besaß keinen Paß, wol aber einen Freund, der an der Nordbahn angestellt war; dieser setzte dem Redacteur des Siècle eine Dienstmütze auf, gab ihm eine Rolle Papier in die Hand, so daß Herr Ténot das Aussehen eines Beamten hatte, der sich mit dem eben in der Abfahrt begriffenen Zug zu schaffen machte. Die nichts Arges ahnenden Nationalgardisten ließen ihn durch, und wie die Locomotive sich in Bewegung setzte, war der falsche Bahnbeamte mit einem Satze aus dem Güterwagen und gelangte durch die preußischen Linien bis nach Rueil, wo die Versailler Vorposten standen. Hier wurde er aufgefordert sich zu legitimiren: er zog aus der Tasche sein Ernennungsdecret als Präfect des Departements der oberen Pyrenäen, dem wachhabenden Officier fiel aber nur der letzte Satz auf: „Fait à l'hôtel de Ville de Paris". (Gegeben im Stadthause von Paris.) „Haltet den Mann fest!" rief triumphirend der Capitain, „wir haben endlich einen dieser Communarden!"

Dieses Commando brachte Herrn Ténot in unsanfte Berührung mit den Fäusten von ein paar handfesten Gardes de Paris und es kostete ihn viel Mühe, den Officier zu bewegen, das Datum 5. September zu lesen und sich zu überzeugen, daß die Leute, die damals vom Hôtel de Ville aus Decrete erließen, das Recht hatten, solches zu thun.

## III.

Um fünf Uhr Abends gab es in der Bahnhofsrestauration von Bordeaux ein buntes Gewühl, der Pilgertrain aus Blois und Umgegend, dem wir uns anschließen sollten, war eben mit seinen achthundert total ausgehungerten Passagieren angekommen. Wie ein Heuschreckenschwarm stürzten die Pilger über die am Büffet aufgespeicherten Vorräthe her; im Nu waren alle Poularden, alle Schinken, alle Würste, die Käsebrode, welche vor einigen Minuten still und ahnungslos auf ihren Schüsseln lagen, aufgezehrt und all' die Flaschen Weins fanden ihre Wege durch die frommen und geweihten Kehlen; denn die Herren Geistlichen entwickelten einen höchst rüstigen Appetit. Bald erhob sich ein Nothschrei, es fehlte an Brod; „du pain, du pain", ging es aus jeglichem Munde, bis ein Proviantwagen angefahren kam mit etlichen Laiben Brodes beladen. Da ertönte von allen Seiten ein Danklied; der weise Herr Restaurationswirth hatte in Anbetracht des außerordentlichen erwarteten und erhofften Andranges eine Reihe von Tischen auf der ganzen, der Stadt zugelegenen Terrasse aufrichten lassen, und während die um das Büffet Drängenden sich um jeden Bissen schlugen, hatten die auf der Terrasse Sitzenden hinlänglich Zeit, nachdem sie ihr Vaterunser gebetet, ruhig ihre Bouillon, die Lieblingsnahrung des reisenden Franzosen, hinunterzubringen.

Hier eine kleine Berechnung; in jedem wichtigen Büffet, wo gehalten wird, werden bei einem Train, der wie dieser etwa tausend Reisende zählt, wenigstens vierhundert Tassen Bouillon verzehrt à 50 Centimes; diese Suppe kostet dem Restaurateur zwei Pfund Knochen und ein Viertelpfund Salz, daher

200 Francs Reingewinn, die sich im Sommer manchmal drei- bis viermal täglich wiederholen; da staune man noch, wenn die Bahnhofsrestaurationen als Millionärpflanzstätten gelten und so viel werth sind, wie die Charge eines Wechselagenten!

Wenn die Herren Büffetbesitzer sich fröhlich die Hände reiben und auch Ursache dazu haben, so ist dies nicht der Fall bei den Eisenbahnbeamten. Sind sie eingefleischte Skeptiker, oder grollen sie den Wallfahrern wegen des Zuwachses an anstrengender Arbeit? In der That aber benehmen sich die Herren vom Stationschef bis zum letzten Wagenschmierer mit einer exemplarischen Grobheit gegen uns Alle, innerlich freut es mich, daß das Personal von den „Lourdauds" eine so geringschätzende Meinung hat, aber unwillkürlich lehnen sich meine Nerven gegen die Behandlung, die mir zu Theil wird, auf und auch so manchem Manne Gottes geht die Geduld über. Mit bewunderungswürdigem Stoicismus benimmt sich mein Freund B.

„Wir sind von nun an Wallfahrer und wollen uns auch danach richten", meinte er, und setzte sich in einen Wagen dritter Classe, in welchem ein ganzer Schwarm junger, aber unschöner Bretagner Bauernmädchen im schwarzen Tuchgewande und weißen Hauben saß. Sie gehörten einer der Jungfrau geweihten Mädchencorporation an und machten die Fahrt unter Leitung eines Geistlichen, dieser aber hatte sich verspätet und konnte den Waggon, in welchen die seiner Hut anvertrauten Schafe sich aufhielten, nicht mehr ausfindig machen. B. übernahm die Pfarrerstelle und begann nun laut einige Litaneien aus dem Gebetbuche vorzulesen, die Mädchen sangen nach und auch aus den übrigen Waggons tönte der nämliche Gesang, die Genossinnen waren offenbar eingeschult, denn ihre Stimme klang hell und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Ich muß gestehen, dieser, wie aus einer Tiefe kommende Gesang, der mit dem eintönigen Gerassel der Räder auf den eisernen Schienen sich vereinte, dieses Loblied, welches sich wie ein akustisches Lauffeuer durch die milde, sternenhelle Nacht von Garten zu Garten fortpflanzte, hatte etwas Ergreifendes; nach und nach sank der allgemeine Ton des Gesanges, denn manch' ermüdetes Auge schloß sich, mehr als eine Stimme versagte und bald mischte sich der Gutturalton mehrerer Schnarchenden mit den Klängen des Laudamus und der Marienlieder. Die Gegend wurde trauriger, denn wir rollten durch die flachen Ebenen des steppenartigen Landesdepartements.

Da es sich nicht bequem einrichten wollte, ließen wir die Bretagneschen Mädchen im Stiche und begaben uns in ein Coupé zweiter Classe, wo eben drei ziemlich angeheiterte Geistliche über die Definirung des Vergänglichen und Unvergänglichen einer eifrigen Discussion pflogen. Diese Controverse verfehlte ihre Wirkung nicht; binnen einer Viertelstunde schliefen B. und ich den Schlaf des Gerechten.

## IV.

Die Glocken läuteten Mittag, durch das Wunderstädtchen Lourdes eilten eifrigen Schrittes tausende und abermals tausende von Wallfahrern, die am vorigen Tage und am Morgen aus allen Ecken Frankreichs gekommen. Die Pariser hatten ein wenig Toilette gemacht; da gab es viel zu sehen. Die Töchter des benachbarten Languedoc hatten ihre schönsten seidenen, bis über die Schultern herabhängenden Basquinen, roth oder blau, angethan. Elegante Damen, die, Zerstreuung suchend, aus den nahe gelegenen Badeorten Bagnerès de Bigorre und Bagnères de Luchon herbeigeeilt waren, kehrten

mit ihren Schleppen den Lourder Staub; einige Spanier in der malerischen catalonischen Tracht waren herübergekommen, um allerlei Waaren anzubringen, namentlich Chocolade, die bekanntlich als eine Specialität aus Tras los Montes gilt.

Mitten in dem Gewühle standen phlegmatisch die Ortsbewohner, Bauern und Kleinhändler die Pfeife im Munde, den spanischen Béret auf dem Haupte und sahen spöttisch dem Treiben zu. Es sind entsetzliche Skeptiker, diese Lourder, und mir scheint, man fände in der ganzen Umgegend kein Kind, welches an die Erscheinung glaubt. Im Gegentheil, die boshaften Zeugen erklären das Wunder der „Notredame de Lourde" in einem sehr frivolen und echt französischen Sinne.

Ich hörte die Geschichte im ganzen Süden erzählen; am andern Tage sah ich, wie in Pau ein Blatt, welches so ungläubig war, die Anecdote zu bringen, in einem Kaffeehause durch alle Hände lief und den allerbesten Humor erregte. Ja, viel mehr, in Lourdes selbst wurde uns die Heldin der Legende später gezeigt, und Jedermann nennt sie beim Namen. Das Pikante an der Sache ist, daß der Gemal der betreffenden Dame noch lebt und an dem Rufe seiner Gemalin nicht den geringsten Anstoß nimmt. Es giebt überall Philosophen!

Wenn die Lourder an die Wundergrotte nicht glauben, so geht ihre Verachtung doch nicht so weit, daß sie den Nutzen verschmähen, der ihnen aus der Ausbeutung des Mirakels erwächst. Im Gegentheil, während Vater und Mutter für einige Betten doppelt so viel nehmen, als man im Grand Hôtel für einen Salon zahlen muß, und die Pilger mit zweifelhaften Getränken und Speisen, an deren Schlechtigkeit nicht zu zweifeln ist, laben: laufen ihre Kinder, Knaben und Mädchen mit Gebetbüchern, Heiligenbildern, Rosenkränzen aller Gattungen, Windlichtern durch die hohle Gasse, die zur Wundergrotte führt und machen glänzende Geschäfte. Denn Jedermann würde sich schämen, nach Lourdes gekommen und von dort zurückgekehrt zu sein, ohne ein paar solcher geweihten „Chapelets" mitzubringen.

Vom frühesten Morgen an war diese Grotte der Zielpunkt aller Besucher; in der neuerbauten Kirche um die Rasenplätze auf der Wiese wurde Messe gelesen und allerlei Geräthe mußten da als Altar dienen; hier bedeckte das Meßtuch einen gewöhnlichen Holztisch, ein wenig weiter ruhte die Monstranz auf einem ausgeleerten Fasse; einige Schritte weiter officirte der Priester vor einem Brete, das an einen Baum angeschraubt war. Der Anblick war malerisch; um die Grotte herum begannen die Wunder aufzublühen, Augenkranke und Lahme drängten sich vor und steckten die wunden Stellen in das Wasser, während die sie begleitenden Priester leise beteten. Gesunde knieten nieder und boten der Statue der heiligen Jungfrau allerlei Gegenstände zur huldvollen Einsegnung.

Nach einem längern Aufenthalt bei der Grotte kehrten wir auf dem Gebirgspfad und über die hölzerne Brücke nach der Stadt zurück. Die Wolken, welche, als wir am Morgen ankamen, die Gipfel der Pyrenäen wie mit einem dichten Schleier umhüllten, waren inzwischen verschwunden. Die bereits mit Schnee gepuderten Spitzen der Berge glänzten im allerhellsten Sonnenschein; es war uns gegeben, diese wundervolle Natur der Pyrenäen in ihrer gänzlichen Herrlichkeit und Pracht zu bewundern. Eben so traurig und melancholisch mir der Ort vor einigen Stunden erschienen war, als der graue Himmel wie eine bleierne Last auf der ganzen Umgegend lagerte und

unheimliches Frösteln durch alle Glieder fuhr, eben so lieblich und freundlich erschien mir das Tableau in der sonnigen Einrahmung; die Gesichter der Bauern schienen mir nicht mehr so verschmitzt, die Häuser nur halbwegs so schmutzig und beinahe war ich versucht, eine Schaar eben vorbeiziehender Jesuiten für ehrliche Leute zu halten; ja ich fand sogar Wohlgefallen an den zweifelhaften Fleischspeisen und dem sauern Landwein der Table d'hote des Hôtel des Pyrenées, in welches wir eingekehrt waren.

## V.

Die Ceremonien am Nachmittag und die Anrufung des Schutzes Maria's für Frankreich waren herrlich; wie gesagt, Notre Dame de Lourdes hatte sich ihren Getreuen gnädig gezeigt und einen reizenden Sonnentag gespendet; langsam unter den Klängen der Musik und unter Glockengeläute zog die Procession dahin, Mann für Mann aus der kleinen, alten Ortskirche, und folgte dann dem Pfad zur Grotte. Etwa dreihundertfünfzig Fahnen, darunter viele von großem Werthe, bildeten einen ansehnlichen Wald; auf den meisten der Standarten waren kostbare Heiligenbilder in Stickerei angebracht, andere wieder trugen Widmungen in Goldlettern; über fünfhundert Priester im Ornate schritten dem Zuge voraus und Chorknaben streuten Weihrauch; mehr als zweitausend Geistliche in der Kutte folgten dem Zuge; jede Fahne war von einem stämmigen, kräftigen Pilger getragen und weißgekleidete Damen hielten die mit schwerem Gold frangirten Zipfel.

Am Eingang der großen Wiese, links von der Grotte, warteten fünf Bischöfe und Erzbischöfe im vollen Ornate, die Mitra auf dem Haupte, den Stab in der Hand. Ein zahlreiches Gefolge von Geistlichen jeden Ranges bildete einen ansehnlichen Generalstab und als die Banner nahten, begannen einige unternehmende Kehlen gewagte Vivats anzubringen. Der erste Ruf galt der „Notre Dame de Lourdes", dann kam es an Pius IX. und zuletzt wäre vielleicht Heinrich V. an die Reihe gekommen, wenn einer der Erzbischöfe, ich glaube es war Monseigneur d'Auch, einem Umstehenden nicht zugeraunt hätte: „Schreit nicht, es ist eine Falle; die Polizei hat uns davon benachrichtigt." Diese gewiß sonderbare Mahnung, die durch höhere Ursachen begründet sein mag, wirkte; die Umstehenden begnügten sich, ihren frommen Eifer und ihre Bewunderung den reichgesticktesten Panieren durch kräftigen Applaus kund zu geben, in den nun auch die geistlichen Herren willig einstimmten.

Auf der Wiese war ein großer Hochaltar aufgerichtet; an demselben nahmen die Prälaten Platz, die Fahnen bildeten einen weiten Umkreis und in einem eingezäunten Raum, wo Holzbänke wie bei der Schulprüfung der Reihe nach aufgestellt waren, nahmen die gewöhnlichen Curés und simplen Abbés, daneben aber auch „distinguirte Pilger" Platz, die der politisch religiösen Rede des Bischofs von Auch zuhören wollten. Zu diesen Distinguirten zählten auch wir und ferner eine ganze Gruppe Pariser Journalisten, die herübergekommen waren, als gelte es einer ersten Vorstellung oder einer wichtigen Sitzung in Versailles. Alle Blätter waren da vertreten, die leichte Presse durch den Figaro, Gaulois und Paris Journal; die republikanische durch den Corsaire und Siècle; auch die officiösen: Soir, Liberté &c. kamen herangerückt und schließlich erregte der blonde, militairisch-gestutzte Bart des Correspondenten der Daily News gerechtes Aufsehen. Einige hielten denselben für einen „Prussien", Andere wieder erkannten in ihm den

Engländer und begrüßten ihn als einen Neubekehrten. Practisch wie alle seine Landsleute, hatte Mr. H. W. einen Eisenbahnanzeiger in der Tasche und während ein Lied abgesungen wurde, berechneten wir daraus, daß wir Zeit hatten, den Lourder Betten auszuweichen und in dem meisterhaft eingerichteten Hôtel de France in der beliebten Winterstation Pau für unsere ermüdeten Glieder Ruhe zu suchen.

Als daher die Kathedrale, die über der Lourder-Grotte erbaut ist und die Grotte selbst in einem Gasmeere strahlten und der Garefluß von den wiederspiegelnden tausend Lichtern schimmerte, rasselten wir der Wiege Heinrich's IV. zu.

## VI.

Die Scene stellt abermals einen Waggon dritter Classe vor. Die beiden Pilgerzüge hatten bedächtig eine Viertelstunde, der eine nach dem andern, zwischen Zehn und Elf, die Holzbaracke, die den Bahnhof in Lourdes vorstellt, verlassen; die schwer befrachteten Wagen rollen mitten durch die Pyrenäen und von Weitem erhebt sich wie an einen Lehnstuhl gestützt die Stadt Auch mit dem bischöflichen Sitze. In den verschiedenen Abtheilungen des Wagens befinden sich zwei Betschwestern, eine junge Bäuerin, vier Geistliche, Freund B., meine Wenigkeit; unter den Holzbänken lagern eine Menge Colli aller Art, Nachtsäcke, Koffer, zusammengebundene Sacktücher und blecherne Kannen mit dem Lourdeswasser, frisch und direct von der Quelle.

Die Reisenden waren auf die Lourder sehr schlecht zu sprechen; es sei ein vollständiges Diebsvolk, daß da unten hause und am Tage der großen Ceremonie hätte das Polizeicommissariat zwölf Klagen wegen Diebstahls aufgenommen. Dann zeigte man sich die in Lourdes aufgekauften Schätze an kirchlichem Bric à brac und erzählte einander mit dem besten Glauben von der Welt die Wunder, die dort geschehen, die augenblicklichen Heilungen, die da vollzogen wurden.

Namentlich trug die Rettung eines kleinen Knabens aus gutem Hause viel zur Erbauung der guten Leute bei. Dieser erst zweijährige Sprößling litt an einem bösartigen Krampfe und, wie eine der Kirchenmütter dritter Classe erzählte, hatten die besten Doctoren an ihm ihr Latein verloren: da führte ihn seine Mutter nach Lourdes und in Begleitung eines Abbés wurde er in die Kathedrale getragen. Das Hochamt wurde gefeiert — da plötzlich erhob sich der Kleine mit einem Schrei: „Mutter", rief er, „ich bin geheilt" — und fuchtelte fuchswild mit dem kranken Fuße herum. Das Wunder war gelungen und die Familie ließ der Notre Dame einen neuen Altar bauen und beschenkte reichlich das Stift für Aufnahme der Priester.

Die Nacht kam heran und allmälig mitten zwischen den geistlichen Liedern dachte die fromme Gesellschaft an ihre leibliche Pflege. Eßkörbe wurden hervorgeholt, wohlgefüllte Flaschen kamen zum Vorschein und bald erfüllte der classische Duft der Knoblauchwurst die uns angewiesenen Räume. Auch in der anstoßenden und durch einen schmalen zur Hälfte offenen Holzverschlag getrennten Abtheilung ertönt fröhliches Gläsergeklirr und dazwischen werden Lieder gesungen, die nirgends in den Psalmen noch im Gesangbuch aufzufinden wären; junge Arbeiter, der Frömmelei satt, amüsirten sich als Pariser Gamins, wiederholten im Chor das Volkslied:

„Les canards l'ont bien passé"

und spielten dazu chinesische Marioneten. Am andern Tag fünf Uhr war gottlob die Pilgerfahrt zu Ende.

# Essen und Trinken.

## Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

### Dienstleistungen bei Tisch.

Reizend sind die kleinen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, zu denen gemeinsame Mahlzeiten Veranlassung geben.

Wenn die Ehegatten, die beide — Mann und Frau — den Tag über so verschiedenen, sie trennenden Geschäften nachgehen müssen, sonst nichts miteinander theilen, so halten sie doch fest darauf, daß sie sich bei Tische mit den Ihrigen zusammenfinden, wohin sie Alle ein gleiches Bedürfniß ruft. Da erweisen sie sich denn gegenseitig jene kleinen Liebesdienste, welche der Lust, sich einander Freude zu bereiten und das Beste auszuwählen, entspringen. Und die Art und Weise, wie das Essen mit seinen Aufmerksamkeiten verläuft, trägt nicht wenig zum häuslichen Lebensglück bei. Die Familiendiners können dann im besten Sinne des Wortes „Liebesmahle" werden.

Nicht blos Gefälligkeiten, sondern auch einige Beschäftigungen sind bei Tische wünschenswerth. „Ein kleines Geschäft, welches die Aufmerksamkeit nicht völlig absorbirt", sagt mit Rücksicht auf diesen Punkt ein französischer Autor, „würzte die Unterhaltung". Es ist daher auch nicht übel, wenn in der Küche nicht Alles ganz fertig gemacht wird, und der Koch den Gästen noch etwas zu thun und nachzuhelfen übrig läßt. Er muß deswegen — freilich auch aus anderen Gründen — nicht zu viel Salz, oder Pfeffer, oder Essig, oder Zucker &c. an die Speisen thun, damit man der hübschen Nachbarin die silbernen oder krystallenen Büchschen, die diese Dinge enthalten, reichen und ihr eine kleine Artigkeit dazu sagen könne.

Manche Gerichte, wie z. B. Salat oder der Absud von dem aromatischen chinesischen Kraute werden deshalb — freilich auch aus anderen Gründen — bei Tische selbst, vor den Augen der Gäste zubereitet. Diese sehen dem geschickten Salatmischer, oder der graziösen und überlegsamen Theeschenkin gern und erwartungsvoll zu, stehen ihnen zuweilen auch mit Rath und That bei.

In England hat man diese Tischdienste, die so hübsche kleine Intermezzos zwischen den Tischgesprächen veranlassen, geflissentlich gemehrt. Dort überläßt man viele Tischgeschäfte, die anderswo die zahlreichen Lakaien verrichten, den tafelnden Rittern, z. B. namentlich das Tranchiren des Geflügels und anderer Gerichte, und die englischen Damen setzen voraus, daß jeder Nachbar, den sie artig und im Voraus dankbar, darum bitten, ihnen ihre Lieblingsstücke von dem bezeichneten Braten geschickt herunter zu holen verstehe. „Have you any choice? (Wünschen Sie ein besonderes Stück?) fragt er, und sie spricht: „Ich würde Ihnen dankbar sein für ein Stück vom linken Flügel von jenem Kapaun dort." Wehe dem Nicht-Engländer, der das nicht prompt und ohne Säbelei auszuführen versteht!

Auch die Becher und Weingläser werden in England nicht immer von fremder Hand gefüllt herumgegeben, wie wol in anderen Ländern. Man überläßt es häufiger den Gästen selbst, wie die deutschen Kurfürsten in Frankfurt bei der Kaiserkrönung die Mundschenken zu spielen und den Damen oder Freunden „frischen Lebensmuth" in's Glas zu thun, zum Theil auch deswegen, weil man dort meistens überhaupt nicht so viel lästige Dienerschaft hat und liebt, wie z. B. in Rußland, Ungarn oder anderswo. — Auch nicken sich in England die fern von einandersitzenden „Mundschenken", welche durch Zwiegespräche nicht in freundschaftlichen Austausch treten können, gegenseitig zu und fordern sich durch Gesten auf, miteinander wenigstens ein gemeinsames Glas Wein zu trinken und durch gleichzeitigen Genuß von Weitem in schmackhaften Verkehr zu kommen.

Im Innern von Frankreich bemerkte ich es wol bei großen Familienmahlzeiten, daß der guten alten Großmutter, die bei Tische präsidirte, ein besonders für sie bereitetes, köstliches Gericht, entweder ihre Lieblingskost, oder ein zarterer und verdaulicherer Gegenstand servirt wird. Dieselbe wird ihr in silberner Schüssel auf einer Spiritusflamme zur Seite gestellt, damit sie lange warm bleibe, während die Anderen alle die vielen Gänge, an denen die alte, nur langsam speisende Dame nicht Theil nehmen kann, nicht unbenutzt an sich vorübergehen lassen. Doch auch diese gefeierte, gute, französische Großmutter will nicht Alles egoistisch für sich allein haben. Sie gedenkt auch der Uebrigen und theilt ihnen mit. Sie legt ein Portionchen von der ihr zugedachten Delicatesse auf einen Teller, versieht es mit Sauce, Gewürz und dem sonst Nöthigen und sendet es mit freundlichem Gruße einem Gaste am andern Ende der Tafel, den sie ehren will, oder von dem sie vermuthet, daß er vielleicht auch schon wie sie selber anfängt, zartere (beißbarere) Kost zu lieben.

Dies Alles und vieles dem Aehnliche sind lauter kleine Samariterdienste, die nur eine weitere und raffinirende Ausspinnung des Gedankens sind, welcher allen Gastmählern zu Grunde liegt, nämlich der schönen Absicht, liebe Mitmenschen gastfreundlich aufzunehmen und die Hungrigen und Durstigen zu laben.

### Kleine und große Bissen.

Herr Brillat-Savarin giebt in seinem geistreichen Buche: „Die Physiologie des Geschmacks" die Vorschrift, daß man gewisse delicate Bissen, z. B. eine saftige Feige, eine Aprikose oder dergleichen, groß wie sie sind, unzertheilt und auf einmal in den Mund stecken und verarbeiten soll. Denn, sagt er, erst dann, wenn man die ganze Mundhöhle mit dem Safte erfüllt und alle in ihr vorhandenen Nervenknötchen mit der Speise in Berührung bringt, kommt man zu einem Vollgenusse. Es ist gewissermaßen wie ein Anklingen des ganzen Accords der Tonleiter auf ein Mal. Wer in ein schönes Gericht nicht herzhaft einbeißt, nur nippt und primis labris kostet, hat immer nur die halbe Freude.

Dergleichen „Vollgenüsse" darf man sich leider aber doch nur gestatten, wenn man mit ein paar guten Freunden allein ist. Denn „bei Tafel" ist eine der vielen da mitunter vorkommenden Unschicklichkeiten die, daß man den Mund zu voll nimmt und den Kropf oder die Backen wie ein gefräßiger Affe auspolstert. Die schönen Linien der Wangen und des ganzen Angesichts werden dabei eckig entstellt und dann müssen auch die Zähne und Backen-

knochen wie die eines hölzernen Nußknackers einen großartigen Zulauf nehmen, um mit dem großen Bissen fertig zu werden. Ferner verräth so etwas wieder eine widerliche Gier und einen Wolfshunger, wovon der Anschein unter wohlerzogenen Tischgenossen ganz vermieden werden muß.

Man soll daher immer nur so viel auf ein Mal in den Mund nehmen, als man ohne viel auffallende Anstrengung verarbeiten kann. Darauf muß man auch deswegen halten, weil man Zunge und Lippen zu Tischgesprächen immer möglichst schlagfertig haben soll. Du riskirst sonst, daß die schöne Tischnachbarin, die gerade wie Du eben eine so starke Ladung eingenommen hat, eine Frage an Dich richtet, und daß Du nun, um Raum zu gewinnen und ihr antworten zu können, Alles überrasch hinunterpracticiren mußt. Auch die Gefahr ist noch dabei, daß Du Dich verschluckst, daß ein Speisepartikelchen „in den verkehrten Schlund" gelangt und alsdann ein krampfhafter Stickhusten erfolgt, der so lange anhält, bis der fremde Körper wieder ausgetrieben ist.

Im Bilde gefällt uns freilich wol wieder, was wir im Leben und Umgange verabscheuen. Jenen muntern, feinen Appetit tapfer stillenden, braunen, spanischen Knaben, den Murillo gemalt hat, wie er in eine frische Melone titanisch einbeißt und wie ihm der süße Saft um das elfenbeinerne Gebiß und um den Mund herabläuft, blickt jeder mit Vergnügen an und sogar die dick angeschwollene, schiefe und verunstaltete Wange des schwarzäugigen Burschen finden wir am Platze. Sie erhöht noch die Wirkung des Bildes, bei welchem der Maler Das bezweckt hat, was Brillat-Savarin mit seiner oben citirten Bemerkung empfahl, nämlich die Erweckung der Idee eines Vollgenusses und vollständiger Befriedigung durch einen die ganze Mundhöhle ausfüllenden Pracht- und Capitalbissen.

### Das beste Stück.

Der den delicaten Truthahn tranchirende Gastgeber hat nicht lauter gleich gute Hauptbissen herausschneiden können. Der Präsentirteller, den man uns vorhält, bietet neben Brust- und Rückenstückchen auch Flügel-, Knochen- und Lendenbeine. Unser Falkenauge ist wunderbar rasch in sofortiger Erkennung des Unterschiedes und alsbald sitzt Einem, man weiß selbst nicht wie, das beste Stück an der Gabel.

So ging es ja schon, wie Homer berichtet, dem guten Odysseus, der bei der Vertheilung des Ziegenbratens selbst eingesteht, daß er jedes Mal das beste Stück „mit dem blühenden Fette" für sich reservirte. Er hatte schon, wie auch wir, den Gedanken jenes deutschen Kaisers richtig gefaßt, der da sagte: „Jedem ein Ei und dem guten Schweppermann zwei". — „Der gute Schweppermann" das sind aber, wenn uns die Rolle der Vertheilung zufällt, meistens wir selber. Wir möchten wol den Schein der Bescheidenheit retten, indeß geben doch am Ende Appetit und Begierde den Ausschlag nach der andern Richtung hin. Daher es auch sehr richtig und doppelsinnig wahr in dem alten Tischgebete heißt: „Bescheidenheit, Bescheidenheit, verlaß mich nicht bei Tische, damit ich noch zu rechter Zeit — das beste Stück erwische."

Wer bei langen Tables d'hôtes oder sonst bei großen öffentlichen Mahlzeiten sich und die Leute beobachtet hat, der wird da oft Gelegenheit gefunden haben, zu sehen, wie viel kleine Kämpfe zwischen dem Wunsche, bescheiden zu erscheinen und der „Begierde nach dem besten Stücke" abgespielt werden und wie die Gäste unter der Maske von Freundlichkeit ihren Nach-

baren Dies und Jenes vorweg entziehen und heimliche kleine Betrügereien und Diebstähle begehen. — Auf Eisenbahnstationen und bei anderen ähnlichen Tafeln, wo die Reisenden unter einander ganz fremd sind und glauben — aber fälschlich glauben — ihren christlichen Mitmenschen keinerlei Rücksichten schuldig zu sein, führt jener höchst unartige Egoismus zuweilen zu ganz widerwärtiger Räuberei und Reißerei.

Ein recht christlich gesinnter und gut gearteter Tischgenosse sucht das Alles zu vermeiden. Er überschaut bedachtsam den Präsentirteller und überlegt schnell, ob da auch noch etwas für die Anderen vorhanden sei. Er bemüht sich, das Beste für seine Nachbarin auszusuchen, es ihr vorzulegen und begnügt sich selbst mit dem Reste.

Gäste dieser Art, die rings um sich her Harmonie und Befriedigung schaffen, sind eine Zierde der Festtafel und dem Wirthe ein Wohlgefallen.

## Kauen, Schlürfen, Schmecken rc.

Einige Geschöpfe, so die meisten der zahnlosen Vögel, auch die Schlangen rc. befördern alle ihre Nahrung, Körner sowol als Fleischspeisen, ohne Weiteres, unbesehen und ganz glatt hinunter in den Kropf oder Magen.

Viel Ungefälliges würde bei den Mahlzeiten der Menschen vermieden werden, wenn sie es auch so machen könnten, wenn ihnen das Kauen nicht nöthig wäre.

Allein die Einrichtung unseres Magens und unserer anderen Verdauungsorgane verlangt nun einmal die vorläufige Procedur einer Zermalmung mit den Zähnen.

Ein recht scharfes, schönes und vollständiges Gebiß bringt dies am besten, schnellsten und wirksamsten zu Wege. Ein jugendlich kräftiger Esser ruckt mit den Zähnen ein paar Mal leise hin und her, so daß es äußerlich kaum bemerkbar wird und die Arbeit ist gethan.

Die Alten hingegen, bei denen die Backenmuskeln lahmer und die Zähne stumpf geworden sind, müssen mit den Kinnladenhebeln weit ausholen und sie arbeiten lange und langsam. Aber auch Andere setzen zuweilen aus böser Gewohnheit oder aus nachlässiger Unbedachtsamkeit ihre Mühle in auffallend großartige Bewegung und lassen dieselbe ganz unnöthige Anstrengungen machen, kauen zu rasch oder zu heftig oder zu spectakulös, und das muß ihnen der moralisirende Gesetzgeber der guten Tischsitten als höchst polizeiwidrig verbieten. Von einem solchen Kauer sagen die Engländer: „He moves his jaws like a beggarman." (Er bewegt seine Kinnladen wie ein Bettelmann.)

Besonders anstößig sind uns die zuweilen bei diesen Vorarbeiten zur Perception kommenden Geräusche: das Schmacken, das Kloppern der Zähne, das Geschlürfe, das Schnalzen mit den Lippen oder der Zunge, welches Alles so thierisch klingt und einem Menschen gar nicht ansteht, der durchaus trachten muß, das Gesause der Maschinerie ganz sachte und leise zu Stande zu bringen.

## Knochennagen, Knaupeln und Pulen.

Dicht an den Knochen der Braten soll gerade das Beste sitzen. Der dicke londoner Krämer, der auf Hogarth's schon von mir citirtem Bilde des „Lord Mayors-Diner" als eingeladener Gast sitzt, hat sich dies gemerkt und hat daher einen großen Puterknochen quer vor den Mund genommen und

bearbeitet und benagt ihn fleißig, aber mit sehr verzerrter und garstiger Geberde.

Mit Grazie einen Knochen rein zu putzen, das bringt auch, glaube ich, Niemand heraus. Das Knaupeln, Knibbeln, Knabbeln und Nagen muß daher bei Tafel gänzlich unterbleiben, selbst bei Herren. Bei den Damen, die man immer, wenn es sich um eine Frage der Sitte und des Anstandes handelt, befragen muß — ist das Knochenpulen wieder ganz „shocking!"

Manche sehr schmadhafte Gerichte, z. B. Krebse, bei denen die guten Dinge zwischen allerlei Geknöchel sehr versteckt sind und bei denen viel Pulerei unvermeitlich ist, sind daher auch bei eleganten Mahlzeiten gar nicht zulässig und können nur von den Jägern bei ihren Waldpicknicks oder von vertrauten Freunden en famille zur Verspeisung gelangen.]

## Tellerlecker.

Wenn man den Teller mit einem wohlschmeckenden Gerichte recht hübsch bedeckt hat, so gabelt man anfänglich lebhaft hinein und nimmt große Bissen. Gewahrt man zu seinem Bedauern, daß das nette Häuflein schwindet und wird man besorgt, die Sache werde bald ein Ende nehmen, so greift man nicht mehr so tief in den Beutel.

Ist zuletzt fast Nichts mehr vorhanden, so rufen Einige wol das Brod zu Hülfe und stippen den Rest der schmackhaften Sauce damit aus.

Ja, die recht Erpichten heben den Teller gar auf der einen Seite ein wenig schief in die Höhe, um das noch Uebrige zusammenlaufen zu lassen, das sie dann mit dem Löffel oder dem Messer ganz wegschaufeln, so daß das Gefäß am Ende so aussieht, als hätte eine Katze es rein geleckt.

Dies Alles ist in höchstem Grade anstößig. Und nur happige Schmarotzer können sich von ihrer Begierde so weit verleiten lassen. Man hat für sie den Scheltnamen „Tellerlecker" erfunden.

Dergleichen muß man auch bei Tisch durchaus vermeiden, wie überhaupt Alles, was einem den Anstrich von hungriger Habgier, oder von Geiz, oder von knickeriger und berechnender Sparsamkeit geben könnte. Man soll daher auch nicht, nachdem man den Kuchen gegessen hat, noch die Krümchen nachlesen, auch nicht das Glas Wein bis auf die Nagelprobe umstülpen, so daß dabei die ganze Nase in den Becher hineinkommt.

Wir sollen nicht nur nicht ausgehungert, gierig oder gar gefräßig sein, sondern auch dies Alles nicht zu sein scheinen. Nicht sein — um unserer eigenen Seligkeit willen, und nicht scheinen unserer Mitmenschen wegen, die ein solcher Anblick und die Ideen, die er erweckt, unangenehm berühren. Die allgemeinen Regeln und Gesetze für den gefälligen Umgang und auch die speciellen für die angenehmen Tischsitten sind ja eben durchweg ein Spiegelbild der allgemeinen Vorschriften der Moral, und Derjenige ist der willkommenste Tischgenoß, der sich als eine in allen Richtungen am meisten und feinsten moralisch ausgebildete und großmüthige Persönlichkeit darstellt. Die Moralphilosophie liegt allen Ge- und Verboten des Eß- und Speise-Sittengesetzbuchs zu Grunde.

Auf dem Titel eines sehr bekannten Werks über Kochkunst kann man als Motto den Satz finden: „Sage mir, was Du ißt und ich sage Dir, wer Du bist." Wenn man in diesem Ausspruch statt des „was" ein „wie" setzte, so würde er noch viel zutreffender sein, wie denn ja überhaupt bei fast allem unsern Thun und Lassen das Wie so viel wichtiger ist als das Was

Ich komme noch ein Mal auf Diejenigen zurück, welche sich so weit vergessen können, daß sie bei einem correcten und anstandsmäßigen Diner ihre Teller auf der einen Seite — wenn auch nur ganz wenig — in die Höhe heben, um des Ueberrestes der Sauce habhaft zu werden. Die, welche hierzu im Stande sind, würde ich sogleich auf die Seite der schwarzen Schafe stellen. — Ist das Spitzfindigkeit? Haarspalterei? — Keineswegs. Ich theile auch die Männer je nach der Art, wie sie ihren Hut aufsetzen, in zwei ganz verschiedene Classen. In eine ehrsame Sorte, welche ihren Hut gerade und wagerecht auf den Kopf setzen und in eine andre Gattung, welche es lieben, ihren Hut etwas schief — wenn auch nur ganz wenig — aufzustülpen. Dieses thun die Leichtfertigen, die eitlen Renommisten, die genial sein Wollenden, die Lumpaci-Vagabundi, die Trunkenbolde. Bei moralischen Dingen ist es immer ein Federchen, das deutlich genug anzeigt, wie der Wind fliegt. — Auch wenn ich einen goldenen und einen bleiernen Ducaten auf die Wagschale lege, weicht das Zünglechen ja gar nicht sehr viel aus dem Gleichgewicht. Aber dies Wenige ist hinreichend, um auch die falsche Münze erkennen zu lassen.

## Am Grabe der Mutter.

Still sahst Du in's blühende Feld hinaus,
Gebannt an's einsame, düstere Haus;
Trugst lautlos in der bewegten Brust
Den finstern Tod und die Lebenslust.
Rings lachte der Frühling im Blumengewand,
Und ein Segen ging durch's erwachende Land;
Die Lerchen sangen im Sonnenstrahl;
Und Du weintest, Du weintest vor bittrer Qual.

Und es zuckte mir wild durch's kindliche Herz,
Und ich floh den Jubel und Spiel und Scherz.
Ich faßte zitternd Dein schlichtes Gewand,
Und die lilienweiße, geliebte Hand!
Was sinnst Du, Mutter? o sprich, o sprich!
Und Du lächeltest freundlich und küßtest mich;
Und ich dachte vergangener schöner Zeit,
Und weinte und weinte vor schwerem Leid.

Und zuletzt dann, als nun die Stunde kam,
Die das Liebste, Beste von hinnen nahm —
Da erblichen die Sterne am Himmelszelt,
Da erblich mein Himmel für diese Welt.
Blaß lagst Du im Kampf mit dem bitteren Tod,
Von fern her glänzte das Morgenroth . . .
Und der ewigen Sonne beglückender Strahl —
Und Du weintest, Du weintest zum letzten Mal.

Ernst Eckstein.



Ein schlafender Kunsthistoriker.

# Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

## Prinz Albrecht's Palais in Berlin.

In der Wilhelmsstraße, aber nicht in dem aristokratischen Theile derselben zwischen Linden und Leipziger Straße, sondern da, wo dieselbe schon langsam den Namen der böhmischen Wallachei annimmt und lange Zeit für ziemlich unreputirlich galt, liegt eines der hübschesten Palais Berlins mit einem herrlichen, großen Garten. Jetzt ist nun freilich auch dort kein Mangel mehr an schönen und großen Häusern, aber viele Jahre hindurch lag das Palais dort höchst einsam unter den unansehnlichen Häuslein der böhmischen Brüdergemeinde, meist von frommen und fleißigen, aber armen Weberfamilien bewohnt.

Dieses Palais verdankt seine Entstehung einer Liebesgeschichte und diese Liebesgeschichte aus der Zeit König Friedrich Wilhelm's I. hat das Glück gehabt unter König Friedrich Wilhelm IV. den Stoff zu einem Lustspiel zu geben. Denn als Hofrath Schneider dem Könige den Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Baron von Vernezobre vorgelesen, da äußerte derselbe: „Das ist ja ein vortrefflicher Stoff für ein Lustspiel, suchen Sie doch Frau Birch-Pfeiffer dazu zu bewegen, ein solches zu schreiben." Schneider sprach mit der Dichterin, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, und ihr Lustspiel: „Wie man Häuser baut!" hat auf der Bühne ein wohl verdientes Glück gemacht.

Ein französischer oder belgischer Edelmann, Vernezobre de Laurieux, war unter Friedrich Wilhelm I. nach Berlin gekommen und wurde, da er reichlich mit Geldmitteln versehen war, Güter kaufte, Fabrikanlagen machte, vom Könige sehr begünstigt. Er wurde als Baron anerkannt und sein Wappen, zwei in's Andreaskreuz gelegte goldene Palmenzweige mit einem silbernen Halbmond darüber in Blau, mit einem silbernen Schildeshaupte und dem wachsenden preußischen Adler darin gebessert, ihm auch sonst mehrfach geschäftliche Concessionen gemacht. Die Gesellschaft von damals scheint den Herrn mißtrauisch angesehen zu haben; man sagte, sein Adel sei nicht erwiesen und seine Reichthümer habe er bei dem Law'schen Actienschwindel in Paris gewonnen. Aber der Fremde war jetzt preußischer Baron, hatte ein preußisches Wappen, und die brandenburgischen Güter, die der Baron gekauft, waren ein sehr reelles und werthvolles Besitzthum. Außer seinem Gelde aber hatte Baron Vernezobre auch einige schöne Töchter; wir glauben wenigstens, daß sie schön waren. Der Capitain von Forcade wünschte Eine derselben zu heirathen und da er zu jener berühmten Soldatenfamilie der Forcade gehörte, ja, vielleicht ein Jagdgenoß des Königs war, so fand er an dem Soldatenkönige einen gnädigen Fürsprecher und Freiwerber. Es war damals in Preußen nicht Sitte „Nein!" zu sagen, wenn der König den

Freiwerber machte, aber Fräulein von Vernezobre sagte doch „Nein!“ denn sie hatte ihr Herz einem Herrn von der Osten geschenkt, den Friedrich Wilhelm I. nicht eben besonders hoch geschätzt zu haben scheint. Es entspann sich nun ein höchst charakteristischer Briefwechsel*) zwischen dem Könige und dem Baron von Vernezobre, der endlich zum — Bau des Vernezobre'schen Palais Wilhelmsstraße 102 führte. Es gab nämlich kein besseres Mittel damals, den über die Weigerung des Fräuleins von Vernezobre sehr zornigen König zu beruhigen, als den Bau eines großen und schönen Hauses in dem neuen Stadttheil, den der König damals mit Mitteln aller Art zu fördern suchte, Mittel, unter denen einige waren, die man selbst in jenen Tagen mehr als grausam fand.

Es war nicht angenehm zu bauen auf jenem Terrain; das erfuhr unter Andern auch der wackere Geheimrath von Nüßler, der erhielt nämlich eines Tages von seinem gnädigen Könige ein Grundstück in der Friedrichsstraße zum Geschenk, mit dem Befehl, dort sofort ein zweistöckiges Haus zu bauen. Zweistöckig sollte es sein, weil Nüßler einen reichen Schwiegervater habe; das war nun freilich richtig, reich war dieser Schwiegervater, der berühmte Kanzler von Ludewig in Halle, sehr reich sogar; daß aber dieser reiche Gelehrte dem armen Nüßler nicht einen Pfennig gab, sondern ihn bei jeder Gelegenheit übervortheilte, das kümmerte den König und seine tapfere Baucommission gar nicht. Als nun Nüßler hinging, um seinen Schaden, d. h. die allergnädigst vom Könige geschenkte Baustelle, zu besehen, da fand er einen Karpfenteich. Nüßler hatte Humor genug, erst die starken, fetten Karpfen zu fangen und zu verspeisen, bevor er sein kleines Vermögen in den Teich warf.

Dem Baron von Vernezobre ging es ähnlich, aber er fand Grund, weil er Grund finden mußte; der König wurde durch einen Prachtbau befriedigt, Fräulein von Vernezobre heirathete, zwar nicht ihren geliebten Capitain von der Osten, sondern einen Baron von Monteton, der als ein vorzüglicher Officier beim Könige was galt, und nur der arme Capitain von Forcade ging leer aus. Wird sich aber wol getröstet haben.

Der Bau des Vernezobre'schen Hauses begann 1737 und wurde 1739 beendet; nach einer, allerdings nicht verbürgten, Anecdote bezog es der Baron erst 1740 und der König, der zur Einweihung gekommen, soll sehr erstaunt über den Reichthum der prachtvollen Einrichtung gewesen sein. Als der König das Haus verließ fragte Vernezobre, ob Seine Majestät auch zufrieden sei, oder ob noch irgend etwas fehle. Darauf soll der König unwirsch geantwortet haben: „Rien, qu'une potence, mon cher, pour vous y pendre!“ Es ist nicht zu vergessen, daß 1740 Friedrich der Große schon König wurde. Jedenfalls beweist die Anecdote, daß man in der Gesellschaft den Baron Vernezobre damals noch immer nicht mit ganz günstigen Augen ansah. Auch hielt man ihn für feige und mißtrauisch, weil er alle seine Häuser mit mächtigen eisernen Fenstergittern verwahrte; er hatte nämlich in Berlin noch zwei Häuser, eins in der Burgstraße, das andere an der neuen Promenade. Vernezobre war ein Speculant und er gerieth in Bedrängniß, als seine Speculationen fehlschlugen. Schon 1750 vermiethete er das Palais in der Wilhelmsstraße an den Gesandten der Generalstaaten Baron

*) Abgedruckt in Schneider's Abhandlung über das Palais in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft III.

Dietrich Hubert von Verelst (wurde unter dem 2. Sept. 1767 vom großen Friedrich in den preußischen Grafenstand erhoben und erhielt den Kopf des preußischen Adlers in einem Mittelschilde als Wappenbesserung) und als er 1753 starb wurde das Palais subhastirt; sein Sohn Matthieu de Vernezobre mußte es für 20,000 Thaler annehmen, da kein Mehrgebot erfolgte; 1760 verkaufte er es für 16,000 Thlr. an den Banquier Werstler; 1763 miethete es Friedrich der Große und quartierte den türkischen Gesandten Achmet Resmi Effendi mit seinem Gefolge dort ein. Diese türkische Huldigungsbotschaft machte damals ungeheures Aufsehen; der Gesandte kam im Novbr. 1763 hier an und verweilte bis zum Mai 1764.

Im Jahre 1769 kaufte der Minister von Hagen das Palais für 12,600 Thlr., dessen Erbe es 1772 an die Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen, für 21,500 Rthlr. in Gold verkaufte. Die kunstliebende Fürst-Aebtissin von Quedlinburg bewohnte das Palais bis zu ihrem Tode jeden Sommer, sie fand besondere Freude an dem schönen Garten; im Winter bewohnte sie ihr anderes Palais unter den Linden, jetzt Eigenthum Sr. M. des Kaisers von Rußland und Sitz der russischen Botschaft

Bei der Prinzessin wurde viel Musik gemacht und zwar gute Musik; König Friedrich wohnte oft den musikalischen Soiréen bei seiner Schwester bei; er besuchte dieselbe regelmäßig in diesem Palais, wenn er von den Manövern auf dem Tempelhofer Felde hereingeritten kam. Die Berliner Zeitungen meldeten es stets sorgfältig, wenn Prinzeß Amalie „Dero Palais in der Wilhelmsstraße verließ, um das Palais Unter den Linden zu beziehen". Die Prinzessin starb 1787, sie war schon Jahre lang krank gewesen und hatte ganz zurückgezogen gelebt. In ihrem Testament hatte sie das Palais in der Wilhelmsstraße dem Prinzen Ludwig von Preußen (zweitem Sohn König Friedrich Wilhelm's II., Bruder und Schwager Friedrich Wilhelm's III., geb. 1772, gest. 1796) vermacht. Amalie starb in diesem Palais und wurde von hier aus ganz in der Stille der Nacht, wie sie es befohlen hatte, begraben.

Wahrscheinlich hat Friedrich Wilhelm II. das Palais seiner Tante sofort selbstständig übernommen und seinen Sohn (derselbe erhielt später das Prinzessinnen-Palais) anderweitig entschädigt, denn er trifft Verfügungen aller Art, während Prinz Ludwig niemals in irgend welcher Beziehung als Eigenthümer auftritt, wenn der König auch öfters von dem Palais seines vielgeliebten Sohnes des Prinzen Ludwig spricht.

Eine Reihe von Jahren hindurch wurden nur fürstliche Damenbesuche dort einquartiert; 1789 wurden auch den vier königlichen Prinzen in diesem Palais die Kuhpocken geimpft und sie mußten, bis sie dieselben überstanden, dort ausharren; das war damals so etwas Neues und Unerhörtes, daß öffentliche Kirchengebete für den glücklichen Ausgang gehalten wurden.

Im Jahre 1790 bezog Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander von Brandenburg-Anspach-Bayreuth das Palais mit seiner Gemalin (morganatisch) Lady Elisabeth Craven, Tochter des Lord Berkeley. Der Markgraf hatte die fränkischen Lande Brandenburgs an Preußen abgetreten gegen eine bedeutende Rente und wahrscheinlich war ihm dabei auch dieses Palais als Eigenthum gegeben. Es ließ sich das indessen nicht nachweisen und als der Markgraf, von seiner Gemalin gedrängt, Berlin verließ, nach England ging und dort 1806 starb, entstanden aus diesem Mangel an Nachweis eine

Menge von unliebsamen Streitigkeiten über das „Anspach-Bayreuth'sche Palais", wie es nun genannt wird. Die harte Kriegsnoth, die Wucht des Unglücks kam hinzu, es fehlten die Mittel zur Erhaltung, das Palais verfiel, der Garten verwilderte. Unbewohnt war dasselbe indessen nie, denn erstlich wohnten mehrere Personen des ehemaligen Hofstaates der Prinzessin Amalie darin, dann die Reste der markgräflichen Hausdienerschaft und endlich wurde gar die ganze Verwaltung der französischen Feldpost hineingelegt. Erst 1808 räumte diese das Palais. Nun kamen Künstler, die dort um Freiwohnungen und Ateliers baten und sie auch erhielten. So hielt Kammermusikus Tausch sein conservatoire de musique im Anspach'schen Palais. Der Ruin schritt dabei immer weiter vor. Im Jahre 1812 wurde die Louisenstiftung zunächst auf drei Jahre nach dem Anspach'schen Palais verlegt, die dort schwere Kämpfe mit den Freiwohnern hatte, welche ihr jeden fußbreit Boden streitig machten. Die Klagen waren endlos. Eigentlich hat die Louisenstiftung, der die Frist mehrfach verlängert wurde, das Palais erhalten, denn sie besorgte wenigstens kleine Reparaturen und hinderte den völligen Ruin. Im Jahre 1820 endlich stellte Lenné den Garten wieder her, auch wurde etwas für das Palais gethan, so daß mehrere Hofstaatsbeamte hier Wohnungen erhalten konnten.

Am 8. Januar 1830 erklärte Prinz Albrecht von Preußen, jüngster Sohn Friedrich Wilhelm's III., daß er bei seiner bevorstehenden Vermählung das Anspach'sche Palais selbst mit Abzug der Einrichtungsgelder als seinen Wohnsitz annehmen wolle.

Nun wurde das Palais von allen seinen Bewohnern geräumt; schon im Sommer 1830 begann Schinkel seinen meisterhaften Umbau und stellte das jetzige Prinz Albrecht-Palais her mit seinen bis zur Straße reichenden Seitenflügeln, mit den schönen Colonnaden, durch welche man hinter Grün und Blumen und der Cascade blitzendem Strahl das Palais still und heiter liegen sieht. Der Garten hinter dem Palais ist wol der schönste Garten Berlins, reich an alten Bäumen, an tiefen Schatten und grüner Stille. Dort auf seinem Lieblingssitz, dicht am Rosengarten seiner Tochter, traf auch den Prinzen Albrecht, den tapfern General-Obristen der Cavallerie, den Prinzen mit dem freundlichen Herzen, am Abend des 9. September 1872 jener Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Drei Tage zuvor hatte ihn sein Neveu, Kaiser Alexander II., zum russischen Generalfeldmarschall ernannt und im brandenburgisch-preußischen Hause, an dem sonst kein Prinz Generalfeldmarschall sein durfte, waren jetzt vier Prinzen zugleich mit dieser höchsten Kriegswürde geschmückt.

Wenn man durch den von Säulen abgeschlossenen Vorgarten in die schöne Vestibule eintritt und die stattliche Treppe hinaufschreitet, kommt man in einen edlen Saal; zur rechten Hand die Gemächer waren die Wohnung des Prinzen, ein Speisezimmer, die Bibliothek und das Schlafgemach. Nun wird er Keinem mehr dort in seiner herzgewinnenden Weise die Hand reichen.

## Monbijou.

Die churfürstliche Meierei in der ehemaligen Spandauer Vorstadt Berlins war von sehr bedeutendem Umfang und auch jenseits der Spree gehörte fast das ganze Gebiet dazu, auf welchem später die Dorotheenstadt erbaut wurde. Da, wo jetzt der Monbijou-Palast mit seinem schönen Garten liegt,

hatten schon im sechzehnten Jahrhundert die Churfürstinnen einen Lustgarten, den namentlich die Churfürstin Eleonore, zweite Gemalin Joachim Friedrich's, die brandenburgisch-preußische Erbtochter aus Königsberg, im Jahre nach ihrer Vermälung 1604 ganz umgestalten ließ. Wie so vieles Andere ist auch dieser Garten in dem Laufe des Dreißigjährigen Krieges gänzlich verwildert und verwüstet, und lag wüste, bis er von dem großen Wiederhersteller jener Tage, dem großen Churfürsten, 1649 wieder hergestellt wurde. Daß des Churfürsten erste Gemalin, die edle Churfürstin Louise Henriette von Oranien, dort zuerst holländische Blumenzucht getrieben und den Berlinern ihre Lust und Freude an Blumen eingeflößt, ist nicht unglaubhaft, wenn auch bis jetzt nicht genau nachgewiesen. Jedenfalls war kurz zuvor Blumenzucht völlig unbekannt hier zu Lande, während sich wenig später schon, selbst bei Armen, in Berlin jene Liebe zu den Blumen zeigt, die noch jetzt ein hervorstechender Zug im bürgerlichen Leben Berlins ist. Im Jahre 1670 schenkte der große Churfürst die Meierei seiner zweiten Gemalin, der Churfürstin Dorothea. Die wirthliche Holsteinerin legte sofort eine Milchwirthschaft, eine Schänke u. a. m. an, was sich sehr lohnte und auf den Aeckern jenseits der Spree erstand jener Stadttheil, der nach ihr Dorotheenstadt genannt wurde. Die Churfürstin Sophia Charlotte, die 1689 in Besitz des Gartens, aber vielleicht nicht zugleich der Meierei kam, scheint sich wenig um denselben gekümmert zu haben, König Friedrich I. verkaufte den Garten und die Meierei nach dem Tode seiner philosophischen Königin an seinen Günstling, den Staatsminister und General-Erbpostmeister Grafen Kolbe von Wartenberg, nach Anderen bekam ihn dessen Gemalin, die Gräfin von Wartenberg, als ein königliches Geschenk. Diese ließ 1708 durch Eosander von Goethe ein Schlößlein im Garten anlegen. Als nun bei Wartenberg's Sturz der König den Garten zurückgekauft hatte, schenkte er ihn der damaligen Kronprinzessin, nachmaligen Königin Sophie Dorothea, als Sommersitz. Sophie Dorothea ist die eigentliche Gründerin von Monbijou, sie gab der Besitzung diesen Namen und ließ Schloß wie Garten erweitern und verschönern. Monbijou trat jetzt erst in die Reihe der königlichen Paläste und war der Lieblingsaufenthalt der Königin. Es war für sie ein großes Opfer, als sie 1717 ihr Monbijou als Quartier für den durchreisenden Czaar Peter und dessen halbbarbarisches Gefolge hergeben mußte. Unter dem Donner der Geschütze traf der Czaar am 19. September 1717 zu Wasser in Berlin ein, und sein Gefolge, den europäischen Sitten noch ganz fremd, hat denn in Monbijou auch so asiatisch gewirthschaftet, daß die Königin laut geweint haben soll, als sie ihr Sommerschloß nach deren Abzug wieder sah. Sehr lange dauerte es, ehe sich Monbijou von diesem Gräuel wieder erholte. Es war jene Reise, in Bezug auf welche König Friedrich Wilhelm I. schrieb: „Ich will 6000 destiniren, dafür soll Finanzdirectorium die Menage so machen, daß ich den Zahren defregiren kann von Wesell bis Memel. In Berlin aber wird der Zahr aparte tractirt; nit einen Pfennig gebe mehr dazu. Aber vor der Welt sollen sie sprechen von 30 à 40,000 Rthlr., daß es mir koste." Der sparsame Herr hatte die große Freude, daß ihm sein großer Freund der Czaar nur 3127 Rthlr. 4 Gr. 10 Pf. kostete. Nur seine Königin allein hatte den Schaden, denn sie mußte Monbijou mit großen Kosten wieder herstellen lassen und er gab ihr wirklich „nit einen Pfennig" dazu. Als die vertriebenen Salzburger Protestanten am 30. April 1732 nach Berlin kamen, führte sie der König, der sie am

Leipziger Thor empfangen, nach Monbijou, wo sie von der Königin im Garten bewirthet und dann mit Bibeln und Geld beschenkt wurden.

Friedrich der Große ließ nach seiner Thronbesteigung seiner Frau Mutter, wie ihre Wohnung im Schloß, so auch Monbijou prächtig herstellen und durch seinen Knobelsdorff dem kleinen Schloß einen Flügel anbauen, Wünsche für welche der sparsame Gemal stets taub geblieben. Als die Königin 1757 gestorben war, blieb Monbijou unbewohnt und fast verlassen; es waren im Schloß nur noch ein paar Zimmer meublirt, weil die Prinzeß von Preußen, oder eine andere Prinzessin, im Sommer zuweilen dort speiste. Bald nach seiner Thronbesteigung, 1787, gab König Friedrich Wilhelm II. seiner zweiten Gemahlin, der Königin Friederike Luise, des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt Tochter, Monbijou als Sommersitz. Die Königin ließ nun nicht nur das Schloß im Garten restauriren und neu meubliren, sondern ließ auch ein Vorgebäude nach Meyer's Plänen von Scheffler aufführen; dieses besteht aus zwei Flügeln, die ein Souterrain, ein Hauptgeschoß und eine Attika haben. Beide Flügel sind durch einen Säulengang, der vom Platz nach dem Garten führt, mit einander verbunden. Im Hauptstock des rechten Flügels waren die Paradezimmer, im linken der Concert- oder Ballsaal. Der Garten wurde vergrößert, englische Partien angelegt, an Tempeln und Ruheplätzen war kein Mangel und ein Badehaus von Gipsmarmor schmückte sich prunkvoll mit dem Namen bain de Néron. Dagegen wurde das Gartentheater und der Springbrunnen der Königin Sophie Dorothea, die verfallen waren, nicht wieder hergestellt. Sehr liebenswürdig verschloß die Königin Friederike Louise den Berlinern ihren Garten nicht; er war, wie zu der Zeit, wo das Schloß unbewohnt war, Morgens und Nachmittags allen anständig gekleideten Personen geöffnet und so ist es auch geblieben; der schöne schattige Garten ist, je größer die Stadt wird, eine immer größere Wohlthat für die Umwohner. Am 25. Februar 1805 starb die „Königin Frau Mutter", wie sie genannt wurde seit der Thronbesteigung ihres Sohnes, des Königs Friedrich Wilhelm III., und Monbijou war wieder verwaist. Die langen Jahre der schweren Kriegsläufte und des Unglücks gingen auch an Monbijou nicht spurlos vorüber, kaum das Allernothdürftigste konnte zur Erhaltung des Schlosses gethan werden. Der Garten verwilderte, aber in seiner Verwilderung gerade wurde er einem Theil der Berliner Jugend erst recht lieb und theuer. Es knüpfen sich viele Knabenerinnerungen an den Monbijougarten.

Erst in den zwanziger Jahren wurde Monbijou theilweise restaurirt und dem Herzoge Karl von Mecklenburg-Strelitz eine Wohnung darin angewiesen. Dieser Bruder der Königin Louise war commandirender General des Gardecorps und Präsident des Staatsraths; er bewohnte die ehemaligen Paradezimmer der Königin Friederike Louise im rechten Flügel. Und an die Thür eines dieser Zimmer sollen in verschwiegener Nacht die furchtbaren Verse geschrieben worden sein:

„Als Mensch, als Fürst, als Feldherr schofel,
Vortrefflich doch als Mephistophel."

Man nannte einen sehr hohen Fürsten als Verfasser dieser blutigen Kritik. Herzog Karl hatte sich nämlich, obwol er ein hoch begabter und in mehrfacher Beziehung höchst bedeutender Mensch war, durch verschiedene Eigenschaften verhaßt in der Berliner Gesellschaft und bei Hofe ge-

macht. Man ließ kein gutes Titelchen mehr an ihm, aber sein Schauspielertalent konnte man ihm doch nicht streitig machen und namentlich hatte er durch seine Darstellung des Mephisto selbst seine schärfsten Gegner befriedigt. Der Dank war der oben citirte Spottvers. Unter dem Namen Weißhaupt hat der Herzog auch Schauspiele drucken und aufführen lassen, die indessen nicht eben von Bedeutung sind.

In den letzten Jahren hat wieder eine Prinzessin des königlichen Hauses ihr Hoflager in Monbijou aufgeschlagen, Prinzeß Louise, die ältere Tochter des Prinzen Karl. Der Chef ihres Hofstaates ist der gelehrte Alterthümler und Numismatiker Kammerherr von Rauch. Auf einem Flügel ist ein Raum den Anglikanern zu ihrem Gottesdienst eingeräumt worden, der jetzt die englische Kapelle genannt wird. Ein anderer Theil ist dem historischen Museum überwiesen. Diese Sammlung enthält Alterthümer, Erinnerungen, Merkwürdigkeiten aus der Vorzeit des brandenburgisch-preußischen Hauses. Eine Fülle von interessanten Möbeln, Bildern, Geräthen, Garderobe-Gegenständen, Waffen, Büsten, Modellen u. s. w., die bis jetzt in den verschiedenen königlichen Schlössern aufbewahrt wurden. Die Bewohner derselben müßten wirklich unter der Last von Andenken ersticken, wenn sie dieselben nicht an das historische Museum abgeben könnten. Die Pietät gegen die Vorfahren darf nicht zur drückenden Bürde werden und nicht zum zwängenden Gitter für das ganze Leben. Der Cultus der Pietät, oft ist sehr wenig wirkliche Pietät dahinter, macht so schon viele unserer Wohnräume zu Raritätenkammern und Curiositätencabinets.

Das schönste an Monbijou ist noch immer der Garten mit seinen edlen Bäumen, er ist jetzt sehr wohl gehalten, von Lenné neu geschaffen, gehört aber noch immer der umwohnenden Jugend Berlins; der Garten ist ein Kleinod in jener Gegend und es ist wirklich beklagenswerth, daß er vor Kurzem verkleinert worden ist; man schnitt nämlich ein Stück davon ab für das Domcandidatenstift. Man sollte keine der wenigen grünen Oasen in der Berliner Steinwüste verkleinern.

## Bellevue.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts führte eine sich schlängelnde „Allee von Birken", welche „der Poetensteig" hieß, zu der Knobelsdorff'schen Meierei. Der Baumeister und Freund des großen Königs, der Freiherr von Knobelsdorff, der eigentliche Schöpfer des Thiergartens, der Vater des großen Sterns, legte diese Meierei 1743 an; nach seinem Tode kaufte sie ein Gastwirth, dann ein Commerzienrath Schneider, der dort eine Juchtenfabrik anlegen wollte, dann Hofrath Bertram, der sie endlich 1784 an den Prinzen Ferdinand, den jüngsten, sehr blassen Sohn des barschen Soldatenkönigs verkaufte, welcher hier das Schloß Bellevue mit seinem schönen Garten anlegte.

Jetzt weiß man im Thiergarten kaum noch etwas von Knobelsdorff, sein Gedächtniß scheint ausgegangen mit den Birken des Poetensteigs, aber seine Werke, wie der große Stern und die anderen Anlagen des Thiergartens, haben den Namen des edlen Meisters überlebt. Der große König hat ihm, dem in Ungnade gefallenen Freunde, eine „Elegie" geschrieben, die Geschichte hat seinen Namen verzeichnet, aber das Volk von Berlin hat seinen Wohlthäter, den kunstreichen Schöpfer des Thiergartens, undankbar vergessen.

Stattlich und still blickt das helle gelbe Schloß aus dem dunklen Grün des Thiergartens, und im Frühjahr aus den duftumwogten vollen Dolden seiner zahllosen Fliederbüsche, es blickt kalt und gleichgiltig auf die geputzte Menge, auf die endlose Reihe von eleganten Equipagen und dürftigen Droschken, die im Sommer unaufhörlich an ihm vorüberzieht — es ist immer ein stilles, kühles Schloß gewesen, dieses Bellevue mit der Uhr im Giebel und der Inschrift Belle vue, die keinen Fehler zeigt, wie die an Sanssouci.

Sein Erbauer und erster Besitzer Prinz Ferdinand von Preußen war freilich preußischer General und der Johanniter Herrenmeister zu Sonnenburg, er war auch ein Herr von mancherlei schätzbaren Eigenschaften, aber er krankte an seinen Brüdern; sein ganzes Leben liegt im Schatten seiner Brüder. Es ist nicht eben angenehm ein königlicher Prinz zu sein und drei ältere Brüder zu haben wie den großen König, den Prinzen August Wilhelm und den Prinzen Heinrich! Und dabei wurde der arme Prinz auch noch alt, sehr alt; der jüngste Sohn Friedrich Wilhelm's des Gestrengen starb erst unter den Schlachtendonnern des Jahres 1813. Wie Bellevue stattlich, kühl neben dem belebten Wege steht, so steht auch Prinz Ferdinand stattlich, kühl neben dem Leben, neben der Geschichte; er gehört kaum dem einen, gar nicht der andern an, bald durfte der Prinz nicht, bald konnte der Mann nicht; ein recht betrübend Prinzendasein.

Da trieben seine Söhne es freilich mächtiger; ihre Mittel, geistige wie leibliche, erlaubten ihnen das; was bei ihnen der Prinz nicht durfte, der trotzige Mann that es doch; genialische Naturen beide, Helden, Heroen fast, der Aeltere mit auf die sanfte Kunst der Musik gerichtet, wie so viele Prinzen seines Hauses, der Jüngere ein gelehrter Soldat fast. Prinz Christian Friedrich Ludwig (gewöhnlich Prinz Louis, und nach seinem Vater Louis Ferdinand genannt) fiel bei Saalfeld, um den Fall des Vaterlandes nicht zu sehen; Prinz August schlug sich von Jena bis nach der Uker durch, und als sie den Kriegsgefangenen zu dem fränkischen Kaiser brachten, da wußte sich der königliche Prinz von Preußen und der junge Grenadier-Capitain so trefflich geltend zu machen, daß Napoleon ihn mit hoher Achtung behandelte. Napoleon schickte den kriegsgefangenen Prinzen nach Paris und beinahe hätte Prinz August dort dem großen Feinde seines Hauses und Landes noch einen großen Dienst geleistet. Wie auf Alles, was ausgezeichnet war, blickte der französische Kaiser auch mit Neid und Eifersucht auf die ausgezeichnete Schönheit der geistvollen Frau von Récamier und Prinz August war nahe daran Julie Récamier zu heirathen und Napoleon so von ihrer Schönheit zu befreien. Der gußeiserne Despot wollte ganz allein, ganz ausschließlich bewundert werden.

Wir wissen nichts von Louis Ferdinand's Leben in Bellevue, es wird sich wol auf einige Anstandsvisiten beschränkt haben; Prinz August aber hat als Knabe auf diesen sauberen Plätzen, in diesem Fliedergarten gespielt und nach seines Vaters Tode wurde er Besitzer von Bellevue. Für die französische Kriegsgefangenschaft hat sich der tapfere Kriegsmann gehörig revanchirt seiner Zeit. Manche französische Festung hat vor seiner Geschütze Donner die weiße Fahne aufgezogen und vor seinem Bellevueschlosse steht noch heute zum Gedächtniß eine französische Kanone auf hohem Podest, eine von den vielen, die er genommen im Kriege. Prinz August war zuletzt an der Spitze der preußischen Artillerie und hat sich große Verdienste um die Ausbildung dieser Waffe erworben.

Nach Prinz August's Tode fiel Schloß Bellevue an die Krone zurück und wurde nun nur gelegentlich noch zu einem Absteigequartier benutzt, seltener durchreisenden Fürsten als Quartier gegeben, oder Prinzen eine Wohnung für kurze Zeit darin angewiesen.

Hier hat König Karl X. mit seinem Enkel Heinrich V. im Jahre 1831 gewohnt, als er sich von Schottland nach Böhmen begab; die letzte Etape des vertriebenen Königthums der Lilien in Preußen. Hier wohnte auch Prinz Waldemar, der dem Schlachtendonner nachzog bis in das fabelhafte Wunderland Indiens, wo er mit in jenen märchenhaften Schlachten kämpfte, in denen noch der Trompetenruf aus Elephantenrüsseln dröhnt.

Jetzt wohnt im untern Stock des Corps de Logis die Prinzessin Alexandrine von Preußen, Gemalin des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg. In dem linken Flügel, an der Spreeseite, in den das Landhaus des großen Knobelsdorff verbaut ist, wohnt der Major von Kessel, Einer aus dem künstlerisch hochbegabten von Kessel'schen Geschlecht; wo Knobelsdorff's Staffeleien standen, stehen wieder Staffeleien, die Kunst ist wieder eingezogen in die Räume, die ihr einst eigen waren.

An dem obern Ende des Gartens erhebt sich ein Obelisk, er ist dem Andenken des Prinzen August von Preußen gewidmet, von der Tochter dem Vater, pietätvoll sinnig. Ein gewaltigeres Denkmal hat sich der Held der Befreiungskriege, der einsichtsvolle Organisator der Artillerie, selbst gestiftet in der preußischen Kriegsgeschichte, in der Geschichte der Armee.

# Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Von Dr. **A. Vollert.**

Auf keinem Gebiete zeigt sich die Vorliebe des Deutschen für das Fremde mehr als auf dem der Sprache. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß fremde Schlingpflanzen, ja geradezu fremdes Unkraut unsere schöne deutsche Muttersprache auch jetzt noch verunstalten und mitunter wahrhaft überwuchern. Der Ausspruch eines Kenners der deutschen Sprache, daß es nicht allzuviele Kaufleute, Gelehrte und Beamte, insbesondere Rechtsverständige gebe, welche ein gutes Deutsch zu schreiben im Stande seien, klingt hart, ist aber leider wahr. Und das Uebel ist ein altes.

Als nach der Eroberung Constantinopels und mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften die lateinische Sprache in der gelehrten Welt zur unumschränkten Herrschaft gelangte, als das römische Recht in Deutschland Eingang fand, sank die deutsche Sprache herab zur Sprache des gemeinen Volkes, und weil der gemeine Mann eben doch mit den Gelehrten und den Beamten verkehrte, so hörte er natürlich auch eine zahllose Masse von fremden Wörtern, die er mit der Zeit seiner Sprache einfügte. Der Gelehrte aber und der Beamte verlernte es fast, deutsch zu schreiben. In späterer Zeit, als unter Karl V. viele Ausländer an die Höfe und in die Aemter kamen, drangen besonders spanische und italienische Wörter nach Deutschland. Die Herrschaft der italienischen Ausdrücke im Bankwesen und in der Musik stammt aus jener Zeitperiode.

Im sechzehnten Jahrhundert nahm die deutsche Sprache einen gewaltigen Aufschwung. Luther war es, der in seiner Bibelübersetzung, dem auch in sprachlicher Beziehung bis jetzt unübertroffenen Werke, mit dem Volke in seiner Muttersprache redete und den Beweis lieferte, wie reich, wie schön, wie edel diese deutsche Sprache war. Im sechzehnten Jahrhundert schrieb man ein verhältnißmäßig sehr gutes Deutsch und sang die evangelischen Glaubenslieder in deutscher Sprache. Allein im folgenden Jahrhundert trat eine große Veränderung ein. Mit dem politischen Verfall im Dreißigjährigen Kriege verfiel auch die Sprache. Frankreich wurde das tonangebende Land und die französische Sprache drang nach Deutschland. Noch später, als Ludwig XIV. das Vorbild vieler deutschen Fürsten wurde, als die französische Sitte, die französische Mode, die französische Küche in Deutschland Eingang fanden und es immer mehr guter Ton wurde, auf französische Weise sich nicht bloß zu kleiden und zu essen, sondern auch französisch zu sprechen und zu schreiben, nahm das deutsche Volk für Alles, was die Kleidung und die Küche betraf, eine beträchtliche Zahl französischer Ausdrücke an. Aber auch andere Gebiete eroberte die französische Sprache und beherrscht dieselbe zum Theil noch jetzt. Ich nenne beispielsweise das Militairwesen: die Eintheilung der Truppen, die Grade der Officiere, die Bewegungen der Heere pflegt man heute noch mit französischen Namen zu bezeichnen.

Bis zu welchem Grade der Geschmacklosigkeit die Mengung französischer Wörter mit deutschen stieg, mag durch zwei Proben bewiesen werden. Die Geschichte vom Hauptmann zu Kapernaum, der Jesum bat, seinen kranken Knecht zu heilen, ist allgemein bekannt. In einer gereimten Bearbeitung dieser Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert spricht der römische Hauptmann zu Jesu:

„Monsieur ich bin nicht werth, daß Ihr zu meiner Thüren
Und in mein schlecht Logis sollt' mit mir hinmarschiren.
Un mot, sprecht nur ein Wort, ich weiß zu dieser Stund
Et tout in continent so wird mein Knecht gesund."

Dieselbe Sprachmengerei erlaubte man sich auch in geistlichen Liedern. Das schöne Lied:

„Herr Jesu Christ, Du höchstes Gut,
Du Brunnquell aller Gnaden"

war einem vornehmen Herrn im siebzehnten Jahrhundert in seiner deutschen Fassung zu gemein, besonders der dritte Vers, der also lautet:

„Fürwahr, wenn mir das kömmet ein,
Was ich mein Tag begangen,
So fällt mir auf mein Herz ein Stein,
Und bin mit Furcht umfangen.
Ja, ich weiß weder aus noch ein
Und müßte stracks verloren sein.
Wenn ich Dein Wort nicht hätte."

Er verzierte diesen Vers mit französischen Flicklappen und pflegte denselben folgendermaßen zu singen:

„Mon Dieu, wenn mir das kömmet ein,
Was ich toujours begangen,
So fällt mir auf mon coeur ein Stein
Und bin mit peur umfangen.
Ja ich weiß weder aus noch ein
Und müßt partout perdu wohl sein,
Wenn ich Dein mot nicht hätte."

Ich habe in großen Zügen die in dem Entwickelungsgange des deutschen Volkes liegenden Gründe für die überaus große Menge von Fremdwörtern in der deutschen Sprache darzulegen versucht. Es kommen aber, wie hier erwähnt werden muß, noch andere allgemeine Gründe hinzu: die Bequemlichkeit und die Eitelkeit. Die Gelehrten, die Gebildeten, denen das fremde Wort geläufiger ist als das deutsche, gebrauchen das fremde Wort lieber, weil sie es von Jugend auf gehört haben, weil sie oft erst nachdenken müssen, um ein passendes deutsches Wort zu finden. Sie lassen sich gehen und deshalb dauert in ihrer Sprachweise die Wortmengerei fort. Die Ungebildeten und die Halbgebildeten aber gebrauchen die fremden Wörter gern aus Eitelkeit weil sie der Meinung sind, das dies ein Zeichen nicht allein von Bildung, sondern auch von nahen Beziehungen zu vornehmen Leuten und Kreisen sei.

Zu welchen seltsamen Mißverständnissen übrigens die fremden Wörter Anlaß geben können, mögen zwei Geschichten beweisen, die beide buchstäblich wahr sind.

Ein kleines deutsches Fürstenthum hatte im Jahre 1848 ebenfalls sein Revolutiönchen. Die Bevölkerung versammelte sich und beschloß mit der landesüblichen Einstimmigkeit eine Bittschrift. Es wurden Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, Schwurgerichte und was sonst auf dem damaligen Wunschzettel stand, gefordert. Der Fürst entließ seine Räthe und wählte einen freisinnigen Mann zu seinem Minister. Er wollte dem Volke mittheilen, daß der Fürst die ihm vorgetragenen Wünsche zu erfüllen beschlossen habe. Vom Balcon des Rathhauses redete er die Menge an. Alles geht glatt, er hofft, Alle zufriedengestellt zu haben, da braucht er die unglückliche Wendung: „Der Fürst ist also geneigt, diese und vielleicht noch andere Concessionen zu machen?" Plötzlich entsteht Lärm. „Concessionen?" ruft eine Stimme, „noch mehr Concessionen? Wir müssen schon genug für Concessionen bezahlen.

Wir wollen keine neuen Concessionen." Der Haufen fällt bei und es wurde dem Minister nicht leicht, die Leute zu belehren, daß er ja nicht die Concessionen zum Gewerbebetriebe gemeint habe.

Noch hübscher ist die zweite Geschichte. Im Jahre 1863 wurde im Mannsfelder Kreise eine Sammlung unter den Gemeinden zu einer Restauration im Lutherhause zu Eisleben ausgeschrieben. Es kam indeß blutwenig ein. Etliche Gemeinden zahlten gar nichts, andere nur einige Groschen. Die Provinzialregierung wunderte sich nicht wenig. Sie beauftragte den Landrath, die Gründe dieser auffallenden Erscheinung zu erforschen und darüber zu berichten. Da stellte sich denn heraus, das die Landgemeinden geglaubt hatten, es solle eine „Restauration", eine „Kneipe" im Lutherhause eingerichtet werden. Das war ihnen doch zu stark gewesen, dazu hatten sie begreiflicher Weise kein Geld geben wollen.

Die Ueberwucherung der deutschen Sprache mit fremden Wörtern hat aber nicht blos eine spaßhafte, sie hat auch ihre sehr ernsthafte Seite. Die Sprache ist eins der edelsten Güter eines Volkes, ein sehr starker Pfeiler seiner Eigenart. Die Zeit der politischen Erniedrigung trifft in Deutschland immer mit dem Sinken der Sprache, mit dem Eindringen der Fremdwörter zusammen. Es haben sich deshalb auch gerade in den Zeiten der Schmach, namentlich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und in der Zeit des ersten Napoleon Männer gefunden, welche sich die Reinigung und die Pflege der Muttersprache zur Aufgabe stellten.

Im Jahre 1617 vereinigten sich in Weimar deutschgesinnte Fürsten und Adelige zu dem ausdrücklichen Zwecke, den Sinn für vaterländische Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten und vornehmlich die Reinheit der Sprache zu bewahren. Sie nannten ihren Verein die fruchtbringende Gesellschaft.

Im Jahre 1646 wurde in Hamburg durch Philipp von Zesen die deutschgesinnte Genossenschaft in's Leben gerufen, welche ganz besonders die Reinigung der Muttersprache von fremden Wörtern als ihr Ziel verfolgte.

Aber der Erfolg war gering. Das Ansehen und die Macht Deutschlands waren durch den Dreißigjährigen Krieg gebrochen, die Sitten verwildert. Frankreich galt als das Land des guten Geschmackes und der feinen Lebensart. Die deutsche Sprache blieb das Stiefkind aller gebildeten Leute.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts trat Leibnitz als Ritter der deutschen Sprache in die Schranken und erhob seine gewichtige Stimme. Seine Hauptwerke mußte freilich auch er lateinisch und französisch abfassen, weil sie sonst keinen Absatz gefunden hätten, aber er schätzte die deutsche Sprache und schrieb über ihre Verbesserung seine „Unvorgreiflichen Gedanken" nieder. In dieser Abhandlung heißt es: „Nach dem Münsterschen Frieden hat sowol die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsere jungen Leute, auch wol junge Herren selbst, so ihre eigene Heimat nicht gekannt und deswegen Alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitte aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch bei ihnen an zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben, und weil die meisten dieser jungen Leute hernach wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franzosengesinnte viele Jahre über Deutsch-

land regieret und solches fast wo nicht der französischen Herrschaft, daran es zwar auch nicht gefehlet, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Und an einem andern Orte sagt er: „Anitzo scheint es, daß bei uns das Uebel ärger worden und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Deutsches verderbet, mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wenn man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen als das Angelsächsische in England."

Als Leibnitz an der von König Friedrich I. von Preußen gegründeten Societät der Wissenschaften in Berlin zum Vorsitzenden gewählt wurde, ging er mit Eifer auf die Absichten des Königs ein, welcher zu dem ihm vorgelegten Plane hinzugefügt hatte, „daß man auch auf die Cultur der deutschen Sprache bei dieser Fundation gedenken möchte." Dennoch erschienen die Abhandlungen der Gesellschaft in lateinischer und seit 1744 in französischer Sprache, so mächtig und tief eingewurzelt war in den höheren Ständen der Einfluß des Französischen. Erst 1792 wurde der ursprüngliche Gedanke, für die Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache zu sorgen, wieder aufgenommen, aber man brachte es nur zu einer Preisaufgabe über die Bereicherung der deutschen Sprache, an deren Lösung sich mehrere Gelehrte versuchten.

Gleichzeitig mit Leibnitz stiftete der gelehrte Professor Menken in Leipzig die Deutsche Gesellschaft, welche sich um die Sprache, besonders seit der bekannte Professor Gottsched an ihre Spitze trat, unleugbare Verdienste erwarb.

Schon einige Jahrzehnte vorher hatten die Professoren Christian Thomasius und Christian Wolf in Halle zum Erstaunen ihrer Collegen angefangen ihre Vorlesungen deutsch zu halten, und Hand in Hand mit ihnen wirkten August Hermann Franke und Philipp Jakob Spener für die deutsche Sprache.

Aehnliche Gesellschaften wie die von Menken in's Leben gerufene entstanden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Göttingen, Greifswald, Königsberg, Mannheim, Bernburg und an anderen Orten.

Allein die deutsche Sprache kam noch immer nicht zu Ehren. Das Deutsch, welches wir z. B. in den Gesetzen des achtzehnten Jahrhunderts lesen, starrt von Fremdwörtern, die kein Mensch verstand und hat Satzbildungen, bei denen man, ehe man am Ende ist, den Athem verliert. Belege hierfür liefert fast jedes Gesetz aus dem vorigen Jahrhundert. Ich führe nur eins derselben an. Im weimarischen Duellmandat lautet der letzte Satz: „Schließlich sollen zu strecklicher Execution unseres Mandats unsere Regierung und die dazu verordneten Praesident, Vice-Canzlar und Räthe in allen und jeden Fällen, wenn dawider verbrochen wird, die Cognition dergestalt haben, daß sie, wenn unter den Verbrechern Hof- und Militair-Bediente wären, unsere Hofmarschälle und die unsere Trouppen commandirenden Officiers mit dazu ziehen und solchenfalls ein judicium mixtum constituiren, außerdem aber ratione aller übrigen Delinquenten allein und immediate judiciren und allenthalben de simplici et plano sonder aller Weitläuftigkeit des Processes und Gestattung einiger remediorum suspensivorum, oder wo sie hergebracht devolutivorum verfahren,

dabei auch keine dilationes oder überflüssige defensiones verstatten: maßen wir ihnen kraft dieses ernstlich auf ihr Gewissen geben, daß sie, was zu steter Festhaltung gegenwärtigen Mandats und unnachbleiblicher Execution desselben gereichen kann, äußersten Fleißes beobachten und ohne Ansehen der Person nach aller Schärfe darauf exequiren, auch sich davon weder Menschenfurcht, Begnadigung und Abolitiones, die wir schon oben pro sub et obreptis declariret, noch auch protestationes, appellationes oder andern remedia suspensiva vel devolutiva, welche wir in tantum aufgehoben wissen wollen, irren lassen und dabei Diejenigen, die über unsere Verordnung zu kritisiren oder von Denen, so solcher nachleben, spöttisch zu reden sich unterstehen, nachdrücklich als complices der Duellanten bestrafen."

Nicht besser waren die Erlasse aus den Cabinetten der Fürsten. Wie Jedermann weiß, schrieb Friedrich der Große ein entsetzliches Deutsch und spickte dasselbe mit französischen und lateinischen Wörtern. Er lobte die meriten eines Dieners, befahl den membris seiner Collegien mehr activité zu zeigen, verlangte von den Justizbeamten, daß sie die Unterthanen nach egalité behandeln sollten und drohte ihn, daß er sie sonst nach rigueur bestrafen werde.

Freilich waren aber auch die Sprachreiniger selbst mit Schuld daran, daß ihre Anstrengungen und Bestrebungen so fruchtlos blieben. Einestheils waren jene Gesellschaften oft nur ein geistloser Abklatsch fremder Muster, anderentheils fanden die schlüpfrigen Werke Italiens und Frankreichs Lobredner und Nachahmer in Deutschland. Für diese schlüpfrigen Werke waren die deutschen Wörter häufig zu derb und zu grob, man konnte daher die fremden Wörter nicht gut entbehren.

Statt in Luther's Fußstapfen zu treten, statt sich dessen einfache, natürliche, körnige Schreibart zum Vorbilde zu nehmen, wurde der tändelnde, schwülstige Stil der Ausländer nachgeäfft. Die Einfachheit und Natürlichkeit waren aus Prosa und Dichtkunst verschwunden, daher die zerschnittene, gehackte Schreibart auf der einen, der bandwurmartige Sirupstyl in den Kanzleien auf der andern Seite. Es kam hinzu, daß die Eiferer für die Reinigung der Sprache weder Maß noch Ziel hielten und den Spott dadurch herausforderten, daß sie auch die seit Jahrhunderten eingebürgerten, durch Luther's Bibelübersetzung, den Katechismus und die Kirchenlieder dem Volke vertrauten, mit einem deutschen Gewande überkleideten Fremdwörter vertreiben wollten und die lächerlichsten Uebersetzungen dafür vorschlugen. Die Schriften des oben genannten Philipp von Zesen, dessen Liebe zur deutschen Muttersprache so weit ging, daß er dieselbe für die Ursprache oder doch für diejenige Mundart hielt, in der sich die Sprache des Paradieses am reinsten erhalten habe, enthalten für meine Behauptung die treffendsten Zeugnisse.

Hätte er sich begnügt mit Verdeutschungen wie Bilderschrift statt Hieroglyph, Sternschauer für Astronom, Verwandlungen Ovid's für Ovid's Metamorphosen, Halsgericht für Criminalgericht, Mehrzahl für Plural, Verkleinerungswort für Diminutiv, so wäre er weise gewesen. Er ging aber weiter und übersetzte allbekannte Wörter so in's Deutsche, daß Niemand ihre Bedeutung zu errathen vermochte. Er schrieb statt Kaiser Großherr, statt Vicekönig Schaltkönig, statt Apostelgeschichte Zwölfbotengeschichte, statt Vers Reimband, statt Natur Zeugemutter, statt Fenster Tageleuchter,

statt Pistole Sattelpuffert, statt Maske Mummgesicht, statt Affect Gemüthstrist, statt Person Selbstand, statt Violinspieler Kaldannenschaber, statt Wein verfault Wasser im Rebenholz, statt Horizont Gesichtsender, statt Nase Löschhorn und Gesichtserker.

Ja sogar die griechischen und lateinischen Götternamen verwandelt er in sein Deutsch. So nannte er Venus Lustine, Aurora Blumine, Juno Himmeline, Minerva Klugine, Apollo Arzeneigötze, Jupiter Ammon Hammelgötze.

Nach diesen Proben wird es nicht Wunder nehmen, daß über dieses Deutsch und diesen Sprachreiniger die Geißel des Spottes geschwungen wurde. Aber dennoch fand er Nachfolger, ja Leute, welche ihn überboten. Die tändelnde, kindische Schreibweise des siebzehnten Jahrhunderts hielt es für viel zu gemein und alltäglich, die Nacht schwarz zu nennen, ihre Schatten dunkel und den Himmel blau. Man sagte die braune Nacht, die mohrenfarbenen Schatten, das blaue Dach. Unsere Dichter reden von den goldenen Sternen, die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts von den gezierten Lustgesichtern. Sie sagen statt die Sonnenrosse, der Sonnen-Gluth-Kaballen, statt der unersättliche Tod, der nimmersättliche Streckebein, statt das Grün der Wiesen, der Grünspan des Grases. Sie kennen keinen blassen, aber einen schwefelblauen Neid. Die munteren Vögel werden bei ihnen die schnellen Federkinder, die Schafe das weiße Wollenvieh, die Fische die stummen Fluthenkinder, brennende, süße Küsse das Schwefelholz der süßen Liebe.

Unerschöpflich sind diese Dichter und ohne Maß überschwenglich in Schilderungen der Liebe, der himmlischen eben so wie der irdischen. Aus der Vorrede eines Trauerspiels: Sophia, Breslau 1673, habe ich mir folgende Schilderung der himmlischen Liebe herausgeschrieben: „Die himmlische Liebe ist eine solche Tugend, welche den Allerhöchsten zum Vater, die Ewigkeit zur Schwester und die Seraphinen zu Brüdern hat. Ihre sonnenhelle Krone besiegt alle Kronen der Welt, ihre Diamanten sind nicht tödtende Pfriemen, ihre Rubinen nicht geronnenes Menschenblut, ihre Smaragden nicht gefrorenes Glas, ihre Granaten nicht zornige Feuerballen. Ihr in dem Blute Christi gefärbter Purpurmantel übertrifft Alexander's schätzbare Kleider. Ihre unverzehrliche Fackel ist der holdselige Leitstern, durch welchen man in das glückselige Arabien der unvergänglichen Freude gelangen kann. Vor ihrem Scepter erbebet die Welt, erzittert der Tod, erstarret der Teufel. Durch sie werden die Koloquinthen der bittern Trübseligkeiten in süßeste Zuckerrosen, die kläglichsten Leichenenpressen in siegprangende Lorbeerkränze, die erschrecklichsten Folterhöhlen in annehmliche Paradiese, ja die Hölle selber in einen Himmel verwandelt. Mit einem Worte: sie ist eine solche Göttin, welche aus Jünglingen Engel und aus Jungfrauen himmlische Venusbilder machet.

Als Gegenstück gebe ich eine Lobrede auf die irdische Liebe.

Einer der gefeiertsten Dichter jener Zeit, Christian Hofmann von Hofmannswaldau, gestorben 1679 als Präsident des Rathes zu Breslau richtete an seine Angebetete folgende Verse:

„Amanda, liebstes Kind, Du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.
Du Speise meiner Lust, Du Flamme meiner Kerzen,
Der Complementen Sitz, Du Meisterin zu scherzen.

Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit.
Du Andachts-Fackelchen, Du Quell der Tröstlichkeit.
Du tiefer Abgrund Du voll tausend guter Morgen,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan
Und wie man sonsten Dich, mein Kind, beschreiben kann,
Lichtputze meiner Noth und Flederwisch der Sorgen."

In einem zu Saalfeld 1720 aufgeführten Schauspiele, dessen Titel „Triumph der beständigen Liebe über die niedrigen Zufälle des Verhängnisses" lautet, redet der Liebhaber die Geliebte also an:

„Bei den Kohlen Deiner Affection will ich die Lerchen meiner Begierden fleißig braten. O wie köstlich wird der Pfefferkuchen meines Verlangens schmecken, wenn er in das Branntweinglas Deiner Gegengunst eingetauchet wird, und wie glücklich werde ich sein, wenn ich auf dem Reibeisen Deiner Gewogenheit den Parmesankäse meines schuldigen Gehorsams reiben darf. Du bleibest auf ewig die Weinflasche meiner Zufriedenheit; in Summa, Du bist die Pastete, aus welcher ich den Hunger meines Verlangens mit der Menge Deiner Ducaten stillen werde."

Wie schon erwähnt fehlte es nicht an Spottschriften, durch welche diese Sprachverbesserer verhöhnt wurden. Am geschicktesten, aber auch am unbarmherzigsten schrieb der Hauptpastor in Hamburg, Balthaser Schuppius, dessen Predigten ein Muster von Volksberedsamkeit waren, gegen diese Reformatoren. In seinem „Deutschen Lehrmeister" heißt es:

„In Hessenland ist ein Procurator gewesen, genannt der dicke Lorenz, welcher sich der Zierlichkeit im deutschen Reden sonderlich hatte befleißigen wollen. Einsmals hat er zu seinem Jungen sagen wollen: „Junge, hole mir mein Messer." Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sei zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern, hat er gesagt: „Page, bringe mir mein brodschneidendes Instrument." Einsmals hat er zu seiner Frau sagen wollen: „Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bett." Damit nun die Frau wisse, daß er ein hessischer Cicero sei, hat er gesagt: „Du Hälfte meiner Seelen, Du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenlust, das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben, erhebe Dich auf die Säulen Deines Körpers und verfüge Dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide"."

Jener Phantast wollte seinem Jungen befehlen, ihm die Stiefeln auszuziehen, da sagte er: „Du, der Du geringer bist als ich, entledige meinen Untheil des Leibes von der überzogenen anatomirten Haut."

Diese Belege werden genügend sein, um den Beweis zu liefern, daß die deutsche Sprache bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einer traurigen Verfassung war. Die sie reinigen wollten, schrieben ein schwülstiges, geschmackloses Deutsch und die Anderen brauchten nach wie vor eine Menge fremder, dem Volke unverständlicher Wörter.

Da endlich brach eine zweite Blüthezeit der deutschen Dichtkunst und Literatur, somit aber auch der deutschen Sprache an. Lessing, Klopstock, Bürger, Wieland, Schiller und später Voß, Rückert, Uhland, aber auch Campe und Jahn waren hauptsächlich die Männer, welche die Schätze unserer Sprache hoben und dem Volke zum Bewußtsein brachten.

Es kam ihnen nicht in den Sinn, alle Fremdwörter hinauszustoßen, auch diejenigen, die längst Eigenthum unserer Sprache geworden waren. Sie griffen vielmehr zurück auf den reichen Wortschatz in Luthers Bibelübersetzung, sie holten gute alte Wörter hervor und bildeten neue.

Lessing schrieb Zartgefühl statt Delicatesse, Empfindsamkeit

statt Sentimentalität, Wesenheit statt Essence. Bürger verdanken wir die Wörter traun, traut, Behagen, frommen, Spende. Wieland vertauschte Grazie mit Anmuth, Excurs mit Abschweifung, debrouilliren mit entwirren; von ihm stammen Ausdrücke, die uns jetzt ganz geläufig sind: Entzückung, festlich wallen, rosenwangige Mädchen, geflügelte Worte. Campe hat glücklich gegriffen, indem er statt antik alterthümlich, statt Chaussee Kunststraße, statt Carricatur, Zerrbild schrieb.

Als sich das deutsche Volk im Anfange dieses Jahrhunderts erhob und das Joch des fremden Eroberers zerbrach, hatte es seine Sprache bereits wiedergefunden. Jetzt sangen seine Dichter wieder deutsch, jetzt wurde die deutsche Sprache in Prosa und Dichtung verherrlicht. Man höre nur, wie Börne, bei dem man eine so begeisterte Lobrede auf die deutsche Sprache kaum suchen wird, sich ausspricht:

„Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen? Welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und mild als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet, was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt, was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin ich — Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns umständlich und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschickter als es ihr überliefert worden.

„Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutsche redet."

So Börne, und nun zu den Dichtern! Wie schön hat Rückert unsere Sprache besungen:

„Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter Deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne
Und Dich selber preisen kann."

Und zum Schlusse Max von Schenkendorf's köstliches Lied:

„Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut! . . ."

„Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wol mancher Brauch,
Aber soll ich beten, denken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund."

## Erinnerungen.

Es ergeht den Erinnerungen wie den Photographien: sie erbleichen mit der Zeit und verwischen sich zuletzt gänzlich; zuweilen aber genügt der geringfügigste Umstand, ein Wort, ein Ton, ja selbst ein Parfüm, um die Farben wieder aufzufrischen und Personen und Dinge vor unserm Geistesauge neu zu beleben.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Zufall führte mich unlängst in's Casino der „Galerie St. Hubert". Für einen halben Franken Eintrittsgeld trinkt man dort sein Glas Bier, raucht seine Cigarre oder seine Pfeife und hat gleichzeitig den Ohrenschmauß, die beliebtesten Opernarien und Chansonetten von verlorenen, schiffbrüchigen Sänger und Sängerinnen ableiern zu hören. Früher prangte ein reicher Blumenflor in denselben Räumen; es war der Blumenmarkt. Hübsche, cokett gekleidete Blumenverkäuferinnen wanden, emsig beschäftigt, den dort harrenden Damen duftende Sträuße und nestelten den jungen Stutzern Veilchen oder Nelken in's Knopfloch. Heute sieht man dort nur verblühte Blumen und verwelkte, bemalte Gesichter. Das Laster trägt hier keine Maske. Statt der früheren süßen Wohlgerüche empfängt Dich ein ätzender, mit Moschus und Biergeruch geschwängerter Tabaks- und Cigarrenqualm, der den ganzen, mit einer Galerie in maurischem Stil ausgestatteten Saal ausfüllt und die, auf rothsammetnen Polstern in bauschenden Crinolinen thronenden und Arme und Busen möglichst entblößten Sängerinnen wie in eine Nebelwolke hüllt. Im Saal drängt sich Kopf an Kopf. Alte und junge Wüstlinge, Studenten und Ladenschwengel, Polizeibeamte, bankerotte Kaufleute, geldlungernde Wechselmäkler, Abenteurer aller Art umschwärmen die Dämchen der demi- und quart de monde, die, ihre Cigarren dampfend, dem Punsch und Grog fleißig zusprechen, bald irgend einem schlüpfrigen Liedchen Beifall zuklatschen, bald den Liebesversicherungen eines Neulings, der noch den wahren Schlüssel zur Herzenspforte jener Damen nicht gefunden, ein zerstreutes Ohr leihen. Zuweilen verirrt sich auch wol ein naiver Provinzler, verführt durch den billigen Eintrittspreis, mit seiner Frau und seinen Töchtern, in jene Räume. Während er mit offenem Mund und glotzenden Augen Sänger und Sängerinnen mustert oder den, trotz des engen Raumes der Bühne, ausgeführten exzentrischen Pas der Primadonna folgt, senden die Frauen verlegene, erschrockene Blicke um sich herum oder senken auch wol erröthend und beschämt die Augenwimpern vor den begehrlichen, lüsternen Blicken der Männerwelt.

Die Entweihung der Kunst ist das mindeste Uebel der Caféconcerts; aber wahrhaft entsetzenerfüllend ist ihr unheilvoller Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit. Die zur Kupplerin entwürdigte Kunst ist tödtlich für die Moral. Es ließe sich darüber ein gar trauriges Capitel schreiben. Aber ich will heute kein Nachtbild schildern und lieber eine alte Geschichte erzählen, welche mir der Anblick jener Räume wieder in's Gedächtniß gerufen.

Es mögen wol fünfzehn Jahre sein, als ich eines Tages im Brüsseler Museum die Bekanntschaft eines italienischen Grafen machte, und zwar sonderbarer Weise gab Herr Thiers, damals einfacher französischer Bürger, heute Präsident der französischen Republik, dazu die indirecte Veranlassung. Ich malte gerade eine Skizze nach einem Bilde von Paul Veronese. Hart daneben hing ein Bildchen aus der französischen Schule: ein todter Schwan zwischen Blumen und Früchten in einer romantisch gehaltenen, aber mit vieler Eleganz ausgeführten Landschaft. Ein Männchen, dessen Gesicht etwas Aehnlichkeit mit dem englischen Punch hatte, stand schon eine ganze Weile vor demselben und wandte sich zuletzt an mich mit den Worten: „Welch' reizendes Cabinetsstück!" Es entspann sich hierauf ein Gespräch, das mich bald durch die trefflichen, feinen Bemerkungen des Fremden sowol über die Bilder der Brüsseler Sammlung, als auch über die Kunst im Allgemeinen fesselte. „Sie besitzen hier ja kein einziges authentisches Bild der italienischen Meister; Paul Veronese hat auf dem Bild, das Sie dort recht glücklich skizziren, höchstens hier und da" — dabei zeigte er die Stellen — „einige Pinselstriche gemacht. Ihre Rubens und Vandyck sind gar prächtig; aber die italienischen Meister müssen Sie entweder in Italien oder in dem Louvre suchen. Kommen Sie nach Paris, so besuchen Sie mich, Place St. George, ich werde Ihnen dann manches Interessante zeigen."

Er reichte mir seine Karte, drückte mir die Hand und entfernte sich, nicht ohne nochmals einen Blick auf das französische Bildchen geworfen zu haben. „Charmant! Charmant!" hörte ich ihn noch im Fortgehen murmeln.

Es schien wirklich, als betrachte er das kleine Bildchen als die Perle des Museums, ein Gemälde, das Niemand sonst irgend einer Aufmerksamkeit würdigte. „Ein wahrer Franzose!" dachte ich und nun fiel es mir erst ein, die Karte zu lesen, welche ich in der Hand hielt.

Man denke sich mein Erstaunen. Ich hatte, ohne es auch nur zu ahnen, mit dem berühmten französischen Staatsmann und Geschichtsschreiber mich unterhalten. Hier stand es schwarz auf weiß: „Adolpe Thiers."

Ich mußte wol ganz verblüfft darein schauen, denn ein Herr, der sich, währenddem ich mit dem berühmten Mann gesprochen, beständig in unserer Nähe gehalten, redete mich mit den Worten an: „Hatten Sie denn Thiers nicht erkannt?"

Es war mein italienischer Graf, mit dem ich von diesem Augenblick an täglich intimer verkehrte. Seine Gestalt war klein, zusammengedrückt, wie Jemand, den die Leiden niedergebeugt und der die kargen Freuden des Lebens dem Schicksal nur durch aufreibende Kämpfe abzuringen vermocht hatte. Sein Gesicht glich einer durch Zeit und Wetter abgeschliffenen und verwitterten Marmorbüste; nervöse Zuckungen hatten den Linien jede Festigkeit geraubt; in den Mundwinkeln nisteten schmerzliche Erinnerungen; nur die hohe, breite, mit spärlichen, hellblonden, fast weißlichen Härchen bedeckte Stirn war schön und zeugte von Intelligenz.

Das Auge schaute matt und müde unter schwer herüberhängenden Augenlidern hervor. Eine feine, weiße, sorgfältig gepflegte, zarte Hand bewies die aristokratische Herkunft. Sein Alter erfuhr ich nie; jedenfalls aber mußte er weit jünger sein, als man aus seiner Erscheinung schließen konnte.

Er sprach ein gebrochenes, mit vielen italienischen Phrasen vermischtes Französisch; auch radebrechte er das Deutsche; seine Unterhaltung war aber

eben so reichhaltig als originell. Er liebte es, über Kunst zu sprechen, und konnte stundenlang von Rom, seiner Vaterstadt, erzählen. Nur durfte man keine politische Frage berühren; es glitten dann nervöse Zuckungen gleich einem unheimlichen Wetterleuchten über sein Gesicht; selbst im einsamen Zimmer sah er sich erschrocken um, als fürchte er die versteckte Gegenwart irgend eines Spions, und nach einigen lakonischen Bemerkungen kam er rasch wieder auf sein Lieblingsthema zurück.

Erst später, aus hingeworfenen Aeußerungen, erfuhr ich, daß sein Bruder Cardinal in Rom wäre und daß derselbe einen fürchterlichen Einfluß auf sein Leben gehabt. Verlobt mit einem von ihm mit südlicher Gluth geliebten Mädchen aus einer der römischen patricischen reichsten Familien, hatte er am Morgen seines Hochzeitstages plötzlich Braut und Vaterland verlassen müssen.

Eines fingirten politischen Verbrechens angeklagt, ließ man ihm die Wahl zwischen Kerkerhaft und Verbannung. Seine Braut wurde in ein Kloster gesteckt und starb in geheimnißvoller Weise.

Eines Tages kam der Graf, mit dem ich immer intimer geworden, zur ungewöhnlichen Stunde. Er war wie verjüngt. „Ich habe einen Schatz entdeckt", rief er mir zu und rieb sich die Hände, während ein Lächeln, das erste, welches ich bei ihm gesehen hatte, sich Mühe gab, die sonst schmerzerfüllten und verworrenen Linien zu beleben.

„Sehen Sie sich zuerst dieses Medaillon an, es ist das sprechend ähnliche Bildniß meiner Braut." Mit diesen Worten reichte er mir ein reich mit Edelsteinen besetztes Miniaturbild hin.

Ein reizendes, liebliches, rothes Lockenköpfchen, wie Titian sie zu malen liebte, mit übermüthigen, schwellenden, leicht aufgeworfenen Lippen, lachte mir entgegen. Während ich das trefflich gemalte Bildniß bewunderte, rieb er sich fortwährend schmunzelnd die Hände.

„Begreifen Sie meine Freude? Ich habe sie wiedergefunden und zwar mit demselben unveränderten Liebreiz."

Bestürzt sah ich ihn forschend an. Ich befürchtete, er hätte den Verstand verloren. Mühsam errieth ich zuletzt aus seinem südlichen Wortschwall, er habe in einem kleinen Caféconcert der Vorstadt ein Mädchen, eine Sängerin, gesehen, das sprechende Ebenbild seiner verstorbenen Braut.

Jeden Abend ging er dorthin; er konnte dann am folgenden Tag nicht genug von der reizenden Stimme und der Liebenswürdigkeit der kleinen Sängerin erzählen, die, behauptete er, seine Liebe wol bemerkt habe und trauliche Blicke mit ihm wechsele.

Sich ihr zu nähern, hatte er nie gewagt, dazu war er zu schüchtern; er betete sie von Weitem an.

Es lag etwas so kindlich Naives und doch auch tief Ergreifendes in dieser gleichsam vom Tode wieder erstandenen Liebe, daß ich es nie versuchte oder wagte, den leisesten Zweifel betreffs der von ihm über Alles gepriesenen Tugend des Mädchens zu erheben.

Sie mochte höchstens sechzehn Jahre zählen. Sie hieß Zelie. Sie wurde bald in's Casino St. Hubert engagirt. Dort sah ich sie zum ersten Mal. Eine Aehnlichkeit mit dem Miniaturbild war unleugbar; sie hatte eine glockenhelle Stimme; originell in ihrem Gesang, welcher der Schule noch sehr bedurfte, war die scharfe Betonung des R, die ihrem Vortrag eine von Frohsinn und Lust sprudelnde Laune gab. Sie ward der Liebling des

Publicums. Kaum hatte sie an jenem Abend ihre erste Romanze vollendet, so ertönte der Saal von donnerndem Applaus, und dazwischen erklang das dünne Stimmchen meines Freundes: „Brava! Brava!“ Sie kam nochmals auf die Bühne, verneigte sich mit vieler natürlichen Anmuth und brachte den Veilchenstrauß, den sie täglich von ihrem anonymen Anbeter zugestellt erhielt, an ihre Lippen; war es Täuschung? Es schien mir, als werfe sie einen schalkhaften Seitenblick in die Ecke neben der Bühne, wo zwei feine, erhobene Hände klatschten und wie mit Castagnetten das „Brava! Brava!“ begleiteten.

So verging ein großer Theil des Winters. Die schöne Zelie ward immer gefeierter. — Mein Italiener war bald melancholisch, bald über Alles redselig. Er rang mit einem großen Entschluß. Er wollte um die Hand der Primadonna des Casinos anfragen und mich hatte er zum Freiwerber bestimmt.

Einwendungen wären fruchtlos gewesen. So erwartete ich ihn denn am Morgen des Tages, der zu diesem verhängnißvollen Schritt bestimmt war. Ich harrte und harrte. Niemand ließ sich hören. Abends gegen elf Uhr ließ er mich plötzlich zu sich in's Hôtel rufen.

Er lag zu Bett. Ich fand ihn um zehn Jahre gealtert. „Lieber Freund“, sagte er wehmüthig, indem er meine Hand in der seinen hielt, die fieberhaft brannte, „mein Traum ist ausgeträumt. Zelie liebt einen Andern. Sie verheirathet sich nächste Woche. Morgen reise ich nach Neapel ab. Vielleicht gestattet mir mein Bruder wenigstens, in Rom sterben zu können. Das ist der einzige Wunsch, den ich noch an's Leben stelle.“

Eine schwere, bittere Thräne rollte langsam über seine eingefallene Wange.

„Es ist die letzte, die ich ihr nachweine!“ sagte er traurig lächelnd.

Mein Abschied war wie der von einem Sterbenden. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Zwei Jahre später debütirte im Théâtre royal de la Monnaie eine Dugazon. Kaum hatte sie den Mund geöffnet, so kam mir die Stimme ganz bekannt vor. Ich betrachtete sie genauer. Kein Zweifel, es war die kleine Zelie, welche sich wirklich unter der Zeit verheirathet und ihre Stimme künstlerisch ausgebildet.

Sie fiel indeß durch, da sich im Hause das Gerücht ihres frühern Auftretens im Casino verbreitet. — Sie singt heute noch auf einer der bedeutendsten belgischen Provinzialbühnen.

Max Sulzberger.

---

# Vun den Lüttenheid.

Von **Klaus Groth.**

(Schluß.)

So kunn denn ok an Enn' Börgerslüd dat Spill un de Spelers op en Art eernsthafti betrachten. Johanna hör Detelf mit Lust un Begier to, wenn he er vun't Theater vertell. Se much geern dat he er genau bericht. Se wull vun allns weten: wo de Lüd rin keem, sik hinstelln, anfungn to spreken, wat se sän, wat se an harrn, wo se sik darbi beneem, ob se würklich ween' un lachen. He war er't vær makt hebbn, wenn he't verstan harr. Se kunn je geern mal sülbn en Abend to sehn, sä he er gelegentlich. Dat wull se ok, awer noch ni glik. Se wull as't schien eerst so vel hörn un vær weg geneten as se kriegen kunn. Se wull sik ok en recht schön Stück utsöken. Bi eenmal mußt blieben. Dat full Börgerslüd ni in mehr as eenmal na't Theater to gan. So ging man ok eenmal inn Winter un Summer to'n Vergnögn, to Markt, vellicht eenmal in Gesellschaft. Darmit weer't all. Dat hör sik so.

Detelf dach towiln wul mal an Onkel Magot sin Lampenlicht, wenn Johanna hastig frag', wenn se happig tohör vun dat niefte Stück, wat he er beschrev. He dach wul an er Broder, dat den de Ehrgiz anfulln harr as en Krankheit, dat he harr wat warrn wullt un weer dabi to Grunn' gan. Awer denn keem em't doch gar to dull un to witlöfti vær, dat en lütt Diern vun de Lütt Reeg schull op so'n Gedanken kam, still un stumm as se weer, schüchtern un blöd fast mehr as Een vun de Annern.

Allerdings harr se sik in letzter Tid ännert. Se heel op sik. Er Haar weer sorgfaltig opmakt, se drog jümmer wat Witts um den Hals un vær de Hann. Awer se keem ok jüs in de rechten Jahrn darto, so vel muß sogar Detelf sehn: en junk Mäden, so grot, schön un herli dat se't sülbn sehn muß un wenn se ok man ern Schatten ansceg. Sän doch de Lüd vun Baden er op en ganz anner Art guden Dag, as sunst. De Brenner sin Sæhn weer wedder to Hus kam. He harr de Landwirthschaft buten lehrt. De Ol war old. He schull dat Geschäft anfaten. He weer eenige Jahr fort west un to en groten smucken jungn Mann heranwussen. Sin Weg föhr em so gut achterut dær de Lütt Reeg as sin Oln, denn er meiste Land leeg gegen Süden. Awer de Sæhn mak, as nich de Ol, jedesmal den lütten Umweg an de lütt Reeg entlank an Oldenborg sin Hus verbi un gröt jedesmal int Finster, drop ok oft Jemand in Dær un bleo eerst en Vertelstunn bestan, ehr he sin Gang wider na ging. Natürli kenn he sik mit Johanna. Wer wull sik nich

kenn in de Heid? Awer dat trennt sik ok sehr bald in de Heid un de Weg' baben un nerrn föhrt temli wit ut enanner, wenn ni wat Besunners antreckt, wat den Weg afleidt.

De Nawerschop lav em mit vel schöne Wör vær sin nett Benehm as riken Manns Sæhn vun de Oesterstrat. Denn he de fründli un bekannt mit Alle. Blot de Tauer kunn sin scharpen Mund ni to holn, he riim sin losen Infall as „Jan Brenner weer en Kenner", dat war man licht in de Frembn. Awer dat kunn nix bedüden, dat wuß de ganze Lüttenheid, denn vær em weer längst de Dochder vun den Bäcker bestimmt, dat wuß Mamsell Meinung ganz genau, denn se harrn bi er Französch, also muß se dat weten.

Wat Detelf alleen wuß weer, dat mit de Brennerie vær dat lütt Hus mit de Dodenkaß wedder en Kanal mit en lütt Innahm to gan weer. De ol Oldenborg harr dar vær en Art Bokföhrn uter en baar lütt Summ sunst noch menni Affall kregen, wat nothwenni opholn muß mit dat Geschäft. Darto weer de Brenner sin Husherr, harr Kaptal in sin Gewes', wovær he em jährli trium regum mit Zinsen gerecht warrn muß. Denn so gutmödi de ol Brenner sin much, dar harr he keen Nasicht, Ordnung muß sin, sä he, dat weer sin Art vun Religion, wovun he sunst ni vel hebbn schull. Darmit stift man keen Nutzen, darmit richt man Schadn an, wenn man dar wat mangeln leet. Dat stör alln Verkehr un runjeneer jedes Geschäft. Dar war he jedesmal warm bi un sä en Vers vun Claus Harms her, den he darto as utwennig lehrt harr, wat sunst ok ni sin Sak weer:

„Ohn' Ordnung kann kein Ding besteh'n,
Ohn' Ordnung würd' die Welt vergeh'n,
Hältst Ordnung Du, hält Ordnung Dich
Mit guten Geistern hinter sich."

Un, sett he hinto, nich umsunst nöm Claus Harms dat een ut dat gülden ABC.

Dat full den oln Dodenkassenmann swar bisse Zinsen mit sin gris linn Geldbütel tosam to lopen. Johanna wuß dat wul, un se dach derop, wo se ok en Schilling mit verdeen kunn, em dat mægli oder lichter to maken. Um so höfliger un verlegner weer se gegen den Sæhn. Dat seeg Detelf ni.

Dat gev awer domals vær en Mäden keen annern Weg wat to verdeen, as mit Nadel un Scheer. Detelf heel dat deswegen vær ganz in de Ordnung un gar ni as en Teken vun de Krankheit, wat warrn to wülln, dat Johanna darvun sprok, se muß Sniedern oder Höd maken lehrn. Um so weniger heel he dat darvær, wil se de Sak ganz koldblödig, ja mit Umsicht bedrev.

Een vun de Lehrers in de Heid harr en ganze Reeg vun lüttje Kinner un kum vær se dat Nödige um un an, un to biten un to breken. Do weer de Fru op den Infall kam, Höd un Blöm maken to lehrn un en lütten Handel mit dergliken Saken, mit Band, Tweern un Neihgeschirr antofangn. Dat lütt Geschäft blöh op, man sä dat broch mehr in

as de ganze Scholmeisterie vun den Mann, de Kinner warn ordentli utsehn, de Mann keem ut sin ewigen Hochtidssnipel, de Fru ging smuck. Dat gung bet to de Misgunst vun de annern Bandkramers in de Heid, de sik Koplüd nömt. Man harr de flitige arme Fru geern dat Geschäft stoppt un de Gærn wedder hungern un freern laten. Bi den Scholinspector gingn Klagen in: de Lehrer versüm sin Uennerricht, he keek bi de Religionsstunn ut Finster, wenn en Kunden to sin Fru værbipasseer, he rull in de Paus' Band op as en Ladendener, wat sik gar ni vær em schick, man verlang vun sin Lehrer dat he op Anstand heel; dar keem' Klagen in bi de Scholdeputatschon: dat Hus weer as Lehrerwahnung inricht, dat lee vun de vele Loperie bi de Fru, wer de Kosten dregen schull wenn't nie Dærn un Drüssel[1]) bruk? doch wul nich de Commün, dar danken se vær, se leden so al Schaden. Wenn man en Scholhus in de beste Lag' vær den Handel bu', so muß man darop holn, dat dar ni en Bæhnhas' Annerlüd de Nahrung varn Mund wegsnapp.

Nebenbi steek de Geschichte an. De Heider Commün heel er Lehrers knapp. Warum schulln nich ok de annern op den Gedanken kam, en lütt Nebengeschäft antofangn, dat wat inbroch, wenn en Colleg' dat lückt[2]) weer? So fung denn en annern en Handel mit Garnsämerien an, un kreeg wul mal in en hille Tid sin lütt Gærn in de Schol darbi, em Arfen uttosammeln un in Tuten to telln, wat tolet ok en Art Rekenexempel weer. Slimmer ging't al bi en Drütten, de sik en Leihbibliothek tosam koff un sik wul een vun de Ritterromans mit in Schol broch, wo he bi inne Hitten sik verhal un bi insleep.

So weer't nich to verwunnern, wenn süllst en Lüttenheider Kind op den Gedanken kam kunn, wat Aehnligs antofangn. To verwunnern weer blot, wa geschickt Johanna Oldenborg de Saken anfat un wa genau se æwer Allens wuß Bescheed to kriege.

Mit Detelf alleen sprok se daræwer, un in sin Ogen war se noch mehr en Wunnerkind as se al weer. Em kreeg se ok darto mit er in den Laden ant Markt to gan, wat em mehr geneer as de lütt Diern. Se probeer en paar Höd op, le sik een un anner Manschett um den Arm, heel sik Rosen vær den Spegel an't Haar, un sprok mit de Fru Lehrern sogar half in Spaß, wa se dit liden un dat hebbn much, blot dit schick sik nich, un dat weer to kostbar oder wat se sunst allns værbrach, Detelf stunn as en Bedeenter achter sin herschaftlige Dam in de Eck un seeg sik er verwandeln bald mit en Fedderhot, as to en Reis', bald mit en Blom as to en Ball un em düch, allns paß er un se harr man darmit los gan kunnt. As en echt Lüttenheider Kind, de æwert Markt bi Dag' nich anners as mit en beten Hartkloppen kamt, il se denn schüchtern um dat Himmelrik to recken un Lüd uten Ogen to kam, un noch schüchterner gung Detelf an er Sit, seeg hin un wedder an er umhöch, as much se sik noch opt Markt in een vun de Gestalten verwandeln, de se eben vær't Spegel so to seggn an- un uttrocken harr. Ja se weer en Wunner!

[1]) Drüssel, Thürschwelle. — [2]) lückt, geglückt.

Nebenbi harr se sik vun allns, wat se sehn wat markt, harr de lütt Fru utfragt awer allus wat se weten wull. He kenn er gar ni mehr. — Dat blev ni bi't Beachten un Betrachten. Dar funn sik noch schön ole Saken in dat lütt Hus an de Reeg vun Moder un Gosche ut beter Tiden her. Dar weern noch olmodsche „Hülln“ un „Snippen“, Höd un „Perköpp“ mit so vel Um- un Anhang, dat sik vun en geschickte Hand wul wat derut maken leet. Blöm und Band war fröher ni spart.

Dar seet se nu darbi, as er Mod weer, still un in Iwer, trenn' un wenn', bög' un fög', un kreeg jümmer wat torecht wat Detelf vær en Kunstwark heel; er paß frilig allns. Se kunn man mal mit en Kamm æwern Kopp fahrn, so much se sik en Papiertut derop setten, so weer't en Staat.

Johanna harr en ol Verwandte, se hink un weer doof, weer awer en echte Neiersche un harr vel ok vær de eersten Herschaften inn Ort to don. Mit de harr se spraken, bi er wull se regleer dat Sniedern lehrn. Se kunn jede Wek enige Nambags, wenn de Ol sin Hauptsammlung harr, bet to Abend vun't Hus wen. Dat weer nog, harr de seggt, wenn se sik de æwrige Tid to Hus na öv. De ol Cousine, Tante Wieschen, wahn awer op de Westerstrat an annern Enn vun de Heid, un so muß Detelf dat Amt æwernehm er dar, wenn't lat war, abends oftohaln un to Hus to bringn. Wer schull't anners don, as de Kunstflicker, oder Paul Brenner, as de Tauer sä. De war't geern æwernehm, dat weer en Kenner, plegg he to seggn.

So stakel Detelf nu denn jede Wek en paar Mal na de Westerenn hinut, lur dar bi de ol Tante Wieschen bet Johanna sik to recht makt harr un broch er denn na de Lütt Reeg to Hus. Se gungn entweder rund um langs den Jümfernstieg oder dweer dær æwer't Markt, wo man sik abends nich geneer. Man drop allerwegens Lüd de spazeeren, jede junge Mann muß wenigstens eenmal abends in de grot Linnallee umt Markt gan, sunst weer't em as lev he nich un harr wat versümt. Dar drop man sik, dar bestell man sik hin, dar mak man sin Afred æwer'n Sünndagsutgang un desliken. Dar keem' ok vun de jungn Lüd vun baden so gut as Handwarkers un lütt Lüd Kinner. Toletz weern't je ok oll Bekannte, harrn irgend en mal op en Scholbank tosam seten, un hier „inne Allee“, as man sä, heel sik de Bekanntschaft am längsten, wenn man ok nich mehr tosam een Weerthschop besöch.

Dat bruk also Detelf nich optofalln, dat Paul Brenner dar em un Jozanna gewöhnli begegen, wenn se vun Tante Wieschen keem, un mit se den Weg dært Himmelrik to Hus ging, achterum weer't em æwer sin Hofstell kum en Umweg. Ehr harr em't opfallen kunnt, dat he se ok op den Jümfernstieg drop, wenn se den Weg um de Heid to Hus maken. Denn muß he't doch op se affehn, al værher in de Westerstrat op se lurt un en Richtweg dær en Twiet inslagen hebbn, um se

---

Hülln, Snippen, Perköpp, altmodische Kopfbedeckungen.

glikgülti in de Möt[1]) to kam un mit se umtokehru. As Johanna awer nich dervun sprok, sä Detelf ok nix derwer. Se de jümmer as weer't so, as Paul Brenner dat sä: en netten Tofall, dat se sik dropen un tosam to Hus gau kunn, he wull jüs ok jümmer eben umkehrn. Doch war se em jedesmal al vœrher wis, fat Detelf ann Arm un sä: Dar 's Paul Brenner!

Se sprüken onnerwegens ok meistens vun't Theater; Detelf harr der to don hatt un Paul Brenner keem darher. He harr toletz de ol Schün hergeben un keem un ging, wann he wull. He verstunn dat awer ganz anners as Detelf sin Wör to maken. He ging der ni schonsam mit um as de Kunstflicker oder man en gewöhnligen Heider. Man hör em dat an, dat he mehr sehn un belevt harr. Aewer dat Komedienhus mit dat Habbarnest lach he sülbn; wenn't man ni mal opflog bi de Gelegenheit, sä he spöttsch as weer't em recht, wenn Onkel Magot so vel Beleuchtung mak. Nich mal de Hauptdam keem gut weg, un wenn he vun Herr Linker vertell, de dat r ok vœr dägli utsprok as war dat op en Trummel wirbelt un ut den hogen Ton ni rut keem, ok wenn he vertell wa dür em sin Barbeer war un de Wäscherin noch vel dürer: denn broch he ok Johanna mit int Lachen. Am leefsten vertell he vun den oln Director H. sülbn, de vun't Spill gar nix verstuun, jümmer de Ogen op de Saken harr, dat nix verrungeneert war, sin egen paar Wör vergeet, wenn he mal mit spel, wenn de Held mit sin Sawel in de Footbek oder de Papierwand stek, de Winbuttel wegdrog, wenn't Drinken int Stück jichens to Enn weer, un oft dat ganze in Unordnung un dat Theater int Lachen broch.

Dat weer recht as en Bild vun dat Elend, wovun Onkel Magot to snacken plegg, den he ok namak, un vertell. Doch im Grunn war de eerst elend warrn, wenn he mal keen Theater mehr optorichten un keen Lampen mehr to rüken harr. He verwarn jeden jungn Minschen vœr dit bedregerische Lampenlicht, vœr dit gründlige Elend. Un he weer as de Böse de en Seel haln schull, wenn he mal recht Een funn, wo he en Helden oder en Prinzessin in seeg, un sin Ogenbrun gingn em as en Mœlnschott op un dal, wenn de Director wedder en nie smucke junge Person kapert harr.

Paul frag Johanna, ob se mal int Theater west weer? Ob se nich mal hin wull? He kunn er to jeder Tid en Platz verschaffen, se schull't man seggn. Johanna dank. Vellicht to't Permarkt enmal. Se wuß noch nich. —

„Ik will nix vun em hebbn!" sä Johanna, as se alleen weern, mit an Iwer, as harr de junge Brenner er wat to weddern dan, wat er bet ant Hart gung. „Lat em man gan!" sä se, mit en Ton in er Stimm, as kak er dat deep in en kranke Boß. „Kumm, lat uns noch mal um de Kul gan!" sä se, as war se sticken, wenn se int enge Hus keem, un mit Gewalt un Kraft fat se Detelf ünnern Arm. „Lat em man, lat se man!

[1]) in de Möt, entgegen.

Ik will nix vun de Lüd hebbn. Ik will ehr mit min Nadel arbeiden, dat mi dat Blot ut de Fingern un de Ogen löppt. Wi hört der ni to — un se drück Detelf mit en starke Hand — dat weet se un dat weet wi. Dat is nog dat min ol Vatter sik wegen de paar Daler Zinsen bucken mutt. Kunn ik dat Kaptal afarbeiden, ik war Nacht un Dag sitten."

Dat hölp wenig dat Detelf er tröst. He kunn blot still tohörn, bet se sik utraf'. Se harr en Haß, schin dat, op de Brenner, de junge tomal, de em ganz unbegripli weer. He harr sin Dag nix dervun markt, em düch sogar Johanna weer fründlig un artig gegen Paul so oft se tosam drapen weern. In sin Unschuld fung he deshalb an em to læben, sä, he weer de Beste mank den ganzen Tropp „der baden", harr sik doch umsehn in de Welt un wat lehrt, weer höflig un nett, en smucken jungn Mann! Un muß wul, na sin Meenung, dat Richtige drapen hebbn. Denn Johanna war still, wisch sik dat Gesicht af oder Thran ut de Ogen un leet em snacken, indem se mehrmals op den Stieg um den Lüttenheid gingn. He meen dat keem toletz all vun dat Theater, un sä, he wull er mal bi en recht schön Stück an Platz sekern. Dat neem se wedder mit son Hast un Iwer an, dat he seeg he harr Recht. Awer em full darbi Onkel Magot mit sin Lampenlicht in, un um er nich de Gefahr ut to setten, ok an den sin Remedi: man eerst mal glik derachter kiken, un so frag he er denn, ob se nich vœrher en Dag mal sik de Anstalten besehn wull, he kunn er jeden Dag hin bringn. Dat gev se ok to mit Hast un sä em endli bi er Dœr Gunnacht un Dank, indem se lisen rintre un noch mal fründli torügg gröt.

Onkel Magot harr gar nix dargegen, as Detelf em al den annern Dag frag, ob he nich en lütt Diern vun de Nawerschop mal dat Theater wisen kunn. Se harrn den Dag vel to don un intorichten hatt, dar schull en Stück geben warrn mit twee Königinnen vun England, dar weern vel Proben to holn un vel um redt warn. Onkel Magot weer möd dervun, he harr ganz sin bedrövt Schur, huck lütt op de Bank op de Hofstell un vertehr mit sin verdreetlichsten Mund een Wurstbotterbrot na't annern, wobi de Beerbuttel nich vergeten war. He scholl op dat Elend, ja wat vœrn Elend! Dat weer nich ut to reden! Dat weer nich ut to denken. Glanz buten, Armoth binn! Königs op de Bred, Betlers op de Steenbrügg[1])! Weniger as Betlers! Lumpen! Weniger as Lumpen! Gesindel! Un darbi drunk he sin Rest un smeet den lerrigen Buttel, as weer he opt Theater un stell recht wat vœr, mit Verachtung anne Sit.

Detelf leep gau de lütt Reeg lank un hal Johanna, de glik redi weer un ahn wider Umstänn mit em gung. He wis' er eerst de Sitzplätz un vertell er wo de Landvagt, wo de Fru Pennmeistern un anner Herschaften to sitten plegten, wo de Fleckensmusicus Herr Schulz mit sin Lüd seet, un dergliken, un gung denn mit er opt Theater, wo al en

[1]) Steenbrügg, Pflaster, Straße.

Deel vun de Coulissen to das Stück torecht stunn, se stelln en Gefängnis vær. Johanna beseeg sik dat mit grote Ogen un leet sik vun Detelf vertelln wo hier de Königin Maria stunn un vun er ol Mäden un er Fruen Affscheed neem, achter muß man sik den Richtplatz denken. Dat weer trurig, awer man muß sik denken dat't blot en Kemedie weer, tröst he Johanna, de dat mit en ganz egen Gesicht anhör.

He harr meent dat se ganz alleen weern. Awer Onkel Magot much achter bi de Antrag to don hatt hebbn. He keem oppen Mal iwrig as bi en Værstellung vun achtern ton Værschin, flink oppe Been, as he denn to wesen plegg, un reep: „En Ogenblick, en Ogenblick töben, en Ogenblick still stan." Un denn verswunn he int halwe Düster achter en Gardin, un denn keem he eben so geschäfti wedder mit wat æwern Arm heran, fat Johanna anne Hand, stell er in de Merrt vun den Platz, smeet er en swart Aewertog æwer, wat se mit en beten Verlegenheit afleggn wull, awer he sä: en beten still holn! as en Doctor to en Kranken, wat se de, hung en witten Pelzmantel derop, sett er en Goldpapier op den Kopp, heel er den Arm inne Höch un sä: So, so! en beten so! tre to Sit, as beseeg he en Bild un reep mit Begisterung: Die geborne Heldin! Die geborne Königin!

Johanna blev verschamt stan, as wuß se de Saken ni los to warrn, de se geern affschüttelt harr. Dat Blot schot er in de bleken Backen, se mak enige Bewegungen as half in Noth un half verzaubert. Awer Onkel Magot reep er denn to: Noch en Ogenblick! den Kopp en beten inne Höch! So! so! Un jümmer wedder, indem he as en dull Ding um er herumsprung, er de Arm bög, wedder an de Sit leep un er beseeg: de wahrrastige Königin!

So keem se ok Detelf vær. Dat helle Haar hung er as Goldfadens æwer den witten Pelz, dat weer half düster in de ol Schün, dat beten Licht full er jüs æwern Kopp hindal, de Ogen lüchten düster dargegen an, un as se endli half in Arger, half in Angst mit en Schritt un en Griff de Kron vun't Haar un de Mantel vun de Schuller neem, harr he ok as Onkel Magot in de Hann klattschen mucht.

„In welchem Meere ist diese Perle gewachsen! Welche neidische Muschel hat sie der staunenden Welt verborgen!" reep Onkel Magot, as stunn he opt Theater, as Johanna verschüchtert und verschamt de Saken to Sit leggt harr un rasch dervun gan weer.

„Wer is Se? wa heet Se? Wo is Se her?" frog he in sin natürligen Ton Detelf; un de Ogenbrun gingen mit de Quastenmütz bi jede Frag op un dal in een Verwunnern.

„Hier vun de Nawerschop?" reep he, as Detelf endli so vel Platz mank sin Fragen rut funn harr, um em Antwort to geben — „un nich vun uns entdeckt? Wunderbar! sunderbar!" reep he un handslag' as kunn he't gar ni begriepen.

„Wenn de spreken kunn, as se sik bewegen kann", sä he, un he mak er königlige Maneern na, „wenn de den Mund bruken kann as er prachtvullen Gliedmaßen" un he teek mit de flacke Hand æwer Schullern, Bost

un Arms — „denn — ja, denn kann se na Wien gan, opt Königstädtsche as Prima Donna optreden, un fördern wat se will. — Nich to betaln!" snak he bi sik sülbn, trock sik an un ging dervun, ahn sik um Detelf to kümmern, — „nich to begriepen!" Un Detelf seeg noch de Quast sik in Erstaunen bewegen, as Onkel Magot al langs de Hofstell værut na'n Markt to ut't Dor bög.

Johanna weer weder vertörnt noch verstört, as Detelf achterna keem, se sä dat weer je'n wunnerlig malln oln Minschen de dar Magot, un lach æwer de Geschichte as en bloten Spaß. Awer Lust harr se op enmal dat Stück mit de beiden Königinnen to sehn un leet sik geern vun Detelf darto de Gelegenheit maken; se frag nich mal, ob em dat Billett Geld kost.

---

So seet nu Johanna mennig Abend un hör de Komedi to, eben so geruhi as se bi Tante Wieschen oder to Hus bi't Neihtüg seet. Detelf ganz recht, em wunner blot dat se ni lewer ging wenn't wat to lachen gev as to ween' eernsthafti weer se so al mehr as genog.

---

Een vun Detelf sin Geschäften int Jahr, wo he ok as Vertrunsmann unentbehrlich weer, fast noch dat angenehmste un wichtigste vun allen un dat eben so in den Jahrslop wedder kehr as in Fröhjahr dat Garneern un Planten, dat weer en Geschäft nich inne Heid, sunnern in en lütt Dörp en Stunn wegs af. Dat Dörp heet Bennwold. Dörp kunn dat egentlich kum heten, denn dar wahn' man veer Burn, awer de Nam Bennwold weer desto mehr paßlich, denn de veer groten Burhæv mit er Schüns un Heudiemen leegen merrn int Holt. Man kunn sik denken, as uns Lüd de na Amerika ut wannert sünd, wul beschrivt: dat sik veer bekannte oder verwandte Familjen eenig warn weern un, mit de Ex inne Hand sik den Platz afrümt harrn, wo se denn er Gebüden opstelln. So seeg't ut. Much ok in fröhern Tiden wul würklich so west hebbn. Denn de Hamm, dat grote Holt wat de ganze open Grenz vun Ditmarschen bedeck un beschütz, ging hier dweer æwer vun Meldorp na Tellingsted to.

Wo man dat Holt, de Hamm, na un na an den Som dal leggt un utrodt harr, um Kornland to gewinn', dar wis't ok noch de Dörpsnams darop hin, as Oesterrade, Westerrade, Ollerrade un annere mehr.

Bennwold harr domals noch ni vel mehr ut de ole Hamm afrümt as vær de Gebüden un en beten Garnland nödig weer. Dat leeg as versteken un vun alln Kanten to Schul achter de groten Böken. Op de Landstrat, de na Tellingsted daran verbi föhr, seeg man vun't Dörp nix as den Rok de æwer de Böm in de Höch steeg un en grote Dann, de höger as Eek un Bök æwer de Köpp weg keek, as annerwärts de Karktorn, un daran wisen de Oln, wenn man værbifahr mit de Pitsch den Platz un sän: dar liggt Bennwold, de grot Dann steit op Ted Feil sin Hofstell.

En wunnerschön Platz, vertell son Ol wul wider, de wahnt as achtern Tun, keen Wind kumt se an. De lütt Redderweg hier vun den Barsbek links af, un denn noch eben son lütt Twiet na Süderholm to sünd de eenzigen Dorweg de se nödig hebbt un de der hin föhrt. Se künnt se sogar mit en Heck affluten un sitt denn op ern Rum ganz alleen. Korn un Wischenland liggt hier all buten na Tellingsted un Norwold to. Ja, dat sind Geestburn! As de Fürsten. Kann nich mal en Marschbur ut Eidersted gegen.

So weer't un weer't lang' west. Un as keen ordentlich Marschbur en Stück Land vun sin Hof war los slagen vær noch so vel Geld, oder en old Grasung umbreken um Korn oder Runkelröben darop to buden, ok wenn se em duppelt und dreeduppelt inbrochten, so wenig heel en Bennwolder dat vær mæglich, oder he harr Schimp un Schann op sik laden, wenn der Platz vær en Föfden makt oder en Lappen vun't Holt rund herum weer dal leggt warn.

Hier in dit Geestburnnest bi Ted Feil mit de grote Dann in sin groten Appelhof achter de grot Schün weer Detelf Ramm in de Aarntid de Vertrunsmann, as inn Harst in de Bottertid bi Bäcker Tiz, inn Winter bi de Brenner un inn Fröhjahr bi all wat „Baden" en Gaarn harr. He paß en beten op Peer un Wag', op Minsch un Veh, seeg mal mit na de Klock, de in Bennwold in de Tid ümmer en anderthalf Stunn værut ging, wenn man jüs de vun den Heider Thorn ni hör, paß op Knecht un Diern, dat to rechter Tid molken war un Lüd to eten kregen, de wul mal en Twischenfohr mit wenn't recht hilt weer oder hö Kinner un Küken uten Weg, wenn't hitzig war bi de Arbeit.

Man harr em wul Inspector nöm kunnt, as de Tauer em ok würklich nöm, wenn he Sünnabends op Ted Feil sin Wagen afhalt war, dat beste Tüg an un dat däglige in en lütt Bündel op de Kneen. Dat weer sin wichtigste un glücklichste Tid int Jahr rund, un he gung ok dit Jahr un verleet de Kunstflickerie un Onkel Magot, obglik dat Theater noch dur bet ok inne Marsch de Aarn anfung, de jümmer en paar Weken later kumt as op de Geest.

Dat weer dit Jahr en besunner Jahr vær de Bur. Korn weer der wussen mannshoch un tunsdick[1]). In keem dat knakenbrög, un dat ging lusti un hoch her in Bennwold un op Tedohm Feil sin Hofstell. Detelf harr sin Pläseer mit daran, denn dat gung as smeert; mött un bött en beten na, heg un pleg Per un Knecht. He keem nich to en Twischenföhr opt Feld, so broch he de Taschen vull Appeln mit de der Tünnwis' opt Gras inn Appelhof legen, un wenn de Arbeit abends bet in de Schummern durt harr, so hölp he noch geern dat de Lüd fri warn to en lusti Snacken oder Danz.

Dat weer en Tid de so hitt as se hilt[2]) weer. Jeden Dag ging de Sünn glönig œwer de Böken to Osten Bennwold op un abends gegen de Heid to ünner. In solke Tid pleggt wul vun de Heiders mal en

[1]) tunsdick, dick wie ein Zaun. — [2]) hilt, eilig.

Tropp Sünndags to Holt to fahrn. Ward sik enig en half Dutz Wagens, nehmt Eten un Drinken mit, Tauwark un Bred to Schaukel un Sitz, un sökt sik denn en Platz achter Holm, bi Hasted, oder wo Sinn un Lust se jüs hinföhrt. Gewöhnlich hebbt Een oder en Paar dat Commando un vœrher al Platz un Gelegenheit utsöcht.

Nich selten weer't dat se de Tour en beten wider utstrecken un bet int dichte Holt vun de Bennwölder Burn keem'. Dar weer't herlich. Fröh int Jahr stunn dat vull vun Eerdbeern un Blöm, später gevt Brummbeern oder Nœt, je na de Jahrstid, Schatten jümmer, Platz to sitten, to dammeln, to danzen, Water inn Barsbek to kaken un maken, wenn ok frilich selten noch en Bars to fangn. Awer man kunn wenigstens mit en Angelschecht ant Oewer sitten, un vellicht seeten so mitünner Twee vœr sik alleen inn deepen Versteck as to Hus inne Heid in en Löw nich to finn weer. Jedenfalls keem mal en Jeder ut Stuff un Dunst, ut Larm un Geschäft ute Heid herut un erquick sik ünner de köligen hogen Böken gegen de Hitten un de Sünn de hier nich dal drungen.

Dit Jahr weer't recht en Summer vœr en Tour to Holt, un dat heet ok inne Aarn en Sünndag: dar keem en groten Tropp Heiders op Wagens na't Bennwoler Holt, harrn al vœrher den Platz utsöcht un eben makt, denn dar schull danzt un spelt warrn, Raubänk anleggt, Buschwark herum fast makt as weer't en Saal, un morgens inne Köhln weer al en Fohr vull Bred un Deken, Geschirr un Buttels ankam, dat war en mächtigen Halloh warrn. Jnngs uten Dörp harrn dat al glik utforscht un vertelln int Dörp darvun: de Winbuttels stunn reegwis' inn Barsbek um se köli to holn, oppe Dreeföt stunn de Theeketels mit Water torecht, dar schull blot noch ünner bött warrn, Deken legen op de Rausteden, dat seeg ut as en Theater, schull ok gewis Kemedie spelt warrn, dar weer en ol lütt Kerl mit kam mit en paar Arbeitslüd, de hanteern dar herum, he sprung vœr dull, en verdöwelten Kerl mit en hoge Mütz mit en Tut, seeg ut as en Ap.

So vertelln se, un all wat junk weer int Dörp hör mit Lüsten to, un wat old doch wenigstens mit Nieschier, denn Alle dachten den Aarndag wenigstens fröh Fierabend un en Oog vull oder gar en Mund vull aftokriegen. De Buern seegen't sülbn geern un warn wul to bedt, denn se hör je de Platz.

Dat weer en hitten Sünndag, ut der Maten hitt. Dat Gras sprockel[1]) ünner de Sünn, dat Sand knirsch ünner de Wagenrœd. Wat nu inkeem an Korn, dat weer redi sünnbradt, en Bur kunn weder Minsch noch Veh noch den Sünndag schon', ok de Bennwöler nich.

Muchen de Perjungs mal dœr de Knicken int Holt kiken, wenn se mit een Föhr na't anner de Redderweg lank jagen un de Ohrn spitzen na en Ton: wenn de Heiders würklich dar weern mit er Freud un er Musik, so weern se alleen un nix dervun af to kriegen, nich mal en Geruch, denn de Luft weer still as bra' se sulbn.

[1]) sprockeln, dörren.

Doch so schull't ni bliben. Dat Wedder stunn inn Sticken. Wer't kenn harr al sehn kunnt, dat sik de Prükenköpp hin und wedder æwer de Böken wisen, un ann Namiddag stegen se herop as en blaue Wand un dat Drœhn vun Meldorp vun't Süden her leet na un na as Dunnern.

„Bömt fast", heet dat bald op Ted Feil sin Kornkoppel, vœr hüt dat letzte Slepen! Op de lerrigen Wagens de vunt Hus keem hüngn un setten sik de swetigen Arbeider mit er Reitschop, un as man de Schün reck, do fulln al sware Regenbrapens hin un wedder int Spor un teken en Placken, wo se hinfulln.

Tedohm weer't tofreden. „Is genog, Detelf", seggt he, „den Rest kriegt wi wul, dat gifft noch en Stück Sünndag vœr de Lüd, lat se en beten to drinken un eten kriegen", un darbi seeg he sik vun de grot Schünbœr ut æwern Rum, ob allns lebennig ant Hus weer, denn dat Wedder drau hart to warrn, in de grot Dann suf' al baben de Wind un de Dunner gung as ahn ophörn.

Do seeg he langs de Fotstieg ut' Holt en Reeg Lüd kam, een bi een, as de Gös' oppen Butendik, awer vergnögt, int Snacken, as de Aanten wenn se ut laten ward, æwer't Stegelsch hüppen un springn, as de Schap æwern Wagendiestel, de se inn Weg steit. Vœran en flinken Mann mit en grote Quastenmütz op, en hochrode Perdek as en Mantel um de Schuller un en Winbuttel in de Hand.

Achter em mehr as en twintig Mann Herren un Damen, de meisten ok mit wat behungn oder bepackt, lik op Ted Feil sin grot Schün to, as hörn se dar hinin.

„Wahrhaftig!" harr glik Tedohm ropen, as he se kam' seeg, „de Heiders! Nu gift ok noch en lustigen Abend, Detelf, dat's en lusti Volk, de kamt wul to uns, lat se man int Hus intreden!"

Awer Onkel Magot gung op Detelf los, as weer't op de Brenner sin Hoffsted', un reep: „Die Komödie beginnt, wir werden gleich anfangen, ich hoffe, es ist Alles bereit, Herr Regisseur, schmieren Sie noch einmal die Maschinerie!"

Darbi weer he al op de grot Del intreden, harr Detelf den Winbuttel hinreckt, vun sin Schullern de Dek, vun sin blanken Kopp de Mütz nahm' un leet de Ogenbrun so fürchterli op un dal gan, dat dat Gelächter al glik inn Gang weer.

He schin dat awer ganz eernsthaft to meen, denn he seeg ut de Dœr in de Wulken, de mit Gewalt herop trocken un sä: „Welch ein Schauspiel!" As't ok weer, denn de Blitz æwerlücht dat Holt, dat al todüster, un de Dunner rull achterna as warn Kanon' schaten. Darbi keem de Rest vun de Gesellschaft iliger eenzeln æwer dat Steg, un Detelf seeg bi'n hellen Blitz mit Verwunnern, wa Johanna Oldenborg gerad æwer't Stegelsch springn un Jemand er Hand recken de — nüms Anners as Paul Brenner. Se iln ok tosam op de Schün to, Bäcker Tiz sin dicke Dochder pust hitt un wild achter se an. Enige Oellerhafte folgen noch, un Alle weern al ünner Dack un Fack, as dat Unwedder richti los brok. Bet op Magot luter Heiders, un de Meisten mit Ted

Feil bekannt, den man nu eerst recht wis war un begröten de, ok Magot mit en drullige Reverenz, de he vellicht ganz in Eernst mak.

Tedohm nödig se All int Hus: „Platz nog inn Pesel, Kinners, kamt man in bet dat æwer tuck, denn wüllt wi wider sehn, dat ward ni alle Welt geben."

Un so keem't denn. Lebensmittel harrn se mit, sunst — sä Ted Feil — dar weer ok noch keen Mangel, vær de lütt Dierns frische Melk, de keem eben vun de Köh, vær de Herrn de Win, seeg he je, weer noch in Aewerfloth, kunn mit Glæs deent warrn. Un de ol dick breetschullerige Geestbur sprung rum as en dull Ding, um Platz ton Sitten to schaffen, bet sin Frunslüd to Hölp keem', de sik nich in Hembsmaun un Aarnantog muchen sehn laten.

Vel Hölp weer vær son Gesellschaft ni nödig. As dar Jeder de ni stan much en Sitz harr, keem de Körf un de Flaschen apen, harrn de lütt Frunslüd ant Utdeeln un de jungn Lüd ant Inschenken to don. Dar war lusti drunken un eten un Wedder un Unrust vergeten. Dat gev en Gekakel as mank en Stall vull Höhner, Gelächter as mank en Tropp Kukuks opt Heidmoor.

Un as man mit de Nahrung enigermaten opt Enn weer, schin't mit't Wedder eben so to gan, man harr noch wedder to Holt trecken kunnt, weer't nich to natt west. An to Hus dacht noch keen Minsch, obglik de Wagens nakam' weern un torecht stunn. Man weer nu eerst recht lusti, mehr noch as wenn't all glatt aflopen, menni vun de jungn Maten sogar so lusti, dat't ann Aewermoth greuz un de Bedächtigen nadachten, wa man se bändigen un hindern schull, dat se ni vergeten, in wen sin Hus se den Larm maken, un dat man hier nich vær sin Geld etwa oppen Disch haun kunn.

Dar weer Onkel Magot de Mann. „Dichtung und Wahrheit", seggt he to Detelf, den he sik mank den unruhigen Tropp herutsöch un de ni recht wuß, wat he darmit recht seggn wul: „Wahrheit und Dichtung, min lütt Detelf, so is't doch noch wat ohne Lampenlicht, min lütt Jung", seggt he un seeg umhöch, as weer em wat andan; „nimm man en paar Proppens mit, dat is allens, Material wie Edelmetall, nur etwas Schatten, etwas Schatten!" So reep he, un dat weer as harr he en Tropp cumdeert, marscheer værut, seeg sik um as en Tamburmajor, de den Tact angifft, denn he beweg' en lerrigen Winbuttel eernsthafti æwern Kopp. Un op un dal gingn de Ogenbrun un de Quastenmütz, un rut ampel de Tog as war he trocken na de grot Del to.

Dar weer allens glik to en Spill in Ordnung, Stöhl warn der mit nahm un de Oln mussen sik setten.

De Jungn harr he glik in twee Partien verdeelt. Jedermann dach wat der wul los gan schull. De he in Bewegung broch, warn iwrig, de anner Partie nieschierig un gedüllig, wenn he se toreep: „Töf man, dat kumt sik, un de Reeg kumt ok an Jüm!"

De Sak weer eenfach, awer mank de Welt domals wat Nies. Se

schulln en Räthsel opföhrn. Dree Silben heet dat, dree Acten, romantisches Schauspiel mit Tanz. Thorwaldsen heet dat Ding, wat de eerst to weten kreegen, de't maken schulln. De Annern schulln't raden. Mennig Een wuß twars nix vun den Mann, Een un Anner harr awer doch wul al Kopenhagen besöcht. Jedenfalls leet sik't licht dütli maken dat Thor en olen Donnergott varstell, de se noch eben ut' Holt verdreben harr.

Paul Brenner muß em darstelln. Kreeg en witte Perdek um, Streken int Gesicht mit een vun Detelf sin Proppens de man anbrenn, en Bart, en Dunnerkiel, un wat der to hör. De lütt Dams leegen as en „Gruppe" herum. Dat weer allens wunnerschön, as man dat Saatlinn, wat ann Balken asVærhang hung wegtrok. Magot mak en oln Zwerg Niß Puk de Unnereerdsche, wo Paul Brenner sin Kil op richten de. Paul seeg herli ut!

Denn keem dat Walzen mit Emanuel sin Spill op de Harmonika, wat Alle nett anstunn.

As de drütte Act keem, wo Thorwaldsen en Göttin ut Marmor hau, muß Johanna op en Disch un Paul Brenner weer de Bildhauer. Dat de ni nödi er mit Mehl to bestreun, se weer so al witt nog. En Laken hung um er, wat na un na hindal falln schull. De Toschauer kunn er Verwunnern nich holn, dat war wunnerlich still un lut op de grot Del, as de Værhang wegtrocken war un Paul stunn op en Stohl to Sit mit Hamer un Betel. Wunnerschön! klung dat vun menni Lippen, as keem dat ute Bost herut. Un as dat Saatlaken wedder vortrocken war, do klattschen se in de Hann un repen Hurrah, as weer't op't Theater west.

So wat harr man noch nicht belevt! So wat harr man nich bedacht, nich vær mægli holn, weer ja keen Minschenkind infulln, un dat man dat sülbn maken un værstelln kunn, un noch schön darto! Dat Paar weer je rein as darto utsöcht, paß awer ok tosam as hör't tosam! Ne, wer harr dat dacht, de stille Johanna Oldenborg! As man't in Gypsfigurn süht! Un wa se stunn un sik heel: man keem noch um er herum sik to versekern, dat se't sülbn weer, un dat Verwunnern æwer er gung blot æwer in de Freud um dat schöne Fest un dat schöne Spill. Dat Raden keem noch darto, wat't værstell, wobi de sik wisen kunn' de mehr Verstand as Geschicklichkeit, vellicht an betern Kopp harrn as Johanna, wenn he ok nich so witt utseeg.

Natürli keem nu an de anner Partie de Reeg, un dat gev vær de kloken Köpp to bedenken, wat værn Wort man nehm', un vor de smucken wat se darin værstelln muchen. Gewis, Onkel Magot muß hölpen, un dat Lof full nu eerst recht dick op em, as Plumm op de Mann de vær de Annern den Bom schüttelt. Jeder lütt Dam probeer sik glik en beten en Rull mit allerlei Umhäng' an un wis' sik em mit er fründlichste Gesicht, un he weer recht as in sin Fett, fiechel[1]) un brü[2]) se torecht. Bäcker Tiz

[1]) fiecheln, schmeicheln. — [2]) brüden, necken.

sin dicke Dochder weer em en ol Bekaunte. Se harr banni Lust recht wat vartostelln. Wenn se't ok ni sä: dat seeg man er hitt Gesicht an, dat se dat mit Wen opnehm wull, se, de rike Tiz sin Dochder, de gewis mal den jungn Brenner heirathen de. Onkel Magot sä dat ok ni, awer he hölp er un re wichti darbi, man schull't wedderum ni seggn, ob't Eernst oder Spaß weer.

„En Venus", reep he mit de Ogenbrun um höch, „wenn wi man eerst sunst recht enig fünd, en Venus, min lütt Mamsel Tizen, töben Se man, oder sunst so wat recht as ut Deeg wültert", un he dreih er dabi twischen de Hann as rull he er, dat se lachen muß, ob se glik fast mehr in Ärger schin, un wer't wuß de lach duppelt, denn Bäcker Tiz plegg er süllst to læben mit de Wör: „En Diern, min Mike, as ut Deeg wültert!" — „Blot en beten to vel Tobaten", sett de Tauer hinto.

Während dit op de een Sit vun den Værhang passeer — denn dat Saatlaken weer wedder twischen de beiden Partien vun de Gesellschaft værtrocken — harr op de anner Sit Johanna sik Haar un Antog wedder in Ordnung brocht un ern Umslagdok fast umbunn: se weer so hitt, klag' se, un muß sik an beten in Acht nehm'. Heemli harr se awer al Detelf vœrher en Wink geben un en Wort to pisselt: He much op er töben bi de grot Dann.

Dar stunn he un lur. Wat se wul vær harr, hier em rut to bestelln? He harr't so wenig funn as binn dat Räthsel. Ob se sik krank föhl? Se harr so hitt utsehn. He kenn er, denn war se bleek as Annerlüd roth ward. Dodenbleck weer se west, witt as dat Laken, wat he er umhölpen. Wat se wul hebbn much? He kunn't um so weniger begriepen, da se ruhig un swiegsam west weer as jümmer. Harr ok gar keen Umstänn makt mit Mallheit un Reseggn, as stunn se alldag so, hoch vær Lüden, as de Figur mit de Wagschaal baben in de Gerichtsstuv oppe Landvægdi, nich weniger eernsthaft, eben so gedülli, un schöner darto, würkli.

So dach he un weer in Gedanken noch op de Grotdel, wo he na er um höch kiek mit meist datsülwige Gefœhl as oppen Gerichtssaal na de Figur mit de Wagschaal — as Johanna mit grote Schritt dær den Appelhof op de Dann un em to keem, dicht inbündelt un Hot op.

„Gottlof", sä se, un fat em ann Arm, as muß se sik holn, „büst Du dar, Detelf? Bring mi na Hus, ik heff Angst vær em!"

Detelf meen natürli vær Magot, den lütten Zwerg, de mit hölpen harr, de letzten Foln an er torecht to leggn un keen Oog vun er wendt harr. Awer se töv nich mal sin Antwort af, sunnern trock em foorts ann Arm bet se inn Weg na de Heid ut't Dörp un twischen de Höltung weern. Do eerst keem he to Sprak.

Dat fung al an to schummern, bemark he er, dat war ganz düster warrn, ehr se uten Wold bet Süderholm keem'. Dat weer fast en Mil bet na de Heid, dat weer fuchdi anne Föt, dat weer ni seker, dat dat Unwedder ni torügg keem, dat war æwer er Kräften gan, dat kunn er de Gesundheit kosten, wenn't wedder Regen geo, de Wagens fahrn den

bredern Tellingsteder Weg un warn se nich inhaln as bet de Schanz, se schull doch töwt un sik en Platz utsöcht hebbn. Darbi söch he er jümmer ünnern Arm to'n Stillstand un Umkehrn to bringn. Awer se leet em nich un gung ahn en Wort wider. Da sä he tolet, he harr nich mal en Hot op. Doch dat de nix, sä se, as se en Ogenblick stopp, un mit de eenzigen Wör, de se bether spraken harr, sik den Hot afnehm un em Detelf opsetten wull: Se bruk keen, er weer dat Haar genog.

Ne, sä he, darum nich, dat weer ni nödi, awer wat man vun em denken war, wenn he awer Nacht nich to Hus keem?

Vun Di nix Slechts weer er Antwort, un se stür wedder varwarts, un vun mi is't glikgülti, wenn ik man vun em fort kam, denn ik heff mehr as Angst var em.

Do seeg Detelf in, dat der nix gegen er to maken weer, un he ging mit de Gedanken mit er wider: denn muß se ern Willn hebbn. He wull sin Leefling awer doch wenigstens ute Angst lösen, de as en Alp op er leeg, dat hör he ern Athen an, un vertell er denn witlöfti, wat vern oln guden Kerl Onkel Magot in sin Hart weer, wenn he ok utsehn kunn as ton Bangmaken, un wenn he ok as en Uunereerdschen würkli ton Bangmaker weft weer. He de keen Minschen wat un meen't vun Harten gut mit Alle. Blot he harr nu eenmal so'n wunnerli Gesicht un trock so gefährli mit de Ogenbrun. Sin Sinn weer as en Kind, he weer mehr trurig as bösartig, man oft to trurig, dat weer em to günn, wenn he mal vergnögt weer.

So re Detelf mit alle Macht un vele Wör, un sett jümmer wedder an, as sin arm Johanna noch jümmer nich geruhig leet, bet se em am Enn' den Arm heel un de Hand drück, dat he still stan un swiegen muß, un mit en Ton sä, as brok er dat Hart sülbn herut:

„Och, Detelf, mutt ik Di't denn ok noch mit dütlige Wör seggn? Hest Du't ni wenigstens ahnt un föhlt? Mein Gott denn noch mal: nich var Magot — var Paul heff ik Angst — ik fürcht mi var em! Kumm, lat uns fort!"

Dat hölp denn nu allerdings frilich, as kreeg he sülbn de Angst, dat mak em't allerdings dütli, as en Blitz dan harr, weer he int düstre Redder hier mank se fulln. He ging bloten Kopp stramm an er Sit, as weer't ganz hell var em un harr er ünnern Arm as en Mäden in Angst, ganz dütli. He bruk den Blitz ni in den düstern Weg, de noch vor se leeg ehr Hus to recken weer. He harr binah lewer hatt, dat dat regen de op sin bloten Kopp un sin koln Backen, warm regen, denn em lepen de koln Thran hindal.

Ja wul, em weer't dütli, se harr em't seggt. He wuß nu wat Angst weer in en junk Mädensseel, un ok wat Haß weer, dat wuß he genau op een Mal. Un he wuß wat Lev weer, darin brenn de Welt op, un wat nablev weern dode Kol.

Dat he ni tolangn kunnt harr, weer natürlich: wer langt na de Sünn? Awer se warmt Een doch.

Wenn dar irgend en Prinz kam' weer un harr sin Johanna inn

golden Wagen afhalt; wenn se Flünken kregen harr un weer œwer de Wulken verswunn; wenn't mal en Morgen heeten, se weer nich mehr dar: dat harr angan, he harr en Stell söcht, wo he hinop keek; wenn man em seggt harr, se stunn vun un an inne Landvægdie as en Figur, oder inne Kark, Gott weet wo: em harr't tröst, se hör' doch ni dermank, se weer wat anners.

Awer nu slog er dat Hart dicht an sin Sit, un em lepen de koln Drapens œwer de Back, he seeg er nich opstiegen, he seeg er sinken as de Sünn sackt, allmähli achter de Wulken, oppe Eer, dal ünner de Eer, un wat nablev weer düstre Nacht, un Lenngn un Langn vær em op jümmer.

Se much dat an em föhln, dat he gung an er Sit as en holten Figur, un he föhl wul, dat he sin Leben lang as so een gan harr. Er keem dat Mitliden as mit en Kind wat de Oellern op en Reis' utsett un dat nu alleen in de Welt herumbiestert. Tum eersten un tum letzten Mal fat se em um den Hals un küß em dat Gesicht, un as se föhl, wat vern bittre Thran he ween, do küß se em op Mund un Ogen so hitt, dat he ok eenmal er umfat un ann Hals hung, un as he dat lude Snuckern œwerwunn harr, do sä he er un sik sülbn: So, nu weer't all, un he war sin Weg wieder alleen gan. Much se't ok don.

Intwischen weer dat längst ganz düster warn. Ok de Aewrigen vun de Gesellschaft mussen sik nagrad rüst un opmakt hebbn, denn bi Licht hollt dat Spill op in en Schün mit Heu un Stroh. So hörn denn de Beiden ok bald de Wagens œwer't Feld hin langs de Tellingsteder Landstrat klætern, de ni wit vun den Holmer Weg af un bi de Schanz mit em tosam leep. As se ganz ut't Holt op de Holmer Höchden anlangn, do hörn se op eenmal klar un dütli dat Singn, dat weer as goll dat de Beiden, as reep man se dat truri un tröstli to ut de Nacht un de Feern. Lustige Lüd singt geern trurige Leeder. Se sungn dat Leed vun de Fründschop bet to'n Dod:

> Ich hatt' einen Kameraden,
> Einen bessern find'st Du nicht.

Un wenn man ok ni jedes Wort verstunn, man wußt't je, un towiln schall en eenzel Reeg so dütli herœwer, dat man jeden Lut hör:

> Er ging an meiner Seite
> In gleichem Schritt und Tritt.

Detelf dach, dat weer en bekannte Stimm, de der mank ut schall:

> Gilt es mir oder gilt es Dir —

Un denn muchen de Wagens sik int Redder verleern un op den Værsprung kam', dat dat verhall as sack dat ünner:

> Bleib' Du im ew'gen Leben
> Mein treuer Kamerad.

He muß wul mit nahörn, denn Johanna horch un heel em torügg bet dat stiller un stiller war, un sä as weer se erlöst: „So, nu is't værbi", un ging denn rüsti værwarts. Se much nix anners bi dat Leed dacht hebbn.

Awer as de Angst mit den Gesang un den Wagenlarm, de dærut in de Feern verswunn, afneem, so much Sorg un Kummer tonehm, dat se lud warn.

„Ik ga dervun min Detelf, ik ga in de eersten Dag' rop na Hamborg", sä Johanna mit en half verdeckte Stimm, as kunn't noch Jemand hörn de er afholn war. „Ik mutt", sä se, un leet Detelf nich to en Antwort kam, „ik kann ni anners! De lewe Gott mag so lang' vær Vader sorgen!" Un Detelf hör er't an, wa eenst se't meen un wa sur er't war. „Seh Du Di mal mit na em um in de eerst Tid!" de se em, he ward sik versehrn, de ol Mann, awer ik kann't ni ännern!"

Ruhiger fahr se denn fort, awer jedes Wort snee Detelf bet inne Bost: „Nehm' kann he mi doch ni! Heirathen kann he mi ni, wenn he ok wull, he hett mi't nie seggt, ik heff't ok ni leden, dat he't sä. He weet ni mal, wa leef ik em heff, un dat mi't Hart breken ward. Awer em nich, wenn ik man weg bün. Ik will ünner de Föt ut oder ik will wat warrn, dat se ni op mi trampeln künnt. Wi hört der ni to, min Detelf, wi vunn Lüttjen Heid. He's doch Een vun de dar Baben. Un wenn he't ni is, is't sin Ol. De war't nie lieben, war't nie togeben. He kann ni mal, he dörft ni. Paul mutt doch de rike Bäckersdochder nehm, mag he er liden mægen oder nich. Dat mutt he je weten, denn ik weet 't. Ik weet genau Bescheed, Vatter hett ni umsunst Bok föhrt as noch de Brennerie in Gang' weer. Dat is all verschuld't un hangt blot tosam so lang de Schin durt Wenn't to Dag' kummt fallt't all tosam, un dat litt de Stolz ni weder vun de Sæhn noch vun de Vader, ik kenn se, ehr schütt Een de Anner dot. Ik mutt der mank ut, ik will an't Unglück keen Schuld hebbn!"

As se bi de Schanz op den breden Fotstieg keem', do hörn se noch eenmal de Wagens de wul al op de Steenbrügg in de Heid herin rasseln. Johanna meen, dit weer je'n bekannten betreden Weg, den kunn se wul alleen gan, se war je bald ok den Nachtwächter hörn un de Lichter sehn, he much doch umkehrn un er gan laten.

Dat wull he awer dærchut ni. He gev an frili, man wuß ni wat er begegen kunn, hier ehr as merrn int Holt. Awer he dach bi sik sülbn egentli, Johanna war noch anners Sinns warrn un ok anners spreken, wenn se man eerst ruhiger war.

Anners spreken de se denn ok as se en Tid lang bi enanner gan harrn un gegen den Abendhimmel de Thorn un en paar Windmæln vun de Heid spökeli opdukten, de vunn Lüttenheid nich wit vun de lütt Wahnungen ging noch langsam herum. Anners Sinns awer weer se gar nich. „Ik ga na Hamborg, Detelf", sä se in en Ton as sprok en Heider Kopmann vun en Geschäftsreis': „Dat's beter wenn ik Di dat vertell, as dat Du dat naher to weten kriggst. Morgen Abend ga ik mit Gilian sin Frachtwagen, ik töv achter de Mæl op em un fahr mit en Schipp vun Brunsbüttel, Du warrst mi ni afholn, Du weest, dat't nix hölpt."

Dat wuß he man to gut. Awer he kunn un wull't doch ni laten sin Deel to spreken, so lang se noch hörn kunn.

Ob er Vader't al wuß? un wat ut de ol Mann warrn schull? frag he er hasti.

Noch ni, sä se ganz ruhig, awer de ol dowe Cousine war hin na em trecken, de passen gut tosam, he war't bald æwerwinn', wenn he man sin Stewelu un sin Rock börrst harr, he war er so licht vergeten as er Broder un er Moder; un Detelf hör wa er Stimm bewer.

Ob se denn al en Stell harr, wo se ordentlich wat lehrn kunn? frag he er, denn he dach se wull nu ordentlich Höd maken un Neihn lehrn, as se jümmer wullt.

„Gewis", sä se, „dat weer allens in Ordnung."

Wa dat denn mit er Saken stunn, frag he toletz noch, um noch wat to fragen, kunn man ok de Sak ni ännern, kunn man doch dat Spreken noch hinholn, dat dat ni al nu stumm war op ümmer.

En Kuffer sä se, harr se al vorut schickt, en lütt Bündel Tüg inn Dok neem se in de Hand ...

---

Detelf hett mægli de Geschicht nie wider vertellt. Denn dar hollt se vær min Ogen op, blot dat ik em noch an den annern Dag abends mit dat lütt Bündel inn Dok an unse Mæl verbi un den Snittweg na de Brunsbüttler Landstrat to gan seeg, in Arbeitsantog un mit en groten nien Hot. So steit he mi vær. Vellicht heff ik em gar ni mal so sehn un mi't blot utdacht. Denn he vertell wul nich wider.

Ik besinn mi blot dütli op den Ton vun sin Stimm, de mi klung as snee em wat, as he Tante Christina seggn de: „Nu weer se weg!"

Un do weer he ok bald dervun. Wohin, ob damals na de Soldaten oder ob al na Flensborg as Foderknecht, dat weet ik ni, dat löppt mi dær enanner. Is toletz ok eenerlei.

Ok besinn ik mi op all dat Pisseln, Vertelln, Snacken un Klæn' wat domals oppen Lütten Heid umleep. Luter Gerüchten un Geschichten!

So wunnerli de æwrigens meistendeels ok weern, so dropen se in de Hauptsak — as dat oft so is — doch den richtigen Punkt un keemn dat Richtige allmähli jümmer neger.

De ol H. weer mit sin Theater un Komedijanten binah um de fülwigi Tid ut de Heid verswunn, as Johanna Oldenborg, un in sin Winterquarteer na Sleswig trocken. Dar weer se mit gan, heet dat toeerst. De ol Magot harr er verleidt, trotz sin Gesicht un sin Schelln op dat Lampenlicht. Harr er laug' Uenuerricht geben in Reden un Declameern, harr ganze Abende un Nächte bi er seten, un er værlest un er lesen laten.

Dit Gerücht heel natürli ni länger vær as bet Jan Gilian sin Fohrknecht wedder kam weer un vertellt harr, se weer mit em na Brunsbüttel un to Schop na Hamborg gan.

Do harr man H. sin Hauptspeler bereit, en schön jungn Mann, de alle jungn Dam' dar baben den Kopp verdreit harr: weer egentlich en Graf oder Baron, un mit den weer se mit gan, de harr al opt Schipp op er töövt.

As awer Lüd den in Sleswig harrn speln sehn as jümmer, do muß man er wul alleen trecken laten.

Awer op't Theater weer se gan. Dar keem bald de Sag' vun en nie Schauspielerin in Hamborg, de wunnerschön un herli wesen schull. So wat harr man noch ni sehn. Ganz Hamborg leep sik de Been darna af un keek sik de Ogen darna ut. Dat weer Johanna Oldenborg vunn Lüttenheid, dat weer se! Koplüd de in Geschäften dar west weern harrn er ut kennt.

Dar kemn Brev, dar keem Geld vær de ol Dodenkassenmann, dat muß de Postbad, de keemn vun er. He leep as jümmer mit sin grisen Bütel vun Hus to Hus un stunn Sünndags mit blanke Steweln vær Dær. He sä nix. Awer man kunn em't ansehn, so sä man.

Dat heet, Paul Brenner weer er achterna reist un an ganze Tid in Hamborg weest, harr um er anholn, awer nu wull se em nich mehr.

Wenigstens war bi de rike Bäcker Hochtid holn, un sin Mika wülter sik in siden Kleeder, dat seeg man.

Un dat Gerücht keem ton Swiegen as't jümmer deit.

Nu weer se weg.

---

Nu weer se wedder dar! Harr ok siden Kleder un Gold, awer de Uttehrn. Un Detelf weer dar ok wedder.

---

Nu weer se dot. —

Ik heff den oln Dodenkassenmann noch menni Dag vær de Dær stan sehn, fründli un stumm as fröher. Awer Detelf harr dat Lengn. He weer glikgülti warn. Min driftigen Vader kunn nix mit em opstelln. Awer Tante Christina hör em gedülli to, un ik seeg sin lütt blid Gesicht am leefsten as he mi vertell: Nu kunn he wedder hörn, de Vageln wedder hörn! un ik seeg em an: he hæp ok op Widdersehn dar Baben.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten



**Rekrutenabschied.**

Nach einem Bilde von *Jac. Becker*

nicht ...
Es ...
nur in ...
und ih...
...
Namen ...
bei einer ...
alleinige ...
er Anfang ...
Unerhörtes, ...
her und alter ...
Vermögensverh...
Mann ha...
Eltern zu ...
bedürfe, um ...
wünsche ...
er das Bauerngu...
prophetischer ...
die Familie, der er ...
böse Folgen ...
wußt haben müsse ...
welchem alle Menschen ...
Die Hungen...
... Mann ...

*) Herr ...
...gt, welches, ...

# Der Salon.

## Der Brautmarsch.

Erzählung von **Björnstjerne Björnson.**

Für den „Salon" übersetzt von **Edmund Lobedanz***).

Im vorigen Jahrhundert wohnte in einem der größern Felsenthäler Norwegens ein Musikant, dessen Leben später gleichsam in die Geschichte der Sagen des Landes verwebt worden ist. Man meint eine Menge von Melodien und Tänzen auf ihn zurückführen zu müssen und zwar sollte er, der Sage zufolge, einige derselben von den Gnomen, eine Weise sogar vom Teufel selbst erhalten haben, ein Lied hatte er erdacht um sein Leben zu retten u. dgl. m. Einer seiner Märsche aber ist vor Allem berühmt geworden, denn die Geschichte desselben endete nicht mit seinem Leben, sondern nahm vielmehr erst nach demselben ihren Anfang.

Der Musikant Ole Haugen, ein armer Häusler, hoch auf dem Gebirge, hatte eine Tochter Namens Aslaug, welche seine großen, geistigen Gaben und mit ihnen sein musikalisches Talent geerbt hatte, freilich nicht als selbst Spielende, wol aber in ihrem sonstigen ganzen Wesen. Es zeigte sich eine außerordentliche Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, nicht nur in ihrer Art zu reden, sondern auch in ihrem Gesange, ihrem Gange und ihrer Art zu tanzen. Nun kam von langen Reisen ein junger Bursche zurück, welcher der dritte Sohn des Besitzers eines alten Bauerngutes, Namens Tingvold, war. Zwei ältere Brüder von ihm waren Beide bei einer Ueberschwemmung um's Leben gekommen, weshalb er nun der alleinige Erbe des Bauerngutes war. Auf einer größern Hochzeit sah er Aslaug und verliebte sich in sie. Zu der Zeit war es noch etwas Unerhörtes, daß ein Sohn des Besitzers eines Bauerngutes von so großer und alter Familie sich um ein Mädchen von dem Stande und den Vermögensverhältnissen Aslaug's bewerben konnte. Aber dieser junge Mann hatte sich lange im Auslande aufgehalten und gab nun seinen Eltern zu verstehen, daß er dort den Verdienst finden könne, dessen er bedürfe, um davon zu leben. — Könne er daher nicht Das, was er wünsche in der Heimat bekommen, so wäre es ihm gänzlich einerlei, ob er das Bauerngut erbe oder nicht. Darauf wurde ihm allgemein mit prophetischer Miene erwiedert, daß eine derartige Gleichgiltigkeit für die Familie, der er angehöre, so wie den Grund und Boden derselben, böse Folgen haben würde. Man sagte auch, daß Ole Haugen dies gewußt haben müsse und zwar vielleicht durch Hülfe eines Wesens, vor welchem alle Menschen Abscheu haben.

Ole Haugen sollte nämlich, wie man wissen wollte, zur Zeit, als der junge Mann mit den Eltern kämpfte, um seinen Willen durchzusetzen,

*) Herr Lobedanz hat aus dem Manuscripte des norwegischen Originals übersetzt, welches, gleichzeitig mit obiger Uebersetzung, in Kopenhagen erscheinen wird.
Die Redaction des „Salon."

vor einigen Jahren einen feurigen Zigeunerbuben mit in's Haus gebracht und dort aufgenommen; eigentlich war es kein Zigeunerbube, wurde jedoch so genannt und zwar nicht am wenigsten von der Mutter, als ihr zu Ohren kam, daß Astrid und er wunderbarerweise droben auf dem Brachfelde sich mit einander verlobt hatten und nachher sich den Brautmarsch aus der Ferne zujodelten, sie nämlich unten vom Dache des Vorrathshauses und er droben vom Felsenabhange. Der Bube wurde ohne Verzug fortgejagt, denn nun zeigte es sich, daß Niemand das Geschlecht und dessen Ehre höher hielt, als die ehemalige Häuslerstochter. Auch der Vater mußte an die Prophezeiungen denken, welche laut ertönten, als er einst selbst dem Herkommen der Familie zuwider gehandelt hatte. Wenn die Familie bereits einen Bräutigam von der „Landstraße" in's Haus nähme, wo sollte das denn enden? Die ganze Gegend urtheilte nicht milder. Der Zigeunerbube — Knud war sein Name — hatte einen Handel angefangen, namentlich mit Holzwaaren, und war überall bekannt; er war der Erste in jener Gegend, ja weit und breit, welcher diesen Handel im Großen trieb. Er hat die Bahn dafür gebrochen und daher den Bewohnern jener Gegend bessere Preise und vielen Einzelnen Vermögen verschafft. Allein es war schlimm, daß er neben seinem Handelsgeiste auch einer Neigung zu Trinkgelagen und wüsten Schlägereien fröhnte, wodurch er um so mehr sich eine üble Nachrede zuzog, da die Leute nur darüber sich unterhielten; denn die Verdienste, welche er als Kaufmann besaß, wußten sie noch nicht zu würdigen.

Als Astrid aber dreiundzwanzig Jahre alt ward, stellte sich die Sache so, daß entweder das Bauerngut aus der geraden Geschlechtslinie hinaustreten, oder aber Knud hineintreten müßte; denn die Eltern hatten durch ihre eigene Heirath die moralische Macht verloren, welche hier vielleicht hätte entscheidend wirken können. Astrid erhielt daher ihren Willen, der muntere und hübsche Knud fuhr eines schönen Tages mit einem unermeßlichen Gefolge zur Kirche, um mit ihr getraut zu werden. Der Brautmarsch der Familie, das beste Stück des Großvaters, tönte gleichsam wie Geläute über den Zug hinweg und die Beiden saßen da, als ob sie die Weise sachte mitträllerten, denn sie sahen sehr vergnügt aus. Die Leute wunderten sich, daß auch die Eltern so vergnügt aussahen; sie hatten sich ja doch so lange und so hartnäckig der Heirath widersetzt.

Nach der Hochzeit übernahm Knud das Bauerngut und die Alten wurden auf sogenannte Abnahme gesetzt. Das, was ihnen jedoch zufloß und überlassen blieb, war so bedeutend, daß Niemand begriff, wie Knud und Astrid dabei bestehen konnten, denn wenn auch das Bauerngut das größte des Districts war, so brachte es doch wegen ungenügender Bewirthschaftung keineswegs sehr viel ein. Aber es blieb nicht beim Alten, eine dreifache Arbeiterzahl wurde angenommen und Alles neu und mit in jener Gegend unerhörten Kosten eingerichtet. Man prophezeite ihm ein baldiges Ende mit Schrecken, aber der Zigeunerbube, wie Knud noch immer genannt wurde, war eben so vergnügt, wie sonst und

seine heitere Laune hatte längst auch Astrid angesteckt. Die sonst so feine und stille Jungfrau war nun eine tüchtige und wohlbeleibte Hausfrau geworden. Die Eltern waren voll froher Hoffnungen. Endlich begriffen denn auch nun die Leute, daß Knud Das nach Tingvold gebracht hatte, was früher Niemand daselbst besessen, nämlich Betriebscapital. Ebenfalls hatte er reiche Erfahrung auf seinen beständigen Reisen gesammelt und besaß dazu ein eigenes Geschick, mit Waaren und mit Geld umzugehen, so wie auch Arbeitsleute und Dienstboten in einer fügsamen und heitern Stimmung zu erhalten, was denn Alles zur Folge hatte, daß nach zwölf Jahren Niemand Tingvold hätte wiedererkennen können. Neue Häuser waren gebaut, der Viehstand auf's Dreifache erhöht und in drei Mal besserm Stand und Knud selbst, in einem langen Tuchrock mit der Meerschaumpfeife und bei einem Glase Grog Abends in der Gesellschaft des Capitains, des Predigers und des Vogtes zu finden. Astrid bewunderte ihn, er war ihr das Klügste und Begabteste, was es auf Erden gäbe und sie erzählte selbst, daß er in seiner Jugend dann und wann sich betrunken und mit Anderen sich geschlagen habe; Alles aber blos, damit von ihm recht viel gesprochen werde und sie um ihn Angst ausstehen möge; denn, sagte sie, „er ist so ausspeculirt!“ Sie willfahrte ihm in Allem, nur nicht in dem Wechsel der Kleider und Sitten; sie wollte bei der Bauernart und der Bauerntracht bleiben. Knud hatte den Grundsatz, Andere ungestört bei Dem zu lassen, was sie am liebsten wollten und deshalb einigten sie sich auch in Betreff Desjenigen, worin sie von einander abwichen. Er belustigte sich mit seinen Freunden und sie bediente dieselben. Die Bewirthung war übrigens einfach genug, er war nämlich zu klug, um Umstände zu machen, oder Kosten zu verursachen. Einige Leute sagten, daß er bei dem Kartenspiel und durch das Ansehen und die Verbindungen, welche es ihm verschaffte, mehr verdiene, als er auslege; das aber war wol nur Verleumdung.

Sie hatten mehrere Kinder, deren Geschichte uns hier nichts angeht, aber der älteste Sohn Endrid, der den Hof oder das Bauerngut erben sollte, mußte ja auch die Ehre desselben weiter bringen. Er war schön wie das ganze Geschlecht, aber sein Kopf taugte nur zum Gewöhnlichen, wie man das so oft bei Kindern von Eltern sieht, welche lustig gelebt haben. Der Vater bemerkte dies frühzeitig und wollte durch eine ausgezeichnete Erziehung das Fehlende ersetzen. Aus diesem Grunde erhielten die Kinder einen Hauslehrer und als der Knabe erwachsen war, ließ der Vater ihn zuerst eine der landwirthschaftlichen Schulen, welche gerade damals einen Aufschwung nahmen, beziehen, noch später schickte er ihn nach der Hauptstadt. Er kehrte heim als ein stiller und ein wenig durch zu viel Lernen blaß gewordener Bursche, aber mit weniger städtischen Manieren, als man hätte glauben sollen und der Vater gewünscht hatte. Endrid's Fassungsgabe war nämlich überhaupt ziemlich gering.

Der junge Erbe wurde indessen dennoch Gegenstand der Speculation des „Capitains“ und des Predigers, welche Beide viele Töchter hatten. — Und wenn dies die Ursache der zunehmenden Aufmerksamkeit

war, welche sie Knud bezeigten, so verrechneten sie sich in dieser Beziehung sehr stark. Knud schätzte nämlich eine Heirath mit der Tochter eines unvermögenden Capitains oder Probstes, noch dazu ohne Vorbildung, um die Wirthschaft auf einem großen Hofe zu führen, so gering, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, den Sohn zu warnen. Es war das auch gar nicht nöthig, denn der Bursche begriff eben so gut wie er, daß die Familie sich mit etwas Anderm als — Wohlstand verbinden müsse; daß sie das Bedürfniß habe, Blut von Familien in sich aufzunehmen, die mit ihr, was Alter und Ansehen betraf, ebenbürtig seien. Das Unglück aber wollte, daß der Bursche sich etwas unbeholfen benahm, wenn er mit solchen Absichten auftrat, so daß die Leute Verdacht schöpften. Es wäre indessen doch vielleicht gegangen; bald aber kam er in's Gerede, daß er nach einer vortheilhaften Heirath trachte — wenn aber das von Einem gesagt wird, so wird der Bauer scheu. Endrid spürte das bald selbst, denn, wenn er auch nicht besonders scharfsichtig war, so hatte er statt dessen doch sehr viel Zartgefühl. Er begriff, daß seine Stellung keineswegs durch seine städtische Kleidung oder durch seine Zigeunergelehrsamkeit, wie man es nannte, verbessert würde. Und da nun auf dem Grunde des Herzens dieses Burschen etwas Solides lag, so bewirkte die fortgesetzte Kränkung, daß er nach und nach sowol die städtische Kleidung, als die städtische Sprache ablegte und wie ein gewöhnlicher Knecht auf seines Vaters großem Bauerngute zu arbeiten anfing. Der Vater begriff dies Alles sehr wohl und zwar ehe der Bursche selbst sich über die Gründe seines Handelns klar wurde — und er bat die Mutter, zu thun, als ob sie nichts bemerke. Sie sprachen daher mit dem jungen Mann nicht vom Heirathen; überhaupt wurde die Verwandlung, welche mit ihm vorging, nicht offen erwähnt, indem nur der Vater den Sohn immer liebevoller in seine Wirthschaftspläne und sonstigen Geschäfte einweihte und ihm endlich die Leitung der Landwirthschaft ganz und gar überließ. Er hatte das nicht zu lernen. So lebte nun der junge Mann bis er einunddreißig Jahre alt war, vermehrte das Vermögen seines Vaters und erwarb sich eigene Erfahrung und Sicherheit des Auftretens. In all' dieser Zeit hatte er auch nicht den geringsten Versuch gemacht, sich um die Hand irgend eines Mädchens, entweder in der Dorfschaft selbst oder außer derselben, zu bewerben, weshalb die Eltern endlich ernstlich bange wurden, daß er dies ganz aufgegeben habe. Das aber hatte er keineswegs.

Auf dem benachbarten Bauernhofe lebte in guten Verhältnissen eine Familie aus dem vornehmsten Geschlecht der Gegend, welches bereits mehrfach mit dem alten Geschlecht auf Tingvold verschwägert worden war. Dort erwuchs ein Mädchen, welchem Endrid gut gewesen war seit ihren frühesten Kindheitstagen; wahrscheinlich hatte er sich dies Mädchen in aller Stille auserſehen; denn nur ein halbes Jahr nach ihrer Confirmation freite er um sie. Sie war damals siebzehn und er einunddreißig Jahre alt. Randi, so hieß sie, wußte nicht sogleich, was sie antworten sollte, sie fragte ihre Eltern, was sie thun solle, diese aber

stellten ihr frei, zu thun, was sie selbst wolle. Sie meinten, er sei ein braver Mann und was das Vermögen betreffe, so ließe sich keine bessere Partie denken. Zwar sei er ja bedeutend älter, auch müsse sie selbst wissen, ob sie in so jungem Alter den Muth habe, an die Spitze einer so großen Wirthschaft mit so vielen ihr ganz ungewohnten Verhältnissen zu treten. Sie begriff ganz gut, daß die Eltern eigentlich mehr wünschten, daß sie „Ja" sagen sollte und also nicht „Nein"; sie aber fühlte wirklich Zagen. In diesem Zustande ging sie hinüber zu seiner Mutter, der sie immer geneigt gewesen war. Sie dachte, die Mutter sei in die Sache eingeweiht, ward daher nicht wenig verwundert, daß sie nichts wußte. Die Mutter ward so froh über die Nachricht, daß sie Alles aufbot, um sie zu bewegen, ihr Jawort zu geben. „Ich will Dir helfen", sagte sie, „der Vater wird keinen Altentheil verlangen, er hat, was er braucht und will nicht, daß die Kinder seinen Tod wünschen sollen. Was da ist, wird sofort getheilt und das Bischen, wovon wir hernach leben sollen, mag dann getheilt werden, wenn wir todt sind. Daraus kannst Du abnehmen, daß Du unsererseits keinen Schwierigkeiten begegnen wirst." — „Ei freilich"; Randi wußte ja, „daß Astrid und Knud kluge Leute seien." — „Jawol und der junge Mann", fuhr Astrid fort, „ist gut und voll Einsicht." — „Gewiß", das hatte Randi selbst erfahren; „sie fürchtete nicht, daß er nicht sei, wie sie es wünsche, wenn sie blos eben so sicher sei, daß sie ihm genügen könne."

Einige Tage später war die Sache abgemacht und wenn Endrid vergnügt war, so waren es seine Eltern nicht minder; denn es war ja eine geachtete Familie und das Mädchen war ja so hübsch und so brav, daß die ganze Gegend in dieser Hinsicht keine bessere Partie aufzuweisen hatte. Die Hochzeit, worüber die Alten auf beiden Seiten sich besprochen hatten, sollte an einem Tage gerade vor der Ernte stattfinden, denn es war kein Grund irgendwie noch länger zu warten.

Die Leute der Gegend hörten aber die Neuigkeit nicht mit denselben Gefühlen, wie die betreffenden Personen; man fand, daß das junge, hübsche Mädchen sich „verkauft" habe; sie war so jung, daß sie wol kaum wußte, was eine Heirath sagen wollte, und der schlaue Knud hatte den Sohn angetrieben zuzugreifen, ehe das Mädchen Zeit und Gelegenheit gehabt, mit anderen Freiern bekannt zu werden. Etwas von diesem Gerede kam dem jungen Mädchen zu Ohren, aber Endrid war liebevoll und zwar zugleich auf so stille, beinahe demüthige Weise, daß sie nicht mit ihm brechen wollte; dennoch zeigte sie sich etwas kühl. Die Eltern der Beiden hatten wol auch Eins und das Andere gehört, thaten jedoch, als ob Alles nach Wunsche gehe.

Die Hochzeit sollte mit großem Glanze gefeiert werden, vielleicht gerade, um dem Gerede Trotz zu bieten, aus welchem Grunde auch Randi ganz damit einverstanden war. Knud's Freunde, der Prediger, der Capitain, der Vogt, mit ihrer ganzen großen Familie, waren auch eingeladen und einige von ihnen sollten das Gefolge bei der Brautfahrt nach der Kirche bilden. Aus diesem Grunde wünschte Knud auch keine

Musikanten, es sei dies „zu altmodisch und bäuerisch“. Astrid aber bestand darauf, daß der Brautmarsch des Geschlechtes sie nach derselben hin und von derselben wieder zurück nach der Heimat führen müsse; sie seien selbst allzu glücklich bei den Klängen desselben gewesen, um nun nicht zu wünschen, an dem Hochzeitstage ihrer lieben Kinder eine Wiederholung zu erleben. Knud kümmerte sich wenig um Poesie und was dazu gehört, er ließ daher seiner Frau freie Hand. Die Eltern der Braut erhielten sonach einen Wink, daß die Spielleute bestellt werden könnten, und der alte Marsch, welcher längere Zeit geruht hatte, weil dieser Theil des Geschlechtes ohne Gesang gearbeitet (Astrid hatte ihn doch dann und wann in froher Erinnerung hervorgesucht), wurde ausdrücklich verlangt.

Der Hochzeitstag wurde leider durch einen hartnäckigen Herbstregen etwas vergällt, die Spielleute mußten ihre Geigen in die Taschen aus Fell stecken, sobald sie bei der Abfahrt vom Hofe ihren Marsch gespielt hatten; sie zogen sie erst wieder hervor, als sie so weit kamen, daß sie die Kirchenglocken hören konnten. Ein Knabe mußte hinten auf dem Wagen stehen und einen Regenschirm über sie halten, unter demselben saßen sie gegeneinander gebeugt und geigten darauf los. Die Weise klang nicht in solchem Wetter, wie zu erwarten stand, und das Brautgefolge, welches hinterher kam, sah auch nicht lustig aus. Der Bräutigam saß da mit dem Bräutigamsmantel und einem sogenannten Südwesthute auf dem Kopfe; über sich hatte er eine große Jacke aus Fell und einen Regenschirm hielt er über der Braut, welche mit dem einen Tuche über dem andern, nämlich damit die Brautkrone und die Brauttracht nicht beschädigt werde, mehr einem nassen Heubündel, als einem Menschen glich.

So kam der eine Wagen nach dem andern, die Männer triefend, die Weiber versteckt und eingepackt; es war eine Art verzauberten Gefolges, worin man kein bekanntes Angesicht sah, denn man sah überhaupt kein Gesicht, sondern nur eine Anzahl gebeugter, zusammengestopfter Woll- und Fellbündel. Die zahlreich zusammengeströmte Volksmenge, welche auf das Gefolge wartete, mußte lachen, Anfangs widerstrebend, aber später lauter und lauter vor jedem Wagen. Bei dem großen Hause, wo das Gefolge absteigen sollte, um den Anzug für den Kirchgang zu ordnen, stand ein Hausirer, ein wunderlicher Kerl, Namens Aslak, hoch oben auf einem Heuwagen, welcher bei Seite in eine Ecke geschoben war. Er rief gerade in dem Augenblicke, als die Braut aus dem Wagen gehoben wurde: „Ei, Tod und Teufel, ob wol der Ole Haugen heute auch seinen Brautmarsch so leicht wird ertönen lassen können?“

Mehr sagte er nicht; aber es war auch genug. Die Menge lachte, wenn auch die Meisten versteckt, es wurde damit so viel besser gefühlt, was Alle dachten und verbergen wollten.

Als man die Braut aus den Tüchern, worin sie gehüllt gewesen, hervorzog, sah man, daß sie ganz blaß war. Sie weinte, versuchte zu

lachen, weinte dann wieder, und so überkam es sie auf ein Mal, daß sie nicht nach der Kirche wolle. Es entstand eine große Bewegung, während welcher man sie auf ein Bett in einem Nebenzimmer legen mußte, denn es überkam sie ein solches Schluchzen, daß Alle erschreckt wurden. Ihre würdigen Eltern standen daneben und als sie sie nun anflehte, von dem Gange nach der Kirche verschont zu bleiben, antworteten sie, sie möge thun, was sie wolle. Da sah sie Endrid. Etwas so Unglückliches, ja Hülfloses hatte sie nie zuvor gesehen, und neben ihm stand seine Mutter. Dieselbe äußerte nichts und das Gesicht war unbeweglich, aber Thräne auf Thräne rollte über dasselbe hinab, während die Augen an Randi hingen. Da richtete sich Randi auf den Elnbogen empor und starrte eine Weile vor sich hin, während sie noch immer schluchzte: „Ach nein", sagte sie, „ich gehe zur Kirche!" Sie legte sich wieder nieder und weinte eine Weile, dann aber stand sie auf. Später fügte sie hinzu, daß sie keine Musik mehr haben wolle, und wie sie es wollte, so geschah es auch; als aber die verabschiedeten Spielleute nun unter das Volk kamen, machten sie die Geschichte natürlich nicht besser.

Der Brautzug, welcher sich nun nach der Kirche hin bewegte, war ein sehr trübseliger wiewol der Regen doch das Gute hatte, daß sowol Braut als Bräutigam ihr Gesicht vor der Neugierde der Menge verbergen konnten, bis sie in die Kirche hineinkamen. Allein es war ihnen zu Muthe, als ob sie „Spießruthen liefen", und sie fühlten, daß ihr eigenes großes Gefolge sich darüber ärgerte, gleich Narren mit zu einem solchen Zuge des Spottes gelockt zu sein.

Das Grab des allbekannten „Musikers" Ole Haugen befand sich dicht neben der Kirchenthür. Ohne viel Aufhebens zu machen, hatte man es in gutem Stande gehalten; als der von der Familie gesetzte Pfahl am Kopfende des Grabes mit dem Namen des Verblichenen in der Erde morsch geworden war, hatte ein Mitglied der Familie ihn durch einen neuen ersetzt. Oben hatte dieser Pfahl oder Stab die Form eines Rades; Ole hatte dies selbst angeordnet. Das Grab lag an einer sonnigen Stelle, es wimmelte daher dort von wildwachsenden Blumen. Jeder Kirchgänger, welcher einmal an diesem Grabe gestanden wußte von einem oder dem andern Bekannten, daß ein Mann, welcher auf „Staatskosten Kräuter und Blumen in diesem Thale und auf dem Berge ringsum gesammelt, Blumen auf diesem Grabe gefunden hatte, wie sie sonst in dem Umkreise vieler Meilen nicht vorkamen. Dies hatte zur Folge, daß die Bauern, welche sonst das, was sie „Unbekannt" nannten, wenig beachteten, eine neugierige Freude, ja vielleicht auch einige neugierige Scheu beim Anblick dieser Blumen empfanden. Einige dieser Blumen waren ungewöhnlich schön. Als nun das Brautpaar an dieser Stelle vorbeiging, merkte Endrid, welcher Randi's Hand hielt, daß sie schauderte, gleich darauf mußte sie weinen, kam also weinend in die Kirche und wurde weinend nach ihrem Stuhle geführt. So war seit Menschengedenken keine Braut in diese Kirche gekommen!

Als sie in diesem Zustande dasaß, fühlte sie, daß ihr eigenes Aus-

sehen nun das umlaufende Gerücht bestätigte und daß sie wirklich verkauft sei. Die entsetzliche Schande der Eltern deshalb bewirkte, daß sie eine Weile die Fassung wieder gewann und ihre Thränen zurückhalten konnte; aber vor dem Altare wurde sie durch eine zufällige Aeußerung des Predigers abermals tief ergriffen und nun stürmte Alles, was sie heute durchgemacht hatte, auf sie ein; ihr war eine Weile zu Muthe als könne sie nie mehr den Leuten in die Augen sehen, am wenigsten ihren Eltern!

So ging es den ganzen Tag fort und deshalb soll nur mitgetheilt werden, daß sie am Mittagsmahle nicht theilnehmen konnte, und als man sie dann durch Lockungen und Drohungen endlich dazu gebracht, am Abendessen theilzunehmen, störte sie auch hier die gute Stimmung, so daß man sie zu Bette bringen mußte. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche mehrere Tage hatten dauern sollen, wurden am selben Tage beendet. Die Braut sei krank geworden, wurde gesagt.

Obwol keiner von Denen, welche dies sagten oder sagen hörten, daran glaubte, so war es doch allzu wahr. Sie war nicht mehr gesund und sie wurde nicht wieder gesund. Und eine Folge davon war, daß ihr erstes Kind kränklich war. Die Liebe der Eltern für dasselbe wurde natürlich nicht geringer durch den Umstand, daß beide begriffen, gewissermaßen selbst das Leiden des Kindes verursacht zu haben. Ihr einziger Umgang bestand in diesem Kinde, zur Kirche kamen sie nicht, sie waren menschenscheu geworden. Zwei Jahre ließ Gott ihnen die Freude am Kinde, dann nahm er ihnen auch die.

Der erste Gedanke, in dem sie eine Art tröstender Befriedigung nach diesem Schlage fanden, war: daß sie das Kind allzu übermäßig geliebt hätten, deshalb hätten sie es verloren. Und als sie nun abermals eins bekamen, war es, als ob Keines von ihnen wagte, sich ganz hinzugeben. Aber das Kind, welches Anfangs auch krank schien, erstarkte und war viel munterer, als das erste, so daß es ihnen unwiderstehlich ward. Es war ihnen eine neue, reine Freude ermöglicht, sie konnten vergessen, was geschehen war, wenn sie bei demselben saßen. Als aber das Kind zwei Jahre alt war, nahm auch Gott dieses zu sich.

Einige Menschen sind auserwählt von der Sorge; es sind gerade die, welche uns am wenigsten derselben zu bedürfen scheinen. Aber sie sind es auch, welche das Zeugniß des Glaubens und der Entsagung am wahrsten austragen können. Die Beiden hatten frühzeitig gemeinsam sich bemüht, ihren Gott zu finden; von nun an war ihre einzige Begegnung vor *seinem* Antlitz. Das Leben auf Tingvold war schon lange schweigsam gewesen; nun ward es wie in einer Kirche, ehe der Prediger eintritt. Die Arbeit ging ihren unerschütterlichen Gang, aber zwischen jeder Arbeitsstunde hatten die Beiden mit einander einen Augenblick der Erbauung, worin sie Jenen im Jenseits begegneten. Es verursachte keine Unterbrechung, daß Randi kurz nach dem letzten Verluste von einer Tochter genas; die beiden Todten waren Knaben gewesen und ein Mädchen war ihnen deshalb unwillkommen, auch zweifelten sie,

daß sie dies Kind würden behalten dürfen. Aber das Wohlsein und die Freude, deren die Mutter sich kurz vor dem Verluste des letzten Knabens hatte zu erfreuen gehabt, war dem Kinde, welches sie unter dem Herzen trug, zu Gute gekommen; bald zeigte es sich, daß es ein ungewöhnlich lebhaftes Mädchen war, das schöne Antlitz der Mutter in einer Knospe. Die Versuchung „sich hinzusetzen mit dem Kinde in Hoffnung und Freude", überkam nun wieder die beiden einsamen Menschen; aber das zweite schicksalsschwangere Jahr war noch nicht erreicht und als es erreicht war empfanden sie so etwas, als ob ihnen nur eine Frist geschenkt sei. Sie durften sich nicht freuen.

Die beiden Alten hatten sich sehr zurückgehalten. Dem Sinne, in welchem Jene webten, ließ sich nicht beikommen, ihn erreichte weder Trost, noch die Freude Anderer; Knud war außerdem allzu weltlich und lebhaft, um lange in einer Trauerstube sitzen zu können, oder sich zu ewiger Erbauung einzufinden. Deshalb zog er nach einem andern Bauerngute, welches er besaß und das er bis dahin verpachtet hatte; er übernahm es jetzt selbst und richtete es so niedlich und hübsch für seine liebe Astrid ein, daß diese, welche doch am liebsten auf Tingvold hätte sein wollen, blieb, wo er war und mit ihm lachte, statt mit den Kindern — zu weinen.

Eines Tages war Astrid zu der Schwiegertochter hinübergekommen, sie sah die kleine Mildrid und bemerkte, daß das Kind gänzlich sich selbst überlassen sei; die Mutter wagte kaum, es anzurühren. Als der Vater eintrat, bemerkte sie eine gleich traurige Zurückhaltung gegen sein eigenes, einziges Kind. Sie verbarg ihre Gedanken; als sie aber zu ihrem eigenen lieben Knud zurückkam, setzte sie ihm auseinander, wie schlimm es auf Tingvold stehe, dort sei jetzt ihr Platz! Die kleine Mildrid müßte irgend Jemanden haben, welcher sich über sie freue, denn in diesem Kinde wüchse „etwas so Feines und Liebliches" auf! Knud wurde durch ihren lebendigen Eifer gefangen genommen und beide Alten ließen ihre Sachen einpacken und zogen wieder hinüber nach Tingvold.

Mildrid hatte nun Gelegenheit, sich bei den Großeltern aufzuhalten und die Alten lehrten die Eltern, sie zu lieben. Als aber Mildrid fünf Jahre alt geworden, wurde ihnen noch eine Tochter geschenkt, welche sie Beret nannten und dies hatte zur Folge, daß Mildrid sich am meisten bei den Alten aufhielt.

Die ängstlichen Eltern durften nun wieder anfangen, an das Leben zu glauben. Nicht wenig trug dazu die veränderte Stimmung ringsum bei. Nach dem Verlust des zweiten Kindes bemerkten die Leute immer, daß sie geweint hatten, aber niemals, daß sie weinten; ihre Trauer war ganz still, das edle, gottesfürchtige Leben auf Tingvold hatte die Dienstboten an der Stelle festgehalten und fortwährendes Lob über die Dienstherrschaft strömte von ihnen aus. Sie fühlten dies bald selbst und es war ein Gefühl der Sicherheit. Sowol Verwandte als Freunde fingen an, sie aufzusuchen und fuhren damit fort, selbst wenn die Bewohner von Tingvold die Besuche nicht erwiederten.

Aber bei der Kirche waren sie seit ihrem Hochzeitstage nicht wieder gewesen! Sie nahmen das Abendmahl im Hause und verrichteten auch dort ihre Andacht. Als aber nun das zweite Mädchen geboren war, wünschten sie selbst die Pathen zu sein und nun wagten sie zum ersten Male wieder nach der Kirche zu gehen. Hand in Hand suchten sie die Gräber ihrer Kinder auf und eben so ohne Wort oder Bewegung gingen sie an der Grabstätte Ole Haugen's vorbei, während sämmtliche Kirchgänger ihnen ehrerbietig Platz machten. Aber sie fuhren fort, still für sich zu leben und eine fromme Ruhe lag über ihrem Hause.

Dort, bei der Mutter des Vaters, sang die kleine Mildrid eines Tages den Brautmarsch. Ganz entsetzt hielt die alte Astrid in ihrer Arbeit inne und fragte, wo in aller Welt sie dies Lied gelernt habe? Das Kind antwortete, daß sie es von der Großmutter selbst gelernt habe! Der alte Knud, welcher im Nebenzimmer saß, mußte laut lachen, denn er wußte ja, daß Astrid die Gewohnheit habe, die Melodie zu summen, wenn sie bei irgend einer Arbeit still sitzen mußte. Dann aber wurde die kleine Mildrid inständig von Beiden gebeten, nie diese Weise zu singen, wenn die Eltern es hören könnten. Ein Kind fragt aber gern „warum"? Auf die Frage aber erhielt sie keine Antwort. Da hört sie, daß der „neue" Hirtenknabe das Lied sang, als er eines Abends Holz spaltete.

Sie sagte dies der Großmutter, welche es auch gehört hatte; diese aber antwortete blos: „Ach, er wird hier nicht alt werden!" — und ganz richtig, Tags darauf mußte er wandern; ein Grund wurde ihm nicht angegeben; aber er erhielt seinen Lohn und — den Abschied.

Nun wurde Mildrid so gespannt, daß die Großmutter versuchen mußte, ihr die Geschichte des Brautmarsches zu erzählen. — Das achtjährige Kind begriff sie ganz gut und was sie damals nicht begriff, wurde ihr später klar. Diese Melodie erhielt einen Einfluß auf das Leben ihrer Kindheit, wie nichts Anderes ihn gehabt hatte, oder erhalten konnte. Sie legte den Grund zu ihrem Verhältniß zu den Eltern.

Sie hatte früh eingesehen, daß bei den Eltern Stille herrschen solle. Diesem nachzukommen war nicht schwer, denn sie waren so mild, sprachen so unablässig, aber leise, zu ihr von dem großen Kinderfreunde im Himmel, daß es einen Zauberschimmer über das Zimmer legte. Die Geschichte des Brautmarsches aber gab ihr ein rührendes Verständniß von Dem, was die Eltern gelitten hatten.

An den wunden Erinnerungen ging sie vorsichtig vorüber und legte eine verhaltene, aber innige Liebe an den Tag in Demjenigen, was sie mit ihnen theilen konnte und das war ihre Gottesfurcht, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Stille, ihre Arbeitsamkeit. Nach und nach, als Beret heranwuchs, lernte sie dasselbe wie die Schwester, nämlich: mit kindlicher Zärtlichkeit sich dem schweigenden, milden Ernste des Hauses zu fügen, gedämpft und lautlos zu sprechen, so wie endlich vorsichtig in Worten und Geberden zu sein.

Bei den Großeltern strömte das Leben, welches im Zimmer sich nicht äußern durfte. Hier wurde gesungen und getanzt, hier wurde gespielt und hier wurden Märchen erzählt, und so wurde denn die Zeit der Schwestern, während sie aufwuchsen, zwischen der tiefen Hingabe für ihre schwermüthigen Eltern in dem stillen Zimmer und dem heitern Leben in dem der Großeltern getheilt; aber so ruhig und gelinde wurde sie getheilt, daß es die Eltern waren, welche sie baten, zu den Alten zu gehen, um recht lustig, und die Alten, wieder hineinzugehen und „recht verständige Mädchen" zu sein.

Ein Mädchen im Alter zwischen zwölf und sechzehn Jahren nimmt eine Schwester im Alter von sieben bis elf Jahren in ihr ganzes Vertrauen auf und erhält dafür eine große Hingabe. Die Kleinere nimmt dann wol ein wenig von dem Wesen der Erwachsenen an, aber Mildrid selbst gewann viel durch die Nachsicht, welche sie üben mußte, durch den Trost, den sie spendete, so wie durch Das, was sie mittheilte und was sie empfing — und sie gewann die stille, freudige Zufriedenheit der Eltern und der Großeltern.

---

Es ist nichts mehr zu erzählen, bevor Mildrid in ihr fünfzehntes Jahr eintrat; denn zu diesem Zeitpunkte starb der alte Knud und zwar schnell und leicht. Der Uebergang war fast unmerklich, in dem einen Augenblick saß er da und scherzte im Zimmer, in dem andern war er eine — Leiche.

Das Schönste, was die Großmutter hernach zu thun wußte, war, daß sie Mildrid auf den Kinderschemel zu ihren Füßen hinsetzte, so wie sie es gewohnt war seit der Zeit, als Mildrid klein war, um dann entweder selbst von Knud zu erzählen, oder Mildrid zu bewegen, den Brautmarsch leise vor sich hin zu trällern. In seinen Tönen sah Astrid seinen kräftigen, dunklen Kopf in ihrer Kindheitserinnerung auftauchen, mit ihm konnte sie ihm nach den Bergweiden über den Hof folgen, wo er als Hirte die Melodie blies, mit ihm fuhr sie zur Kirche an seiner Seite — in ihm lebte sein munteres, kluges Bild am Klarsten! Aber in Mildrid's Seele fing das Lied an, sich in ganz neuer Weise zu regen. Wenn sie, dasselbe singend, vor der Großmutter saß, fragte sie sich selbst: „ob es wol jemals mir zu Ehren gespielt wird?"

Von dem Augenblicke, wo diese Frage erhoben war, wuchs sie gleichsam. Der Brautmarsch hatte ein stilles, strahlendes Glück in seinen Tönen, sie sah eine Brautkrone blinken in seinem Sonnenschein und dieser verhieß eine lange, lichte Zukunft, worin man weiter fahren konnte, sechzehn Jahre — und sie fragte sich selbst: Werde ich? — ja, werde ich jemals erleben, daß ein Jüngling an meiner Seite geht, dessen Augen das Brautlied selbst sind? Ach, wenn doch Vater und Mutter einmal mir folgen könnten auf einem solchen Zuge, an der grüßenden Menge vorüber, hin nach dem Hause, wo man die Mutter auslachte, vorüber an dem blühenden Grabe Ole Haugen's, hinauf nach dem Altar in strahlender Wonne — sollte ich einmal dem Vater und der Mutter eine solche Ge-

nugthuung geben können?" Und ihr kindliches Herz schwellte bei dem geträumten Gedichte, schwellte in Stolz und Hingabe für die beleidigten Eltern.

Es war dies die erste Reihe von Gedanken, welche sie Beret nicht vertraute. Nach und nach kamen auch andere dazu. Beret, welche in ihrem zwölften Jahre war, merkte wol, daß sie einsamer bliebe; aber sie begriff nicht eher, daß sie allmälig vor die Thür gesetzt war, bis eine Andere in ihre Rechte eingezogen.

Dies war die achtzehnjährige gerade verlobte Inga, ihr Geschwisterkind vom Nachbarhofe; wenn sie die Beiden umschlungen einhergehen sah, wie junge Mädchen dies wol so thun, flüsternd und lachend, hin über die Felder, dann konnte sie sich niederwerfen und aus Eifersucht weinen. Mildrid ging zur Confirmation; dort beim Prediger lernte sie junge Mädchen von gleichem Alter kennen und einige von ihnen kamen Sonntags zum Besuch nach Tingvold. Sie streiften entweder auf dem Felde herum, oder suchten die Großmutter in ihrer Stube auf. Tingvold war ja ein der Jugend verschlossener, aber gleichsam erwartungsvoller Ort gewesen; es kamen aber doch auch jetzt nur Solche, welche ein gewisses stilles Wesen hatten; denn man konnte nicht leugnen, daß etwas Leises über Mildrid schwebte, was nur Einzelne anzog.

Zu dieser Zeit hörte man die jungen Leute viel singen. Dergleichen ist nie bloßer Zufall, aber es hat doch seine Zeit und diese Zeit hat dann wieder ihre Vorsänger. Unter diesen war, merkwürdig genug, abermals Einer aus dem Geschlecht der Haugen. In einem Volk, worin einmal, wenn auch vor vielen hundert Jahren, beinahe jeder Mann und jedes Weib im Gesange einen Ausdruck für Das, was am Stärksten in ihnen lebte und webte, gesucht und gefunden, und selbst die Verse hat formen können, in denen es zum Durchbruch kam: da kann die Kunst nie so ganz aussterben, daß sie nicht in einer oder der andern Gegend noch schlummert und leicht geweckt würde, wenn man sie nicht mehr hört. Aber in diesem Bezirk war seit undenklichen Zeiten viel gedichtet und viel gesungen worden.

Der Ole Haugen war gerade hier nicht aus Nichts und ebensowenig für Nichts geboren worden. Der Sohn seines Sohnes war nun Derjenige, welcher abermals die Gabe des Gesanges empfangen. Der Sohn Ole Haugen's war so viel jünger gewesen, als die Tochter, welche sich in Tingvold hineinheirathete, daß diese als Verheirathete Pathe ihres Bruders hätte sein können. Nach mannigfachem Schicksalswechsel hatte er als sehr alter Mann die kleine Selbstbesitzerstelle des Vaters am Fuße des Gebirges erhalten und sich, sonderbar genug, erst dann verheirathet. Er hatte mehrere Kinder und unter ihnen einen Burschen, welcher Hans hieß. Dieser nun schien die Begabung des Vaters geerbt zu haben, doch freilich nicht eigentlich die für das Geigenspiel (obwol er nicht unkundig darin war); vielmehr zeichnete er sich durch das Singen alter und das Dichten neuer Lieder aus. Der Sinn dafür wurde nicht unbeträchtlich dadurch vermehrt, daß so wenig Leute ihn kannten

obwol er mitten unter ihnen lebte. Ja, es gab nicht einmal Viele, welche ihn überhaupt gesehen hatten. Die Sache war die, daß sein alter Vater eifriger Jäger gewesen und daß seine Söhne noch nicht erwachsen waren, als der Greis schon mit ihnen auf irgend einer Anhöhe saß und den kleinen Buben lehrte, wie sie laden und zielen sollten. Seine Freude soll außerordentlich groß gewesen sein, als sie mit der Flinte so viel verdienen konnten, als das Pulver und die Hagel werth waren, welche sie verschossen. Weiter kam er nicht mit ihnen; ihre Mutter starb bald nach ihm, so daß die Kinder sich selbst überlassen waren und thaten, wozu sie Lust hatten. Die Buben gingen auf die Jagd und die Mädchen besorgten die Landwirthschaft auf dem kleinen Besitz am Gebirge. Sie erregten Aufsehen, wenn sie ein einzelnes Mal in's Thal hinabkamen; aber es geschah dies nicht oft, denn im Winter gab es keinen Weg für sie, weshalb sie sich mit den Touren nach der Dorfschaft begnügten, welche zum Verkaufe oder zur Versendung ihres Wildes nöthig waren; im Sommer gaben sie die Wirthe und die Führer für Reisende im Gebirge ab. Der kleine Hof war der höchste aller in diesem District; er war berühmt um seiner reinen Bergluft willen, welche brust- und nervenschwache Leute besser heilen kann, als irgend eine bis jetzt bekannte Arznei; deshalb war es droben jedes Jahr voll von Leuten aus der Stadt und dem Auslande. Sie bauten mehrere neue Zimmer, aber alle fanden ihre Bewohner. Aus großer Armuth hatte diese Geschwisterfamilie sich dadurch zu Wohlstand emporgeschwungen. Der Umgang mit all' diesen Fremden hatte ihnen ein besonderes Gepräge gegeben, sie verstanden sogar etwas von fremden Sprachen. Hans hatte vor mehreren Jahren die Stelle von seinen Geschwistern gekauft, so daß die Wirthschaft in seinem Namen geführt wurde. Er war zu dieser Zeit siebenundzwanzig Jahre alt.

Bei den Verwandten auf Tingvold hatte nie eines von ihnen einen Besuch gemacht. Endrid und Randi Tingvold nahmen sich das gewiß nicht zu Herzen; sie duldeten eben so wenig, daß einer der Namen jener Verwandten genannt, als daß der Brautmarsch gespielt wurde.

Der arme Vater der Kinder hatte dies gelegentlich erfahren und Hans hatte deshalb seinen Geschwistern verboten, dorthin zu gehen. Aber die Mädchen von Tingvold, welche Musik und Gesang liebten, sehnten sich unglaublich danach, seine Bekanntschaft zu machen und in dem neuen Kreise von jungen Mädchen auf dem Hofe wurde mehr von Hans Haugen und seinen Geschwistern gesprochen als von irgend etwas Anderm. Lieder und Märsche wurden geträllert und getanzt und in's Unendliche wurden Pläne gemacht und verworfen, wie man es doch anfangen könne, endlich einmal den flotten Burschen auf Haugen zu sehen.

In dieser schönen, liederreichen und gesellschaftlichen Zeit wurde Mildrid, als sie ungefähr siebzehn Jahr alt war, confirmirt. Eine Zeitlang vorher war Alles still gewesen, eine Zeitlang nachher war es eben so. Sie lebte in der Zeit entweder einsam, oder nur mit den Eltern.

Es war dies im Herbst; zum Frühjahr, oder richtiger zum Sommer, gleich allen anderen Mädchen, wenn sie confirmirt sind, sollte sie in einer Sennhütte auf der Alm mit ihren Kühen sein. Sie freute sich ganz außerordentlich darauf; ihre verlobte Freundin Inga sollte die benachbarte Sennhütte beziehen.

Sie hatte bald zu Hause keine Ruhe mehr. Beret sollte mit nach der Sennhütte hinauf und Mildrid's Sehnsucht theilte sich der Schwester mit; als sie aber in der Sennhütte ankamen, wo Beret sich von all' dem Ungewohnten ganz erfüllt zeigte, war Mildrid voll Ruhe und eifriger Geschäftigkeit bei dem Vieh- und Milchwesen. Aber die lange Zeit, welche übrig blieb, wußte sie sich nicht zu beschäftigen; stundenlang war sie bei Inga, welche von ihrem Schatz erzählen mußte, dann jedoch hatte sie wieder viele Tage keine Lust dahin zu gehen.

Wenn Inga sie besuchte, war sie froh und liebevoll, als bereue sie ihre Treulosigkeit. Mit Beret sprach sie selten und wenn Beret sie anredete, erhielt sie oft keine andere Antwort als Ja und Nein! Wenn Inga kam, entfernte sich Beret und wenn Mildrid zu Inga ging, suchte Beret weinend die Heerde auf und machte sich zur Begleiterin der Hirtenknaben. Mildrid empfand, daß in all' Diesem etwas sei, was einem zerbrochenen oder gelösten Verhältniß gleiche, daß sie aber mit ihrem besten Willen keine neue Vereinigung zu Wege bringen könnte.

Eines Tages saß sie in der Nähe des die Sennhütte umgebenden Erdwalles. Einige Hirtenknaben hatten sich von der Heerde des Jungviehes weggeschlichen und sie mußte jetzt darüber wachen. Es war Vormittags an einem warmen Tage, sie saß im Schatten unter einer Felswand mit Tannen- und Birkengestrüpp, sie hatte ihr Mieder abgelegt und fing an Körbe zu flechten. Sie erwartete Inga. Da rauschte es hinter ihr. Da kommt sie, dachte sie und blickte empor; das Geräusch aber schien stärker, als daß es von Inga herrühren könne, das Gebüsch wird durchbrochen und geknickt. Mildrid wird blaß und erhebt sich — und sie sieht etwas wie ein Thierfell und ein Paar Blitze darunter; das muß der Kopf eines Bären sein; sie will schreien, vermag es aber nicht; sie will springen, kann sich aber nicht rühren. Da richtete sich das Unbekannte ganz empor, es war ein großer, breitschulteriger Mann mit einer Mütze von Fell und einer Flinte in der Hand. Er blieb stutzig im Gestrüpp stehen und schaute sie an, ein scharfes Auge, welches sich aber sogleich veränderte, er machte einige Schritte vorwärts und stand nun mit einem Sprunge auf dem Felde neben ihr. Es rührte etwas ihren Fuß, sie stieß einen schwachen Schrei aus, es war sein Hund, den sie aber erst jetzt gewahrte.

„O!" sagte sie, „ich glaubte schon, es sei ein Bär, welcher durch das Gebüsch bräche, deshalb bin ich so erschrocken"; sie versuchte zu lachen. „Nun", sagte er, „ganz sicher davor ist man hier nicht", seine Stimme ward ein Flüstern: „Kwaß, mein Hund, und ich waren gerade einem Bären auf der Spur, nun aber haben wir sie verloren — und mir

folgt auch noch ein unsichtbares Thier*), es ist ganz gewiß ein Bär." Er lächelte. Sie schaute ihn verwundert an. Was ist doch dies für ein Mann? groß, breitschulterig, schmiegsam, mit Augen, die beständig wechseln, so daß sie nicht hineinsehen konnte, und außerdem stand er ihr so nahe, als sei er aus der Erde emporgeschossen mit Büchse und Jagdtasche, es trieb sie etwas zu sagen: „Hebe Dich weg von mir!" statt dessen aber machte sie selbst einige Schritte rückwärts und fragte: „Wer bist Du?" denn sie fürchtete sich wirklich. — „Hans Haugen", antwortete er geistesabwesend, denn er bemerkte, daß der Hund offenbar die Spur des Bären wiedergefunden habe. Er wollte bereits „lebe wohl" sagen; es kam aber nicht dazu, als er das Mädchen ansah, sie war über und über roth, Wangen, Hals und Brust. „Was ist denn!" sagte er verwundert. Sie wußte nicht wohin sie jetzt solle, ob sie springen, oder sich umkehren, oder sich setzen solle. — „Wer bist Du?" fragte er; aber noch einmal erröthete sie tief; denn ihm ihren Namen sagen war so viel, als ihm Alles sagen. „Wer bist Du?" fragte er von Neuem, als sei dies die natürlichste Frage von der Welt, welche doch eine Antwort verdiene.

Sie konnte sich ja nun nicht sträuben, sie schämte sich ihrer selbst und der Eltern, weil sie nämlich ihre eigenen Verwandten vernachlässigt; aber der Name mußte gesagt werden. — „Mildrid Tingvold", flüsterte sie und brach in Thränen aus.

Es war die Wahrheit; er hatte keinen Grund, die Tingvoldsleute zu lieben, gutwillig würde er kaum auch nur einem von ihnen einen Gruß gegönnt haben. Was aber hier geschah, war anders, als er es sich gedacht; mit großen Augen schaute er sie jetzt an; es schwebte ihm so vor, als ob die Mutter an ihrem Hochzeitstage in der Kirche so viel geweint habe; vielleicht ist das dieser Familie angeboren, dachte er und wollte gehen. — „Du wirst mich entschuldigen, wenn ich Dich erschreckt habe", sagte er ruhig und schritt dem Hunde nach: der Weg ging an der Felswand hinauf.

Als sie endlich aufzublicken wagte, hatte er gerade den Felsenkamm erreicht und kehrte sich um, sie noch einmal zu sehen. Es war nur ein Augenblick, denn gerade jetzt schlug der Hund auf der andern Seite an, er fuhr zusammen, hob das Gewehr in die Höhe und war verschwunden. Mildrid blieb stehen und schaute hin, wo sie ihn zuletzt gesehen, als ein Schuß sie plötzlich erschreckte. Sollte er dem Bär gegolten haben? — Schnell eilte sie fort und klomm an der Stelle empor, wo er kurz zuvor emporgeklommen, und stand, wo er gestanden hatte. Sie hielt die Hand vor die Augen gegen den starken Sonnenglanz, und — siehe da: ganz richtig, zur Hälfte hinter einem Busche lag er auf den Knieen über einen großen Bären gebeugt! Eh' sie sich dessen bewußt ward, war sie zu ihm hinuntergehüpft; er lachte ihr freudig entgegen und erzählte flüsternd wie es gekommen sei, daß sie die Fährte verloren gehabt, da man ihn ja nun doch hier gefunden; er erklärte, weshalb der Hund seine Witte-

*) Norwegischer Volksaberglaube.

rung verloren gehabt, bis er dicht neben ihm gewesen, und über alles dies hatte nun sie sowol ihre Thränen als ihre Blödigkeit vergessen, und er sein Messer gezogen, weil er die Haut sofort abziehen wollte, das Fleisch war zu dieser Zeit ohne Werth, er wollte es deshalb gleich in die Erde graben, die Haut aber mitnehmen. Wie gesagt so gethan, und Mildrid konnte nicht umhin, mit Hand anzulegen; nachher lief sie zurück zur Sennhütte nach Beil und Spaten für ihn und obgleich sie bange vor dem Bären war und er übel roch, fuhr sie doch fort, dem jungen Manne zu helfen, bis er fertig war. Da es darüber Mittag ward, so lud er sich selbst ein, bei ihr zu speisen. Er säuberte nun sowol sich selbst, als die Hand, was ziemlich viel Zeit erforderte, und als er fertig war, ging er nach der Sennhütte und setzte sich neben sie, sie war mit ihren Zubereitungen noch nicht fertig. Er plauderte über Dies und Jenes leicht und angenehm, aber stets im Flüstertone, wie solche Leute zu thun pflegen, die sich meist immer in der Einsamkeit befinden. Mildrid's Antworten waren so einsilbig wie gewöhnlich; als sie ihm aber am Tische gegenüber saß, konnte sie weder reden noch essen, so daß es oft ganz still in der Hütte wurde. Als er fertig war, wandte er sich auf dem Stuhl um, stopfte seine kleine Pfeife und zündete sie an, auch er war jetzt schweigsamer geworden und stand bald darnach auf. „Ich habe einen weiten Weg nach Hause", sagte er und indem er ihr die Hand reichte fügte er noch leiser hinzu, „sitzest Du jeden Tag da, wo Du heute saßest?" Er behielt ihre Hand in der seinen, als erwarte er eine Antwort; sie wagte nicht aufzusehen, viel weniger zu antworten. Da fühlte sie, daß er ihre Hand drückte: „Habe Dank für diesen Tag!" sagte er lauter, und ehe sie sich zu fassen vermochte, sah sie ihn mit der Bärenhaut über der Schulter, der Büchse in der Hand, dem Hund an der Seite sich über die Haide entfernen. Sie sah seine Gestalt sich gegen die Luft abzeichnen, denn die Felsen lagen an der Seite; sein leichter kräftiger Gang trug ihn schnell hinweg, sie sah ihm nach, bis er verschwunden war. Dann ging sie hinaus aus der Hütte und setzte sich nieder und schaute in derselben Richtung in die Welt hinaus.

Erst jetzt bemerkte sie, daß ihr Herz schlug, so daß sie die Hände darauf pressen mußte. Nach einer Weile lag sie auf dem Graswalle, das Gesicht auf den Arm gedrückt — und dachte nun über die Ereignisse des Tages nach, ohne den kleinsten Umstand zu vergessen.

Sie sah ihn aus dem Gestrüpp emportauchen, höher als sie selbst war, sie sah ihn mit breiten Schultern und doch leicht gebaut dastehen, das oft wechselnde Auge gerade vor sich. Sie fühlte ihre Befangenheit und Furcht und endlich ihr verlegenes Weinen; sie sah ihn auf dem Felsenkamme vor der Sonne, sie hörte den Schuß, sie lag auf den Knieen vor ihm, während er die Bärenhaut abzog, sie hörte von Neuem jedes seiner Worte aussprechen; und dann dieser Flüsterton, welcher so vertraulich klang, daß er ihr tief zu Herzen ging, wenn sie daran dachte; sie hörte ihn wieder, wenn sie am Herde vor dem Kessel saß, wenn sie kochte, und vor dem Tische, wenn sie speiste; sie fühlte, daß sie ihm dann

nicht länger in die Augen sehen durfte und ahnte, daß sie auch ihn zuletzt verlegen gemacht haben müsse, weil er ja schwieg; sie hörte ihn noch einmal reden, als er ihre Hand ergriff, und sie fühlte seinen Händedruck — es durchbebte sie noch immer vom Kopf bis zu den Füßen.

Sie sah ihn über die Haide gehen, gehen, ja, gehen! — Würde er jemals wiederkommen? so wie sie sich benommen hatte? — unmöglich! Ah, welche Kraft hatte er nicht! er hatte sich selbst geholfen, sie hatte es gesehen — aber wie dumm und kläglich war nicht Alles, was er von ihr gesehen! Ja wol, vom ersten Schrei vor dem Hunde, bis zur Schamröthe und den Thränen, von der linkischen Hülfe, welche sie ihm schenkte, bis zum Essen, womit sie nicht früh genug fertig wurde, und dann — daß sie nicht antworten konnte, ja, nicht einmal, wenn er sie ansah — und zuletzt, als er fragte, ob sie jeden Tag unter dem Felsen säße? — Warum sagte sie nicht „Nein", denn sie saß ja doch nicht jeden Tag unter dem Felsen? War nicht ihr Schweigen gleichsam eine Bitte, eine stillschweigende Bitte, daß er selbst nachsehen möge? Ihre ganze klägliche Hülflosigkeit mußte ja auf gleiche Weise mißdeutet werden können . . . ah, wie schämte sie sich, es war ihr, als ob der ganze Körper brenne, besonders das Gesicht, welches sie fester und fester auf den Arm drückte — und abermals rief sie sich sein ganzes Bild zurück, seine Herrlichkeit und ihre Kläglichkeit, und dann war ihre Scham noch stärker.

Die Heerde kam zurück, ihre Glöcklein verkündeten es, sie lag noch immer an derselben Stelle; nun aber beeilte sie sich und machte Feuer an. Beret, welche kam, sah sogleich, daß hier Etwas vorgefallen sei; denn Mildrid gab verkehrte Antworten und stellte verkehrte Fragen, sie betrug sich überhaupt so seltsam, daß Beret mehrere Male stutzte und sie anschaute; und als sie nun zu Abend essen sollten und Mildrid sagte, daß sie kürzlich gegessen hätte und anstatt zu essen sich draußen hinsetzte: da fehlte es blos, daß Beret's Ohren sich vorüberbeugen sollten, um sie völlig einem Jagdhund gleich zu machen, welcher ein Wild gewahrt. Beret speiste und entkleidete sich. Sie schliefen in einem Bette, als aber Mildrid nicht kam, stand Beret oft leise auf und sah nach, ob die Schwester noch dasäße und ob sie allein dasäße. Ja, sie saß da, und zwar immer allein. Die Uhr wurde elf, sie wurde zwölf, sie wurde eins und Mildrid saß draußen und Beret schlief nicht. Sie that freilich so, als Mildrid endlich kam, und Mildrid schlich so leise, so leise, aber die Schwester hörte sie seufzen; als sie zu Bett gekommen war, hörte sie sie ihr gewöhnliches Abendgebet beten, aber so schwer; hörte sie flüstern: „Ach, stehe mir jetzt bei, lieber, lieber Gott!" Beret fühlte das tiefste Mitleid. Sie konnte nicht schlafen, sie hörte auch die Schwester vergebens sich zum Schlafe zurecht legen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite; sie sah, wie sie zuletzt das Schläfen ganz aufgegeben, die Bettdecke bei Seite schob und die Hände unter den Kopf legte und mit offenen Augen vor sich hinstarrte. Mehr sah oder hörte sie nicht, denn nun schlief sie ein. Als sie am nächsten Morgen erwachte, war die Schwester nicht mehr im Bette. Sie sprang auf; die Sonne stand hoch

am Himmel, die Heerde war bereits lange auf die Weide getrieben. Sie fand ihr Essen bereitet, beeilte sich zu speisen, ging hinaus, wo sie Mildrid bei der Arbeit fand; wie aber sah diese so angegriffen aus! Beret sagte ihr, daß sie sofort die Heerde aufsuchen und mit ihr weiter gehen werde; die Andere antwortete nicht — warf ihr jedoch einen Blick zu, welcher Dank ausdrücken sollte. Beret sann eine Weile nach und ging dann.

Mildrid sah sich um — ja, sie war allein; da beeilte sie sich, die Tassen zurecht zu stellen, mit den übrigen Dingen mochte es gehen wie es wollte; sie säuberte sich und ordnete ihr Haar und ging dann schnell zurück nach der Hütte, um die Kleider zu wechseln, dann nahm sie ihre Strickarbeit und ging nach dem Felsen.

Sie hatte nicht die Kraft des neuen Tages, denn sie hatte ja nicht geschlafen und einen Tag so gut wie nichts genossen. Sie ging wie in einem einzigen Traume und es war als könne sie keine Klarheit in denselben bringen, ehe sie nach dem Platze kam, wo sie gestern gesessen.

Aber sie hatte sich kaum dorthin gesetzt, als sie auch schon dachte: wenn er nun käme und mich hier fände, er müßte ja glauben —? Sie erhob sich unwillkürlich. Da sah sie seinen Hund auf der Felswand; er blieb stehen und sah sie an, hüpfte hinunter und kam zu ihr, mit dem Schwanze wedelnd. All' ihr Blut stockte. Dort! — dort stand er mit der Flinte in der Sonne, gerade wie gestern; er war heute einen andern Weg gekommen; er lächelte ihr zu, dann klomm er hinunter und stand bald vor ihr. Sie hatte einen leichten Schrei ausgestoßen und hatte sich dann setzen müssen. Sie war trotz äußerster Anstrengung nicht im Stande, sich zu erheben, ihre Handarbeit fiel zu Boden, sie nahm sie auf und hielt sie vor's Gesicht. Er sagte nichts. Aber er legte sich in's Gras gerade vor ihr und schaute ihr in die Augen, während der Hund auf der andern Seite die Augen auf sie richtete. Sie fühlte, daß er, trotzdem daß sie sich abwandte, ihr Erröthen, ihre Augen, ihr ganzes Gesicht sehen könne! Sein schnelles Athemholen theilte sich ihr mit; sie glaubte, daß sie seinen Odem auf ihrer Hand fühlen könne, sie wünschte nicht, daß er reden solle, und doch war es gräßlich, daß er schwieg. Er mußte sich ja denken können, warum sie jetzt auf dieser Stelle saß! Eine größere Schande aber als die, worin sie sich gestürzt, hatte nie Jemand empfunden! Aber es war auch nicht Recht von ihm, daß er gekommen war und noch weniger, daß er nun dort saß! Da wurde ihre eine Hand ergriffen und festgehalten, und dann auch die andere, sie mußte sich dadurch etwas weiter umkehren — und gut, ehrlich, aber stark zog er sie sanft zu sich mit Auge und Hand. Sie glitt nieder auf den Rasen neben ihm hin, so daß ihr Kopf in seinen Schoos fiel; sie fühlte, daß er ihr Haar mit der einen Hand zurückstrich, aber sie wagte nicht mehr aufzusehen, ihr ganzes Benehmen war allzu unwürdig und deshalb brach sie in ein heftiges Weinen aus! — „Recht, weine Du, dann will ich lachen", sagte er, „denn Das, was uns Beiden geschehen, ist sowol zum Lachen, als zum Weinen!" aber seine Stimme bebte. — Und nun flüsterte

er ihr in's Ohr, daß er gestern, als er von ihr wegging, ihr doch beständig immer näher gekommen sei, und dies „sei so stark geworden", daß er, nachdem er zu seiner Felsenhütte gekommen, wohin er gestern einen vornehmen Deutschen, der nach dem Kriege schwach sei, mit sich gehabt, nicht anders gekonnt habe, als den Deutschen sich selbst zu überlassen, während er nach dem Gebirge ging. So habe er diese Nacht im Hochgebirge gesessen, er sei zum Frühstück zu Hause gewesen, dann aber wieder auf und davon, er sei achtundzwanzig Jahre und also kein Knabe; — aber das fühlte er, entweder müsse jenes Mädchen sein werden, oder es sei aus mit ihm. Es habe ihn nach dieser Stelle von gestern getrieben, er habe nicht gedacht, daß er sie da treffen würde; — als sie aber da saß, war es sogleich entschieden, daß er einen Versuch machen müsse, und als er gesehen, daß es ihr gehe wie ihm, so — ja so — und er hob ihr Haupt empor und sie weinte nicht, und seine Augen glänzten sehr und sie mußte hineinschauen, und sie wurde roth und beugte sich. Aber er redete wieder mit der leisen, halb flüsternden Stimme. Die Sonne stand hinter den Baumwipfeln auf der Haide, die Birken zitterten in einem leichten Winde, das Vogelgezwitscher mischte sich mit dem Rieseln eines Baches unter den Steinen an ihrer Seite. Wie lange sie dort bei einander saßen, weiß Niemand zu sagen; aber der Hund war es, welcher Beide wieder aufschreckte. Er hatte mehrere Reisen umher gemacht und sich dann jedes Mal wieder auf seinen Platz gelegt, aber nun sprang er bellend hinunter. Sie sprangen Beide auf, standen eine Weile und horchten, aber es zeigte sich nichts. Sie schauten sich wieder an und da nahm er sie auf seinen Arm. Nie hatte Jemand sie getragen seit sie Kind war, und es war etwas dabei, was sie hülflos machte. Als er aber strahlend auf sie blickte, beugte sie sich nieder und umschlang seinen Hals; er war ihr Schutz, ihre Zukunft, ihr ewiges Glück, und sie mußte ihrem Gefühl gehorchen. Er hielt sie und sie hielt ihn. Er ging mit ihr hin, wo sie zuerst gesessen hatte, dort setzte er sich hin und schloß sie in seine Arme. Sie ließ ihn nicht los, sie beugte nur ihren Kopf tiefer hinunter zu ihm, damit er sie nicht sehen solle; er wollte sie gerade dazu zwingen, als plötzlich dicht vor ihnen gerufen wurde: „Mildrid!" so recht ein Ruf der Verwunderung. Es war Inga, welche dem Hunde nachgefolgt war. Mildrid sprang auf, in weniger als einem Augenblick schaute sie die Freundin an, dann ging sie zu ihr, legte den einen Arm um ihren Hals und das Haupt auf ihre Schulter. Inga umschlang sie: „Wer ist er?" flüsterte sie, und Mildrid fühlte, wie sehr sie zitterte; aber Mildrid rührte sich nicht, Inga wußte ja, wer er war, denn sie kannte ihn, aber sie traute ihren eigenen Augen nicht! Da kam Hans näher: „Ich glaubte, Du kenntest mich", sagte er ruhig, „ich bin Hans Haugen." — Beim Laute seiner Stimme hob Mildrid ihren Kopf auf und sah ihn an. Ach, wie gut und ehrlich stand er da. Er reichte ihr die Hand und sie ging hin und faßte sie und schaute auf die Freundin mit Scham und Freude in hochrother Mischung.

Hans nahm seine Flinte und sagte Lebewohl, indem er Mildrid zuflüsterte: „Du wirst begreifen, daß ich bald wiederkomme, nach Dem, was geschehen!" — Beide folgten ihm bis zur Grenze und sahen ihn dorthin gehen, wohin er auch gestern gegangen, sie sahen ihn im Sonnenlicht über die Haide verschwinden. Sie standen dort, so lange sie ihn sehen konnten, denn Mildrid, welche sich an Inga lehnte, wollte sie nicht los lassen und diese fühlte, daß sie sich nicht rühren und nicht reden durfte. Nur ein paar Mal flüsterten sie: „Nun sieht er sich um." Als er dann verschwand, wandte Mildrid sich gegen Inga: „Frage nicht", sagte sie, „ich kann es nicht erzählen." Noch eine Weile blieben sie stehen und gingen dann nach der Hütte. Dort erinnerte sich Mildrid, daß sie Alles unvollendet stehen gelassen, weshalb Inga ihr half. Bei der Arbeit sprachen sie nicht viel mit einander, oder doch nur über die Arbeit; nur mußte Mildrid einmal stehen bleiben und flüstern: „Ist er nicht schön?" Sie setzte etwas Mittagsessen auf den Tisch, konnte jedoch selbst wenig genießen, obwol sie das Bedürfniß sowol dazu als zum Schlafen fühlte.

Inga verließ sie, sobald sie konnte. Sie sah, daß Mildrid am liebsten allein sein wollte. Als Inga fort war, legte Mildrid sich auch auf's Bett und fühlte, daß sie schlafen solle. Noch einmal wollte sie doch aus den Ereignissen des Tages etwas „herausnehmen", was er gesagt hatte und was das Allerschönste gewesen; sie ward dadurch veranlaßt, sich selbst zu fragen: was sie darauf geantwortet? Und da stand es vor ihr, daß sie kein einziges Wort gesagt habe — nein, während ihrer ganzen Begegnung kein e i n z i g e s Wort! Sie stand vom Bett auf. Er konnte nicht viel Schritte allein gegangen sein, ohne daß auch ihm dies eingefallen — was aber sollte er dann denken? Daß sie ein Mädchen sei, welches willenlos im Schlafe wandere! wie konnte er sich auf die Dauer zu ihr hingezogen fühlen? Erst als er sich von ihr entfernt, hatte er finden können, daß er „Etwas von ihr hielte" — sie bebte, wenn sie dachte, was er denn nun wol heute von ihr denken möchte? — W i e g e s t e r n, so setzte sie sich auch heute wieder hin.

Mildrid war ja ihr ganzes Leben hindurch gewohnt gewesen, auf sich selbst Acht zu geben. Sie hatte sich in so schwierigen Verhältnissen befunden, deshalb fand sie in Allem, was sie an diesem Tage gethan, weder Tact, noch Ueberlegung, kaum Ehrbarkeit. Sie kannte dergleichen weder aus Büchern, noch aus dem Umgange; sie sah mit dem Blicke des Bauern und Niemand hat strengere Sitten. Es geziemt sich, sein Gefühl zu beherrschen; es ist e h r b a r, zurückhaltend mit der Aeußerung desselben zu sein. Sie, welche mehr als Andere ihr ganzes Leben hindurch „ehrbar" gewesen und deshalb die Achtung Aller genossen — sie hatte sich an einem einzigen Tage einem Mann ergeben, den sie nie früher gesehen! Auf die Dauer mußte ja gerade er sie am tiefsten übersehen! wenn es sich nicht einmal e r z ä h l e n l i e ß e, sogar nicht Inga — was mußte es dann sein?

Als Beret mit den ersten Glockenklängen von der Heerde in der Ferne kam, fand sie die Schwester gleichsam versteinert vor der Hütte.

Sie stand da, bis Mildrid genöthigt war, den Kopf aufzuheben und sie anzuschauen. Mildrid's Augen waren verweint, ihr ganzer Ausdruck leidend. Aber dieser Ausdruck verwandelte sich, als sie Beret ansah; denn Beret's Gesicht war erhitzt: „Was fehlt Dir?" brach sie aus. — „Nichts!" antwortete Beret und schaute mit unverwandten Augen Mildrid an, daß diese die ihrigen niederschlagen mußte, sich umkehrte und erhob, um an die Arbeit zu gehen. Sie sahen sich erst wieder beim Abendessen, wo sie einander gegenüber saßen. Da Mildrid nicht essen mochte, oder doch nur wenig genoß, so sah sie von Zeit zu Zeit geistesabwesend die Anderen an; am meisten jedoch Beret, welche nicht fertig werden konnte. Sie aß nicht wie ein Mensch, sondern mit einer Gier, wie ein hungriger Hund. „Hast Du heute nichts zu essen bekommen?" fragte Mildrid. — „Nein", antwortete Beret und fuhr fort. Nach einer Weile fragte Mildrid wieder: „Bist Du nicht mit den Hirten gegangen? — „Nein", antwortete sowol sie, als beide Hirten. In der Gegenwart dieser wollte Mildrid nicht weiter fragen, nachher machte ihr eignes krankes Herz sie so wenig geeignet, auf die Schwester Acht zu geben und ebenfalls, wie sie meinte, nur wenig würdig dazu. Dies wurde nur eine Zugabe zu den peinigenden Vorwürfen, welche sie „mit Schlägen" ihrer Seele vorbeigehen ließ, den einen nach dem andern, als sie Abends und Nachts draußen auf ihrem Platz vor der Hütte saß. An dem blutrothen Abend, in der eisgrauen Nacht **keinen** Frieden und durchaus kein Bedürfniß zum Schlafen! Das arme Kind war nie zuvor in Noth gewesen. Ach, wie sie betete! Sie hörte auf und fing wieder an, bald sprach sie Gebete, welche sie auswendig konnte, bald waren es ihre eigenen Worte und ganz ermattet warf sie sich endlich auf's Bett. Dort sammelte sie wieder ihr ganzes Herz, aber sie hatte keine Kraft, sie konnte nur noch sagen: „Hilf mir, lieber, lieber Gott!" — und damit fuhr sie fort, bald leise, bald laut, denn sie kämpfte den Kampf, ob sie ihn lassen solle, oder nicht. Da wurde sie so erschreckt, daß sie einen Schrei ausstieß, denn Beret hatte sich blitzschnell auf die Knie erhoben und beugte sich über sie. „Wer ist er?" flüsterte sie; ihre großen Augen sprühten Feuer und ihr erhitztes Gesicht, ihr stoßweises Athmen zeigten, daß auch sie sehr aufgeregt sei. Mildrid, welche von ihren Selbstpeinigungen unterjocht und an Seele und Leib ermattet war, konnte nicht antworten, sie war so erschreckt und dem Weinen nahe: „Wer ist er?" drohte die Andere noch näher vor ihrem Gesicht; „es hilft Dir nichts, es länger verbergen zu wollen; ich habe Euch Beide heute die ganze Zeit gesehen!" Mildrid hielt wie zur Vertheidigung die Arme vor sich empor, aber Beret ergriff sie und beugte sie nieder. „Wer ist er? sage ich!" — sie blickte ihr gerade in die Augen. „Beret, Beret!" klagte die Andere, „bin ich nicht immer gut gegen Dich gewesen, seit Du klein warst? Warum bist Du nun bös gegen mich, nun, wo es mir so schlecht geht?" — Beret ließ die Arme los, denn die Schwester weinte. Aber ihr Athem brannte und ihre Brust wogte, als solle sie gesprengt werden: „Ist es Hans Haugen?" flüsterte sie. Athemlose Stille entstand. „Ja", flüsterte

endlich die Schwester und weinte. Da beugte Beret ihre Arme noch einmal nieder, sie wollte ihre Augen sehen: „Warum hast Du mir das nicht gesagt, Mildrid?“ fragte sie mit demselben brennenden Eifer. — „Beret, ich habe es ja selbst nicht gewußt“, antwortete die Andere, „ich habe ihn ja vor dem gestrigen Tage nie gesehen. Und von dem Augenblick, wo ich ihn sah, ergab ich mich ihm; gerade Das peinigt mich ja, so daß ich sterben möchte!“ — „Sahst Du ihn gestern zum ersten Mal?“ schrie Beret in der höchsten Ueberraschung und voll Zweifel. „Nie sah ich ihn zuvor“, antwortete Mildrid mit Kraft. „Kannst Du Dir eine solche Schande denken, Beret!“ Da aber warf Beret sich ihr um den Hals und küßte sie.

„Liebe, liebe Mildrid, wie ist das wunderschön!“ flüsterte sie und sprühte Funken aus Freude; „ach, wie himmlisch ist das!“ wiederholte sie und küßte sie, „wie ich schweigen werde, Mildrid!“ Sie drückte sie an sich und richtete sich wieder empor; „aber Du, glaubtest Du, daß ich nicht schweigen könne?“ und eine tiefe Betrübniß kam über sie. „Ich nicht schweigen, wenn es Dein Wohl betrifft, Mildrid!“ — Sie weinte, „warum hast Du mich in letzterer Zeit vernachlässigt? Warum nahmst Du Inga statt meiner? Ach, was hast Du mir für Sorge gemacht, wüßtest Du doch, wie ich Dich liebe, Mildrid!“ Und sie drückte ihr Gesicht an der Schwester Busen. Diese erwiederte nun ihre Liebkosungen und versicherte, daß sie nie früher darüber nachgedacht, daß sie sie nie mehr vernachlässigen werde, daß sie sich gerade ihr anvertrauen wolle, da sie so gut und so ehrlich sei — und sie streichelte ihr die Wange, was die Andere erwiederte. Beret richtete sich wieder auf, sie wollte die Augen der Schwester im Lichte der Sommernacht sehen, welche der Morgen bereits röthete.

„Mildrid, wie ist er schön!“ war ihr erster, strahlender Ausruf, „wie kam er, wie sahst Du ihn zuerst? was sagte er? wie ging es zu?“ — und was Mildrid vor einigen Stunden nicht glaubte irgend einem Menschen erzählen zu können, das erzählte sie nun der Schwester, nur unterbrochen, wenn Beret sie dann und wann umschlang und an sich drückte, aber dadurch ward Mildrid's Lust zu erzählen zur Wonne, es ward ihr gleichsam zu einem fremden Liede, gedichtet im Walde und sie lachten und weinten, den Schlaf hatten sie vergessen, so fand die Sonne sie, die Eine liegend, oder sich auf ihre Elnbogen stützend, hingerissen von ihrem eigenen Abenteuer, die Andere auf den Knieen vor ihr, mit halb geöffnetem Munde, feucht glänzenden Augen und dann und wann voll Jubel sich über die Schwester werfend. Sie standen auf und verrichteten ihre Arbeit gemeinsam und als sie damit fertig waren und zum Schein gegessen hatten, kleideten sie sich Beide gemeinsam zur neuen Begegnung an. Er mußte ja bald kommen! Beide setzten sie sich in ihrer Sonntagstracht an der Felswand hin und Beret zeigte ihr, wo sie gestern gelegen, als sie sie belauschte. Der Hund war oft bei ihr gewesen. Die Erzählung der einen Schwester löste die der andern ab, das Wetter war auch heute gut und einige Wolken am Himmel. Sie hatten sich bald über

die Zeit hinausgeschwatzt, zu welcher Hans erwartet ward; aber sie fuhren fort zu plaudern und vergaßen es, um sich wieder daran zu erinnern und Beret sprang ein paar Mal nach der Felshöhe empor, um auszuspähen; von ihm aber war nichts zu sehen, noch zu hören. Beide wurden ungeduldig; Mildrid's Ungeduld wurde auf einmal so stark, daß Beret erschrak. Sie stellte ihr vor, daß er ja nicht sein eigener Herr sei; zwei Tage habe der Deutsche fischen und schießen und Essen allein zubereiten müssen, das ginge kaum noch den dritten Tag, worin Mildrid ihr Recht geben mußte: „Was glaubst Du, was Vater und Mutter hierzu sagen werden?" sagte Beret, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben; diese Aeußerung aber mußte sie sogleich bereuen. Mildrid erbleichte und starrte Beret an, Beret starrte sie wieder an. Hatte Mildrid nie zuvor daran gedacht? Ja; aber wie man an etwas Fernes denkt. Die Furcht, daß Hans Haugen eine schlechte Meinung von ihr fassen möchte, die Scham über ihre eigene Schwachheit und Dummheit hatten sie so sehr erfüllt, daß sie alles Andere bei Seite geschoben. Nun war es umgekehrt; nun erfüllten die Eltern plötzlich ihr ganzes Denken. Beret versuchte abermals zu trösten. Wenn sie ihn sähen, würden sie der Tochter Recht geben — sie würden auch nicht Die unglücklich machen, welche bis dahin ihre Freude gewesen. Die Großmutter würde ihr auch helfen; kein Mensch könne dem Hans Haugen etwas Böses nachsagen und er würde sich nicht abschrecken lassen. — Alles dies sauste vorüber; aber Mildrid dachte an etwas Anderes und um es recht überdenken zu können, bat sie Beret, das Mittagsessen zu bereiten. Beret ging langsam von ihr weg und wandte sich mehrere Male um.

Mildrid's Gedanken aber waren: „Soll ich es nicht gleich dem Vater und der Mutter sagen?" Erschöpft wie sie war von der ungeheuren Spannung dieser Tage wuchs die Frage zu einem Berge. Sie fand, daß sie eine Sünde beginge, wenn sie ihn nach ihrer Verlobung ohne Wissen der Eltern empfinge, sie hätte sich ja ohne Einwilligung der Eltern nicht verloben dürfen. Das aber hatte sie nicht verhindern können; war es aber nun geschehen, dann mußten die Eltern es unverzüglich wissen! Sie stand auf, es leuchtete vor ihren Augen, was Recht war, mußte sie thun! Wenn Hans hier abermals stände, mußte sie mit ihren Eltern geredet haben. „Nicht wahr?" fragte sie, als hätte sie Jemanden zu fragen. Sie eilte nach der Weide hinaus, um es Beret zu sagen. Aber Beret war weder in der Hütte, noch auf dem Felde. „Beret!" rief sie. „Beret!" — „Beret!" Das Echo hallte ihre Rufe von allen Seiten wieder, aber sie hörte nicht darauf. Ueberall suchte sie Beret, ohne sie zu finden, erschöpft war sie zuvor, nun wurde sie von Angst ergriffen. Beret's große Augen und Frage: „Was glaubst Du, daß Vater und Mutter zu diesem Allen sagen werden?" wurde immer größer und drohender — Beret sollte doch wol nicht zu ihnen gegangen sein? Es sähe ihr ähnlich! Heftig, wie Beret war, wollte sie die Sache gleich entschieden und Mildrid getröstet wissen; ganz gewiß war sie gegangen! — Käme aber Beret vor ihr, so würden die Eltern Alles mißverstehen; schnell

entschlossen schlug sie den Pfad nach dem Thale ein. Unwillkürlich beeilte sie ihre Schritte, getragen von einer wachsenden Spannung. Sie bemerkte es nicht, nur sauste es in ihrem Kopfe, preßte es in ihrer Brust, sie konnte kaum Athem holen. Sie mußte sich ein wenig niedersetzen, um zu ruhen. Aber das Sitzen gab ihr keine Ruhe, sie mußte liegen, sie warf sich über ihren Arm nieder, verlassen, untüchtig, verrathen, wenn auch aus Liebe, so doch verrathen.

Und damit fiel sie in Schlaf! Zwei Tage und Nächte hatte sie kaum geschlafen, noch gegessen und wie das die Seele und den Körper eines Kindes, welches ruhig und regelmäßig bis dahin seine Mahlzeiten und seinen Schlaf in dem stillen Vaterhause erhalten hatte, überwältigen konnte, begriff sie nicht. Wie konnte sie überhaupt begreifen, was nun mit ihr geschehen war? Sie hatte im Umgang mit liebevollen, aber schwermüthigen Eltern eine Fülle von Liebe gesammelt, die sie nur als Sorgfalt zeigen durfte; sie hatte gleichzeitig in der Großmutter heiterer Stube eine Unendlichkeit von Sehnsucht empfangen, welche sie in ihrer Einsamkeit nicht beherrschen konnte. — Deshalb mußte sie nun, wenn der Frühlingsdurchbruch einmal kam, in einer überreichen Blumenfülle dastehen und, wohin sie sah, nur den Fall ihrer selbst erblicken.

Geängstigt von ihrem kindlichen Wesen, war das müde Kind in die Wette mit sich selbst gelaufen, bis sie stürzte — sie schlief ein und der reine Wind der Felsenhöhe streichelte ihre Wange.

(Schluß im nächsten Heft.)

---

# Jacob Becker von Worms.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Die junge Düsseldorfer Schule hatte gleich von vornherein das Glück, eine Reihe von sehr verschiedenartigen Talenten für die Volksmalerei zu erhalten, die sich, wie sie eigenartig in ihrer Begabung waren, auch sofort auf eigenartigen Gebieten entwickelten. Ich habe früher ausgeführt, wie Schrödter sich als Illustrator der humoristischen Literatur ausbildete und wie Jordans sich der Darstellung des nordischen Küstenlebens widmete. Fast gleichzeitig mit Letzteren erschien in der Rheinischen Malerstadt ein junger Mann vom Mittelrhein, der gleichfalls bald eine Zierde der Schule wurde. Es war Jacob Becker von Worms, wie man ihn mit dem Beinamen bezeichnete. Es kamen nämlich bald noch mehrere junge Leute, die den unglücklichen Namen führten; denn es ist gerade kein Vorzug Becker oder gar Müller, Schulze und Schmidt zu heißen, wenn man sich einen Namen machen will.

Dieser Künstler wurde am 15. März 1810 zu Dittelsheim bei Worms geboren. Als er noch ein Knabe war, zogen seine Eltern nach Worms, wo der Vater eine Wirthschaft führte. Seine Begabung für bildnerische Darstellnng trat schon in früher Jugend an den Tag. Nachdem er die Elementarschule besucht hatte, kam er in den Zeichenunterricht eines dortigen Lehrers Namens Jung, der ein alter Mann war und der, da er die Ruhe liebte, dem talentvollen Zögling sehr bald die Correctur bei seinen Schülern überließ. Bereits mit sechzehn Jahren wurde der angehende Jüngling nach Frankfurt a. M. geschickt, wo er abwechselnd den Unterricht im Städelschen Institut und die lithographische Anstalt der Herren Vogel und Fink besuchte; das erstere, um dort ernste Studien zu machen, die letztere, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als Lehrer wirkten damals an der genannten Anstalt der Director Maler Philipp Veit, der Bildhauer von der Launitz und der Architect Hessemer, der sich auch als Dichter bekannt gemacht hat. Durch den regelmäßigen Unterricht wurde Becker nur wenig gefördert. Launitz hatte jedenfalls den größten Einfluß auf ihn, wie denn dieser lebhafte und vielseitig unterrichtete Mann Jeden anregte, der mit ihm in Verbindung trat. Veit's Intentionen gingen über die Sphäre hinaus, in der sich das Talent des Schülers entfalten konnte, desto mehr schloß der junge Mann sich an weise jüngere Genossen an. Der genialste von ihnen war Jacob Dillmann, mit dem er im Auftrag der Vogel'schen Anstalt die Zeichnungen und die lithographische Ausführung eines großen Rheinalbums übernahm, das äußerst pünktlich und delicat ausgearbeitet wurde. Die beiden Künstler wanderten lange im engen Rheinthal auf und ab und hatten vielfache Gelegenheit sich in das Volksleben zu vertiefen, das sie später mit so großem Erfolg behandelt haben.

Im Jahre 1833 kam Becker im Auftrag der genannten lithographischen Anstalt nach Düsseldorf, um die Chorknaben von Theodor Hildebrandt, welche großen Erfolg hatten, auf Stein zu zeichnen. Seine eigenen Compositionen, die in Künstlerkreisen bekannt wurden, erregten wegen der sinnigen Erfindung und überaus feinen Darstellung allgemeines Aufsehen. Man redete ihm zu, sich, was er übrigens auch vorhatte, ausschließlich der Malerei zu widmen. Das Leben der jungen Kunstcolonie sagte ihm zu und er blieb.





Jacob Becker von Worms.

Seine reizende Persönlichkeit erwarb ihm nun auch rasch viele Freunde. Von Gestalt gerade nicht hervorragend hatte er einen sehr schönen Kopf. Die tiefen blauen Augen, der trauliche oberrheinische Dialect, seine hübsche Tenorstimme, die namentlich trefflich auf's Jodeln eingeübt war, sein bescheidenes, treuherziges Wesen öffneten ihm neben seinem angeborenen Kunsttalent alle Kreise. Ich wurde schon als Gymnasiast mit ihm bekannt, wir sangen Quartette, wir verkehrten gesellschaftlich miteinander, wir machten Ausflüge in die Umgegend, wir gingen zusammen an den Rhein und an die Ahr. Er wurde im Jahre 1838 der Mann meiner einzigen Schwester. So bin ich denn stets mit ihm in der angenehmsten und freundlichsten Verbindung geblieben.

Becker wandte sich nicht wie Jordan sofort dem Volksleben zu. Er hat zunächst eine romantische Periode durchgemacht. Während seines Frankfurter Aufenthalts componirte er mit Vorliebe Scenen aus dem mittelalterlichen Leben. Er nahm damals seine Stoffe aus Uhland's Balladen; aus Spindler's Juden und ähnlichen Werken. Ich besitze noch eine Zeichnung, welche den Valentin im Vordergrunde und im Hintergrunde Faust und Mephistopheles darstellt. Auch sein erstes Bild „Der Ritter und sein Liebchen", die auf einem Balcon über dem Meer im Abendroth sitzen, schlägt noch in diese Richtung. Obgleich er großes Glück mit dieser Darstellung machte, die sofort in den Besitz des Hofbuchdruckers Decker in Berlin überging, wandte er sich immer mehr dem Volksbild zu, dem er auch bis in die letzten Zeiten treu geblieben ist. Schrödter's und Jordan's Vorgang mochte nicht ohne Einfluß auf ihn sein. Noch mehr wirkte auf ihn sein alter Freund und Genosse Dillmann, der inzwischen nach Düsseldorf gekommen und mit Entschiedenheit das rheinische Bauernleben darzustellen bemüht war. Die beiden Künstler machten aufs Neue gemeinsame Studienreisen nach dem Rhein und später nach den Lahngegenden, deren Bewohner sie einestheils mit ihrer körperlichen Schönheit, anderntheils durch ein überaus kleidsames und malerisches Costüm anzogen.

Becker's erste Bilder zeigen sofort in Betreff der Gegenstände, welchen Weg er einzuschlagen entschlossen ist. Dagegen erscheint er noch schwankend in Betreff des Costüms. Nach einigen kleinen Vorarbeiten, wie „Die Heimkehr eines Blinden mit seiner Tochter im Gewitter" (1834), eine Landschaft mit einem Knaben, der eine Medicinflasche tragend dahinrennt (1834), „Der Tyroler mit seinem Mädchen" (1835), begab er sich an ein größeres Bild „Die wallfahrende Bauernfamilie", das 1836 vollendet wurde. Es ist ein Mann mit seiner blinden Frau und seinen Kindern. Alle knieend, betend vor einer großen Eiche, in deren Rinde ein Muttergottesbild eingefügt ist. Das Bild hatte einen großen Erfolg und wurde mehrfach lithographirt. In Magdeburg erregte es fast einen Religionskrieg durch einen pietistischen Geistlichen, der durch dasselbe zu einem Liede begeistert wurde, während ein Rationalist dagegen predigte. Heutzutage würde es uns wahrscheinlich ziemlich kindlich erscheinen, aber es war eine Darstellung voll rührender und unmittelbarer Empfindung. Das Costüm behandelte er hier nach niederrheinischen Vorbildern. Auch das höchst populär gewordene und auf Bilderbogen und Pfeifenköpfen prangende Gemälde „Der zurückkehrende Krieger", der mit dem Todtengräber auf dem Friedhof die Gräber der Seinigen aufsucht, nebenbei gesagt, eine der gelungensten Schöpfungen des Künstlers, gehört hierher (1838). Später hat er auch noch einen tyroler Gegenstand

in seinen „Wildschützen“ behandelt, von denen der ältere durch die Brust geschossen ist und von dem jüngern einen steilen Gebirgsweg herabgeführt wird (1839). Man lernt in diesen Werken den jungen Meister sofort als einen tief empfindenden, gemüthvollen Menschen kennen, der die Seele auf elegische und auch auf tragische Weise zu packen und zu rühren versteht.

Schon im Jahre 1837 wendet er sich vorzugsweise solchen Gegenständen zu, welche er auf seinen Fahrten in den Lahngegenden gesammelt hat. In der Folge bewegt er sich fast ausschließlich im Menschenschlag und im Costüm des Westerwaldes und des Taunus. Damals wurde zunächst ein überaus anmuthiges Gemälde „Abend am Brunnen“ fertig, welches in den Besitz der Prinzessin Albrecht von Preußen überging. Es sind Gruppen von alten Leuten, Liebespaaren und Kindern, die sich unter einer hohen Linde am Quell versammelt haben und mit einander plaudern. Also ein Zustandsbild, aber Alles voll Leben, Gemüthlichkeit und, was besonders hervorgehoben werden muß, voll hoher und edler Schönheit. Die Menschen, die er uns vor Augen stellt, sind vorzugsweise anmuthig und reizend. Die Schönheit überwiegt die Charakteristik. Und diesem Streben bleibt er sein ganzes Leben treu. Man begann damals in Düsseldorf ihn den deutschen Robert zu nennen. Robert ist im Vergleich mit ihm aber stets elegisch und melancholisch. Becker entwickelt dagegen die heiteren Seiten des Landlebens. Dabei erhebt er sich gleich in seinem zweiten Bilde zu dramatischen Affecten. Der Gegenstand sind „Landleute vom Gewitter erschreckt“ (1840). Dieses Bild, welches vom Rheinisch-Westphälischen Kunstvereine erworben und in dem von Reisensand angefertigten Stiche als Nietenblatt vertheilt wurde — es befindet sich jetzt in der Sammlung des Fürsten von Solms-Braunfels — machte dem Künstler sofort eine sehr geachtete Stellung. Bekanntlich besteht die Composition in einer Gruppe von Schnittern und Schnitterinnen, die in der Ferne ihr vom Blitz getroffenes Dorf brennen sehen und sich darüber in der größten Aufregung befinden. Beckers Name wurde sofort allgemein und mit der größten Anerkennung genannt. Der Künstler erhielt einen Ruf als Professor an das Städelsche Institut, dem er Folge leistete, um dort eine eigene Schule zu gründen.

In seinem neuen Wirkungskreise fuhr er auf der betretenen Bahn fort. Es folgten zunächst einige kleinere Bilder, nämlich „Des Soldaten Abschied“, dem zwei Mädchen am Ufer des Flusses nachsehen, denn der Geliebte der einen fährt eben im Nachen hinüber und „Die Heimkehr eines Liebespaares aus dem Walde“. Von Zeit zu Zeit finden wir ihn aber stets wieder mit einer großen Arbeit theils idyllischer, theils tragischer Art beschäftigt. Eines seiner bedeutendsten Werke sind wol unbedingt „Die heimkehrenden Schnitter“, welche vom Consul Becker in Newyork erworben wurden. Wo sie sich jetzt befinden, ist uns unbekannt. Ich besitze eine kleine Wiederholung dieses trefflichen Gemäldes, die in Rundung der Composition und in Schönheit der Figuren den berühmten Gemälden Robert's im Louvre vollkommen ebenbürtig ist. Von mächtiger dramatischer Wirkung ist ferner sein „Vom Blitz erschlagener Schäfer“ (1844), der als eine Zierde der Galerie des Städel'schen Museums aufgeführt werden muß. Ich habe ihm den Gegenstand gegeben, er hat ihn meisterhaft behandelt. Das Bild ist in Schwarzkunst vervielfältigt worden. Nicht minder bedeutsam waren seine „kriegsflüchtigen Landleute“ (1848), eine Gruppe von Bauern, die mit ihrem Pfarrer aus dem Heimatdorfe fliehen, das eben von plündernden Horden verwüstet

wird. Becker hatte Unglück mit dieser Arbeit, die in das Revolutionsjahr fiel und in Deutschland keinen Käufer fand. Er sandte das Gemälde nach Amerika, auf dieser Fahrt ist es unversichert in einem Schiffbruche untergegangen. Wie Schade um so viel Talent, um so großen und hingebenden Fleiß! Unter den größeren Bildern des Künstlers ist noch ein „Schulmeister mit seiner Jugend" zu nennen, die singend am Rand eines Waldes hinzieht; dasselbe ist im Besitz des Dr. Robert Lucius in Erfurt.

Zwischen diese Hauptarbeiten des Künstlers fallen noch eine Reihe von kleinen idyllischen Bildern, wie: „Die aus der Kirche heimkehrenden Bauern", „Der betrunkene Kirmesbauer", „Die Märchenerzählerin", „Das Kind mit einem Lamm", „Der Liebesantrag", „Die Weinlese", „Eine Bauernfamilie im Felde beim Pflug", „Der Abschied der Recruten", „Des Feldes und des Hauses Segen", „Das Stelldichein am Brunnen", die er zweimal und zwar einmal für das Museum in Karlsruhe malte, „Auf der Höhe" und „Das Mädchen mit den Tauben", eine Art modernes Aschenbrödel. Die meisten dieser Bilder sind gestochen oder lithographirt worden. Auch hat er einige sehr feingestimmte Landschaften geliefert.

Man kann gerade nicht sagen, daß Becker eine sehr ausgiebige Künstlernatur war, die meisten seiner Werke fallen in die kräftigen Mannesjahre. Je höher er in das Leben stieg, desto mehr versiechte der Quell seines Compositionstalents, nemo ultra posse. Hauptsächlich dürfte der Grund dieser Erscheinung in seiner eigenen Natur liegen. Ich möchte indeß glauben, daß der Aufenthalt in der alten Reichsstadt auch nicht günstig auf einen Künstler wirken konnte: der Maler bedarf ganz besonders einer gleichgesinnten und mitstrebenden Umgebung, die er selber treibt und von der er getrieben wird, wenn er auf der Höhe bleiben soll. Allerdings hatte er Gelegenheit, mit Collegen wie Veit, Rethel, Schwind und Steinle zu verkehren, die längere oder kürzere Zeit in Frankfurt weilten, aber sie Alle waren Historienmaler und sahen mit einer gewissen Vornehmthuerei auf die Volksmalerei herab. Das mochte Becker verbittern. Freilich erwiesen sich ihm die Bewohner der alten Reichsstadt stets in der freundlichsten Art. Ja, er wurde in vielen Kreisen verhätschelt. Aber das war auch wieder kein Förderungsmittel. Mit solchen Leuten läßt sich gut essen, trinken und verkehren, aber sie regen den Künstler gerade nicht zu neuen Schöpfungen an. Ueberdies war sein Amt ihm vielfach hinderlich. Da er als Lehrer sehr gewissenhaft verfuhr, so brachten ihn die Correcte oft um die Stimmung beim eigenen Schaffen. Ja, es fehlte ihm oft die Stunde zu den nothwendigen Ausflügen in die freie Natur und unter freien frischen Menschen, bei denen er sich früher seine Gegenstände gesucht hatte.

In den ersten Zeiten seines Frankfurter Aufenthalts fand er freilich Befriedigung in seiner Lehrthätigkeit. Als er in der Mainstadt ankam, fanden sich sofort verschiedene sehr talentvolle Schüler bei ihm ein, die ihn namentlich in seinem Gewitter bewundert hatten. Unter ihnen sind besonders Anton Burger und Philipp Knupf zu nennen, welche mit einigen Genossen jetzt die Kronberger Schule bilden. Auch der renommirte Rheinmaler Schreyer, der später Aufsehen in Paris machte, ging bei ihm in die Lehre. Alle diese Maler haben sehr viel von Becker gelernt. Sie treten noch heute durch ihre feine Zeichnung und durch ihre naive Naturanschauung vortheilhaft hervor. Als indeß die Principien französischer Farbenbehandlung nach Deutschland kamen, trennten sie sich von dem Meister, der sie nicht ohne

Wehmuth den Weg des Realismus einschlagen sah. Nur einige Jünger blieben ihm treu, namentlich Albert Hendschel, der in der neuesten Zeit das allerliebste Album herausgegeben hat, in dem er sich als einen genialen Illustrator erweist, der es freilich nie recht zur Oelmalerei bringen konnte, und Julius Hammel, der nicht allein trefflich componirt, sondern auch ausgezeichnet colorirt.

Da Becker in Frankfurt von vornherein manche Aufträge zu Bildnissen in den reichen und wohlhabenden Familien erhielt, so bedingte dieser Zweig seiner Thätigkeit auch vielfach den Verkehr mit den Optimaten der Stadt, bei denen er wiederum die Vertreter des selig entschlafenen Bundestages fand. Er kam mit einer Menge von feingebildeten und hochstehenden Persönlichkeiten zusammen, die ihn freilich selten künstlerisch zu erheben vermochten, ihm aber manche gesellschaftliche Genüsse verschafften. In diesen Kreisen traf er nun auch mit dem damaligen Bundestagsgesandten von Bismarck zusammen, der mit seiner ganzen Familie sofort einen überwältigenden Eindruck auf ihn machte. Bei einem so schlichten und harmlosen Künstler wie Becker kann natürlich von der Politik nicht die Rede sein. Er hatte als Jüngling das Hambacher Fest mitgemacht und den Volksmann Funk begleitet, welcher das Schwert trug. Man hatte ihn damals seiner Schönheit wegen gewählt. Eine wirkliche Einsicht in die Lage der Dinge besaß er nicht, er wurde nur durch ein unbestimmtes Gefühl geleitet, sich der Opposition anzuschließen. Das einzige Revolutionäre an ihm war sein schöner Vollbart, mit dem er auch in Düsseldorf erschien und der ihn auf seinen Reisen zuweilen mit der überall Demagogen riechenden Polizei in Conflict brachte. Wenn ich nicht irre, hat er in den rheinischen Künstlerkreisen den Vollbart zuerst eingeführt. Im Jahre 1848 stellte sich der Revolutionair von Hambach auf die Seite der Reaction. Auch hier leitete ihn wieder sein Gefühl. Die Unruhe im Volk war dem stillen Schaffen auf dem Gebiete der Kunst hinderlich. Kein Wunder, daß er und viele seiner Collegen die entschiedensten Gegner der damaligen Bewegungen waren. Und so sprach auch sein Herz sofort für die frische, männlich starke und zugleich humoristische Erscheinung des preußischen Gesandten, der sich aber als ein ganz anderer Mensch zeigte, als seine zugeknöpften Collegen. Wir Anderen kannten Herrn von Bismarck nur als den Hochtory aus dem vereinigten Landtage von 1847 und aus den Kammern, die in Berlin zusammentraten und hatten natürlich unsere Bedenken gegen Becker's Ansichten. Aber er vertheidigte sie auf's Lebhafteste und er hat Recht behalten. In der That war der Verkehr im Bismarck'schen Hause so leicht, frei, heiter, echt menschlich, daß er eine wahre Oase in den sonst ziemlich steifzugeschnittenen Frankfurter Kreisen bildete. Bismarck wurde seitdem Gesandter in Petersburg und Paris, Premierminister, Graf und Fürst, er hat Preußen groß gemacht und Deutschland zur Einheit verholfen; Becker blieb der einfache Künstler, aber die freundschaftlichen Beziehungen von Haus zu Haus sind bei allen Veränderungen der Verhältnisse dieselben geblieben. Becker hat während dieses Vorganges auch sehr wohlgelungene Bildnisse des Fürsten und der Fürstin Bismarck angefertigt.

Im Jahre 1845 erhielt der Künstler einen Ruf als Professor an die Akademie in München. Für seine künstlerische Entwickelung wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er in einem ausgedehnten strebsamen Künstlerkreise zu leben gesucht hätte. Er zog indessen die Stadt vor, in welcher er persönlich eine allgemeine Achtung und Verehrung genoß, wenn auch die Anerkennung

der Kunst und der Künstler Vieles zu wünschen übrig ließ. In der That hat er in Beziehung auf die Versorgung seiner Töchter diesen Schritt niemals zu bereuen gehabt. Sie fanden dort ein Paar vortreffliche und dabei wohlstehende Männer und leben in den glücklichsten Verhältnissen.

Leider wurden die letzten Jahre des trefflichen Künstlers vielfach von andauernden und unliebsamen Krankheiten getrübt. Rheumatische und gichtische Leiden warfen ihn mehrere Mal für lange Zeiten auf das Krankenlager. Im letzten Jahre traten diese Anfälle mit apoplektischem Charakter auf und haben ihm nach und nach die Glieder und in der letzten Zeit sogar die Zunge gelähmt. Dieser Zustand gedieh allmälig so weit, daß der arme Mann für das Leben und der Künstler natürlich auch für die Kunst verloren war. Er hat nicht einmal sein letztes Bild, welches einen Erntezug darstellte und sich im Besitz seines Schwiegersohnes Dr. Eugen Lucius befindet, vollenden können und ist am 22. Dec. 1872 still hinübergegangen.

Wenn man das ganze Feld von Becker's künstlerischer Thätigkeit übersieht, so kann man ihn nicht gerade einen fruchtbaren Künstler nennen. Am fleißigsten war er während seines Aufenthalts in Düsseldorf und in den ersten Jahren in Frankfurt. Neben den schon angeführten Hemmnissen, die seinen späteren Arbeiten entgegen standen, lag es auch in seiner Natur, daß er sich nie genug thun konnte und deshalb in die Gewohnheit verfiel, stets an seinen Bildern zu ändern und mitunter sogar das fertige Gemälde wieder abzuwischen und auf's Neue zu beginnen. Diese bedenkliche Eigenschaft, die sich übrigens bei manchen Künstlern findet, nahm in der letzten Zeit immer mehr zu. Man muß übrigens anerkennen, daß er fast nie eine Composition lieferte, in welcher sich nicht das Bestreben nach schön abgerundeten Linien und edler Gruppirung kund gab. Der Weg, den er in der Kunst verfolgte, führte ihn zunächst zur möglichst vollkommenen Durchbildung der Idee. Erst wenn die Composition feststand, suchte er sich seine Modelle in der Natur. Als Zeichner gehört er unbedingt zu den feinsten und vollendetsten Meistern der Gegenwart. Man findet diesen Zweig auch bei allen seinen Schülern in hohem Maße ausgebildet. In der Farbengebung schloß er sich zunächst an die Düsseldorfer an. Seine ersten Bilder sind noch spitz und scharf gemalt, der Umriß überwiegt das Colorit. Aber auch hier erreichte er wunderbare Dinge. Auf der großen Ausstellung zu Köln 1861 machte sein heimkehrender Soldat nicht allein durch die tiefe Empfindung des Gegenstandes, sondern auch durch die naive und in den kleinsten Einzelheiten vollendete Ausführung das allgemeinste Aufsehen. In Frankfurt wurde er allmälig freier in der malerischen Behandlung. Er wurde einigermaßen durch Robert und Riedel beeinflußt. Seine Farbengebung behielt aber stets mehr einen idealen, als einen realistischen Charakter. Diejenigen Werke, welche auch coloristisch auf der höchsten Stufe stehen, sind der „Erntezug" und „Der vom Blitz erschlagene Schäfer". In seinen letzten Arbeiten macht sich allerdings eine gewisse Abnahme der ursprünglichen Kraft und Frische bemerkbar, was ohne Zweifel durch die eintretende Kränklichkeit zu erklären ist. Immerhin wird man Becker aber zu den besten und gediegensten Malern im Fache des idealen Volksbildes zählen müssen. Seine Werke sind voll Sicherheit in der Wahl der Gegenstände, voll tiefer poetischer Empfindung in der Composition, voll Schönheitsgefühl in den Gestalten und voll Feinheit in Zeichnung und Malerei.

---

# Erinnerungen von der Pilgerfahrt nach Mekka.

Von **Heinrich Freiherr von Maltzan.**

Bekanntlich macht es das mohammedanische Glaubensbekenntniß jedem seiner Anhänger zur Pflicht, einmal in seinem Leben die Pilgerfahrt nach der Wiege des Islam, nach der heiligen Stadt Mekka, zu unternehmen. Mekka ist nicht nur die Geburtsstadt des Propheten, die Stätte, wo zuerst seine Religion gepredigt wurde, der Ausgangspunkt seiner epochemachenden Flucht nach Medina, der berühmten Hedschra, welche den Beginn der mohammedanischen Aera bezeichnet; sondern es enthält auch noch das uralte Heiligthum der arabischen Stämme, die Kaaba, der Sage nach der erste Tempel des einigen Gottes auf Erden, den kein Geringerer als Abraham selbst errichtet haben soll und in dessen Mauern sich der vom Erzengel Gabriel vom Himmel gebrachte schwarze Stein befindet, dieser einzige materielle Verehrungsgegenstand, den Mohammed in seine Religion mit hinübergezogen hat, einestheils, weil dessen Verehrung zu tief im Nationalbewußtsein seiner Landsleute wurzelte, und dann wol auch, weil er einsah, daß eine Glaubenslehre ohne einen Rest von Fetischdienst seinen Arabern nicht zusagen würde. Aber in und um Mekka sind der Heiligthümer noch mehr. In der Stadt selbst liegen Safa und Merua, berühmt durch die Sage von Hagar und Ismaël, weil zwischen diesen beiden Punkten Abraham's verstoßene Magd umherirrte, als sie Wasser für die Lippen ihres verschmachtenden Kindes suchte, bis sie endlich eine Quelle fand und zwar zwischen den Beinen des Knaben Ismaël selbst, eine wunderbar aus dem trockenen Wüstensand hervorsprudelnde Quelle, die heutiges Tags noch nicht versiecht ist. Es ist der heilige Brunnen Semsem, jetzt in die Ringmauern der großen Moschee eingeschlossen, dessen Wasser ein Heilmittel gegen alle möglichen Uebel bietet und daher von den Pilgern mit Inbrunst geschlürft wird. Das Hauptziel und den Schlußpunkt der Wallfahrt bildet jedoch eine mehrere Meilen von Mekka entfernte und der Kaaba selbst an Heiligkeit nicht nachstehende Stätte, nämlich der Berg Arafat, d. h. der Erkenntniß, weil hier das erste Menschenpaar nach der Austreibung aus dem Paradiese und nachdem es über ein Jahrhundert getrennt umhergeirrt war, sich wiederfand, um nun jene fruchtbare Ehe eigentlich erst zu beginnen, welcher das Menschengeschlecht sein Dasein verdankt, denn vor der Vertreibung aus Eden war diese Ehe noch nicht mit Sprößlingen gesegnet gewesen. Auf dem Weg zu diesem heiligen Berg liegt Mina, wo Abraham seinen Sohn opfern sollte und statt dessen den Widder darbrachte, und etwas weiter Musalifa, wo er die Steine auflas, mit welchen er Iblis, d. h. den Satan steinigte, als dieser ihn am Bau der Kaaba hindern wollte. Zum Andenken an diese beiden Ereignisse werden alljährlich am großen Bairam von den Pilgern Tausende von Schafen in Mina geschlachtet und in Musalifa Millionen kleiner Steine aufgelesen, die dann unter frommen Verwünschungen dem unsichtbaren Dämon an die Stirn geschleudert werden. So ist Mekka und seine Umgegend die dreimal heilige Stätte des Islam. Medina rivalisirt zwar

jetzt an Heiligkeit mit ihm, als die Stadt, wo der Prophet nach der Flucht lebte, wo er seine Religion zur siegreichen machte, wo ihm der größte Theil des Koran geoffenbart wurde, wo er starb und begraben liegt.

Aber alle diese Wichtigkeit von Medina ist nur der Person des Propheten entlehnt, die von Mekka dagegen der Religion selbst; indeß wie Beide, die Religion und ihr Stifter, nicht von einander zu trennen sind, so erscheinen auch beide heilige Stätten dem Moslem jetzt gleich wichtig und gleich verehrungswürdig und die Wallfahrt nach Medina wird für eben so wünschenswerth angesehen, wie die nach Mekka, obgleich sie streng genommen nicht Vorschrift ist. Sie wird deshalb auch von Keinem unterlassen. Sie ist übrigens in so fern an leichtere Bedingungen geknüpft, als sie nicht an einem bestimmten Tage ihr Ziel erreichen muß, während die Wallfahrt nach Arafat, Mina, Mufalifa ꝛc. nur an einem einzigen Jahrestage stattfinden darf, wenn sie giltig sein soll.

Medina dagegen kann man vor oder nach der Fahrt nach Mekka besuchen, wie man will. Ein Datum ist hier nicht vorgeschrieben.

Obgleich die Vorschrift, die Pilgerfahrt zu machen, bei der großen Ausdehnung, welche die Reiche des Islam annahmen, natürlich immer nur von einem kleinen Theil im Vergleich zu der gewaltigen Masse der Gläubigen befolgt werden kann, so ist es doch an und für sich eine höchst ansehnliche Schaar, welche sich alljährlich bei den Heiligthümern einfindet. Diese Schaar ist unerreicht an Buntheit, an Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, Racen und Typen, an Verschiedenheit der Costüme, Sitten und Gewohnheiten. Bei keiner der anderen Weltreligionen, weder beim Christenthum, noch Buddhismus würde eine Wallfahrt ihrer Bekenner ein ähnliches Schauspiel darbieten. Die Bekenner des Buddhismus zeigen wenig Verschiedenheit im Typus, die des Christenthums zwar mehr Racenmannigfaltigkeit, aber der nivellirende Geist der modernen Civilisation macht ihre Erscheinung eintönig und langweilig; die des Islam allein bieten uns das malerische Schauspiel buntgemischter Völkergruppen, die nichts von ihrer Originalität eingebüßt haben; denn selbst die Reform hat nicht vermocht, den Orient eintönig zu machen; vielmehr hat der Orient diese Reform gleichsam absorbirt und aus Dem, was er Europa entlehnte, etwas Eigenartiges, Uneuropäisches geschaffen. Welch' ein Reiz für den beobachtungslustigen Reisenden, in dies bunte Völker-Kaleidoskop hineinzublicken! Doch dieser Reiz war es nicht allein, welcher den Schreiber Dieses bewog, selbst sich unter die Pilgerschaaren des Islam zu mischen.

Nein! Der Geist des Islam läßt sich nirgends besser studiren, als an dieser seiner Quelle, nirgends anders sich sein culturgeschichtlicher Einfluß so gut erforschen, nirgends anders das Völkerchaos, das der Mohammedanismus zusammengewürfelt hat, deutlicher entrollen. Eine Fahrt nach Mekka zur Pilgerzeit bietet zugleich ein Eindringen in die religiöse Tiefe des Islam und zugleich einen Ueberblick über seine verschiedenen Culturreiche, fast den Vortheil einer Reise von der Grenze Chinas bis Marokko, vom Kaukasus bis nach Centralafrika, wenigstens was das ethnographische Interesse betrifft, und auch das historische geht nicht leer aus; denn viele dieser Völker sind auf verschiedenen Stufen der Geschichte in ihrer Cultur stehen geblieben; der Beduine vertritt noch die vormohammedanische Zeit, Einige das frühere, Andere das spätere Mittelalter und nur die moderne Civilisation ist verhältnißmäßig arm an Repräsentanten.

Schon seit meinem ersten Zusammenkommen mit Arabern und noch mehr, seit ich vielfach und intim mit ihnen verkehrt hatte, war die Sehnsucht nach einem tiefern Eindringen in die Geheimnisse ihrer Religion täglich in mir gewachsen. Fast in allen ihren Gesprächen war von der Pilgerfahrt nach Mekka die Rede. Selbst die einfachsten und beschränktesten Leute wußten Interessantes davon zu erzählen. Wenn ich aber im Gespräch den Wunsch fallen ließ, gleichfalls jene heilige Stätte zu besuchen, dann entstand jedesmal eine Scene wegen meiner Tollkühnheit, einen solchen Wunsch auch nur zu äußern, den ein Nichtmoslem eigentlich gar nicht hegen darf, denn das heilige Gebiet ist ihm ja streng untersagt. Niemand darf es betreten, der nicht Mohammed's Religion bekennt. Ich hatte zwar unter den Arabern einzelne Freunde, die mich in solchen Fällen bei Seite nahmen und mir zuredeten, selbst Moslem zu werden, dann könne mein Wunsch in Erfüllung gehen. Aber mit dem Moslemwerden ist es eine eigene Sache. Die wenigsten Mohammedaner glauben an die Aufrichtigkeit eines solchen Uebertritts, der allerdings auch nur sehr selten wirklich aufrichtig ist. Der Neophyt ist einer Menge von Vexationen ausgesetzt; er muß immer die Zeugen des Uebertritts bei der Hand haben, sonst wird ihm in jeder Stadt der Vorwurf der Ungläubigkeit an den Kopf geworfen und er gezwungen, von Neuem das Glaubensbekenntniß abzulegen, so daß der Neubekehrte eigentlich auf jeder Station die Ceremonie des Uebertritts erneuern muß und dennoch nicht dem Mißtrauen entgeht.

Dieses Mißtrauen ist um so größer, wenn bekannt wird, daß man sich Mekka zum Reiseziel gesetzt hat. Man glaubt nämlich, dem Christen läge viel daran, die Heiligthümer des Islam zu profaniren; der Aberglaube wähnt, daß der Ungläubige, der zur Kaaba kommt, dort den Untergang des Mohammedanismus herbeiführen könne, weil nämlich jedes daselbst gesprochene Gebet erfüllt werde und weil man voraussetzt, daß der Christ nur um Dinge bitten könne, die dem Islam nachtheilig sind.

Darum ist jeder Moslem ein Argus, um den Weg zu den Heiligthümern zu bewachen. Sein Mißtrauen läßt sich nicht entwaffnen, denn, wie gesagt, an den Uebertritt glaubt er nicht; es bleibt nichts übrig, als ihn zu täuschen, indem man den Moslem spielt und ihm gar nicht sagt, daß man jemals etwas Anderes als Muselman gewesen ist. So haben es die Reisenden der früheren Jahrhunderte und auch die Wenigen, welche in unserm Jahrhundert Mekka besuchten, gemacht.

Der Finnländer Wallin reiste als Araber, Seetzen als Syrier, Burton als Afghane, alle Drei mit Erfolg, weil sie sich tief in die Rolle versenkt hatten, welche sie den Mohammedanern gegenüber spielten. Das Beispiel dieser Drei, deren Einen, Burton, ich in Kairo kennen gelernt hatte, als er eben von der Kaaba kam, ermuthigte mich, gleichfalls etwas Aehnliches zu versuchen.

Ich mußte mich also verkleiden und den Eingeborenen irgend eines mohammedanischen Landes spielen; keine leichte Aufgabe und im absoluten Sinn eigentlich unerfüllbar; denn vollkommen kann kein Europäer eine solche Rolle durchführen.

Ein gewisser Grad von Waghalsigkeit und ein großes Vertrauen auf das gute Glück, daß man niemals einem strengen Kritiker begegnen werde, können allein über die Bedenklichkeiten hinweg heben. Alles steht uns entgegen: Sprache, Sitten, die Ungewohnheit des Costüms und vor Allem die

Verschiedenheit des Gesichtstypus. Aber es mußte gewagt werden. Da ich mich von allen Sprachen, die in mohammedanischen Ländern die herrschenden sind, mit dem algierischen Arabisch am vertrautesten gemacht hatte, so blieb mir nichts übrig, als die Rolle eines Algierers zu wählen. Mit der Sprache ging es leidlich; die Sitten kannte ich; das Costüm zu tragen hatte ich mich geübt; vielleicht war ich im Stande, diese Rolle besser zu spielen, als irgend ein anderer Europäer, und manchen Orientalen so weit zu täuschen, daß er mich dafür hielt, wofür ich mich ausgab; aber dennoch war es nur Stückwerk; einen wirklichen Algierer durfte ich niemals zu täuschen hoffen. Ich hatte nur den Ausweg, meine angeblichen Landsleute stets zu vermeiden.

Blieb noch die Schwierigkeit des Gesichtstypus. Die Natur kam mir hierbei leider gar nicht zu Hülfe, da sie mich, was Haar, Haut und Augenfarbe betraf, zum schnurgeraden Gegentheil eines Südländers gemacht hatte. Da hieß es, künstliche Mittel anwenden, Bart und Haar schwarz färben, selbst dem Gesicht einen bräunlichen Ton geben; aber die verrätherische Hellheit der Augen ließ sich nicht verdecken. Sie blieb das Damoklesschwert, das stets über meinem Haupte hing.

Um ganz sicher zu gehen, hatte ich mir von einem Algierer einen Paß verschafft, dessen Signalement freilich nicht recht auf mich passen wollte. Dieses etwas verkommene Menschenkind hatte sich von mir bestechen lassen nicht nur zum Paßverkauf, sondern auch dazu, daß es sich so lange von Algier entfernte, als meine Pilgerschaft dauerte. Ich war nun gewissermaßen der Doppelgänger dieses Mannes geworden und mußte, des Passes wegen, auch seinen Namen führen. Er hieß Abd-er Rahman ben Mohammed und so nannte ich mich während der vier Monate, welche meine Wallfahrt dauerte.

Das französische Sprichwort: „Il n'y a que le premier pas qui coute" gilt ganz besonders von einem solchen Unternehmen, wie das meinige. Vom Augenblick, da ich anfing, Costüm und Rolle Abd-er Rahman's zu übernehmen, mußte ich auf alles Gewohnte, auf jede Berührung mit Europäischem verzichten. Diesen Moment und den Ort des Costümwechsels richtig zu wählen, war nicht leicht. Zu nahe an Algier durfte es nicht sein, da mich die wirklichen Algierer durchschaut hätten, zu nahe an Mekka aber auch nicht, denn als Europäer durfte ich im Orient nicht ankommen.

Ich fiel auf den Ausweg, die Verkleidung in Malta vorzunehmen. Auf dem Schiff, das mich von jener Stadt nach Alexandrien trug, konnte ich meine erste Probe in der Verstellungskunst ablegen. Mißlang sie, so war es ja noch möglich, zurückzutreten. Mißtrauisch gegen mich selbst bestieg ich das Schiff, zum ersten Male in der neuen Metamorphose. Indeß die Probe lief glücklich ab. Nicht nur die Engländer auf dem Dampfschiff, sondern auch eine Bande tunisischer Pilger hielten mich wirklich für Das, was ich scheinen wollte. Es war Ramadhan, d. h. der Fastenmonat der Mohammedaner, und auch ich mußte ihn beobachten. Da mich die Moslems fasten und die Gebetsstunden einhalten sahen, kam es ihnen nicht in den Sinn, daß ich nur Komödie spielte. Uebrigens vermied ich's, viel mit den Tunisern zu sprechen. Tunis ist zu nahe bei Algier und man kennt dort die Algierer noch zu gut. In Alexandrien angekommen, ging ich gleich in ein arabisches Fonduk, d. h. ein Caravanserai, das Wirthshaus des Orients, wo dem Fremden jedoch nichts, als ein unmöblirter Raum geboten wird. Bett und Essen, Beides in der dürftigsten Form, pflegt der Orientale auf Reisen mit sich zu führen oder sich anderwärts zu verschaffen, das Wirthshaus liefert sie ihm nicht.

Ich trat nun in das orientalische Leben ein. Mit dem europäischen Comfort war es vorbei. Ich mußte leben, wie meine angeblichen Landsleute zu leben gewohnt waren.

Ich sah bald ein, wie nothwendig es sei, mich einer Gesellschaft anzuschließen, da Der, welcher mit Anderen reist, lange nicht so viel beobachtet wird, als der allein auftretende, vereinzelte Mensch. Zum Glück fand ich schon auf der Eisenbahn zwischen Alexandrien und Kairo eine mir sehr zusagende, weil ungefährliche Genossenschaft. Mein nächster Nachbar war ein alter Egypter, ein gewisser Scheich Mustapha aus Kairo, der mir bald im Gespräch eröffnete, daß er sich zur Pilgerfahrt nach Mekka anschicke und nach Alexandrien nur deshalb gekommen sei, um seine drei Neffen abzuholen. Diese mußten mit auf die Wallfahrt, durch deren frommen Einfluß der Oheim hoffte, die sehr zu jugendlichem Leichtsinn geneigten Burschen zu bessern.

Die drei Neffen waren denn auch im Wagen. Mit diesen vier Leuten wurde ich bald vertraut. Da sie mich für bemittelter halten mochten, als sie selbst (wozu freilich wenig genug gehörte), so waren sie eben so begierig, sich auf der Pilgerfahrt an mich anzuschließen, wie ich an sie. Wir wurden bald einig, die Reise gemeinschaftlich zu machen. Besser hätte ich es gar nicht treffen können. Ich bemerkte zu meiner Freude, wie Keiner dieser Leute Verdacht hegte, daß ich ein Wolf im Schafspelz sei. Die Egypter sind im Allgemeinen bescheidene, stille, ruhige Leute, nur vielleicht ein wenig geldgierig; aber gerade dies kam mir zu statten; denn bei ihnen konnte jeder aufkeimende Verdacht durch eine zur rechten Zeit gespendete Geldschenkung im Keime erstickt werden.

In Kairo wohnte ich zwar wieder in einem Fonduk, blieb aber stets in Berührung mit meinen neuen Freunden, die mich anderen Theilnehmern an der Pilgerfahrt vorstellten, Alle ebenfalls ungefährliche Menschen, welche mich in ihrer Harmlosigkeit für Das hielten, was ich vorstellen wollte. So war ich bald von einem Cirkel von Gefährten umgeben, der mich schützend umringte und die Aufmerksamkeit von meiner eigenen Person ablenkte. Einer von Mustapha's Verwandten war Selavenhändler und, um meinen neuen Bekannten gefällig zu sein, ließ ich mich zum Ankauf eines jungen Negers überreden, der zwar gar nichts Nützliches zu thun verstand, aber doch sehr nützlich war, indem er gleichfalls als Blitzableiter der Aufmerksamkeit auf meine eigene Person diente, besonders da auch er von meiner Eigenschaft als Moslem überzeugt war und dieselbe auf die unbefangenste Weise überall zur Geltung brachte.

Ein anderer günstiger Umstand war auch der, daß die Reisegesellschaft, welcher ich mich anschloß, nicht den gewöhnlichen Weg über Suez und von da direct nach Dschedda nahm, sondern die Nil- und Wüstenroute, nämlich von Kairo den Nil hinauf bis Kene, von da durch die Wüste nach Kosseir am Rothen Meer und von dort nach dem schief gegenüberliegenden Dschedda. Diese Reise sollte etwas wohlfeiler sein, als der Weg über Suez. Deshalb gaben ihr meine Gefährten den Vorzug. Für mich war sie aus anderm Grunde wünschenswerth, nämlich weil meine angeblichen Landsleute, die Algierer, die ich streng vermeiden mußte, sie selten wählen und ich somit den mir gefährlichen Beobachtern entging.

Die Reise nach Kene den Nil hinauf war sehr angenehm, die von Kene nach Kosseir eine etwas beschwerliche Wüstenfahrt. Kosseir ist ein elendes

Städtchen, aber ein vielbesuchter Hafen. Namentlich zur Pilgerzeit finden sich eine Menge Saja's (arabische Barken mit lateinischen Segeln) dort ein, um die Pilger nach Arabien überzuführen. Auch unsere Gesellschaft miethete eine solche. Es war ein ziemlich langwieriges Geschäft, bis man mit dem Nachoda (Schiffscapitain) einig wurde. Dann verging auch noch viel Zeit, bis alle Pilger den nöthigen Reiseproviant eingekauft hatten. Endlich waren wir auf der Saja installirt und nun sollte es vorwärts gehen. Dies fand jedoch sehr langsam statt. Die Schifffahrt der Araber auf dem Rothen Meer ist noch in einem solchen Urzustand, daß sie es gewöhnlich kaum wagen, sich von der Küste zu entfernen. So lange sie die Küste, welche sie genau kennen, sehen, wissen die Capitaine immer, wo sie sich befinden. Einmal auf offenem Meere sind sie ganz hülflos, da sie die nautischen Orientirungsmittel oft nur höchst ungenügend, meist aber gar nicht kennen. In unserm Falle mußte freilich das Entsetzliche gewagt werden; nämlich wir mußten nicht nur auf's offene Meer hinaus, sondern uns auch gefaßt halten, mehrere Nächte auf demselben zuzubringen. Nun erscheint aber eine Nachtfahrt auf offenem Meer den Arabern als ein unendliches Wagstück. Sie haben dafür einen eigenen Namen und nennen die auf freier See zugebrachte Nacht „Samara". Die Samara hat einen religiösen Charakter. Da man, wegen der Schlechtigkeit der Schiffe und der Unwissenheit der Capitaine, auf einer solchen Nachtfahrt jeden Augenblick erwarten muß, statt nach Arabien in die andere Welt hinüberbefördert zu werden, so sucht Jeder sie so salbungsvoll wie möglich zuzubringen. Man schläft dann nicht, sondern führt die ganze Nacht hindurch religiöse Gespräche, sagt Gebete her, singt fromme Hymnen und hört entsetzlich langweilige Predigten an. Um diese salbungsvolle Beschäftigung etwas erträglicher zu machen, wird häufig Kaffee herumgereicht, die Wasserpfeife oder der Tschibuk macht die Runde und so vergeht die Samara, wenn man das Glück hat, sie zu überleben, in beschaulichem Hindämmern. Unser Schicksal war es, drei volle Nächte auf offenem Meer zuzubringen. In der ersten kamen wir nämlich gar nicht vorwärts, wol aber fuhren wir die ganze Nacht ziemlich schnell in einer falschen Richtung, denn der Pilot war eingeschlafen, hatte aber doch das Steuer in der Hand behalten und demselben in den unwillkürlichen Bewegungen, die ein schlummernder Mensch oft zu machen pflegt, eine verkehrte Wendung gegeben. Die Folge davon war, daß wir noch zwei feierliche Nächte, noch zwei Samara's, auf hoher See zubringen mußten, welche unter Wachen, Kaffeetrinken, Essen, Ablutionen, Gebeten und frommen Geschichtserzählungen glücklich verliefen. Dies verdankten wir lediglich dem günstigen Winde. Hätten wir statt des in dieser Jahreszeit herrschenden Nordwindes nicht ausnahmsweise Westwind gehabt, wer weiß, wie viele Samara's uns dann noch vom Schicksal zugedacht gewesen wären!

Endlich am dritten Tage erblickten wir die Küste des heiligen Arabiens. Sämmtliche Pilger begrüßten sie mit freudigen Gefühlen. Mein Begleiter, Scheich Mustapha, gab mir gleich eine kleine Predigt zum Besten, die erste Auflage seiner nie enden wollenden salbungsvollen Reden, mit denen er mich von nun an bis nach dem Berge Arafat tagtäglich behelligte, sehr wohlmeinend ohne Zweifel, aber leider entsetzlich langweilig. Die anderen Pilger, selbst seine Neffen, machten sich gewöhnlich schleunigst aus dem Staube, so wie eine solche Predigt begann, aber ich durfte das nicht wagen. Das Anhören der Predigten war mir nützlich, nicht etwa ihres erbaulichen Inhalts wegen, sondern weil es mich als einen frommen Moslem erscheinen ließ.

Man bewunderte meine Geduld und hielt mich für einen sehr gläubig gesinnten Menschen.

Von nun an ging es der arabischen Küste entlang. Jede Nacht wurde in einer der zahlreichen Buchten geankert, denn im Dunklen zu fahren kann Niemand in diesem von Korallenriffen, Sandbänken und Untiefen strotzenden Uferwasser wagen. Zur Rechten eine Menge Inseln, zur Linken die kahle Küste Arabiens, führte unser Weg über einen höchst gefährlichen Seeboden hinweg, der uns mehrmals die schlimmsten Streiche spielte. Einmal blieben wir auf einem Korallenriff sitzen und konnten nur dadurch flott werden, daß die meisten Passagiere auf das Riff sprangen und das Schiff mit den Schultern freistießen, wobei sie sich an den scharfen Felskanten die Füße jämmerlich zerrissen. Es ging langsam voran. Erst nach zehntägiger Fahrt erreichten wir die Pilgerstation Rabegh, wo ein wichtiges Geschäft unser wartete, nämlich die Einkleidung in das Pilgergewand, den sogenannten Ihram.

Der Ihram ist die alte Tracht der Landaraber aus vormohammedanischer Zeit. Mohammed hat ihn als Kleidung den Pilgern vorgeschrieben, weil er die einfachste, bescheidenste (zugleich nationalste) Tracht ist, weil dabei eitle Menschenkunst sich so wenig, als es bei einem gewebten Stoffe überhaupt möglich ist, geltend macht. Der Ihram besteht nämlich nur aus zwei langen Streifen gewebten Zeuges, deren einer als Lendentuch dient, der andere lose auf der Schulter hängt. Dabei darf nichts genäht sein, nichts durch Schneiderkunst bearbeitet; der Ihram soll nicht einmal in der Weise getragen werden, daß er die Form irgend eines genähten Kleidungsstückes anzunehmen scheint. Der Ihram soll die Tracht der Armuth, der Demuth sein, der Gegensatz gegen jeden Luxus und jede Verfeinerung. Nun kommt es freilich vor, daß sehr reiche und dabei anmaßungsvolle Menschen die Tücher des Ihrams vom feinsten und kostspieligsten Caschmirshawl wählen und so selbst im Gewande der Armuth Prunk und Hoffahrt zur Schau tragen. Es ist dies nun zwar kein Verstoß gegen den Buchstaben, wol aber gegen den Geist des Gesetzes. Es ist ganz dasselbe, wie wenn ein Katholik an einem strengen Fasttag ein glänzendes Bankett mit den leckersten und ausgesuchtesten Fastenspeisen giebt: auch er erfüllt den Buchstaben, aber er verkennt den Geist des Gesetzes. Indeß sind solche Ausschreitungen bei den einfachen und nüchternen Arabern selten, bei Türken, Persern, Ostindiern kommt Dergleichen öfter vor. Außer den zwei Tüchern des Ihram darf der Pilger nach seiner Einkleidung nichts tragen; die Beine und Füße müssen nackt, das Haupt unbedeckt bleiben. Letzteres wird sogar seines natürlichen Schutzes, der Haare, durch Abrasiren beraubt.

Diese Metamorphose war es, welcher wir uns in Rabagh unterwerfen mußten: für meine Reisegefährten eine Kleinigkeit, da sie als Bewohner subtropischer Länder an die leichteste Tracht gewöhnt waren. Für den an dichtere Bekleidung gewöhnten Nordländer aber ist der Ihram eine wahre Calamität Mir war das Peinlichste die bei künstlich hergestellter Kahlköpfigkeit gezwungene Entblößung des Hauptes in einem Lande, das sprichwörtlich das „Land des Sonnenstichs" heißt. Da blieb als einzige Rettung vor tödtlicher Gefahr nur das Auskunftsmittel, den Tag über in der kleinen Halbcajüte zu weilen, d. h. einem halb offenen, aber durch ein dünnes Verdeck geschützten Raum an einem Ende des Schiffes; denn eigentliche Cajüten hatte dieses nicht. Nachdem alle Pilger der Vorschrift gemäß sich am ganzen Körper gewaschen, rasirt (denn das Rasiren gilt nicht nur für das Haupthaar, der

Bart allein unterliegt nicht dieser Vorschrift), einige Reichere auch sich gesalbt und parfümirt hatten, standen sie bald in den weißen Ihram gekleidet da, und nun brach aus allen diesen Kehlen, bei dem Einen mit sehnsüchtiger, fast schmachtender Inbrunst, bei dem Andern mit einer Art von rohem, wildfanatischem Glaubensübermuth, der geheiligte Pilgerruf „Labik“ (Ich komme zu Dir!) hervor, den wir von nun an bis nach Mekka und Arafat täglich wiederholen sollten. Dieser Ruf, der nur bei der Pilgerfahrt vorkommt, drückt zugleich die Sehnsucht nach den Heiligthümern und zugleich die Freude der Pilger aus, denselben schon so nahe zu sein.

Von nun an ging die Fahrt glücklich weiter. Wir befanden uns zwar körperlich in dem unbequemen Ihram keineswegs wohl, indeß doch geistig gehoben, meine Gefährten als gläubige Moslems, weil sie dem Ziel ihrer Sehnsucht so nahe waren, ich, obgleich „Ungläubiger“, weil auch ich meinen Zweck, mich in's verbotene Heiligthum hineinzuschmuggeln und eine langgehegte Neugier und Wißbegierde zu befriedigen, der Erfüllung näher sah. Leider kamen mehrere Todesfälle unter der Schiffsgesellschaft vor, meist in Folge des Sonnenstichs; aber da sich die Betreffenden ihren Tod durch die strenge Beobachtung der Costümvorschriften bei der Pilgerfahrt, also im Dienst ihrer Religion, geholt hatten, so wurden sie gar nicht bedauert. Sie waren ja des Paradieses gewiß! Die Leichen, in weiße Tücher gehüllt, wurden sacht in's Meer gesenkt. Da sie nicht beschwert waren, so schwammen sie lange in Sicht des Schiffes und wurden höchst wahrscheinlich später die Beute der vielen Haifische dieses Meeres.

In Dschedda erwarteten uns allerlei Zollplackereien, aus denen wir nur mit Mühe und wie geschunden hervorgingen. Von der Art und Weise, wie türkische Beamte die armen Unterthanen behandeln, hat ein Europäer keinen Begriff. Es hat mich immer gewundert, daß diese Leute den Pilgern überhaupt noch etwas lassen. Ich hätte mich nun freilich auf meine Eigenschaft als Algierer berufen und so vielleicht den Zollplackereien entgehen können, aber dadurch wäre ich Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden und ich durfte diese nicht auf mich lenken. Ich ließ mich also, wie meine Gefährten, von den Zollbeamten plündern, noch froh, daß sie meinen Baarschatz nicht entdeckten; denn daß sie den Pilgern ihr baares Geld wegnehmen, ist keineswegs ein ungewöhnliches Ereigniß.

Der Weg von Dschedda nach Mekka beträgt etwa sechzehn Gehstunden. Ich legte ihn (immer noch mit meiner egyptischen Reisebegleitung) in zwei Nächten zurück, froh, der Tageshitze und der Gefahr des Sonnenstichs so zu entgehen. Am Ende der zweiten Nachtreise tauchte vor unseren Blicken auf dem mattgefärbten Hintergrund der felsigen Wüste eine graue Masse auf. Beim Anblick dieser grauen Masse, die beim ersten Gewahren mehr wie eine Aneinanderreihung von Felsen, als wie ein Häusermeer aussah, brach auf einmal ein donnernder, unaussprechlicher Jubel aus allen Kehlen aus. Ein tausendfaches „Labik“ begrüßte die Erscheinung, welche nichts Anderes war, als Mekka, die neunmalheilige Stadt, Mekka, die feurige Sehnsucht aller Moslems, der Ort, wo die Kaaba liegt, die Kaaba, das Heiligste auf Erden, die Fußstapfen des Propheten, die Wiege des Islam. Da war Keiner, der nicht sein „Labik“ mit der vollen Kraft seiner Lungen ausstieß. Die Kräftigen, Gesunden schrieen es in donnernden, brausenden Tönen, die Kranken und Hinfälligen selbst riefen es mit krampfhafter Anstrengung, ihr letztes bischen Athem in diesem heiligen Augenblick aufbietend. Ein Enthusiasmus,

wie ich ihn noch niemals gesehen hatte, gab sich kund. Viele Pilger fielen auf den Boden nieder, entweder in knieender Stellung, und streckten ihre Arme sehnsüchtig nach der schwarzen Häusermasse aus, oder sie warfen sich in voller Adoration auf die Erde hin und bedeckten den Wüstensand mit brünstigen Küssen. Die Meisten weinten. Viele seufzten und schluchzten in lauten, gellenden Tönen. Kurz, Alle gaben auf jede nur denkbare Art ihre tiefe Rührung, ihre mächtige Begeisterung kund.

Mit der dem Tropenklima eigenthümlichen Schnelligkeit verschwand die Morgendämmerung; die Gegend erhellte sich wie durch magische Gewalt und endlich sahen wir Mekka in vollem Tagesschein deutlich vor uns liegen. Was hatte ich mir nicht Alles in Bezug auf diese heilige Stadt vorgestellt? Obgleich vielfach, unter Andern auch von dem einzigen noch lebenden Europäer, der sie besucht, gewarnt, meine Erwartungen nicht zu hoch zu spannen, hatte ich doch nicht meine Phantasie bis zu der Nüchternheit herabstimmen können, mir unter Mekka nur eine Stadt wie eine andere vorzustellen. Ganz geirrt hatte ich mich nun freilich nicht, denn Mekka steht in vieler Beziehung ganz allein in der Welt, einzig in seiner Art da; aber von großartigen, prächtigen, oder besonders schönen Bauten ist nicht die Rede.

Die Stadt hat keine Mauern. Schon dies giebt ihr ein ganz eigenthümliches Aussehen. Die Häuser sind alle hoch, meist dreistöckig, von soliden Steinen gebaut, mit kunstvoll geschnitzten Holzerkern verziert. Der große Palast des Scherifs, einige Wachtthürme und die mächtige Hauptmoschee sind die einzigen hervorragenden Punkte in diesem Häuserchaos. Die Umgegend ist wenig bebaut, auf einer Seite Wüstensand, auf der andern felsige Hügel, auf denen sich ein Theil der Stadt hinanzieht.

Unser erster Gang, so wie wir die Stadt betreten hatten, mußte der Moschee gelten. Dies ist zwar nicht Vorschrift, aber eine tief eingewurzelte und sehr natürliche Sitte. Wer vermag auch seine Begierde, das Wichtigste von Mekka, Das, weswegen ja die ganze Wallfahrt unternommen wurde, gleich bei seiner Ankunft zu besuchen, mit stoischem Gleichmuth zurückzuhalten? Die Pilger trieb die fromme Sehnsucht, mich spornte die Neugier an und, aller Sorgen um ein Unterkommen uneingedenk, folgte ich gern meinen Gefährten an die Pforte des Tempels. Indeß, wie Dante weder Paradies noch Hölle ohne einen Führer betreten konnte, so kann auch der Pilger die Mekka-Moschee nicht besuchen ohne einen sogenannten Metuaf. Der Metuaf ist eine Art von geistlichem Lohnbedienten, der die Pilger auf der ganzen Wallfahrt in Mekka und seiner Umgebung begleitet, sie an die heiligen Orte führt, ihnen bei jeder Stelle, die sie pflichtschuldigst besuchen müssen, sagt, was sie nun für Ceremonien abzumachen haben, oft ihnen auch diese heiligen Gebräuche geradezu vormacht und ihnen die Anrufungen, Lobsprüche und Gebete, welche bei jeder einzelnen Station Gebot sind, vorspricht, die sie dann papageimäßig wiederholen. Ich nenne die Metuaf Lohnbedienten, weil sie dies ganze religiöse Ciceronenamt für Lohn besorgen. Aber sie stehen in den Augen der Moslems ungleich höher, als Lohnbediente. Man könnte sie etwa mit Geistlichen vergleichen, die einen Knaben zum Confirmandenunterricht vorbereiten. Das hindert freilich nicht, daß sie oft keineswegs würdige Vertreter des geistlichen Standes sind; ich hörte sogar von Solchen, die aus der Kuppelei einen wenig erbaulichen Nebenverdienst zogen.

Vor dem Haupteingang der Moschee fiel ich mitten unter eine ganze Bande solcher geistlichen Bärenführer, die sich sämmtlich meiner annehmen

wollten. Allein hätte ich mich ihrer gar nicht erwehren können. Zum Glück war jedoch unter unserer Reisegesellschaft auch ein Mekkaner, den ich freilich sehr wenig zu schätzen Ursache hatte (er war nämlich ein überführter Dieb), der mir aber jetzt plötzlich nützlich wurde. Unter den Metuaf befand sich nämlich ein mageres, altes Männchen mit weißem Ziegenbart, eine wahre Jammergestalt, die zu unserm nicht geringen Ergötzen auf einmal die seltsamsten Pantomimen zum Besten gab, die Arme in die Höhe schlug, bald heftig nach vorn sprang, als zöge ihn ein mächtiger Magnet zu uns, dann, wie abgestoßen, wieder zurückprallte, aber endlich einen lauten Jubelruf ausstieß und mit ausgebreiteten Armen auf unsern diebischen Reisegefährten zueilte und diesen als Sohn umarmte. Damit war es nun auch entschieden, daß wir diesem Alten unser Seelenheil anvertrauten. Vielleicht war dies nicht sehr weise. Indeß der Vater eines Diebes braucht ja nicht nothwendig auch ein Hallunke zu sein. Und wirklich zeigte sich Sadak, so hieß mein Metuaf, wenn auch nicht als ein Ausbund aller Tugenden, so doch gleichfalls nicht als das Gegentheil. Als die anderen Metuaf sahen, daß ich in festen Händen war, zogen sie sich Alle zurück. Eine gewisse Collegialität besteht selbst unter den Geistlichen von Mekka.

Der Name Metuaf kommt daher, weil das Hauptgeschäft dieser geistlichen Lohndiener das ist, die Fremden beim „Tuaf" zu begleiten. Der Tuaf ist die wichtigste Ceremonie unter allen denen, die in Mekka absolvirt werden müssen, nämlich der siebenmalige Umlauf um das heilige Haus der Kaaba. Dieser Tuaf war denn auch das Erste, wozu uns Sadak anspornte. Wir betraten also die Moschee. Diese entspricht in nichts unseren Begriffen von einem solchen gottesdienstlichen Gebäude. Sie ist kein Centralbau, wie die türkischen Moscheen, sondern besteht aus einer Gruppe von Heiligthümern, nämlich der Kaaba und einer Anzahl von Pavillons oder Kiosken, die in einem großen, sandigen, nach oben völlig offenen Hofe planlos zerstreut liegen und die erst durch den großen, vierseitigen Porticus, welcher das Ganze einfaßt, Zusammengehörigkeit erhalten. Es ist ähnlich wie mit der Grabeskirche in Jerusalem, nur daß man daselbst die verschiedenen Heiligthümer unter einem Dache vereinigt hat, während man in dem fast regenlosen Mekka sich mit einer Umfriedigung begnügte. Der Porticus besteht aus einer dreifachen Säulenreihe, die um alle vier Seiten des Hofes herumläuft und sich auf einer sogar zu einer sechsfachen steigert; seine Längenseiten sind siebenhundert, seine Breitenseiten fünfhundert Fuß lang; indeß vermißt man auch bei ihm einen einheitlichen Stil; er ist ein Werk des Zufalls, wie Alles an dieser Moschee ein Werk des Zufalls scheint, zu verschiedenen Zeiten, mit verschiedenem Material stückweise entstanden. Unter den Säulen sind viele antike, von schönster Arbeit und seltensten Marmorarten, daneben andere von höchst zweifelhaftem Werth. Dennoch macht das Ganze keinen unharmonischen Eindruck. In gewissem Sinne kann man diesen Porticus die Moschee nennen, denn er versieht genau den Dienst einer solchen für die gottesdienstlichen Bedürfnisse der Mekkaner, und selbst architektonisch kann er diesen Namen eben so gut führen, als die meisten Moscheen Nordafrikas, die oft auch nur aus einer Reihe von Säulenarkaden bestehen. Achtzehn Thore mit zum Theil heiligen, zum Theil seltsamen Namen (wie das Thor Abraham's, des Propheten, Eva's und das Thor des Oels, der Wittwe rc.) führen durch diesen Porticus in das Innere, und sieben Minarets, alle von verschiedener Größe, ragen über ihn empor.

Indeß im Porticus war unseres Bleibens nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es uns in den Hof, aus dessen Mitte das seltsamste aller Heiligthümer, die Kaaba, uns entgegenwinkte. Man denke sich einen abgeschnittenen Thurm, von unregelmäßigen Werksteinen aufgeführt, etwa vierzig Fuß hoch, und diese ganze Masse, wie ein Katafalk, mit einem riesigen schwarzen Vorhang bedeckt. Die Seltsamkeit der Form des Gebäudes, dazu sein finsteres Aussehen, seine bevorzugte Lage mitten im Tempelhof, die Heiligthümer, welche es umringen, die Schaaren und Schaaren halbnadter Fanatiker, welche in überspannter Begeisterung bald vor ihm niedersinken, bald aufspringen, um wie wahnsinnig um die Kaaba herumzurennen oder ihre Heiligthümer an Herz und Mund zu drücken; dies Alles verfehlte nicht, einen in seiner Seltsamkeit mächtigen, ich möchte sagen, grauenerregenden Eindruck hervorzubringen. Jedoch viel Muße wurde mir nicht gelassen, mich diesem Eindruck hinzugeben. Mein Metuaf drängte, mich an die Pflichten der Pilgerfahrt mahnend, die ich jetzt zu erfüllen hatte. Die erste dieser Pflichten war, daß ich beim sogenannten „Thor des Grußes" der Kaaba eine zweimalige Verbeugung machen mußte. Dann führte mich Sadak schnurstracks auf den Tempel zu und zwar an dessen östliche Ecke, wo der berühmte schwarze Stein sich eingemauert befindet. Dieser Stein, der früher kein Stein, sondern ein bewachender Engel des Paradieses gewesen ist, wurde, nachdem er mineralische Gestalt angenommen, vom Engel Gabriel dem Patriarchen Abraham gebracht, als dieser die Kaaba baute. Er war nach Ansicht der frommen Moslems ursprünglich weiß, ist aber aus Kummer über die Sünden der Menschheit schwarz geworden. Er hat manche wechselvolle Geschicke durchgemacht. Von dem ketzerischen Karmaten gestohlen, dann wieder zurückgebracht, später von einem andern Ketzer mit einer Keule zerschmettert, mehrmals auch durch Wasser- und Feuersnoth von seiner Stelle verdrängt, ruht er jetzt wieder, von einem silbernen Rahmen zusammengefaßt, in der Ostecke der Kaaba, wo er bleiben wird bis zum jüngsten Tage. An diesem wird er dann noch eine sehr wichtige Rolle spielen, nämlich wieder ein persönliches Wesen werden und mit Nase, Mund, Ohren, Händen und Füßen versehen, auftreten und am Thron des Weltenrichters Zeugniß für Diejenigen ablegen, welche während ihrer irdischen Laufbahn zu ihm gewallfahrtet sind, ihn mit brünstigen Küssen bedeckt und ihm mit der tiefsten Verehrung gehuldigt haben.

Diesen berühmten Stein sah ich jetzt dicht vor mir; er war von schwarzbrauner Farbe mit einem gleichfarbigen Cement überzogen, der jedoch vorn durch eine Lücke den Stein selbst gewahren ließ.

Offenbar besteht er aus mehreren Stücken, was durch die erlittene Zertrümmerung erklärt wird. Die Oberfläche ist durch das viele Küssen von Pilgerlippen und das Daranreiben der Hände ganz polirt und mit einer Fettkruste überzogen, so daß das eigentliche Material schwer zu erkennen. Burton, Burkhardt und die meisten Reisenden halten ihn für einen Aërolithen. Ich möchte ihn eher für basaltische Lava halten. Obgleich ich meinen Widerwillen nur schwer überwinden konnte, dieses schmutzige Heiligthum zu küssen, blieb doch nichts Anderes übrig. Außerdem mußte ich Stirn, Wangen und Kinn daran reiben und die Gebete ableiern, die mir mein Metuaf vorsprach.

Dann führte mich Sadak auf den sogenannten Metef, d. h. einen mit Granit gepflasterten Weg, der rings um das heilige Haus herumläuft. Die-

ser Weg muß sieben Mal laufend zurückgelegt werden, wobei man auch noch die Schultern bewegen muß, zum Zeichen, daß man sich voller Lebenskraft und also auch der Lebendigkeit im Glauben erfreut. Dies ist der Tuaf, der berühmte Umgang um die Kaaba. Dieses Gebäude selbst betritt der Pilger nach dem Tuaf nicht. Die Kaaba ist überhaupt nur an einigen Tagen im Jahre offen. Dann wird eine leiterartige Treppe angelegt, da ihre Thür sich sieben Fuß über dem Boden befindet. Ueberhaupt ist das Betreten dieses Tempels nicht absolute Vorschrift Es genügt, ihn von außen zu verehren.

Nachdem ich den schwarzen Stein verehrt und den Umlauf um die Kaaba gemacht, also die wichtigsten Ceremonien absolvirt hatte, galt es noch einige andere Heiligthümer zu besuchen, erst die sogenannten Fußstapfen Abraham's, so nennt man ein großes Loch im Boden, über dem sich eine Kapelle erhebt. Dies soll das Fußmaß des Patriarchen darstellen, gleicht aber mehr dem eines Nilpferdes. Nicht weit davon zeigt man das Grab des Patriarchen Ismael, in dem die Araber ihren Ahnherrn verehren. Dieser Grabstein hat in der Mitte ein Loch, durch welches das von der goldenen Dachrinne niederplätschernde Wasser abfließt. Die Dachrinne, Misab geheißen, ist gleichfalls ein Heiligthum, bei dem ein Gebet gesprochen wird. Unweit davon ist ein anderer heiliger Stein, auf den Abraham seinen Sohn gelegt haben soll, als er sich anschickte, ihn Gott als Opfer darzubringen. Weitere Heiligthümer sind: der Membar oder die Kanzel, auf der Mohammed gepredigt haben soll; das Derudsch, die leiterartige bewegliche Treppe, welche an Eröffnungstagen an die Kaaba gelegt wird, gewöhnlich aber einige vierzig Schritte davon entfernt aufgestellt ist; die „Pforte der Begrüßung“, ein freistehender Bogen, gleichfalls mitten im Hofe, ferner die vier Makams oder Gerichtshäuschen der vier orthodoxen Secten, geschmackvolle Pavillons, und endlich der Brunnen Semsem.

Als ich von dem Tuaf, dem siebenmaligen Umlauf um die Kaaba bis zum Hinsinken ermüdet, von den Sonnenstrahlen, denen ich mein nacktes Haupt und meinen beinahe nackten Körper über eine Stunde aussetzen mußte, bis zum Fieber erhitzt, mit ausgetrockneter Kehle, dürstend nach Wasser und lechzend nach Schatten, an den Semsembrunnen trat, da empfing mich unendlich wohlthuend die kühlere Atmosphäre, welche den Raum seines Gebäudes erfüllte. Ein junger, stämmiger Mekkaner, wahrscheinlich ein angehender Heiliger, stand gerade vor mir auf der Mauer, die den Ziehbrunnen umgiebt, und fragte mich, ob ich Wasser aus dem heiligen Brunnen trinken wolle, was ich natürlich bejahte, denn diese fromme Ceremonie erfüllte zugleich bei mir den Zweck der Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses. Nachdem ich mich an dem heiligen Naß gelabt, wollte mir der Mekkaner, durch das gespendete Trinkgeld günstig gestimmt, noch eine besondere Freude machen. Er holte nämlich Eimer auf Eimer aus dem Ziehbrunnen heraus und schüttete mir ohne Weiteres, ohne auch nur zu fragen, ob mir die Begießung erwünscht sei, einen nach dem andern über den Kopf, so daß ich ein gründliches Bad nahm. Diesem unfreiwilligen Bad verdanke ich es übrigens, daß die Erhitzung bei mir keine Fortschritte machte und ich vor Krankheit bewahrt blieb.

Endlich war ich mit den Ceremonien der Pilgerfahrt, in so weit ich sie bei der Ankunft absolviren mußte, fertig und konnte mich nun nach einem Unterkommen umsehen. Das Haus des mir empfohlenen Wirthes, eines

gewissen Hamdan ben Hamidu, lag in einer ziemlich breiten Straße des östlichen Stadtviertels und war leicht zu finden. Als ich an die Thür trat, drang mir schon ein köstlicher Geruch eben bereiteter Speisen entgegen, welcher sehr zu Gunsten dieser Herberge sprach. Nicht weniger that dies die wohlgenährte, kugelrunde Gestalt des Wirthes, der mich freundlich aufnahm und gleich damit anfing, die üblichen, etwas langweiligen Höflichkeitsformeln herzuleiern, nämlich Fragen nach meiner Gesundheit, nach dem Wohl meiner Eltern, meiner anderen Verwandten und gesammten Sippschaft, die man sich als in irgend einem Winkel Afrikas existirend vorstellen mochte. Dann wurde ich in den Pilgersaal geführt, der im Augenblick als Eßzimmer, sonst aber zu jedem nur erdenklichen Zweck diente, denn hier hielten sich die sämmtlichen Gäste meines Wirthes fast den ganzen Tag und auch bei Nacht auf. Da Hamdan für Geld bewirthete (denn mit der Gastfreundschaft ist es in Mekka vorbei), so brauchte ich mich nicht zu geniren, ihm zu sagen, daß mir das Wohnen und Uebernachten in diesem gemeinsamen Behältniß, daß mir wie ein Stall vorkam, keineswegs zusage und ihn aufzufordern, mir ein besonderes Zimmer zu geben, natürlich gegen Extravergütung. Nach langem Erörtern fand sich denn auch ein solches und zwar ein kleines Gemach im ersten Stock, dicht neben Hamdan's Harem gelegen, den ich so die schönste Gelegenheit zu studiren hatte, obgleich ich natürlich meine Beobachtungen nur insgeheim anstellen durfte.

Dieser Harem war nicht gering; er bestand nämlich erstens aus drei legitimen Ehegattinnen, nicht aus vier, wie der Koran gestattet, denn Hamdan hatte auf die vierte mit stoischer Enthaltsamkeit verzichtet, die uns freilich weniger stoisch vorkommen wird, wenn wir ihren wahren Grund vernehmen werden. Ferner gehörten zum Harem zwei oder drei Negerinnen, welche wol gelegentlich als Nebengattinnen figuriren mochten, auf die aber der mit vielem Schönheitssinn begabte Hamdan keinen übertriebenen Werth zu legen schien. Das dritte Element des Frauenkäfigs bildete die zahlreiche weibliche Nachkommenschaft des Hausherrn, ein wahres Nest von Mädchen und Jungfrauen, deren Zahl ich nie ergründen konnte, die ich aber nach ihren vielstimmigen Schreiconcerten für sehr beträchtlich halten mußte. Die drei legitimen Ehegattinnen folgten, was das Alter betraf, in Zwischenräumen von zehn bis zwölf Jahren aufeinander. Die Aelteste, etwa fünfundvierzig Jahre alt, obgleich natürlich längst verblüht, erfreute sich dennoch einer bevorzugten Stellung, denn sie war Hamdan's eigene Cousine, und zwar die Tochter seines väterlichen Oheims, ein Grad der Verwandtschaft, der bei den Arabern in einer ausnahmsweisen, beinahe geheiligten Ehrfurcht steht. Die Ehen zwischen den Kindern zweier Brüder gelten für ganz besonders wünschenswerth und ehrenvoll (viel mehr so als bei demselben Verwandtschaftsgrad von mütterlicher Seite) und es ist beinahe beispiellos, daß eine väterliche Cousine von ihrem Vetter, der sie geheirathet hat, geschieden wird oder einer andern Gattin den ersten Platz in dessen Harem abtreten muß. Hamdan war nun zwar ein großer Liebhaber der Neuheit und hatte oft seine Frauen gewechselt; nur die erste blieb im unbestrittenen Besitz ihrer Stellung. Die zweite Gattin war etwa dreißig Jahre alt und wäre nach orientalischen Begriffen wol auch schon längst verblüht gewesen, hätte sie nicht eine unverwüstliche Art von Schönheit besessen. Ihre „Schönheit“, wenn man es so nennen kann, bestand nämlich in einer kolossalen Körperfülle, verbunden mit

einer wahren Grenadierfigur, lauter solide Resistenzmittel, die dem Zahn der Zeit lange trotzen. Anmuthig war sie gerade nicht, aber die Orientalen lieben solche weibliche Herkulesfiguren und so war sie noch nicht aus Hamdan's Herzen verdrängt worden. Die dritte Gattin war eine schlanke Tochter der Wüste, edel und harmonisch in ihren Formen, die aber doch nichts Glänzendes, nichts in die Augen Fallendes hatten. Dennoch mußte diese auf den ersten Blick und dem rohen Beschauer gewiß stets unbedeutend vorkommende Erscheinung bei dem genauern und verständigern Beobachter lebhaftes Interesse erwecken. Denn in ihr war jenes gewisse Etwas geoffenbart, das man unter allen orientalischen Völkern nur bei den Beduinen, und zwar nur bei Denen findet, welche ihre Stammesreinheit bewahrt haben, jene volle Ebenmäßigkeit der Glieder, jene Reinheit der Formen, jener leichte, natürliche, ungezwungene, wahrhaft vornehme Anstand, der nur das Resultat der vollkommenen Harmonie des Körpers und des Geistes ist. Ihre Wangen waren zwar blaß und hager, ihre Mundwinkel leichthin hängend, ihre Gesichtsfarbe matt, alles Dies kündete wenig Leben an, aber dennoch, welch' ein Ausdruck lag nicht in ihren Augen! Diese Augen waren groß und leichthin hervorstehend, schwarz und glänzend, so weit glichen sie vielen anderen Augen, aber durch den Adel der Seele, durch die Hoheit des Selbstgefühls, welches sie ausdrückten, unterschieden sie sich von Allem, was ich bisher unter Araberinnen gesehen hatte. Eine Scene wird mir unvergeßlich bleiben, in welcher sie sich in ihrem ausdrucksvollen Wesen höchst vortheilhaft darbot. Eine Negerin hatte ein Kaffeebret mit gefüllten Tassen und Kännchen fallen lassen und das Meiste des Inhalts auf die Kleider ihrer Herrin vergossen. Deren Zorn fürchtend, war sie vor derselben auf's Knie gesunken und schmiegte, um Verzeihung bittend, ihr schwarzes Bulldoggengesicht an die Füße der jungen Frau. Jetzt hätten meine Leser die Züge dieser herrlichen Araberin sehen sollen! Statt des Zornes drückten sie nur Mitleid mit der vor ihr liegenden, sich hündisch demüthigenden Barbarin und Verachtung aus, Verachtung wegen der Ueberschätzung eines solchen Unfalls und der Meinung, welche die Schwarze von ihr zu haben schien, daß sie nämlich darüber in Zorn gerathen könne. Aber wie schön drückte sie dies aus! Ihre großen Augen hoben sich mit Majestät nach oben, gleichsam als wolle sie andeuten, daß dort die Richtung sei, vor welcher allein der Mensch sich so erniedrigen dürfe. Mit der einen Hand wandte sie sich gegen die Sclavin, gleichsam als wolle sie dieselbe aufheben, zögerte aber dennoch, wie wenn die Aufzurichtende ihrer Berührung nicht würdig wäre. Es war ein unvergleichliches Genrebild, wol würdig, vom Pinsel eines Malers gefesselt zu werden.

Warum Hamdan den vierten Platz in der Zahl der ihm vom Islam gestatteten legitimen Ehegattinnen nicht ausgefüllt hatte, das hatte seine ganz eigenthümlichen, mit den Gebräuchen der Pilgerfahrt und den Sitten der guten Stadt Mekka eng zusammenhängenden Gründe.

Es besteht nämlich in der heiligen Stadt eine höchst seltsame Industrie, die wir das „Wittwentröſten" nennen können. Nach den Geboten des Islam darf ein erwachsenes weibliches Wesen nur mit seinem Ehegatten nach Mekka kommen. Nun giebt es aber in mohammedanischen Ländern stets eine Menge Wittwen und namentlich geschiedene Frauen, die doch auch zu den heiligen Stätten wallfahrten wollen. Eigentlich sollten diese sich in der Heimat schon einen neuen Gemal verschaffen, der sie auf der Reise beschützt. Da dies jedoch nicht immer gelingen will, so wagen sie es oft auch ohne einen solchen,

die Pilgerfahrt anzutreten. Sie wissen, daß sie das Fehlende leicht in Mekka ersetzen können, denn sehr viele Mekkaner machen ein Geschäft daraus, Pilgerinnen für die Dauer der Wallfahrt und des Aufenthalts in Mekka zu heirathen.

So war es bei meinem Metuaf, der für gewöhnlich gar keine legitimen Ehehälften mehr besaß, aber in der Pilgerzeit sich meist ein volles Viergespann anschaffte, zu dem er jedoch keine anderen Beziehungen, als die eines bezahlten Führers und Protectors hatte. Auch Hamdan hatte nur deshalb den vierten Platz in seinem legitimen Harem offen gelassen, um von Zeit zu Zeit irgend eine schöne, junge und reiche Pilgerin in denselben einzusetzen. Hamdan war viel zu sehr Speculant, um die Sache blos „pour les beaux yeux de la belle" zu thun und ließ die Pilgerin, welche das Glück hatte, seine zeitweilige Gattin zu werden, tüchtig dafür bezahlen; andererseits war er aber doch noch zu sehr Mann, um blos einen Strohmann als Gemal vorzustellen, sondern feierte den schönsten Honigmond, den man sich denken konnte, und da ein Orientale nach einmonatlichem Besitz seine Gattin gewöhnlich schon satt hat, so fand er auch ganz seine Rechnung dabei, daß die Ehe dann wieder aufgelöst wurde.

Uebrigens dauerten diese Ehen meist nicht einmal so lange. Hamdan war Kenner. Er hatte einige dreißig Jahre schon dasselbe Geschäft betrieben. Auch war er wählerisch und oft hatte er nach einem einwöchentlichen Besitz an seiner temporären Ehehälfte schon so viele Fehler entdeckt, daß er sich nach einer andern sehnte. Dann wurde die Gute unbarmherzig geschieden; sie bezahlte den ausbedungenen Preis für Hamdan's Gunst und trat die Rückreise in ihre Heimat an.

Es versteht sich von selbst, daß Hamdan nur solchen Frauen seine Hand bot, welche sich durch Schönheit und Jugend auszeichneten, und ich selbst kann bezeugen, daß er in seiner Wahl gar keinen schlechten Geschmack offenbarte; denn während ich in seinem Hause weilte, fand ein Gattinnenwechsel statt und ein besonderer Zufall gestattete mir, sowol die alte, als die neue, zu sehen. Als ich sein Gast wurde, hatte er bereits seit einiger Zeit seine provisorische vierte Gattin genommen. Ihre Zeit nahte dem Ende. Bald sollte sie geschieden werden. Diese zeitweilige Inhaberin des vierten Platzes war eine junge syrische Wittwe und hatte von ihrem Mann eine ansehnliche Baarschaft, so wie einige liegende Güter geerbt. Erstere hatte sie fast sämmtlich mit einem im Orient sehr gewöhnlichen Leichtsinn und Mangel an Sorge für die Zukunft mit auf die Reise genommen und Hamdan, so wie seine anderen Gattinnen verstanden es, ihr den größten Theil derselben abzuschmeicheln. Dann besaß sie nichts Verlockendes für den Speculanten mehr, trat, fast von allen baaren Mitteln beraubt, die Rückreise an, und eine neue Gemalin nahm ihre Stelle ein. Dies war eine Ostindierin, eine geschiedene Frau, die zwar nicht viel baar Geld, aber dafür desto mehr werthvollen Schmuck besaß. Auch sie soll den größten Theil ihrer goldenen Federn in Hamdan's Händen gelassen haben. Es war ein wohlorganisirtes Rupf- und Raubsystem. Der ganze Harem war dazu eingerichtet, der fremden Frau ihre Besitzthümer abzuschmeicheln. Darum unterdrückten auch die legitimen Gattinnen alle Eifersucht, behandelten ihre zeitweilige Gefährtin wie eine Prinzessin, so daß diese es sehr gut hatte, aber sie mußte dafür bluten. Beide, sowol die schwarze, wie die weiße zeitweilige vierte Gemalin meines Wirthes waren übrigens sehr schön und Hamdan konnte sich zu diesen Ge-

fährtinnen Glück wünschen, namentlich da, außer der Befriedigung seines Schönheitssinnes, die Sache auch noch einen goldenen Boden hatte.

Derart waren die Beobachtungen, welche ich im Hause zu machen Gelegenheit hatte. Aber auch außerhalb desselben bot sich mir täglich Neues und Interessantes: die schönen, reichen Bazare von Mekka, wo die Schätze der ganzen mohammedanischen Welt aufgehäuft waren, die Kaffeehäuser, Barbierläden, jene Versammlungsorte des buntesten Publicums, der Sclavenmarkt, die Opium- und Haschischbuden mit ihren entnervten Besuchern; vor Allem aber die Pilgerkarawanen und die vielen religiösen Ceremonien, unter denen ich hier nur eine, die wichtigste, hervorheben will. Dies ist die Wallfahrt nach dem heiligen Berge Arafat. Da man bei diesem Berge an ein bestimmten Tage, nämlich am zehnten des Monats Dulhidscha (dem Vorabend des großen Beiramsfestes) anwesend sein muß, so wird diese Wallfahrt stets von allen Pilgern, meist einigen sechzig- bis achtzigtausend, gemeinschaftlich unternommen.

Ein unabsehbarer Zug wälzte sich aus den Straßen von Mekka hervor; die syrischen, mesopotamischen, egyptischen Pilgerkarawanen eröffneten ihn. An der Spitze befand sich das geheiligte Kameel, welches die sogenannte „Fahne des Propheten" trug. Dies war eines der sogenannten Mahmel (der Träger, d. h. von Reliquien, Opfergaben 2c.), deren es zwei giebt, das egyptische und das syrische. Ihm folgten die Würdenträger, der Großscherif, der türkische Pascha, der die Pilgerkarawane commandirte, mit ihrem stattlichen Gefolge, dann die große Masse der syrischen Pilger, die zahlreichen Harems, worunter auch einige Odalisken von Constantinopel, in schönen, bequemen Sänften sitzend, um sie herum die vielen Eunuchen; die egyptische Karawane mit den sie beschützenden Baschi-Bozuks; dann das Chaos der anderen Pilger (denn bei Weitem die Meisten kommen jetzt nicht mehr mit der Karawane, sondern reisen vereinzelt nach Mekka), ohne alle Regelung durcheinander, so daß der Zug den dichtesten Wirrwarr darbot. Dies wirre Chaos wurde von den Beduinen der Umgegend von Mekka umschwärmt, die, zum Theil zu Pferde, zum Theil auf schlanken Reitkameelen sitzend, in ihrem blauen Lisam (eine Art Shawl) sich höchst malerisch ausnahmen.

Mit meiner egyptischen Gesellschaft und dem unzertrennlichen Sadak schloß ich mich der Nachhut an. Wir hatten Alle kleine Eselchen gemiethet, mit Ausnahme von zwei der Neffen meines ehrwürdigen Bekannten Scheich Mustapha, welche zu Fuß neben ihrem Oheim gingen, um diesen leider schwer erkrankten Mann auf seinem Thiere aufrecht zu halten. Der arme Scheich hatte unter den Strapazen der Pilgerfahrt zu viel gelitten. Eine beständige Dysenterie entnervte ihn ganz. Sehr gegen den Willen seiner Freunde machte er diesen Ausflug mit und sehr zu seinem Schaden, denn es war ihm vorbehalten, seinen Geist am Fuße des heiligen Berges auszuhauchen. Er schien das übrigens zu wissen und freute sich förmlich, bei einer so erbaulichen Gelegenheit zu sterben.

Ungefähr um fünf Uhr Morgens, nachdem wir die ganze Nacht, unter vielen Stockungen, zwar langsam, aber doch immer vorwärts gekommen waren, traten wir aus einer Felsenschlucht hervor und, da es nun Tag geworden war, so sahen wir die Ebene am Fuß des Berges Arafat deutlich vor uns liegen. Diese Ebene war eine Wüste, in der nichts zu wachsen schien, nichts, nicht einmal die trockene Distel, eine Wüste voll Stein und Steingeröll, aus der sich der niedrige Hügel Arafat, eine beinahe völlig kahle

Felsmasse, trostlos erhob, es war eine Wüste, so schaurig und traurig, wie ich nur je eine gesehen hatte. Ein einziges Element lebte und regte sich in dieser Einöde, das war der religiöse Fanatismus, welcher nahezu hunderttausend Menschen in diese Wüste geführt hatte.

In kürzester Zeit verwandelte sich diese Einöde in ein volkreiches Lager. Da wurden Zelte über den ganzen weiten, sandigen Plan aufgeschlagen, da wurden, wie durch Zauberschlag, Reihen von Buden und Hütten errichtet, in denen die Mekkaner Bazars und Märkte abhielten. Zwischen den Zelten lagerten unzählige Kameele, Maulthiere und Esel, von malerisch zerlumpten Beduinen bewacht. Hier und da schimmerte leuchtend der vergoldete Halbmond auf dem von rothen und gelben Stoffen gebildeten Zelt eines reichen Mekkaners. Im Osten war das Militairlager, wo die türkischen Soldaten ihr lautes, lärmendes Wesen trieben. Aus diesem erhoben sich die grünen Zelte des Großscherifs und der Würdenträger, von vielen Fahnen und Standarten umragt. Hier hatten auch die heiligen Kameele ihren Ruhepunkt gefunden und die von ihnen getragenen Glaubensfahnen entfalteten majestätisch ihre grüne Seide unter dem Hauch des Ostwindes. Die ärmeren Pilger hatten ihre kleinen, niedrigen Zelte im Südwesten aufgeschlagen. Trotz der durchwachten Nacht schien doch Niemand ein Bedürfniß nach Ruhe zu empfinden. Die Meisten schwärmten zwischen den Hütten und Buden umher, wo alle Genüsse und erlaubte, so wie unerlaubte Vergnügungen geboten wurden. Es war, wie wenn sich nicht nur ganz Mekka, sondern auch noch ein Stadtviertel jeder andern größern mohammedanischen Stadt zeitweilig hierher transportirt hätte.

Der Abend bot ein herrliches Schauspiel. Die ganze Hütten- und Lagerstadt erleuchtete sich mit unzähligen Lampen und farbigen Ballons, welche ihr ein überraschendes Ansehen gaben. Vor vielen Zelten brannten lichte Feuer. Ueberall war Helle und Glanz und in diesem Glanzmeer wogte das unzählige Pilgerheer bis gegen Mitternacht auf und ab.

Die Hauptceremonie fand am andern Nachmittag, kurz vor Sonnenuntergang, statt. Diese ist an und für sich sehr einfach und besteht eigentlich nur aus einer Predigt, welche von einem Mollah auf einem der Vorsprünge des Berges Arafat gehalten wird. Da es für sehr wünschenswerth gilt, diesem Prediger so nahe wie möglich zu sein, so hatten schon am Morgen ungeheure Pilgerschaaren hier Posten gefaßt und standen unbeweglich, wie eine Mauer, den geheiligten Augenblick erwartend. Ich hatte das Glück, daß Hamdan mir einen guten Platz reservirte, an den ich mich erst etwa eine Stunde vor Beginn der Ceremonie zu begeben brauchte.

Da standen wir, gedrängt wie die Häringe, während welcher Zeit die Pilger sich dem fanatischen Labikrufen, dem Abhalten religiöser Ceremonien, dem Hersagen von Koransprüchen hingaben. Endlich kamen deutliche Anzeichen, daß etwas Wichtiges vorgehe.

Alle Pilger streckten die kahlen Häupter in die Höhe und blickten nach Westen, von wo das erwartete Heil zu kommen schien. Lange jedoch konnte ich nichts gewahren, was so großer allgemeiner Aufmerksamkeit würdig war. Ich sah nur in der Ferne einen besonders dichten Menschenknäuel, der sich in der Richtung nach Arafat hinzuwälzen schien. Dieser chaotische Knäuel wurde deutlicher und endlich konnte ich ihn so weit entrollen, daß ich einen Mann unterschied, der auf einem Kameel saß und von einer Menge abgöttischer Verehrer umringt war. Dies war der Prediger, welcher die Rede auf

Arafat halten sollte. So groß war die Verehrung, die er genoß, daß viele Fanatiker sich auf den Boden niederwarfen und das Kameel, auf dem er saß, über ihre Rücken hinschreiten ließen. Selig sie, wenn sie von dem Thier zu Tode gedrückt wurden. Dann waren sie des Paradieses gewiß!

Jetzt kam der Prediger ganz dicht bei mir vorbei. Es war ein alter Mann mit mulattenartigen Zügen und spärlichem weißen Bart. Seine Geberde bot den Ausdruck mystischer Träumerei und schwärmerischer Verzückung dar, aber in so übertriebener Weise, daß man ihm die Heuchelei von der Stirn las. Seine Augen blickten stier und fest nach den Wolken, unbeweglich, unablenkbar. Um sein Kameel, das von zwei Eunuchen geführt wurde, um die Menschenmenge, die ihn umwogte, kümmerte er sich gar nicht. So bewegte er sich, fast von der Menge auf Händen getragen, der Plattform des Berges Arafat zu, wo er seine Predigt, ohne abzusteigen, begann.

Die Arafatpredigt dauerte volle zwei Stunden, übrigens war sie nur aus allbekannten Gemeinplätzen und Koransprüchen zusammengesetzt. Verstehen konnten sie indeß nur die zu allernächst Stehenden. Dies hinderte aber gar nicht, daß sämmtliche Pilger von ihr bis zu Thränen gerührt wurden; denn Thränen sind ein bei der Arafatpredigt für sehr nothwendig erachtetes Element. Der Prediger selbst zeigte sich pflichtschuldigst gerührt und hielt jeden Augenblick ein großmächtiges Schnupftuch, das Symbol seines Thränenreichthums, vor's Gesicht. Dasselbe thaten die meisten Pilger, besonders die, welche es nicht bis zu wirklichen Thränen gebracht hatten, um dadurch diesen traurigen Mangel zu verbergen. So ging es fort bis zum Sonnenuntergang. Kaum war die Sonne in der Richtung nach Mekka entschwunden, so hielt der Prediger inne, steckte das große Schnupftuch ein und damit war Alles beendet.

Jetzt noch ein lautes, weithin schallendes Labikrufen und dann begann das „Heruntersteigen vom heiligen Berge Arafat"; denn nun mußte jeder Pilger suchen, so schnell als möglich nach Mufalifa und Mina zu kommen, wo am nächsten Morgen die Ceremonien des Opferfestes stattfinden sollten. Man kann sich kaum einen Begriff von dem außerordentlichen Ungestüm machen, mit welchem dies Herabsteigen vor sich geht. Gleich einem von einem Wolkenbruch angeschwellten Gießbach, so rollte sich mit stürmischer Gewalt, unaufhaltsam der Pilgerschwarm vom Berge hernieder. Wehe Dem, der nicht Schritt halten konnte! Er war sicher, erdrückt zu werden. Die Hütten- und Zeltstadt am Fuße des Arafat bot in einem Augenblick ein Bild der Zerstörung dar. Alles wurde abgebrochen und Jeder dachte nur daran, wie er so schnell als möglich die eben noch so gefeierte Stätte verlasse.

Jetzt wälzte sich der Pilgerschwarm unaufhaltsam zwischen dem Defilé von Masumin hindurch, welches den Weg nach Mina bildet. Da es inzwischen Nacht geworden war, so wurden eine Menge Fackeln von den Dienern der reicheren Pilger getragen, welche die Felsschluchten magisch beleuchteten. Alle diese weißen Ihramträger, dort vom Dunkel halb verhüllt und nur an ihren lichten Gewändern erkennbar, dort vom rothen Schein der Fackeln feurig erhellt, rechts und links die zackigen Schluchten des öden Bergpasses, durch welchen dieses wilde Heer sich stürmisch Bahn brach: es war ein Bild wie aus Dante's Hölle. Um Mitternacht gelangten wir nach Mufalifa, wo jeder Pilger dreimal sieben kleine Steine auflas, die er in Mina, das wir gegen Morgen erreichten, an drei eigens hierzu bestimmten Stationen, dem Teufel, der hier in Person anwesend gedacht wird, an den Kopf werfen mußte.

Mina war endlich erreicht. Hier herrschte feierliche Festtagsstimmung und die geschäftige Vorbereitung für die Opferceremonien. Die Beduinen hatten zahlreiche Hammelheerden zusammengetrieben und fast jeder nur einigermaßen wohlhabende Pilger kaufte und schlachtete hier ein Schaf, einen Hammel oder ein Lamm, die Reicheren sogar Kameele, die Aermeren Ziegen oder Zicklein. Ich übertreibe sicher nicht, wenn ich die Zahl der hier geschlachteten Thiere auf zehn- bis fünfzehntausend schätze. All' dies vergossene Blut, dazu die vielen Abfälle von Fleisch, Fett und Knochen, die man am Boden verwesen läßt, verpesten bald die Atmosphäre und so bildet Mina mit seinen Opfergräueln die Quelle der vielen epidemischen Krankheiten, welche die Pilger decimiren.

Nachdem auch ich ein Lamm hatte schlachten lassen, verließ ich schleunigst den Schauplatz dieser Opfer und kehrte nach Mekka zurück. Da nun die wichtigste Ceremonie beendet war, so eilte ich, von der Erlaubniß, mich zu reinigen und meine Kleider wieder anzulegen (denn bis jetzt mußte ich den Ihram tragen), Gebrauch zu machen. Ich ahnte freilich nicht, daß dies der letzte Tag meiner Pilgerfahrt sein sollte, denn noch hegte ich die Hoffnung, auch die andere heilige Stadt, Medina, besuchen zu können. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, indem es mir mit einer Katastrophe drohte, der zu entgehen schleunige Flucht das einzige Mittel blieb.

In einem arabischen Bade nämlich wollte es mein Unstern, daß einige meiner angeblichen Landsleute, der Algierer, welche es mir bis jetzt immer geglückt war, zu vermeiden, auf mich aufmerksam wurden. Ich merkte, daß sie mich durchschaut hatten, und hörte aus ihrem Gespräch, daß ihre Absicht sei, mich beim Kadi anzugeben. Ich mußte aber jede Möglichkeit einer Vorladung vor Gericht streng vermeiden, denn vor der Kritik der Fanatiker und Glaubensrichter durfte ich nicht zu bestehen hoffen. Deshalb faßte ich augenblicklich und unwiderruflich den Entschluß, Mekka sogleich zu verlassen. Diesen Entschluß mußte ich natürlich so geheim als möglich halten und eben so geheim ausführen. Niemand, weder mein Wirth, noch mein Führer, noch sonst irgend ein Bekannter durfte davon wissen. Ich schickte den Metuaf unter einem Vorwand davon, eilte in meine Wohnung, nahm nichts als einen Anzug und Mantel, so wie meine Baarschaft. Alles Andere, sogar meinen Negersclaven, den ich nie wieder sehen sollte, ließ ich als herrenloses Gut zurück. Nun stellte ich mich an, als ginge ich blos spazieren. Statt aber spazieren zu gehen, eilte ich in die Vorstadt der Harb-Beduinen, wo stets Reitthiere zu miethen sind. Hier nahm ich einen Esel, den ein Knabe begleitete, und ritt aus der Stadt, Anfangs langsam, um nicht Verdacht zu erregen, dann so schnell, als das Thier es vermochte. Dem Beduinen fiel meine improvisirte Abreise nicht auf, denn die Araber pflegen oft ohne Gepäck und anscheinend ganz ex abrupto solche Ausflüge zu machen. Ich gönnte mir keine Ruhe, bis ich nach einem Ritt von vierzehn Stunden die Hafenstadt Dschedda erreicht hatte. Auch hier hielt ich mich noch nicht für sicher, sondern eilte gleich auf ein zufällig im Hafen ankerndes größeres Schiff, das glücklicherweise ein englisches war. Die Engländer liefern keine Europäer an die Araber aus. Das wußte ich und jetzt erst fühlte ich, daß ich gerettet sei.

Was nach meiner Flucht in Mekka geschehen, habe ich nie mit Bestimmtheit erfahren. Ob die Algierer wirklich beim Kadi Klage führten oder nicht, ist mir gleichfalls ein Räthsel geblieben. Möglich, daß sie nur eitel gedroht

hatten, aber darauf durfte ich es nicht ankommen lassen. Jede Anklage von ihrer Seite hätte mich in Lebensgefahr gebracht und selbst die Möglichkeit einer solchen war genügend, mich zur Flucht zu zwingen.

Im Jahre 1870, etwa zehn Jahre nach meiner Pilgerfahrt, führte mich mein Reiseschicksal nochmals nach Dschedda, diesmal jedoch als Europäer und ohne die geringste Absicht, mich wieder in den Rachen des Löwen zu stürzen.

Ich war so gänzlich verändert, daß Keiner von den vielen Mekkanern, die sich gerade in Dschedda aufhielten, mich auch nur im Entferntesten erkannte; was übrigens sehr natürlich, wenn man die ungeheure Menge der Pilger anschlägt, die sie in zehn Jahren gesehen haben mußten. Als ich eines Abends mit einigen Metuaf zusammenkam, deren sich stets viele in Dschedda herumtreiben, um die mit den Schiffen ankommenden Pilger abzufassen, konnte ich es mir nicht versagen, das Gespräch darauf zu bringen, daß zuweilen Europäer unter Verkleidung sich in Mekka einschlichen. Die Meisten leugneten dies und behaupteten, es sei gar nicht möglich, denn ein Christ, der nach Mekka käme, müsse ja augenblicklich todt niederfallen. Nur Einer gestand mir, daß ihm ein solcher Fall bekannt sei. Vor zehn Jahren nämlich hätte sich ein Christenhund nach Mekka geschlichen, sei aber entdeckt worden, entflohen und habe auf dem Gebirge durch die Hand der Beduinen den Tod gefunden. Vielleicht war dies die arabische Version meiner eigenen Geschichte! Ich hatte gute Lust, dem Metuaf zu sagen, daß der angeblich Getödtete neben ihm sitze, aber in welch' ein Wespennest hätte ich da gestochen! Noch schwebte mir die Geschichte der Christenermordungen von Dschedda im Gedächtniß und so fand ich es das Klügste, meinen Bekannten im Wahn zu lassen, daß die Beduinen mich umgebracht hätten.

Das war das einzige Mal, daß ich etwas von einer Spur von meiner ersten Anwesenheit im heiligen Gebiet des Islam fand.

# Auf dem Alpensee.

Von **Albert Moeser.**

Er:

Theure, der Kahn ist bereit; komm, laß uns den schwanken besteigen,
Ueber die wogende Fluth trag' er uns schaukelnd dahin!

Sie:

Siehe, da bin ich, mein Freund; laß hier an der Seite mich sitzen,
Du, recht artig und lieb, setz' gegenüber Dich hin!

Er:

Nein! zu groß ist der Raum, auch der kleinste, der Liebende scheidet,
Dicht an das Knie Dir geschmiegt, laß mich zu Füßen Dir ruh'n!

Sie:

Schrecklicher! siehe, ein Schwarm Lustwandelnder schreitet am Ufer,
Lästerung regt sich so leicht; gilt Dir so wenig mein Ruf?

Er:

Zärtliche Liebe, mein Kind, galt nimmer der Welt als Verbrechen,
Fühlen sie Neid? Ei nun, haben sie Grund doch genug.

Sie:

Ach, und der Fährmann, sieh, was wird nur der Ehrliche denken,
Wenn Du mit schwärmendem Blick schmachtend am Auge mir hängst.

Er:

Fürchte den Fährmann nicht! Sieh an, er lächelt verständig,
Wisse: ein rosiges Kind spendet ihm Liebe wie mir.

Sie:

Wohl! so sei es! ich wehre Dir nicht, stoß rasch nun vom Lande!
Sieh, wie das himmlische Blau leuchtend den Fluthen sich eint.

Er:

Blau lacht oben der Himmel, er spiegelt sich wider im Wasser,
Aber am herrlichsten doch strahlt ihn Dein Auge zurück.

Sie:

Dichter schmeicheln gar gern und liebten von je die Hyperbel,
Von Deinen Worten, mein Freund, zieh' ich neun Zehntel stets ab.

Er:

Hörst Du der Jodler Gejauchz herklingen von schneeigen Firnen?
Jauchzender jubelt mein Herz, das Dich zu eigen gewann.

Sie:

Lautauf juble der Mann, das Weib liebt stillere Freude,
Aber nicht weniger warm fliegt meine Seele Dir zu.

Er:

Horch, wie die Nachtigall ruft im schattigen Dickicht des Ufers,
Wisse: die schmetternde grüßt, reizende Sängerin, Dich.

Sie:

Laß Du die Sängerin jetzt, Dir sitzt nur die Freundin zur Seite,
Hier bin ich Künstlerin nicht, bin nur das liebende Weib.

Er:

Dank' ich's der Künstlerin nicht, daß ich mir die Freundin erworben?
War's nicht Dein süßer Gesang, der mir die Seele berückt?

Sie:

Heilig eracht' ich die Kunst, sie gab mir Entzücken in Fülle;
Daß sie den Freund mir bescheert, dünkt mich das Herrlichste doch.

Er:

Gerne gedenk' ich der Tage, da ich im Theater Dich schaute,
Als „Papagena" zuerst hast Du das Herz mir entzückt.

Sie:

Lieb war die Rolle mir stets, in der ich die Bühne betreten,
Freudig gedenk' ich noch dran, wie mich die Mutter geschmückt.

Er:

Ach, wie warest Du schön und schalkhaft-neckisch! Doch fragt' ich:
Ist nicht im Federgewand locker das Vögelchen auch?

Sie:

Schweig' und reize mich nicht, gar viel kann Liebe verzeihen,
Aber treibst Du's zu arg, schmoll' ich und zürn' ich im Ernst.

Er:

Reizvoll prangt ihr Gesicht, es spitzt sich das Mündchen in Herzform,
Doch hat ein fühlendes Herz diese Sirene wohl auch?

Sie:

Nochmals warn' ich Dich; merk': ich gleiche dem Lamme an Sanftmuth;
Wenn mich der Liebende reizt, gleich' ich der Löwin an Grimm.

Er:

Schön auch steht Dir der Grimm, doch bedarf es des Zornes mit nichten,
Weiß ich es selber doch längst: innig und tief ist Dein Herz.

Sie:

Hab' ich's als „Aennchen" Dir nicht und nicht als „Zerline" bewiesen?
Oftmals — dächt' ich — im Lied strömt' ich die Seele doch aus.

Er:

Keiner empfand es wie ich; und weil Du die Seele uns gabest,
Schlang von der Deinen ein Band rasch zu der meinen sich hin.

Sie:

Wohl! ich kannte Dich bald, stets warst Du am nämlichen Platze,
Und Dein Beifall verrieth, daß Du gewogen mir warst.

Er:

Niemals hab' ich gefehlt, so oft Du gesungen, und oftmals
Hab' ich um's schnöde Billet grimmig wie Ajax gekämpft.

Sie:

Und der durchdringende Schrei, als leckend die Flamme mich streifte!
Wahrlich, ich ahnt' es sofort: Keinem entstammt' er als Dir.

Er:

Hätt' ich nur schreien gekonnt, als einst Dich der Bariton küßte,
Aerger und grimmigste Wuth schnürten die Kehle mir zu.

Sie:

Und Dein begeisterter Brief, als ich „Margarethe" gesungen,
Zeigte mir deutlich, daß ich singend Dein Herz mir gewann.

Er:

Was Du als Antwort mir schriebst, ich trug es vier Wochen am Herzen,
Ob auch der Kommata keins richtig am Platze sich fand.

Sie:

Arger, ein leichtes Verseh'n mir boshaft also zu tadeln!
Wisse: in fliegender Hast hab' ich die Antwort verfaßt.

Er:

Nein, ich tadle Dich nicht, ich freute des lustigen Fehls mich,
Wußt' ich am göttlichen Bild doch einen Makel nun auch.

Sie:

Ach, und den Makel, gewiß, Du wiesest ihn sämmtlichen Freunden,
Und mit vernichtendem Spott habt ihr das Briefchen zerzaust.

Er:

Nimmer, so glaube mir doch; ich fühlte mich menschlich Dir näher,
Die eine Göttin vordem, thronend in Wolken, mir schien.

Sie:

Nun, so sage mir rasch: was miedest Du noch meine Nähe?
Weshalb suchtest Du nicht freundlich-vertranten Verkehr?

Er:

Wie doch hätt' ich's gewagt? Du strahltest in siegender Schönheit,
Wenig von fesselndem Reiz hat die Natur mir verlieh'n.

Sie:

Schönheit fordert ein Weib, ein rechtes, mit nichten vom Manne,
Hast Du nicht Seele und Geist? Ist das nicht Zierde genug?

Er:

Huldreich warst Du umschwärmt von Söhnen der Adelsgeschlechter,
Ach und ein Ritter vom Geist zählt ja im Leben nicht mit.

Sie:

Und so verdankst Du Dein Glück nur dem günstigen Spiele des Zufalls,
Der uns am leuchtenden See freundlich zusammengeführt.

Er:

Eh' ich Dich selbst noch geseh'n, vernahm ich im Zimmer die Stimme:
Warst Du es wirklich? War's Traum? Himmel, wie pochte mein Herz!

Sie:

Freundlich bot'st Du die Hand, ich fühlte in meiner sie zittern,
Aber Du faßtest Dich bald, sprachest vertrauliches Wort.

Er:

Leichter im fremden Bezirk gesellet sich Seele zu Seele,
Und wo Natur mich umweht, schafft sie die Seele mir frei.

Sie:

Bald — gedenkst Du noch dran? — aufstiegen wir rüstig zu Berge,
Lustig mit lustigem Schwarm ging es am Abgrund dahin.

Er:

Immer warst Du voran, ich folgte auf schlüpfrigem Pfade,
Ziehendes Nebelgewölk schied von den Andern uns bald.

Sie:

Gänzlich allein mit Dir! gar bang' ward mir, ich gesteh' es,
Traumhaft schritt ich dahin, achtete nimmer des Wegs.

Er:

Aengstlich warst Du, ich sah's; es strauchelte öfter Dein Füßchen,
Und mit erbebendem Arm stützt' ich die göttliche Last.

Sie:

Rasch dann rafft' ich mich auf und mied die berückende Nähe,
Aber ich ahnte bereits, daß mein Geschick sich entschied.

Er:

Endlich winkte das Ziel, hoch ragten die felsigen Wände,
Grausig tief unten im Bett schoß das Gewässer dahin.

Sie:

Lautlos sah'n wir hinab, wir sprachen kein einziges Wörtchen,
Doch in der Seele zu tiefst wühlte gewaltiger Sturm.

Er:

Wohl! wir fühlten: der Mensch gilt nichts der starren Naturmacht,
Doch wenn ihn Liebe durchbebt, ist er der Ewigkeit Sohn.

Sie:

Stumm dann gingst Du zum Quell und fülltest den Becher von Leder,
Bot'st ihn der Matten und selbst tranfst Du mit gierigem Mund.

Er:

Ach, es suchte mein Mund die Stelle, wo Deiner getrunken,
Magisch lockt' es mich längst, traut Dir am Busen zu ruh'n.

Sie:

Dir zu entrinnen, betrat ich in Hast die schwebende Brücke,
Von dem entsetzlichsten Tod schied mich ein wankendes Bret.

Er:

Aber ich folgte Dir rasch, nicht konnt' ich mich länger bezwingen,
Und mit entfesselter Gluth küßt' ich Dir Hände und Mund.

Sie:

Seltsam war mir zu Muth, und doch so selig wie nie noch,
Und meine Seele, sie gab gänzlich an Deine sich hin.

Er:

Einzig-erhabner Moment! — schon hört' ich der Anderen Stimmen,
Und sie begrüßten erstaunt freundlich ein liebendes Paar.

Sie:

Rasch dann ging es empor zur lustigen Hütte der Sennin,
Was nur der Busen umschloß, rang sich in Worten nun los.

Er:

Oben waren wir bald, schon dunkelten rauchend die Thale,
Müde mit leisem Geläut kehrten die Rinder zum Stall.

Sie:

Milch dann löffelten wir zu Zweit aus riesiger Schüssel,
Traun! nicht das köstlichste Mahl schuf mir so frohes Gemach.

Er:

Zeitigen Aufbruch galt's, drum suchtest Du müde Dein Lager,
Nur eine bretterne Wand schied den Geliebten von Dir.

Sie:

Aber ich wachte noch lang', es jagten zu wild die Gefühle,
Leuchtende Bilder des Glücks schaut' ich im Dunkel der Nacht.

Er:

„Schläfst Du, Geliebte? o komm! leg' hier an die Oeffnung Dein Mündchen!
— Sprach ich — küßten doch einst Thisbe und Pyramus so."

Sie:

Strafbar fand ich den Wunsch, doch bot ich Dir gnädig den Finger,
Und Du küßtest ihn so, daß er mich heute noch schmerzt.

Er:

„Nun gute Nacht" — „„Gut Nacht"" — Um's Haus zog leise der Nachtwind —
Plötzlich lachtest Du laut: — „Sprich, o Geliebte, was giebt's?"

Sie:

Ach, es kratzte im Stall ein Zicklein hinter dem Ohr sich,
Und ohne Aufhör dazu tönte das Glöckchen am Hals.

Er:

Leuchtend nahte der Morgen, uns weckte mit Pochen die Sennin,
Frisch zu der Kuppe des Bergs klommen im Fluge wir auf.

Sie:

Zahllos lagen sie da, die schweigenden Alpenkolosse,
Ragend mit ewigem Schnee, prangend im Strahle des Lichts.

Er:

Aber viel süßere Schau gewährte Dein liebliches Bild doch,
Schöner als schönste Natur prangt der vollendete Mensch.

Sie:

Ach, und die schönste Natur stillt nimmer der Seele Verlangen,
Hätt' ich Dich nah' nicht gewußt, wäre die Lust mir vergällt.

Er:

Liebe giebt Frieden allein — doch sieh, schon dämmert der Abend,
Und von der kühleren Luft bebt der erschauernde See.

Sie:

Weißt Du, daß auch den See dereinst die Jahrhunderte trocknen?
Also hat es schon längst spähende Forschung entdeckt.

Er:

Blau ist Dein Aug' wie der See: wie lange doch wird es mir leuchten?
Daß auch das Schönste vergeht, stört die entzückendste Lust.

Sie:

Daß auch das Schönste vergeht, es scheint mir die Würze des Glückes;
Drum ist so schön der Moment, weil er nicht ewig verweilt.

Er:

Daß ich's noch halte, das Glück, und jauchzend Dich, Holde, umfasse,
Nicht für die Schätze der Welt gäb' ich die Wonne dahin.

Sie:

Und ob es schwände, das Glück, Genossenes läßt sich nicht rauben,
Lächelnd säh'n wir es flieh'n, sprächen: „Wir haben gelebt."

Er:

Die Du am Busen gehegt, die Rose, den Mächten der Tiefe
Sei sie als Opfer geweiht — Schiffer, nun rudre zurück!

# Die Idylle von Red Gulch.

Von **Bret Harte**.

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena**.

Sandy war sehr betrunken. Er lag unter einem Azaleenbusch in fast derselben Stellung, in der er vor einigen Stunden dort hingesunken war. Wie lange er so gelegen, konnte er nicht sagen, es kümmerte ihn auch durchaus nicht; wie lange er noch dort liegen würde, war etwas ganz Unbestimmtes und Unwesentliches. Eine ruhige Philosophie, aus seinem physischen Zustand hervorgegangen, erfüllte vollkommen sein moralisches Sein.

Der Anblick eines betrunkenen Mannes war, ich muß es leider bekennen, nichts so Neues in Red Gulch, um große Aufmerksamkeit zu erregen. Früher am Tage hatte ein localer Satiriker neben Sandy's Kopf einen Grabstein aufgerichtet, der die Inschrift trug: „Wirkungen von Mac Corkle's Branntwein — tödtet auf dreihundert Fuß Entfernung" und eine Hand zeigte nach Mac Corkle's Taverne. Aber dies war gleich den meisten localen Satiren rein persönlich und mehr eine Betrachtung über die schlechte Ursache, als das Unpassende der Wirkung. Außer dieses Witzboldes Dazwischenkommen, war Sandy von Niemandem gestört worden. Ein wandernder Maulesel hatte, seiner Bürde ledig, das kurze Gras neben dem liegenden Manne abgefressen und ihn dabei beschnüffelt und ein herrenloser Hund hatte mit jener tiefen Sympathie, welche diese Thiere für Betrunkene haben, Sandy's Stiefel geleckt und sich an seine Füße geschmiegt und lag nun, mit einem seiner Augen in der Sonne blinzelnd, in einem Zustand anscheinender Erschöpfung, der ein sinniges und wohlgemeintes Compliment für den bewußtlosen Mann an seiner Seite war.

Indessen hatte sich der Schatten der Fichten langsam zur andern Seite gewandt, bis er die große Straße überdeckte und die Stämme der Bäume begrenzten die offene Wiese wie gigantische Pfeiler von Schwarz und Gelb. Kleine Wolken von röthlichem Staub, durch die Hufe des vorüberziehenden Zugviehes verursacht, fielen auf die liegende Gestalt. Die Sonne sank tiefer und tiefer und noch regte sich Sandy nicht. Doch jetzt wurde die Ruhe dieses Philosophen gestört, wie andere Philosophen gestört worden sind durch das Eindringen eines unphilosophischen Geschlechtes.

Fräulein Marie, wie sie unter der Kinderschaar bekannt war, die sie eben aus dem Blockschulhause hinter den Fichten entlassen, machte ihren Nachmittagsspaziergang. Da sie einen besonders schönen Blumenbüschel an dem gegenüberliegenden Azaleenbusch bemerkte, überschritt sie die Chaussée, um ihn zu pflücken — nicht ohne einige kleine Schauer von Abscheu und verschiedene schlangengleiche Windungen sich ihren Weg durch den rothen Staub suchend. Und plötzlich stand sie vor Sandy!

Natürlich stieß sie den kleinen Staccato-Schrei ihres Geschlechtes aus. Aber nachdem sie ihrer physischen Schwäche diesen Tribut gezollt, wurde sie

tollkühn und stand einen Moment still — wenigstens sechs Fuß von diesem ausgestreckten Ungeheuer entfernt — ihre weißen Röcke in der Hand zusammengefaßt, zur Flucht bereit. Aber weder ein Laut, noch die leiseste Bewegung kamen aus dem Gebüsch. Mit einem ihrer kleinen Füße warf sie die Tafel mit der satirischen Bemerkung zu Sandy's Häupten um und flüsterte: „Ungethüme", eine Bezeichnung, die wahrscheinlich in diesem Augenblick die ganze männliche Bevölkerung von Red Gulch umfaßte. Denn Fräulein Marie, die einige sehr strenge Begriffe und Grundsätze ihr eigen nannte, hatte wahrscheinlich die demonstrative Galanterie, für welche der Californier unter seinen Mitbrüdern so gerechter Weise berühmt ist, nicht gehörig gewürdigt und war vielleicht als eine Neuangekommene als „sehr unnahbar" bekannt.

Während sie so stand, bemerkte sie, daß die schrägfallenden, glühenden Sonnenstrahlen Sandy's Kopf zu einer ihr ungesund erscheinenden Temperatur erhitzten und daß sein Hut neben ihm lag. Diesen aufzulangen und ihn auf sein Gesicht zu legen, war eine That, die Muth erheischte, um so mehr, da die Augen des Mannes geöffnet waren. Aber sie führte dieselbe aus und machte auch einen glücklichen Rückzug; als sie sich noch einmal umblickte, war sie erschreckt, zu sehen, daß der Hut wieder abgeworfen war und Sandy aufrecht saß und etwas sagte.

Die Wahrheit zu gestehen, war Sandy in der ruhigen Tiefe seines Gemüthes vollkommen überzeugt, daß die Strahlen der Sonne heilsam und gesund seien, daß er von Kindheit an sich dagegen aufgelehnt hatte, mit einem Hute zu liegen, daß Niemand als unvernünftige Narren, keiner Heilung mehr fähig, Hüte trügen und es sein unbestreitbares Recht sei, wenn er wollte, ohne Kopfbedeckung zu bleiben.

Dies war der Zustand seines innern Bewußtseins. Leider war der äußere Ausdruck desselben sehr unbestimmt und beschränkte sich auf die Wiederholung einzelner Worte: „Sonne schon recht. Warum fort, eh? Warum Sonnenschein fort?"

Fräulein Marie blieb stehen und aus der Entfernung frischen Muth schöpfend, fragte sie ihn, ob er etwas brauche.

„Warum fort? Will mehr — Sonnenschein gut", wiederholte Sandy mit erhöhter Stimme.

„Steht auf, schrecklicher Mensch", sagte Fräulein Marie jetzt ganz empört, „steht auf und geht nach Hause!"

Sandy erhob sich, noch schwankend. Er war sechs Fuß hoch und Fräulein Marie zitterte. Er stolperte einige Schritt weiter, dann stand er still.

„Wozu soll ich nach Hause gehen?" fragte er plötzlich mit großem Ernst.

„Geht und nehmt ein Bad!" erwiederte Fräulein Marie, indem sie sein bestaubtes Aeußere mit ersichtlichem Mißfallen betrachtete.

Zu ihrem Schrecken warf Sandy plötzlich Rock und Weste ab, zog die Stiefel aus und blitzschnell vorwärtsstürzend den Hügel hinab, verschwand er in der Gegend des Flusses.

„Guter Gott! — der Mann wird ertrinken!" rief Fräulein Marie und dann lief sie mit echt weiblicher Inconsequenz nach dem Schulhause und schloß sich ein.

Am Abend dieses Tages, als die junge Lehrerin mit ihrer Wirthin, der Frau des Hufschmiedes, beim Thee saß, fragte sie dieselbe ganz ruhig, ob ihr Mann jemals betrunken sei.

„Abner", erwiederte Frau Stidger nachdenklich, „laßt sehen, Abner ist seit der letzten Wahlversammlung nicht ganz nüchtern gewesen."

Fräulein Marie hätte am liebsten gefragt, ob er bei solchem Zustande es vorziehe, in der Sonne zu liegen und ob ein kaltes Bad ihm wol geschadet haben würde, aber dies hätte eine Erklärung herbeigeführt, die sie vermeiden wollte. So begnügte sie sich, ihre großen grauen Augen erstaunt auf die rothwangige Frau Stidger zu richten — ein ganz hübsches Exemplar des „südwestlichen Blumenflors", und dann ließ sie den Gegenstand fallen.

Am nächsten Tage schrieb sie ihrer liebsten Freundin nach Boston:

„Ich glaube, ich finde den betrunkenen Theil dieser Bevölkerung hier noch am wenigsten unausstehlich. Natürlich meine ich damit die Männer, Liebste; ich wüßte nichts, was die Frauen erträglich machen könnte."

In weniger als einer Woche hatte Fräulein Marie diese Episode vergessen, mit der einzigen Ausnahme, daß sie bei ihren Nachmittagspromenaden fast unwillkürlich eine andere Richtung einschlug. Sie bemerkte aber, daß jeden Morgen ein frischer Büschel Azaleen zwischen den Blumen auf ihrem Schreibpulte lag. Dies war weiter nicht auffallend, da ihre kleine Schaar, ihre Vorliebe für Blumen kennend, ihr täglich frische Anemonen, Lupinen und Flieder brachte; aber selbst bei näherm Erkundigen erklärten Alle, nicht zu wissen, wie die Azaleen dahin kämen. Nach einigen Tagen wurde der junge Herr Johann Stidger, dessen Pult dem Fenster am nächsten stand, plötzlich von wahren Lachkrämpfen befallen, welche die Ordnung der Classe zu zerstören drohten. Alles, was die Lehrerin aus ihm herausbringen konnte, war, es habe Jemand „in's Fenster geguckt." Empört und ärgerlich verließ sie ihre kleine Schaar, um den Störenfried zurechtzuweisen. Als sie um die Ecke des Schulhauses bog, stand sie gerade dem einstigen Trunkenbold gegenüber, der jetzt vollkommen nüchtern war und sehr einfältig und schuldbewußt aussah.

In ihrer jetzigen Stimmung ließ es Fräulein Marie sich nicht entgehen, aus diesen Thatsachen Vortheil zu ziehen. Aber es war etwas verwirrend, gleichzeitig zu bemerken, daß „das Ungethüm", trotz einiger leiser Zeichen seiner frühern Lebensweise, sehr gut, ja hübsch aussah, wirklich eine Art blonder Samson war, dessen strohfarbenes, reiches Haar und seidiger Bart anscheinend noch nie in Berührung mit einem Rasirmesser oder einer Delilaschеere gekommen waren. Die auf Fräulein Marie's beredter Zunge schwebende scharfe Anrede erstarb auf ihren Lippen und sie begnügte sich, seine gestammelte Entschuldigung mit trotzig gesenkten Lidern und in hochmüthigem Schweigen anzuhören. Als sie in das Schulzimmer zurückkam, fiel ihr Blick auf die Azaleen, die ihr eine ganze Geschichte offenbarten. Und sie mußte lachen und die Kinder lachten mit und sie waren Alle unbewußt sehr glücklich.

Es war an einem heißen Tage, nicht lange nach jener Begegnung, daß zwei kleine Knaben an der Schwelle des Schulhauses mit einem Eimer Wasser, das sie in ihrem Amtseifer aus dem Quell geholt, verunglückten und daß Fräulein Marie mitleidsvoll das Gefäß ergriff und selbst nach dem Quell ging. Am Fuß des Berges fiel ein Schatten über ihren Weg und ein Arm befreite sie geschickt, aber sanft von ihrer Bürde. Fräulein Marie war zugleich verlegen und ärgerlich. „Wenn Sie nur mehr davon für sich selbst herbeitrügen", sagte sie zu dem Arm im blauen Hemdsärmel, ohne aber die Augen zu seinem Eigenthümer zu erheben, „es wäre besser für Sie." In dem unterwürfigen Schweigen, welches folgte, bereute sie diesen Ausspruch

und an der Thür dankte sie ihm so lieblich, daß er stolperte. Hierüber mußten die Kinder lachen und ihre junge Lehrerin lachte mit ihnen, so herzlich, daß ihre blassen Wangen sich ordentlich rosig färbten. Am nächsten Tage war eine Tonne ganz im Geheimen neben die Thür gestellt worden und jeden Morgen hatte sie sich eben so geheimnißvoll mit frischem Quellwasser gefüllt.

Uebrigens erwies man der jungen, ausgezeichneten Person, mit Namen Fräulein Marie, noch andere schweigende Aufmerksamkeiten. „Bill, der Profane", der Kutscher des Rumgullion-Postwagens, weit und breit bekannt wegen seiner „Galanterie", indem er dem schönen Geschlecht stets den Platz neben sich auf dem Bock anbot, erlaubte sich solches doch nicht gegenüber Fräulein Marie und zwar aus dem Grunde, „weil er wußte, was sich zieme und daß er gewohnt sei, Rangunterschiede zu machen", und so überließ er ihr den halben Wagen zur eigenen Benutzung. Jack Hamlin, ein Spieler, der einmal in tiefem Schweigen mit der jungen Lehrerin ein Stück Weges gefahren war, warf einem seiner Genossen ein Glas an den Kopf, weil dieser sich unterstanden, ihren Namen in einer Schänkstube zu nennen. Die aufgeputzte Mutter eines kleinen Schülers, dessen Vater man nicht kannte, hatte oft in der Nähe des Tempels dieser strengen Vestalin geweilt, ohne je zu wagen, die heiligen Hallen zu betreten, sich begnügend, die Priesterin von fern anzubeten.

Mit solchen kleinen Unterbrechungen ging das einförmige Leben der jungen Schullehrerin dahin, blauer Himmel, strahlender Sonnenschein, kurze Dämmerungen und sternenhelle Nächte zogen über Red Gulch dahin. Fräulein Marie liebte ihre Spaziergänge durch die stillen, schönen Wälder. Vielleicht glaubte sie mit Frau Stidger, daß der balsamische Duft der Nadelhölzer „ihrer Brust gut thue", denn gewiß war's, daß ihr leichter Husten seltener kam, ihr Schritt kräftiger ward; vielleicht auch hatte sie die Lehre gelernt, welche die geduldigen Fichtenbäume nie müde werden, aufmerksam lauschenden Ohren zu wiederholen. Eines Tages hatte Fräulein Marie einen Picnic auf Buckeye Hill arrangirt und die Kinder mitgenommen. Fern zu sein von der staubigen Straße, den zerstreut liegenden Baracken, den gelben Gräben, dem Getöse der nie stillstehenden Maschinen, dem bunten, billigen Flitterstaat in den Schaufenstern, den Wirthshäusern mit all' ihrem wirren Geräusch — welch' eine unendliche Erquickung war schon dies allein! Wie der Wald seine duftigen, grünen Hallen öffnete, sie zu empfangen! Wie die Kinder sich an das Herz der gütigen Mutter Natur warfen, sie liebkosend und die Luft mit ihrem Jubel erfüllend und wie selbst Fräulein Marie, dieses Muster der Wohlanständigkeit, die stets so eigen mit ihren fleckenlosen Röcken und schneeweißen Kragen und Manschetten war, dies Alles vergaß und gleich einer Wachtel mit ihrer kleinen Schaar umherrannte, bis sie, springend, lachend, athemlos mit einer gelösten Flechte ihres braunen Haares und den runden Hut am Band um ihren Hals hängend, plötzlich und heftig inmitten des Waldes auf den unglücklichen Sandy stieß.

Die Erklärungen, Entschuldigungen und nicht allzu klugen Gespräche, welche folgten, sollen hier nicht wiederholt werden. Es schien indessen fast, als hätte Fräulein Marie schon eine Art Bekanntschaft mit diesem Ex-Trunkenbolde gemacht. Genug, daß er bald als Einer der Partie aufgenommen wurde, daß die Kinder mit jener schnellen Intelligenz, welche die Vorsehung den Hülflosen giebt, ihn als einen Freund erkannten und mit seinem blonden

Haar und seidig weichen Schnurrbart spielten und sich andere Freiheiten erlaubten — wie es die Hülflosen zu thun pflegen. Und als er kunstvoll einen kleinen Scheiterhaufen aufbaute und ihn anzündete, und sie andere Geheimnisse der Waidmannskunst lehrte, kannte ihre Bewunderung keine Grenzen. Nachdem zwei glückliche Stunden in diesen fröhlichen Spielen verbracht waren und die junge Schullehrerin sich dann auf einem kleinen Hügel niedergelassen, Kränze aus Waldblumen windend, fand sich Sandy, zu ihren Füßen liegend und träumerisch in ihr Antlitz blickend, fast in derselben Stellung, in der er gelegen, als sie sich zuerst begegneten.

Auch war die Aehnlichkeit keine gezwungene. Die Schwachheit einer leichtlebigen, sinnlichen Natur, welche eine Art träumerischer Aufregung im Genuß von geistigen Getränken gefunden, fand, wie zu fürchten ist, jetzt eine solche Berauschung in der Liebe.

Ich glaube, daß Sandy selbst eine Art Bewußtsein davon hatte. Ich weiß, er sehnte sich danach, etwas Großes zu thun — einen Bären zu erlegen, einen Wilden zu scalpiren, oder sich selbst in irgend einer Weise für die junge Lehrerin mit dem blassen Antlitz und den großen grauen Augen zu opfern.

Da ich Sandy sehr gern als Helden darstellen möchte, so kostet es mich Mühe, meine Hand in diesem Moment anzuhalten und nur die Ueberzeugung, daß fast nie im Leben gerade zu solcher Zeit eine derartige Episode geschieht, läßt mich von der Einführung derselben abstehen. Und ich glaube, daß meine schönste Leserin, die sich erinnert, wie in einer wirklichen Krisis stets irgend ein uninteressanter Unbekannter, oder ein Schutzmann es ist und nicht Adolphus, der zur Hülfe herbeikommt, mir das Fortlassen solcher romantischen Begebenheit verzeihen wird.

So saßen die Beiden ungestört in der stillen Waldeinsamkeit. — Die Spechte pickten und schwatzten über ihren Köpfen, die Stimmen der fernab spielenden Kinder drangen lieblich zu ihnen. Was sie sprachen, war sehr unwesentlich. — Was sie dachten — es möchte vielleicht interessanter gewesen sein — trat nicht zu Tage. Die Spechte erfuhren nur, wie Fräulein Marie eine Waise war und wie sie ihres Oheims Haus verlassen und nach Californien kam wegen ihrer Gesundheit und um unabhänig zu sein und wie Sandy auch eine Waise war und nach Californien ging, um Zerstreuung und Aufregung zu finden, wie er ein wildes Leben geführt, jetzt aber sich zu bessern bemühe und noch andere Details, welche von dem Gesichtspunkt der zuhörenden Spechte unzweifelhaft als recht einfältig und reine Zeitverschwendung erschienen. Aber mit solchen Nichtigkeiten wurde der Nachmittag hingebracht und als die zerstreuten Kinder wieder alle beisammen waren, damit der Heimweg angetreten werden konnte und Sandy am Saume des Waldes, ehe sie die Nähe der Niederlassung erreichten, mit einem Zartgefühl, welches die Schullehrerin wol verstand und würdigte, ruhig von ihnen Abschied nahm, schien es Fräulein Marie, als sei dies der kürzeste und angenehmste Tag ihres mühseligen Lebens gewesen.

Als der lange, trockene Sommer Alles bis zur Wurzel verdorrt und sein Ende erreicht hatte, war auch der Schluß der Schule für Red Gulch gekommen. Am nächsten Tage würde Fräulein Marie frei sein und wenigstens für einige Zeit würde Red Gulch sie nicht wiedersehen. Sie saß allein im Schulhause, ihre Wange ruhte auf ihrer Hand, ihre Augen waren halb geschlossen, in einem jener wachen Träume, denen sie sich — ich fürchte zum

Schaden der Schuldisciplin — in letzter Zeit öfter hingab. In ihrem Schooße lagen eine Menge von Moosen, Farren und anderen Waldandenken. Sie war davon und von ihren eigenen Gedanken so in Anspruch genommen, daß sie ein leises Klopfen an der Thür überhörte, oder es verwebte sich vielleicht mit der fernen Erinnerung an das Pochen der Spechte im Walde. Als das Klopfen lauter ward, sprang sie auf, während ein warmes Erröthen ihre blassen Wangen übergoß und öffnete die Thür. Auf der Schwelle stand eine Frau, deren Selbstgefälligkeit, ja Keckheit des Anzuges mit ihrem schüchternen, unsichern Wesen einen auffallenden Gegensatz bildete.

Fräulein Marie erkannte mit einem Blick die zweifelhafte Mutter ihres kleinen, namenlosen Schülers. Vielleicht hatte sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, vielleicht war es nur Stolz; aber als sie die Fremde kühl zum Eintritt aufforderte, zupfte sie unbewußt ihre weißen Stulpen und ihren Kragen zurecht und nahm ihr Kleid fester zusammen. Aus diesem Grunde ließ wol die verlegene Frau ihren auffallenden bunten Sonnenschirm draußen neben der Thür stehen und setzte sich auf die äußerste Kante einer langen Bank. Ihre Stimme klang verschleiert, als sie zu reden begann.

„Ich hörte, daß Sie morgen fortreisen und ich konnte Sie nicht gehen lassen, ohne Ihnen für Ihre Güte gegen meinen Tommy zu danken."

Tommy sei ein guter Knabe und verdiene mehr Aufmerksamkeit und Belehrung, als sie ihm angedeihen lassen könne, erwiederte Fräulein Marie.

„Dank Ihnen, vielen Dank, Fräulein!" rief die Fremde unter ihrer Schminke, welche in Red Gulch ihre „Kriegsfarbe" genannt wurde, erröthend und in ihrer Verlegenheit versuchend, die lange Bank näher zu der Schullehrerin hinzuziehen. „Ich danke Ihnen, Fräulein, für den Ausspruch! und wenn ich auch seine Mutter bin, es giebt in der Welt keinen herzigern, bessern und liebern Jungen als ihn. Und ist es auch nicht viel, daß ich es sage, aber es giebt auch keine liebere, bessere, engelgleichere Lehrerin als die seinige."

Fräulein Marie, welche kerzengerade hinter ihrem Schreibpult saß, ein Linial über ihre Schulter haltend, öffnete ihre großen grauen Augen weit bei diesen Worten, erwiederte aber nichts.

„Es paßt sich nicht für Eine wie ich, Ihnen Complimente zu machen", fuhr sie heftig fort, „das weiß ich; eben so, daß es sich nicht für mich schickt, am hellen Tage hierher zu kommen, aber ich kam, eine Gunst zu erbitten — nicht für mich, doch für meinen Liebling."

Ermuthigt durch einen Blick in den Augen der jungen Schullehrerin und ihre mit lila Handschuhen bedeckten Hände zwischen die Knieen legend, die Finger nach unten, fuhr die Frau mit leiser Stimme fort:

„Sehen Sie, Fräulein, es ist Niemand, an den der Knabe ein Anrecht hat, als an mich und ich bin nicht die geeignete Person, ihn zu erziehen. Schon im letzten Jahr dachte ich daran, ihn nach 'Frisco in die Schule zu thun, aber als die Rede ging, es käme eine neue Schulmadame her, wartete ich, bis Sie eintrafen und da sah ich, daß Alles recht sei und ich meinen Knaben noch etwas länger bei mir behalten könnte. Ach, Fräulein, er hat Sie so lieb und wenn Sie hörten, wie er in seiner allerliebsten Weise von Ihnen spricht, wenn er Sie jetzt um Das bitten könnte, was ich von Ihnen erflehen will, Sie würden es ihm nicht abschlagen."

„Es ist natürlich", fuhr sie schnell fort mit einer Stimme, in der Stolz und Demuth zugleich sich kundthaten, „es ist natürlich, daß er sich zu Ihnen

hält, denn als ich seinen Vater zuerst kennen lernte, war dieser ein Gentleman — und der Knabe muß mich früher oder später doch vergessen — und deshalb will ich Ihnen darüber nichts vorweinen. Denn ich kam, Sie zu bitten, meinen Tommy an sich zu nehmen — Gott segne ihn, den besten, liebsten Jungen auf Erden! ihn — ihn — für immer an sich zu nehmen."

Sie war aufgestanden, hatte des jungen Mädchens Hand ergriffen und war neben ihr auf die Knie niedergesunken.

„Ich habe viel Geld und es soll Alles Ihnen Beiden gehören, ihm und Ihnen. Bringen Sie ihn auf eine gute Schule, doch in Ihrer Nähe, daß Sie nach ihm sehen können und helfen Sie ihm, daß — daß — daß er seine Mutter vergißt. Thun Sie mit ihm, was Sie wollen. Das Schlimmste, was Sie ihm zufügen können, würde Güte sein gegen Das, was er hier bei mir lernen würde. Nur führen Sie ihn fort von hier, aus diesem sündigen Leben, fort von diesem schrecklichen Ort, dieser Heimat der Schande und des Kummers. Sie wollen es, ich weiß, Sie wollen es thun; nicht wahr? Sie werden, Sie können, Sie dürfen nicht Nein sagen. Machen Sie ihn so gut, so rein und sanft wie Sie selbst es sind; und wenn er erwachsen ist, nennen Sie ihm den Namen seines Vaters — den Namen, der seit Jahren nicht über meine Lippen gekommen ist — den Namen von Alexander Morton, hier Sandy genannt! Fräulein Marie! — ziehen Sie Ihre Hand nicht fort! Fräulein Marie, sprechen Sie zu mir! Sie werden meinen Knaben nehmen? Wenden Sie Ihr Antlitz nicht von mir ab! Ich weiß, es sollte wol nicht auf meines Gleichen blicken. Fräulein Marie! mein Gott, habe Erbarmen! — sie verläßt mich!"

Fräulein Marie hatte sich erhoben und in dem Zwielicht sich ihren Weg zum offenen Fenster hin getappt. Sie stand dort, sich gegen den Rahmen lehnend, ihre Augen auf die letzten rosigen Tinten gerichtet, die am westlichen Himmel erblaßten. Etwas von dem röthlichen Lichte lag noch auf ihrer jungen, reinen Stirn, ihren weißen, gefalteten Händen; aber es verschwand nach und nach. Die Bittende hatte sich auf den Knieen ihr nachgeschleppt.

„Ich weiß, Sie bedürfen Zeit zum Ueberlegen, ich will die ganze Nacht hier warten, ich kann nicht gehen, bis Sie zu mir gesprochen haben. O, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Sie wollen mich erhören! — ich seh' es in Ihrem lieben Antlitz — solch ein Antlitz, wie ich es in meinen Träumen erschaut. Ich lese es in Ihren Augen, Fräulein Marie! — Sie werden meinen Knaben nehmen!"

Der letzte rothe Lichtstrahl schwebte höher und erfüllte Fräulein Marie's Augen mit einem Widerschein seiner Glorie, dann leuchtete er noch einmal auf und erstarb. Die Sonne war über Red Gulch untergegangen. In dem Zwielicht und dem Schweigen erklang der jungen Lehrerin Stimme lieblich.

„Ich werde den Knaben nehmen. Schicken Sie ihn mir heute Abend her!"

Die glückliche Mutter erhob den Saum von Fräulein Marie's Kleid an ihre Lippen. Sie würde gern ihr flammendes Gesicht in die Falten des jungfräulichen Gewandes gedrückt haben, aber sie wagte es nicht. Sie stand langsam auf.

„Weiß — dieser Mann um Ihr Thun?" fragte Fräulein Marie plötzlich.

„Nein, noch kümmert er sich darum. Er hat nie das Kind gesehen, weiß gar nichts davon."

„Gehen Sie zu ihm — noch heute — auf der Stelle! Theilen Sie ihm mit, was Sie gethan! Sagen Sie ihm, ich habe sein Kind genommen und sagen Sie ihm — er müsse nie ein Wiedersehen — niemals das Kind wieder zu sehen versuchen. Wo es auch sei, er dürfe nicht kommen, wohin ich es mit mir nehme, er dürfe uns nicht folgen! Jetzt gehen Sie, bitte — ich bin erschöpft und — habe noch viel zu thun."

Sie gingen zusammen zur Thür, auf der Schwelle wandte sich die Frau um.

„Gute Nacht."

Sie würde Fräulein Marie zu Füßen gesunken sein, doch im nämlichen Augenblick öffnete das junge Mädchen die Arme und zog die sündige Frau einen Moment an ihre Brust; dann schloß sie die Thür hinter ihr und verriegelte sie.

Mit einem Gefühl großer Verantwortlichkeit nahm „Bill, der Profane", am nächsten Morgen die Zügel der Pferde der Slumgullion-Postkutsche, denn die junge Schullehrerin befand sich ja unter seinen Passagieren. Als sie die Chaussée erreichten, hielt er, einer lieblichen Stimme aus dem „Innern des Wagens" gehorchend, plötzlich an und wartete ehrerbietig, während „Tommy" auf Fräulein Marie's Gebot heraushüpfte.

„Nicht von dem Busch, Tommy — vom nächsten."

Tommy öffnete sein neues Taschenmesser und nachdem er einen Zweig von einem großen Azaleenbusch abgeschnitten, kehrte er damit zu Fräulein Marie zurück.

„Alles in Ordnung jetzt?"

„Alles in Ordnung."

Und die Thür der Postkutsche schloß sich über der Idylle von Red Gulch.

# Im Fluge nach Triest.

Zeitmangel und allerlei Lebensverhältnisse — denn, ach, das Gold ist nicht Chimäre! — hatten mich altern lassen, ohne daß ich namhafte Reisen hätte machen können, ohne daß ich hoffen durfte, jemals Italien, wenn auch nur ein Theilchen davon, zu schauen. Die Zeit des Dampfes, der Eisenbahnen, der elektro-magnetischen Telegraphen, der Vergnügungszüge war gekommen — aber, wie es schien, meine Zeit war es noch immer nicht.

Da erbte ein lieber Freund ein Haus in Triest. Uebernahme und nachher Verkauf desselben, da er es von unserm Wohnort Wien aus nicht verwalten konnte, noch wollte, riefen ihn mehrmals in die Hafenstadt am Fuße des Karst. Auch er hatte italienischen Boden noch nicht betreten. Das hohe Gefallen, das Stadt und Umgebung ihm erregt, wollt' er in seiner tiefgemüthlichen freigebigen Weise auch Anderen, die ihm nahe standen, zu Theil werden lassen.

Er lud mich und mein Töchterchen zu einer Fahrt mit Vergnügungszug nach Triest. Auch ein Nichtchen, Freundin meiner Tochter, damit diese ja in gehöriger Gesellschaft sei, wurde geladen. So ging's denn am Tage vor Peter und Paul, 28. Juni 1862, um 1 Uhr Nachmittags fort von unserer Heimat Wien, der Grenzscheide Oesterreichs und Steiermarks zu, dem Semmering mit seinen wunderbaren Eisenbahnbauten. Mir waren sie nicht mehr neu, wol aber den beiden Mädchen, die in Staunen und Furcht geriethen über diese, riesenhafte Abgründe überbrückende, an furchtbaren Felsabfällen sich hinziehende Eisenstraße, und jenes hochpoetische Gruseln empfanden, das die Jugend so sehr zu lieben pflegt.

Abends ward Graz erreicht. Es waren damals recht deutsch-enthusiastische Tage. Das deutsche Graz wollte festlich die deutschen Wiener empfangen. Aber als großes Hinderniß des freudigen Empfanges hatte sich ein kühles, windiges Wetter eingestellt, als wäre der verkörperte Slavismus höhnend und störend dazwischen getreten. Die in der freien Halle des Bahnhofes aufgereihten langen Tische wurden nur spärlich besetzt. Alles drängte sich zusammen in die geschlossenen, für die Menschenmenge viel zu engen Räume. Dennoch fehlte es nicht an Jubel und Toasten, waren doch damals schon die Wellenschläge stark spürbar, die, zu immer höheren Wogen anwachsend, endlich mächtig genug wurden, das Schiff eines einigen, mächtigen Deutschlands zu tragen. Sind wir Deutsch-Oesterreicher auch scheinbar davon ausgeschlossen, wir gehören dennoch dazu. Auf der Macht dieses einigen Deutschlands ruht auch die Macht Deutsch-Oesterreichs, das ja über kurz oder lang zu diesem Deutschland wird gehören müssen.

In die dunkle Nacht hinein ging es von Graz weiter. Der frühe Sommermorgen brach an, sehr kühl, fast herbstlich. Mitgenommener Vanille-liqueur, kalter Kapaun, ließen keine widrige Stimmung aufkommen. Im Fluge ging's über die Drau, wo langgestreckt am Ufer das liebliche Marburg sich zeigte, dann in prachtvoller Umgebung das köstliche Cilli. Am Römerbad

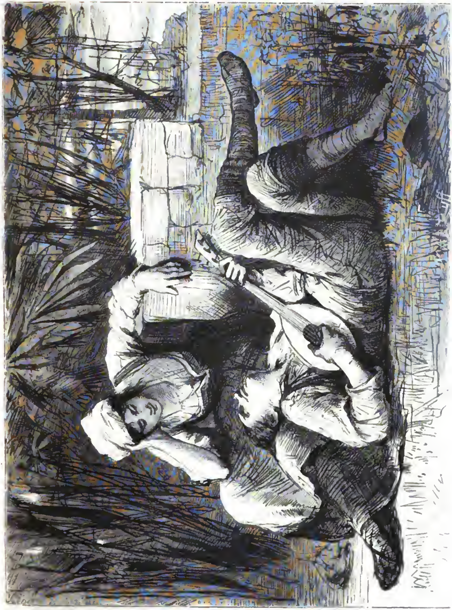
[illegible] ...ift

[illegible] Geld [illegible]
[illegible] wenn [illegible]
[illegible] der Eisenbahnen [illegible]
[illegible] gekommen [illegible]
[illegible] nahme [illegible]
[illegible] nicht [illegible]
[illegible]

[illegible] mit [illegible] vermögen [illegible]
[illegible] damit diese [illegible]
[illegible] am Tage [illegible]
[illegible] von [illegible]
[illegible] Sammler [illegible]
[illegible] eingesendet [illegible]

[illegible] enthusi... [illegible]
[illegible] den [illegible] Wien [illegible]
[illegible] des [illegible] Alles [illegible]
[illegible] viel zu enger [illegible]
[illegible] dass [illegible]
[illegible] gegen [illegible]
[illegible] auch [illegible]
[illegible] der Macht [illegible]
[illegible] das [illegible]

[illegible] weiter. Der [illegible]
[illegible] Wiener Familie [illegible]
[illegible] aufkommen. [illegible]
[illegible] das [illegible] Markt [illegible]
[illegible] den Roman [illegible]



sausten wir vorüber. Nun erschienen die zerklüfteten Steingeröllthäler um Steinbrück beim Eintritt in's Krainerland. Ueberall bizarre, wildromantische Landschaft. Dann kamen die grünen Fluren an der Save, das schiffbaulustige Littoy. Leider umhüllten traurige Nebel die Hochalpen, den ernsten Terglou und seine Nachbarn und nur Weniges war sichtbar von den Krainischen Riesenbergen. An Laibach vorüber! Wie schön, ja reizend, seine Umgebung! Schade, daß diese Bäume, diese Höhen slavische Laute vernehmen müssen! — Nun folgte das Laibacher Moor mit seinen endlosen Viaducten, dann immer mehr und mehr die öden Berge des Karst. In Adelsberg bei großem Gedränge elender Kaffee, schlechte Erquickung für den kühlen Morgen, der so sehr ein tüchtiges warmes Getränk erfordert hätte. Noch ein Stück weiter, durch die Tunnels hinter St. Peter, nachdem man die wüstesten Strecken der steinigen Karstwelt hinter sich zurückgelassen — und man ist in Italien! Das zeigen die Bauten, die Trachten, die um die Pfeiler und Bäume sich schlingenden Weinranken, die Namen der Orte.

Keine Rast, keine Ruh'! Ein kurzer Halt in Nabresina. Welch' banges Erwarten! Man ist nahe dem Meere. Durch Felsblöcke, zwischen denen zur Rechten immer wieder Wiesen und grüne Fluren sich sehen lassen, ist die Eisenbahn gesprengt und geleitet. Jetzt plötzlich zwischen zwei solchen Felsen statt der Wiesenfluren eine bläulich schimmernde Fläche, von Millionen Goldperlen blitzend. Ein Aufschrei der Freude, der Ueberraschung von beiden Mädchen, ein Ah! aus aller Munde! Es ist das Meer! Die alte Adria ist es, ruhig daliegend, nur leicht bewegt von milderen Lüften. Die Bahnwächter muß ich beneiden, deren kleine Häuschen auf Felsaltanen, die in's Meer hineinragen, sich erheben. Wer in einem solchen Häuschen wohnen, Monate lang hausen, die See in allen Färbungen, in allen Gestaltungen, in ihrer tiefsten Ruhe und ihrer wildesten Bewegung erschauen dürfte! — Unter der Bahn auf kleiner Halbinsel zeigt sich Miramare, das Feenschloß, damals noch der Sitz und Besitz eines dichterischen, gelehrten und doch sehr lebenslustigen Erzherzogs, jetzt an das tragische Ende eines edlen Vicekaisers, das Opfer eines verwünschenswerthen, vom gerechten Schicksal ereilten und gestürzten Exkaisers, erinnernd. Friede dem Angedenken Maximilian's!

Der Bahnhof von Triest! Ein Gewimmel von Neugierigen. Kein Gruß, kein Willkommen, doch auch keine Unart, keine Beleidigung. Das ist Italien! So dachte, so fühlte es in jenem Jahre. Gegenwärtig gilt Deutschland etwas mehr bei diesem Volke. Ward ihm doch durch Deutschland Venezia und — Hut ab! — Rom, Italiens Mittelpunkt. Wie lange ohne Deutschlands Zuthun hätte dies Italia farà da se noch auf beide warten, um beide ringen müssen! Triest wird freilich schmollen und immer schmollen. Dieses Triest kann Oesterreich, kann Deutschland nicht aus der Hand lassen; dieser äußerste Punkt an der Adria darf nicht losgegeben werden.

In's Hôtel de Ville gefahren. Dies vornehmste und theuerste Gasthaus ward für die eine Nacht, die wir in Triest zubringen durften, gewählt wegen seiner Lage am Meere. Kaum erholt, kaum etwas im Anzug geregelt und geordnet — fort! Promenirt in den Straßen der Alt- und Neustadt. Behaupten zu wollen: Triest sei keine italienische Stadt (trotz der vielen Slaven und Deutschen) wäre lächerlich, eben so lächerlich, als wenn man von Wien behaupten wollte: es sei keine deutsche Stadt. Die Straßen mit ihren Bauten, alten und neuen, die Kirchen, die Leute, selbst die niedlich

galanten Blumenmädchen, ihre Waare aufdrängend, nehmend, was man ihnen giebt, doch nichts verlangend, wenn nichts gegeben wird — Alles ist Italien! —

Noch vor Tisch eine Barkenfahrt im Hafen unternommen. Dann zum Mittagsessen in das mehr deutsche Gasthaus Daniele.

Nachmittags obligate Dampfschifffahrt aller Vergnügungszügler. Heftiger Wind, doch unterläßt es kein Wiener zu erscheinen. Ein Meerdampfboot zu schauen, auf Meereswogen sich zu wiegen, ist gar zu reizend, zu verlockend. Ein Marineofficier macht die Bemerkung: „Die Wiener Damen haben viel Muth. Heute würde keine Triestinerin diese Fahrt mitmachen.“ Unser Muth jedoch basirte auf Unwissenheit. Wir bemerkten nicht, daß der verdächtige Borawind wehe. Von Sturm und Sturmesfluthen hatten wir einen höhern Begriff. Wir meinten — an die gesehenen Marinebilder uns erinnernd — da muß es haushoch in die Höhe wogen.

Die Fahrt mußte abgekürzt werden; doch verlief sie glücklich ohne Seekrankheit. Nur das Nichtchen ward etwas blaß und fühlte Neigung dazu.

Auf's Land zurück. In's Café degli specchi, herrlicher, wohlthuender Kaffee mit prachtvollem Rahm. Welch' ein Lärm des Publicums, der Bedienenden. Welch' ein Schreien und Schmettern und Poltern und Hasten! Das ist Italien! —

Promenade aufwärts zum Dom San Giusto. Uralt merkwürdiger Bau, auf römischen Tempelresten erwachsen. Und diese Fernsicht! Wer wollte sie beschreiben? Rechts hin gegen Aquileja, links gegen die Istrische Halbinsel. Welch' ein Hauch vergangener Jahrhunderte weht Dich hier an, aus gallischen Zeiten, aus römischen Tagen, aus den Zeiten der Völkerirrfahrt! —

Losgerissen! —

Abends im Teatro Mauroner. Wunderliches Haus, wie ein Kunstreitercircus. Alle Damen befächert. Da die Hitze steigt und alle Fächer wehen, scheint das Haus sich zu bewegen. Fast ergreift Einen Schwindel. Verdi's Macbeth wird aufgeführt, schlecht gesungen, schlecht gespielt („wenn auch lebhaft genug“), schlecht ausgestattet. Da hatten wir Wiener unsern Verdi im Opernhause anders gesehen und gehört. Zum Nachtmahl wieder zu Daniele. Der allzukurze Aufenthalt in Triest verbietet italienische Speisestudien. Und nun zur Ruhe in's Hôtel de Ville. Die Ermüdung nach durchfahrener Nacht (in unbequemer, enggedrängter Situation) nach dieser Tageshetze schien groß. Doch noch lange keine Ruhe. Immer und immer wieder das Meer beschaut. Da lag es wie eine schwarzblaue Gigantenmauer im Abenddunkel! Endlich in's Bett. Köstlich geschlafen. Um vier oder fünf Uhr plötzlich aufgeschreckt. Das Zeichen der morgendlichen Hafeneröffnung, ein tüchtiger Kanonenschuß, hatte über die Stadt vom Castell hingehallt. Nun gab's kein rechtes Schlafen mehr. Ein Erwachen mit dem Gedanken: In Triest! Am Meere! für Den, der dies Alles zum ersten Mal gesehen! Wer hätte da noch schlafen können! An's Fenster, halb angekleidet.

Lichtazurblau lag sie draußen, die hehre See, silberblitzend im Morgenlicht. — Anziehen, forteilen! Wieder in's Café degli specchi. Dann wieder durch die Stadt nach allen Seiten; corso, teatro grande, Börse von außen besehen. In die Kirchen gewandert. Um Mittag abermals zu Da-

niele. Kaum fertig, in den Bahnhof, wohin schon alle Zügler zusammenströmen. Wohleingepackt fortgerast, ohne Verweilen bis Adelsberg. Dort großer Aufenthalt. Nun tönt eine andere Losung. Nicht länger lautet sie: Meer; jetzt heißt es: Adelsberger Grotte.

Nach kurzem Wege steht man am Berge, der das Wunder verbirgt. Ein einfach Thor führt in seine Tiefe. Alles ist reich erleuchtet. Bei jedem Schritt schaust Du Prachtvolleres. Wasser rauschen; Felsgänge, bald breiter, bald sich verengend, führen Dich zu grotesken Hallen, von Felsen gewölbt, in allen, den bizarrsten Gestalten, rosenroth durchsichtig in der reichen Beleuchtung. Was wären da alle die Prachtdecorationen eines noch so glanzvoll ausgestatteten Tannhäuser, des Gnomenpalastes aus Flick und Flock? Wol mögen an solchen Originalen die Maler jener Theaterbilder die Fackel ihrer Phantasie angezündet haben. Wer Augen hat, der schaue! Diese Grotten in vollem Lichte betrachten zu können, das allein schon macht es rathsam, solch' eine Vergnügungshetzjagd mitzumachen.

Und, um für unsere Mädchenherzen der Sache die Krone aufzusetzen, tönt in einem der riesigen Felsensäle Tanzmusik und ladet zu muthigem Reigen. Zwei fesche, junge Wiener Juristen, schon lange Beobachter unserer weiblichen Begleitung, erfassen die Mädchen und es tost und tobt dahin auf dem unebenen Boden. Die Situation in dieser Zauberhalle ist zu ergreifend. Aller Ermüdung Qual ist vergessen und wir älteren Herren haben das Zuschauen. Endlich auch da wieder Losreißung und Umkehr. Labung bei der Rückkunft nach Adelsberg. Dann Rückfahrt in dunkler Nacht über Laibach, Steinbrück, Cilli, Marburg. Gegen acht Uhr Morgens in Graz. Ein Aufenthalt von einigen Stunden wird durch die Fahrgesellschaft telegraphisch erbeten und von der Südbahndirection in Wien sogleich gewährt. In Graz empfing eine dort hausende Freundin unserer Mädchen, von diesen brieflich benachrichtigt, uns im Bahnhof, in reichster Morgentoilette. So schmeichelhaft diese Aufmerksamkeit — denn die kokette Dame hatte es offenbar mehr auf die alten Jünglinge, als die jungen Freundinnen abgesehen — so groß die Verlegenheit. Unsere Toilette in Unordnung, unsere Gesichter kohlendampfgeschwärzt. Bald so höflich als möglich uns losgemacht. Mit Fiaker in die Stadt, unseren Mädchen noch unbekannt. Promenade auf den Schloßberg.

Graz, das sonst mich entzückende, mit seinen Waldhöhen, seiner weiten Fläche nach Süden, seinem Murflusse, es gefiel mir nicht nach dem Anblick des Meeres. Es kam mir Alles so eng, so eingeschlossen vor, so athembeklemmend, so staubig. Und so machte auf der Weiterfahrt das Murthal und das noch schönere Mürzthal keinen Eindruck, nicht der Semmering, nicht der heimische Schneeberg, nicht das offene Neustadt, das romantische Baden und Mödling.

Ein langer Pfiff! Der Bahnhof von Wien!

In unsere Vorstadtwohnung. Begrüßung der uns sehnlich erwartenden Tante, Umarmung eines kleinen Lieblingshundes, der fast vor Freuden vergeht.

Ein Händedruck dem Freunde, ein Stammeln des Dankes. Der Philister ist wieder zu Hause. Austriacus.

# Gedenkblätter.

## Aus Joseph Lehmann's Nachlaß.

Von L. Lehfeldt.

Sie haben, hochverehrter Freund, mir den Auftrag ertheilt, Ihnen aus J. Lehmanns Nachlaß noch einiges Herz und Gemüth Erfüllendes mitzutheilen. Ein reiches, mehr als siebzigjähriges Leben liegt aufgeschlagen vor mir, seine Wohnung, seine Bücher, seine eigenen Handschriften, von dem Tage an, wo der junge Kaufmann in der stillen Studirstube gelernt hatte, daß die Welt voll üppigen Bildungsstoffes ist, bis zu dem Tage, da er als ein an Jahren und Ehren reicher Patriarch im Kreise seiner Familie die Augen schloß. Ein unscheinbares, altmodisch aussehendes Buch greife ich unter Allen heraus, nicht weil es den reichsten Stoff zu einem solchen Erinnerungsblatte gewährt, sondern weil gerade Sie, hochverehrter Herr, manchen Punkt finden werden, der eine magnetische Attraction auf Sie und Ihre besondere Gemüthsseite ausüben dürfte. Es ist ein in Holztafeln gebundenes Album, das auf seinem Titelbatt von geübter Frauenhand das Datum des 24. Januar 1857 und die Aufschrift führt: „Zum Andenken an den 24. Januar 1832." Es sollte dieses Album der Aufnahme der zum Jubiläum des Magazins eingehenden Zuschriften dienen und hat diesem Zwecke noch über sechzehn Jahre gedient, keineswegs aber sich auf diese kurze Spanne beschränkt, sondern unser verewigter Freund hat auch ältere Sachen in großer Anzahl in dieser ihm lieb gewordenen Hülle geborgen. Und da ist beinahe kein Stern am Himmel der deutschen Literatur und Cultur, der nicht darin vertreten wäre. Die deutsche Kaiserin als Prinzessin von Preußen, als Königin und als Kaiserin ist mit eigenhändigen Zuschriften vertreten; mehr als ein Brief oder Zettelchen findet sich von Alexander von Humboldt, Heinrich Heine; manch ernstes und scherzhaftes Wort aus alten und neuen Tagen von Castelli, von Holtei, von Gutzkow, von Fanny Lewald, Preuß, Hoffmann von Fallersleben, Th. Mundt, Raumer und vielen Anderen. Ich will nun versuchen, Ihrem Wunsche entsprechend, eine kleine Auswahl aus dem Gedenkbuche des auch Ihnen so werthen Hingeschiedenen zu treffen; muß jedoch zu diesem Zwecke noch einige Worte vorausschicken.

---

In der Magazinnummer, welche Lehmann's Nekrolog enthielt, war sein Leben in kurzen Zügen mit wenigen Haltepunkten an den Hauptstellen geschildert. Das aber ist dort nur leise angedeutet, und gehörte auch kaum ausführlicher in den literarisch-publicistischen Lebenslauf, daß er ein ganz vortrefflicher Familienmann gewesen ist, und daß er übrigens auch das wohlverdiente Glück hatte, ausgezeichnete Leute zu seinen nächsten Angehörigen zu zählen. Moritz Veit's und Joseph Lehfeldt's ist bereits in der von mir erwähnten Nummer des Magazins gedacht worden. Nach Lehmann's Uebersiedelung nach Glogau aber eröffnete ihm des Letztern jüngerer Bruder, Wilhelm Lehfeldt, ein großer Industrieller, Finanzmann und Grundbesitzer Niederschlesiens, einen ganz besonders reizenden Park und ein Landhaus in dem Lieblingsdorfe der Glogauer Nachbarschaft, dem idyllischen Rauschwitz. Hier brachte Lehman siebzehn Sommer in traulicher Gartenumgebung zu und in fast täglichem Verkehr mit diesem Schwager, dessen Herzenseigenschaften hinter seinen geistigen nicht zurückstehen. Von dem Letzteren ist auch,

glaube ich, der Gedanke des Albums, welches jetzt vor mir liegt, ausgegangen; er hat es mit einigen Versen von seiner Hand geziert, während der ältere Bruder, welcher gleichzeitig Lehmann's Verleger war, in dieses Album eine Festrede legte, gehalten am 25. Januar 1857, folgenden Inhalts:

„Der größte unserer Dichter durfte längst bereits sich im vollen Lichte vaterländischer Anerkennung sonnen, als den Abend seines Lebens noch der Abglanz eines Ruhmes verklärte, der von den Altären aller Culturvölker ihm entgegenstrahlte Einen solchen Tribut genoß Goethe nicht, ohne ihn zu erwiedern. Er vergalt, da er Chateaubriand pries, da er dem Genius Lord Byron's huldigte, da er Manzoni bei uns einführte. Und wie ihn einst unter der Fülle liebreicher Jugendgestalten alle das Neigen von Herzen zu Herzen angeregt hatte, so entsprechend umfaßte den gereiften ein nicht minder lebensvoller Zug von Geistern zu Geistern. Dieses Phänomen faßte der Meister in seiner Verallgemeinerung, er ahnte einen Verkehr, der von den großen Individuen sich auf die repräsentirten Nationen selbst übertragen würde; prophetisch sprach er den Beginn einer Weltliteratur aus. Sein Seherblick traf einen noch tiefverhüllten Keim, den doch bei uns der eben damals sich erweiternde politische Himmel bald entwickelte, den der Einfluß von Bedürfnissen hervortreiben sollte, welche die Sympathie mit den Zuständen und Bestrebungen des nicht mehr entfremdeten Westens wachgerufen hatte. Inmitten der gewaltigen Ereignisse jenseits des Rheines und des Canals, auf dem Boden der neuesten Interessen, erwuchs das Blatt, dessen Gründung wir heute festlich begehen.

„M. H. das ältere Geschlecht, ist aus Erinnerung noch Zeuge der lebhaften Theilnahme, mit welcher das Magazin, namentlich in Nord- und Ostdeutschland, begrüßt wurde, Zeuge aber auch, wie gleich die ersten Blätter ein Füllhorn der werthvollsten Gaben vor dem begierigen Leserkreise ausschütteten. Historische Mittheilungen, biographische Denkwürdigkeiten, sprachliche Forschungen und naturwissenschaftliche Aufschlüsse, die Musterbilder fremdländischer Poesie und Novellistik und hinwiederum Auffassungen der Fremde über deutsches Schriftenthum und deutsche politische Zustände und sociale Theorien: Alles das, panoramisch enthüllt zur Ueberraschung und Erfreuung, ist ein Strom so frisch, so unversiechbar, daß wir sagen können, von ihm getragen leben wir das Leben aller freien gebildeten Nationen mit, und derselbe Stoff, den die politischen Blätter, mehr in aufregender, beengender, ja trüber Weise uns zuführen, hier empfangen wir ihn geläutert, als gesunde, dem eigenen Leben bereits assimilirte Nahrung. Auf dieser perennirenden Weltausstellung der Intelligenz dürfen wir auch unsere besten Erzeugnisse prüfend vergleichen und, wo es uns fehlt, lernen, ob Natur und geschichtliche Entwickelung es uns versagt, ob Vorurtheil und künstliche Verhältnisse uns gehemmt haben. Wenn aber für solche reale Leistungen unserm Magazin und seinem Leiter der Ehrenplatz in Ihrem Kreise, wenn über denselben hinaus ihm Anerkennung gebührt, so ist sein Standpunkt zur Wissenschaft selbst kaum minder bedeutend gewesen, mögen wir nun die geschickte Popularisirung philosophischer Anschauungen und gelehrter Resultate, mögen wir seine selbstständigen ästhetischen und linguistischen Productionen in's Auge fassen. Nicht wir dürfen nun hier dabei verweilen. Das aber dürfen wir dem Magazin nachsagen, es habe diese fünfundzwanzig Jahre durch eine achtungswerthe Position auch in der Gelehrtenrepublik eingenommen, in jenem geistigen Freistaat, vor dessen Marken das Getriebe der Politik stockt, wo keinem

Banner gefolgt wird, als welches willige Ueberzeugung darreicht, wo keine Krone glänzt als die des Verdienstes. Meine Damen und Herren, die Sage der Vorzeit hat von jeher für einen schicklichen Schmuck der Festmahle gegolten; gedenken wir denn jener tiefen und schönen Ueberlieferung, wie einst die noch jungen Geschlechter der Menschen sich gefürchtet, den urheimischen Herd aus den Augen zu verlieren, das innige Band der Familie und der gemeinsamen Mundart aufgeben, auf Nimmerwiedersehen einander verlassen zu müssen, wie sie dann gerufen: Kommt, lasset uns einen Thurm bauen, der in den Himmel reiche, daran unser Name hafte, daß wir nicht zerstreuet werden in alle Lande. Das aber war, heißt es, nicht nach dem Rathschluß des Herrn. Er verwirrte ihre Sprache und zerstreute sie über die weite Erde. Allein nicht minder ist es eine Verheißung des Herrn, daß einst die Völker sich und eine gemeinsame Sprache wieder finden sollen. Wenn an der Stelle des von Kinderhänden errichteten Steinhaufens einst ein geistiger Leuchtthurm sich erheben und sein Licht des Glaubens und Wissens über beide Hemisphären ausstrahlen, wenn jene verkündete Weltliteratur den Anfang bilden soll einer Epoche für die Gesammtverständigung der Menschheit im Geist und in der Freiheit — wenn an der großen Bestimmung ihren auch nur bescheidenen Antheil haben werden diese viertausend flüchtigen Blätter des Magazins; so lassen Sie uns seinem Stifter und Lenker aus aufrichtigem Herzen den Zoll entrichten."

Während der gelehrte Buchhändler diese fast prophetischen Worte jenem Album einverleibte, finden sich von seinem poetisch beschwingten Socius Moritz Veit folgende zierliche Verse:

„Aus den Blüthen mannichfalt,
Die das Ausland nährt,
Brachtest Du für Jung und Alt
Zu dem heim'schen Herd
Honigseim mit kluger Wahl
Fünfundzwanzig Jahr,
Daß es gar ein leckres Mahl
Für den Deutschen war. —

* * *

Für den lieben Deutschen, der
Gern zu Haus gesteckt,
Den sein Genius seither
Mächtig aufgeweckt.
Und Du hast Dein Theil daran
Fünfundzwanzig Jahr!
Sei gegrüßt Du theurer Mann
Jetzt und immerdar."

Ein Blatt zierlicher Notenschrift von Richard Wüerst bringt die Melodie zu den vorhergehenden Worten. Was nun folgt, liegt ziemlich bunt durcheinander. Ein Brief Varnhagen v. Ense's und ein von seiner Hand aus unerhört feinen blauen, weißen, schwarzen und goldenen Papierstreifchen so zierlich geschnitztes und geflochtenes Lesezeichen, daß man glaubt, es mit der Arbeit einer Nonne zu thun zu haben. „Mir von Varnhagen von Ense geschnitten und verehrt" steht auf der Hülle, in der sich das Erinnerungszeichen birgt. Unmittelbar neben der zierlichen Handschrift des Diplomaten und Memoirenmannes stehen die kernigen Züge Hofmann's von Fallersleben mit folgendem, so viel ich weiß, noch ungedruckten Abschiedsliede.

Erinnerung an Warmbrunn.

„Die duftenden Kräuter auf der Au,
Die Berge im frischen Morgenthau,
Die Bäum' im grünen Kleide,
Ein Jedes ruft: ich scheide!
Leb' wohl, leb' wohl! ich scheide.

Die Rose in ihrer lichten Pracht,
Die Lilien in ihrer Engelstracht,
Die Blümchen auf der Haide,
Ein Jedes ruft: ich scheide!
Leb' wohl, leb' wohl! ich scheide.

Ist Alles nur ein Kommen und Gehn,
Ein Scheiden nur und Wiedersehn;
Wir freu'n uns, hoffen und leiden
Und müssen endlich scheiden!
Leb' wohl! Leb' wohl! Wir scheiden.

Wir sah'n uns wieder und sah'n uns kaum,
Und Alles schwand wie ein schöner Traum,
Wir reichten die Hand uns Beide:
Leb' wohl, leb' wohl! ich scheide.
Leb' wohl, Leb' wohl! ich scheide."

„Aus dem Schmerzenslager zu Paris vom 5. October 1854" schreibt Heinrich Heine: „Liebster Lehmann, Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten und beeile mich um so mehr Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Piècen, die Sie mir zugeschickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind. Das Packet mit diesen kleinen Druckschriften, das Sie wahrscheinlich auf die Eisenbahn hierher gegeben haben, ist bis zu dieser Stunde nicht angekommen. Ich bitte Sie, gefälligst darüber an die Behörden ein Rundschreiben zu erlassen, ich hoffe, auf diesem Wege wird mir das Packet bald zukommen. — — Wenn nicht durch Zufall erfahre ich jetzt gar nichts, da ich gänzlich isolirt lebe und außer meinen beiden Secretairen, die aber zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler schreibt mir nur, was seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht Manches von dorther verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Rohheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin. Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, Manche sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind Viele in den letzten Jahren theils durch den Tod fortgerafft worden, theils abgereist oder sitzen in Irrenhäusern und Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte und in dieser Beziehung würde es mir sehr lieb sein, wenn Sie mir häufiger schrieben. Sicherlich kann mich Nichts verletzen und Manches kann mich sogar amüsiren. Dann auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst todt ist, und Manchen glaube ich todt, der bloß dumm geworden ist oder schlecht. — — Sie haben keinen Begriff davon, welch' ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der Revue des deux mondes gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem

Buche „De l'Allemagne" erscheinen, für welches derselbe als Schlußcapitel geschrieben worden. Ich gebe meine Werke französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf von dem alten Vorurtheile gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervortheilen, als ihre christlichen Collegen. Die Juden überhaupt sind geistig zurück und nicht moralisch zurück. Eine große Civilisation des Herzens blieb durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb so schnell theilnehmen an der europäischen Cultur, weil sie in Betreff des Gefühls nichts zu lernen hatten und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch das wissen Sie Alles besser, wie ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständniß dessen, was ich in meinen „Geständnissen" gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dieselben Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiß doch erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er der alten Tradition nach auf einem Esel kommt, und nicht die Eisenbahn benutzen will. — — Ich weiß kaum, was ich dictire, so schläfrig macht mich nämlich der Uebergenuß des Opiums und ich schließe, indem ich nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

Heinrich Heine."

Unter einem Portrait Holtei's stehen die Verse:

„Der alte Vagabund auf seiner letzten Reise
Fand geist'ge Heimat bald in Eurem trauten Kreise:
O! räume diesem Bild nun auch ein Plätzchen ein
Zum Zeichen, daß er stets bei Euch soll heimisch sein."

Von derselben schönen und kräftigen Hand sind noch manche Denkblätter und Briefe, Verse und Prosa vorhanden, die sich aber als zu intimen Inhalts der Mittheilung entziehen.

Eine Anzahl interessanter Correspondenzen Fanny Lewald's zieren das Buch, aus denen aber viele Stellen als zu persönlicher Natur sich für die Veröffentlichung nicht eignen. Dennoch können wir uns nicht versagen einzelne lehrreiche Worte hervorzuheben. Gelegentlich einer Antwort auf die Besprechung der „eigenen Lebensgeschichte" im Journal schreibt die Dichterin:

„Im Ganzen haben mich Lob und Tadel der Kritik bei meinen Arbeiten nicht eben beunruhigt; ich habe es mit Liebe und Treue so gut gemacht, als ich konnte, und dann, wie man sagt, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Bei diesen Memoiren war es ein Anderes und ich kann sagen, die günstige Beurtheilung, welche diese Lebensgeschichte erfährt, macht mich um so glücklicher, als ich bei dem ersten Beginn des Druckes von allen Seiten auf die thörichtsten Vorurtheile stieß. — — Zweierlei glaube ich mit dem Buch positiv erreicht zu haben; erstens, und dafür gehen mir aus allen Theilen Deutschlands die erfreulichsten Beweise zu, die Mütter und die Töchter darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß auch Frauen ohne Arbeit und eine relative Selbstständigkeit nicht vorwärts und nicht zur Zufriedenheit kommen können und zweitens, ein würdiges Bild des jüdischen Geistes und Familien-

lebens gegeben zu haben. Von der „Jenny“ an habe ich es in allen meinen Arbeiten als eine Aufgabe angesehen, direct und indirect gegen die Vorurtheile der Deutschen und für die Emancipation der Juden zu arbeiten, und auch der Roman, den ich jetzt nach Beendigung der Lebensgeschichte wieder aufgenommen, wird dazu einen Beitrag liefern.“

In einem andern Schreiben verwahrt sich dieselbe Hand gegen eine Unterscheidung, welche Lehmann in einer Kritik des „Tagebuch vom Genfer See“ zwischen Männern und Frauen gemacht hatte. Er hatte den ersteren die Productivität, den Letzteren die Receptivität als Haupteigenschaft zusprechen wollen, und hierauf erwiedert die Correspondentin:

„Von dem aber, was Sie über Receptivität und Productivität als charakteristischen Unterschied in der geistigen Begabung der Geschlechter sagen, glaube ich kein Wort. — — Es ist ein theoretischer Streit, den ich mit Ihnen führe, werther Freund; denn mich berührt es gar nicht, ob mich die Kritik für productiv hält oder nicht. Ich halte es mit Goethe: „Wenn Sie mir die Bewegung leugnen, gehe ich Ihnen vor der Nase herum.“ Ich mache nur gegen den Aberglauben der Theorie Opposition und behaupte, es giebt reichlich so viel unproductive Männer als Frauen; das plastische Talent, die schöpferische Kraft in aller Kunst ist nicht an das Geschlecht gebunden, sondern in beiden Geschlechtern ein gleich seltener Vorzug.“

„Weihnachten 1868.

„Vielen Dank, werther Freund, für Ihre letzte Zusendung und Ihren Antheil an mir. Es freut mich, daß die Erzählungen Sie angesprochen haben und ich bedaure, daß Sie Rom und Italien nicht kennen, wie wir, denn dann würden Sie an Domenico, in dem jeder Zug von höchster Natur und von idealer Naturwahrheit ist, auch noch mehr Freude gehabt haben. Wie die besten Kritiker sich aber doch täuschen können, habe ich daran gesehen, daß Ihnen, der Sie ein erfahrener Kenner sind, der Ausgang des Schiffs von Cuba „formirt“ erscheint, während es gerade das Einzige in den beiden Bänden ist, das ich der Wirklichkeit entnommen habe. Eines reichen Rheders Sohn in Dünkirchen wurde wirklich 1862 im Herbst am Vorabende vor seiner Hochzeit gerade so zur Quarantäne auf einem Schiffe von Cuba verdammt. Und nur die Vorgeschichte und die Lösung der Hochzeit sind erfunden; denn dort in der Wirklichkeit fand die Hochzeit drei Wochen später in aller Gemüthlichkeit statt. Der Dichter lernt es immer wieder, daß George Sand mit dem Ausspruch: „La vie ressemble plus à un roman, que les romans ne ressemblent à la vie“ — tausendmal Recht hat.“

In einem Briefe des Generalpostdirector Stephan, der in demselben Album liegt und für Lehmann bestimmt, wenn auch nicht an ihn addressirt war, heißt es:

„Es ist schade, daß wir nicht wie jene alten Republiken ein Gesetz haben, welches ruhmwürdige Staatsbürger beim Eintritt eines gewissen Lebensalters von der Steuer befreit und dieser Umstand beraubt uns des Vergnügens, dem Magazin jetzt die gebührende Porto- und Provisionsfreiheit zu bewilligen. Ich hoffe jedoch, daß das schwesterliche Verhältniß der beiden in einer großen Geburtsstunde der Geschichte entstandenen Zwillinge, Presse und Post, darunter nicht leiden, daß beide ihre Functionen im staatlichen und gesellschaftlichen Körper, jene als Mund, diese als Beine, zum Gedeihen des Ganzen in Einträchtigkeit fortsetzen und nie auf einen heiligen Berg ziehen werden.“

Wir fügen folgende Worte Leopold Schefer's hinzu:

„Ausländisch ist nicht Weisheit und Verstand
Der Völker einem andern Volk der Erde —
Ausländisch wäre dann die Sonne auch,
Die Wolke, die die Grenze überschreitet,
Die Schwalbe und der Storch, die Nachtigall,
Die sich im Lenz in dunkle Büsche lagert;
Der Kukuk, der da fragt: Wie steht's bei Euch?"

„Den Himmel zu besiegen, das ist des Menschen Erdenkreis.
Mit Geist ihn klar durchfliegen, ihn mit der Erd' ausgleichen,
Darf er nicht ruh'n noch weichen und so wird er's erreichen.
Der Mensch gewinnt den Sieg; denn wer nur glücklich seine Hand
Erkannt, der hat der ganzen Welt Verstand.
Die Fremde mit der Heimat sich vergleichen,
Das ist des Anfangs und des Endes Zeichen;
Ihr Gutes zu vermitteln allen Reichen.
Das schönste, wahrhaft große Magazin
Des ganzen Weltauslandes ist auf Erden
Der Mensch allein, und Jeder kann es werden,
Und jeder Schritt führt näher hin."

Ein ungenannter Freund schreibt bei Uebersendung von Schiller's Briefwechsel mit Goethe in einem noch unaufgeschnittenen Exemplar der ältesten Originalausgabe:

„Göttliche Schönheit war stets von unvergänglicher Dauer,
Darum täuscht sie so leicht über Alter und Zeit.
Diese Büchlein erschienen mir sonst als wären sie längst schon
Uns uralter Besitz gleich korinthischem Erz.
Aber da ich sie nun von erster Hand unberührt noch
Vor mir habe, da fällt auf ihre Neuheit mein Blick.
Warst Du doch selbst ein fertiger Mann als Goethe uns schenkte
Mit den Büchern zugleich seinen köstlichsten Schatz.
Denkmal ward es für uns der Tugend, Weisheit und Freundschaft,
Drum begleit' ich es gern mit des Erhabenen Wort:
„Jugend, ach ist dem Alter so nah, durch's Leben verbunden,
Wie ein behaglicher Traum Gestern und Heute verband."

Von E. Munk, dem berühmten Verfasser der griechischen und römischen Literaturgeschichte und der Atellanen, lesen wir folgende charakteristische Verse:

„Was von dem herrlichen Dulder Odysseus rühmet Homeros,
Daß er der sterblichen Städte gesehn und Sitten erkannt hat,
Das, o trefflicher Mann, kann billig sich rühmen Dein Blatt auch.
Schon durchwandelt's die Welt fünf Lustra mit forschenden Blicken,
Meldet mit kundigem Wort süß tönend uns trägen Phäaken,
Welche den heimischen Herd zu hüten die Moira bestimmt hat,
Was in der Ferne geschieht, was Neues der menschliche Geist schafft,
Was sich begiebt im Reiche der Kunst, was die Völker erstreben,
Bald Wahnbilder verfolgend und bald zum Bessern gewendet.
Dem nachstrebend, was Gott als ewige Ordnung gesetzt hat.
Also führest Du uns im Zauberspiegel die Welt vor.
Ruhm war nach dem Rathe der Götter dem alten Odysseus
Schon im zwanzigsten Jahre bestimmt: Dir, rüstigem Wandrer,
Mag der Olympier Willen noch viel umrollende Jahre
Durchzumustern die Welt und uns Kunde zu bringen vergönnen.
Gern wie Alkinoos dort nebst Scherias Fürsten und Pflegern
Wollen verstummt mit Entzücken wir horchen was Du uns berichtest."

Einige Reliquien von Humboldt's unleserlicher Hand hat sich der Besitzer des Albums mit einem kleinen Portrait seines verewigten Gönners zu-

sammengeklebt, einem Aquarell, in welchem Humboldt im Vordergrunde behaglich sitzend ein Buch in der Hand hält, während der Hintergrund Schloß und Park Tegel bezeichnet.

Außer den poetischen Gaben, an denen das Album reich ist, liegen auch einige andere Blätter in demselben, die an Scherz und Schmerz, Laune und Leid erinnern, welches der Besitzer in seiner langen Wirksamkeit erlebt hatte. Ein Erkenntniß des Obercensurgerichtes aus dem Februar 1848 unter dem Vorsitz Bode's und der Beisitzerschaft acht gelehrter Richter abgefaßt, vier Wochen, ehe das tolle Gebäude der Censurgesetzgebung für immer zusammenkrachte, muthet uns wunderlich an. Eine feine Unterscheidung, daß es sich um eine „politische Betrachtung, der neuesten Staatengeschichte entnommen, und an ein historisches Werk geknüpft" handle, nicht aber um eine „Zeitungsnachricht über Neuigkeiten des Tages", rettet die gefährdete Stelle aus den Händen des Censurstriches, jedoch mit dem wohlweislichen Zusatz, nicht um sofort gedruckt, sondern um noch einmal dem Censor zu anderweiter Prüfung vorgelegt zu werden. Fast noch ärgerlicher, als die Censurleiden, mögen aber die Leiden gewesen sein, welche Lehmann als Redacteur der Staatszeitung von seinen vormärzlichen Vorgesetzten zu erdulden hatte! Nichts durfte ausgesprochen, der Himmel nicht blau und die Wiese nicht grün genannt werden, ohne daß eine nach Demagogie riechende üble politische Folge dahinter stecken konnte. Hier liegt ein Brief aus München. König Ludwig I. von Bayern, der teutscheste aller Teutschen, hatte im März 1838 die Erinnerung an das glorreiche Jahr 1813 zu feiern befohlen und eigenhändig geschrieben:

„Mich freut es aufrichtig, wenn ich sehe, daß man in der gegenwärtigen Zeit jener Tage gedenkt, wo solche Begeisterung und Einigkeit der teutschen Stämme das gemeinsame teutsche Vaterland befreit hat. Bewahren wir diese Zeit; mir ist sie keine Vergangenheit, ich trage sie treu im Herzen. Und droht wieder ein Feind Teutschlands Grenzen, dann findet er in derselben Eintracht mit den nämlichen glühenden Gefühlen alle Teutschen wieder beisammen. Das ist meiner Seele heißester Wunsch."

Man sollte es nicht glauben, aber Minister Eichhorn schlug die Veröffentlichung ab in einem Rescript, dessen Stil und Inhalt gleich geschmackvoll ist und welches folgendermaßen lautet:

„An den Redacteur rc. Herrn J. Lehmann, Wohlgeboren.

„Ew. Wohlgeboren ermangle ich nicht, den mir unterm 9. d. M. gefälligst mitgetheilten Brief aus München, worin eine schriftliche Aeußerung Seiner Majestät des Königs von Bayern über das hier gefeierte Fest der Erinnerung an die Eröffnung des Feldzuges vom Jahre 1813 enthalten ist, mit dem ergebensten Dank und dem Bemerken zurückzusenden, daß eine Benutzung dieses Briefes für die Staatszeitung unter den vorwaltenden Verhältnissen nicht angemessen befunden werden kann.

Berlin, d. 30 März 1838. Eichhorn."

Der Leser wird begierig sein nach all' den Dingen, die an Lehmann gerichtet sind, auch Einiges von seiner eigenen Hand, was noch nicht publicirt, kennen zu lernen und wir wollen ihm zum Schluß dieser Zusammenstellung auch diesen Wunsch erfüllen, da das alte Album auch hierzu das nöthige Material liefert. Aus der Jugend einige Verse, aus dem Alter ein Brief philosophischen Inhalts.

Im Jahre 1832 hatte sich der Dichter Leßmann zu Fuß auf den Weg

nach Leipzig begeben und man hat nie wieder von ihm zu hören bekommen. Sein Leichnam wurde an einem Baume hängend gefunden. Die That ist nicht aufgeklärt worden. Selbstmord war bei dem lebensfrischen Mann nicht anzunehmen und Räuberbanden auf der sichern und lebhaften Chaussée zwischen Leipzig und Berlin noch weniger; und doch muß Eins von Beiden, wahrscheinlich also das Erstere, vorgelegen haben. Das Echo der That war Entsetzen unter allen Freunden. In Lehmann's Album liegt ein alter Zettel mit folgenden Worten:

„Was mit so leichter Feder Du schriebst, unglücklicher Leßmann,
Was mich so fröhlich gestimmt, als ich's begierig gehört;
Blickt so schwer mich jetzt an, es lockt mir Thränen in's Auge
Und zum elegischen Lied wird mir Dein heitres Gedicht.
Leider frag' ich umsonst. Wer vermag mir Aufschluß zu geben,
Was einem Leben voll Lust brachte so kläglichen Tod?
Offen gabst Du Dich stets und Dich verstanden die Freunde,
Aber Keiner versteht, Keiner Dein Scheiden von uns.
Neben mir saßest Du hier, dort saß die theure Therese.
Lasest so fröhlich uns vor, was Du geschrieben zuletzt,
Und der Beifall, den wir mit vollen Händen gespendet,
Sichtlich erfreut' er Dein Herz, stets so empfänglich dafür.
Fruchtbarer warst Du als je an witzigen neuen Geschichtchen
Und auch die Cholera traf Dein unschuldiger Spott.
„Morgen reis' ich nach Leipzig, doch nicht aus Furcht vor der bösen;
Ich und die Cholera, wir treffen doch niemals uns an."
Sprachst es und schiedest von uns und als wir in Leipzig Dich wähnten,
Warst Du nicht dort und nicht hier, warst Du auf Erden nicht mehr.
Aber vergebens forschte der thränende Blick Deiner Freunde,
Was Dich ihnen entzog, heitrer unglücklicher Mann.
Von Deinem einsamen Grab in des Waldes tiefdunkeler Stille
Kehren wir trauernd und stumm ohne Antwort zurück."

An einen als Politiker und Philosophen hochstehenden, als Gelehrten noch höher berühmten Mann, mit Lehmann durch ethnologische und culturhistorische Interessen verbunden, wenn auch in der politischen Schlachtreihe um ein ganzes Glied weiter zur Linken stehend, schreibt er:

„Berlin, den 6. März 1866. Hochgeehrter Herr Professor! Vor Allem sage ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank für die Uebersendung der mir zwar bereits dem Rufe nach, jedoch noch nicht nach ihrem ganzen Inhalt bekannt gewesenen Schrift über „Mythologie und Naturanschauung". Ich bedaure nur, daß der Verleger die Schrift nicht schon bald nach ihrem Erscheinen mir zugesendet, da sie dann eine sehr willkommene Quelle der Berichtigung und Beurtheilung der seitdem im meinem Magazin vielbesprochenen japhetitischen (arischen) cultur- und religionsgeschichtlichen Schriften der Franzosen gewesen wäre. Gleichwol wird sich hoffentlich recht bald Gelegenheit finden, auf die interessante Schrift W.'s recht gründlich hinzuweisen, denn ich halte solche Forschungen für eine eben so wohlthuende als unserer Zeit dringend nothwendige Vermittelung der Religion (des Geistes) und der Wissenschaft (der Natur). Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die letztere in ihren endlichen Resultaten nur zur vollen Anerkennung der erstern, ja zu der über allen Zweifel erhabenen wissenschaftlichen Ueberzeugung vom Dasein Gottes führen muß. Drängen doch die fortdauernd neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie alle darauf hin, daß die ganze Welt so weit wir sie sehen, analysiren, messen und begreifen von einem und demselben Gesetze beherrscht wird, das nicht blos in der Natur, sondern auch über die ir-

dische Natur hinaus, auf einen Urgrund zurückführt, von dem aller Geist und alle Materie in einem und demselben täglich sich erneuernden Schöpfungsproceß ausgegangen ist, ausgeht und ewig ausgehen wird. — Die vedisch-hellenische Mythe von der Feuer- und von der Menschenschöpfung durch einen und denselben prometheischen Akt ist bereits eine Vorahnung des letzten Resultates der modernen Wissenschaft, welche alles Animalische, alles Organische, alles Stoffliche auf die „vier Elemente": Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff zurückführt, die selbst wiederum ihre gemeinsame Quelle in der Alles erwärmenden, belebenden und beseelenden Sonne finden, welche ihrerseits als zu dem System einer Centralsonne gehörig nur eines der Hauptorgane des Urgrundes alles geistigen und materiellen Lebens ist. Jedes Feuer, das wir, gleichviel ob auf chemischem oder mechanischem Wege erwecken, ist ein zur Erscheinung kommender, seit Millionen von Jahren oder auch erst seit gestern latenter Sonnen- (Licht-, Wärme- und Elektricitäts-) strahl. Seit Jahresmillionen latente Sonnenstrahlen sind es, die wir in metallischen und Kohlenschätzen aus dem Schooße der Erde graben; seit Jahrtausenden und Jahrhunderten latente Sonnenstrahlen fällen wir in unseren Urwäldern und Forsten; seit dem Lenz latente Sonnenstrahlen ernten wir in den Früchten des Herbstes und seit gestern und heute latente Sonnenstrahlen athmet Alles ein, was Odem hat, und erhält sich damit seinen Antheil an dem Leben der Schöpfung, an welchem durch das Feuer oder durch die z. B. in den Metallen latente Wärme auch die Materie theilnimmt.

„Nicht zum Pantheismus, sondern zum logischen und strengsten Monotheismus führt die Naturwissenschaft in ihren letzten Consequenzen; aller Geist wirkt durch die Natur, aber nicht lediglich in derselben, vielmehr werden wir gerade durch die Anschauung der Natur überall auf einen außerhalb derselben liegenden Urgrund hingewiesen und unsterblich wie dieser Urgrund in seiner geistigen, Schönheits- Wahrheits-, Rechtssphäre ist, ist auch der Mensch, der an dieser Sphäre theilzunehmen von Gott gewürdigt worden.

„Das sind die Betrachtungen, die Ihre schöne Schrift über Mythologie und Naturanschauung in mir erweckt hat, und die ich auch bei einer Anzeige derselben so gut als möglich entwickeln will. Was den D. betrifft, so hat mein Magazin bereits im Jahre 1864 eine Anzeige des Amerikanisch-englischen Originals gebracht. Da sich diese Anzeige jedoch hauptsächlich auf den Abschnitt über den Einfluß des Klimas auf die Menschen beschränkte, so würde eine darauf zurückkommende Anzeige von Ihrem Standpunkt, die zugleich einen Blick auf die bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Uebersetzung wirft, mir ganz willkommen sein. Einem so literarisch gebildeten Manne, wie Sie es sind, brauche ich wol nicht erst bemerklich zu machen, daß bei der großen Menge von Stoffen, die meine Zeitschrift zu berücksichtigen hat, keine Anzeige einen zu umfänglichen Raum beanspruchen darf."

Ich beschränke mich auf diese Mittheilungen aus dem alten Album; sie geben ein reiches Material, um zu beweisen, daß der Mann, von dem diese Worte ausgingen, an den die vorstehenden Abschnitte in Poesie und Prosa gerichtet waren, Herz und Talent, Innerlichkeit und Willensenergie besaß. Und wäre der Ausspruch, der einst von eminent hoher Stelle kam, nicht längst vergessen oder zurückgenommen, so würde auch hierdurch ein Beitrag geliefert sein zu dem Beweise, daß nicht alle Männer, die sich der öffentlichen Presse widmen, Subjecte sind, die im Großen und Ganzen „ihren Beruf verfehlt haben."

---

# Des Menschen guter Kamerad.

Von H. Scheube.

## I.

Streiten läßt sich vielleicht darüber, wer von den Beiden dem Menschen näher steht, d. h. ihm mehr an das Herz gewachsen ist und treuere Kameradschaft hält, der Hund oder das Pferd. — Ist Ersterer der Wächter seines Hauses und Hofes, der Hüter seiner Heerden, sein Genosse auf der Jagd, sein Beschützer gegen den Feind, der Gespiele seiner Kinder, sein Erheiterer und Tröster in langweiligen und trüben Stunden, unter Umständen selbst sein Lebensretter, sein Gehülfe bei mannigfaltigen häuslichen und gewerblichen Verrichtungen: so ist das Letztere sein Gefährte in Kampf und Sieg, in Fest und Tod, in Angst und Flucht, sein beschwingter Träger über Stock und Stein, durch Wald und Heide, sein unermüdliches Zug- und Lastthier, sein Mitarbeiter auf Feld und Flur, bei Saat und Ernte. Dürfte somit schwer zu entscheiden sein, ob Hund oder Pferd höheres Anrecht auf die Liebe und Dankbarkeit des Menschen besitzt — sind doch der eine und das andere diesem wahre Freunde und unentbehrliche Genossen, gleich ausgezeichnet durch Intelligenz, Muth und Anhänglichkeit — so läßt sich dagegen kaum in Abrede stellen, daß die Natur im Rosse die edlere der beiden Gestalten geschaffen hat, vielleicht die edelste der gesammten Thierwelt, gewissermaßen die Idealform des Vierfüßlers. „Die Natur hat das Pferd mit ihren schönsten Gaben ausgezeichnet, mit Wohlgestalt, Kraft, Muth, Flüchtigkeit und Dauer", sagt Buffon mit Recht, „und unter allen Thieren, die er jetzt beherrscht, hat der Mensch keine größere Eroberung machen können als durch Zähmung des vornehmen, stolzen, schnellen Rosses." Und Goethe behauptet: „Die Natur könnte kein Pferd bilden, wenn nicht alle übrigen Thiere voraufgingen, auf denen sie, wie auf einer Leiter, zur Structur des Pferdes emporstieg."

Leicht begreiflich ist es daher, daß das Pferd im Leben und Haushalt des Menschen schon frühzeitig eine bedeutsame Stellung einnimmt; bereits bei den meisten vorgeschichtlichen Völkern genießt es einer Verehrung und Pflege, wie sie keinem andern Thiere im nämlichen Maße zu Theil werden, und in den Mythen fast aller Nationen, der Inder, der Etrusker und Griechen, der Slaven und Germanen tritt das Roß, dessen äußere und innere Vorzüge so augenscheinlich sind, in der mannigfaltigsten Weise, Gruppirung, Verbindung und Leistung in Scene.

Niemals zwar ist der Germane so fest mit seinem Pferde verwachsen gewesen, so vollständig zum Centauren der altgriechischen Mythe geworden, wie verschiedene finnische und slavische Stämme, Tataren, Baschkiren, Kossaken, Magyaren 2c.; dennoch bekundet der schier unerschöpfliche Reichthum von deutschen Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern, die ihren Ursprung Roß und Reiter verdanken, die innigen Beziehungen, in denen das edle Thier von Alters her auch bei uns zu dem Menschen gestanden

hat und noch immer steht. Wenn die nachfolgenden Mittheilungen sich das Ziel setzen, diesen Beziehungen zwischen Pferd und Menschen nachzuspüren und hieraus darzulegen, welcher Antheil an unserer Cultur und Sprache dem Erstern gebührt, so folgen wir bei unseren Untersuchungen einem unlängst zum Abschluß gebrachten wissenschaftlichen Werke — „Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine culturhistorische Monographie von Max Jähns. 2 Bde. Leipzig, 1872/73" — dem keine andere Literatur ein ähnliches an die Seite zu setzen hat. Sein Verfasser, ein preußischer Generalstabsofficier, bietet darin nicht nur den eigentlichen Pferdefreunden — und wer ist kein Freund des schönen stolzen Rosses? — eine Fülle der interessantesten Belehrung und Unterhaltung, sondern liefert zugleich einen Beitrag zur Geschichte unserer Gesittung und unserer Sprache, der hinter den gediegensten Forschungen unserer großen Germanisten nicht zurückbleibt.

Welche Menge von Bezeichnungen hat der Deutsche je nach den verschiedenen Gauen seinem Pferde beigelegt! Mögen es ihrer auch nicht volle achtzehnhundert sein, wie sie der Araber für sein Lebenselement, das Kameel, gebraucht, immerhin setzt die Anzahl der in Ober- und Niederdeutschland für unser Hausthier umlaufenden Namen in Erstaunen. Da spricht der Friese von seinem „Paard" oder „Perd", der Kölner vom „Pääd", der Westfale rühmt sein „Piäd", der Ostpreuße sein „Pfard"; der Thüringer hält sich „Pfäre", der Meißner „Fahre"; der Mainzer reitet sein „Perd" und der Wiener sein „Pferd"; und so hat fast jede deutsche Landschaft ihren eigenen Dialectausdruck für den guten Kameraden des Menschen.

Trotzdem ist das Wort Pferd indessen nicht auf vaterländischem Boden erwachsen, sondern hat sich aus lateinischer Wurzel allmälig germanisirt. Unsere ureigene schöne Bezeichnung für das treue Thier ist Roß, deren wir uns jetzt nur noch in gehobener Rede oder, in gewissen Theilen Deutschlands, geringschätzig bedienen, um damit zu benennen, was man anderwärts wol als „Märe" oder „Schindmäre" kennt, ein schlechtes und dienstunfähig gewordenes Thier, welches den Händen des Abdeckers verfallen ist oder doch preisgegeben werden sollte.

Bedeutet Roß im edlen Sinne eigentlich „Läufer", „Renner", so bezieht sich ein anderer Name des Pferdes, der in Franken und Hessen, am Rhein und im Riesgau allmälig zum allgemein herrschenden geworden ist, das Wort „Gaul", auf Stärke und Größe des Thieres, mit der Nebenbezeichnung des Plumpen und Ungeschlachten. Auch Gaul übrigens scheint fremder Abstammung zu sein, aus dem lateinischen „Caballus" nach und nach umgemodelt.

Den bereits erwähnten Ausdruck „Märe" verdanken wir dagegen den Kelten, welche darunter überhaupt ein Reitthier und später ausschließlich das weibliche Pferd, die Stute, verstanden. In dieser Benennung haben es die germanischen Sprachen adoptirt; seine gegenwärtige verächtliche Bedeutung ist ihm aber erst im Laufe der Zeit geworden. Giebt es doch viele Worte, so, wie wir sahen, auch unser ursprünglich vornehmes „Roß", welche nach und nach aus dem Schwungvollen und Edlen in's Gemeine und Unedle hinabsinken.

Eine Reihe weiterer Pferdenamen, die sämmtlich mehr oder minder localer Natur sind, wollen wir nur anführen, als einen neuen Beweis, welche Geltung das Roß im Leben des deutschen Volkes von den frühesten

Tagen an gewonnen hat. So heißt in einzelnen Gegenden Niedersachsens das Pferd noch heute „Heß" oder „Hest"; daher die bekannte Redensart „blinder Hesse", auch, „er läuft wie ein Heß"! oder „drauf los wie ein Heß". Unsere Nachbarn, die Nachkommen der alten Katten, sind es mithin nicht, die der Volksmund der Blindheit oder eines unbedachten Vorwärtsstürmens beschuldigt, nur ihre Gäule. Im Münsterlande nennt man das Pferd wol „Hangt"; in Pommern ist „Wilde", im Schwäbischen „Taete" oder „Toete" das übliche Wort für Stute, während das Füllen in mehreren Theilen des südlichen Deutschlands „Burdi", im Osnabrück'schen „Watte" genannt wird. Uralt endlich ist der Ausdruck „Kracke", gewöhnlich ein Synonym von Märe, in Holstein und in der Altmark jedoch noch heutigen Tages im besten Sinne und vom tadelfreien Pferde gebraucht, wie einst in der germanischen Vorzeit. Anstatt Kracke sagt man in Oberbayern auch „Zagge", im Canton Aargau „Nickel", womit zugleich ein kleines unansehnliches Thier gekennzeichnet werden soll.

Weit zahlreicher noch als die je nach Zeit und Ort verschiedenen Bezeichnungen unserer guten Kameraden aus der Welt der Vierfüßler selbst sind die Namen von Localitäten und Personen, von Thieren und Pflanzen, bei denen das Pferd Gevatter gestanden hat. Wir würden viele Seiten beanspruchen müssen, wollten wir alle die von Jähns angeführten Worte citiren, die von Pferdebenennungen abgeleitet und zusammengesetzt worden sind. Nur einige der bekannteren dieser Eigennamen mögen hier ihre Stelle finden.

Auf der Insel Rügen erinnern die beiden Vorgebirge Nord- und Süd-Peerd, an die Sage, nach welcher einst der Meeresarm zwischen Thiessow und Röden so schmal war, daß ein Pferdekopf genügte, uns das Wasser trockenen Fußes überschreiten zu lassen. In der Pfalz ragt bei Merzalben der Pferdefelsen, südwestlich von Zittau in der sächsischen Oberlausitz der Pferdeberg empor; in der Rhön zieht der kahle Kegel des Pferdekopfes die Blicke des Wanderers auf sich, bei dem alten Wallensteinschloß Friedland in Böhmen erhebt sich die waldige Pferdskoppe. Oberfranken und die Nahegegend bei Kreuznach haben je ihr Pferdsfeld, Unterfranken, Thüringen und die Grafschaft Mansfeld ihr Pferdsdorf, während wir bei Saarburg und an der Jaxt auf die Dörfer Perdenbach und Pferrbach stoßen. ꝛc. ꝛc.

Dem Rosse entnommen sind die folgenden Ortsnamen:

Die Rossel, gegenüber von Bingen; das berühmte Roßbach bei Weißenfels in Sachsen, wo vor Friedrich dem Großen die Franzosen das Hasenpanier ergriffen; Ober- und Niederrosbach am Abhange des Taunus; ein anderes Rosbach in den Tyroler Alpen; der Roßberg zwischen Zug und Schwyz in der Schweiz, welcher in seinem Sturze einst das Dorf Goldau am Lowerzer See begrub und gleichlautende Höhen in der Pfalz, an der Ostseite des Wasgauwaldes, in Thüringen und in Bayern; die Rösselberge bei Landeck in der Grafschaft Glatz und bei Friedland; Roßla, die Residenz der Grafen von Stolberg-Roßla; die bekannte Roßtrappe im Harz; die Industriestadt Roßwein im Königreich Sachsen; die Wiener Vorstadt Rossau; der Roßbühl im Knirbis und bei Rorschach am Bodensee; Roßdorf unweit Hanau; das Flüßchen Rossel, Grenze zwischen Rheinprovinz und Lothringen; der Roßkopf im Schwarzwald und bei Wien und die Roßkuppe bei Soden und in der Nähe von Fulda ꝛc.

Die althochdeutsche Wortbildung für unser Roß ist Ors und Hors

(das englische horse); auch davon leitet sich eine lange Reihe von Ortsnamen her, u. a. Orsbach bei Aachen, Orsberg bei Neuwied, Orschholz im Kreise Saarburg und Orschweier im badischen Oberrheinkreise und bei Colmar im Elsaß; ferner Horschbach in der Rheinpfalz, Hörsel, der Nebenfluß der Werra, der Hörselberg bei Eisenach, jener mythenreiche Venusberg, der ehedem den Tannhäuser in seinen Reizen verstrickte, Horsmar in Thüringen und Hörsingen bei Magdeburg zc.

Wie wir bemerkten, ist das Wort Gaul fremdländischen Ursprungs und verhältnißmäßig erst spät in unsern Sprachschatz übergegangen. Deshalb hat er auch blos zwei Eigennamen ihren Ursprung gegeben, den Dörfern Gaulsheim in Rheinhessen und Gaulshofen in Oberbayern. Eine viel beträchtlichere topographische Ausbeute liefert dagegen die nachgerade so schimpflich gewordene Märe. Im alpenumstandenen Haslithale des Berner Oberlandes finden wir das Märenhorn; wir haben unterschiedliche Marburgs, in Hessen, in Steiermark zc. und noch mehrere Marbachs, unter ihnen die ewig glorreiche Stadt im württembergischen Neckarkreise, in welcher unser großer Friedrich Schiller das Licht dieser Welt erblickte; außerdem Mahrau unweit des berühmten Mohrungen, dem Martin Luther's Vater entstammte, und nicht weniger denn achtzehn Markersdorf in Deutschland, deren Namen der Etymolog ebenfalls auf Märe (altdeutsch Mar, March und Mark) zurückführt.

Schier zahllos sind die Ortschaften, deren Bezeichnungen mit Heß oder Hest (Hast, Heiß, Heist, Hosse, Höst, Hatz, Hetz, Hette, Hatte, Hotte — als Variationen der genannten beiden Ausdrücke) in Zusammenhang zu stehen scheinen. Wir greifen aus der Fülle nur einige wenige heraus, so: Hessellohe, der bekannte Lustort bei München, den Hesselberg, den höchsten Punkt Mittelfrankens, die beiden Dörfer Hesselhurst im badischen Mittelrheinkreise, Hesseln, eine Reihe von Orten bei Neuwied, Waldbroel und Altena in Westfalen, Heßheim in der Pfalz, Heßles bei Fulda, den Hassenkopf bei Kreuznach, Heßloch im Nassauschen und in Rheinhessen, Hassenroth unweit Darmstadt, Haßfurt, Stadt in Unterfranken, Haßloch in der Pfalz, Hasterrath am Niederrhein, Haßlach bei Stuttgart, Harliberg und Harlithal im Canton Bern, Hassel in der Pfalz, am Niederrhein, in der Provinz Sachsen, die Hasselberge bei Werthheim, in der fränkischen Alp und bei Wassertändingen in Bayern, Heister bei Neuwied, an der Sieg, im Lennepschen und im nördlichen Dithmarschen, Hatzfeld, Stadt in Oberhessen und Dorf im Elberfelder Kreise, Hetzbach bei Darmstadt, Hetzendorf, kaiserliches Lustschloß im Wienerwaldkreise, Hettenhain in Nassau, Hettenhausen und Hettenheim in der Pfalz, Hettstadt, Stadt in der Provinz Sachsen, Hattenheim, das nassausche Weindorf, Hatterod bei Gießen und Hatteweiler bei Saargemünd.

Als von Hengst abzuleiten seien blos erwähnt: der Hengstberg bei Merzalben in der Pfalz, die Hengstkuppe im Spessart und der Hengstbach, ein Nebenflüßchen des Main.

Dem Worte Stute verdankt vor allen anderen die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Württemberg ihren Namen; denn wo sie sich jetzt erhebt, dehnte sich vormals ein umfänglicher Stutengarten aus, und noch immer führt sie eine schwarze Stute mit saugenden Fohlen im Wappen. Ferner giebt es einen Stutensee in Baden, ein Dorf Stuttgardt in der Provinz Brandenburg, ein Studernheim bei Frankenthal in der Pfalz und ein Salzwerk Stutternheim bei Erfurt.

Mit Füllen und Fohlen dürfen Sprachverwandtschaft geltend machen:

Fohlen- oder Füllenberg im Wiener Walde, Follmühle bei Münstereifel, Fuhlen im Kreise Schaumburg, Fuhlenbruck bei Recklinghausen und Füllinsdorf im Halbcanton Baselland ꝛc.

Auf Rappen oder Schimmel endlich beziehen sich: Rappenau im badischen Unterrheinkreise und in Mittelfranken, Rappenlohe unweit Mühlheim am Rhein, Rappenzell in Franken, Schimmelhahn im Kreise Neuwied, Schimmelsburg bei Barmen und Schimmelwitz bei Liegnitz ꝛc.

Von Personeneigennamen, die der einen oder der andern Beziehung des Pferdes entnommen zu sein scheinen, zieht unser Verfasser allein aus dem Berliner Adreßbuche die erkleckliche Menge von hundertundacht aus, von denen auffälliger Weise indeß höchstens der Name Hengstenberg der jüngsten Oeffentlichkeit angehören dürfte. Jedenfalls werden auch die Wohnungsanzeiger anderer deutscher Städte an Namen nicht arm sein, in denen Pferdereminiscenzen und Stallliebhabereien anklingen. Uebrigens ist das Pferd neuerdings und im buchstäblichen Sinne des Wortes auch in unsern deutschen Adelsstand erhoben worden. Eine kaiserlich österreichische Cabinetsordre vom Juni des Jahres 1871 lautet wunderlicher Weise: „Seine Majestät hat mit allerhöchst unterzeichnetem Diplome den Oberstlieutenant und Commandanten des Staats-Hengstendepots in Klosterbruck, Heinrich Kadich, den Adelsstand mit dem Ehrenworte „Edler" und dem Prädicate „Pferd" allergnädigst zu verleihen geruht."

Glauben wir mit diesen sprachlich und culturgeschichtlich gleich interessanten Einzelheiten und Aufzählungen dem Leser die Bedeutung veranschaulicht zu haben, welche dem edelsten der Thiere und des Menschen guten Kameraden, dem Pferde, seit unvordenklichen Zeiten zuerkannt werden muß, so soll unser zweiter Abschnitt dies noch näher begründen, indem er auf den reichen Schatz von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die an Roß und Reiter anknüpfen und auf die Rolle hinweisen wird, welche dem erstern in der germanischen Götter- und Heldensage zugetheilt war.

## II.

Nicht Jedermann ist ein Reiter, nicht einmal ein Sonntagsreiter; wer aber auch nie ein anderes Rößlein getummelt hat als seine verschiedenen leibhaftigen und bildlichen Steckenpferde, dem mischt sich das edle Thier mit seinen mannigfaltigen Beziehungen zum Menschen doch in eine Menge von Vorstellungen und Anschauungen. In hunderterlei volksthümlichen Redewendungen und sprichwörtlichen Aeußerungen dient es ihm als Anknüpfung und Vergleich, während „Roß und Reiter" nicht blos als wohllautende Alliteration, sondern auch als ausgiebiges stoffliches, figürliches und tragisches Material in der Poesie ihre Bedeutung haben.

Nur eine sehr kleine Auswahl der von den mannigfaltigen Bezeichnungen des Pferdes abgeleiteten deutschen Ortsnamen war es, was wir unsern Lesern darbieten konnten; auch von den Thier- und Pflanzenbenennungen, deren Etymologie unsern guten Kameraden in Erinnerung bringt, wollen wir blos einiger weniger gedenken. Im Vater der Ströme schwimmt das plumpe Nilpferd, dessen ungeschlachte Gestalt freilich mit den anmuthigen Formen unseres treuen Freundes nichts gemein hat und das seinen vornehmen Namen wol nur deshalb führt, weil sein Geschrei einigermaßen dem Gewieher des Rosses gleicht. Alte Dichter sprechen gelegentlich von der Pferdekatze, womit

sie den Tiger als neben dem Löwen den ansehnlichsten Vertreter des Katzengeschlechtes meinen, da ja die Vorsilbe „Pferd“ von unseren Altvorderen vielfach zur Bezeichnung von einem großen und imposanten Geschöpfe oder Gegenstande gebraucht wurde. Aehnlich erklärt sich der Name eines andern Tummlers der Gewässer, des Wallrosses, dessen Muth und Kinnladenformation zugleich äußere und innere Merkmale seines elegantern Namensvetters in's Gedächtniß ruft.

Unter den Fischen gemahnen die beiden äußersten Extreme an die Erscheinung unseres Hausthiers — der Pferdehai, ein Schrecken aller Schiffer, der die Kraft des Erstern repräsentirt, und das niedliche Seepferdchen, welches die Zierlichkeit des Füllens und, allerdings erst nach seinem Tode, die geschwungenen Linien von Brust und Hals des Araberhengstes nachbildet. Wer kennt endlich nicht das muntere Heupferdchen, den Sommerbewohner unserer Wiesen, dessen tapfere Sprünge die Sätze unserer bestgeschulten Bahnpferde beschämen, und den stattlichen Roß-, auch wol Hirschkäfer, welchen der deutsche Entomolog seinen Sammlungen als stolzes Haupt- und Prunkstück einverleibt?

Im Pflanzenreiche hat man Pferd und Roß so vielfach zu Gevattern geladen, daß wir denselben fast in allen vierundzwanzig Classen Linné's begegnen. Wir haben Pferdeampfer und Pferdedille, Pferdeschwanz und Roßsteert (Sterz, Schweif), Pferdewicke und Roßraute, Roßnagel und Roßbeern (Blau- oder Heidelbeern), Roßbalsam und Roßminze, Roßkastanie und Pferde- (Wall-) nuß. Bei der letztern scheint die Vorsilbe abermals auf den Umfang der Frucht anzuspielen.

Seit jenem Tage, wo sich der Mensch das Roß zu seinem Dienst, zu seinem Stolz und seiner Lust herangezogen hat, ist es sein beständiger Gefährte und fort und fort der Gegenstand seines Interresses und seiner Liebe gewesen. Wie ihm deshalb, als er für seine Städte und Dörfer, für eine Fülle sonstiger Thiere und viele der ihm nützlichsten Gewächse nach Bezeichnungen suchte, vor anderen Anknüpfungs- und Vergleichungspunkten immer wieder sein guter Kamerad zunächst vor die Seele trat, so konnte es auch nicht fehlen, daß dieser ihm bei der Nomenclatur seiner Werkzeuge und gewerblichen Verrichtungen hülfreiche Hand leisten mußte. Den Griechen war das Schiff ein schnaubender Hengst und Poseidon, der Schöpfer des Rosses und der Reitkunst, zugleich der Gott des Meeres und der Seefahrer. Die Edda nennt den die Wogen der See durchschneidenden Kiel das „Segelroß“, und noch im siebzehnten Jahrhundert singt der fromme Dichter Spee von dem „hölzin Rößlein“, das „über die Wellen traben muß“. Noch heute aber thut das „Bugspriet“ unserer Schiffe und Boote den Zusammenhang dar, in den man diese mit dem Pferde und dessen Gestalt gebracht hat. Sogar der Matrose, welchem das Roß doch ein ziemlich fern liegender Gegenstand ist, tauft verschiedene seiner Taue nach dem ihm selber selten dienstbar werdenden Hausthiere, nennt „Pferdeaugen“ gewisse Schleifen an seinem Takelwerke, eines der Ankerkabel die „Pferdebeine“ und die Rudernägel seine „Hengste“.

Von der lichten offnen See in die dunklern Tiefen der Erde hinabsteigend, erblicken wir den Bergmann mit seinem „Rosse“, d. h. mit dem Krückstocke, mit dem er in die Grube hinabgefahren ist, und auf der Oberfläche der Erde giebt es außer den wirklichen noch eine ziemliche Anzahl

figürlicher Pferde und Rosse, welche die Hand des Menschen bei ihren Arbeiten und Geschäften unterstützen. Der Winzer am Rhein und Main spricht von gerösselten Rebpfählen, jener kreuzweise zusammengelegten Stäbe, an denen der Weinstock in die Höhe gebunden werden soll, der Zimmermann versteht unter dem „gespannten Rosse" den kunstgerecht verzahnten Balken, der ehrsame Schuhmacher unter „Roß" die Bank, auf der er uns Schuhe und Stiefeln zusammennäht, und der Strumpfwirker unter der gleichen Benennung das bedeutsamste Stück seines Webstuhls, während auch Gürtler, Zeugmacher, Bienenzüchter das Roß in den Schatz ihrer technischen Terminologie aufgenommen haben.

Unsere Kopfbedeckung sogar hat man mit dem Pferde in Beziehung gesetzt; heißt doch in manchen Gegenden Deutschlands eine bestimmte Gattung breitrandiger Strohhüte noch gegenwärtig „Pferdekopf". Andererseits knüpfen auch die Namen einzelner Speisen an unsere hochgeschätzten Vierfüßler an. So erfreuen sich die Kinder Ostfrieslands, Holsteins, Niedersachsens, der Dithmarschen und in Mecklenburg an den „Stuten", einem feinen Weißbrode aus Weizenmehl, dessen Ursprung zweifelsohne auf die germanische Göttersage zurückweist, wie man denn das tägliche Brod gern mit dem Pferde vergleicht und z. B. in einem alten Volksräthsel den in der Schüssel liegenden Brodteig als ein abgezogenes „Pärd" umschreibt, in einem andern den mit Broden angefüllten Backofen als einen „Stall vull braune Peer" veranschaulicht.

Schmiegt sich dergestalt, wie Jähns sich treffend ausdrückt, „die Phantasie des Volkes überall an die Gestalt des Pferdes, tritt sein Name auf allen möglichen Wegen, auch an Stellen, wo man es gar nicht erwarten sollte, in Sprache und Rede ein", so bewährt sich dies ganz besonders noch in dem fast unerschöpflichen Reichthum von volksthümlichen Wortbildungen und sprichwörtlichen Redeweisen, die dem Pferde und dessen Gebrauche namentlich als Reitthier entlehnt sind. Auch hierbei müssen wir uns darauf beschränken, aus der Fülle nur eine kurze Auslese zu geben.

Von einem stumpfen Messer meinen wir wohl „man kann darauf nach Rom reiten". Im Gespräch lieben wir „unser Paradepferd zu reiten" oder „Einem etwas vorzureiten", will sagen, ihm ein Ding nach dessen Lichtseiten darzustellen. Gar Mancher „reitet" auch wohl „auf dem Andern herum", indem er die Gutmüthigkeit desselben mißbraucht, und männiglich weiß, wie einst Seine Durchlaucht Heinrich der Zwei-und siebenzigste von Reuß-Schleiz-Lobenstein auf seinem „Principe herumgeritten ist". Sind wir Meister des Billardspiels, so „lassen" wir unsere Gegner gelegentlich einmal „reiten", d. h. gewinnen die Partie, ehe dieser nur einen einzigen Ball markirt hat. Und wie viele von uns „reiten sich" in Noth „so tief hinein", daß sie aus der „Tinte" oder der „Patsche" nicht wieder heraus können! „Andere reitet der Teufel", so daß sie dies oder jenes Unrecht oder Ungeschick begehen, und alsdann „Böses kommt geritten, geht aber weg mit Schritten".

Im Mittelalter und bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein pflegte man überhaupt von allem Uebel zu sagen, es „komme geritten" und darum zumal die Krankheit kurzweg einen „Ritt" zu nennen, ja, das dem lateinischen entstammende Wort „Fieber" ohne Weiteres mit „Ritter" zu verdeutschen. So erzählt Hans Sachs von einem „Jarritt" d. h. einem jahrelangen Fieber, und wünscht seinen Feinden: „Daß sie der Ritt wasch!" In ähnlicher

Weise flucht man: „In Ritt's Namen", was genau auf dasselbe hinausläuft wie unser modernes „In drei Teufels Namen!" oder „hole dich Der und Jener";

Selbst an den Galgen wird das lustvolle mannhafte „Reiten" verpflanzt. „In der Luft reiten" — „den dürren Baum reiten", so bezeichnete man ehedem das Loos des dem Henker verfallenen Missethäters. Andererseits hat auch die Kirche ihre Reiter: träge Pfarrer, die ihre Kanzelreden nicht selbst concipiren, sondern gedruckten Eselsbrücken nachsprechen oder nachlesen, sind „Postillenreiter", wie man den faulen Stubenhocker als „Polsterreiter" kennzeichnete, was der Franzose in sein „Poltron" umgewälscht hat, und einen tölpischen Menschen, der gewissermaßen niemals über den Kinderhorizont hinauskam, mit dem Prädicate eines „Hutschenreiters" oder „Pfützenreiters" ehrte. Wenn ferner der Volkswitz die Räthselfrage stellt: „Welche Reiter kommen nicht von der Stelle?" so will er darauf die Antwort hören: „Die spanischen oder friesischen", die bekanntlich sowol im Festungswesen wie in der Kunst der Pferdebändigung als Apparate fungiren. Zieht der Hesse seinen „Gaulsweg", so wendet er untaugliche Mittel zu dem Zwecke an, welchen er zu erreichen strebt. Fast durch ganz Deutschland wird ab und zu der Nothschrei laut: „Das bringt ja einen Gaul (oder ein Pferd um)!", wenn Jemand sich von ungewöhnlichen Lasten und Mühsalen gedrückt fühlt. Schäumt dagegen der Lebensmuth einmal über, so heißt es: „heut wollen wir eimal ein Pferd laufen lassen" — uns ausgelassener Freude hingeben oder wie die vielgesungenen Verse lauten:

„Nun, so woll'n wir noch einmal
Lustig sein, fröhlich sein, Hopsasa!"

Als völlige Sprichwörter fallen u. v. a. in unser Gebiet:

„Groß und faul
Giebt auch einen Gaul";

oder

„Je edler Roß, je ärger die Launen";

auch das plattdeutsche:

„He hat Mut as' en Perd on Mag (Macht) as en Keckworsch (Frosch)."

Dahin gehören desgleichen die Lebensregeln:

„Mit gutem Gaul, Latein und Geld
Kommt Einer durch die ganze Welt."

Und

„Mit goldnem Gaul kann man durch die ganze Welt reiten."

Wie schlagend charakterisirt ein anderes Sprichwort die Thorheit, wenn es sagt: „Er sucht den Gaul und reit't darauf!" oder: „Er macht's wie Eulenspiegel, hat sein Pferd gesucht und ist darauf geritten!" Welche Verzweiflung des unglücklichen Spielers liegt in dem Ausrufe: „Ich will den Gaul gewinnen, oder den Sattel verlieren!" und wie trifft der Spruch den Nagel auf den Kopf, der da meint:

„Adelstolz
Sitzt auf einem Pferd von Holz."

Deutschlands größter Satiriker aber war es, Johann Fischart in

Straßburg, der vor drei Jahrhunderten die „Mahnung an seine lieben Deutschen" ergehen ließ:

„— — — Du achtst nit der Freiheit dein,
Kannst kaum in dei'm Land sicher sein,
Leßt dir dein Nachbar sein Pferd binden
An deinen Zaun forn und hinden."

Wem von uns Allen sollte das Herz nicht höher schlagen in dem Bewußtsein, daß endlich diese Mahnworte ihr Echo erweckt, daß die unsterblichen Großthaten der letzten Jahre, deren Zeugen zu sein unser neidenswerthes Geschick war, die fremden Rosse hoffentlich für alle Zeit von unseren Zäunen verscheucht haben, so „forn und hinden"!

Lassen wir zum Schluß unserer Darlegung noch die Gestalten von Roß und Reiter, wie sie von der kindlichen Phantasie des Volkes in die altgermanische Göttersage übertragen worden sind, flüchtig an uns vorübergleiten, so müssen wir vorerst constatiren, daß, wie in so vielen anderen Stücken, auch hier der deutsche Mythos sich mit dem griechischen begegnet. Wenn die Hellenen ihren Helios, den Sonnengott, verehren, der mit seinen lichten Rossen das Heraufziehen des goldenen Tages verkündet, so erzählt die nordisch-germanische Sage von den Pferden und Wagen, welche Allvater der Nacht und ihrem Sohne, dem Tage, verliehen und damit das Firmament geziert habe. Hrimfaxi, so heißt das schwarze Roß der Nacht; der Schaum, aus dessen Munde fällt zur Erde hinab und tränkt diese als wohlthätiger Abendthau. Skinfaxi dagegen ist das helle Roß des Tages, dessen glänzende Mähne der Erde und ihren Geschöpfen Licht und Wärme spendet. Ein drittes Roß, den Gullfaxi, reitet der Riese Hrungnir; sein Pferd hat goldenes Haar und wenn es dieses schüttelt, zuckt der Blitz durch die Wolken. So war das Pferd den Skandinaviern und Germanen gewissermaßen ein Symbol des Lichtes überhaupt, und aus dieser Anschauung mag die altdeutsche Sitte entsprungen sein, die Wohnstätten mit Pferdeköpfen zu schmücken, wie wir dergleichen an den Dachfirsten der niedersächsischen, westfälischen, friesischen, dithmarschen Bauernhäuser noch heute gewahren. Man schrieb diesen Roßhäuptern ohnedem allerhand schützende Eigenschaften bei; sie hielten drohendes Ungewitter von den Gehöften ab und wahrten das Vieh vor bösen Seuchen. Offenbar deutet auch der Brauch unserer Vorväter, die geheiligten Haine mit den Schädeln geopferter Pferde aufzuputzen, auf die nämliche Vorstellung von den schirmenden Eigenschaften des Rosses hin. Darum war es nur ganz folgerecht, daß man auf dem Heeresbanner das Bild des heiligen Pferdes anbrachte und das letztere überhaupt zum Wahrzeichen und Wappenthiere verschiedener deutscher Stämme und Gauen, von Engern, Westfalen, Braunschweig, Hannover 2c., erkor.

Es würde uns zu weit führen, mit dem gelehrten Verfasser unseres Werkes allen den Beziehungen nachzugehen, die man dem Pferde in einer Menge ober- und niederdeutscher Volksmärchen zugewiesen hat; giebt es doch fast keine Landschaft unserer Heimat, wo nicht das Roß in einer oder der andern Sage als Hauptfigur hervorträte und zum Träger eines oftmals tief poetischen Gedankens würde. Eben so wollen wir nur erwähnen, daß der oberste der deutschen Götter, Wodan oder Odin, immer und überall blos als reitender Gott erscheint, untrennbar verwachsen mit seinem Rosse Sleipnir, dem milchweißen Thiere, welchem Flammen aus den Nüstern sprühen und dessen Vogelgeschwindigkeit die ihm in der Mythe zuertheilten

acht Füße versinnbildlichen. Wodan's Gemalin ist Frigg, „die erhabene, gütige Holda"; auch sie dachte sich der Volksglaube meist zu Pferde, auf einem herrlichen Schimmel, dem Rollegaul, über Land und Wasser galoppirend, ohne daß das Pferd Erde oder Meer berührt. In Thüringen fabelt das Volk noch jetzt von der Frau Holle, die in der Mitternacht vor einsam im Walde gelegene Schmieden geritten komme, um ihren Schimmel beschlagen zu lassen und die Arbeit mehr denn königlich belohne, wenn ihr nur keine Bezahlung dafür abgefordert werde.

Was aber kann triftiger die hohe Bedeutung darthun, welche dem Pferde im Leben unseres Volkes von Vorbeginn an zuerkannt worden ist, als die innige, ja, hie und da unlösliche Verbindung, in die man das Roß mit den obersten, den schaffenden und erhaltenden Wesen des Weltalls, mit den unsterblichen Göttern und ihren erhabenen Walhallagenossen, gebracht hat? Das Pferd ist in der That ein Stück von uns selbst, und sicher ist die Behauptung gerechtfertigt, daß ohne seinen „guten Kameraden" der Mensch kaum die Culturstufe erreicht haben dürfte, auf welcher er gegenwärtig steht.

# Essen und Trinken.

## Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

### Das Loben der Speisen.

Die Freunde, welche uns zu einer Mahlzeit heranziehen, wollen uns damit etwas Liebes erweisen, ein angenehmes, sorgenloses Lebensstündchen verschaffen und sie haben dazu allerlei lieblich Duftendes, Wohlschmeckendes und Herzlabendes zubereitet oder zubereiten lassen. Wenn wir sie daher nicht verletzen und nicht undankbar erscheinen wollen, dürfen wir natürlich bei einem Gastmahl keine Unzufriedenheit zeigen, müssen vielmehr der schönen vorgesetzten Dinge uns freuen und sie sogar ein wenig loben.

Auf der andern Seite ist aber doch das Essen und Trinken, wie ich sagte, etwas sehr Materielles und Irdisches und ein feingebildeter Mensch sollte daher doch bei dergleichen Genüssen nicht in solche Extase gerathen, wie wenn man ihn auf geistige Dinge, z. B. mit einem schönen Gesange oder mit dem Vortrage eines gelungenen Gedichtes, tractirt. Diese darf er ganz laut beklatschen. Nicht so die guten Gerichte bei Tafel, wie das die naiven und ungenirten Kleinen mit ihren Händchen allerdings zuweilen thun.

Der Gast von artiger und höflicher Bildung, der als Feinschmecker zugleich Alles gehörig zu würdigen weiß, findet sich daher bei einer Mahlzeit oft zwischen Scylla und Charybdis. Zuweilen möchte er (als Feinschmecker) wenn ihm ganz etwas Perfectes im Glase oder auf dem Teller vorkommt, laut werden und der Hausfrau oder dem Wirth herzlich die Hand drücken. Aber, als feingebildeter Gast, unterdrückt er das wieder, aus Besorgniß, nicht etwa für einen Mann von Geschmack, sondern vielmehr für einen Gourmand oder Friand gehalten zu werden.

Von dieser Furcht beseelt, legen dann wiederum einige recht Strenge und Aengstliche bei Tisch wol eine sehr ernste Maske vor, blicken gleichgiltig auf ihren Teller hin und spediren Alles ganz in der Stille, wie die Jesuiten und Betbrüder, hinunter, indem sie uns glauben machen wollen, daß für sie dies Alles nur geringfügig sei.

Besser ist es, zwischen beiden Manieren eine Mittelstraße einzuschlagen, die darin besteht, daß man zwar nie in enthusiastische Lobsprüche der Tafelgenüsse losbricht, aber doch stets auf dem Angesichte den Schimmer einer gewissen dankbaren Freundlichkeit und Zufriedenheit walten läßt.

Je nach der Art und Feierlichkeit der Mahlzeit läßt sich aber auch das auf sehr verschiedene Weise ausführen. Bei einem vertraulichen Familiendiner zwischen Mann und Frau, oder unter wenigen guten Freunden kann man auch diese materiellen und gemüthlichen Dinge intimer und mit mehr offenherziger Innigkeit besprechen, der Hausfrau es häufiger zu verstehen geben, oder auch geradezu sagen, wie vortrefflich Dies oder Jenes sei, während bei ceremoniellen Festmahlen, die zur Feier bedeutsamer Vorfälle und Acte gegeben werden, Feinschmeckerei und gemüthliche Lobeserhebungen der Küchenproducte so in den Hintergrund treten müssen, daß Jeder gegen den guten Geschmack zu verstoßen scheint, wenn er solcher Dinge mit Dankbarkeit gedenkt.

Bei den meisten Diners darf man ja schon deswegen die Güte der Speisen nicht loben, weil letztere eigentlich ganz selbstverständlich ist und weil man mit dem Lobe daher weiter nichts anerkennt, als daß der Gastgeber seine erste und gröbste Grundpflicht richtig erfüllt habe. Zudem trifft auch bei eleganten Festins das Lob mehr den Koch des Amphitrion als diesen selbst. Nur bei einem von der Hausfrau eigenhändig zubereiteten, häuslichen Mahle kommt unser Lob an die richtige Adresse.

Ich wohnte ein Mal einer ganz allerliebsten und exquisiten, eleganten kleinen Mahlzeit bei, bei der unser gütiger Wirth und seine eben so fein gebildete Gemalin Alles aufgeboten hatten, um mit ausgewählt guten Weinen, delicat zubereiteten Gerichten, und dazu mit classischem Arrangement, Blumenschmuck x. uns, ihre Gäste, in eine höchst angenehme Stimmung zu versetzen. Es war auch ein Franzose dabei, ein sehr artiger Herr, ein Diplomat und dazu etwas Gourmand. Derselbe hielt sich beim Beginn der Tafel ganz männlich, nahm die würzige Kraftsuppe und was ihr folgte, zwar freundlich zu sich, sprach jedoch dabei von ganz anderen Dingen. Als aber ein schönes und wohlschmeckendes Gericht dem andern folgte, und das Vorhergehende von dem Folgenden noch übertroffen wurde, da schien es mir, daß mein Pariser seinem Teller immer mehr Aufmerksamkeit widmete und als ob sein Gesicht mehr und mehr sich verklärte. Ich fing schon an, einen Ausbruch zu befürchten, und richtig, als noch ein ausgezeichneter Fasan mit Trüffeln, und gerade auf den richtigen Höhepunkte seiner Eßbarkeit gebraten — Fasan à la Sainte Alliance glaube ich, nannten sie ihn — herangedampft kam, da schnappte der gutmüthige französische Feinschmecker über, redete unsern werthen Wirth ziemlich laut an: „Mais, vraiment, mon prince, ça surpasse tout" und brach dann in eine solche Lobeserhebung des Fasanen und der ganzen Mahlzeit, die er von der Suppe an eine höchst beifällige Revue passiren ließ, aus, daß der Herr und die anmuthig lächelnde Dame des Hauses gar nicht wußten, was sie dazu sagen und wie sie Das artig abwehren sollten. Einige Tischgenossen errötheten sogar ein wenig über dieses Eulogium ihres Mitessers, welches in der That ein faux pas war.

Die Getränke, insbesondere feine Weine, darf man schon viel lauter und mit mehr Hingebung loben, als die Speisen, wie denn die Durststillung überhaupt weniger prosaisch ist, als die Fütterung.

Zur Unterscheidung und Würdigung der feinen Weine gehört ein gebildeterer Geschmack als zu der Erkenntniß, ob Fasanenbraten zäh oder mürbe sei. Und überhaupt ist Alles, was mit Trinken zusammenhängt, von selbst hübscher und gefälliger. Der lustige Trinker, der mit perlendem Champagner und dergleichen umgeht, ist daher auch durch viel weniger Anstandsregeln genirt, als der emsige Esser, der mit fettigen Saucen und ähnlichen Dingen zu thun hat.

## Zahnstocher und Mundausspülen.

Außer den früher erwähnten Servietten hat man noch einige andere Erfindungen gemacht, um beim Essen hier und da corrigirend eingreifen zu können. So namentlich den Zahnstocher, ein kleines Instrument, das recht anstößig werden kann, wenn man es nicht mit großer Umsicht behandelt. Manche führen es von Elfenbein oder Schildpatt oder anderen hübschen Stoffen, sogar von Gold gearbeitet in der Westentasche und lieben es dann

sehr, mögen sie etwas gegessen haben oder nicht — sogar auf Spaziergängen — sich damit zu beschäftigen. Es scheint, als wollten sie dem Publicum zeigen, daß sie extra gut dinirt hätten.

In den Gasthöfen und auf den tables d'hôtes scheut man sich nicht, ganze Bündel von solchen kleinen Werkzeugen aufzustellen und mancher Habitué bleibt dann wol noch ein halb Stündchen nach Tische dasitzen und stochert, ganz nachdenklich und philosophisch in die Welt hinausschauend, in den Zähnen. Dies soll dann vermuthlich vornehm und wohlhäbig aussehen, weil ein Armer entweder gar nichts gegessen hat, was er stochern könnte, oder weil ihm zu einer solchen müßigen Arbeit keine Zeit bleibt. Die Fratzen, die bei dieser Beschäftigung geschnitten werden, verschönern das Antlitz aber nicht, daher sich auch Damen der Zahnstocher selten oder wol nie bedienen.

In fashionablen Häusern hat man statt ihrer eine andere Einrichtung getroffen. Man läßt nämlich am Schluß der Tafel jedem Gäste ein gläsernes, dunkel gefärbtes Schälchen mit kühlem Wasser vorsetzen, in welchem ein ebenfalls dunkel gefärbter, krystallener Becher mit lauwarmem und von einem darin schwimmenden Citronenscheibchen gewürzten Wasser steht. Als dies zuerst aufkam, führte mancher Neuling, der nicht wußte, was seine vornehmen Tischgenossen mit dem ganzen Apparate vorhätten, den Becher, in der Meinung, es sei noch schließlich ein köstliches Getränk darin, zu den Lippen, bis er dann bald zu seiner Verwunderung sah, wie auf ein Mal die Herren und Damen anfingen sich so zu beschäftigen, als stände ein Jedes für sich allein in seinem Schlafcabinet vor dem Waschtisch Sie tunkten die Fingerspitzen in das kalte Wasser, wie ein Priester in's Taufbecken, trocknete sie mit den feinen daneben gelegten Serviettchen ab, nahmen dann einen herzhaften Schluck von dem lauwarmen Citronenwasser, gurgelten und spülten sich alle auf ein Mal geräuschvoll den Mund aus und spieen das Ganze unisono von sich in das Spülschälchen.

Zur Zeit, als Herr von Rumohr seinen Geist der Koch- und Eßkunst publicirte (1828), scheint in Deutschland dieses eigenthümliche, auf Förderung der Reinlichkeit berechnete, aber in der That, gelinde gesprochen, etwas kecke Verfahren noch nicht eingeführt gewesen zu sein. Denn er erwähnt nichts davon. In Frankreich, wo damals (ungefähr zur selben Zeit) Herr Brillat-Savarin seine Physiologie des Geschmacks schrieb, war die Sitte in der vornehmen Welt schon allgemein. Er berichtet, daß früher (gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts) das Mundausspülen bei Tische in den vornehmen französischen Häusern zuerst aufgekommen, aber etwas anders betrieben worden sei. Damals, sagt er, hätten die Tischgäste, namentlich die Damen, unmittelbar nach dem Aufheben der Tafel der Gesellschaft den Rücken zugekehrt und Lakaien hätten unter ihnen ein Glas Wasser herumgereicht. „Die Damen nahmen einen Schluck, spülten sich und spieen Alles schnell in eine Untertasse wieder aus und die Lakaien trugen es weg. Die Operation wurde so vollzogen, daß man kaum etwas davon merkte." Später (in dem jetzigen Jahrhundert) sagt Herr Savarin, hätte man die Sache noch mehr raffinirt und dann den oben geschilderten, schön sein sollenden, aber eigentlich ekelhaften Gebrauch zu Stande gebracht, der ein wenig an eine gewisse andere Gewohnheit der alten Römer bei ihren lucullischen Mahlzeiten erinnert, die freilich noch ärgerlicher war und mit deren Schilderung unsere Professoren des classischen Alterthums uns schon in der Schule in Verwunderung gesetzt haben.

## Manieren der Thiere beim Essen.

Manche Creaturen gebärden sich bei der Stillung ihres Appetits nichts weniger als gefällig. So namentlich fast alle Fleisch fressenden Raubthiere. Den König der Vögel, den Adler, der uns mit seinem gewaltigen Fluge so hoch erfreut, ein Stück Fleisch zerzausen und verschlingen zu sehen, ist ein höchst widerwärtiges Schauspiel. Und nicht viel besser gefällt uns bei dieser Verrichtung der Gesammtkönig aller Thiere, der — sonst ein so schöner Ausdruck der Majestät — bei seiner Mittagstafel zu einem recht gewöhnlichen und gierigen Knochenpuler herabzusinken scheint. Sogar unsern sonst so wohl erzogenen Hunden hängt noch manche häßliche Eßsitte aus der Wildniß an, aus der sie stammen. Sie verarbeiten das ihnen zugetheilte Gericht mit außerordentlicher Leidenschaft, werden dabei leicht verstimmt, sogar böse und bissig, lassen Schwanz und Ohren wie Sünder herabhängen, als begingen sie ein Verbrechen, und machen überhaupt eine ganz mißfällige Figur.

Gewisse andere Thiere, die nur erst, nachdem sie entseelt und gebraten sind, von uns geschätzt werden, wühlen bei ihrer Abspeisung gewaltig im Troge herum, schmutzen sich dabei das halbe Haupt ein, schmecken, schnalzen, schlürfen und arbeiten mit den Zähnen wie Dampfmaschinen, lassen sich so viel um den Bart laufen, als da laufen will. Zugleich werden sie noch unverträglicher als die Hunde und versetzen zuweilen, indem sie kreischen und knurren, ihren Mitessern neidische Seitenhiebe. — Kurz, sie begehen bei ihrer Mahlzeit alle diejenigen Fehler, die ein Mann von Geschmack bei der seinigen sorgfältig vermeiden soll, und können noch nicht disciplinirten Menschenkindern zum abschreckenden Beispiel aufgestellt werden.

Viel erfreulicher sind dagegen die nachahmungswürdigen Muster, deren die Thierwelt uns in der That auch nicht wenige liefert. Es ist fast wunderbar, wie die Natur manchen ihrer Kinder so ungemein gefällige, niedliche anständige, man möchte fast sagen, sittsame Manieren und Weisen beim Essen gelehrt hat. Wie hübsch ist es, wenn die kleinen Singvögel für sich selbst oder für ihre Jungen ein Körnchen auslesen, oder einer reifen Kirsche einen kleinen bescheidenen Bissen aus der blanken Wange holen, oder wenn sie beim Trinken das Schnäbelchen in die klare Welle tauchen, ein angemessenes Portiönchen vorsichtig oben abschöpfen, dann das Köpfchen dankbar zum Himmel wenden und das Tränkchen leise, langsam und ohne Gier, aber auch ohne daß etwas dabei verloren geht, in ihre kleine Gurgel hinablaufen lassen.

Auch die Schafe, Kühe und Pferde an der Raufe oder auf der Weide nähren sich ehrlich und anständig, schlürfen auch aus dem Eimer oder aus der Quelle so reinlich und so ganz ohne Ueberstürzung, daß es eine moralische Erbauung gewährt, ihnen dabei zuzuschauen. Die munteren, allerdings etwas naschhaften und feinschmeckerischen Ziegen entwickeln besonders allerliebste und graziöse Bewegungen, wenn sie mit nickendem Kopfe eine Blume nach der andern auf den Felsen absuchen, oder sich am Rande des Bergvorsprungs malerisch erheben und von einem Gebüsch ein paar Blätter hoch herabholen, die sie dann uns anstaunend so behaglich verarbeiten, als wollten sie es uns bemerklich machen, wie gut es ihnen schmecke.

Auch zu unseren kleinen Hauskätzchen, wenn sie ihre Milchtöpfchen abschlürfen oder sonst einen Leckerbissen, den wir ihnen boten, so still und so proper behandeln, als wäre ihnen guter Anstand angeboren, könnte man manche unserer ungezogenen, halbwilden, widerspenstigen Jungen, die bei

Tisch sich Mund und Finger mit blankem Fett oder mit blauem Heidelbeersaft bemalen, sich dazu räkeln und unter einander wie die Struwelpeter zanken, hinführen, damit sie ein Beispiel an ihnen nehmen möchten.

Weidende Pferde — rupfende Ziegen — Pferde an mit frischem Klee gefüllten Raufen — Rehe, die ihren Durst an Waldesquellen löschen — äsende Hirsche sind daher auch von unseren Malern fast noch lieber als dinirende und zechende Menschen zu Themas von ansprechenden Gemälden gemacht worden, bei deren Beschauung man sich so erquickt fühlt, als tränke und speise man selber mit.

### Schlußwort über die zwanglosen Mahlzeiten.

Ohne Zweifel könnte man das Thema, welches ich hier nur kurz, leider sehr lückenhaft und fast nur primis labris berührt habe, noch viel weiter ausspinnen und noch viele andere Regeln, ja einen ganzen Canon von Vorschriften darüber aufstellen, wie man das Essen und Trinken behandeln solle, um eine ganz correcte, perfecte, durchaus gefällige, untadelhaft anständige und anmuthige Mahlzeit herauszubringen. Daß für das Elaborat eines solchen vollständigen Codex über die Eßkunst und über die Aesthetik und Philosophie der Mahlzeiten hier nicht Platz genug ist, mag vielleicht schade sein. Aber eine Bemerkung, die ich zum Schluß noch hinzufügen will, soll mich und vermuthlich auch meine Leser darüber trösten. Nämlich diese, daß es eine ganze Menge von herrlichen und völlig befriedigenden Arten von Mahlzeiten giebt, bei denen jener Codex vollkommen überflüssig ist; Diners, bei welchen — ohne dadurch ihrer Anmuth zu schaden — alle Anstandsregeln aufgehoben werden können — Soupers oder Déjeûners à la fourchette, bei denen es durchaus Einerlei ist, wie man die Gabel hält, ob man den Bissen klein oder groß nimmt, ob man den Löffel verquer oder mit der Spitze in den Mund practicirt, ob man beim Trinken die Nase tief in's Glas steckt oder die Lippen bloß am Rande des Bechers ansetzt — und daß wol am Schlusse der Rechnung gerade diese ungeregelten und zwanglosen Mahlzeiten die allererbaulichsten und bei Weitem die angenehmsten von der Welt sind.

Bei einem Picknick im Freien, wenn man wie Odysseus und seine Gefährten am Strande des Meeres oder auf einem blumigen Rasen unter einer Eiche sitzt und wie Homer sich ausdrückt, „die liebe Seele mit Trank und Speise labt", da kann man alle jene gegebenen und noch zu gebenden Eßregeln und Tafelgesetze bei Seite schieben Da ist man aller Gêne der wählerischen Etikette ledig und diese und ihre Spitzfindigkeiten gehen dabei in blauen Dunst auf.

Bei einem Jagdimbiß, wo man im Walde gelagert ist, zieht man das kalte Huhn oder die Wurst, oder das Stück Käse, das eine befreundete Hand dem Jäger in Papier gewickelt in die Tasche gesteckt hat, hervor, zerschneidet es kreuz und quer mit dem Jagdmesser, wie es eben paßt, thut den Mund weit auf, daß man das elfenbeinerne Gebiß sehen kann, kaut, schlürft, puhlt, knaupelt, wie es eben geht und schmackt wohlgefällig dabei, was sich wie alle im engen Salon so sehr störenden Geräusche in den weiten Räumen der Natur schnell und ohne Echo verliert. Da findet es auch Niemand tadelnswerth, wenn man mit der Zunge oder mit dem Finger nachhilft. Diesem dient das Gras als Serviette. Da hört auch alle Abstufung der gesellschaftlichen Rangclassen auf. Jeder sitzt auf seinem Platze oben an. Auch die

ehrlichen Landleute und sogar die vierbeinigen Gefährten der Jäger, die treuen Hunde, sind dabei und speisen mit ihren Herren, ohne daß es Jemanden „chekirt", wo nicht aus demselben Napfe, doch aus derselben Hand. Für solche ungekünstelte Naturmahlzeiten kann man die Hälfte des Sitten- und Anstandscodex entbehren und sie sind durch sich selbst und durch die in ihnen waltende Poesie so genußreich und angenehm, wie kein raffinirtes Nachdenken und keine Moralphilosophie sie herauspoliren können.

Auch sind eben für diese zwanglosen Picknicks, Wald- und Jagdfrühstücke, diese Diners à la Homer und ihnen ähnliche Mahlzeiten unsere Dichter und Künstler am liebsten thätig gewesen. Für sie und nicht für jene ceremoniösen, feierlichen und diplomatischen Bankette haben sie ihre munteren Tischlieder gedichtet. Zwar haben die Maler zuweilen auch große Festins und Gallaschmäuse, bei denen ein König oder Magnat all' seinen Glanz entwickelte — großartige Hochzeiten zu Canaa und dergleichen dargestellt. Solche Bilder mögen für die Paläste Venetianischer Nobili, für die ein Paul Veronese arbeitete, willkommen sein. Wir Anderen finden sie meistens langweilig.

Weit besser ist unseren Künstlern die Behandlung anderer bescheidener, unceremoniöser Speisungen gelungen, Themas, bei denen von „Anstandsmäßigkeit", von „fest angeschlossenen Ellenbogen" und von „correcter Haltung des Löffels" und dem „Gebrauche des Messers und der Gabel" gar nicht die Rede war, denen dagegen irgend ein rührendes oder erheiterndes, oder sonst zum Herzen sprechendes Motiv zum Grunde lag.

Solche in ästhetischer Hinsicht gute und eines Pinsels würdige Sujets aus Küche und Eßzimmer sind z. B. das schon von mir citirte Bild Murillo's, auf welchem die Armuth sich ein Mal bene thut, jener die saftige Melone ausschlürfende spanische Knabe. Oder das oft behandelte Thema der Speisung des hungrigen Volks durch die unter des Heilands Händen vervielfältigten zwei Fische. Eben so die durch viele Lithographien und Kupferstiche bekannt gewordene arme alte Frau, die fromm und dankbar betend vor ihrem dampfenden Kartoffelgericht sitzt, zu dem sie als Zuthat nichts hat als einen magern Häring.

Auch wenn die Liebe bei einer Abspeisung thätig ist, wie z. B. auf einem ebenfalls sehr bekannten Bilde, auf welchem ein arabisches Mädchen ihrem jungen braunen Liebhaber am Brunnen einen kühlen Trank zwischen seine durstig und dankbar vorgestreckten Lippen schüttet, auch da mag ein Maler zeigen, was Zeichnung und Farben ausrichten können.

Eben so vermögen auch solche Mahlzeiten, die eine wohl verdiente Belohnung nach gethaner Arbeit sind, uns mit besonderer Sympathie zu erfüllen, wie z. B. wenn italienische Schnitter, ihre Polenta verzehrend, gemüthlich zusammengerückt sind. Auf einer Bildergalerie in Prag ist ein sehr anziehendes Bild (von Rubens?), auf dem ein junger Mann einem hübschen Mädchen eine Pfirsich vor den Mund hält, in die sie mit ihren Elfenbeinzähnen eben zierlich einbeißen will, und wobei er mit verlangendem Auge ihre Corallenlippen betrachtet. In solchen Momenten freilich hört Eßkunst und Aesthetik auf, und was über aller Kunst und Aesthetik steht, die schöne Natur tritt in ihre Rechte. Wir Anderen aber wollen einstweilen an unserm kleinen Tafelkatechismus festhalten!

# Eine Reise ins Blaue.

Novelle von **Marino.**

## I.

Ustroń, den 15. Juni.

Was ich treibe, fragst Du? wie ich das wunderlich unstete Leben aushalte, wann ich zurückzukehren gedenke? Zu viel Fragen auf ein Mal, die ich eigentlich alle mit demselben Worte befriedigen könnte: ich weiß nicht! Nur so viel: daß ich in Ustroń bin, mitten in den Karpathen!

Es war noch früh im Jahr, der Juni begann erst und doch waren die kleinen spärlichen Wohnungen in den meist aus Holz gebauten Bauernhäusern schon alle besetzt. Ich schlenderte durch den längs der Weichsel in dem schmalen, von der Rovnitza und der Czantory eingeengten Thale sich hinziehenden Ort, um vielleicht noch etwas Wünschenswerthes zu entdecken. Am Hüttenteich, der eine allerliebste Promenade bietet, vor dem das einzige Gasthaus liegt, war es mir eben dieses Verkehrs und des unaufhörlichen Geräusches des Hochofens wegen zu unruhig. Ich bog in eine Pappelallee und setzte mich ermüdet auf das Geländer eines über den schmalen Bach einem gemauerten Hause zuführenden Brückchens, dessen angenehme Lage abseits von der großen Verkehrsstraße mir schon im Vorüberfahren aufgefallen war. Da saß ich nun, die Czantory mit ihrem mächtigen hufeisenförmigen Gebirgsstock zur Seite, die im flammenden Abendlicht erglühende Rovnitza mir gegenüber, dazwischen die malerisch verstreuten kleinen Gehöfte, die von Gehölz umschlossenen Bergwiesen, von denen das Vieh langsam dem heimatlichen Stalle zuwandelte; Abendsonnenglanz und Abendläuten in der wunderbar weichen Luft. Ich vergaß ganz, weswegen ich eigentlich gekommen — so nahm mich das Bild des Friedens gefangen, zugleich war ich so müde von Fahren und Umherlaufen, daß schon die mechanische Ruhe allein mir wohlthat.

„Ein schöner Abend, Herr", sagte Jemand plötzlich und ein breitschulteriger Mann in Hemdärmel, die Grassense auf der Schulter, stand neben mir und lüftete seinen grauen breitkrämpigen Hut. „Sie suchen gewiß die Damen hier und es war Niemand im Hause der Sie zurecht wies. Sie sind auf die Berge gezogen, da es ihnen hier unten im Thal zu viel von der Hütte rauchte."

„Niemand suche ich, lieber Mann, nur eine Stelle, wo ich heute Nacht mein Haupt hinlegen könnte, und da scheint es mir ja wie ein Fingerzeig, daß die Damen mir hier Platz gemacht und Sie mich an ihrer Statt annehmen können."

„Das kann ich nun wol eigentlich nicht", erwiederte der Mann schmunzelnd, „denn sie haben die Stuben noch behalten; erst heute war Eine hier und holte Bücher und sonst Nöthiges hinauf. Denn, Herr,



# [illegible] ins Blaue.

[illegible] von Maria [illegible].

## I.

[illegible], den 15. Juni

[illegible] unsere Leben [illegible] auf ein Mal, [illegible] konnte: ich weiß [illegible] doch waren [illegible] gewanter Bauern- [illegible] längs der [illegible] eingeengten Thal [illegible] Staunenswerthes [illegible] bietet, [illegible] wegen [illegible] zuführenden Brücke [illegible] Landstraße [illegible] die [illegible] zur Seite, die [illegible] dazwischen [illegible] umschlossenen Berg- [illegible] Stalle [illegible] der wunderbar [illegible] gekommen — so [illegible] war ich [illegible] von [illegible] die [illegible]

[illegible] ein breit- [illegible] der Schulter, [illegible] „Sie suchen [illegible] der Sie [illegible] auf die [illegible] unten im Thal [illegible]

[illegible] Stelle, wo ich [illegible] Fingerzeig, [illegible] hier [illegible] gemacht [illegible] mich [illegible] Stati [illegible]

[illegible] der Mann [illegible] haben Sie [illegible] noch [illegible] war [illegible] mit [illegible] hinauf [illegible] Denn, Herr,



Eine Reise ins Blaue.

„Werden Sie mir verzeihen, daß die Neugier die Discretion überwog?“

welch' sonderbaren Geschmack doch die Vornehmen haben! Hier bei mir hatten sie es schön und gut und konnten nicht aushalten und dort oben hausen sie in wenig mehr, denn einer Scheune und finden es prächtig."

Dabei schritt er mir voran in's Haus und öffnete die Thür eines geräumigen Wohnzimmers, in dessen helle Fenster wieder die waldigen Gipfel schauten, das schlanke Eschen davor mit dämmerigem Schatten erfüllten.

Ich war dem Wirth gefolgt und blickte spähend umher, ob ich nicht irgend wie eine Möglichkeit zum Bleiben entdeckte, denn ich war fest entschlossen, hier nicht vom Platze zu weichen.

„Werft mir nur immer da in das leere Feldbett ein Bund Stroh", bat ich gewährungssicher, „ich bin nicht verwöhnt und würde heute auch auf der Diele gut schlafen, es soll Niemand gewahr werden, daß ich hier gehaust."

„Nun denn in Gottes Namen, weil Sie mir gleich so wohl gefielen, Herr; aber Eins müßt Ihr mir versprechen: Nichts da von Allem angerührt, das da oder dort herumsteht, selbst die welken Blumen, die Schwämme und Steine; Nichts darf ich fortwerfen lassen, sonst giebt es einen Höllenspectakel, als seien es Goldkörner gewesen."

Ich versprach es lachend und schwor mir heimlich zu, dem hier hausenden Drachen irgend einen Schabernack zu hinterlassen. Dann konnte ich es nicht erwarten, meine Sachen aus dem Gasthause herübergebracht zu sehen, mein Lager bereitet und mich allein in dem Stübchen zu finden, das mich vertraut, als hätte ich wochenlang hier campirt, und nicht wie einen fremden Eindringling anheimelte. Tiefe Stille sank allmälig über das ganze Thal; nur ferne Mühlenräder rauschten und die Zweige vor dem Fenster flüsterten im Nachtwind.

20. Juni.

Mein Wirth, Vantulla, gefällt mir; es ist ein kräftiger, stattlicher Mann, Anfangs der Dreißiger und da er, wie er mir sagt, in Teschen auf der Schule „studirt" hat, ist ihm eine gebildetere Ausdrucksweise geläufiger, als man sie sonst an Landbauern findet.

Abends, wenn wir Beide heimkehren, ich freilich nur von meinen Streifereien, er von seinem schweren Tagewerk, sitzen wir noch spät zusammen unter dem Vordach des Hauses, und ich lasse mir seine nachdenklichen Ansichten über Welt und Leben entwickeln. Zwar ist er Protestant und als solcher an's Selbstdenken gewiesen, aber dennoch überraschen mich die practisch richtigen und dabei unbewußt logischen Gedanken dieses Mannes des Volks, der seine Schlüsse ungebeugt durch conventionelle Rücksichten einfach aus dem ihm erkennbaren Zusammenhange der Dinge zieht. Dazu steht der Mond am wolkenlosen Himmel mit einer Klarheit, in welche sich nur Gebirgsäther zu verflüchtigen vermag. Das Wehr der Weichsel rauscht in der Ferne; von dem Curhause her tönen einzelne Melodien, die sich dort die tanzlustige Welt aufspielen läßt und illustriren melodramatisch unsere tiefsinnige Weisheit. Und eine erquickliche Stille ist in dem Hause!

Die Frau ist mit ihrem Sohne zu ihrer todtkranken Mutter gereist; eine alte schweigsame Magd besorgt das Vieh und meine wenigen Bedürfnisse. Bei dem beschwichtigenden Einerlei dieses Lebens, das wie Wogenrauschen mit seiner geheimnißvollen Beredsamkeit in magnetischen Zauber einschläfert, fühlte ich mich immer tiefer in das süße Nirwane der Inder versinken, das Nichts, aus dem man vor lauter Sein sich nicht mehr herausfindet.

Das war gestern ein Gewitter, wie man es nur in den Bergen erleben kann. Ich war auf einen steilen Waldhang geklettert, und an Zurückkehren nicht mehr zu denken; glücklicherweise entsann ich mich aber einer Bretmühle in der Schlucht, deren romantische Lage mich schon beim Hinaufsteigen entzückt hatte. Mühsam in den glatten schlüpfrigen Steigen, die der Regen bereits in eben so viele Bäche verwandelt, von Stein zu Stein springend, erreichte ich endlich das Haus, aber Alles war still und leer darin und mein Klopfen vergebens Kein Mensch in Hof und Ställen zu entdecken, selbst die Räder stillstehend, die sonst wenigstens Lärm gemacht hätten. Endlich entschloß ich mich, drückte auf die Klinke der auch hier nach Landessitte unverschlossenen Thür und betrat die geräumige Stube, in der Nichts sich regte, als der Pendel der schwarzwälder Wanduhr und der schwarze Kater, der von der Ofenbank sprang und mit geringeltem Schweif und mit glühenden Augen auf mich zukam. In dem ledernen Armstuhl vor dem Tisch am Fenster saß eine alte Frau mit der Brille auf der Nase über dem Gebetbuch eingeschlafen, das in der Gewitterangst aufgeschlagen ihr sofort den wirksamsten Trost gewährt. Als mein lauter Gruß sie nicht weckte, ließ ich mich ohne Umstände auf den Strohsessel am Herd nieder, wo das Feuer bis auf die Kohlen verlöscht war, und harrte der Dinge, die da kommen sollten in dieser märchenhaft verwunschenen Mühle. Aber es kam Nichts. Die Luft in der niedrigen Stube wurde mir aber allmälig unerträglich drückend; der heftigste Regen hatte nachgelassen, ich stand leise auf, legte der noch immer schlafenden Alten ein Paar frische Semmeln, die ich mir zu meiner Bergtour eingesteckt, auf das Gebetbuch als greifbare Verkörperung des himmlischen Manna, und trat hinaus in den Tannenwald, aus dem mir ein wahrer Lebensodem entgegen strömte. Inzwischen war es spät geworden, der westliche Himmel begann sich schon zu färben und auf den aufgerissenen Wegen war an ein Weitersteigen nicht zu denken. Ich lenkte also meine Schritte zahm nach Hause und kam gerade noch zur rechten Zeit, ein liebliches Wunder zu erleben.

Unter dem vorspringenden Schirmdach des Hauses, die vollen unbedeckten Arme auf das Geländer gelegt und spähenden Blicks die Straße überschauend, als warte sie auf Jemanden, stand eine Frau, deren wundervolle Schönheit selbst die jedes andere Menschenkind entstellende Landestracht, mit der kürzesten Taille, dem weißen, hoch an den Hals hinaufgehenden Hemd und dem einfach um den Kopf gebundenen Tuch, dessen Enden hinten in einer großen Schleife wie ein Haarbeutel niederfallen, nur um so auffallender erscheinen ließ. Ich blieb unwillkürlich hinter

dem Baume, der uns trennte, zurück, mir diesen anmuthigen Genuß nicht zu stören und sie selbst stand so regungslos, war so vertieft in die Erwartung, daß sie meine Schritte auf dem feuchten Kieswege nicht hörte und mit keiner Bewegung sich dem Lauscher entzog. Das reine Oval des Kopfes mit der breiten weißen Stirn, den weit aufgeschlagenen lichtbraunen Augen und den schön geschwungenen, halbgeöffneten Lippen mir zugewendet, von dem grellen Abendlicht lebhaft beleuchtet, hatte in seiner Unbeweglichkeit etwas von der plastischen Ruhe der Antike. Das matte Colorit und der geistige Ausdruck, den man eben nicht häufig bei den an die Materie des Lebens Gewiesenen hervorstechend findet, gaben ihr etwas fremdartig Ueberraschendes. Es lag etwas wie ein Schicksal in diesem Antlitz und die festen kräftigen Züge des Mundes, die ernsten ruhigen Augen sprachen von einem Widerstand, der nicht unbewußt gewesen sein konnte. Plötzlich sah ich ein helles Roth auf den Wangen flammen; die spähenden Augen senkten sich, und ruhig, als hätte sie an nichts Anderes gedacht, setzte sie sich auf die Bank und begann die Erbsen in ihrer Schürze auszulesen, die sie emsig durch die Finger gleiten ließ. Ich blickte mich um, ehe ich hervortrat und sah Vantulla, mit dem Rechen auf der Schulter, durchnäßt den Wiesensteig entlang kommen. So war es also seine heimgekehrte Frau gewesen, die seiner in Sorgen geharrt und von der eigenthümlichen Scheu dieser Leute, ihre Empfindungen zu zeigen, an ihrem Platz gehalten wurde. Ich sprang rasch die Stufen hinauf, um vor ihm ins Haus zu kommen, und wunderte mich nur, daß er nicht einen Augenblick seinen Schritt beschleunigte, sondern mit dem fabelhaftesten Phlegma auch noch an der Ecke stehen blieb, einem guten Freunde die Hand zu schütteln. Abends kehrte ich erst spät vom Curhause zurück, noch ganz beschäftigt mit den Reiseabenteuern durch die Tatra, die ein von dort eben zurückgekehrter Badegast uns zum Besten gab. Mir war wie auf den Schulbänken in der Geographiestunde zu Muth, wo nur noch bei dem Kaukasus, in dem die Tscherkessenkämpfe die Phantasie des Knaben erhitzten, ein ähnlicher Schauer mich überrieselte, als bei den Karpathen mit den Quellen der Weichsel, gegen deren reißende Wellen ich mich manchen Tag in Sturm und Eis gewehrt hatte. Ich mußte sie sehen. —

Ganz vertieft in meine Pläne schlenderte ich durch die dunklen Alleen, wo ich auch ohne den leise niederrauschenden Regen meinen Wirth nicht wie gewöhnlich meiner harrend erwartete. Aber ich irrte mich; schon von Weitem sah ich ihn mehrmals Feuer für seine Pfeife machen und ärgerte mich über seine Gelassenheit während ich doch die unverkennbare Bewegung seiner schönen Frau gesehen hatte.

„Das war ein hartes Wetter und schlimm für Den, der unterwegs war, Vantulla", sagte ich, ihm die Hand reichend. „Eure Frau schläft wohl schon?"

„Ja wohl, drüben gehen sie zeitig zu Bett, ich habe auch nur so auf Euch gewartet, Herr, um die Thür offen zu halten, da ich sah, daß Ihr den Schlüssel vergessen hattet. Sechs Stunden auf der Wiese arbeiten

macht höllisch müde, aber das Heu mußte gekappt werden vor dem Guß."

Wir sagten uns gute Nacht; ich hörte ihn pfeifend und singend seiner Schlafkammer zuschlurren und warf mich selbst schlaftrunken auf mein Lager, um von der schönen Frau und den wilden Bergen toll zu träumen.

Früh morgens war Alles leer im Hofe; Vantulla auf seiner Wiese, die schöne Frau verschwunden, und die alte taube Magd schaffte wieder allein in der Wirthschaft. Nur fiel mir auf, daß in dem sonst so stillen Hause ein Scheuern und Plantschen losging, als sollte Jahrhunderte alter Staub hinausgeschafft werden. Die Hühner flogen aus allen Winkeln verängstigt gackernd auf das Stacket und krähten ihre Schrecken in die Luft. Der Dachshund, den Nichts sonst aus seiner Ruhe brachte, schoß eilig mit eingeklemmtem Schwanz dem nachgeschleuderten Besen entfliehend zur Hausthür hinaus, mir noch im Vorüberrennen einen kläglichen Blick zuwerfend, der mich wie der gute Rath eines Freundes warnend traf. Da merkte man gleich das wiederbegonnene Weiberregiment. Ohne dieses verdammte Geplantsche können sie nicht leben, und diese neu bestätigte Erfahrung warf einen so bedenklichen Schatten auf das Bild der schönen Frau, daß ich Vantulla in meinem Herzen entschuldigt fand, gar nicht so begeistert von der Rückkehr gewesen zu sein, mit welcher alle Schrecken einer angehenden Sündfluth eingezogen waren. Auch ich entfloh vor derselben in die Berge und gerade als die Mittagssonne am glühendsten brannte, stand ich oben auf dem steinigten Gipfel der Rovnitza und schaute über mächtige Waldwipfel hinweg in das dämmerige Land, das im heißen Mittagsschein träumerisch ruhte. Bläulicher Duft hing regungslos an den Wäldern. Stille der Einsamkeit ringsum. Nur der leis bewegte würzige Athem der Bergwiesen zeugte von pulsirendem Leben in der sonnenermatteten Natur. Da lag ich unter hohen Farrenkräutern, die über mir zusammenschlagend ein luftiges Dach woben und schaute von der allgemeinen Ermüdung angesteckt in den wolkenlosen Aether über mir, bis mir Alles gestaltlos verschwamm und ich entschlafen war. Wie lange ich so gelegen, konnte ich dann an der Sonne wahrnehmen, die mich schon sehr schräg trafen und am südöstlichen Horizont zackig gethürmte Felsen und Gipfel in röthlich glänzendem Gestein scharf abzeichneten. Ich täuschte mich nicht. Nichts Anderes konnten diese titanischen Massen sein, als jene unbekannten Riesen, nach denen es mich mächtig zog. Diese scharfen, in den Himmel wie ein Pfeilschuß zuckenden Nadeln mußte der Eisthaler Thurm, die Lomnitzer Spitze, das porphyrartige Gemäuer mit Zinnen, Hörnern und Erkern, phantastisch dazwischen hervorbrechend, der Kriwan sein, und mitten ihrer Aller lag das Meeresauge, dessen Name allein schon ein ganzes Märchen war. Ich sprang auf; ich jubelte laut in diese Stille hinein, in der ich Nichts aufstörte, als ein Paar Nußhäher, die mit ihrem blauen Gefieder erschreckt über mir aufflatterten und dann beruhigt, langsam am waldigen Abhang hinunter schwebten. Zuletzt lief ich ihn selbst hinab und hätte doch Etwas darum gegeben, Dir mit

meiner Freude irgendwo zu begegnen, mit dem einzigen Besitze, der größer in der Theilung wird. Aber ich traf nur auf die Heerde, die im hohen Grase der Matten wiederkäuend ruhte, deren Hirt von dem ungewohnten Geräusch emporfuhr und mit der Lanze in der Hand, mit der sie hier schon das Vieh hüten, verwundert auf mich zukam. Von ihm erfuhr ich auch, daß es oben nirgend ein Unterkommen gäbe, wenn ich mich nicht mit einer nur vergitterten Heuscheune begnügte. Er selbst bliebe die Nacht mitten unter seinem Vieh, das ihm warm genug mache. So durchstreifte ich denn noch im Abendlicht Berg und Wald, und blickte zuletzt über das waldige Brennathal hinweg in die Ebenen, die sich weit und wechselnd in's Land dehnten mit ihren Wiesen und Feldflächen, ihren unabsehbaren Wäldern, aus deren Dunkel hie und da ein Wasserspiegel blickte und weiße Mauern die stattlichen, verstreuten Gehöfte verriethen. Deutlich konnte ich dazwischen die hellen Linien der Eisenbahndämme erkennen, über welche jetzt eben das wolkige Dampfgekräusel eines dahineilenden Zugs schwebte ohne mit seiner prosaischen Realität der entzückenden Fernsicht etwas zu nehmen. Und ich dort oben so ganz allein, all' diese Schauplätze bewegten Lebens überblickend!

Dazwischen war es mir mit einem Mal als flatterten und knisterten die umschlagenden Blätter eines Buchs, und neugierig, in solcher Abgeschiedenheit ein Zeichen menschlichen Daseins zu entdecken, sprang ich auf und musterte den Baum hinter mir, der eben sich wieder zu schütteln begann, als kichere er über mein thörichtes Beginnen Ganz deutlich hörte ich wieder das Umschlagen der Blätter und ein Schwanken der Zweige enthüllte mir einen Spalt des Baumes, in dem wirklich ein Buch steckte, dessen ich mich sofort bemächtigte.

Es war eine dickleibige Anthologie, die irgend ein Botaniker als zweckmäßige Pflanzenpresse benutzt und hier vergessen haben mochte, denn mehrere sorgfältig getrocknete und bezeichnete Exemplare fielen mir entgegen. Ich wollte das Buch schon wieder an seinen Ort schieben, als ich eine kürzlich gepflückte noch duftende Plantanthera Cifolia entdeckte, die mit falschem Namen bezeichnet mein botanisches Gewissen in bedenkliche Versuchung brachte. Ich konnte auch nicht widerstehen; ich zog meinen Bleistift aus der Tasche, schrieb den richtigen Namen dahin und las darüber hinweg, wie für mich geschrieben, Eichendorfs: „O Lust vom Berg zu schauen!"

Ich sang es laut in die Luft, jauchzte, daß die Schluchten unter mir wiederhallten, schob das Buch wieder an seinen Platz und begann endlich an den meinigen für diese Nacht zu denken, da ich mich verschworen, nicht nach Hause zu kehren und doch noch nicht Gorale genug geworden war, um den Sternenmantel allein für eine hinreichende Decke gegen den Nachtthau zu halten. —

Am andern Morgen, als ich aus dem glücklich entdeckten Heuschuppen kroch, machte das ganz gewöhnliche Gefühl eines soliden Hungers mich doch darauf aufmerksam, daß man nicht ungestraft sich mit der Civilisation überwirft. — Das gewohnte Frühstück erschien mir sehr lockend;

meine geringen Vorräthe waren verschwunden, und ich fand es so übel nicht, nur in die Thäler zu den Menschen niedersteigen zu dürfen, um eine ganz gute Tasse Kaffee zu bekommen. Im Vorbeigehen aber mußte ich sehen, was aus dem Buche geworden. Richtig, da steckte es noch, ein langer Zettel hing heraus und ein großes Fragezeichen darauf enthielt doch die offenbarste Aufforderung von der Welt, es wieder in die Hand zu nehmen. Es lag diesmal ein frischer, fast noch thaukühler Strauß der reizenden maiglöckchenartigen Pyrolarotuedifonia, des zierlichen Aspidium und eine Fahne des Gladiolus imbricatus mit den carmoisinrothen Glocken darin, die ich selbst noch nicht blühend entdeckt hatte. Ich schrieb sorgfältig die Namen, wohin sie gehörten, wunderte mich, wer so früh vor mir schon diese Einsamkeit durchstreifte und schritt pfeifend den thaufunkelnden Wald, irgend ein menschliches Echo zu erwecken. Aber Alles blieb still und geheimnißvoll rings um mich, so oft ich auch stillstand zu lauschen.

Als ich dann unten mit Stentorstimme, wie ich es bei der tauben Magd gewohnt war, aus meinem Stübchen „Kaffee" schrie, trat nach einigen Minuten eine stattliche, sauber gekleidete Matrone damit herein, hinter der Vantulla in die Thür guckte.

„Nun seid Ihr glücklich da, Herr!" rief er mit unverkennbarem Vergnügen; „bis Mitternacht habe ich auf Euch gewartet, aber dann wollten die Augen auch gar nicht mehr offen bleiben. Ich war meiner Frau da ein Viertel des Wegs entgegengegangen, die von der Mutter gestern heim kam; nun werdet Ihr es besser hier haben, Herr."

Ich blickte die Frau an, die freundlich meinen Frühstückstisch ordnete und dann wieder meinen Wirth, dessen kräftige athletische Gestalt mir selten so jugendlich elastisch erschienen war, als da er jetzt nachlässig über das Treppengeländer gelehnt vor mir stand, den zahmen Staar aus der Hand fütterte, der krächzend und flügelschlagend ihn umhüpfte. Hätte er mir gesagt: meine Mutter, würde ich höchstens erstaunt gewesen sein, sie so gut conservirt zu finden, aber zu der Vorstellung der schönen jugendlichen Frau, die ich ihm in Gedanken zuertheilt, wollte dieses würdige, gefurchte Bildniß nicht passen. Nun konnte ich mir das Scheuern und Lärmen des gestrigen Tages erklären; ja ich wunderte mich, daß es schon aufgehört hatte und bat es im Stillen der holden Schönheit ab, ihr einen Theil davon zur Last gelegt zu haben. Ich trat vor die Thür zu Vantulla, ihm die Irrfahrten des gestrigen Tages zu erzählen und womöglich durch ihn auf die Spur des Buchs geleitet zu werden. Da saß auf der Bank vor ihm in Hemdsärmeln, die Pfeife im Munde, ein blasser, knabenhaft aussehender Mensch, zu dem die altkluge Miene nicht passen wollte, mit der er mich begrüßte.

„Das ist unser Sohn, der mit der Mutter zum Begräbniß der Alten da über die Berge war."

„Werdet Ihr mir nicht bald die Großkinder vorstellen, Vantulla?" rief ich lachend.

„Sie haben keine Kinder und sind doch schon drei Jahre verhei-

rathet", gab er mir phlegmatisch zurück, indem er den Vogel von sich scheuchte, seinen Rechen aus der Ecke nahm und sich anschickte, das Gehöft zu verlassen.

„Heut' bleib nur noch zu Hause und sieh nach dem Rechten in der Mühle, Aloys", wandte er sich an den Sohn noch im Fortgehen, „mit dem Heu hier werde ich bis Mittag allein fertig, und bei Euch oben hat das Wasser neulich Schaden gemacht."

„So wohnt Ihr nicht hier im Hause", fragte ich, mehr um etwas zu sagen, als aus meinem Interesse, welches mir das wenig einnehmende Gesicht des jungen Müllers nicht im Geringsten einflößte, und griff ebenfalls nach meiner Kappe, um Vantulla noch eine Strecke zu begleiten.

„Nein, Herr, dort oben die Mühle in den Bergen ist mein väterliches Erbe. Dies ist des Stiefvaters Gehöft, wohin er mit der Mutter in's Ausgedinge gezogen. Wir hätten ja Alle hier nicht Platz in dem kleinen Hause! Das oben ist ein schönes Werk, eine Sägemühle, und nährt ihren Mann."

„Ich glaub's", erwiederte ich, auf die unansehnliche Gestalt neben mir blickend, die nicht viel zu brauchen schien, höchst gleichgiltig sonst in die Welt sah und nur mit dem silbernen Pfeifenbeschlag liebäugelte, den wol auch schon „das schöne Werk dort oben" hergegeben hatte. Ich freute mich ordentlich, daß ihn kein näheres Band an Vantulla hielt, begriff es nun aber noch weniger, welcher Zusammenhang der Dinge diesen in seiner Classe so bevorzugten Menschen in eine so ungleiche Verbindung gezwängt hatte, deren materieller Vortheil ihm nicht einmal zugute gekommen. War mir doch bisher der ganze Mann ein so Anderer vorgekommen mit seinen feinfühligen Bemerkungen und seinem intuitiven Verständniß, daß ich mich ordentlich sträubte, ihn auf den gewöhnlichen Wegen der Bauernlogik denken zu sollen, welche die durch harte Arbeit eingeimpfte Schätzung der Materie allem Andern vorausstellt So geht es den Idealisten! Denn wußte ich es nicht besser aus dem Leben unter dem Landvolk von Kindesbeinen an, daß nur die geschraubte, der nackten Wirklichkeit sich abwendende Phantasie unserer Romantiker aus diesen sehr prosaischen, von materiellen Vortheilen regierten Zuständen das unwahre Bild geschaffen, das unsere blasirte Salonwelt sich plötzlich für jene Erfindungen begeistern ließ? Das Volk in diesem seinem Kern verhält sich zu der Höhe der Gesellschaft wie die Dichtungen des Alterthums zu denen des Mittelalters. Der derben Natürlichkeit seiner Empfindungen fehlt der neblige Rausch der Romantik, und die unleugbare Kraft der Leidenschaft, auch in ihnen, wendet sich nicht auf das hauptsächlich so bezeichnete Gefühl, sondern auf Eigenthum, Recht und möglichst gewinnreiche Arbeit; daher auch diese Classen die conservativsten Elemente eines Staates sind. Das Festhalten daran und an den Ueberlieferungen ihrer Väter ist ihre Poesie, die sie vor dem Leichtsinn schützt, mit welchem in anderen Verhältnissen mühevoll Erworbenes oder glücklich Ererbtes aus einer Hand in die andere wandert. Die Ehe ist ihnen aber ein

Geschäft so gut, wie jedes andere, nur noch mehr Ueberlegung erfordernd, und wer in den diplomatischen Verhandlungen dazu etwas Anderes, als die Abwägung größtmöglichster Vortheile erblickt, macht sich derselben dichterischen Blindheit schuldig, als wenn er sich die Sennerlisis oder Drenis nach dem Vorbild der Schweizerfamilen in der Oper ausmalt. Nur in den untersten Schichten, wo sich der ganze Besitz in der buntbemalten Truhe der Dienstmagd bergen läßt, wo das lederne Beutelchen des Knechtes hinter die Pferdekrippe geklemmt, die ganze Baarschaft zur Gründung eines Hausstandes enthält, findet man, wie zum Ausgleich sonstigen Entbehrens, daß gegenseitiges Gefallen die beiden Menschen zu ihrem mühevollen Weg verbindet. Des reichen Bauern Herz ist solchen Regungen so verschlossen, wie sein Beutel dem Bettler, und wäre es sein eigener Bruder.

In diese Betrachtungen vertieft, schritt ich neben Aloys so hin, ohne zu bemerken, daß Bantulla sich bereits von uns getrennt hatte, und daß wir fast denselben Pfad stiegen, auf dem ich an jenem Gewitterabend nach der einsamen Mühle gelangt war. Sie lag plötzlich vor mir zwischen den dunklen Tannenwänden, die zu beiden Seiten aufstiegen, eben so einsam und wildromantisch, wie da ich sie zum ersten Male sah. Aber der Morgensonnenschein legte heut seinen goldigsten Glanz über Hof und Wald, die Mühlräder brausten und auf der Schwelle des Hauses mit der Katze auf dem Schooß sonnte sich die Alte in der wohligen Gluth.

„Tretet ein, Herr“, sagte der Müller, das Gatter öffnend, das den geräumigen Hof von dem als Straße benutzten trockenen Wasserbett trennte; „der Tag wird heiß und ein Trunk im Kühlen wird uns Beide nach dem Steigen erfrischen. Noch einmal so lieb wäre mir die Mühle, läge sie nicht so hoch in den Bergen, sondern hübsch im Gleichen, wie es sich für einen ordentlichen Bauernhof schickt.“

Ich machte keine Miene die Einladung anzunehmen; ich hatte nicht Lust aus dem Sonnenschein in die dumpfe Luft der Stube zu treten, die bei allen Leuten, welche den ganzen Tag im Freien arbeiten, der Inbegriff alles Wohlbehagens ist. Auch das war hübsch von Bantulla, daß er eine Freude, fast ein Verständniß für die Natur hatte, wie es in seinen Genossen, die über den Nutzen in ihr nicht hinweg sehen, selten oder gar nicht zu finden ist. Denn der Bauer glaubt nur an einen ganz persönlichen Bauerngott, der die todte Maschine zu deren ausschließlichem Vortheil in Bewegung hält und die anderen Geschöpfe nur so mitgenießen läßt. Daher auch seine Rohheit gegen Thiere und Pflanzen, die ihm nichts Anderes sind, als die stummen Vermittler seiner Bedürfnisse, während der geistige Mensch sich selber ehrt in dem Thiere, das er gelehrt ihn zu verstehen, und in der Pflanze, die seiner Pflege Wachsthum und Gedeihen verdankt. Nur das Korn ist davon ausgenommen, das der Bauer schon auf dem Halme mit Ehrfurcht betrachtet, weil es ihm speciell die Gottesgabe, das Brod, bedeutet.

„Neschka!“ rief mein Führer, indem er seine Kappe auf den Thürpflock hing und sich auf die Bank unter dem Fenster setzte. „Neschka, wo

steckst Du nur. Bringe uns ein Seidel Teschner heraus und vergiß den Käse nicht, den die Grule in den Hopfen gesteckt hat. Setzt Euch, Herr, und laßt es Euch hier gefallen; Ihr dürft mir die Ruhe aus dem Gehöft nicht forttragen."

Und es lohnte sich hier einen Augenblick und mehr zu rasten. Umschlossen von den waldigen Hängen der Czantory, gegenüber die Roonitza mit ihren sonnigen Matten, auf denen ich deutlich die weidenden Heerden unterscheiden konnte; unter mir Ustrons liebliches Thal, den neckischen Windungen der Weichsel folgend, die vom Regen angeschwellt sich reißend thalabwärts und den Felsenarmen nach den duftig verschwimmenden Ebenen drängte, rechts hinauf in die dunkle Bläue einander übergipfelnder Berge die verlockenden Pfade, deren jeder vielleicht einer neuen Wunderwelt entgegen führte! Ja, es lohnte sich hier zu rasten; ich that es und vergaß, neben wem ich saß.

Ein Schatten verdunkelte mir das lächelnde Bild. Was meinst Du, Werner, wer es war, der den geschliffenen Krug voll des goldhellen Bieres und die Teller vor uns hinstellte? Ich hatte irgend eine der hochgeschürzten Mägde erwartet, dem Ruf des Herrn folgend; nun stand sie vor mir die holde Schönheit, die ich Bantulla gegönnt, und ich war so erstaunt, sie hier zu sehen, daß ich sie nur mit großen Augen anstarrte und ganz vergaß, den Gruß zu erwiedern, den sie mir polnisch sagte. Sie war in derselben seltsamen Tracht, wie da ich sie zum ersten Mal gesehen, nur unter dem nachlässig geschlungenen Kopftuch drängten sich die lichtbraunen Haare hervor, die dem reinen kräftigen Oval ihres Angesichts einen angenehmen Rahmen liehen. Sonst kam sie mir in dem schattenlosen Tageslicht fast noch schöner und imposanter vor, als da ich sie in der farbengesättigten Abenddämmerung erblickte, die ihr einen bewegtern Ausdruck gab. Der ruhige, fast unbewegliche Ernst ihrer Züge, die von keinem Sonnenbrand entstellte klare Haut, die stattliche Fülle ihrer hohen Gestalt paßten zu dem statuenhaften Wesen ihrer Schönheit und jedes Mehr oder Weniger hätte die wunderbare Harmonie des Eindruckes nur gestört. Ich sah gern ihrem Walten für die kleinen Bedürfnisse ihres Gastes zu, die ich absichtlich vermehrte, um sie bei uns festzuhalten. Als ich aufstand, um meinen Weg in die Berge weiter fortzusetzen, dankte ich mit freundlichen Worten ihrem Bemühen.

„Meine Alte versteht das nicht, Herr, sie ist Ihr feines Hochdeutsch in den Bergen hier nicht gewöhnt, ich werde es ihr aber ausrichten. Ja, sie ist ein tüchtiges Weib in der Arbeit."

Mich grauste es ordentlich bei dieser Rede. Nun wußte ich es also ganz gewiß, daß dieses prachtvolle Geschöpf, das einen Titian entzückt hätte, diesem Tölpel wirklich angehörte, der in ihr nichts außer der Bauerntochter sah, was sie von der Magd unterschied, die seinen Düngerwagen belud. Es kochte ordentlich in mir, Werner, über die wahnsinnigen Eigenmächtigkeiten der Menschen, in denen sie die Natur mit Füßen treten und sich dabei noch im Recht glauben. Denn Niemand wird mir beweisen können, daß die Juno freiwillig diesem Schwächling,

den sie auch körperlich überragt, unter sein Dach gefolgt ist. In diesem Augenblicke war mir das ganze ländliche Idyll so verhaßt, daß ich mich nach unseren conventionellen Zuständen, aus denen wir uns mit aller Anstrengung zu befreien in die Einfachheit des Naturlebens zurück zu versetzen streben, wie nach der Wahrheit und Natürlichkeit selbst zurücksehnte. Dort entscheidet doch zuweilen das Herz, und wird sich die Freiheit genommen oder eingebildet; hier nie.

Ich warf meine Botanisirtrommel um und schwang mich schon über das Trittbrett des niedrigen Zaunes, als Aloys mich noch einmal zurückrief, um mir eine Pflanze einzuhändigen, die Agnes oder Neschka, wie sie in polnischer Abkürzung genannt wurde, im Auftrag des Schwiegervaters für mich gesucht, da ich ein Gefallen an solch' buntem Unkräutig habe und dies sehr selten sei. Es war ein prächtiges, mit vielen Glöckchen behangenes Exemplar von Lilium martagon, das ich bis jetzt vergebens in diesen blumenreichen Bergen gesucht. Aber dies Mal schien die schöne Frau den Dank zu verstehen, den ich ihr sogar polnisch radbrechte. Ein Lächeln glitt über ihr Antlitz, das mich vollends verzauberte und der freundliche Blick, den sie mir zum Abschied nachsandte, verschönerte sie in meinen Augen nicht wenig. Selbst Du, alter Stoiker, hättest mich um diesen Gruß beneidet.

Lilium martagon erinnerte mich plötzlich an das Buch droben im Baumstamm der Rovnitza, das mir die heutigen Ueberraschungen ganz aus dem Sinn gebracht hatten, und über den sonderbaren Zusammenhang der Dinge in dieser sublunaren Welt und den besten Weg nachdenkend, der mich wieder hinauf führte, ohne in dem Sonnenmeer des Thals dazwischen zu verschmachten, schlenderte ich durch den morgenfrischen Wald.

17. Juli.

Der weite Blick in das liebliche Brennathal, das einzige fast, das ich noch nicht gründlich durchforscht hatte, lockte mich von meinem eigentlichen Ziele ab, und schließlich konnte ich mich in dem dichten Walde, den ich ohne Weg und Steg emporstieg, nicht mehr über die Richtung orientiren, die ich nach der Lichtung, der ich zustrebte, zu halten hatte. Moose und Farrenkräuter wucherten hier an der schattigen Ostlehne des Berges in wunderbarer Pracht und Fülle und zwangen mich fortwährend, mich mit ihnen zu beschäftigen und als gar zuletzt, da ich fast oben stand, eine bläulich schillernde Schlange durch das Laub raschelte, wurde ich in ihrer Verfolgung so kreuz und quer gelockt, daß ich die blumige Bergwiese erst gar nicht erkannte, auf die ich mit meiner Beute heraustrat und sie nach Hirtenart in einen gespalteten Dornbusch klemmte. Aber ich war nur von einer andern Seite in das natürliche Rund getreten. Da lagen die moosigen Steine im säuselnden Buchenschatten, auf denen ich schon einmal Rast gehalten; ja es war als erkannte ich noch den zurück gelassenen Eindruck des weichen Lagers.

Schon wollte ich auf den Baum zueilen und mich des dort verborgenen Buches bemächtigen, als ich plötzlich wie versteinert inmitten mei-

nes Vorhabens stehen blieb. Ich täuschte mich nicht; es waren Menschenstimmen in lebhaftem Gespräch, welche die tiefe Stille dieser Bergeinsamkeit unterbrachen.

„Nun, wundern kannst Du Dich nicht", hörte ich eine sanfte Frauenstimme sagen, „daß mir all' Deine Prophezeiungen der besondern Erlebnisse, die uns hier erwarteten, anfangen etwas problematisch zu werden, da außer dem neulichen Regenguß, der uns fast herunterschwemmte, Nichts sich ereignet hat, das nicht eben so gut auf ebener Erde hätte geschehen können."

Ein fröhliches Lachen war die erste Antwort, dann rief eine helle frische Stimme: „Undankbare, hab' ich Dir nicht das allerschönste Reich entdeckt, das je eine so holde Fee, wie Du, beherrschte; ist nicht Dein, was Dein Auge in Besitz nimmt am Himmel und auf Erden? Liegt nicht der schönste Teppich Dir zu Füßen und der Ariadne Kranz allabendlich auf Deinem Haupt? Deine Ungenügsamkeit ist allein daran schuld, daß Du nicht Alles hast, was Du wünschest."

„Es ist wirklich großmüthig von Dir, Anita, daß Du Luft und Wasser mir nicht noch als Deine besonderen Gaben anrechnest."

„Gewiß ist es das; denn ohne mich wärst Du nimmer hier oben, Lucia! Aber Du, Kind, nicht wahr, Du bist ein dankbareres Publicum wie die Mama und findest es hier so schön, wie bei den Zwergen über den sieben Bergen?"

Ihr fröhliches Gekicher verhinderte die Kleine zu antworten; sie klatschte in die Hände und konnte nicht müde werden, ihren eigenen Jubel zu belachen.

„Du bist mit Deinen Narrenspossen eine schöne Gesellschaft für Lili, die schon jetzt ein ganz bedenkliches Gefallen daran findet; wenn ich Dich manchmal so ansehe, Anita, begreife ich doch nicht recht, wie ein vernünftiger —"

„Halt", rief die Angeredete dazwischen, „das verstößt gegen unsern Vertrag des strengsten Incognitos! Irgend ein geschwätziger Vogel könnte Deine unvorsichtigen Worte in alle Lüfte ausschreien und einmal hier entdeckt, würdest Du Dich selbst vor der Invasion der Prosa erschrecken, die uns dann drohte. Erzürne die Unsichtbaren nicht, die bis dahin uns günstig waren, sondern besänftige sie durch den festen Glauben, daß sie uns zu Liebe noch etwelche Wunder sich abringen werden. Zum Beispiel, daß Lohengrin in Person vorfahren wird, um mich auf die bequemste Weise nach dem Ziel meiner Wünsche, nach dem Meeresauge abzuholen. Ich verspreche ihm jetzt schon feierlich, klüger wie Elsa zu sein und seine angenehme Gesellschaft nicht meiner Neugier zu opfern." Und mit einer göttlichen Stimme, daß die Klüfte wiederhallten, sang sie Elsa's Schwur:

„Des Ritters will ich wahren,
Er soll mein Retter sein."

Ich war wie verzaubert von dieser reizenden Ueberraschung und wollte eben in toller Laune mich als den Gerufenen vorstellen, da brach

die Sängerin in einer zierlichen Cadenz ab und fragte in scherzendem Tone das Kind:

„Ob er es wol hören wird, Lili?" —

Das Kind trompetete durch die geschlossenen Händchen: „Lohengrin, Lohengrin!" und ich konnte mich des lauten Lachens über diesen tollen Unsinn kaum erwehren.

„Ja wahrhaftig, ich wünschte auch, er käme, damit ich endlich Ruhe vor deinen Thorheiten hätte, Anita; sie wachsen Dir am Ende selber über den Kopf."

„Nun, um Dich zu beruhigen, werde ich jetzt meine Studien fortsetzen und nachsehen, welch eine Lection heute mein unsichtbarer Lehrmeister mir in mein Buch geschrieben hat."

Ja, das Buch! das hatte ich darüber ganz vergessen und ärgerte mich, nicht gleich schon seiner mich bemächtigt zu haben; vielleicht war es noch Zeit, ein Farrenkraut rasch hineinzuklemmen. Ich griff danach; aber hätte in Dornen gefaßt, wäre ich nicht schneller zurückgefahren, als jetzt, da meine Finger eine weiche warme Hand berührten, die von der andern Seite des mächtigen Baumes, der mich verbarg, danach langte. Ein leiser unterdrückter Ausruf zeugte von der gleichen Ueberraschung und ohne mich weiter zu besinnen, sprang ich über den niedrigen Steinwall, der mich von den Frauen trennte. Einen Augenblick schwiegen wir Alle still, bis das Kind, das Anfangs auch scheu verstummt war, mit seinem fröhlichsten Lachen auf die helle jugendliche Frauengestalt, deren Hand das Buch noch immer hielt, lossprang und herausfordernd sagte:

„Siehst Du, nun weißt Du nicht, was Du sagen sollst, nun der Ritter da ist, den Du immer riefst, der Lohengrin, und wo ist denn der Schwanenwagen, den Du mir dazu versprochen hast?"

„Die Schwäne konnten nicht den Berg herauf kleine Prinzessin", antwortete ich statt der Befragten, indem ich die Kleine auf den Arm hob, die erstaunt Widerstrebende festhielt und in die großen ungläubigen Kinderaugen blickte; „von hier fahren wir gleich mit Adlern weiter."

„Nun mir ist es ganz egal, mit wem; wenn ich nur mitgenommen werde; aber weißt Du, sie lassen mich eigentlich immer zu Hause", antwortete das Kind mit so reizender Naivität, daß wir Alle in Lachen ausbrachen.

Nun war das Eis gebrochen; ich setzte Lili zur Erde, näherte mich den Damen und bat:

„Werden Sie mir verzeihen, daß die Neugier die Discretion überwog?"

„Wir sind hier ja Alle Gäste eines Wirthes", erwiederte die schöne Mutter meiner kleinen Freundin, mit freundlicher Verneigung mich zum Platznehmen auf den moosigen Steinen einladend, „und da ich annehmen darf, daß Sie unser ziemlich lautes, ungenirtes Gespräch angehört haben, werden Sie auch ohne besondere Versicherung glauben, daß Sie uns willkommen sind, Ritter Lohengrin, und daß Sie in mir weder eine böse Ortrud zu fürchten, noch meine Schwägerin vom Scheiterhaufen zu retten

haben. Damit müssen Sie sich schon statt aller andern Vorstel-
begnügen, denn Sie wissen, welch' schweres Geschick auf der Verletz-
meines Vertrags steht", setzte sie lachend hinzu. Ich kam mir ganz
bern vor, ihr nicht gleich mit ähnlicher Münze zahlen zu können.

Ich gegnügte mich damit, die Kreuzotter, die ich noch auf dem Dor-
stock trug, zu ihren Füßen niederzulegen, indem ich diesen in ihren Die-
sten erschlagenen Drachen als eine Anwartschaft auf die Gunst der D-
men zu betrachten bat.

Nach einer Viertelstunde neckischen Geplauders waren wir zu einer Art von Bekanntschaft gediehen, die vielleicht gerade der abenteuerlichen Idee des unverbrüchlichen Incognitos von allen Seiten ihre gänzliche Unbefangenheit zu verdanken hatte. Befremdend war mir nur, daß diejenige der beiden Frauen, deren übermüthige Laune mich zu so keckem Wagniß verleitet hatte, jetzt fast verstummt, viel weniger davon blicken ließ, als die schöne Frau, die sie mit dem einschmeichelnden Namen „Anita" anredete. Von dieser erfuhr ich auch, daß sie wirklich unten bei Vantulla gewohnt und ihrer Gesundheit wegen in die reine Luft hier oben gezogen seien; sie gab mir auch mit freundlichem Lächeln Absolution da ich ihr mein kühnes Bemächtigen ihres zeitweiligen Eigenthums erzählte. Als ich es dann für gerathen fand, den vom Zaune gebrochenen Besuch nicht über Gebühr auszudehnen, begleitete mich die kleine Gesellschaft eine Strecke durch den abendkühlen Wald und da mein Versprechen an Lili, sobald als möglich wieder zu kommen und den Schwanenwagen dann auch ganz gewiß nicht unten zu lassen, mit einem freundlichen Lächeln der beiden Frauen begleitet wurde, nahm ich dies für die stillschweigende Zustimmung meiner Absichten und beschloß, ihnen keine Enttäuschung zu bereiten.

18. Juli.

Durch diese Begegnung ist die Physiognomie meiner Tage wesentlich verändert. Meine Wanderungen haben ein Ziel, wenn auch manchmal nur in Gedanken genommen, und aus dem Nomaden auf festem Boden ist der Bürger eines phantastischen Reiches geworden, in dem es fortdauernd Carneval bleibt. Denn wir hüten uns, die eigenen Gesetze zu verletzen und durch ein Demaskiren die Schranken zwischen uns aufzubauen, die einmal der Convenienz Verfallene nicht entbehren zu können glauben. Weißt Du, daß ich Frauen, und noch dazu deutschen, diese heitere, zu einem solchen Scherz gehörende Leichtlebigkeit gar nicht zugetraut hätte? Ich erwartete nie Eine von ihnen auf dieser Stufe sub- und objectiver Freiheit zu finden, die ihr nicht allein ein Verständniß fremden, sondern sogar den Gebrauch des eigenen Humors ermöglicht. Witzigen Frauen bin ich oft begegnet, aber ich liebe sie nicht. Das Geschlecht, dem zur Abwehr statt des Degens die Zunge gegeben, macht von dieser Waffe oft den unweiblichsten, ungütigsten Gebrauch; humoristische Frauen traf ich selten, fast nie. Es gehört eben mehr dazu a
die Meisten unter ihnen erreichen. Anita gehört zu den Weni
und dieser prismatische Wechsel ihres Wesens, der sie in jedem A

blick dieselbe und doch überraschend Verwandelte erscheinen läßt, macht sie zu der anregendsten Gesellschaft von der Welt, die auch in Anderen Ungeahntes weckt. Glaube aber nicht, daß die Zeit nur vertändelt wird: wir machen ganz ernsthafte Studien, von denen die dicke Anthologie, die ihren angestammten Platz behalten, einst glänzende Beweise abliefern wird. Es schadet meinem Leben mit der Natur nichts, daß ein gleiches Verständniß ihrer stummen Schönheit eine Seele gegeben hat, die sie mir noch vertrauter macht. Frau Lucilla darf ihrer Brust wegen nicht steigen; desto eifriger durchforschen wir Anderen unsern Olymp, auf dem wir in der ewigen Heiterkeit der alten Götter thronen. In anderer Weise als mit Vantulla versenken wir uns dann in die nachdenklichsten Probleme, die tiefsinnigsten Weltanschauungen und kommen schließlich dahin, diese Welt als die beste und uns als die größten Glückspilze in ihr anzuerkennen. Wir haben Beide keine Stelle in uns, in der sich ein Tropfen gährend Drachengift absetzen könnte.

Als ich nach einigen Tagen, die ich, einem übereilten Versprechen gemäß, mit Vantulla auf der Lissahora gewesen, wieder in unserm Elysium erschien, fielen mir in Lucia's heiteren Zügen einige Gewitterwolken auf, deren Ausbruch auch nicht auf sich warten ließ. Mit Entrüstung klagte sie mir, daß Anita fest darauf bestände mit den Pastorsleuten aus Weichsel, die alljährlich einen Ausflug in die Tatra unternähmen, eine Tour nach dem Meeresauge zu machen und sich ihrem Abmahnen nicht fügen wolle.

„Und warum entsetzt Sie das so, gnädige Frau?“ fragte ich staunend.

„Würden Sie so ohne Weiteres eine junge Dame auf diese Tour, welche, wie man mir sagt, auch ihr Gefährliches hat, zwei alten Leuten mitgeben, die genug für sich zu sorgen haben? Ich finde es schon thöricht, daß sie selbst dies unternehmen, statt hinter ihrem Ofen zu bleiben.“

„Und mich nimmt dieses Zeichen der Frische wunderbar für sie ein. Daß sie es eben wagen, könnte Ihnen Sicherheit genug sein.“

„Ach, ich sehe schon“, erwiederte sie ärgerlich lachend, „daß ich an Ihnen keinen Verbündeten, vielleicht einen Gegner habe, Ritter Lohengrin, der am Ende gar nicht üble Lust hat mitzuhalten.“

„Wahrlich, Sie nehmen mir diesen Wunsch von den Lippen und da Elsa mich einmal zu ihrer Befreiung gerufen, wird sie meinen Dienst auch jetzt nicht verschmähen dürfen.“

Anita, die bis dahin stillschweigend zugehört, schlug ihre großen, strahlenden Augen triumphirend auf und sagte:

„Du hast ein Korn gefunden, Lucia, das wir Andern noch gar nicht gesehen. Hat nicht der Pastor es zur Bedingung gemacht, noch einen Begleiter zu suchen, und war ich nicht in meiner Verzweiflung schon auf Vantulla verfallen, der vielleicht vor der Ernte nicht einmal fort kann? So ist es ja am einfachsten; denn ob wir hier oder dort die Berge durchschweifen, ist an und für sich einerlei. Ich bin zufrieden mit meinem Ritter und werde ihm wenig Mühe machen.“

Lucia sah mich stillschweigend mit nicht ganz vertrauensseligen Blicken an, als ich Anita's Zustimmung bekräftigte. Um sie unseren Wünschen geneigter zu machen, rief ich lachend:

„Sie fallen ja ganz aus der übernommenen Rolle, wenn Sie da nicht Alles in Ordnung finden und vor den Folgen Ihrer eigenen Gesetze zurückschrecken. Das Gewissen der Pastorsleute können wir ganz ohne Bedenken lassen, wenn Sie mich als Verwandten, Freund oder was Sie sonst wollen, vorstellen. Die Lüge zu einem so harmlosen Zweck nehme ich auf mein Sündenregister am jüngsten Tage. Bei Ihnen selbst werde ich vielleicht etwas solidern Boden gewinnen, wenn ich Ihnen sage, daß ich binnen Jahresfrist ein verheiratheter Mann sein werde."

Damit waren für dies Mal unsere Verhandlungen geschlossen. Lucia wünschte Alles noch in Ueberlegung zu ziehen; Anita brachte unser Buch, in dem sich der Stoff durch dreitägige Versäumniß angehäuft hatte und begann so eifrig und eindringlich sich darein zu vertiefen, als wollte sie absichtlich jedes andere Gespräch ausschließen. Ich selbst fühlte mich einen Augenblick sonderbar befangen und wußte nicht, woher es kam, daß meine Gedanken in ungewohnter Zerstreuung nicht an der Beschäftigung haften wollten, die mich sonst so lebhaft interessirte. Zum ersten Mal in unserm häufigen, ungezwungenen Verkehr fiel es mir auf, daß Anita heute etwas Zurückhaltendes, fast Fremdes in ihrem Benehmen hatte, das ihre frische Beweglichkeit beeinträchtigte. Als der Zufall es wollte, daß sie nicht wie sonst wol zuweilen, wenn wir schieden, mir ihre Hand reichte, vermehrte dies mein Unbehagen mit mir selbst und verdarb mir den Heimweg, den ich mit fruchtlosem Nachdenken füllte, das auch Lucia's augenscheinlich erhöhte Freundlichkeit mir nicht erquicklicher machte.

Als wir uns wiedersahen, mußte ich freilich über meine Grillen lachen, da Alles in gewohnter Weise sich bewegte, Lucia liebenswürdig wie immer, Anita reizender und übermüthiger sprudelnd denn je war und ich selber nur im hellen, glänzenden Tageslicht ein Anderer, der Ursache und Wirkung seines abendlichen Unbehagens allein in sich zu suchen hatte.

Mein Verkehr mit Vantulla war in der letzten Zeit durch das eine, ausschließlich mich gefangen nehmende Interesse etwas weniger lebhaft gewesen. Ich empfand es fast wie einen Vorwurf, als ich eines Abends, da ich im Hause nach ihm fragte, von einer bedenklichen Krankheit des jungen Müllers hörte, welche die Familie dort bei ihm zusammenhielt. Es war ein köstlicher Juliabend; der spät aufgehende Mond warf nur einen dämmerigen Schein über die Gefilde, die der Wachtelschlag und Milliarden Cicaden noch träumerisch wach erhielten. Ich machte mich auf den Weg nach der einsamen Mühle, um gleich an Ort und Stelle meine Vernachlässigung gut zu machen, vielleicht einen guten Rath zu geben, da Du weißt, daß ich immer schon dem Hippokrates gern etwas in's Handwerk pfuschte.

Als ich mich dem Gehöft näherte, das still und dunkel vor

lag, sah ich unter der großen Tanne am Eingang einen Mann gelehnt stehen. Von Weitem schon ihn für Vantulla haltend, wollte ich gleich nach dem Kranken fragen, als ein leises Schluchzen mich mitleidig an der Stelle fest hielt. Ich dachte nicht anders, als ich käme zu spät mit Rath und That.

Es war Neschka, im Mondschein auf der Bank sitzend, den Kopf in die Arme gelegt, die sie weit über den Tisch gestreckt hatte. Es lag eine solche Trostlosigkeit in dieser Stellung und diesem Weinen, daß ich mich innerlichst bewegt fühlte und erst mein zweiter Gedanke die Verwunderung über diesen Schmerz war, dessen Gegenstand ich allerdings nur mit meinen Augen ansah. Da wurde plötzlich das Fenster geöffnet und eine Frauenstimme rief:

„Geh' fort hier mit Deinem Weinen, Neschka, das stört den Müller im Schlaf; er will jetzt Niemanden haben als mich und Du kannst einmal gehen und sehen, wie es unten im Hause steht."

Das Fenster wurde klirrend zugeschlagen; Neschka stand auf und wandte sich den Tannen zu, das Gatter leise hinter sich zuziehend, als sie plötzlich stehen blieb, die Hände vor das Gesicht schlug und wieder begann so heftig zu schluchzen, wie Jemand, dem das Herz centnerschwer in der Brust liegt.

„Neschka", sagte Vantulla, der bis dahin regungslos an dem Baum gelehnt, „hör' auf so zu jammern, der Aloys ist bald wieder oben auf."

Die Frau stand dicht vor ihm still, ließ die Arme sinken und sagte in festem, ruhigem Tone:

„Du weißt, warum ich weine, daß es um mich ist und daß Niemand mir helfen kann."

Der Mond trat gerade zwischen den Tannen hervor und goß eine fast blendende Helle über sie aus. Ich konnte ihr geisterbleiches Antlitz, ihre großen, schimmernden Augen klar vor mir sehen und nie vielleicht war sie mir schöner, bewunderungswürdiger erschienen als jetzt, da sie wie eine mater dolorosa, von Murillo's leidenschaftlichem Pinsel gemalt, vor mir stand.

Es war mir schon peinlich, unberufener Zeuge dieses Schmerzausbruches gewesen zu sein, ich mochte die Antwort nicht hören und begann den steilen Pfad, den ich gekommen, wieder hinunterzuklimmen, als mein Stock mir aus der Hand glitt und hart auf den glatten Felsplatten aufstieß, die lautlose Stille mit häßlichem Geklapper unterbrechend.

„Wer da?" rief mein Wirth von oben mir nach.

„Ich bin es, Vantulla!"

„Herr, wo kriecht Ihr in dunkler Nacht da herum und erschreckt die Leute. Hals und Beine könnt Ihr brechen und solltet Euch lieber auf's Ohr legen!" rief er barsch zurück.

Ich war nicht gerade erbaut über seine ungewöhnlich unfreundliche Antwort und wollte schon ohne Weiteres davon gehen, als mir noch einfiel, weswegen ich eigentlich gekommen, daß Sorgen des Mannes Herz

beschwerten und so ging ich mit lauten Schritten die Strecke wieder zurück und sagte freundlich:

„Ich kam nur, zu hören, was der Müller macht, Bantulla, man sagte mir unten, es sei gefährlich mit ihm."

„Danke Euch, Herr; aber es ist Gott Lob nicht mehr so schlimm, der Arzt meint, er würde noch manches Bret auf die Mühle schieben, ehe es das letzte für ihn werde."

„Nun dann Adieu."

„Gott befohlen! Ich hole Euch schon noch ein, bevor Ihr unten seid, und will nur nochmals nach dem Kranken sehen, ehe ich zur Nacht fortgehe."

Ich hatte aber heute keine Lust mehr, mich viel zu unterhalten, und Bantulla's abfertigende Antwort machte mich auch nicht begierig danach; ich bog also einen kürzern, steilern Pfad ein und war im Hause, noch ehe Jener vielleicht die Wiesen unten erreicht hatte.

28. Juli.

Und nun ist's entschieden; wir reisen! Anita klappert schon mit nägelbeschlagenen Bergschuhen herum, hat einen Gebirgsstock irgendwo aufgetrieben und träumt von Nichts, als Zigeunerlagern, Gemsjagden und Alpenglühen, trotzdem ich ihr schon oft gesagt habe, daß diese alpine Welt ohne den imposanten Schmuck der Gletscher geblieben und selbst ihre bespornten Füße sie nicht bis zu den Gemsen tragen werden.

Dann habe ich auch unsern Pastor kennen gelernt, dem ich als neugebackener Cousin Alexis und unumgänglicher Begleiter präsentirt worden bin. Der rüstige, fast noch jugendlich feurige Mann gefiel mir auf den ersten Blick, trotzdem er mir etwas mißtrauisch in Betreff meiner pedalen Ausdauer für solche Touren auf den Zahn fühlte und auch das Wünschenswerthe einiger botanischen und geographischen Kenntnisse dafür auseinandersetzte, was ich dem gewiegten Botaniker, überhaupt genauen Kenner dieser Gebirge, auch nicht zu bestreiten wagte. Ich versprach ihm das Möglichste zu leisten, hoffte, ihn mit manchen Kenntnissen zu erstaunen, und ich glaube, wir waren zufrieden mit einander. Mit dem jungen Mond, der in wenig Tagen kommt, wird abgefahren und wenn er dann wieder, wie jetzt, seine Verschwendung büßen muß, werde ich gleich ihm von der Vergangenheit zehren.

Nun, ein Thor, der sich das Haben mit dem Gedanken des Verlierens schmälert!

## II.

Pest, im September.

Ich habe lange Nichts für Dich geschrieben, würde es auch heute kaum thun, wenn es mir nicht selber eine Erquickung wäre, die Ereignisse der letzten Zeit noch einmal zu durchleben. Ist die lebendigste Erinnerung doch das Einzigste, das mir von diesem Märchen zurückgeblieben, aus dem es mir schwer geworden, mich in die Wirklichkeit zurück

zufinden. Und war es denn nicht auch wirklich? Enthielt es nicht die einzige Wahrheit, die allen belachenswerthen Theorien fehlt, mit denen nur Thoren sich das Leben zurecht legen wollen — die des Herzens? Was wahr ist, ist ja auch möglich, und so weiß ich nicht, warum ich nicht an mein Märchen glauben soll?

Noch bin ich frei, noch ist die ganze Welt der Hoffnungen, wie der Täuschungen mein und ich schwanke nicht, diese Wechsel gegen die Gewißheit eines Elends einzutauschen, dem ich mich, Gott sei Dank, noch nicht in ruhiger Entsagung gewachsen fühle. Noch drängt Alles in mir nach der höchsten Erfüllung des Lebens, noch glaube ich an seine Seligkeit und ich sollte ein Thor sein und mir die Möglichkeit dazu selbst verschließen? Du weißt es am besten, Werner, so lange ich nur wie der Blinde von der Farbe sprach, philosophirte ich gewiß ganz folgerichtig über die Weisheit eines jenen Grundsätzen untergeordneten Daseins; jetzt, seit ich zu wahrem Leben erwacht bin, erscheine ich mir selbst am lächerlichsten, bei verständigen Menschen Glauben für diese unreife Thorheit verlangt zu haben. Auf Euer Haupt kommt es, habt Ihr ihn mir geschenkt.

Ich aber bin vollständig genesen davon und trotzdem ich nur Kämpfe, kein Erreichen vor mir sehe, fühle ich Kräfte in mir entstanden, mit denen ich die Welt umkehren würde, wenn es sein müßte.

Das ist die unwiderstehliche Moral des Märchens aus den Bergen. Und jetzt will ich es Dir ordentlich erzählen.

Wir waren längst reisefertig. Zu Anita's größtem Verdruß wurde doch noch gezögert, einen Reisegefährten zu erwarten, dessen sich der Pastor als solides Gegengewicht gegen unsere windige Gesellschaft, die ihn zu allen erdenklichen Unternehmungen verführen könnte, benöthigt glaubte. Unsere Frau Pastorin, eine behäbige, runde Frau, mit den treuherzigsten Augen, der Anita's Wohl auf die Seele gebunden, hatte zu diesem Zweck gebacken und gebraten, als gelte es, eine Nordpolexpedition auszurüsten. Ich hatte für manche wünschenswerthe Reiseannehmlichkeit gesorgt und endlich kam der Tag, an dem ich Frau Lucilla Lebewohl sagte und von ihr die Aussicht eines überraschenden Wiedersehens mitnahm, noch ehe Anita ihr unversehrt zurückgeliefert werde. So schieden wir fröhlich, ich nur erstaunt, daß es jetzt Lucia war, die das Festhalten unseres scherzhaften Incognitos fast eidlich von uns sich versichern ließ.

Unserer Verabredung gemäß und obendrein von eigener Ungeduld getrieben, fand mich schon das erste Morgengrauen auf den Füßen, der Stelle zuwandernd, die unsere kleine Gemeinschaft erst zusammenführen sollte. Ich war neugierig, wen etwa die alten Leute noch aufgegabelt haben möchten, unserer lustigen Expedition das rechte Gleichgewicht zu geben, und nahm den Wanderer vor mir, den eine plötzliche Biegung des Weges zeigte, gleich für Einen, der demselben Ziele, wie ich, zustrebte. Hier zu Lande, wo Alles, der Fürst so gut wie der Jäger, die bequeme steierische grau und grüne Jupe trägt, kann man auf den ersten

Blick Jeden für Alles nehmen, was eben den unbefangenern, frischern Verkehrston vermittelt, der das Reisen im Süden überhaupt so angenehm und erheiternd macht. Sei es, daß die schöne Natur, die Allen gemeinsam gehört, diese Cordialität schafft, oder stehen sich die Bildungsstufen der einzelnen Classen nicht so schroff gegenüber, als bei uns, sicher ist es, daß das rein Menschliche hier berechtigter zur Geltung kommt, als in unserm ernsthaften Norden, den seine Natur schon an knappes, zurückhaltendes Wesen gewöhnt

Als ich an ihm vorüberschritt, hatte ich bald meinen Irrthum bemerkt und freute mich, unter dem grauen Filz meinen Wirth zu erkennen, der mir die liebste Begleitung auf dem einsamen Wege war. Ich hatte ihn die letzten Tage kaum gesehen; die Frauen waren von der Rovnitza heruntergezogen, ich hatte mich in Weichsel einquartirt, meinen Theil an den Reisevorbereitungen zu tragen, und vertieft in meine eigenen Angelegenheiten, hatte ich der seinigen egoistisch weniger gedacht. Gleich beim ersten Begrüßen merkte ich auch, daß irgend Etwas nicht richtig war. Wünschte er nicht meine Gesellschaft? Hatte er noch nicht seinen Unmuth über unsere letzte, unverhoffte Begegnung vergessen? Ich empfand ein Entfremden, das mir leid that, da ich nicht einmal im Stande war, ein ungekanntes Unrecht gut zu machen. Da wir eine Weile schweigend neben einander gewandelt, sprang ich über den Graben, einen Fußsteg im Walde zu verfolgen, und rief ihm ein: „Gott befohlen" zu, da wir uns jetzt eine Weile nicht sehen würden.

„Und können wir nicht noch eine Strecke zusammen machen, Herr? Sie kommen immer noch zu früh auf den Berg, der den Pferden sauer wird."

„Warum nicht; es schien mir nur so, als wäret Ihr gern allein, Vantulla", antwortete ich und sprang wieder auf die Straße zurück, wahrhaft erfreut über die Aufforderung, die uns wieder ganz die Alten machte; „aber warum nanntet Ihr mich Sie? Wollt Ihr mir damit andeuten, daß wir uns fremd werden sollen?"

„That ich das, Herr", sagte er ernsthaft, wie ich ihn noch gar nicht gesehen, „so muß es mir wol so in den Mund gekommen sein noch wegen neulich, da ich mich mit unfreundlichen Worten an Euch verging."

„Laßt das, Vantulla; Jedem kann es schon einmal passiren, auf den Unrechten böse zu sein; ich habe das gar nicht so ernst genommen. Habt Ihr aber Etwas, das Euch drückt und wo ich helfen kann, so sagt's und zeigt mir damit, daß wir nach wie vor gute Freunde sind."

„Helfen nicht und doch ist es, als möchte mir Alles klarer werden, wenn ich es gegen Euch ausgesprochen habe und Ihr gesagt: So war's recht. Wir haben die Wochen seither so Manches mit einander besprochen, daß Ihr mich verstehen werdet, auch wo ich es nicht recht auszudrücken wußte.

„Sprecht!" erwiederte ich sonderbar gespannt.

„Ich gehe für lange Zeit hier fort", sprach er rasch und fest, als

wollte er sich damit in einem unwandelbaren Entschluß befestigen; „ich hätte es lange schon thun sollen."

„Und warum das?"

Er überhörte meine überflüssige Frage und sagte:

„Ich habe es Euch schon einmal erzählt, Herr, daß ich nicht hier aus dem Thal bin und erst durch meine Verheirathung hierher gekommen. Ich habe mir erst Grund schaffen müssen, denn Mancher war mir hier entgegen und neidete mir mein Glück und Niemand wußte, daß es keines war. — Mein Vater war ein wohlhabender Mann auf einem schönen Bauernhof in dem Dorfe Lischna, daß Ihr wol einmal von der Czantory gesehen haben mögt. Ich war sein zweiter Sohn und den Hof erbte nach der alten Sitte der Jüngste, was mir eben so ungerecht scheint, als wie bei Euch vornehmen Herren der Aelteste oft allen Geschwistern das gemeinsame Erbe fortnimmt und sie in Hunger und Kummer darum leben. Mein Vater sah das auch wol ein, hatte aber nicht den Muth, gegen den alten Gebrauch, zu theilen, wollte auch vielleicht das schöne Bauernerbe nicht zerreißen, auf dem unsere Urväter schon gesessen, und dachte also uns Anderen möglichst in der Welt fortzuhelfen, so lange er noch lebte.

„Mein ältester Bruder war der schönste Bursch im ganzen Dorfe und heirathete sich in den Schulzenhof ein; der Dritte ging unter die Soldaten, da er das Sitzen in dem engen Dorfe satt hatte; er war ein unruhiger Mensch, der immer nur Händel suchte. Mich gab der Vater nach Teschen zum Studiren, wie er sagte; das heißt, ich sollte entweder Pastor oder Advocat studiren; denn, Herr, von anderm Studiren wissen die Bauern Nichts und estimiren eigentlich Niemanden, als wer ihnen Sonntags von der Kanzel recht ordentlich die Hölle heiß machen kann, oder wer ihre ewigen Processe zu führen versteht. Ein Schullehrer ist ihnen viel zu gering, obgleich die Gemeinde ohne ihn gar nicht bestehen kann, und ich dann schon am liebsten dies geworden wäre. Ich sollte nun aber absolut Schreiber werden, wie man es nannte, vielleicht einmal sogar bei der Hüttenverwaltung eintreten, und zog nach Teschen, wo ich noch die letzten Schulclassen durchzumachen hatte, ehe ich an etwas Anderes denken konnte. Zuerst war mir das Neue ganz recht, aber bei jedem Besuch auf dem Dorfe that es mir leid, zurück in die Stadt zu müssen, und ich überlegte fortwährend, wie ich es nur anfangen könnte, bald wieder dorthin zurückzukehren. Bei alledem war ich ziemlich fleißig, da es mich reizte, mehr zu wissen, als die übrigen Bauerburschen, die nichts Anderes verstanden, als Wochentags den Pflug zu führen und Sonntags mit dem Geld in der Tasche zu klimpern und Händel beim Tanz im Wirthshaus anzufangen. Ueberdies wußte ich ja, daß Lernen mein einziges Mittel zum Fortkommen sei. Mein Vater war immer guten Muths und prophezeite, daß noch irgend Etwas kommen würde, zu verhindern, einen schmucken Burschen wie mich sein Lebtag an der Feder kauen sehen zu müssen. Und endlich kam es denn auch. Auf der Kirmeß unsers Dorfes, bei der ich natürlich nicht fehlte, eröff-

nete mir mein Vater mit großer Zufriedenheit, daß ich nun die Bücher hinter den Ofen werfen könnte und mich für mein ganzes Leben nicht mehr plagen dürfe, da sich eine gute Partie für mich gefunden. Es sei die reiche Müllerswittwe hier aus dem Thal, die er für mich ausgesucht, der ich gefalle und wenn auch ihr Sohn bei seiner Großjährigkeit die Mühle bekäme, bliebe doch noch genug, was sie mir gleich verschriebe als alleinigen Besitz; er habe bereits Alles im Reinen mit ihr.

„Nun, könntet Ihr sagen, Herr, ich hätte auch noch ein Wort mitreden sollen, da es sich um mich handelte; aber seht, erstlich ist das nicht Sitte unter uns Bauersleuten, wo die Alten bestimmen, so lange sie sich nicht auf's Ausgedinge setzen und sich der Herrschaft im Hofe begeben, die dann der Sohn eben so scharf führt wie sie, und dann hatte ich keinen andern Gedanken, als nur aus der Stadt loszukommen.

„Der Vortheil leuchtete mir ein und der Gedanke, mich neben meinen stattlichen Brüdern dann eben so zeigen zu können, gefiel mir nicht wenig. Die Müllerin war eine reputirliche, brave Frau, die Viele gern genommen hätten und gegen die ich nichts einzuwenden hatte. Daß ich zweiundzwanzig und sie fast vierzehn Jahre älter war, einen sechzehnjährigen Burschen mitbrachte, der schwerlich vor mir viel Respect haben würde, fiel Niemanden als unpassend auf und mir erst gar nicht ein, zu bedenken. Solche Heirathen sah ich alle Tage und die Leute kamen mir ganz zufrieden darin vor; oftmals gar ohne den schönen Besitz, der hier Jedem in die Augen fiel und den zurückzuweisen Jedermann, mein Vater vor Allen, für eine reine Sünde gehalten hätte. — Was die Sünde dabei war, sollte ich erst später einsehen lernen mit vielem Kummer und vielem Herzeleid, das nicht mehr zu wehren war. — Wir heiratheten uns und lebten ganz zufrieden. Kinder hatten wir nicht; Aloys blieb der einzige Erbe seiner Mutter; er war ein guter, schwächlicher Junge, nicht viel anders, als sie ihn heute kennen, der mir zugethan wurde, und so ging es denn eine Weile ganz gut. Ich bewirthschaftete tüchtig unsern Hof, ließ den Sohn ordentlich sein künftiges Handwerk lernen und wunderte mich nur, daß ich jetzt, nun ich Alles hatte, was ich mir gewünscht, oft nach den Büchern griff, von denen ich mich mit Freuden getrennt. Ich hatte es gar nicht bemerkt, daß ich unversehens anders als meine Dorfcumpane geworden war. Mir machte es keinen Spaß mehr, mit ihnen zu trinken und zu würfeln; sie ärgerte es, daß ich Vieles besser wußte, mich auf Neuerungen einließ und anfing, mich um den Schlendrian in der Gemeinde zu bekümmern, der uns den Beamten gegenüber beeinträchtigte. Meiner Frau war es schon recht, daß ich nicht das lockere Leben mithielt, sie war mir auch nicht entgegen, wenn ich oft nicht zu Hause war, wo trotzdem Alles in bester Ordnung ging.

„Denn, Herr, ich hatte trotz Allem ein unruhiges Blut behalten, nur daß es mich anderswo hinaustrieb, und da ich nicht mehr auf die Wanderschaft gehen konnte, so streifte ich im ganzen Gebirg umher und lernte jeden Weg und Steg so genau kennen, daß ich mich zum Führer anbieten konnte, wenn Fremde die Berge nach Pflanzen und Steinen

durchsuchen kamen. Da lernte ich denn auch so Manches mit, was mir daheim wieder einfiel und mir manchen Gedanken gab, der mir auch nützte, so daß die Zeit dann nicht verloren war, die ich herumgelaufen, ohne Etwas zu thun.

„Wie nun der Aloys sein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, sagte die Frau eines Tages:

„„Joseph, jetzt ist Zeit, an die Heirath zu denken.“

„„Ja, mit wem denn?“ fragte ich.

„„Nun die Neschka aus Roßnau unter der Lissa, die ist ihm schon lange bestimmt, aber es schickt sich nun, daß Du nochmals anfragen gehst und die Mitgift in Ordnung bringst; es ist zwar ein Reugeld ausgemacht und ist also ganz sicher, aber sonst hat es nicht seinen eigentlichen Schick.“

„Mir war es immer recht, wenn ich einen Weg vor mir sah; ich schnürte ein Bündel und wanderte über die Berge der Lissahora entgegen, wo mir das Land noch ganz fremd war; aber schön war es auch da. Ich hatte mich nicht sehr geeilt und erst am zweiten Tag konnte ich Abends Roßnau erreichen. Nachmittags kam ich in ein Dorf, nur noch ein Viertel Wegs von dort entfernt; es war heiß; ich wollte Eins trinken und dabei mir so recht überlegen, was ich zu sagen hätte. Aus der Schänke tönte Musik, man hörte das Stampfen der Tanzenden; ich mochte nicht erst in das Gedränge gehen und trat einen Augenblick unter die Thür, um zu sehen, wie es dort ausschaute. Der Tanz begann erst, es war daher noch nicht so voll, daß man sich nicht ganz gut umsehen konnte, und gerade, als ich mich an den Pfosten lehnte, trat ein Mädchen aus dem Kreis in die Thür und sagte ihrem Tänzer: „Ich mag nicht mehr, Du tanzest mir zu schlecht.“ — „So bleibst Du den ganzen Abend sitzen“, fuhr sie der Bursche an. — „Das wollen wir erst sehen“, antwortete sie und schien mir gar nicht um die Antwort verlegen. Ich drehte mich rasch nach ihr um, ehe sie hinausging; Herr, war die schön, mächtig schön, und hatte Recht, den plumpen Bengel so abzutrumpfen. Ich konnte kein Auge von ihr verwenden, mein Lebtag hatte ich nichts Prächtigeres gesehen, und als nun die Musik wieder anfing, konnte ich nicht widerstehen, ich trat zu ihr und nahm ihre Hand; sie nickte mir zu und wir traten an. Herr, mir war, als tanzte ich zum ersten Mal in meinem Leben; wir konnten nicht genug bekommen und waren die Letzten, die aufhörten, und als ich sie dann beim Absetzen hoch in die Höhe hob, da klatschten und schrieen Alle, die uns zugesehen, denn sie war nur wenig kleiner, als ich, und ich doch so viel stärker, als sie.“

Er stieß seinen Stock in den Rasen, starrte eine Weile wie versunken vor sich hin und sagte dann langsam:

„Das vergeß ich mein Lebtag nicht, Herr; mir war, als sei ich niemals jung gewesen, als da erst. So schön war es mir noch nie vorgekommen und doch war es übel, daß ich's that, denn seitdem wußte ich ganz genau, was die Sünde war, die ich begangen. Ich hatte mich ver-

kaufen lassen um des Vortheils willen. Womit wir aber sündigen, werden wir gestraft; das steht schon in der Bibel."

Ich antwortete Nichts, trotzdem sein Schweigen mich dazu aufzufordern schien. Ein peinvolles Gefühl hatte sich meiner bei der einfachen Erzählung bemächtigt, dem die letzten Worte vollen Nachdruck gaben. Es war mir, als würde ich selbst von einer drückenden Last befreit, da er aus seinem Sinnen erwachte und fortfuhr:

„Ich war wieder vor das Haus unter die Bäume getreten, wo noch mein Bündel lag und das Glas Bier stand, das ich nun in einem Zug leerte; ich war unersättlich mit Eins geworden."

„„Wo geht der Weg hier hinaus nach Roßnau?" fragte ich zwei Männer, die ebenfalls bei einem Glase am Tisch saßen; denn ich wollte hastig fort, um nicht wieder zum Tanz versucht zu werden.

„„Da rechts um die Kirche herum, dann in den Wald hinein, immer grad' aus; da könnt Ihr nicht fehlen."

„„Ihr dürft nur den Weibsen da nachgehen, die Ihr dort um die Mauer biegen seht, die gehen auch nach Roßnau zurück, haltet Euch nur immer zu Denen", sprach der Andere, klopfte seine Pfeife am Stiefelabsatz aus und ging ohne weiteres Gespräch in den Garten, wo gekegelt wurde.

„Ich warf eilig das Ränzel über, dankte für den Bescheid und ging rasch den Weg entlang, um die Frauen nicht aus den Augen zu verlieren, die einen hübschen Vorsprung hatten und tüchtig zuschritten. Den ganzen Weg hatte ich allein gemacht und es war mir ganz recht, nun Jemanden zu treffen, von dem ich ein wenig über den Ort und die Leute hörte, zu denen mein Geschäft mich führte. Vielleicht wußten sie auch mir von dem schönen Mädchen zu erzählen, an das ich denken mußte, ich mochte machen, was ich wollte. Vor dem Wald hatte ich sie aus den Augen verloren, aber als ich tiefer hineinkam, sah ich abseits vom Wege im Gebüsch zwei Frauenzimmer sitzen, die ihre schön bebänderten Tanzschuhe und Zwickelstrümpfe abzogen und die groben, die für den Fußweg gut genug waren, aus einem Bündelchen wickelten.

„„Mädels, bin ich hier recht nach Roßnau?" fragte ich vorübergehend.

„„Immer den Fahrweg nach, da seht Ihr gleich das Dorf", antwortete die Eine von ihnen, indem sie auf die Füße sprang und Moos und Blätter vom Rock schüttelte; und jetzt sah ich erst, da ich zu ihr hinüberblickte, daß es eben das Mädchen war, dem ich aus dem Wege gegangen.

„„Wir gehen selbst nach Hause und wenn Ihr mit uns haltet, können wir Euch zurechtweisen, wohin Ihr dort wollt", sprach sie dann freundlich, zog, ohne meine Antwort abzuwarten, das große, weiße Sonnentuch um sich zusammen und schritt des Wegs einher, anscheinend gleichgiltig, ob ich ihr folge oder nicht. Ihre Begleiterin, ein kleines, dralles Ding mit lustigen, schwarzen Augen, warf ab und zu einen Blick zur Seite, wo ich am andern Waldsaum wanderte, und schien nicht übel

Lust zu haben, ein Plaudern mit mir anzufangen, und da ich auch ungern des Wegs so muckstill zog, fragte ich sie endlich, ob sie den Steinbauer da im Ort kennte und ob er wol zu Hause sein möchte.

„„Als wir fortgingen, war er da; jetzt wird er wol in der Schänke sitzen", antwortete die Kleine, heimlich kichernd, und stieß ihre Gefährtin mit dem Ellbogen an, die aber gar keine Notiz davon nahm, sondern immer nur vorwärts schritt; „ist es was Eiliges, so könnt Ihr es dort gleich anbringen, sonst weisen wir Euch nach dem Steinhof."

„„So gar eilig ist's just nicht, denn das Geschäft ist schon lange Zeit abgemacht; aber ich komme einen weiten Weg daher über die Berge von Ustroú und möchte mich nicht noch erst in der Schänke festsetzen, da kommt man Sonntags nicht so bald los."

„Viel geredet wurde nun weiter nicht. Ich hatte auch die Lust dazu verloren, da ich nicht recht wußte, ob ich mich darüber ärgern sollte oder nicht, daß meine Tänzerin von vorhin jetzt so stockstill zu Allem schwieg, und ich hatte doch in der Schänke gehört, daß sie nicht verlegen war zu antworten, wo es galt. Es war mir recht lieb, daß wir aus dem Wald herauskamen, wo es noch heißer war, als im Felde, wo die Luft ging. Mir war zu Muthe wie Einem, der sich gern gegen Etwas wehren möchte und Nichts vor sich sieht, weil er nicht weiß, daß er es selber ist. Dicht vor uns stieg jetzt die Lissahora auf, die mir der Wald bisher verdeckt hatte, und bald fing auch das Dorf an, wo es stattlich genug aussah. Wir bogen seitwärts von der Straße nach den Bergen ab und da ich sah, wie das Mädchen der Kleinen Etwas zuflüsterte, worauf die zurückblieb und sie allein mit mir weiter ging, dachte ich mir schon, daß sie mich nach dem Steinhof brächte und nach dem Wirth schickte. Ein Wiesenpfad führte nach einem schönen Gehöft, wo es so sauber aussah, wie auf einem Herrenhof, daß Einem ordentlich das Herz lachte. Das Haus war von Stein und eine Galerie mit schön verzierten Balken lief um zwei Seiten herum; man konnte bequem vor der Thür sitzen und die Wirthschaft zugleich beaufsichtigen. Ställe und Scheunen waren nicht wie sonst von Holz, sondern gemauert, und das Vieh, das eben zur Nacht am Brunnen getränkt wurde, sah glatt und wohl genährt aus bis auf die Ziegen herunter. Das Mädchen öffnete das Gatter und sagte: „Geht nur immer nach dem Hause; da sehe ich ihn auch sitzen und brauch' Euch nicht erst anzusagen. Er hat Euch schon bemerkt."

„Ich folgte ihrem Rath und wie ich mich da so um das Vieh herum drehte, kam der Wirth auf mich zu. Wir grüßten uns, sprachen von der Wirthschaft, der Ernte und den Preisen und darüber hatte ich gar nicht gesehen, wo meine Begleiterin eigentlich geblieben, der ich doch gern noch ein Wort des Dankes gesagt hätte. Wie wir erst in der Stube saßen, war denn unser Geschäft bald in's Reine gebracht; ich freute mich, daß es so gar keinen Anstoß gab und dachte, wie meine Frau auch mit der ansehnlichen Mitgift zufrieden sein würde. Nun hätte ich die Braut doch auch gern gesehen und durfte doch nicht darnach fragen, damit der Vater nicht etwa dächte, ich traue ihr nicht recht im

Aussehen. Als ich noch so darüber nachdachte, wie ich es wol geschickt anfinge, klopfte der Alte mit dem Stock auf den Tisch, die Thür öffnete sich, da ich aber mit dem Rücken gegen sie saß, konnte ich nicht wahrnehmen, wer hereingetreten, und wollte mich auch nicht unbescheiden oder neugierig zeigen und gleich umsehen.

„„Bist Du schon da Neschka? Nun dann ist's gut, dann kannst uns selbst ein Bier hereinbesorgen; hör' einmal", rief er ihr nach, „tritt hierher, gieb dem Müller da Deine Hand; ich habe sie nochmals dem Freier zugesagt."

„„Da habt Ihr recht gethan, Vater", antwortete das Mädchen, das nun mir gegenüber getreten und Niemand Anders war, als meine Tänzerin vom Nachmittag; „das Wort muß man halten; nun werden die Leute nicht mehr sagen, Ihr wartet auf Einen, der nicht kommt. Da habt Ihr meines", sagte sie zu mir, reichte mir die Hand und sah mir so vertraut, aber so ernsthaft in die Augen, als wollte sie mich durch und durchschauen. Mir war nicht wohl dabei; es war mir, als hätte ich was Schlimmes gethan und doch wußte ich nicht, was.

„„Da seht Ihr es, Gevatter, sie ist ein braves Mädel, das dem Vater folgt und der Sohn wird ein tüchtiges Weib an ihr haben, sein Hab und Gut in Ordnung zu halten. Ihr hättet ihn nur immer gleich mitbringen sollen", setzte der Alte hinzu, stand auf und ging nach seinem Tabaksbeutel, der am Fenster hing.

„„Welchen Sohn?" fragte Neschka athemlos und todtenblaß, mit aufgerissenen Augen mich anstarrend.

„Deinen Bräutigam, unsern Sohn, den Wolfsmüller aus Ustroû", antwortete ich mit einer Hast, als gelte es das Leben.

Sie sah mich wieder mit demselben eigenthümlichen Blick an, der mich bis in's innerste Mark traf und ging dann von mir, ohne ein Wort zu erwiedern. Der Alte war mit seiner Pfeife beschäftigt gewesen und hatte überdies zum Knecht durch das Fenster gesprochen, so daß er Nichts von unserer Zwiesprach gehört; als eine Magd Bier und Brod auf den Tisch setzte, fiel es ihm auch nicht weiter ein zu fragen, warum Neschka es nicht selber brächte.

„Am andern Morgen mit dem Früh'sten brach ich auf; Werktag war es so; ich hätte sie nur in der Arbeit gestört und dann litt es mich auch gar nicht recht dort. Es war mir schon so dunkel in der Seele, als ob nicht Alles so sei, wie es sein sollte. Ich hatte auch nichts weiter dort zu thun und mit der Abmachung, den Bräutigam am andern Sonntag herüber zu schicken, gab sich der Alte zufrieden und ließ mich ziehen. Neschka war noch nicht von ihrer Kammer herunter und der Vater meinte, der Tanz in der Hitze hätte ihr gestern geschadet; es sei gut, daß es damit bald aus wäre.

„Mir war's recht so und ich ging vom Hofe, ohne mich auch nur ein einziges Mal umzusehen. — Herr, einen schwerern Weg hab' ich nie gemacht; wie Blei lag es mir in den Gliedern und hätte ich damals schon den Muth gehabt so zu handeln, wie heute, wäre es wol besser ge-

wesen. So wanderte ich durch die ganz fremden Gegenden der Heimat zu und es war mir ganz recht, daß ich Allen unbekannt war und kein Befreundetes mir begegnete. Unter Mittag war es glühend heiß, Nichts konnte ich erreichen als eine kleine einsame Kapelle, wo in der Ernte die Schnitter eilig während des Wetters zum Beten knieen. Ich setzte mich in die tiefe Nische, legte den Kopf in die Hände und, trotzdem ich noch vor mir verbarg, was mich so wild machte, kam ich mir wie ein Uebelthäter vor, der seine Augen nie wieder aufschlagen dürfe. Und dann war mir wieder so weh zu Muthe, daß ich hätt' weinen mögen, wär's nicht zum Schämen gewesen. Zuletzt schlief ich ein und das war wol das Beste; es hätt' mich aufgezehrt, was ich noch nicht bewältigen konnte. — Zu Hause sagte ich gar Nichts, als daß Alles in Ordnung sei und wir nun gleich anfangen müßten, die neue Wirthschaft einzurichten, da sie bei ihrem Besuch wol gleich die Hochzeit verabreden würden. Es war ein Glück für mich, daß es so viel zu thun gab und daß ich für Drei schaffen mußte, denn der Aloys war damals noch linkischer und miserabliger, als Ihr ihn jetzt kennt und stellte sich noch gar dämlich zu Allem an. Wenn ich daran dachte, was die Neschka mit diesem Schwächling anfangen würde, daß er ihr Herr sein sollte, wie es der Pastor immer sagt, dann überlief es mich ganz heiß und es war mir, als müßte ich zu ihr gehen und sagen: „Thu's nicht." Aber was dann? Das konnte ich nicht erdenken, nun das Verlöbniß und das ganze Abkommen einmal in Richtigkeit war. Am Sonntag gingen denn die Beiden hin und ich blieb allein in der Mühle, wo Alles so todtenstill war, daß es mich ordentlich grauste. Was Einem da Alles durch den Kopf geht, wenn man ihn so voll schwerer Gedanken und Nichts zu thun hat! Dann war es mir wieder lieb, daß auch der Mühlknecht sich los bat, daß ich seine Arbeit zu verrichten hatte und ich glaube, so wäre es mir noch am Erträglichsten gewesen, denn mir konnte Keiner mehr was recht machen, so störrig war ich geworden und schob auf Andere, was ich selber that. Aber schon am Donnerstag kamen sie von Roßnau zurück; der Aloys sprach kein Wort und die Frau sagte mir Abends: die Wirthschaft schiene ihr wol recht im Schick, aber das Mädel wäre doch gar zu staats, und hätte so vornehm gethan, als käme es ihr gar nicht darauf an. Nicht einmal sei sie Abends zu dem Aloys unter die Thür getreten oder gar mit ihm gegangen und als der Alte gesagt, daß er in vierzehn Tagen die Hochzeit wollte, hab' sie geantwortet, ihr gälte es gleich, ob in vierzehn Tagen oder vierzehn Jahren, worüber der Vater sich todtlachen gewollt und sie gemahnt, wie sie vor acht Tagen so ganz anders gesprochen und wie er solche Späße kenne. Vor ihm brauche sie sich nicht zu zieren.

„Na, die vierzehn Tage waren denn auch bald um und die Hochzeit da. Ich wollte Anfangs nicht mit; ich war ja nur der Stiefvater und beide Wirthschaften blieben ganz allein. Aber es war doch wieder nicht so recht in der Ordnung und wie der Aloys gar darauf bestand, ohne mich nicht vom Fleck zu gehen und da er doch immer ein guter Junge

zu mir gewesen war, sagte ich mir: „Das Leben wird's ja nicht kosten", und fuhr mit. Herr, ich wollte, ich wäre geblieben; den Tag vergess' ich nicht. Es gehört sich zwar, daß eine rechtschaffene Braut weint, wenn sie aus dem Hause zieht, obgleich ich eigentlich nicht weiß, warum, aber so schluchzen wie die Neschka hörte ich noch nie und dann sah sie todtenblaß bei der Trauung aus, wie da sie mich am ersten Tage angestarrt, als sie nun wußte, es sei ein Anderer, den ich meinte. Ich fuhr aber denselben Tag noch nach Hause, da die Hochzeitsleute noch acht Tage beisammen blieben, denn der Steinbauer wollte zeigen, was er vermochte und war froh über den Schwiegersohn, der mithalten konnte.

„Wie ich nun so allein die Straße fuhr und es schon Abend wurde, sah ich zwei Herren mit ihren Pflanzenbüchsen so recht bestaubt und müde einhergehen; ich hielt an und fragte, ob ich sie ein Stück Wegs mitnehmen könne. „Geht's nach Ustroń, Freund, dann ja", sagten sie und stiegen ein, wie ich es zusagte. Anfangs fragten sie nach Diesem und Jenem aus der Gegend, dann aber, wie ich nur wenig antwortete, sprachen sie unter einander und wenn ich auch nicht horchte, hörte ich doch, wie Einer den Andern vermahnte. Es mußte Jenem wol ein Leid überkommen sein, denn worauf konnte das wol gemeint sein, als der Eine sagte: „Ein tüchtiger Mensch erstarkt selbst an seinem Schmerz und bemeistert ihn in dem Schaffen für Andere; ja, wenn man gleich so wie sonst sagen könnte: nun spiel' ich nicht mehr mit, da möchte es noch sein; da das aber nicht mehr ist, Du noch lange mitspielen mußt, so sei Dein eigener Helfer, wirf die Krücken fort, nimm Dein Bett, steh' auf und wandle." — Ich hörte nicht die Antwort; ich setzte sie dann spät im Dorf ab und fuhr vor mein Haus, das ich zum ersten Male so bewohnte, wie Ihr es kennt. Die ganze Nacht warf ich mich herum und immer mußte ich daran denken, wie der Fremde gesprochen, wie man sich selbst helfen müßte; ich wollte es auch, ich war ja stark und gesund, wenn ich nur nicht immer an Alles hätte denken müssen, was war und was nicht war! — die Zeit allein ging's noch, ich schaffte von früh bis Abend; aber wie sie nun Alle zurückkamen, die Neschka oben in die Mühle zog und ich ihr täglich begegnen mußte, da hätt' ich mir manchmal den Kopf an den Steinen zerschlagen mögen!

„Und wäre sie nur wenigstens froh gewesen; aber Herr, ich glaube seit dem Tage, da ich sie fremd im Tanz geschwenkt, habe ich sie nicht lachen gesehen und wo sollte es ihr auch herkommen? Der Aloys, der ohnehin drei Jahre jünger war, als sie, war und blieb ein Stümper; Kinder hatten sie nicht, was half es ihr da zu Allem, daß sie mehr Geld hätten, als die meisten im Dorfe?

„Da wurde ich zum Kirchenvorsteher und Gemeindeschreiber gewählt; sonst hätte ich mir nicht viel daraus gemacht, jetzt fiel mir das Wort von dem Fremden ein, den ich damals gefahren, und ich nahm es zu meinem Glück an. Nun hatte ich viel zu thun, doch gegen das Eigentliche, wo ich mich zu stemmen hatte, half es mir doch nicht. Ich konnte den bösen Gedanken nicht los werden, daß Neschka besser zu mir

gehörte und als ich neulich Abends, da ihr uns so unvermuthet aufsuchtet, Herr, zum ersten Mal ihr ganzes Unglück sah und sie zum ersten und letzten Male mir Alles sagte, was wir die ganzen drei Jahre gewußt, da stand es auch fest in mir, daß ich hier nicht länger lieb. Der Frau sagte ich, daß ich ein Schneidewerk in Ungarn ansehen wollte, ich habe gehört, daß der Esterhazy große Bretschneidemühlen und Holzflößereien an der Donau und der Theiß anlegt. Dort wird es lange die Arbeit geben, die mir Noth thut und sie hat den Sohn, bei dem sie ohnehin jetzt immer sitzt, da die Neschka ihr nicht schön genug thut mit dem verwöhnten Bengel. Im Ort fällt es aber erst gar nicht auf, wenn ich lange fort bin; ich bin's manchmal gewesen und in der Gemeinde hält man mich ohnehin für einen unruhigen Gast, den man gern eine Weile los ist. So bleibe ich, bis Neschka ertragen lernt, was sie muß und wenn's ihr schwer ankommt — je nun", sagte er mit scherzendem Ton, um seiner eigenen Rührung Herr zu werden, „so sagen die Leute: sie grämt sich, weil sie keine Kinder hat, die schöne Wirthschaft einmal fortzuführen und finden das ganz natürlich. Ich selbst habe die alten Weiber darin bestärkt; denn, Herr, wenn man Etwas zu verbergen hat, fällt Einem ein, worauf man sonst nicht gekommen wäre. Aber es ist ja nichts Böses und dient ihr und mir."

„Und giebt es keinen anderen Weg —"

Er ließ mich nicht ausreden, stand tief athemschöpfend still und mich mit der Hand abwehrend, sprach er ernst:

„Führe mich nicht in Versuchung!"

Wir schwiegen Beide und ich blickte mit Ehrfurcht auf den Mann des Volks, dem keine Philosophie, die seine Gedanken regelte, kein conventioneller Einfluß schützend zur Seite stand, der mit sich allein war und den einsamen Kampf wählte, um der Versuchung des Unterliegens auszuweichen. Ich reichte ihm die Hand und sagte:

„Mißversteht mich nicht, tüchtiger, edler Mann, ich fand nur im Augenblick das Opfer eines ganzen Lebens an die Rücksichten des Herkommens ein so unerhörtes, daß ich es für meine Pflicht hielt, noch einmal daran zu erinnern, ehe es für immer unwiderruflich geworden."

„Es kann nicht anders sein", sprach er kopfschüttelnd, „oder könnt Ihr Euch denken, was aus einem zwiefachen Wortbruch, aus einer solchen Lösung Gutes kommen könnte? Ich kann es nicht. Ich weiß, daß es ganze Bücher darüber geschrieben giebt, dafür und dagegen; ich kenne sie nicht und mir hälfen sie auch nichts. Denn Herr, Niemand kann gegen sein Gefühl handeln, das laut genug in ihm Recht spricht. So, denke ich mir, mag das Wort der Schrift gemeint sein: Willst Du wider den Stachel lecken? Ich fühle den Stachel darin und sage mir: Du mußt tragen, was Du verschuldet. Auch an etwas Anderes denke ich dabei, Herr; wir müssen inmitten des katholischen Landes auch die äußere Ehre unseres protestantischen Bekenntnisses hüten und Denen, die uns hier noch immer mit übelwollenden Augen ansehen, beweisen, daß wir auch ohne ihren Zwang und Mummenschanz das Rechte zu

finden wissen. Ich bin jetzt ein Mann geworden, der Etwas zu vertreten hat. Früher auf der Schule zu Teschen", setzte er lächelnd hinzu, „habe ich statt zu studiren manches Buch gelesen, in dem dasselbe, was mir passirt, beschrieben stand. Dann vergifteten sie sich oder sprangen in's Wasser und ich hätte gleich mit hineinspringen mögen vor Betrübniß. Jetzt Herr, nun ich selber es erlebe, weiß ich ganz genau, was ich zu thun habe und daß solch' vornehmes Schicksal für Unsereins nicht da ist. Wir könnten nicht wie die Zigeuner mit einander in die Welt laufen, obschon mir manchmal danach zu Muth war. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, Herr, ich hätte in manchem Augenblick den Teufel danach gefragt, wie es hinter uns ausschaute, wenn wir über alle Berge waren. Aber seh'n Sie, das schickt sich auch nicht für die Bauern, an denen Haus und Hof, Vieh und Menschen hängen; die müssen still halten und da thut die Arbeit um's liebe Brod dasselbe; sie wird auch uns helfen."

Wir waren während des Sprechens den steilen Weg durch den Wald die Kubalonka hinangestiegen und konnten jetzt das reizende Thal überschauen, das schon aus den Morgennebeln gelöst zu unseren Füßen lag. Der Rauch der verstreuten Gehöfte stieg kerzengrade in die Höh' und versprach einen schönen Tag; durch die wunderbar stille Luft tönte das Pochen der fernen Hämmer und Mühlen deutlich zu uns herauf und mir war es recht, daß ich auf dem langen Weg, den wir übersahen, den Wagen, den ich mit solcher Ungeduld erwartet hatte, noch nicht entdecken konnte. Vantulla's Erzählung warf mir plötzlich einen Schatten über die verlockende Aussicht, mit der ich mich tagelang so fröhlich beschäftigt und drängte mir Gedanken auf, die nicht zu dem leichtherzigen Unternehmen paßten, dem ich eben entgegenging. Wie mit Blitzesschnelle schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß mir ja auch, nur in etwas weniger plumper Weise, dasselbe Princip aufgedrungen werden sollte, welches diesen Mann so unglücklich gemacht und wie einem aus schwerem Traum Erwachenden erlöste mich das plötzliche Bewußtsein: noch bist Du frei! Ich athmete tief auf, als hätte ich Berge abgeschüttelt; wie Wolken zerriß es vor meinem Auge, ich sah in endlose Fernen! Dem in Gefangenschaft Gebornen muß es so zu Muth sein, da er das Wort: „Frei" hört und begreift, daß er es auch sein kann. Zum ersten Male ward ich ein Mann, der für sein eigenes Schicksal in die Schranken tritt. Werner, es ist doch nicht gut, die Vorsehung eines andern Lebens sein zu wollen und ich begreife nicht, daß Du Dich dazu gebrauchen ließest dieses Vorhaben Anderer in mir zu unterstützen. Gerade von Dir erstaunt es mich.

Ein Schatten glitt über den Rasen, auf dem wir gelagert; ich blickte auf und vor uns stand Anita, im grauen leichtgeschürzten Reisegewand, den dunklen Strohhut im Nacken hängend, ihr schönes Antlitz der Morgenluft bietend, der mit leisem Hauch die Haare von ihrer Stirn wehte.

„Das geht steil", sagte sie tiefathmend und setzte sich zu uns in das Moos, die glühenden Schläfe mit einem blühenden Lindenzweig kühlend.

„Jetzt schon müde? Wo ist da der Muth zum Savrat oder der Lomnitzerin geblieben?" fragte ich spottend.

„Den lasse ich zur Erholung nachfahren", sagte sie und wies auf den Wagen, der sich inzwischen den beschwerlichen Weg hinauf gewunden hatte. Der Pastor winkte schon von Weitem zum Einsteigen, ich schüttelte Vantulla die Hand zum Abschied, als der alte Herr sich aus dem Wagen bog und rief:

„Wo geht die Reise hin, Joseph?"

„Nach Ungarn hinein!"

„Kommt nur mit hier herauf, der Platz reicht schon aus und mit den beiden fremdartigen Vögeln da, die ihren aparten Instinct haben könnten, möchte es für einen gesetzten Christenmenschen nicht so recht geheuer werden. Ihr könnt sie mir etwas am Schlafittchen halten."

„Nehmt es an, Vantulla", flüsterte ich, „da bleiben wir noch eine Weile zusammen."

„Ich habe keine Eile", sagte er; wir alle Drei stiegen ein und machten es uns in der geräumigen Britschka so bequem als nur möglich. Bald waren wir oben in Istebna, das auf dem sich zum Jablunkapaß hinunter senkenden Scheitel des Berges so einsam daliegt wie irgend ein Schweizer Hospiz, an das es mich mit seiner kleinen Kirche und den steinbeschwerten Dächern erinnerte. Dann ging es links ab durch köstliche Wälder, vom heißen Tannenduft und dem Summen wilder Bienen erfüllt, über üppige Bergwiesen immer auf dem Rücken der Berge hin, mit den überraschendsten Fernblicken hinunter in die Thäler, die, in bläulichem Duft verschwindend, mit geheimnißvollem Zauber die träumerischen Gedanken in die Weite locken. Bis Jardanov war uns noch Nichts begegnet, das Anita's Hoffnungen auf Abenteuer auch nur im mindesten gestärkt hätte. Die Gegend behielt den sanften anmuthigen Charakter, der die Thäler Ustrońs so reizend macht und selbst die finsteren Massen der Babia Gora hinter Seybusch, auf denen der Schnee bereits geschmolzen, sahen mit leicht verschleiertem Haupt über die Bergwogen, die wie ein plötzlich verzaubertes Meer sich nach der Ebene von Neumarkt verloren. Die Gespräche der beiden alten Leute forderten wenig zur Theilnahme auf; ich selbst hatte keine Lust Vantulla's ernstes Schweigen in mittheilsame Laune zu verwandeln, sondern saß auch meistens in Gedanken versunken, den Bildern nachstarrend, die in raschem Wechsel an uns vorüberzogen und mir zuletzt den Eindruck einer riesigen Camera obscura machten.

Auf den vortrefflichen Straßen Oesterreichs fährt es sich gut, es war nirgend nothwendig den Wagen zu erleichtern, einen Gang vorzuschlagen und damit einige Bewegung in unsern Zustand zu bringen. Wir hatten alle Ursache vorwärts zu kommen, die nothwendigen Ruhepunkte zu erreichen und ich sah mich genöthigt meine Unruhe auf günstigere Umgebung zu vertrösten, mir einstweilen damit genug sein zu lassen, dem Ziele meiner Wünsche entgegen zu ziehen. Ich hatte ja erreicht, was ich tagelang ungeduldig erharrt und doch fehlte mir Etwas.

Ich hatte Anita dicht neben mir und doch betraf ich mich auf der Sehnsucht nach unseren Streifereien in den Bergen des Weichselthals, nach unseren botanischen Studien und unserm fröhlichen leichtherzigen Geplauder über Alles und Nichts, das jetzt mit einmal uns nicht wie noch vor wenig Tagen von den Lippen fließen wollte. Es verdroß mich, daß Anita langweiligen Auseinandersetzungen der Pastorin über ihre Milch- und Gartenwirthschaft so williges Gehör schenkte, ich manche Stunde für sie gar nicht da zu sein schien und an ihrer Statt begann ich jetzt mich nach irgend einem Ereigniß umzusehen, uns aus dieser bedenklichen Stagnation zu reißen. Selbst ein Umfallen des Wagens, auf diesen oft an steilen Höhen hinführenden Wegen durchaus nicht unbedenklich, wäre mir erwünscht gewesen in der Hoffnung, daß alle Milchnäpfe und Frühbeetfenster mit zerschlagen wären. Ich hätte Anita aus diesen Trümmern schon hervorgerettet und uns wieder die eigenen Schwingen etwas versuchen lassen. Aber es blieb Alles ganz hübsch im Gleise und nichts als ein Zigeunerlager trafen wir am Ausgange des Waldes campirend, das mit seinen Zelten und Wagen, gekoppelten Pferden und Schafen, mit den dunklen um das Feuer ruhenden Gestalten einem Auszug aus Egypten glich. Als sie den Wagen erschauten, kamen Weiber und Kinder herangestürzt, anbietend, bettelnd, wahrsagen wollend und vor Allem mit lärmender Zudringlichkeit fast bis in den Wagen kletternd. Seines friedfertigen Handwerks vergessend hieb der Pastor zuletzt ganz erbost mit seinem Stock auf die Andringenden ein, die behend davon sprangen und sich mit Nachlaufen begnügten. Mit stummer Verwunderung hatte Anita der ganzen Scene zugeschaut und warf dann noch im Fortrollen einen blanken Thaler unter die Zurückweichenden, die mit Jubel darüber herfielen.

„Wir werden Euer Gnaden das gedenken!“ rief eine junge Frau ihr nach, deren braune Brust Ketten von blanken Münzen bedeckten.

„Wol mit Euren Diebsfingern!“ schrie der Alte roth vor Aerger zurück.

„Euch werden wir nichts bringen, aber dem schönen Fräulein da einen Bräutigam.“

„Sie braucht Euren nicht; sie hat längst einen“, unterbrach er sie, alle weiteren Versprechungen abschneidend.

„Ich weiß es ja“, sagte die Zigeunerin, ihre flammenden Augen auf mich gerichtet und wandte sich mit der Grandezza einer Königin von uns ab.

Ich warf einen schnellen Blick auf Anita. Ein helles Roth glühte auf ihren Wangen; ihre Augen suchten die Ferne. Wem gehörten diese glühenden Rosen, dem Irrthum oder der Wahrheit?

Wir fuhren jetzt auf der kalten kahlen Hochebene Neumarkts, von der mir nichts in Gedanken geblieben, als auf den Lubienberge eine uralte kleine Holzkirche mit orientalischer Zwiebelkuppel, wie sie in slavischen Ländern häufig zu finden. Von ihren Stufen sah ich zuerst in greifbarster Nähe und ganzer Majestät die steinernen Riesen, denen wir

entgegen strebten. Ich schlug Anita vor, die Anderen vorausfahren zu lassen und ihnen zu unserer Mittagsstation zu Fuß zu folgen. Nur der Pastor machte einige Einwendung und rief, da Anita entschlossen schien, sie nicht zu beachten, ja nicht seines Versprechens an die Schwester zu vergessen.

„Welches Versprechens", fragte ich Anita, die mit dem Sprung auf den Rasen hinunter die ganze frühere frische Elasticität zurück zu erhalten schien; „Lohengrin ist eifersüchtig, daß die Prinzessin von Brabant noch eines andern Ritters als ihn bedürfen sollte." Ich weiß nicht, warum ich dieses Erinnern mit des Alten Antwort an die Zigeunerin zusammen brachte. Es konnte ja eben so gut nur eine Erfindung sein, sie los zu werden; und warum mußte ich denn mit Grübeleien darüber mir die Lust der Gegenwart verschatten, die mir Niemand bestritt?

Sie antwortete auch nicht und suchte sich mit einem Zigeunerbuben zu verständigen, der ihr nachgelaufen kam und aus dessen Hand sie einen Vergißmeinnichtkranz erhandelte. Dann sagte sie scherzend:

„Wir haben noch nicht einmal den Göttern geopfert und ich fürchte, wir werden gar sehr ihrer Gunst bedürfen."

Wir traten in die kleine Kapelle, von deren dürftigem Portal wir eben auf das großartige Alpenbild geblickt. Einen der pausbäckigen Engel, die den grotesk aufgeputzten Altar umschwebten, hing sie ihren Kranz an das weit von sich gestreckte dicke Bein und lachte wie ein Kind, als die zarte Last des Kranzes den himmlischen Bewohner bedenklich nieder zu der Erde zog, der diese holden Blüthen entsprossen.

„Und Sie opfern Nichts? Geben Sie Acht, das wird Sie noch furchtbar gereuen!"

„Ich werde mein eigener Schicksalslenker sein und einmal sehen, wer es besser versteht."

„Pfuschen Sie ja nicht den Himmlischen in's Handwerk, sie rächen sich dafür, daß Sie ihnen die einzige Unterhaltung geschmälert. Nein, ich werde mich gut mit Jenen stellen und ihnen Rauch- und Dankopfer bringen, so viel sie nur bewältigen können, um sie dann auch an ihre Pflicht gemahnen zu dürfen."

Sie kniete auf einen Betschemel im Freien unter einem riesigen Crucifix, das die Gegend weit überschaute und breitete die Arme der stummen Majestät der Schönheit entgegen.

Dann sprang sie auf, rief nach dem Knaben, der in irgend einem Winkel zusammengerollt seine blanken Kreuzer betrachtet hatte und ohne sich weiter nach mir umzusehen, begann sie auf weichem glatten Rasen den Abhang über Stock und Stein hinunterzulaufen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

# Der Salon.

## Der Brautmarsch.

Erzählung von **Björnstjerne Björnson.**

Für den „Salon" übersetzt von **Edmund Lobedanz.**

(Schluß.)

Beret war nicht zu ihren Eltern gegangen, sondern fort zu Hans Haugen! Sie hatte weit zu gehen, theils auf unbekannten Stellen am Rande eines Waldes und später höher hinauf, über Felsen, wo es nicht ganz sicher vor wilden Thieren war, was sich vor Kurzem gezeigt hatte. Aber sie ging darauf los, denn Hans mußte kommen, wenn nicht, so stände es schlimm um Mildrid; — sie kannte ja ihre Schwester nicht wieder!

Sie war wohl und munter, das Abenteuer ihrer Schwester ging ihr hüpfend zur Seite. Hans Haugen war das „Vornehmste", was sie kannte in der Welt und Mildrid mußte das Vornehmste haben! Es war kein Wunder, daß Mildrid sich ihm sofort hingegeben, eben so wenig, daß er selbst beim Anblick Mildrid's getroffen worden war. Wenn die Eltern dies nicht begreifen wollten, so mußten sie thun, was sie wollten, und die Beiden sich dann durch Drohungen Bahn brechen, so wie ihr Eltervater und ihr Großvater es gethan hatten — dabei stimmte sie den Brautmarsch des Geschlechtes an. Jubelnd erklang er über die öden Felsen hinweg und erstarb in einem wolkigen Tage. Auf dem Gipfel blieb sie stehen und rief: „Hurrah!" Nur einen Streifen des fernsten und obern Theiles der Dorfschaft konnte sie sehen, wo sie stand; an dieser Seite sah sie den letzten Saum des Waldes, weiter hin Haideland und da, wo sie stand, nur Felsen und Gestein. Sie flog weiter über die Felsenplatten hin in der leichten Luft; sie wußte, daß die Felsenhütte in gleicher Richtung des Schneegebirges, dessen Gipfel über die anderen hervorragte, liegen sollte und nach einer Weile meinte sie, nun nicht mehr fern von derselben zu sein. Um den rechten Weg zu finden, klomm sie auf einen großen, losen Stein hinauf und sah dort gerade unter sich einen Gebirgssee.

Ob es eine Hütte oder ein Felsstück sei, was sie neben dem Wasser sah, konnte sie nicht entscheiden: denn bisweilen schien es eine Hütte und bisweilen ein Stein. An einem solchen Gebirgssee aber sollte seine Felsenhütte liegen. Ja, bei diesem mußte es sein; denn dort ruderte ein Boot um die Landspitze herum. Zwei Männer saßen in dem Boot; das muß er und der Deutsche sein! Dahin richtete sie jetzt ihre schnellen Schritte. Aber das, was so nahe schien, war weit entfernt und sie lief und lief. Sie war voll Spannung, dem Hans Haugen zu begegnen!

Hans Haugen saß ganz ruhig im Boot beim Deutschen und ahnte nichts von der Bewegung, welche er verursacht hatte. Hans hatte nie

irgend welche Furcht empfunden. Er hatte auch nie etwas gefühlt, was irgendwie einer Verliebtheit ähnlich gesehen hätte. Als ihn deshalb nun ein solches Gefühl ergriff, ward es ihm um so mehr unerträglich, bis es zu einer Entscheidung gekommen. Nun war es entschieden und nun saß er da und dichtete ein Lied zum — Brautmarsch.

Er war kein geübter Dichter, aber er bekam doch etwas zu Stande über ihre Fahrt nach der Kirche, wozu ihre Begegnung in dem Walde jedem Verse eine Art Rundgesang gab. Er flötete und fischte und war unendlich vergnügt; der Deutsche fischte auch und überließ ihn seinen Gedanken.

Plötzlich hörten sie ein Jodeln vom Strande und Beide, sowol er, als der bärtige Deutsche, schauten auf und sahen ein Mädchen, welches winkte. Sie wechselten einige Worte und ruderten dann dem Lande zu. — Dort sprang Hans hinaus und brachte seine Angelwerkzeuge in Ordnung; als sodann der Deutsche geraden Wegs der Hütte zuschritt, ging Hans mit seinem Rohr zu Beret hinauf, welche auf einem Stein neben dem See saß. „Wer bist Du?" fragte er leise — „Beret, Mildrid's Schwester", sagte sie; er erröthete und sie nicht minder. Aber gleich darauf ward er bleich. „Ist irgend etwas vorgefallen?" — „Nein, nichts Anderes, als daß Du kommen mußt! — Sie kann es nicht ertragen, jetzt allein zu sein." — Er stand eine Weile und schaute sie an. Darauf grüßte er und ging nach der Hütte. Der Deutsche war draußen stehen geblieben und hatte die Angelgeräthschaften aufgehängt; Hans that dasselbe, während sie redeten. Drinnen in der Hütte hatten seit dem Augenblick, als Beret anfing zu jodeln, zwei Hunde aus Leibeskräften gebellt.

Die Männer gingen zusammen hinein; als sie die Thür öffneten, stürmten die beiden Hunde heraus, wurden aber beide streng wieder hineingerufen. Es dauerte lange, bevor Hans wieder herauskam. Aber dann war er anders angekleidet, hatte eine Flinte und den Hund mit sich. Der Deutsche begleitete ihn bis vor die Thür und dort gaben sie einander die Hand, als sei es ein Abschied für längere Zeit.

Hans ging sogleich zu Beret. „Kannst Du mitkommen?" fragte er. „Ja, das ist sicher." Und er ging und sie lief; der Hund voran. Da er in der Meinung gewesen war, daß Mildrid eben so ruhig und heiter bei ihrer Verlobung sei, als er selbst es gewesen, so kam dieser Bote zu ihm wie ein Bote nach neuen Gedanken. Doch natürlich weckte der Gedanke an die Eltern ihr Unruhe! Auch mochte die Eile, womit Alles gegangen, sie ängstlich gemacht haben, ganz gewiß, so war es; er begriff dies jetzt so gut, daß er sich in hohem Grade darüber wunderte, dies nicht früher begriffen zu haben — er beschleunigte seine Schritte, selbst auf ihn hatte das Zusammentreffen mit Mildrid ja zuerst den Eindruck eines Ueberfalls gemacht; was mußte nun nicht sie, ein Kind, still, zurückhaltend, wie das Haus der Eltern, empfinden, wenn sie plötzlich durch einen Sturm gegen das offene Meer geworfen würde? Und er ging noch schneller.

Während dieses Eilmarsches hüpfte Beret an seiner Seite, so viel wie möglich das Gesicht gegen ihn gekehrt. Er hatte dann und wann *ihre* großen Augen und flammenden Wangen erblickt; aber die Gedanken hatten einen zu dichten Kreis um ihn gebildet, er hatte sie nicht deutlich *gesehen* und zuletzt sah er sie gar nicht Er kehrte sich um, sie war ein gutes Stück hinter ihm zurückgeblieben, aber sie holperte hinter ihm her, *so* viel sie vermochte. Sie war zu stolz, zu sagen, daß sie diesen Marsch nicht aushalten könnte. Als er aber nun stehen blieb und wartete, bis sie endlich athemlos nachkam, standen die Thränen ihr in den Augen. „Ach! — gehe ich zu schnell?" Und er reichte ihr die Hand. Sie war so athemlos, daß sie nicht antworten konnte. „Wir wollen uns ein wenig niederlassen", sagte er und zog sie zu sich, „komm hierher!" Und er setzte sie neben sich nieder. Ihr Erröthen wurde womöglich noch stärker und sie wagte es nicht, ihn anzublicken; ihre Brust arbeitete, als solle sie zersprengt werden. „Ich bin so durstig!" waren die ersten Worte, welche sie hervorbringen konnte. Sie standen wieder auf und er schaute umher; aber es war kein Bach in der Nähe. „Wir müssen warten, bis wir weiter kommen", sagte er, „dort ist ein Bach; es könnte Dir auch schaden, wenn Du jetzt tränkest." Er setzte sich wieder und sie folgte seinem Beispiel. „Ich sprang den ganzen Weg hierher", sagte sie, um sich zu entschuldigen. „Auch habe ich nicht zu Mittag gegessen", fügte sie nach einer Weile hinzu, „auch habe ich diese Nacht nicht geschlafen." Anstatt Theilnahme zu äußern, fragte er schnell: „So hat wol auch Mildrid nicht zu Mittag gegessen und vielleicht auch diese Nacht nicht geschlafen?" — „Mildrid hat gewiß auch die vorige Nacht nicht geschlafen und so weit ich weiß, hat sie auch nichts genossen. Nein, nein" — sie dachte ein wenig nach — „nie hat sie so lange nichts gegessen!" — Er stand auf. „Kannst Du nun weiter gehen?" — „Ich denke wol." Und er nahm sie bei der Hand, der eilige Marsch begann von Neuem. Bald sah er, daß sie auf die Weise den Marsch nicht fortsetzen könnte, er zog daher seine Jacke aus, gab sie ihr und nahm sie auf den Arm, um sie zu — tragen. Sie wollte dies nun freilich nicht dulden. Aber er trug sie so leicht von dannen, daß sie sich darein ergab und sich an seinem Hemdkragen festhielt. Ihn selbst zu berühren, wagte sie nicht. Nach einer Weile meinte sie sich nun hinreichend ausgeruht zu haben, sie werde schon brav wieder laufen können.

Er setzte sie nieder, hing seine Jacke über die Flinte und dann wieder vorwärts! Am Bache ruhten sie eine Weile, ehe sie trank Als sie sich erhob, lächelte er und schaute sie an. „Du bist ein schmuckes, kleines Mädel!"

Der Tag ward zur Dämmerung, als sie bei der Sennhütte ankamen. Sie suchten Mildrid vergebens, sowol dort, als vor der Felswand; ihre Rufe verhallten in der Ferne und Beide erschraken, als Hans bemerkte, daß der Hund irgend Etwas gefunden, was er beroch. Sie liefen dorthin. Es war ein Tuch, welches ihr gehörte. Sogleich gab Hans dem Hund ein Zeichen, daß er die Besitzerin des Tuches aufsuchen

solle, und nun eilte dieser voraus. Sie folgten ihm über den Felsenkamm nach der andern Seite, also hinunter nach dem Thal von Tingvold. Sollte sie nach Hause gegangen sein? Beret erwähnte ihre unvorsichtige Frage und deren Folgen und Hans antwortete, daß er sich das denken könne! Beret konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Sollten sie ihr dorthin folgen? Beret rief: „Ja, ja!"

Sie wußte sich kaum zu fassen. Sie mußten nun zuerst nach der benachbarten Sennhütte, um dort Hülfe zu finden zur vorläufigen Bewachung des Viehs. Als sie noch darüber redeten und beständig dem Hunde folgten, sahen sie, daß er stehen blieb und sich schwanzwedelnd umsah. Sie eilten dorthin und — da lag Mildrid! Das Antlitz ruhte auf dem Arm und war halb gegen die Haide gewandt. Sie traten leise näher, der Hund beleckte ihr Hand und Wangen, sie strich sich darüber und nahm eine andere Lage an, erwachte jedoch nicht. „Störe nicht ihren Schlummer!" flüsterte Hans; „und gehe Du hin und nimm das Vieh in Empfang; ich höre die Glöcklein!" Als Beret dahin laufen wollte, eilte er ihr nach. „Bringe etwas Speise mit Dir, wenn Du zurückkommst!" flüsterte er; darauf setzte er sich einige Schritte von ihr hin, ließ den Hund neben sich liegen und hielt ihm die Schnauze, damit er nicht bellen könne.

Der Abend war trübe, die Felswände und Bergflächen waren in Grau gehüllt. Ringsum war tiefe Stille, man sah nicht einmal einen Vogel. Er legte sich auf den Rasen, die Schnauze des Hundes stets in der Hand haltend. Was verabredet werden sollte, wenn Mildrid erwachte, war schnell zu Ende gebracht. Die Zukunft war wolkenlos. Sorglos lag er da und schaute hinauf in den Himmel. Er wußte, daß ihre Begegnung ein Wunder sei; Gott selbst hatte ihnen gesagt, daß sie Hand in Hand durch's Leben gehen sollten. —

Er sann wieder nach über seine Verse zum Brautmarsch, Wonne lag gleichsam gedämpft über seiner Seele, er haschte die Gedanken, welche darin emportauchten.

Die Uhr mochte gegen Acht sein, als Beret mit Lebensmitteln zurückkam. Mildrid war noch nicht erwacht. Beret legte die mitgebrachten Sachen auf den Boden, schaute die Beiden eine Weile an und setzte sich dann in einiger Entfernung von den Anderen auf den Rasen. — Abermals verfloß eine Stunde, in welcher Zeit Beret sich oft erhob, um nicht auch einzuschlafen. Kurz nach Neun erwachte Mildrid. Sie regte sich einige Male, schlug endlich die Augen auf, sah, wo sie lag, erhob sich sitzend — und erblickte die Anderen. Sie war noch halbwegs schlaftrunken, weshalb sie nicht klar begriff, wo sie sei und was sie sah, bis Hans sich erhob und lächelnd zu ihr hinging, da streckte sie ihm beide Hände glückselig entgegen.

Er setzte sich an ihrer Seite nieder. „Hast Du ausgeschlafen, Mildrid?" — „Ja, ich habe ausgeschlafen." — „Bist Du jetzt hungrig?" — „Ja, ich bin hungrig." — Da kam Beret mit der Speise. Sie sah sie an und sah die Beiden. „Habe ich lange geschlafen?" sagte sie. „Ach —

ja; nun ist die Uhr wol Neun — siehe nur die Sonne!" — Erst jetzt schien sie sich auf Alles zu besinnen. — „Habt Ihr hier lange gesessen?" — „Ach, nein — aber iß Du nun!" Sie that es. „Du warst wol auf dem Wege nach dem Thale?" fragte Hans, indem er den Kopf vorbog. Sie erröthete. „Ja", flüsterte sie. — „Morgen, wenn Du recht ausgeschlafen hast, wollen wir Beide dort hinunter gehen." — Ihre Augen hingen an den seinigen, erst in Ueberraschung, später in stiller Dankbarkeit. Aber sie sagte nichts. Darauf schien sie lebendiger zu werden, sie fragte Beret, wo sie denn gewesen sei, und Beret erzählte, daß sie Hans aufgesucht habe und so weiter; Mildrid aß und hörte zu, und es war sichtlich, daß sie nun nach und nach in die alte Verzauberung hineinkam, es erheiterte sie, zu hören, daß der Hund sie gefunden und ihr das Gesicht beleckt, ohne daß sie erwacht sei. Mit Gier folgte nun der Hund jedem Bissen, den sie aß, weshalb sie den Rest mit ihm theilte.

Als sie fertig waren, gingen sie langsam nach der Sennhütte zurück — und bald darauf schlief Beret. Die Beiden setzten sich vor der Thür hin. Es fing an, ganz fein zu regnen, aber unter dem vorspringenden Dach achteten sie nicht darauf, der Nebel verdichtete sich rings um den Hüttenplatz, so daß sie wie in einem Zauberring dasaßen.

Der Abend war eher dunkel als hell. Leise Worte wurden gesprochen und jedes machte die Unterredung vertraulicher. Zum ersten Male konnten sie mit einander reden. Er bat so freundlich um Verzeihung, daß er vergessen gekonnt, wie sie in anderer Lage als er sei, da sie Eltern habe, mit denen sie sich berathen müsse. Sie gestand ihre Furcht und sagte, daß er der vorzüglichste Mensch sei unter Allen, die sie kenne, da er sich so recht selbst zu helfen wisse; dieses und was sie sonst von ihm gehört, habe — sie wollte nicht vollenden. Aber in ihrer lebendigen Freude redete Alles bis zu dem leisesten Athemzuge. Der erste feine Uebergang von Seele zu Seele begann, der, welcher bei Anderen oft vorausgeht und die erste Umarmung vorbereitet, der aber bei Diesen hinterherkam. Die ersten aufmerksamen Fragen schlichen sich hinüber in der Dämmerung, die ersten aufmerksamen Antworten kamen zurück. Beflügelt, weich wie Daunen, glitten die Worte über die Lippen und wurden so zurückgehaucht. Da fragte Mildrid endlich leise versuchend, allen Muth zusammenraffend, ob er nicht meine, daß sie sich oft seltsam betragen habe? „Nichts weniger", versicherte er, er habe das nicht ein einziges Mal gefunden. Ob er nicht bemerkt habe, daß sie gestern während der ganzen Zusammenkunft still geschwiegen? Er hatte es nicht bemerkt. Ob er sich nicht gewundert habe, daß sie zu den Eltern hinunterwolle? Nein, er habe das eben ganz richtig gefunden. Ob er denn nicht gefunden habe (sie wollte es Anfangs nicht sagen, endlich aber brachte sie es mit abgewandtem Gesicht und flüsternd heraus), daß sie allzu schnell dabei gewesen? Nein, er habe nur daran gedacht, wie wunderschön Alles zugegangen sei! — Was er aber gedacht habe, als sie bei der ersten Begegnung nur geweint? Freilich, damals begriff er es

nicht, nun aber wisse er, wie froh er sei, daß sie eben so und nicht anders sei.

Alle diese Antworten machten sie so glücklich, daß sie das Bedürfniß fühlte, allein zu sein, und als ob er auch dieses errathen habe, erhob er sich still und bat sie, sich ein wenig Schlaf zu gönnen. Sie stand auch auf. Er nickte und ging langsam nach dem Viehstall, wo er schlafen sollte; sie aber eilte nach ihrer Kammer, entkleidete sich und faltete dann, als sie im Bette war, ihre Hände, um Gott zu danken — ach, wie warm war dieser Dank! Sie dankte ihm für Hans, für seine Liebe, seine Nachsicht, seine Schönheit; sie hatte nicht Worte genug; sie dankte dann Gott für Alles, Alles mit einander, auch für den Schmerz in diesen beiden Tagen, wie hatte er nicht gerade die Freude groß gemacht! — Sie dankte für die Einsamkeit auf dem Gebirge in diesen Stunden und bat Gott, mit ihr zu sein, wenn sie es nun verließe und hinab zu den Eltern gehe — dann wandte sich ihr Gedanke wieder dem Hans zu, sie dankte daß er ihr geschenkt sei; wie innig dieser Dank! —

Als sie am nächsten Morgen herauskam — Beret schlief noch — stand Hans auf dem Hofplatz, der Hund hatte Prügel bekommen, er hatte ein Schneehuhn beunruhigt, und wollte sich jetzt wieder einschmeicheln. Als Hans Mildrid sah, löste er den Hund aus der Verbannung; er sprang an ihm und an ihr empor, bellte und grüßte und war ein lebendiger Ausdruck ihres eigenen morgenhellen Glückes. Hans half ihr und den Hirtenbuben bei den Geschäften des Morgens und als sie endlich am Tische saßen, um zu essen, war Beret auch aufgestanden. Wenn Hans Beret ansah, erröthete sie jedes Mal und als Mildrid nach Tische mit seiner Uhrkette spielte, während sie mit ihm redete, eilte Beret hinaus. Es war schwer, sie zu finden, als sie endlich gehen sollten.

„Höre, Mildrid", sagte er, als sie eine Strecke gegangen waren indem er näher kam und langsamer ging, „ich habe an etwas gedacht, was ich gestern zu sagen vergaß" — die Stimme klang so ernst, daß sie ihn ansah, er redete langsam und ohne sie anzusehen — „ich wollte Dich bitten, daß Du — wenn es Gottes Wille ist, daß wir Beide vereint werden — daß Du — nach der Hochzeit mit in mein Haus ziehst." Sie erröthete und antwortete endlich ausweichend: „Was wird Vater und Mutter dazu sagen?" Er ging eine Strecke, ehe er antwortete: „Ich dachte nicht, daß deren Meinung so wichtig sei, wenn nur wir Beide einig seien." Es war das erste Mal, daß er etwas sagte, was ihr wehe that. Sie antwortete nicht. Er schien auf sie zu warten und fügte endlich leiser hinzu: „Ich wollte, daß wir Beide nur für einander da sein sollten, uns an einander gewöhnen." Sie begriff ihn nun besser; vermochte jedoch nicht zu antworten. Er ging wie zuvor, langsam und ohne sie anzusehen, nun schwieg er ganz. Sie fühlte sich beklemmt und sah forschend zu ihm empor Er war ganz bleich. „Aber Hans!" rief sie aus und blieb stehen, ohne es selbst zu wissen. Hans blieb auch stehen, schaute sie flüchtig an und suchte dann etwas an der Flinte,

welche er niedergesetzt hatte. „Kannst Du nicht mit nach meinem Hause kommen?“ Die Stimme war gedämpft, aber der Blick strahlte auf einmal voll und fest. „Ja, das kann ich!“ beeilte sie sich zu antworten. Ihre Augen ruhten gelassen in den seinigen. Ein Erröthen flog über seine Wangen, er nahm die Flinte in die linke Hand und reichte ihr die rechte. „Habe Dank!“ flüsterte er und drückte kräftig ihre Hand. Sie gingen weiter.

Den einzigen Gedanken, den dies in ihr weckte, spann sie bei sich weiter aus und schließlich konnte sie ihn nicht zurückhalten. „Du kennst meine Eltern nicht.“ Er ging eine Strecke, ehe er antwortete: „Nein — wenn Du aber mit nach meinem Hause gehst, so bekomme ich Zeit, sie kennen zu lernen.“ — „Sie sind so gut!“ fügte sie hinzu. — „Das habe ich Alle sagen hören.“ Er sagte dies bestimmt, aber kalt.

Ehe sie denken oder etwas mehr sagen konnte, fing er an zu erzählen von seinem Besitzthum, von seinen Schwestern, von der Noth, aus welcher sie sich emporgearbeitet, von der Geschicklichkeit, Treue und Heiterkeit seiner Geschwister, von den Reisenden und der Arbeit, welche sie verursachten, von den Häusern und besonders von dem neuen Gebäude, welches er nun sofort aufführen wollte und welches für sie Beide bestimmt sein sollte. Sie sollte dann die Oberaufsicht haben, aber auch Hülfe zu Allem, ja, Jeder werde sie auf den Händen tragen und er nicht am wenigsten! Unter dieser Rede beschleunigten sie ihre Schritte, er sprach mit Wärme, kam ihr näher und ging zuletzt mit ihrer Hand in der seinigen.

In der That, seine Liebe zu seinem Besitz und zu den Seinigen machte Eindruck auf sie und das Unbekannte zog an; aber es war auch etwas Anderes da, etwas, was als Unrecht gegen ihre herzensguten Eltern erscheinen mußte; sie fing daher wieder an: „Höre, Hans, die Mutter, und besonders der Vater, sind schon alte Leute, sie haben viel gelitten, sie bedürfen der Hülfe, sie sind sehr strebsam gewesen; und“ — sie wollte oder konnte nicht mehr sagen. Er ging langsamer und sah sie gelassen an. „Mildrid, Du meinst, daß sie den Bauernhof Dir bestimmt haben?“ Sie erröthete, antwortete aber nicht. — „Nun, ja — in der Zeit die Sorge *); wollen sie uns einmal zur Ablösung haben, so sind sie es, die uns darum bitten sollen.“ — Er sagte dies nicht lieblos, aber sie fühlte sehr wohl, was darin lag. Vorsichtig, wie sie war, und gewohnt die Gedanken Anderer vor ihren eigenen zu fühlen, beugte sie sich. Aber nach einer Weile kamen sie so weit, daß sie Tingvold drunten liegen sahen. Da schaute sie erst hinab auf ihre Heimat und dann auf ihn, als solle jene nun selbst reden! Die großen hellen Hügelebenen in einem Ringe von Wald, die Häuser still in der Halbsonne, aber groß und stark, nahmen sich herrlich aus; das Thal lag tiefer, der Fluß schlängelte sich brausend durch dasselbe, Gehöft bei Gehöft unten auf der Ebene und weiter an der andern Gebirgsseite, und Gehöft bei Gehöft auf dieser Seite, aber keines, schlechterdings keines, wie — Tingvold,

*) Nordisches Sprichwort.

keines so blühend, keines so stattlich vor dem Auge, keines so geborgen in seiner eigenen Traulichkeit und doch so glänzend nach allen Seiten! Als sie sah, daß der Anblick ihn ergriff, erröthete sie vor Freuden: „Freilich", antwortete er, „Tingvold ist ein schöner Besitz, er hat kaum seines Gleichen." Er lächelte und bog sich nieder, „aber ich halte doch mehr von Dir, Mildrid, als von Tingvold — vielleicht hältst auch Du mehr von mir, als von Tingvold?" — Wenn er die Frage nun so stellte, so konnte sie ja blos schweigen; er sah übrigens so fröhlich aus, und er setzte sich und sie an seine Seite, „nun werde ich Dir etwas vorsingen" flüsterte er.

Ganz beglückt sagte sie: „Ich habe Dich nie singen hören!" — „Freilich, nein, und Du mußt auch nicht glauben, daß viel daran ist, wenn die Leute mich auch loben; es ist eben nichts weiter, als daß ich fühle, wenn ich singen muß." — Nachdem er nun eine Weile sinnend dagesessen, sang er nach der Melodie des Brautmarsches der Familie ein Brautlied. Er sang ganz leise, aber einen solchen Jubel in der Stimme hatte sie nie gehört. — Das Haus lag nun vor ihnen, wo ihre Brautfahrt beginnen sollte, sie folgte mit den Augen dem Wege bis nach der Brücke über den Fluß, folgte dann der Straße nach der andern Seite, nach der Kirche in einem Birkenwalde, hoch oben auf einer Anhöhe und umgeben von einer Gruppe von Gehöften. Das Bild war nicht strahlend, denn der Tag war nicht klar; so aber verschmolz es am besten mit dem verschleierten Zukunftsbilde in ihrem Innern. Ach, wie viele hundert Male hatte sie nicht diese Brautfahrt in ihren Gedanken gemacht, nur freilich ohne zu wissen mit wem? Wort und Ton bezauberte sie, die eigenthümliche warme, stille Stimme lockte den tiefsten Inhalt ihrer Seele hervor, ihre Augen waren feucht, aber sie weinte nicht, sie lachte auch nicht; mit der Hand auf der seinigen saß sie still da und sah nun ihn an und dann wieder hinunter in's Thal. Als nun gerade Rauch aus dem Schornstein von dem ersten Feuer unter den Mittagskochgefäßen aufstieg, war es wie eine Mahnung; sie wandte sich um und zeigte hinunter. Hans war nun fertig mit seinem Liede, blieb jedoch sitzen und schaute hinunter.

Nach einer Weile waren sie wieder auf der Wanderung hinunter durch den Birkenwald; Hans hatte seine Plage mit dem Hunde, der sich nicht still halten wollte. Mildrid's Herz fing an zu klopfen. Er verabredete mit ihr, daß er sich in der Nähe aufhalten sollte, sie müßte allein vorausgehen; er trug sie über einige sumpfige Stellen und fühlte dabei, daß ihre Hand in Schweiß gebadet sei. „Denke nicht darüber nach, was Du sagen sollst", flüsterte er, „rede wie der Augenblick Dir's eingiebt." Sie antwortete nicht mit einem Laute, auch sah sie ihn nicht an. Sie kamen aus dem Walde, welcher auf dieser Seite aus großen ernsten Tannen bestand, wo sie langsam gegangen waren, während er flüsternd von der Bewerbung ihres Urgroßvaters um seine Muhme Aslaug erzählte. Es waren dies alte wunderliche Geschichten, welche sie nur halb hörte, die sie aber doch stärkten. Sie kamen nun aus dem

Walde in die Lichtung der Wiesen und Aecker und nun schwieg auch er, nun schaute sie ihn an und ihre Furcht war so sichtbar und groß, daß auch ihm gar nicht wohl dabei zu Muthe ward. Er fand kein Wort zur Hülfe; die Sache war zu sehr seine eigene. Sie gingen neben einander. Einiges Gebüsch vor den Häusern verbarg sie vor den Bewohnern. Als sie so weit gekommen, daß er meinte, nun müsse sie allein weiter gehen, pfiff er leise dem Hunde und das faßte sie als ein Zeichen auf, daß sie sich nun trennen müßten. Sie blieb stehen und sah so unglücklich verlassen aus, daß er flüstern mußte: „Ich werde jetzt hier für Dich beten, Mildrid — und dann werde ich kommen, wenn Du meiner bedarfst."

Sie dankte ihm mit den Augen, aber halb geistesabwesend; denn sie konnte weder recht denken, noch sehen, und dann ging sie. Als sie weiter kam, konnte sie gerade hinunter in das große Zimmer des Wohnhauses sehen, ja quer durch dasselbe, denn es hatte Fenster auf beiden Seiten, sowol nach dem Walde, als nach dem Dorfe hinaus, das Zimmer war außerordentlich groß. Hans setzte sich, den Hund neben sich, an einer Stelle hin, wo er gleich ihr Alles im Zimmer überschauen konnte, das noch leer war. Sie sah sich noch einmal um; als sie bei einem Nebengebäude angekommen war, nickte er ihr zu. Sie bog nun um die Ecke und ging in den Hofraum hinein.

Dort stand Alles in der alten gewohnten Ordnung, Stille überall. Einige Hühner spazierten auf einer kleinen Brücke umher. Gegen die Mauer des Vorrathshauses links war eine Garnwinde gestellt; das war die einzige Veränderung seit sie abwesend war. Sie wollte nicht rechts abbiegen nach dem Zimmer der Großmutter, ein solcher Aufschub vor der Begegnung mit den Eltern würde der Furcht entspringen; aber — mitten zwischen beiden Zimmern bei einem Holzblocke stand ihr Vater und setzte einen neuen Stiel in eine Axt. Er war in Hemdsärmeln, die Tragbänder über den Schultern, der Kopf war unbedeckt, das dünne, lange Haar wehte der Wind über die Stirn, ein leiser Wind fing gerade an aus dem Thale herzukommen. Der Vater sah wohl, ja beinahe fröhlich aus bei der Arbeit, so daß sein Anblick ihr Muth gab. Er bemerkte sie nicht, weil sie still und vorsichtig über das Steinpflaster hinschritt; sie flüsterte: „Guten Tag!" er schaute sie eine Weile verwundert an: „Liebes Kind, bist Du's? ist etwas vorgefallen?" fügte er schnell hinzu und forschte in ihrem Antlitz. — „Nein", sagte sie leicht erröthend, aber seine Augen blieben an den ihrigen hangen, die sie nicht aufzuschlagen wagte. Er setzte die Axt auf den Boden; „komm mit hinein zur Mutter", sagte er. Auf dem Wege dahin fragte er nach den Leuten auf der Bergweide und erhielt befriedigende Auskunft. „Nun sieht Hans uns ins Haus treten", dachte Mildrid, als sie auf einen offenen Platz zwischen verschiedenen Häusern kamen. Als sie im Zimmer waren, ging der Vater nach der Küchenthür und öffnete sie. „Du mußt hereinkommen, Mutter!" sagte er aus der Thür hinausrufend, „Mildrid ist vom Berge gekommen." — „Lieber, ist etwas vorgefallen?" ertönte eine Antwort aus der Küche. — „Nein", antwortete Mildrid hinter dem Vater und

ging nun selbst zur Mutter nach der Küche. Sie saß dort vor dem Herde und schälte Kartoffeln, welche sie in einen Grapen legte. Die Mutter schaute nun Mildrid eben so forschend an, wie es der Vater zuvor gethan, und es hatte dieselbe Wirkung. Astrid stand auf, stellte die Schüsseln hin und ging zur Thür nach der andern Seite, sagte dann einige Worte, kam dann wieder, nahm die Küchenschürze ab, säuberte ihre Hände und ging nun mit den Anderen nach dem Zimmer.

Mildrid kannte ihre Eltern, sie wußte daher, was diese Vorbereitungen bedeuteten, nämlich: daß sie selbst etwas nicht Gewöhnliches erwarteten. Ihr Muth war nicht groß zuvor und jetzt ward er noch kleiner. Der Vater setzte sich auf den Hochsitz, also gerade bei dem fernsten der Fenster, welche nach dem Dorfe hinaussahen, die Mutter setzte sich auf eine Bank näher der Küche, Mildrid nahm Platz auf der langen Bank vor dem Tische. Dort konnte Hans sie sehen; er konnte auch dem Vater gerade in's Gesicht sehen, aber kaum der Mutter. Die Mutter fragte gleich dem Vater nach der Wirthschaft in der Sennhütte, sie erhielt einen gleichen Bescheid und noch etwas mehr, denn sie fragte genauer. Obwol die beiden Theile sichtlich die Unterredung in die Länge zogen, war das Thema doch bald erschöpft. In der Stille, welche eintrat, schauten beide Eltern auf Mildrid. Sie wich ihrem Blicke aus und fragte nach Neuigkeiten vom Dorfe. Obwol nun dies Capitel so weit als möglich ausgesponnen wurde, nahm es doch auch ein Ende. Dieselbe Stille, dieselben erwartungsvollen Augen auf die Tochter gerichtet. Diese hatte nichts mehr, wonach sie fragen konnte und fing deshalb an mit der flachen Hand auf die Bank zu streichen, worauf sie saß. „Bist Du bei Großmutter gewesen?" fragte die Mutter, von Bangen erfaßt. — „Nein, das sei sie nicht." Es war dies ein Geständniß, daß die Tochter also bei den Eltern irgend etwas wolle; es schien daher nicht geziemend, noch länger damit zurückzuhalten. — „Ich hätte wol etwas, was ich Euch zu sagen schuldig bin", brachte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen und unter beständigem Farbenwechsel hervor. Die Eltern sahen einander bekümmert an. Mildrid erhob den Kopf mit einem großen flehenden Blicke. „Was ist es, mein Kind?" forschte die Mutter voll Angst. — „Ich bin verlobt", sagte Mildrid, ließ den Kopf sinken und brach in Thränen aus. Kein betäubenderer Schlag hätte innerhalb des stillen Ringes fallen können. Bleich und sprachlos sahen die Eltern einander an. Die zuverlässige, gesetzte Mildrid, deren vorsichtiges und gehorsames Wesen den Eltern so oft heiße Dankgebete entpreßt, hatte ohne *ihren* Rath, ohne *ihr* Wissen den wichtigsten Schritt des Lebens vorgenommen, und zwar den, welcher auch die Vergangenheit und Zukunft der *Eltern* entscheiden sollte. Mildrid errieth instinctmäßig jeden ihrer Gedanken und die Furcht hemmte ihre Thränen. Milde und gelassen fragte der Vater: „Und mit wem ist es denn, mein Kind?" — Nach kurzer Stille kam die Antwort flüsternd: „Es ist mit Hans Haugen." Irgend ein Name oder eine Begebenheit von Haugen war in mehr als zwanzig Jahren wol in diesem Zimmer nicht genannt

worden. Nach der Auffassung der Eltern war von Haugen nur Böses über ihr Haus gekommen. Mildrid errieth abermals ihre Gedanken. Unbeweglich saß sie da, ihr Urtheil erwartend. Abermals milde und gelassen sagte der Vater: „Wir kennen diesen Mann nicht, weder ich, noch Deine Mutter. Auch wußten wir nicht, daß Du ihn kanntest.“ — „Nein, auch ich kannte ihn nicht“, sagte Mildrid. Die erstaunten Eltern sahen einander an. „Wie ging denn dies zu?“ Es war die Mutter, welche fragte — „Ja, das weiß ich selbst nicht“, sagte Mildrid. — „Aber, liebes Kind, man muß sich doch beherrschen können.“ Mildrid antwortete nicht — „Wir glaubten“, fügte der Vater kleinmüthig hinzu, „daß wir auf Dich vertrauen könnten.“ Mildrid antwortete nicht. — „Aber wie ging es denn zu?“ wiederholte die Mutter eifriger, „Du mußt es doch wissen?“ — „Nein, ich weiß es nicht . . . ich weiß blos, daß ich nichts dabei thun konnte, nein, das konnte ich nicht“; sie hielt sich mit beiden Händen an der Bank fest. — „Gott tröste und bessere Dich, was ist doch plötzlich über Dich gekommen?“ — Mildrid antwortete nicht. Da dämpfte abermals der Vater die Unterredung. Mit freundlicher Ruhe fragte er: „Warum sprachst Du nicht mit Einem von uns, mein Kind?“ Auch die Mutter sagte mit stillem Vorwurf: „Du weißt, wie viel wir von den Kindern halten; wir, welche so einsam gelebt haben — und, wir dürfen es wol sagen, besonders von Dir, Mildrid; denn Du bist uns am meisten gewesen.“ — Mildrid fühlte den Platz nicht mehr, worauf sie saß. „Ach, wir glaubten nicht, daß Du uns so verlassen würdest.“ Es war der Vater, der dies sagte. Waren die Worte auch fast lautlos, so thaten sie doch nicht minder weh. „Ich will Euch nicht verlassen“, stammelte sie. — „Das darfst Du nicht sagen“, antwortete er ernster als zuvor, „denn Du hast uns ja bereits verlassen.“ Mildrid fühlte, daß dies wahr sei; und doch war es auch **nicht** wahr; sie vermochte es nicht zu entwirren. Die Mutter sagte: „Was hat es uns nun genützt, daß wir ein liebevolles und gottesfürchtiges Leben mit unseren Kindern geführt haben? In der ersten Probe“ — sie wollte, die Tochter zu schonen, nicht vollenden, aber nun konnte Mildrid es nicht länger aushalten. „Ich will Euch nicht verlassen . . . ich will Euch nicht weh' thun . . . ich konnte blos nicht, nein, ich konnte nicht!“ sie warf sich über den Tisch auf ihren Arm, das Gesicht gegen den Vater gewandt, und schluchzte.

Weder der Vater noch die Mutter waren im Stande, ein Wort des Vorwurfs zu der Reue zu fügen, welche sie zu empfinden schien. Deshalb trat tiefe Stille ein. Sie hätte lange dauern können; aber Hans Haugen sah von seinem Platze, daß sie jetzt seiner Hülfe bedürfe. Sein Jägerauge hatte jede Miene beobachtet, hatte die Lippen sich bewegen sehen, hatte ihren stillen Kampf bemerkt und sah sie sich jetzt über den Tisch werfen. Da sprang er auf, bald hörte man im Zimmer seinen leichten Schritt. Er klopfte, Alles sah auf, aber Niemand sagte „herein!“ Mildrid erhob sich halb erröthend unter Thränen, die Thür öffnete sich, Hans mit der Flinte und dem Hunde stand bleich, aber

ruhig in derselben, kehrte sich um und schloß sie, während der Hund schmeichelnd auf Mildrid zueilte. Hans war so vertieft gewesen, daß er nicht bemerkt hatte, daß der Hund ihm folgte.

„Guten Tag", sagte er. Mildrid sank wieder auf die Bank nieder, athmete tief und sah ihn wie eine Befreite an; ihre Furcht, ihr böses Gewissen waren verschwunden, sie hatte ja Recht, ja, sie hatte Recht, nun mochte kommen, was Gott wollte!

Niemand hatte seinen Gruß beantwortet, auch bat ihn Niemand näher zu treten. „Ich bin Hans Haugen", sagte er leise, setzte die Flinte auf den Boden und blieb stehen, sie in der Hand haltend. Nachdem die Eltern sich verschiedene Blicke zugeworfen, fuhr er fort, aber wie im Kampfe: „Ich begleitete Mildrid hierher; denn wenn sie unrecht gehandelt, so liegt die Schuld an mir." — Nun mußte doch etwas gesagt werden; die Mutter sah den Vater an und dieser sagte endlich: dies Alles sei ohne ihr Wissen geschehen und Mildrid könne ihnen auch keine Erklärung geben, wie es zugegangen sei. Hans antwortete, eine solche könne auch er nicht geben. „Ich bin kein Knabe", sagte er, „denn ich bin achtundzwanzig Jahre alt; aber dennoch ging es so zu, daß ich, dem sonst nie ein Mädchen gefiel, ja, daß ich nicht mehr an etwas Anderes in der Welt denken konnte von dem Augenblicke an, wo ich sie gesehen. Wenn sie „Nein" gesagt hätte — wahrhaftig, ich weiß nicht — ich glaube, das Leben wäre mir dann nicht viel mehr werth gewesen." — Er hatte dies so ruhig und ehrlich gesagt, daß es wohlthuend war; Mildrid bebte, denn sie fühlte, daß die Sache nun ein anderes Aussehen erhielt. Er hatte seine Mütze auf dem Kopfe, denn in jenem Thale war es nicht Sitte, daß ein Reisender sie abnahm, wenn er eintrat; nun aber nahm er sie unwillkürlich ab und hängte sie über den Gewehrlauf, indem er die Hände darüber hielt. Es war etwas an dem ganzen jungen Manne, was zur Höflichkeit aufforderte. „Mildrid ist so jung", sagte die Mutter. „Niemand von uns hat gedacht, daß sie bereits jetzt sich verloben sollte." — „Das mag wahr sein; — dafür bin ich denn so viel älter", antwortete er, „und die Wirthschaft zu Hause bei mir ist nicht so groß, die greift nicht an — und Hülfe habe ich genug." Die Eltern sahen erst einander an, dann schauten sie auf Mildrid und dann auf ihn. „Sollte sie also zu Dir ziehen?" fragte der Vater ungläubig und fast mit etwas Ironie. — „Ja wol", sagte Hans; „ich freie ja nicht um den Hof hier!" Er wurde roth im Gesicht und ähnlich ging es Mildrid.

Wenn der Hof mit allen seinen Gebäuden in die Erde gesunken wäre, so würden die Eltern nicht in größeres Erstaunen gerathen sein, als nun, wo er verschmäht wurde — und dadurch, daß Mildrid schwieg, zeigte sie, daß sie derselben Meinung sei. Dennoch setzte dieser Beschluß der Jungen die Eltern unwillkürlich etwas außerhalb der eigentlichen Entscheidung; sie fühlten sich gedemüthigt. „Und Du sagtest, daß Du uns nicht verlassen wolltest?" bemerkte die Mutter in stillem Vorwurf, und dies traf in's Herz, aber Hans kam ihr zu Hülfe. — „Euch verlassen? Jedes Kind, welches sich verheirathet, muß seine Eltern ja wol verlassen";

er lächelte und fügte freundlich hinzu: „Die Reise wird nicht lang, es sind nur etwas über dreiviertel Meile von hier nach Haugen.“

Es sind nicht eigentlich die Worte, worauf es bei solcher Gelegenheit ankommt, die Gedanken wissen trotz ihnen ihren Weg zu finden; die Eltern fühlten sich verlassen, ja verrathen durch den Beschluß der Jungen. Daß man auf Haugen gut leben konnte, wußten sie wohl; die Reisenden hatten diesem Orte Ansehen gegeben. Man hatte dann und wann in den Blättern etwas darüber gelesen — aber Haugen war doch Haugen, und daß Mildrid, ihr liebstes Kind, die Reise des Geschlechtes nach Haugen zurück machen sollte, nein, das war doch zu viel! Unter solchen Umständen würden Andere vielleicht zornig geworden sein, aber diese Beiden wünschten am liebsten ganz still Demjenigen auszuweichen, was ihnen nicht gefiel. Sie wechselten daher einen Blick des Verständnisses und der Vater sagte gelassen: „Es ist zu viel auf ein Mal und wir können noch nicht darauf antworten.“ — „Nein“, sagte auch die Mutter, „wir waren nicht auf so wichtige Nachrichten gefaßt — und auch nicht darauf, sie in der Weise zu bekommen.“ Hans schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Allerdings hätte Mildrid erst ihre Eltern fragen sollen; wenn nun aber Niemand von uns etwas davon wußte, ehe es zu spät war? So ging es nämlich zu. Wir konnten dann nichts Anderes thun, als gleich kommen, alle Beide, und das haben wir gethan. — Ihr müßt es nun nicht zu strenge nehmen.“

Hierauf war im Grunde nichts zu erwiedern und seine ruhige Haltung ließ seine Worte nur noch wahrer erscheinen. Im Ganzen fühlte der Vater, daß er ihm nicht gewachsen sei und da er wenig Zutrauen zu sich selbst hatte, wünschte er um so mehr zum Ende zu kommen. „Wir kennen Dich nicht“, sagte er und sah die Frau an; „wir müssen Bedenkzeit haben.“ — „Ja, freilich“, meinte Astrid, „wir müssen doch Den kennen, dem wir unser Kind geben sollen.“ Mildrid fühlte die Kränkung, die in diesen Worten lag, aber sie schaute bittend auf Hans. „Das ist wahr“, antwortete Hans und fing an die Flinte unter der einen Hand zu drehen — „obgleich ich nicht glaube, daß Viele in dieser Gegend bekannter sind, als ich. Aber vielleicht hat Jemand schlecht von mir gesprochen“; er schaute sie an. Mildrid war verlegen um der Eltern wegen und diese fühlten selbst daß sie vielleicht Mißtrauen bei ihm geweckt haben könnten, das aber wollten sie nicht. „Nein, wir haben nichts Schlechtes von Dir gehört“, sagten daher Beide auf einmal und die Mutter fügte schnell hinzu, daß sie durchaus nichts von ihm gewußt hätten, sie hatten sich ja wirklich nie um die Bewohner auf Haugen gekümmert. — Erst als das über ihre Lippen gekommen war, begriff sie, daß sie sich nicht glücklich ausgedrückt habe und sie merkte, daß sowol ihr Mann als Mildrid gleicher Ansicht seien. Die Antwort ließ eine Weile auf sich warten. — „Haben die Verwandten auf Tingvold sich nicht um die auf Haugen gekümmert, so ist das nicht unsere Schuld — denn wir sind bis auf die letzten Jahre arme Leute gewesen.“ In diesen wenigen Worten lag ein Vorwurf, dessen Wahrheit alle Drei

empfanden und zwar sehr tief, aber ehedem war es nie weder dem Manne noch der Frau eingefallen (scheu und in Trauer versunken, wie sie waren), daß sie in der Beziehung vielleicht eine Pflicht versäumt hätten; nie hatten sie früher darüber nachgedacht, daß die armen Verwandten auf Haugen ja doch ihr Mißgeschick nicht selbst verschuldet und deshalb nicht darunter leiden dürften. Betroffen schielten sie nach einander hin und empfanden dann aufrichtige Scham. Hans hatte mit Bescheidenheit gesprochen und zwar trotzdem, daß die Antwort der Frau ihn gereizt haben mußte. Beide fühlten daher, daß sie einen braven Kerl vor sich hätten und daß hier in zweifacher Weise etwas wieder gut zu machen sei. So geschah es, daß der Vater sagte: „Wir wollen uns ein wenig mehr Zeit nehmen: kannst Du nicht hier bleiben und mit uns zu Mittag essen? Dann können wir mehr mit einander reden.“ — „Ja wol, Du mußt mit in's Wohnzimmer kommen“, fügte die Mutter hinzu, während sie sich erhob.

Hans setzte die Flinte mit der Mütze darauf weg und ging nach der Bank, auf welcher Mildrid saß. Sie stand sogleich auf, ohne zu wissen warum; die Mutter sagte, es sei nöthig, daß sie jetzt in der Küche nachsehe und ging daher. Der Vater schien ihr folgen zu wollen, aber Mildrid wünschte nicht mit Hans allein zu sein, so lange die Eltern ihre Einwilligung verweigerten, sie ging daher nach der andern Thür; später sahen sie sie über den Hof nach dem Zimmer der Großmutter gehen; nun konnte also der Vater den Hans nicht allein lassen, er kehrte daher um und setzte sich hin.

Die beiden Männer redeten mit einander von gleichgiltigen Dingen, zuerst von der Jagd und von der Wirthschaft auf dem Gebirge in den Sennhütten, vom Verdienste dabei und dergleichen mehr. Dann wurden Haugen und die Reisenden so wie die Wirthschaft daselbst besprochen. Die Aeußerungen des Hans gaben dem Vater die Ueberzeugung, daß auf Haugen jetzt Wohlstand und viel Leben zu finden sei. Die Mutter kam dann und wann herein, beschäftigt mit Zubereitungen zum Mittage, so daß sie Manches hörte, und man konnte den beiden Alten ansehen, daß ihre Scheu sich verlor und daß sie sich allmälig etwas sicherer fühlten, denn die Fragen kamen der Hauptsache etwas näher.

Das gewandte Wesen des Hans wurde von den Eltern bemerkt, als sie zusammen nun zu Mittag aßen. Hans saß der Mutter und Mildrid gegenüber, der Vater saß am Ende des Tisches auf dem Hochsitze. Die Dienstleute hatten bereits in der Küche gespeist, was der Bauer und seine Frau sonst gemeinsam mit ihnen dort zu thun pflegten. An diesem Tage wollten sie aber Hans den Leuten nicht vorstellen Bei Tische fühlte Mildrid, daß die Mutter sie ansah, wenn Hans lächelte. Sein Gesicht hatte ein ernstes Gepräge, welches aber von Güte zeugte wenn er lächelte. Sie zog daraus vortheilhafte Schlüsse auf seinen Charakter. Ruhig war sie doch noch nicht; ja, die bange Stimmung im Zimmer lastete auf ihr, so daß sie sich wegwünschte, weshalb sie nach Beendigung des Mittagsessens zur Großmutter ging.

Die Männer machten einen Spaziergang über die Felder des Bauerngutes, vermieden jedoch den Ort, wo die Dienstleute sich befanden, und auch den, wo die Großmutter sie sehen konnte. Als sie später sich wieder im Zimmer niedersetzten, kam auch die Mutter von der Küche herein. Die Unterredung wurde allmälig vertraulicher und als der Abend dämmerte, und zwar nicht eher, erkühnte die Mutter sich endlich, ihn zu bitten, zu erzählen, wie er und Mildrid sich denn eigentlich gefunden. Selbst Mildrid habe ja keinen Aufschluß darüber geben können. Vielleicht entsprang diese Frage lediglich weiblicher Neugierde; dem Hans aber war sie außerordentlich willkommen.

Er erzählte ausführlich und mit großer Freude; die Alten wurden fast sogleich mit hingerissen. Als er nun aber zu dem gestrigen Tage kam, zu Beret, welche ihn in Eilmärschen herbeiholte, weil sie sah, daß Mildrid um der Eltern willen sich in Seelenangst befinde, und er dann zu Mildrid selbst kam und ihre steigende Reue schilderte, darüber nämlich, daß die Eltern nichts wüßten; als er ihre Flucht hinunter zu ihnen schilderte und wie sie, erschöpft an Seele und Leib, sich hatte ausruhen müssen und eingeschlafen war, verlassen und unglücklich — da fühlten die Alten, daß sie nun ihr Kind wieder erkennen könnten. Es fand sich denn auch besonders bei der Mutter ein Gefühl ein, daß sie zu streng gegen die Tochter gewesen sei.

Als nun aber der junge Mann von Mildrid erzählte, erzählte er ja auch, ohne es zu wissen, von sich selbst; denn seine Liebe zu Mildrid leuchtete aus jedem seiner Worte hervor und machte die Eltern froh. Er fühlte das zuletzt und wurde selbst fröhlich und die Beiden, denen eine solche schlichte Frische und Kraft ungewohnt waren, empfanden wirkliches Glück. Dies Gefühl ward stärker, so daß die Mutter ihn unwillkürlich lächelnd fragte: „Ihr seid wol schon mit den Vorbereitungen zur Hochzeit fertig, Ihr Beiden, ehe eines von uns gefragt ist?“ und Hans antwortete wie die Gelegenheit es mit sich brachte, indem er eine einzelne Zeile seines Brautmarsches trällerte:

„Spiel' was auf, spiel' was auf, denn wir haben Eil',
Ich und Du!“

und lachte; aber war bescheiden genug sogleich von etwas Anderen zu reden. Zufällig sah er Astrid an und bemerkte, daß sie erblaßt war. Instinctmäßig fühlte er, daß er ein großes Versehen begangen dadurch, daß er an diese Melodie erinnerte. Endrid schaute voll Bangen auf die Gattin, welche in Aufregung gerathen war, die dermaßen stieg, daß sie es im Zimmer nicht aushalten konnte, sondern aufstand und hinaus ging.

„Da hab' ich wol einen Mißgriff begangen“, sagte Hans erschreckt. Der Mann antwortete nicht. Ganz unglücklich stand Hans auf, um der Mutter zu folgen und sich zu entschuldigen, setzte sich aber doch wieder nieder, indem er versicherte, daß er durchaus nichts Böses im Sinne gehabt habe. „Ach, Du könntest sie wol nicht so genau kennen und es wieder gut machen.“ Er hatte ein so großes Vertrauen zu diesem

Manne gefaßt, daß er ihn um Alles bitten mochte. Aber Endrid antwortete: „Nein, lasse sie das allein überwinden, ich kenne sie." Hans jedoch, der sich kurz zuvor am höchsten Ziele seiner Wünsche geglaubt, fühlte sich nun in die tiefste Täuschung hinabgestürzt und konnte sich nicht beruhigen, wie sehr ihn auch der Vater zu trösten suchte. Der Hund half ihm, indem er herbeikam; denn Endrid fragte mit Ausdauer nach seinen Eigenschaften und erzählte nachher mit wirklicher Freude von einem Hunde, den er selbst gehabt und den er genau beobachtet, wie das bei einsamen Leuten gewöhnlich der Fall ist.

Astrid war vor die Hausthür hinausgegangen und hatte sich dort auf eine Bank niedergesetzt.

Das Vorhaben der Tochter bewirkte, daß der Brautmarsch noch stärker die wunden Erinnerungen ihres Herzens berührte. Sie selbst hatte sich nicht, wie die Tochter, einem Mann hingegeben, den sie liebte! Die Schande bei ihrer Fahrt nach der Kirche war ja gerecht gewesen und diese Schande und der Verlust der Kinder, die Leiden und der Kampf langer Jahre stürmten auf sie ein. Alle ihre Gebete, von diesen Schmerzen erlöst zu werden, hatten also nichts gefruchtet. Sie saß da in der heftigsten Aufregung! Unwillig, daß dies mit ihr geschehen konnte, stürzte sie sich, in Verzweiflung, abermals wieder in eine tiefe Selbstanklage hinein. Sie fühlte abermals den Hohn des Volkes über ihre falsche Kirchenfahrt, sie geißelte abermals ihre eigene Erbärmlichkeit, daß sie damals nicht ihre Thränen und jetzt nicht ihre Erinnerungen zu beherrschen wußte, daß sie durch ihren Mangel an Selbstbeherrschung oder ihre Unbändigkeit einen falschen Schein über ihre Eltern geworfen, ihre eigene Gesundheit erschüttert und dadurch die Kinder getödtet hatte, welche sie unter dem Herzen trug — und ferner, daß sie durch all' dies Unglück eines liebevollen Mannes Leben verbittert und eine Frömmigkeit erheuchelt habe, die sie nicht besaß; denn das wußte sie genau! Und nun abermals dieselbe Schwäche oder Unbändigkeit; sie war keinen Schritt weiter gekommen! Es ward ihr jetzt bewußt: verletzte Eitelkeit waren ihre Thränen bei der Kirche, war ihre verzehrende Bitterkeit gewesen, welche ihre Jugend und ihre Gesundheit als Mutter untergraben. Verletzte Eitelkeit war auch Das, was nun in ihr weinte; in jedem Augenblick konnte sie sie ihrem Gotte, ihrer ewigen und irdischen Seligkeit entreißen; so grenzenlos erbärmlich fühlte sie sich, daß sie nicht wagte, ihren Gott anzurufen, denn wie hatte sie ihn getäuscht! Aber warum, mußte sie sich selbst fragen, warum war sie gerade jetzt unterlegen? Jetzt, wo die Tochter in voller Wahrhaftigkeit, in überströmendem Glück sich hingegeben hatte? — Warum mußte sich gerade jetzt all' das Häßliche regen, was sich um ihren Sinn geschlungen hatte? Beneidete sie Mildrid? Beneidete sie ihre eigene Tochter? Nein, das that sie nicht, lebhaft fühlte sie dies — ihre Zerknirschung wich daher allmälig von ihr, nun sollte die Tochter ihre eigene Sünde wieder gut machen; das war doch ein herrlicher Gedanke! Könnten Kinder das? Ja, so gewiß, als sie unser Werk sind, können sie das — dann müssen

wir aber auch mit ihnen sein in Reue und Dank! Und ehe Astrid sich dessen bewußt ward, konnte sie wieder beten und sich in tiefer Scham und Zerknirschung vor dem Herrn beugen, welcher ihr wieder gezeigt hatte, was sie ohne ihn sei. Sie bat um Gnade, Gnade, so wie Der bittet, welcher um sein Leben bittet; denn nun konnte sie sie noch einmal erlangen, das fühlte sie. Nun war ihre Schuld getilgt, es war die letzte Rechnung gewesen, welche sie überwältigt hatte; und sie erhob sich und schaute auf, während die Thränen strömten, sie fühlte sich so leicht, es war Einer da, welcher nun die Last des Schmerzes von ihrer Brust gewälzt hatte. Hatte sie dies nicht auch oft früher gefühlt? Nein, nie so, wie jetzt; hier erst war der Sieg errungen, und sie schritt weiter und sie fühlte es: nun besaß sie wieder sich selbst! Unsichtbare Fesseln, welche sie bis dahin gebunden, waren zerbrochen — in jeder Regung fühlte sie es, daß sie nun frei sei an Seele und an Leib; konnte sie nächst Gott der Tochter dafür danken, so sollte diese denn auch nun ihre Glückseligkeit mit vollen Zügen genießen! Sie kam nach der offenen Vorhalle vor der Stube der Großmutter, Niemand drinnen hörte ihren Schritt. Sie ergriff die Thürklinke und öffnete, als sei es Jemand Anders. „Mildrid, komm her", sagte sie, und Mildrid und die Großmutter sahen einander an, denn — sie war ja nicht dieselbe. Mildrid sprang herzu, was mochte vorgefallen sein? — Die Mutter zog sie beim Arm, machte die Thür hinter ihr zu, so daß sie allein waren, und warf sich dann um ihren Hals und weinte und weinte, während sie sie mit einer Kraft und Seligkeit umarmte, welche Mildrid, geadelt durch ihre Liebe, recht von Herzen wiedergeben konnte. „Gott segne Dich und danke Dir in aller Ewigkeit!" flüsterte die Mutter.

Die Beiden im Zimmer sahen sie Hand in Hand über den Hofplatz kommen und zwar so schnell, daß es Ahnungen erweckte; die Thür öffnete sich, Beide traten ein und schritten vor, aber anstatt sie ihm zu übergeben oder etwas zum Vater oder ihm zu sagen, zog Astrid nur einmal noch die Tochter an's Herz und rief dann in neu ausbrechender Bewegung noch einmal: „Gott segne Dich und danke Dir in alle Ewigkeit!"

---

Eine Weile darauf saßen alle Vier im Zimmer der Großmutter. Die Alte war fröhlich geworden, die Jungen hatten ihr ja längst erzählt, wer und was Hans Haugen war und sie faßte sogleich diesen Bund als eine Aussöhnung im Leben ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter auf. Die lebensfrohe Alte meinte außerdem, daß Hans „so hübsch" sei. Sie blieben den ganzen Tag beisammen und der Tag schloß damit, daß der Vater, nachdem sie ein geistliches Lied gesungen, aus dem Gebetbuch eine Stelle vorlas, welche lautete: „Der Herr ist in unserm Hause gewesen!"

---

Aus ihrem fernern Leben will ich nur zwei Tage aufsuchen und von ihnen nur einige Augenblicke.

Der erste ist der Hochzeitstag der Jungen. Inga, Mildrid's Geschwisterkind, welche nun selbst Gattin war, kam, um die Braut zu schmücken. Es geschah dies im Vorrathshause, die alte Lade, worin der silberne Brautschmuck des Geschlechts aufbewahrt war, Krone, Gürtel, Brustlatz, Söljen (Brosche), Ringe, waren hervorgezogen. Die Großmutter hatte den Schlüssel dazu, sie war selbst dabei, als geöffnet wurde, und Beret folgte ihr als Adjutant. Mildrid hatte bereits ihr Brautkleid angelegt und dazu all' den Staat, welcher ihr selbst gehörte, als die Herrlichkeiten (welche Beret und die Großmutter in voriger Woche geputzt hatte) an den Tag kamen, glänzend und schwer, wie sie waren. Stück für Stück wurde untersucht, Beret hielt den Spiegel der Braut vor.

Die Alte erzählte davon, wie Viele von ihrem Geschlecht dieses Silber an ihrem Ehrentag getragen hätten, am glücklichsten von Allen ihre eigene Mutter, Aslaug Haugen. Nicht lange nachher tönte der Brautmarsch von außen zu ihnen herein. Alle, welche im Vorrathshause waren, hielten inne, horchten und eilten darauf nach der Thür, um zu sehen, was es wäre. Der Erste, den sie sahen, war Endrid, der Vater der Braut. Er hatte Hans Haugen und seine Geschwister herauf über den Hofplatz fahren kommen sehen; es kam selten vor, daß Endrid irgend einen Einfall über das Gewöhnliche hinaus hatte, aber nun fiel es ihm doch ein, daß diese Fremden mit dem Brautmarsch des Geschlechts empfangen werden müßten.

Er holte die Spielleute heraus und gebot ihnen, aufzuspielen; er selbst stand neben ihnen, einige Andere hatten sich angeschlossen, als Hans und seine treuen Geschwister vor das Haus fuhren; man konnte es den Ankömmlingen ansehen, daß dieser Empfang sie ergriff.

Eine Stunde darauf wurde der Brautmarsch natürlich wieder angestimmt; es geschah für die Braut und den Bräutigam und für die Eltern der Braut, welche Zwei neben einander unter Vortritt der Musikanten aus dem Hause kamen, um in die Wagen zu steigen. In einzelnen großen Augenblicken unseres Lebens zeigen sich alle Zeichen günstig und so fuhr denn auch das Brautgefolge von Tingvold dahin in strahlendem Frühlingswetter.

Bei der Kirche strömte so viel Volk zusammen, daß Niemand sich erinnerte, bei irgend einer Gelegenheit je etwas Aehnliches gesehen zu haben. Jeder dieser Volksmenge kannte die Geschichte des Geschlechts und wie diese sich dem Marsch, welcher jubelnd im Sonnenschein nun über Braut und Bräutigam und über die Eltern hinwegrauschte, anschloß!

Und weil die Gedanken Aller sich darin begegneten, nahm der Prediger auch einen Text für die Trauung, welcher ihm zu entwickeln erlaubte, daß die Kinder unseres Lebens Krone sind, welche glänzt durch unsere Ehre, durch unsere Entwickelung und unsere Arbeit.

Auf dem Gange von der Kirche blieb Hans vor der Kirchenthür stehen.

Er sagte Etwas; die Braut hörte es in ihrem überirdischen Glück nicht, aber sie errieth es. Er wollte, daß sie einen Blick auf Ole Haugen's Grab werfen sollte, um zu sehen, wie reich der Blumenflor heute darauf prange. Sie that es und sie gingen so hinaus, daß sie dicht an der Denktafel am Kopfende des Grabes vorbeistrichen; die Eltern folgten ihnen.

Der andere Augenblick ihres Lebens, den wir uns vergegenwärtigen wollen, ist der Besuch Endrid's und Astrid's als — Großeltern. Hans hatte es durchgesetzt, daß die Jungen nach Haugen zogen, obwol er versprechen mußte, Tingvold zu übernehmen, wenn die Alten einmal dieser Last überdrüssig würden und die uralte Großmutter gestorben sei. Bei diesem ganzen Besuch ist es gleichwol nur Eins, worauf es hier ankommt. Als nämlich Astrid nach herzlichem Empfang und guter Bewirthung das kleine Kind ihrer Tochter auf dem Schooße hatte, fing sie an ein Lied zu summen und siehe: es war — der Brautmarsch; die Tochter war nahe daran, vor Verwunderung die Hände zusammenzuschlagen, sie beherrschte sich jedoch und schwieg. Hans bat Endrid, mehr zu trinken, was dieser abschlug; es war beiderseits auch nur ein Vorwand, um einen Blick wechseln zu können.

---

# Aus Thomas Moore's Irischen Melodien.

Von Julius Rodenberg.

## 1. Sie ist fern —

Sie ist fern von dem Land, wo da schlummert ihr Held —
Doch von schmachtender Freier Geberde
Schaut kalt sie hinweg, und die Thräne fällt,
Denn bei ihm ist ihr Herz in der Erde.

Sie singt der Heimat wilden Gesang
Jeder Ton, den er liebte, muß klingen:
Ach, sie wissen es nicht, die da schwelgen im Klang,
Daß der Sängerin Herz will zerspringen!

Er lebte für sie und er ging in den Tod
Für die Freiheit, die all' seine Habe:
Doch das Vaterland sitzt noch und weint in Noth,
Und die Liebe, die sehnt sich zu Grabe.

O! macht ihr ein Grab, wo das Morgenroth näßt
Mit Frühthau die blumigen Haiden,
Daß im Traum es sie anweht wie schmeichelnder West,
Aus dem Land ihrer Liebe und Leiden!

## 2. Wie ein Strahl oft —

Wie ein Strahl oft die Fläche des Wassers durchwallt,
Indessen die Tiefe rollt dunkel und kalt:
So lächelt die Wange wol sonnig und warm,
Wenn das kalte Herz grollt in tödtlichem Harm.

Ein dunkel Empfinden, ein Ahnen, das bleich
Beschattet die Freuden und Leiden zugleich —
Daß Trübsal Nichts bringt, und daß Freude Nichts leiht,
Was rasch nicht verwandelt die wandelnde Zeit.

O! dieser Gedanke steht trüb im Genuß,
Dem laublosen Ast gleich im Lenzüberfluß;
Umsonst spielt der Sonnenschein warm um ihn her, —
Er lächelt im Glanz, doch er blüht nimmermehr.



Am Bache.

### 3. Der junge Harfner.

Der junge Harfner zum Kampfe ging,
In den Reihen des Todes sich schlug er —
Seines Vaters Schwert an dem Gürtel hing,
An dem Arme die Harfe trug er.

„Land des Sanges!" so sprach der Kriegerbard',
„Mag alle Welt Dich höhnen:
„Ein Schwert für Dein Recht gezogen ward,
„Eine Harfe soll treu Dir tönen!"

Der Harfner fiel! — bleich ward die Wang',
Doch sein Herz blieb stolz und munter,
Die Harf', die er liebte, nie wieder klang,
Denn die Saiten riß er herunter,

Und rief: „Keine Kette rühre Dich an,
Du Seele der Reinen, der Braven!
Dein Lied war gemacht für den freien Mann,
Und es soll nicht klingen für Sclaven!"

---

### 4. Rasch! — nur noch eine Secunde —

Rasch! — nur noch eine Secunde . . .
Leert den Becher mit leichtem Sinn;
Die Zeit löst unsre Runde,
Und wir gehen dahin, dahin!

Im Fluge müßt Ihr's erwerben:
Denn Orpheus selbst kann das Glück
Bewahren nicht vor dem Sterben,
Noch bringt er das todte zurück.

Drum rasch! — nur noch eine Secunde . . .
Leert den Becher mit leichtem Sinn;
Die Zeit löst unsre Runde,
Und wir gehen dahin, dahin!

Sieh das Glas doch, wie es funkelt,
Gleich dem Mund einer Hebe winkt!
Und nun sich schamroth verdunkelt,
Daß der Deine nicht selig schon trinkt!

O Schmach dem Jüngling, dem Zecher,
Den jemals die Stunde verklagt,
Wo Lippen ihm winken und Becher,
Und er zu genießen — nicht wagt!

Drum rasch! — nur noch eine Secunde . . .
Leert den Becher mit leichtem Sinn;
Die Zeit löst unsre Runde,
Und wir gehen dahin, dahin!

---

### 5. Gesang der Landenden.

Sie kamen vom Lande, das jenseits der See,
Und nun, gegen Westen gewandt,
Entschwebten die Segel, so weiß wie Schnee,
Von Spaniens sonnigem Strand.
„O, wo ist das Eiland, das uns ein Traum
Als Grab oder Heimat bestimmt?"
So sangen sie, als durch den Wogenschaum
Die Flotte bei Morgenroth schwimmt.

Und sieh! — dort über dem Wasser ein Schein,
Ein Schimmer von funkelndem Grün . . .
Als ob der Grund von Smaragdengestein,
Dessen Strahlen die Wogen durchglüh'n.
„Es ist Innisfail! — Es ist Innisfail!"
Klingt es über die Tiefe, und sie
Begrüßen mit wiederhallendem „Heil!"
Die Heimat und beugen das Knie.

Dann kehren gen Ost sie das Steuer, wo hold
Ihres Sonnengott's Auge den Duft
Löst strahlenden Blicks und mit flammendem Gold
Erleuchtet die See und die Luft.
In Luft und See hat kein Wölklein gedroht,
Kein Thau betropfte den Pfad,
Als der Fuß unsrer Väter im Morgenroth
Ihre Schicksalsinsel betrat.

### 6. Sie sang von Lieb' . . .

Sie sang von Lieb', indeß das Gold
Des Abends auf die Harfe fiel,
Als ob mit Gluth es nähren wollt'
Die Seel' im süßen Saitenspiel.
Dasselbe Licht hing an der Wang',
Am Mund der sang und sprach, so wie
Die Blume wol, wenn Liebesdrang
Auch ihr Gesang und Sprache lieh'.

Doch bald im West verlosch der Brand,
Der Rosenglanz schwand hin, wie Hauch,
Und als zu schau'n ich mich gewandt,
Schien ihre Form zu schwinden auch.
Als ob der Glanz, der sie gefloh'n
Eins mit dem Himmel, der verglimmt:
Der bebenden Lipp' entschwebt der Ton,
Wie eines Geist's, der Abschied nimmt.

Wer hat geliebt und fühlte nie,
Daß Lieb' doch einmal scheiden muß?
Voll dieser Furcht umschlang ich sie,
Die Scheidende, mit Thrän' und Kuß —
Und rief: O Lieb' ist dies Dein Loos?
O Licht der Jugend, das einst mein!
Begräbt auch Dich, in ihrem Schooß
Die Nacht, wie dort den Sonnenschein?

### 7. Das Gleichniß.

Ja, Trauernde Zions! — wenn ähnlich ein schlimmes
Geschick uns kann machen, ein schimpfliches Band:
Ein Trunk aus derselben „Schaale des Grimmes",
Ein Gram und ein Kummer — dann sind wir verwandt!

Gleich Dir liegt auch unsre Nation tief gefallen,
Gebrochen, besiegt am einst fürstlichen Thron:
Verwesung geht durch ihre Straßen und Hallen,
Und „während noch Tag, sinkt die Sonne schon."

Gleich Deinem Verbannten stirbt unsrer vor Sehnen
Nach Heimkehr fern, fern von dem Land, das er liebt;
Gleich Deinem Sohn spricht in den Tagen der Thränen
Auch unsrer von denen, die lange zerstiebt.

Ach, wol mögen wir „die Verlass'ne" beklagen,
Deren Tapfre todt oder Knechte sind —
Deren Harfen, wenn ihre Sänger sie schlagen,
Leis wimmern, wie über Gräbern der Wind.

Doch Du hatt'st Deine Rache, doch kam Dir der Morgen,
Der der dunkelsten Nacht folgt mit feurigem Licht —
Als das Scepter brach, das mit Knechtschaft und Sorgen
Dich schlug; als es brach, wie ein Riedgras zerbricht.

Als den Becher die goldene Stadt selber leerte,
Den für And're gefüllt sie mit Elend randvoll —
Als die Welt ohne Mitleid den Jammerschrei hörte,
Der wild ihren Hallen und Schiffen entscholl.

Als der Fluch zuletzt kam auf die Weltdurchstürmer,
Auf die gierigen Herrscher und ihren Raub,
Und in Trümmern zuletzt und als Speise der Würmer
Die „Jungfrau der Reiche" lag tief in dem Staub!

### 8. Der irrende Ritter.

Wo der Feal rauscht, da irrt' ich
Am nächtigen Strand,
Bis von Liebe verwirrt ich
Am Thürlein sie fand.

Ueber mir war ein Flüstern,
Das mich hielt und mich trieb:
Geh' nicht weiter im Düstern,
Dort lauert die Lieb'!

Liebe kam und bracht' Sorgen,
Die stets ihr so treu,
Doch so süß, daß sie morgen
Willkommen auf's Neu.

Ja, würde für Ruh' mir
Die bitterste Qual:
Ich tränke, wenn Du mir
Gefüllt den Pokal!

Ihr zürnt, daß der Adel
Vor Schönheit sich neigt —
Schaut hin! und im Tadel
Erröthet und schweigt.

Hat die Perl' ihren Glanz nicht,
Die der Meerschoß gebar?
Schmückt das Veilchen den Kranz nicht,
Das so niedrig doch war?

Nein! vom Ruhm ferner Tage
Borgt der Mann nur sein Licht:
Doch der Frau'n Wappensage
Erzählt ihr Gesicht.

Selbst Kronen sind erblich,
Ob auch himmlisch ihr Schein:
Doch nächst zu unsterblich
Ist Schönheit allein!

# Der Storch.

Von Carl Müller.

Der Storch war von jeher ein geheiligter Vogel; seine Niederlassung auf den Dachfirsten der menschlichen Wohnungen wird noch heute vom Landvolke als Vorbedeutung eines günstigen Geschickes angesehen, und Niemand wagt es, dem mit dem Menschen befreundeten Gaste ein Leid zuzufügen. In den wiesenreichen Flußthälern unserer Niederungen findet man auf runden Thürmen, auf Scheunen und Häusern der Dörfer und Städte häufig den Horst dieses Vogels, dem zum Nisten ein Wagenrad oder ein ähnlich gestaltetes Werk als Unterlage geboten wird. Nicht selten habe ich auch in den ausgedehnten Wiesengründen zu beiden Seiten der Nidda auf gestutzten Ulmenbäumen seine Wohnung entdeckt, deren Größe, was Stoffmasse und Innenraum anlangt, wesentlich von dem Umfang der Unterlagsfläche abhängig erscheint. Weil der Storch überall geduldet wird und mit den menschlichen Hausgenossen auf friedlichem Fuße steht, so fühlt er sich in ihrer Nähe am heimischsten und betrachtet die Vorgänge in Straßen und Gehöften, die sein Blick von erhabenem Standpunkte aus zu beherrschen vermag, mit größerer Theilnahme, als es dem Anschein nach vermuthet werden sollte. Wo er seit Jahrzehnten als ständiger Sommergast eines Hauses eingebürgert ist, läßt er sich zuweilen, insbesondere in der Frühe, wenn es im Hofe noch still ist, nieder und bietet somit dem Beobachter Gelegenheit, ihn recht nahe zu mustern. Sein Gang hat etwas Würdevolles und Gemessenes, er hebt in ziemlich regelmäßigem Takt einen Fuß nach dem andern hoch auf, so daß sein Dahinschreiten in Wahrheit ein Stolziren ist. In den Wiesen nimmt sich der weithin durch Größe und blendendes Weiß sichtbare Vogel doppelt schön aus, wenn er in Gesellschaft Seinesgleichen daselbst die Quellen der Nahrnng ausbeutet. Sehr nahe läßt er den Menschen indessen gewöhnlich nicht kommen, denn trotz seiner Einbürgerung bei uns blickt eine gewisse ursprünglich seiner Art eigene Scheu und Vorsicht durch, welche im Einklang mit seiner Intelligenz durch die geringste Ursache von Bedrohung in hohem Grade wachgerufen werden kann. Vor dem Nahenden fliehend, springt er erst eine kleine Strecke mit ausgebreiteten Flügeln und erhebt sich dann ziemlich schwankend vom Boden empor. In der Höhe fliegt er aber schön, leicht und beschreibt kreisend mannigfache Schraubenlinien und Bogen, nur selten die Flügel in kleinen Schwingungen reigend. Also kreisend habe ich ihn im Frühling bei seiner Ankunft oder in Gemeinschaft mit dem Weibchen beobachtet, das stets später in die Heimat zurückkehrt und von dem vorangezogenen Gatten wahrscheinlich unterwegs in Empfang genommen, und zur Brutstätte geführt wird. Auch fremde Störche kreisen in höheren Luftschichten zögernd über dem Horste, lassen sich bisweilen auch nieder und kämpfen mit den rechtmäßigen Besitzern, wobei es zu heftigen Scenen kommen kann, wenn Junge aus Anhänglichkeit an ihren Geburtsort den Horst zu erobern bemüht

sind. Ich habe mich durch eigene Anschauung in der Wetterau von einem Kampfe überzeugt, der mit dem Tödten und Zersetzen eines Eindringlings endete. In rauheren gebirgigen Gegenden, in welchen übrigens der Storch selten ist, wird er, wenn er Ende Februar zum Horste zurückgekehrt, zuweilen durch Eintritt von starkem Frost und Schneefall in solche Verlegenheit gesetzt, daß er plötzlich die Gegend verlassen muß nnd nicht eher wiederkehrt, als bis der Schnee geschmolzen und die Eisdecke geborsten ist. Schwerlich begiebt er sich in solchen Fällen wieder in südlicher gelegene Länderstriche, vielmehr sucht er nur die milderen Ebenen auf, welche ihm eine hinreichende Menge von Nahrung darbieten. Dafür spricht das vorübergehende Zusammenschaaren vieler Storchpaare bei der Ungunst der Witterung an sumpfigen Plätzen größerer Ebenen zur Frühlingszeit. Bemerkenswerth ist Snell's Beobachtung, die er im Jahre 1867 in der Wetterau machte. Er erzählte uns: „Es fand sich im Mai eine Schaar von circa hundert Störchen bei meinem Wohnorte ein und trieb sich bis in den Juni hier in den Rieden umher. Die in der Gegend brütenden waren das nicht — schon wegen der großen Menge konnte man es nicht annehmen, wenn man diese auch nicht in der Nähe ihrer Nester, wie immer, gesehen hätte. Es waren aber im Jahre 1867 ungewöhnlich viele Störche aus der Fremde zurückgekehrt; in der Nähe meines Wohnortes entstanden drei neue Nester auf hohen Kopfweiden. Die zu jener großen Heerde gehörigen Störche hatten aber offenbar nichts zu thun, sondern schlenderten den ganzen Tag sorglos in den Wiesen umher, während die anderen an ihren Nestern ab- und zuflogen oder die Kopfweiden durchmusterten, um einen Nestplatz zu suchen."

Mit außerordentlichem Scharfsinn erforscht der Storch die Nahrungsquellen der Umgegend seiner Heimat. Die Naturgabe kommt ihm hier nicht allein zu Statten, sondern auch die Erfahrung, welche in einzelnen Fällen durch viele Jahrzehnte gesammelt worden ist, denn keinem Zweifel ist es unterworfen, daß das Alter dieses Vogels unter günstigen Umständen ein sehr hohes werden kann. Das Gedächtniß, die Erinnerungsgabe des Storchs verdient bewundert zu werden. Die halbjährige Trennung von der Brutstätte bewirkt nicht etwa, daß er sich von Neuem orientiren müßte. Wer ein Storchpaar viele Jahre hindurch an dem Horste beobachtet hat, muß es wahrgenommen haben, daß der sofortige Besuch der beliebten Nahrungsplätze unmittelbar nach der Ankunft des Storchs erfolgt und überhaupt sein ganzer Wandel von dem klarsten Erinnerungsvermögen zeugt. Anfangs besucht er außer den Wiesen, Bach- oder Flußufern, Teichen, Moor- und Sumpfplätzen auch die Saatfelder. So lange die Nahrung noch nicht im Ueberfluß für ihn vorhanden ist, besucht er bald diesen, bald jenen Ort, durchschreitet mit wachem Auge die Gründe, stellt sich da und dort auf die Lauer und gönnt sich während des Tags seltener anhaltender Ruhe, in der er stehend auf einem oder beiden Beinen also verharrt, daß der Hals eingezogen und der Schnabel nach unten gerichtet ist. Auf der Lauer an Maulwurfshaufen, Mauslöchern und Schlupfwinkeln sonstiger kleinerer Thiere beweist er Klugheit, Vorsicht, Ausdauer und Gewandtheit in der Benutzung des dargebotenen günstigen Augenblicks. Lurche, Würmer und Kerbthiere bilden die Lieblingsnahrung des Storchs; er verzehrt deren in großer Menge, läßt aber auch vermöge seiner Gefräßigkeit sonst keinen annehmbaren Bissen unberührt. Nackte junge Vögel sagen ihm sehr zu, und wenn er öfters dieselben geschmeckt hat, so plündert er nicht von ungefähr und zufällig nur die Nester

der auf den Boden nistenden Vögel, sondern er geht auch eifrig suchend darauf aus. Häufiger, als im Allgemeinen angenommen wird, fallen ihm zarte junge Häschen zu. Im Sommer liebt er die Jagd auf Käfer, Bienen und andere Kerbthiere. Stundenlang treibt er sich als Verfolger der kriechenden und fliegenden Beuten in den blumigen Wiesen umher, und es mag ein solcher Anblick dem Bienenzüchter immerhin Ursache zu Mißmuth und Verwünschungen geben. Selbst an große Nattern wagt er sich, wie Lenz berichtet. „Er bearbeitet sie, bevor er sie faßt, oft lange mit Schnabelhieben, bis sie ganz ohnmächtig geworden sind, und schluckt sie dann, wie er sie gerade packt, hinab, entweder den Schwanz oder den Kopf vornweg, gleichviel ob sie schon todt sind oder sich noch fest um seinen Schnabel ringeln, so daß er genöthigt ist, sie durch eine heftige Bewegung wieder herauszuschleudern oder sie mit einem Fuße herauszukratzen, worauf er sie von Neuem zu verschlingen sucht. Verfährt er einmal zu rasch und unvorsichtig und wird er von einer Kreuzotter gebissen, so leidet er einige Tage sehr, erholt sich dann aber ganz."

Ich habe dieselbe Beobachtung wie Neumann gemacht, nämlich daß der Storch aus Mordlust eine ungeheure Menge von Kröten tödtet, von denen er nicht eine einzige frißt, weil er sie aus Ekel verschmäht. Im Frühjahr und Sommer wüthet er in der Nähe meiner Wohnung, wo sich ein Teich befindet und ein Bächlein fließt, unbarmherzig unter diesen nützlichen Thierchen. Er schlitzt ihnen mit derben Schnabelhieben den Bauch auf und läßt sie so liegen. Zu gewissen Zeiten ist der Teichrand und das Bächlein mit solcher Weise gemordeten Kröten wie besäet.

Sehr bald nach Begrüßung der beiden Gatten und ihrer Heimkehr schicken sie sich an, Material zum Nisten herbeizutragen. Beziehen sie einen alten Horst, so haben sie natürlich leichtere Arbeit, die nur in der Ausbesserung, vorzüglich in der Bereitung einer neuen Nestmulde besteht und in wenigen Tagen beendet ist. Die Erbauung eines neuen Nestes nimmt dagegen einen Zeitraum von mindestens acht Tagen in Anspruch und wird von beiden Gatten, der Ausführung nach jedoch von dem Weibchen besorgt. Die Grundlage bilden derbe Aeste, Reiser, Dornen, Erdklumpen und Rasenstücke; hierauf folgt die aus feineren Bestandtheilen hergerichtete zweite Schicht, welche Reisig, Schilfblätter und Rohrhalmen enthält, endlich die Nestmulde von Stroh, Papier, Lumpen und sonstigen zufällig aufgegriffenen Stoffen. Während der eine Gatte ausfliegt, um Material zu holen, bewacht der andere mit Eifersucht das Nest und wechselt mit dem Wiedergekehrten regelmäßig in der Bewachung und Arbeit ab. Es finden öfters gegenseitige Begrüßungen durch Klappern statt, welches mit eigenthümlicher Stellung des Halses begleitet wird. Derselbe erscheint nämlich derart zurückgebogen, daß er sich fest an den Rücken andrückt und der Schnabel in schneller Folge sich öffnet und schließt. In der zweiten Hälfte des April beginnt die Störchin Eier zu legen, die fein- und glattschalig und von weißer, zuweilen in's Grünliche oder Gelbliche überleitender Farbe sind. Nach den Beobachtungen, welche von Schmidt und Krauß im „Zoologischen Garten" niedergelegt sind, betheiligen sich, wie ich auch selbst beobachtet habe, beide Gatten gleich eifrig am Brut- und Nährgeschäfte. „Nie wird einer der Alten", sagt Krauß, „vom andern geätzt, sondern sie lösen sich Beide ziemlich regelmäßig ab. Sobald der eine erscheint, stößt der Andere vom Neste ab, was nun freilich nicht immer mit gleicher Raschheit und Präcision von Statten geht. Manchmal

erhebt sich nämlich der gerade Aufsitzende auffallend zögernd von den Eiern oder der noch zarten Brut. Eben so wenig werden jemals die Jungen im eigentlichen Sinn geätzt, vielmehr wird denselben vom ersten Tage an alles Futter vorgewürgt, und man erkennt sofort an den lebhaften Kopfbewegungen der Brut, daß sie das vorgesetzte Futter selbstthätig aufnimmt." Schmidt erzählt von gefangenen Störchen: „Die Mutter würgte dem Jungen Stücke von Regenwürmern und gehackten Fischen vor, welche dieses vom Nestrande selbst und ohne Beihülfe aufnehmen mußte. Es gelang ihm ziemlich gut, obwol es so wenig Festigkeit im Halse hatte daß der Kopf bald nach der einen und bald nach der andern Seite herabsank und beständig in einem zitternden Schwanken war. Das Kleine packte die Nahrung mit dem Schnabel, beförderte sie ganz nach Art der erwachsenen Störche mittelst einer schlendernden Bewegung möglichst weit nach hinten in die Rachenhöhle und schlang sie unter einigen ruckweisen Stößen des Kopfes und des Halses, hinab." An einer andern Stelle bemerkt Schmidt: „Es fiel mir auf, daß das Herauswürgen den alten Vögeln anfänglich weit leichter von Statten ging, als später, wenn die Jungen größer werden und stärkere Portionen verlangen. Wenn die Nestvögel noch ganz klein sind, senkt der alte Vogel beim Füttern den geöffneten Schnabel so auf das Nest, daß die Spitze des Ober- und Unterschnabels wie die beiden Füße eines Zirkels aufstehen, und mit einem ganz leichten Ruck wird die Nahrung ausgeworfen. Der Vogel wählt dazu immer eine Stelle des Nestes, welche den Köpfen der Kleinen möglichst nahe ist. Der alte Vogel würgt kräftig in Stößen, welche den ganzen Körper erschüttern, wobei sich der ausgedehnte Schlund gewaltig anspannt und die etwas von der Brust gehaltenen Flügel als Stützpunkt dienen. Anfänglich kommt gewöhnlich nur etwas zäher Schleim zum Vorschein, und nicht selten geht das Thier noch ein oder meherere Mal an's Wasser, um zu trinken, bis es ihm endlich gelingt, den Jungen die erwartete Speise zu liefern. Dieses Vorwürgen ist auch auf größere Entfernungen nicht zu verkennen."

Es währt eine geraume Zeit, bis die jungen Störche im Neste gehen lernen. Krauß sagt, daß sie sich allmälig von den Fersen auf die Zehenspitzen erheben. Die ersten Ortsbewegungen sind rückwärts schreitende, indem sie sich mit dem Hintertheil dem Nestrande nähern, um sich des Unraths zu entledigen. Die Reinhaltung des Nestes wird mit einem fast pedantischen Eifer geübt. Anfangs, so lange die Jungen jenes mühsamen Krebsganges noch nicht fähig sind, wird das Nest von den Alten bei ihrem jedesmaligen Erscheinen pünktlich gesäubert, indem sie mit dem Schnabel alles Unfläthige über das Nest hinüberschnellen. Erst wenn die Jungen festzustehen und den Rand des Nestes sicher zu begehen im Stande sind, beginnen die Vorübungen zum Fluge. Diese Uebungen gehen fast durchaus in Abwesenheit beider Eltern vor sich, welche mit dem Futteraufnehmen vollauf zu thun und keine Zeit zum systematischen Unterricht haben. Was die Jungen von ihnen lernen können, ist lediglich die Art, wie die Alten vom Neste abstoßen und wieder auffliegen. Das Erstere würde aber den Jungen sehr übel bekommen. Die Alten beschreiben nämlich, wenn sie abfliegen, einen sehr stark concaven Bogen, welcher sie oft tief unter die niedrigeren Dachfirsten bringt, ehe sie sich wieder erheben, um das Freie zu gewinnen. Würden die Jungen dieses Abfliegen blindlings nachahmen, so könnte es kaum fehlen, daß sie auf die niedrigsten Dächer oder gar auf den Erdboden geriethen und der muthwilligen Straßenjugend in die Hände fielen. Sie greifen die Sache ganz anders an, und

hierin giebt ihnen sicherlich Niemand Unterweisung, als die gütige Mutter Natur. Ihr Verfahren ist hierbei folgendes: sie umschreiten flügelschlagend das Nest, vorerst ohne sich von demselben zu erheben. Alsdann thun sie dasselbe hüpfend, erheben sich allmälig höher, halten sich dann einige Secunden schwebend über dem Neste und bringen dies stufenweise immer weiter, bis sie zuletzt einen oder zwei Meter hoch eine halbe Minute lang oder noch länger sich schwebend zu erhalten vermögen, wobei sie aber vorher die Horizontalprojection des Nestes ängstlich einhalten. Erst wenn sie dies einigemal mit Erfolg wiederholt haben, durchbrechen sie den Zauberkreis, schweben muthig hinaus in das freie Luftmeer, beschreiben sofort fliegend einen etwa fünfzig bis sechzig Meter im Durchmesser haltenden Kreis um das Nest, wiederholen ihn auch wol einmal, kehren dann aber auf das Nest zurück oder lassen sich zuweilen auch auf einem naheliegenden mit dem Neste auf gleichem Niveau stehenden Dache nieder. Nie bemerkte ich, daß dieses kühne Wagen, diese gewaltige Anstrengung aller Kräfte an demselben Tage wiederholt worden wäre, dagegen werden an den nächstfolgenden Tagen immer größere Kreise gezogen, die Ausflüge wiederholt und manchmal ziemlich entlegene Haltstationen gemacht. Auf die Wiese wagen sie sich erst Mitte Juli, also nach etwa vierzehntägigen Flugübungen, was sich schon aus der Schwierigkeit des Auffliegens von ebener Erde erklärt. Hier werden sie noch einige Zeit von den Alten mit Nahrung versorgt, bis sie geschickt genug sind, so viel Nahrung selbstständig aufzunehmen, als sie bedürfen. Alsdann sieht man oft eine ganze Familie in Plänklerordnung, d. h. in einer ziemlich geraden Linie mit gleichen Distanzen die Wiese abschreiten. Ende Juli oder Anfang August beginnen die Uebungen im Hochflug als eigentliche Vorbereitung zum Wanderzug. Daß sie sich dabei zu sehr bedeutenden Höhen aufschwingen und die schönsten Spirallinien ziehen, weiß Jeder. Oefters sah ich die Alten auf der Weide, während die Jungen im Aether schwammen; es soll aber damit nicht gesagt sein, daß sich jene am Hochfluge gar nicht betheiligen.

Es ist mehrfach die Beobachtung gemacht worden, daß die alten Störche eines ihrer Jungen über Bord des Nestes werfen. In solchen Fällen kann es unmöglich irgend welche Abneigung oder Grausamkeit sein, was die Eltern hierzu veranlaßt, sondern sicherlich nur Schwäche und Kränklichkeit des Jungen. Findet man einen jungen Storch, an welchem sich kein Merkmal von körperlichen Uebeln zeigt, so ist anzunehmen, daß er in Folge von Unvorsichtigkeit oder von Drängen der Geschwister aus dem Neste gefallen sein mag. Die Liebe der Störche zu ihren Jungen ist ohne Zweifel groß. Auch die Gatten beweisen zärtliche Zuneigung zu einander. Vor mehreren Jahren wurde die brütende Störchin hier auf dem alten Thurme durch den Blitz vom Neste geschleudert und getödtet. Rührend war es anzusehen, wie der verwaiste Storch fortwährend das Nest umkreiste und die von einem hiesigen Bürger sogleich nach dem Gewitter aufgehobene Gefährtin suchte. Den ganzen Sommer blieb der Wittwer einsam beim Neste, doch nach überstandenem Trauerjahr führte er eine andere Auserwählte in seine Wohnung heim. Die ausgebalgte Störchin steht seit jener Katastrophe auf dem hiesigen Rathhause und wohnt regelmäßig den Sitzungen des Gemeinderaths bei.

Ende Juli schaaren sich die Storchfamilien der benachbarten Gegenden schon auf ausgedehnten Wiesenflächen, gewöhnlich auf weichen, sumpfigen Plätzen zusammen. Nach **Krauß** kehren dann die Jungen nicht mehr auf ihre Geburtsstätten zurück, sondern übernachten in Schaaren auf hervorra-

genden Dächern eines größern Wohnortes, während die Alten ihre Nester wieder besetzen und nicht blos Nachtquartier hier nehmen, sondern sich auch bei Tag dort viel sehen lassen. An manchen Orten sammeln sich im August, wie ich mich überzeugt habe, Tausende von Störchen, um gemeinschaftlich die Wanderung nach dem Süden zu unternehmen. Solche Sammelorte sind dadurch berühmt geworden, und merkwürdig ist es, mit welcher Regelmäßigkeit dieselben alljährlich zur selben Zeit von Massen dieser Sumpfvögel besucht werden.

Ohne besondere Mühe läßt sich der junge Storch zähmen und an die Gefangenschaft gewöhnen. Seine Intelligenz läßt ihn gar bald erkennen, wo er die Gelegenheit ergreifen und zu seinem Vortheil ausbeuten kann. Mit dem Federvieh im Hofe lebt er friedlich, es sei denn, daß ihm ein kleines Küchlein in den Bereich des Schnabels komme, das er zuweilen verschlingt. Uebrigens habe ich einen zahmen Storch als tyrannisches Curiosum einst auf dem Hofe meines Onkels in Höchst a. M. kennen gelernt. Derselbe trieb täglich das Federvieh zu Paaren, umkreiste in immer kleineren Bogen die Willigen und Unwilligen, und wenn sie allesammt auf einen engen Raum zusammengetrieben waren, fuhr der gravitätische Herrscher urplötzlich unter sie, so daß Enten und Hühner schreiend und flatternd auseinander stiebten.

Es ist uns Brüdern ein Fall bekannt, daß ein zahmer Storch eine Verbindung mit einem wilden anknüpfte. In Schwalheim bei Friedberg in der Wetterau wurde einst in einem Bauerngehöfte ein zahmer weiblicher Storch, der als junger Vogel aus dem Neste gefallen war, gehalten. Frau Störchin flog aus und ein und besuchte nahe Felder und Wiesen. Auf diesen Excursionen knüpfte sich eines Frühjahrs ein zartes Verhältniß zwischen ihr und einem entweder verjagten Junggesellen der gravitätischen Sippschaft oder aber einem zu Liebesabenteuern hinneigenden Storchgatten, deren etliche in den benachbarten Ulmenhorsten (Kopfholzstämmen) der benachbarten Wiesen und Felder alljährlich sich einfanden. Die Dulcinea des Don Quixote der Wiesen schritt zum Bau eines Nestes auf dem Holzstoße hinter einem niedern Schuppen nach der Feldseite zu, und nach einiger Zeit lag die Frucht ihrer Tête-à-têtes in den stillen Gründen in Form eines Eies im Neste. Weiter brachte es, so viel uns noch erinnerlich, Frau Störchin nicht in der Familienhaushaltung, deren Ei ohnedies die Beute eines Marders oder Iltisses geworden sein mußte, da eines Morgens das Nest geplündert war. Der auf die linke Seite angetraute Gatte soll öfters bei der Störchin gesehen worden sein, ohne daß er sich jedoch in unmittelbarer Nähe des Gehöftes zeigte.

Neuerdings ist der Storch in so fern in seiner Existenz einigermaßen gefährdet, als man erkannt hat, daß es mit dem Nutzen, den er bringt, nicht weit her ist; sein Schaden verursachendes Eingreifen in die Reihe gewisser schonenswerther Thiere aber, wie ich im Laufe meiner Schilderung bereits gezeigt habe, nicht verkannt und geläugnet werden kann. Die Mäusejagd betreibt der Storch nicht in vorzüglichem Grade, wenigstens wird dieselbe zur Zeit der hoch emporgeschossenen Feld- und Wiesencrescenz auf ein geringes Maß zurückgeführt. Leichter fällt es ihm da, die Maulwürfe während des Stoßens aus den sich thürmenden Erdaufwürfen herauszuspießen. Unter den vielen Kerbthieren, die er frißt, sind sicherlich eben so viele unschädliche und nützliche, als schädliche. Frösche, die er leidenschaftlich gern frißt, Kröten, die er boshaft mordet, Eidechsen, die er nirgends verschont,

Vögel, die er auf dem Boden über dem Neste tödtet und sammt der Brut verschlingt, Bienen, welche er von den Blumen abliest, Fische, welche er gewandt aus dem seichten Wasser heraufholt, Häschen, welche unter seinen gewaltigen Lanzenstößen verenden — sie alle klagen ihn entweder beim Landwirth, oder beim Verehrer der Vogelwelt, oder beim Bienenzüchter, oder beim Fischer, oder endlich beim Jagdbeständer an. Wo der Storch massenhaft auftritt richtet er ohne allen Zweifel empfindlichen Schaden an. Sonst schlagen wir den Nachtheil, welcher den Nutzen überwiegt, keineswegs so hoch an, daß wir seine Verfolgung befürworten möchten; wir nehmen ihn vielmehr als überall mit Freude begrüßten Hausgenossen der Menschen in unserm bei Winter in Leipzig erscheinenden Werk über unsere Säugethiere und Vögel in ihrem Verhältniß zur Land- und Forstwirthschaft gebührend in Schutz. Wir hoffen überhaupt durch dieses Werk nachzuweisen, daß man den Nutzen und Schaden unserer Thiere übertrieben dargestellt hat, und durch eingehende Ueberführung zu überzeugen, daß seither dieses Thema noch sehr ungenau behandelt worden ist.

Möge das heutige und künftige Geschlecht fortfahren, den Storch als echten Volksvogel zu ehren und zu schützen!

# Brown von Calaveras.

Von **Bret Harte.**

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena.**

Ein gedämpfter Ton in der Unterhaltung, die Abwesenheit von Tabakswolken an den Fenstern der Postkutsche von Wingdam, machten es ersichtlich, daß sich eine Dame unter den Reisenden befand. Die Hinneigung der vor den Stationen herumstehenden Neugierigen, sich an die Fenster des Wagens zu drängen und ihren Kragen, Röcken und Hüten einige Aufmerksamkeit zu schenken, bewies ferner, daß die Dame jung und hübsch sein mußte. Alle diese Beobachtungen und Schlüsse machte Jack Hamlin von seinem Platz auf dem Bock aus mit einem Lächeln cynischer Philosophie. Nicht daß er das weibliche Geschlecht verachtete; aber er erkannte in demselben ein betrügerisches Element, dessen Nähe und Umgang die Männer zuweilen von den eben so unberechenbaren Gunstbezeugungen des Spieles abzog, dem Jack Hamlin sich unwiderruflich professionsmäßig ergeben hatte.

Als er seinen schmalen Stiefel auf das Rad des Wagens setzte, um sich von seinem hohen Sitz hinunter zu schwingen, warf er nicht einmal einen Blick in das Fenster des Wagens, aus dem ein grüner Schleier flatterte, sondern er schlenderte mit jener seiner Classe eigenen achtlosen und zugleich ernsten Gleichgiltigkeit auf und ab, welche vielleicht der guten Lebensart am nächsten kommt. Seine ganze Erscheinung bis auf den fest zugeknöpften Rock, und seine vollkommen ruhige Miene bot einen auffallenden Gegensatz zu der fieberhaften Unruhe und der geräuschvollen Beweglichkeit der anderen Passagiere, und selbst die am besten aussehenden staunten dem einsamen Philosophen mit seinem blassen griechischen Antlitz und seinem homerischen Ernste sehr nach.

Als der Kutscher den Ruf zum Einsteigen erschallen ließ, kehrte Jack Hamlin zum Wagen zurück. Sein Fuß stand auf dem Rade und sein Gesicht war mit den offenen Fenster der Postkutsche in gleicher Höhe, als in demselben Moment die schönsten Augen, die Jack je gesehen, den seinigen begegneten. Er stieg ruhig wieder herunter, sprach einige Worte mit einem der im Wagen sitzenden Passagiere, nach welchen dieser ihm seinen Platz im Innern der Kutsche überließ. Jack Hamlin erlaubte niemals seiner Philosophie sich in seine impulsive und entschiedene Handlungsweise hindernd einzumischen.

Ich fürchte, daß dieses Sicheindrängen von Jack den übrigen Reisenden eine Art Zwang auferlegte — besonders denen, welche bemüht waren, sich der Dame sehr angenehm zu machen. Einer derselben neigte sich zu ihr und schien ihr eine Bemerkung über Jack Hamlin's Profession zuzuflüstern und zwar in einem einzigen vielsagenden Wort. Ob Jack es hörte, ob er in dem Redenden einen berühmten Juristen erkannte, dem er erst vor wenigen Aben-

den einige tausend Dollar abgewonnen, vermag ich nicht zu sagen. Sein farbloses Gesicht verrieth nichts davon, seine schwarzen Augen blickten gleichgiltig über den Herrn fort und hafteten auf dem unendlich mehr anziehenden seiner Nachbarin. Ein indianischer Stoicismus — man sagte, es sei ein Erbtheil von mütterlicher Seite — leistete Jack Hamlin gute Dienste, bis die Räder des Wagens über den Kiesweg am Flusse entlang bei Scott's Ferry rollten und vor dem Internationalen Hotel hielten, in dem das Mittagsmahl eingenommen werden sollte. Der Jurist und ein Mitglied des Congresses sprangen eilig hinaus, um der Göttin beim Aussteigen behülflich zu sein, während Oberst Starbottle aus Siskiyou ihren Sonnenschirm und Shwal in seine Obhut nahm. In dieser Fülle von Aufmerksamkeiten entstand eine momentane Verwirrung und Verzögerung. Jack Hamlin öffnete ruhig die entgegengesetzte Thür des Wagens, erfaßte die Hand der Dame — mit jener Sicherheit und Bestimmtheit, welche ein oft zögerndes und unentschiedenes Geschlecht so sehr bewundert — und half ihr eben so schnell als geschickt aus dem Wagen heraus und auf die Plattform hinauf. Ein hörbares Lachen vom Bock kam von dem andern Cyniker, „Yuba Bill", dem Kutscher. „Sehen Sie nur gut nach dem Gepäck, Oberst!" sagte der Conducteur mit angenommenem Ernst, während er Oberst Starbottle nachblickte, der, mit allen Sachen seiner Gottheit beladen, ziemlich mürrisch dem Triumphzuge nach dem Wartezimmer folgte.

Jack Hamlin blieb nicht zum Mittagessen. Sein Pferd stand schon gesattelt, seiner harrend. Er sprengte über die Furth, den Hügel hinan, der staubigen Straße nach Wingdam zu, wie Einer, der eine unangenehme Empfindung zurücklassen will. Die Einwohner der am Wege stehenden Hütten beschatteten ihre Augen mit der Hand und blickten dem tollkühnen Reiter nach, ihn an seinem Pferde erkennend und fragten sich, was wol der „wilde Jack" wieder haben möchte. Aber ihr Interesse für das schöne Pferd, das er so „abhetzte", war doch noch größer.

Die mit Schweiß bedeckten Weichen seines Grauschimmels brachten Jack endlich zur Besinnung zurück. Er zügelte seinen Lauf und sich einem Seitenpfade zuwendend, der als der kürzere Weg galt, trabte er langsam und gemächlich dahin, die Zügel achtlos in seiner Hand haltend.

Während er weiterritt änderte sich der Charakter der Gegend und wurde ländlicher, Lichtungen in dem Dickicht von Fichten und Platanen zeigten einige rauhe Versuche von Cultur — blühender Wein war um die Vorhalle einer Hütte gerankt, und eine junge Frau wiegte ihr Kind unter den Rosen einer andern. Etwas weiter hin traf Jack Hamlin einige nacktbeinige Kinder, welche in einem mit Weiden umstandenen kleinen Bache wateten; und einer seiner ihm eigenthümlichen Scherze gewann die Gunst der Kleinen so, daß sie sich erkühnten zu ihm auf's Pferd hinaufzuklettern und immer stürmischer und zudringlicher wurden, bis er sich mit einigen Küssen und etwas kleiner Münze von ihnen loskaufte.

Als er immer tiefer in die stillen Wälder drang, wo alle Spuren von Bewohntheit aufhörten, fing er an zu singen — mit einem unbeschreiblich süßen Tenor, in dem ein so zarter rührender Pathos lag, daß die Rothkehlchen und Hänflinge erstaunt darauf lauschten. Jack Hamlin's Stimme war nicht geschult und ausgebildet, aber es bebte darin eine Fülle des Klanges, eine Innigkeit des Ausdruckes, welche geradezu herzergreifend wirkten. Sein Lied war ein sehr gefühlvolles, den Negersängern entlehntes. Es bot wirk-

lich einen wunderbaren Anblick diesen sentimentalen Taugenichts zu sehen, mit einem Spiel Karten in seiner Tasche und einem Revolver auf dem Rücken, der so süß und schwermüthig durch die Wälder die Klage an „seiner Nelly Grab" dahinsang, in einer Weise, welche die Augen der Lauscher mit Thränen füllte. Ein Finkenfalk, der soeben sein sechstes Opfer gefordert, erkannte vielleicht in Jack Hamlin einen verwandten Geist und starrte ihn verwundert an, die Ueberlegenheit des Menschen halb gezwungen zugestehend. Mit einer überwiegenden räuberischen Fähigkeit begabt, konnte er doch nicht singen.

Endlich befand sich Jack wieder auf der Landstraße und ritt von Neuem eilig dahin. Gräben und Aushöhlungen, Aufschüttungen von Kies, halbabgetragene Hügel, gefällte Baumstämme nahmen die Stelle des Waldlandes und der Bergwasser ein, und verkündeten die Nähe der Civilisation. Dann erschien ein Kirchthurm am Horizonte, und jetzt wußte Jack, daß er zu Hause sei. In wenigen Minuten sprengte er funkensprühend durch die einzige enge Straße, die sich in einem Chaos von Gräben, Aufschüttungen und Biegungen am Fuße des Hügels verlor. Vor dem „Magnolia Salon" stieg Jack Hamlin ab. Durch die lange Schänkstube gehend, stieß er eine grüne Friesthür auf, trat in einen dunklen Corridor, öffnete mit einem Hauptschlüssel eine zweite Thür und befand sich in einem matt erleuchteten Zimmer. Obgleich die Ausstattung für diese Localität elegant, ja kostbar war, trug sie doch Zeichen von Abgenutztheit. Der eingelegte Tisch in der Mitte des Zimmers war mit Zeichen und Einschnitten bedeckt, die seiner Schönheit Abbruch thaten. Die gestickten Armstühle waren verblaßt und die grüne Sammetottomane, auf welche sich Jack Hamlin warf, zeigte am Fußende Spuren der rothen Erde von Wingdam.

Hier in seinem Käfig sang Jack nicht. Er lag ganz still und blickte auf ein in grellen Farben gemaltes Bild, welches ein junges mit verschwenderischen Reizen ausgestattetes, weibliches Wesen darstellte. Zum ersten Mal fiel es ihm auf, daß er niemals eine derartige Frau gesehen, und daß, wenn er ihr wirklich begegnen sollte, er sich höchst wahrscheinlich nicht in sie verlieben würde. Vielleicht dachte er an einen andern Stil der Schönheit. In dem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Ohne sich zu erheben, zog der Liegende an einer Schnur, welche wohl einen Riegel zurückschieben mußte, denn die Thür öffnete sich und ein Mann trat ein.

Der Neukommende war breitschulterig und kräftig von Gestalt — doch zeigte sich diese Kraft nicht in seinem Gesicht, das, obgleich hübsch von Zügen in seiner Schlaffheit und Blässe deutliche Spuren von Ausschweifung trug. Er schien sich auch jetzt in einem Zustande leichten Rausches zu befinden, denn er zuckte zusammen, als er Jack Hamlin sah und in großer Verlegenheit stammelte er:

„Ich glaubte Käthe sei hier."

Jack lächelte jenes ihm eigenthümliche Lächeln, das schon in der Wingdam Postkutsche auf seinem Gesicht gelegen; er richtete sich auf, vollkommen erfrischt und zum Geschäft bereit.

„Du kamst nicht mit dem Wagen?" fuhr der Andere fort, „oder doch?"

„Nein, ich verließ ihn bei Scott's Ferry. Er wird erst in einer halben Stunde hier sein. Aber wie steht es mit Deinem Glück, Brown?"

„Verwünscht schlecht", erwiederte Brown, wobei sein Gesicht einen Ausdruck jämmerlicher Verzweiflung annahm. „Ich bin wieder ausgeplündert

— ganz fertig Jack", fuhr er in kläglichem Tone fort, der einen bemitleidenswerthen Gegensatz zu seiner mächtigen Gestalt bildete, „kannst Du mir nicht bis morgen einige Hundert borgen? Du weißt, ich muß meiner Alten Geld nach Hause schicken, und — Du hast schon zwanzig Mal so viel von mir gewonnen."

Der Schluß war vielleicht nicht ganz logisch; doch Jack übersah das, und händigte seinem Besuche die gewünschte Summe aus.

„Die Geschichte mit Deiner Alten ist nun bald abgenutzt, Brown", bemerkte er beiläufig; „weshalb sagst Du nicht, daß Du wieder spielen willst? Du weißt, Du bist nicht verheirathet."

„Doch mein Herr", antwortete Brown mit plötzlichem Ernst; als ob schon die Berührung des Goldes mit seinen Fingerspitzen ihm einige Würde verliehe. „Ich habe eine Frau und zwar eine verd— gute, wie ich selbst bekennen muß, dort in den Staaten. Es sind drei Jahre vergangen, seit ich sie gesehen, und zwölf Monate habe ich ihr nicht geschrieben. Wenn die Dinge hier endlich in Schwung kommen und wir die Goldmine finden, werde ich sie herholen lassen."

„Und Käthe?" fragte Jack Hamlin mit seinem frühern Lächeln.

Brown von Calaveras versuchte kühn auszusehen, um seine Verwirrung zu verbergen, was ihm aber mit seinen schlaffen Zügen und seinen nicht ganz klaren Sinnen schlecht gelang und er erwiederte:

„Verwünscht; aber Jack, ein Mann muß doch auch etwas Freiheit haben. Doch komm, wie wär' es mit einem Spielchen? Gieb uns die Möglichkeit, die geliehene Summe zu verdoppeln!"

Jack Hamlin sah seinen einfältigen Freund mit einem seltsamen Blick an. Vielleicht wußte er, daß der Mann prädestinirt war, das Geld zu verlieren, und er zog es vor, daß es in seine Tasche zurückfließen solle, statt die eines Andern zu füllen. Er nickte zustimmend und zog seinen Stuhl zum Tisch heran. In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

„Es ist Käthe", sagte Brown.

Jack Hamlin zog an der Schnur und die Thür flog auf. Aber zum ersten Male in seinem Leben schwankte er auf seinen Füßen, ganz erschreckt und beschämt; zum ersten Male in seinem Leben schoß das warme Blut ihm in sein blasses Antlitz, daß es bis zur Stirn sich färbte. Denn vor ihm stand die Dame, der er aus der Postkutsche geholfen, die Dame, welche Brown — die Karten fallen lassend — mit krampfhaftem Lachen in dem Ausrufe begrüßte:

„Meine Alte, Kreuzelement! meine Alte!"

Man erzählte sich, Frau Brown sei in Thränen und Vorwürfe gegen ihren Gatten ausgebrochen. Ich sah sie im Jahre 1857 in Marysville und glaube nicht an die Geschichte. Im Wochenblatt von Wingdam las man bald darauf mit der Ueberschrift: „Rührende Wiedervereinigung" Folgendes: „Einer der schönsten, erhebendsten Vorfälle, dem californischen Leben eigen, trug sich in der verflossenen Woche in unserer Stadt zu. Die Gattin eines der bedeutendsten Pionniere von Wingdam, die der verbrauchten Civilisation des Ostens und seines ungastlichen Klimas müde war, beschloß ihren edlen Gatten an diesem goldigen Strande aufzusuchen. Ohne ihn von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen, unternahm sie die lange Reise und langte in der vorigen Woche hier an. Die Freude ihres Mannes kann besser gedacht als

beschrieben werden. Die Begegnung soll unendlich rührend, ja herzerschütternd gewesen sein. Wir hoffen und wünschen, das Beispiel möge Nachahmung finden."

---

Ob es dem Einfluß seiner Frau oder irgend einer andern glücklichen Speculation zuzuschreiben war, Browns financielle Lage besserte sich von dem Tage an sichtlich und stetig. Er zahlte seinem Partner dessen Antheil an dem Schacht „Glück auf" aus, mit Geld, das, wie Einige versicherten, nach seines Weibes Ankunft im Spielen gewonnen sei, während Andere — nach Frau Brown's Aussage: „ihr Mann hätte das Spielen verschworen" — einfach erklärten, Jack Hamlin habe die Summen hergegeben. Brown baute und richtete das „Wingdam Haus" ein, das durch der hübschen Frau Brown große Beliebtheit immer von Gästen überfüllt war. Er wurde zum Gemeindevorstand erwählt und gab der Kirche reiche Spenden, ja man bekam sogar eine Straße in Wingdam mit seinem Namen.

Dennoch fiel es allgemein auf, daß in dem Maße, wie er reich und angesehen wurde, er blaß, mager und unruhig ward. Als seiner Gattin Popularität noch mehr zunahm, zeigte er sich launenhaft und verdrießlich. Als ein seiner Frau nur zu ergebener Ehemann wurde er abgeschmackt eifersüchtig. Wenn er nicht die sociale Freiheit seiner Frau beschränkte, so geschah es, wie das boshafte Gerede ging, weil sein erster und einziger derartiger Versuch einen solchen Sturm des Zorns von ihrer Seite hervorgerufen, daß sie ihn zum Schweigen eingeschüchtert. Viel solchen Geschwätzes kam von ihren Mitschwestern, welche die reizende Frau in den ritterlichen Aufmerksamkeiten der Männerwelt von Wingdam ausgestochen, die, wie die meiste populäre Ritterlichkeit, einer Bewunderung der Macht dargebracht wurde, ob diese aus männlicher Kraft oder weiblicher Schönheit hervorging. Es sei auch noch zu ihrer Beschönigung gesagt, daß sie seit ihrer Ankunft die unbewußte Priesterin einer mythologischen Anbetung geworden, die vielleicht für ihre Weiblichkeit nicht veredelnder war, als die, welche eine ältere griechische Demokratie auszeichnete. Ich glaube, daß Brown sich alles Dessen dunkel bewußt sein mochte. Aber sein einziger Vertrauter war Jack Hamlin, dessen unglücklicher Ruf natürlich eine offene Intimität mit der Familie ausschloß und dessen Besuche sehr selten vorkamen. —

Es war eine Mondnacht im Hochsommer, und Frau Brown, hübsch, rosig, mit strahlenden Augen wie immer, saß auf der Veranda, den frischen süßen Weihrauch der Bergluft einathmend und, wie zu fürchten stand, noch einen andern Weihrauch, der weniger frisch noch ganz so unschuldig sein mochte. Neben ihr saßen der Oberst Starbottle und der Richter Boompointer, und ein neuer Zuwachs ihres Hofstaates, in Gestalt eines fremden Touristen. Frau Brown war in der besten Laune.

„Was sehen Sie dort auf der Chaussee?" fragte der galante Oberst, der bemerkt hatte, wie die Aufmerksamkeit der anmuthigen Frau sich in den letzten Minuten von ihnen gewandt.

„Staub", erwiederte Frau Brown mit einem Seufzer. „Nur Schwester Emma's Schafheerde."

Der Oberst, dessen literarische Erinnerungen sich nicht weiter erstreckten als bis zur Zeitung der letzten Woche, hatte eine practischere Ansicht von der Sache.

„Es sind nicht Schafe", sagte er, „es ist ein Reiter. Ist das nicht Jack Hamlin's Grauschimmel, Richter?"

Aber der Gefragte wußte es nicht; und da Frau Brown bemerkte, die Luft werde zu kalt, um länger draußen zu weilen, zogen sie sich in's Zimmer zurück. —

Der Besitzer des Hauses, Brown von Calaveras, befand sich im Pferdestall, wohin er sich meist nach dem Mittagessen zurückzog. Vielleicht wollte er damit seine Verachtung der Genossen seiner Frau zeigen, vielleicht fand er gleich anderen schwachen Naturen Vergnügen in der Ausübung der Macht über unvernünftige Thiere. Es war ihm eine Art Genugthuung eine kastanienbraune Stute zu dressiren, die er schlagen oder liebkosen konnte wie es ihm einfiel, was er natürlich seiner Frau nicht bieten durfte. Hier bemerkte er ein gewisses graues Pferd, welches soeben in den Stall gezogen worden war, und nicht weit davon stand der Reiter. Brown's Begrüßung war herzlich und freundschaftlich, die Jack Hamlin's etwas gezwungen. Aber auf Brown's dringende Bitte folgte er diesem die Hintertreppe hinauf, durch einen schmalen Corridor nach einem kleinen Zimmer, das auf den Stallhof hinausging. Es war sehr einfach ausgestattet mit einem Bett, einem Tisch, einigen Stühlen und einem Ständer zu Waffen und Peitschen.

„Dies hier ist meine Heimat, Jack" sagte Brown, indem er sich auf's Bett warf und seinem Gefährten einen Stuhl herschob. „Ihre Zimmer liegen am andern Ende der Halle. Seit mehr als sechs Monaten führen wir ein ganz getrenntes Leben, treffen uns nur bei den Mahlzeiten. Es ist schön für den Herrn des Hauses, hier zu wohnen, nicht?" sagte er mit gezwungenem Lachen. „Aber ich bin froh, Dich zu sehen, Jack, verd— froh!" und er erfaßte von Neuem die fast widerstrebende Hand des jungen Mannes und drückte sie herzlich. „Ich führte Dich hier herauf, um nicht dort im Stall mit Dir zu reden, obgleich es ja doch die ganze Stadt weiß. Zünde kein Licht an, wir können hier im Mondschein plaudern. Stelle Deine Füße auf jenen Schemel und rücke her zu mir — mach Dir's bequem, mein Junge! Dort im Krug ist Whisky."

Jack Hamlin nahm keine Notiz von der Bemerkung. Brown von Calaveras drehte sein Gesicht der Wand zu und fuhr fort:

„Wenn ich diese Frau nicht liebte, Jack, würde es mich nicht viel kümmern. Aber sie zu lieben und zuzusehen, wie sie Tag für Tag ihren eigenen Weg geht, ohne daß Jemand ihr Einhalt thut, das wurmt mich! Doch ich bin so froh Dich hier zu haben, Jack, verd— froh!"

Er tastete im Dunkel umher, bis er seines Gefährten Hand gefunden, und gedrückt; er würde sie in der seinen behalten haben, doch Jack zog sie fort und steckte sie in seine Brusttasche, indem er achtlos sagte:

„Seit wie lange ist es so zwischen Euch?"

„Seit dem Tage ihrer Ankunft, seitdem sie den ersten Schritt in die „Magnolia" setzte. Ich war damals ein Narr. Jack, ich bin es noch, aber ich wußte früher nicht, wie sehr ich sie liebte. Und sie ist seitdem nicht dieselbe Frau wie sonst.

„Das ist aber nicht Alles, Jack, o, ich sehnte mich so mit Dir darüber zu sprechen, deshalb bin ich so erfreut, daß Du gekommen bist. Es ist nicht, daß sie mich nicht mehr liebt, nicht daß sie jedem Mann, der in ihre Nähe kommt, den Kopf verdreht, denn vielleicht habe ich ihre Liebe auf's Spiel gesetzt und verloren, wie ich ja alles Andere in der Magnolia verlor, und

Kokettiren ist mancher Frau zweite Natur und es kommt weiter nichts Böses dabei heraus, als für die armen Narren, die sich die Flügel versengen. Aber Jack, — ich glaube — ich glaube, sie liebt einen Andern. Rücke nicht fort von mir, Jack, rücke nicht fort; wenn Deine Pistole Dich genirt, lege sie fort!

„Es sind mehr als sechs Monate jetzt, daß sie sich unglücklich und verlassen zu fühlen scheint und nervös und angegriffen, trotz alles Lachens und Scherzens. Und zuweilen bemerke ich, wie sie ganz verstohlen mit einer Art Scheu und Mitleid nach mir blickt. Sie schreibt auch an Jemand. Und die letzten Wochen hat sie viel in ihren eigenen Sachen gekramt, und Kleinodien und Putz zusammengepackt — und Jack, ich fürchte, sie will mich verlassen. Ich könnte Alles ertragen, nur das nicht. Wenn sie sich wie ein Dieb von mir fortstehlen wollte . . . .“

Er drückte sein Gesicht tief in die Kissen und einige Minuten hörte man keinen andern Laut als das Ticken der Uhr auf dem Kaminsims. Jack Hamlin zündete sich eine Cigarre an und trat zum offenen Fenster. Der Mond schien nicht mehr in das Zimmer herein und das Bett und die darauf ruhende Gestalt befanden sich im Schatten.

„Was soll ich thun, Jack?“ fragte die Stimme aus dem Dunkel.

Die Antwort kam schnell und klar vom Fenster her.

„Fordere den Mann und tödte ihn auf der Stelle!“

„Aber, Jack!“ —

„Er hat die Folgen seines Handelns zu tragen.“

„Doch wird das sie mir zurückgewinnen?“

Jack antwortete nicht, doch ging er vom Fenster zur Thür.

„Geh noch nicht fort, mein Junge; zünde das Licht an und setze Dich an den Tisch. Es ist schon ein Trost, Dich nur zu sehen.“

Jack zögerte, dann willfahrte er. Er zog ein Packet Karten aus der Tasche, nach dem Bett hinblickend und mischte sie. Aber Brown's Gesicht war der Wand zugekehrt. Nachdem Jack Hamlin die Karten gemischt, nahm er ab und legte eine Karte auf die entgegengesetzte Seite des Tisches dem Bett zu und eine vor sich hin. Die erste war eine Zwei, die seinige ein König. Er mischte und nahm wieder ab. Diesmal hatte der „Strohmann“ eine Dame und er eine Vier. Jack blickte gespannt auf das dritte Geben. Es brachte seinem Gegner eine Zwei und ihm wieder einen König. „Zwei Mal von dreien“ sagte der junge Mann halblaut.

„Was meinst Du, Jack?“ fragte Brown.

„Nichts.“

Jetzt versuchte er es mit dem Würfelspiel, aber er selbst warf immer hohe Zahlen, meist Sechsen, während sein imaginärer Gegner ganz niedrige Würfe that. Die Macht der Gewohnheit ist oft verwirrend.

Indessen hatte irgend ein magnetischer Einfluß, Jack's Nähe entströmend, oder der Genuß des Branntweins, vielleicht Beides zusammen, eine Linderung des Schmerzes gebracht und Brown war eingeschlafen. Jack Hamlin zog seinen Stuhl zum Fenster und blickte auf die Stadt Wingdam, über welche die Ruhe der Nacht lag — die harten, unschönen Umrisse sahen weich aus, ihre grellen Farben waren gedämpft durch das Mondlicht, das Alles mit magnetischem Schein umfloß. In der tiefen Stille ringsumher konnte er das Murmeln des Wassers in den Gräben hören und das leise Rauschen der Bäume jenseits des Hügels. Er blickte zum Firmamente empor und in dem Augenblick schoß eine leuchtende Sternschnuppe aus den glänzenden

Gefilden zur Erde herab. Gleich darauf noch eine und wieder eine. Dies Phänomen sollte Jack als eine neue Vorbedeutung dienen. Wenn in der nächsten Viertelstunde wieder eine Sternschnuppe fiel. — Er saß mit der Uhr in der Hand wol zwei Mal so lange, doch das Phänomen wiederholte sich nicht.

Die Uhr schlug Zwei, und Brown schlief noch immer. Jack Hamlin trat zum Tische und nahm aus seiner Tasche einen Brief, den er beim flackernden Lichtscheine las. Es war nur eine Zeile, mit Bleistift von einer Frauenhand geschrieben:

„Sei um drei Uhr an dem Gehäge mit dem Einspänner."

Der Schlafende bewegte sich unruhig und erwachte.

„Bist Du da, Jack?"

„Ja."

„Geh noch nicht fort! Ich träumte so süß — träumte von alten Zeiten. Es war, als sollten Susann und ich wieder verheirathet werden und wer, denkst Du, daß der Pfarrer war? — Du, Jack."

Der Spieler lachte und setzte sich auf das Bett — das Papier noch in der Hand haltend.

„Es ist ein gutes Zeichen, meinst Du nicht?" fragte Brown.

„Es scheint mir so. Aber, mein Alter, wär' es nicht besser, Du ständest auf?"

Der Alte, dem man so freundlich zusprach, erhob sich mit Hülfe von Jack's dargebotner Hand.

„Rauchen?"

Brown nahm mechanisch die dargebotene Cigarre.

„Feuer?"

Jack hatte den Brief spiralförmig zusammengerollt, angezündet und hielt ihn seinem Gefährten hin, der seine Cigarre daran in Brand steckte. Jack Hamlin behielt ihn so lange in der Hand bis die Flammen ihn verzehrt, und warf dann die Ueberbleibsel — einen feurigen Stern — aus dem offenen Fenster. Er blickte den Funken nach wie sie zur Erde fielen, dann kehrte er zu seinem Freunde zurück.

„Lieber Alter" sagte er, seine Hände auf Brown's Schulter legend, „in zehn Minuten werde ich unterwegs sein, entschwunden wie jener Funken. Wir Beide werden einander nicht wieder sehen; doch ehe ich scheide, höre und befolge eines Thoren Rath. Verkaufe Alles, was Du hier Dein nennst, nimm Dein Weib mit Dir und verlaß dieses Land. Es ist kein Ort für Dich, noch für sie. Sage ihr, sie muß gehen, zwinge sie dazu, wenn sie nicht will. Jammere nicht, weil Du kein Heiliger sein kannst, und sie kein Engel ist. Sei ein Mann — und behandle sie wie eine Frau. Sei nicht wieder ein verd— Narr! Lebe wohl!"

Er riß sich aus Brown's festem Umfassen los und flog wie ein Hirsch die Stufen hinab. An der Stallthür ergriff er den halbwachen Hausknecht beim Kragen und schüttelte ihn mit kräftigem Arme wach.

„Sattle mein Pferd in zwei Minuten, oder Dich soll —", das Fehlende war erschreckend ausdrucksvoll.

„Die Herrin sagte, Sie würden den Einspänner nehmen", stammelte der Mann.

„Ver— sei der Einspänner!"

Das Pferd wurde so schnell gesattelt, als die zitternden Hände des erschreckten Hausknechtes ihr Geschäft verrichten konnten.

„Ist etwas geschehen, Herr Hamlin?“ fragte der Mann, der, wie Alle seiner Classe, den élan seines kühnen Patrons bewunderte, und wirklich für seine Wohlfahrt besorgt war.

„Aus dem Wege!“

Der Hausknecht sprang zurück. Mit einem Fluche, einem Satze, daß die Funken stoben, war Jack schon draußen auf der Straße.

Im nächsten Moment war er in des Schlaftrunkenen Augen nur noch eine fliehende Staubwolke in der Ferne, nach der ein Stern, der sich von seinen Brüdern losgelöst hatte, einen Feuerstrahl schoß. —

In der Morgenfrühe hörten die Bewohner der Hütten an der Wingdam-Chaussee, die meilenweit entfernt von der Stadt lagen, eine Stimme rein und hell wie eine Lerche auf dem Felde singen. Die, welche noch schliefen, drehten sich auf ihrem harten Lager um, von Jugend und Liebe und alten süßen Zeiten zu träumen. Männer mit trotzigen Zügen, und ängstlich forschende Goldsucher, die schon bei ihrem Tagewerk waren, hielten in der Arbeit inne und lehnten sich auf ihr Schaufeln und Hacken, um einem romantischen Vagabonden zuzuhören, der dem rosigen Sonnenaufgang entgegenritt.

# Wiener Landfahrten.

Da es wol anzunehmen ist, daß die zahllose Menge von Fremden welche Wien während der Weltausstellungstage überfluthen werden, nicht blos die Wunderdinge dieser Exposition, auch nicht blos Burgtheater und Opernhaus, Stadt- und Karltheater, Theater an der Wien und alle die übrigen Schauspielhäuser und -Häuschen besuchen werden, nicht einzig nur auf der Ringstraße und im Stadtparke, auf Graben und Kohlmarkt sich herumtummeln mögen, um dort die lebendige Blumenflur der honetten und flotten Wienerinnen zu studiren: so will ich mir erlauben, im raschen Ueberblick das Gebiet der Landpartien eines Wieners zu beschreiben, um den Fremden über die ganze Ausdehnung dieses Gebietes flüchtig zu orientiren. Mag er dann, der gewiß an der Hand eines in Wien hausenden Freundes (oder einer Freundin, vielleicht von gestern oder heute) wandelt, selbstständig wählen, um gleichsam in einer oder einigen Stichproben die vielgerühmte Herrlichkeit dieser Umgebung bestätigt zu finden.

Ich muß aber dieser Uebersicht aus der Vogelschau die Erörterung einer streitigen Frage vorausschicken, über welche ich oft von Fremden habe debattiren gehört und zwar in der widersprechendsten Weise. Diese Frage betrifft die landschaftliche Lage Wiens im Allgemeinen. Die Meinungen der Fremden über dieses Thema sind grundverschieden und während die Einen dieselbe als eine paradiesische preisen, finden sie Andere ganz gewöhnlich, ja unschön. Ich gestatte mir als alter Wiener hierüber Folgendes zu sagen: Es ist die Lage Wiens in seiner unmittelbaren Umgebung gegen Nordost, Ost und Süden wol kaum eine schöne zu nennen. Mit jener von München, Berlin, Pest verglichen, mag sie freilich reizend erscheinen. Der von Linz, Gratz, Salzburg, Prag Kommende wird kaum in dieses Lob einstimmen.

Was das Grün und den Baumwuchs betrifft, so sind diese in der Wiener Gegend nicht üppig genug; auch umhüllen die Staubwolken des heimischen Kalkbodens dieses matte Grün, bei den fast unausgesetzt wehenden Winden, noch überdies mit einem grauen Schleier.

Langt der Reisende auf der Westbahn an, so hat er wol von Neulengbach bis Hüttelsdorf freundliche Waldthale und einen Theil der schönsten Nachbarschaft Wiens durchschnitten; aber bei Hüttelsdorf muß er wieder in's flache Land hinaus und die ansehnlichen Dörfer mit den eleganten Landhäusern werden nur von Außen berührt. Zwar bietet Schönbrunn mit seinem Garten eine erfreuliche Ansicht, dagegen läßt sich von Wien wenig oder nichts sehen, und man hat es erreicht, ohne es gesehen zu haben.

Triffst Du, verehrter Gast, mit dem Dampfboote in Nußdorf ein, nachdem Du vor wenigen Stunden die Wunderpracht der obern Donau von Passau bis Krems — ernster, düsterer, aber auch weit großartiger, als die der Rheinufer — durchschifft hast, aus dem lieblich-schönen Oberösterreich kommend, so wird Dir der Anblick der Waldberge von Burg Gräfenstein bis zum Leopoldsberg und der zur linken Hand gelegene riesige Weinhügel des Bisamberges kaum entzückend erscheinen, und Du wirst die Weiterfahrt nach Wien auf dem kleinen Dampfboot wenig interessant finden.

Bringt Dich die Franz Josefs-Bahn über Tulle und Klosterneuburg, so ist der Eindruck ein sehr ähnlicher wie für den Dampfschifffahrer.

Nicht viel besser geht es dem auf der Nordwestbahn oder der Nordbahn anlangenden Fremden. Wol mildert der Anblick von fernen und nahen Bergen, besonders von der Nordbahn her, die Eintönigkeit der Flächen und Hügel des sogenannten Viertels unter dem Manhartsberge das er eben durchflogen; es stellt sich dem näher gegen die Donau Kommenden der Leopolds- und Kahlenberg, kühn in den Strom hineinfallend, malerisch dar: aber die vielen, besonders bei trockenem Wetter mit Flußsand und Staub erfüllten Auen sind nicht sehr erhebend, und von Wien läßt sich über den Bäumen und Sträuchern nichts sehen, als das Profil des Stephansthurmes nebst einigen anderen Thurmspitzen und höheren Gebäude.

Wer auf der Donau mit dem Dampfboote von Ungarn her eintrifft, hat zwar in Nord und Nordwesten stets die lange Höhenreihe des Kahlengebirges, vom Leopoldsberge bis zum Anninger hinter Mödling und den Eisernen Thorberg bei Baden, bei reiner Luft selbst den Wiener Schneeberg, als Hintergrund im Gesicht, aber Wien zeigt sich düster und nicht großartig.

Am besten stellt es sich für Jene dar, die auf der Südbahn hereinbrausen. Das Kahlengebirge links, die wie aus dem Thale des Wienflusses herausströmende und dann zu einem Steinmeer sich sammelnde Häusermasse, daraus emporragend der Stephansdom, die Karlskuppel und andere zahlreiche Thurmspitzen bewirken einen jedenfalls mächtigen Eindruck, wenn auch höchstens zwei Drittheile Wiens gesehen werden können — da der gegen die Donau abfallende Theil, die innere Stadt und die niedrig gelegenen Vorstädte sich dem Auge entziehen. Ein wahrhaft schönes Bild dürfte auch diese Ansicht nicht genannt werden. Die Karpathen stehen zu fern und so fehlt ein malerischer Hintergrund.

Somit zeigt sich dem Fremden nicht viel von der häufig so hoch erhobenen Schönheit der Lage Wiens, er komme, von welcher Weltgegend er immer wolle.

Aber die Wiener wissen recht gut, daß man ihr Wien, um seine Lage schön zu finden, anders woher ansehen muß; sie wissen, welchen Prachtanblick diese Riesenstadt mit der Donau und den umgebenden zahllosen Ortschaften gewährt, wenn man vom Kahlenberge, vom Himmel (einer Höhe über Sievering) oder Hermannskogel auf sie niederschaut. London und Paris, Petersburg und Berlin bieten nichts Gleiches. Darum soll der Fremde vor Allem, wenn er einen Ausflug macht, einen der ebenbenannten Berge besteigen.

Und welche Fülle landschaftlicher Schönheit liegt hinter diesen Bergen, die schon darum so sehr merkwürdig sind, weil sie die alleräußersten Höhepunkte der Alpen gegen Osten bilden, wo selbe in die pannonische Ebene sich verlieren. Diese Thäler von Hüttelsdorf und Purkersdorf, von Kallsburg und Kaltenbleutgeben, die Briel, das Hobrunnthal u. s. w. sind gleichsam die letzten Sterbeseufzer des Alpenlandes. Im fernen Frankreich beginnend, reicht es über die Schweiz, Tyrol, Salzburg, Südösterreich und wieder von Italien über Krain, Kärnten, Steiermark bis hierher, ein ununterbrochenes Berg- und Waldgebiet von ungeheurer Ausdehnung. Darum gewährt das Ersteigen dieser geringen letzten Erhöhungen, welche der Weltstadt so nahe liegen, ganz wundersame Genüsse. Denn — schaust Du von dorther gegen Wien und Ungarn, so stellt sich diese Riesenstadt, die reich bebaute Umgebung derselben, das große Flachland mit den fernen Vorhöhen der

Karpathen überraschend dar. Wendest Du Dich aber gegen West und Südwest, dann ergreift Dich der Anblick der zahllosen Waldgipfel, die sich übereinander schieben — schon hinter Baden die mächtige Höhe von zwei- bis dreitausend Wiener Fuß erreichend — hinter denen die ersten Schneehäupter des Hochgebirgs herüberschauen.

Die Aussicht von jedem dieser Waldberge hat, wie das alte Janushaupt, zwei Gesichter, den Blick in die Fläche und jene in das Gebirgsland, welches von Wäldern und Bächen rauscht.

Nach dieser Abschweifung, worin wir Das sagen mußten, was uns über die Lage Wiens auf dem Herzen gelegen, lasset uns das Gebiet der Landfahrten eines Wieners betrachten und in ganzer Länge vor unseren Augen vorüberziehen.

Es erstreckt sich von der West- und Südwestseite der Hauptstadt von der Donau bis an die Steiermärkische Grenze und darüber hinaus. Vor einigen dreißig Jahren mußte man eine Fahrt über Baden südwärts eine kleine Reise nennen. Aber die Eröffnung der Eisenbahnen hat die Sache total geändert. Ein Ausflug nach Mürzzuschlag hinter dem Semmering wird jetzt so rasch zurückgelegt, wie ehemals ein solcher nach Baden. Unser Wanderungsgebiet erstreckt sich also in einem langen Bergstreifen von ungleicher, doch wenigstens mehrstündiger Breite, zwischen dem ehemaligen Viertel ob dem Wiener Walde und der Wiener, Badener und Neustädter Ebene dahin. Wir wollen dieses Gebiet nach den Hauptthälern verfolgen, welche sich gegen diese Ebenen öffnen.

An diese Hauptthäler, die in's Flachland verlaufen, grenzen westwärts andere, häufig, nicht wie jene von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd sich ziehend, in ihrer Gestaltung nicht mehr so schmale Schluchten und Berggräben wie jene bildend, sondern meist breiter, mitunter mehr kesselförmig. Auch von diesen Thälern müssen wir gelegentlich ein Weniges reden.

Nach dem Donauthale stellt sich zuerst das Berg- und Hügelland dar, von der Donau bis zum Hütteldorfer und Purkersdorfer Thale, durch welches, den Wiener Wald durchschneidend, die Poststraße gegen Linz und die Westbahn sich hinziehen, bei dem Markte Purkersdorf von einander sich trennend. Dieser Strich Landes von der Donau bis an die eben genannten Straßen ist für Wiener von hohem Interesse. Er liegt uns am nächsten; die Ostseite desselben ist uns selbst für Nachmittagspartien verwendbar. Der landschaftliche Charakter ist mehr idyllisch-gemüthlich, als malerisch-romantisch. Einige der Berggipfel dieser Gegend bieten, wie schon erwähnt, herrliche Fernsichten, so der Hermannskogel, Kahlenberg, auch der gegen die Tullner Fläche gelegene Tullingerkogel. Hier und da findet man noch schöne Buchenwälder, dann wieder große Gruppen von mächtigen, alten Obstbäumen (Steinbach — Hainbuch auf halber Höhe des Tullinger Kogels, Kirchbach am Fuße dieses Berges, ein Oertchen von tiefster ländlicher Stille). — Südwärts von der Linzerstraße und Westbahn breitet sich — zwischen Weidlingau, Hütteldorf, S. Veit, Mauer und Laab — der kaiserliche Thiergarten aus, der an Umfang der Kaiserstadt Wien gleichkommen mag, oder sie wol gar noch übertrifft, und von einer Mauer umgeben, den Landfahrern unzugänglich, die nördliche Donaulandschaft von der südlichen Waldgegend scheidet. Westlich jedoch vom Thiergarten ist die Verbindung dieser beiden Lande nicht unterbrochen. Dort zeigen sich dem Wanderer gar liebliche Waldthäler und Waldgipfel.

Vom Thiergarten südlich liegen nacheinander das Breitenfurter (Kalksburger) und Kaltenleutgebener Thal, beide ostwärts gegen die Wiener Ebene sich öffnend. Nur ein schmaler, meist niedriger, leicht zu übersteigender Bergrücken trennt diese zwei Thäler von einander, aber der Charakter der nördlich vor diesem Bergrücken gelegenen Gegend bis an die Donau ist ein ganz anderer als der südlich sich erstreckende. Nordwärts herrscht das Laubholz vor und der Eindruck ist ein mild-idyllischer. Mit dem Kaltenleutgebenerthale beginnt die Vorherrschaft des Nadelholzes, es zeigt sich überall die regenschirmförmige österreichische Föhre und das Malerisch-Romantische tritt in den Vordergrund.

Unmittelbar nach letzterm Thale ragt, gegen die Ebene abfallend, hinter dem ersten Markte Perchtoldsdorf (Wienerisch Petersdorf) mit seiner alten prächtigen Kirche, der Geißberg dreigipfelig empor und gewährt, leicht erstiegen, wunderschöne Aussicht in Ebene und Gebirg.

Weiter südwärts folgt die mit Recht vielgerühmte Briel, aus drei Theilen bestehend, dem engen Felseneingang (der Klause hinter Mödling), der vordern Briel, die einen pittoresk-idealischen Eindruck macht und der Hinterbriel, durch diese mit dem rundlichen Godener Thal sich verbindend. Die Briel mit den sie umgebenden Höhen ist durch die Fürsten Liechtenstein in einen Park umgewandelt worden. Wer je Neu- und Alt-Liechtenstein, die historisch berühmte verfallene Burg Mödling zwischen Klause und Vorderbriel, den hochgelegenen Husarentempel mit wundervoller Fernsicht (Beethoven's Lieblingspunkt; er soll mehr als einmal in der Krypta unter dem Tempel übernachtet haben) betreten, der wird diese Stellen und ihre Eindrücke nun und nimmermehr vergessen. Ein Seitenthal der Hinterbriel führt nach Sporbach mit seinem lieblichen Parke und der malerischen Ruine Johannstein.

Die nächste namhafte Thalöffnung in die Ebene ist das romantische Helenenthal hinter Baden mit den verfallenen Schlössern Rauheneck und Rauhenstein. Das elegante villenreiche Baden mit seinen vielbekannten Bädern liegt vor diesem Thale. Ein Parkabend daselbst mit anregender Musik und cokettirenden schönen Damen kann dem Fremden bestens anempfohlen werden. Die Südseite des reizenden Helenenthales bildet der mächtige Waldbergstock, das Eiserne Thor, 2650 Fuß hoch. Das poetisch ausgeschmückte Thürmchen auf seinem Gipfel bietet eine imposante Aussicht nach allen Weltgegenden, weit hinein nach Ungarn, bis über den Neusiedler See. Gegen Westen verbindet sich das von der rauschenden Schwechat belebte Helenenthal mit dem breiten schönen Alander Kesselthale.

Eine Stunde südöstlich von Baden (zehn Minuten auf der Eisenbahn), hinter der höchst anmuthigen Sommerfrische Vöslau und dem mit Vöslau zusammenstoßenden, auf der Höhe gelegenen Gainfarn öffnet sich als eine Sackgasse ohne Ausgang ein Thal, in dessen hinterster stillster Waldecke, hart an der Südseite des Eisernen Thors liegend, Park und Burg Merkenstein sich verbergen, ein Stückchen Welt voll der tiefsten, innigsten Romantik. Und welch' schönes Eingangsstück bildet das erwähnte Vöslau mit seinen vielen, in Eichenhainen versteckten Villen, seinem herrlichen Kaltbade, dessen krystallreines, immer gleich temperirtes Wasser so zauberhaft erfrischt! Man versäume auch nicht bei Grabner in Gainfarn oder im Forsthause zu Merkenstein rothen Vöslauer zur Erhöhung der Begeisterung zu schlürfen!

Nun kommt weiter südwärts bei Leobersdorf das Piestingthal an die

Reihe, mehr nach innen bei dem Markte Pottenstein zu einem prachtvollen Waldthale mit vielen Seitenthälern sich erweiternd. Die Waldhöhen erheben sich jetzt immer gebieterischer, die grünen Wasser rauschen immer wilder und verkünden das allmälige Herannahen des Hochgebirges.

Das Pottensteinerthal führt, wenn man dem Laufe der Piesting auf der gutgebahnten Straße entgegenwandert, um die gewaltige Waldpyramide des Hocheck herum in das Thal von Altenmarkt und Kaumberg — in dessen Nähe die große Ruine Araberg gelegen ist. Das Hocheck, über dreitausend Fuß hoch, ist weit und breit der höchste Berg und bietet von seinem freien, nur tischgroßen Gipfel eine riesige Fernschau. Ein herrlicher Punkt, selbst vielen Wienern nicht bekannt!

Ein anderer Thalgraben, das Grabenweger Thal, führt von Pottenstein südwestwärts auf eine Einsattlung zwischen höheren Bergen, Hals genannt, mit prachtvoller Aussicht, in's Hochgebirg, schweizerhaft schön. Hinter dem Hals liegt das Thal von Bernitz, von der Piesting bewässert, die sich durch das daran stoßende Piestingthal, das in die Neustädter Ebene führt, in's Flachland hinausarbeitet. Weiter südwärts vom Bernitzthale liegt das Gutensteiner Thal. Eine kurze Felsengasse verbindet die beiden Thäler. Etwas Ergreifenderes als Gutenstein mit seiner Ruine, dem Klosterberg (Wallfahrtort) und dem wilden Engpasse Steinapiesting hinter dem Schloßberge, mag nicht leicht gefunden werden.

Von Gutenstein führt das Klosterthal in's Gebiet des Hochgebirgs an den Schneeberg und in das großartige Höllthal.

Das nächste Thal gegen Süden ist das Piesting-Thal mit der weitläufigen Ruine Starhemberg und den gewaltigen Eisenwerken in der sogenannten Oedt, gegen Westen, wie bereits erwähnt, mit dem Thal von Bernitz sich verbindend.

Dann folgt gegen Süden, mit Neustadt fast in gleicher Breite, die Emmerberger Klause (hochromantisch), dahinter das große weite Thal, Neue Welt genannt, dessen Westseite die majestätische Haussenstamm-Wand bildet.

Einige Stunden südwärts leitet das schmale, höchst malerische Nixensteiner Thal hinter St. Johann in das breite Hochgebirgsthal von Puchberg, das, hart am Fuße des Wiener Schneebergs gelegen, die ganze riesige, gegen Wien gewendete Nordostseite dieses weit vorgeschobenen Alpengiganten als Südwestgrenze des Thales zeigt, nicht mit Unrecht das österreichische Chamouny-Thal genannt, denn es mahnt sehr an jenen berühmten Gebirgskessel.

Noch eine Stunde südwärts empfängt uns hinter Gloggnitz das Thal von Peyerbach und Reichenau mit der südlichen Fortsetzung des Preinthales, der westlichen, von der Schwarza durchtobten Felsengasse des Höllthals, wol der Glanzpunkt der entferntern Umgebungen Wiens, doch wie das noch ferner gelegene Mürzzuschlag leicht zu erreichen, da die Südbahn diese Alpenlande durchschneidet.

Zwischen dem Reichenauer Thal mit seinen Annexen und der grünen Steiermark zieht sich, jetzt durch die bewunderungswürdigen Eisenbahnbauten verherrlicht, der finstere Adlitzgraben, eine meist enge, trotzige Wald- und Felsenschlucht großartigsten Charakters, dahin.

---

Wir vervollständigen unser Bild, indem wir noch Einiges von jenen Thälern sagen, welche hinter diesen in's Flachland mündenden lagern, mit ihnen meist in Verbindung stehen, aber meist breiter sind, mehr von Nord

nach Süd sich ausdehnen, an Schönheit jenen ersteren kaum etwas nachgeben, an Grün und Ueppigkeit sie wol noch übertreffen. Unter ihnen sei vorerst des Preßbaumer Thales gedacht, welches hinter dem Purkersdorfer Thale liegt, vom Wienflüßchen durchflossen und von der Westbahn durchzogen wird, nachdem sie sich bei Purkersdorf von der Linzer Straße getrennt. Früher nur wenig von Wienern besucht, lockt es jetzt, nach Eröffnung der Bahn, ein größeres Publicum an und hat sich auch bereits mit einer Menge der schönsten, zerstreut liegenden Landhäuser bedeckt.

Die Höhe von Hochrotherd (schöner Aussichtspunkt gegen das Gebirge) scheidet das Breitenfurter Thal von der lieblichen Grubenau; das Kaltenleutgebener Thal wird von der Sulzer Höhe von dem freundlichen Sulzer Thale geschieden. Der Thäler hinter der Briel ist schon Erwähnung geschehen, eben so des Alander Thales, das an das Helenenthal sich anschließt.

Hinter dem Alander Thale liegt das von Klausen Leopoldsdorf, in dessen Nähe der schöne Waldberg Schöpfel sich erhebt, gegen Westen steil abfallend. Dieser Berg ist einer der schönsten Punkte in dem langen Gebirgskamme zwischen Tullinger Kogel und Unterberg bei Gutenstein. Am Fuße des Schöpfel gegen Altenmarkt hin liegt das einsame Dorf St. Corona in der Mulde einer Waldwiese, wie halb versunken in das stille Grün.

Der Thäler hinter Pottenstein ist bereits Erwähnung gethan.

Dies ist in kurzen Umrissen der Westtheil des ehemaligen Viertels unter dem Wiener Walde, dessen Ostseite die Ebenen gegen Ungarn bilden. Südlich vom Steinfelde hinter Wienerisch Neustadt dehnt sich das Wald- und Bergland über den ganzen Süden jenes Viertels bis in's Ungarland hinein. Dort wird das Gebiet der Landfahrten von West nach Ost um das Doppelte breiter. Dort liegt zwischen der Südbahn und der Ungargrenze südlich von Neustadt am Rande der Ebene das alte Pitten, weiter im Gebirge Neuschloß und Ruine Sebenstein, der alte Markt Aspang und gegen Gloggnitz das weithin sichtbare hochragende Schloß Wartenstein. Ueberall malerische Schönheiten! Aber auf weiter umschauender Höhe, schon über der Grenze in Ungarn, liegt die Rosalia-Kapelle, ein im Sonnenschein stundenweit gesehener Punkt; in ihrer Nähe, etwas tiefer, zeigt sich das feste Schloß der Esterhazy's Forchtenstein und nachbarlich in der Tiefe, weit hingestreckt, die Riesenlache des Neusiedler Sees.

Noch eine Bemerkung zum Schluß. Will der Fremde auf einer oder mehreren solchen Fahrten zugleich das Wiener Volksleben auf dem Lande kennen lernen, so wähle er einen der näheren Punkte, mache den Ausflug an einem Sonn- oder Feiertage — sei jedoch auch gefaßt auf schlechtes, schmales und theures Essen und Trinken und meist miserable Bedienung. Die Wiener auf der Landfahrt, begeistert von Sonne, Luft, Speise und Trank, gewähren ein köstliches Genrebild und die Schönen, etwas mänadenhaft lebendig, sind ein wonniges Studium. Das mag entschädigen für manche Entbehrung und mancherlei Trübsal.

Wer aber die Natur, in Stille und Feier, ohne diese Staffage genießen will, der muß seine Fahrten an einem Werktage unternehmen. Er wird wol auch überall Wiener Publicum finden, aber ein feineres und nur in sparsamer Zahl. Die Wirthshäuser erfreuen sich an solchen Tagen jedes kommenden Gastes, er wird besser und aufmerksamer, wenn auch nicht billiger, bedient.

Dies zum Abschied! Austriacus.

# Die Familie Brontë.

Vor nun beinahe drei Jahren brachten die englischen Blätter die Nachricht, der Rev. Mr. Brontë, der Vater der drei begabten Schriftstellerinnen, sei in hohem Alter gestorben. Es war gerade für uns die Zeit, als das namenlose Elend des Krieges heraufzog, als nur noch ein Gedanke das ganze Volk beseelte. Da versank, was Schmuck und Zierde unseres Lebens gewesen, hinter uns, wie Burg und Dom und die Farbenpracht der Landschaft im Nebel versinkt. Jetzt erst besinnen wir uns wieder auf die Dinge, die vordem uns von Interesse gewesen.

Weit über die gewöhnliche im Psalm dem Menschen zugestandene Lebensdauer hat der vereinsamte Greis seine Jahre zählen müssen. Reicher gesegnet und schwerer geschlagen in seinen Kindern, wie nach dem gewöhnlichen Maß den Menschen wird, hat er sie Alle überlebt. Ellis und Acton, wie sich die jüngeren Töchter als Schriftstellerinnen nannten, starben an der Schwindsucht 1848 und 49; Charlotte, die letzte, berühmteste, blieb ihm nur bis zum Jahre 1855. Jetzt also ist das Haus auf einsamer, rauher Höhe, die Stätte angestrengter, geistiger Arbeit und tiefsten Leidens, ganz verödet. Wir leben so rasch heutzutage und vergessen so schnell; da ist es wol billig ein Wort der Erinnerung Denen zu widmen, die dort gewohnt, deren Eine ein glänzendes Gestirn am literarischen Himmel nicht nur ihres Landes gewesen, während die beiden Anderen scheiden mußten, lange bevor die Arbeit, zu der sie sich geschickt fühlten, geschehen war.

Mich dünkt gerade heute ist es an der Zeit, dieses Hauses zu gedenken. Dort wurde die treueste, weibliche Pflichterfüllung geübt bei einer Begabung, die jedem von dort kommenden Wort den Stempel des Ungewöhnlichen, des Genius aufgedrückt hat. Ich weiß kein Spiegelbild, welches für uns lehrreicher wäre; denn es hat ein rastloses Ungenügen die Frauenwelt befallen und die Gefahr liegt nah, im Rufen nach Arbeit, im Streben nach Verwerthung der schlummernden Kräfte, auf falsche Fährten zu kommen und alle Harmonie zu verlieren.

Bis um neun Uhr Abends gehörten die Schwestern vollauf den häuslichen Beschäftigungen, die sie vielfach bei ihren beschränkten Mitteln und großen Bedürfnissen nach pünktlicher Ordnung selbst verrichteten. Und auch, als sie in die Bahn der Schriftsteller eintraten, änderte sich daran nichts. Sie erkämpften muthig, trotz abweisender Verlagshandlungen, trotz aller Schwierigkeiten für Anfänger, ihren Weg und gingen doch in aller Unscheinbarkeit, wie Gott sie führte. Unsere Tage, mit Maschinen, mit Verkehrs- und Hülfsmitteln aller Art, ahnen nicht, wie freudlos, wie eintönig das Leben im Pfarrhaus gewesen. Und als nun gar beide Schwestern gestorben, fiel die ganze Sorge für den halb erblindeten, kränklichen Vater auf Charlotte, die ihm mit rührender Treue diente.

Die Schriften der Schwestern Brontë sind viel gelesen worden, auch in Deutschland, wenigstens waren die der „Currer Bell" vor einigen Jahren in Aller Händen. Als sie so jung noch starb, unternahm ihre Freundin, die nun auch schon heimgegangene Mrs. Gaskell, mit liebender Hand den Schlüssel zu diesem wunderbar begabten, schwer heimgesuchten Dasein zu geben.

Im Norden von England in Yorkshire steigen dicht hinter der kleinen Stadt Keighley die Höhen empor, wo unter anderen kleinen Höfen und Flecken das Dorf Haworth mit seinem Pfarrhaus liegt. Steil bergan geht

der Weg, erzählt Mrs. Gaskell, die Brontë's dort besucht; den Hügel hinan sind die Häuser gebaut, die Fahrstraße nur dadurch zu gebrauchen, daß die Pflastersteine mit der Kante nach außen gelegt sind und die Pferde in den Fugen Fuß fassen können. Ueber dem Dorf liegt die kleine Kirche und höher noch, dem Kirchhof gegenüber, das Pfarrhaus. Dahinter dehnt sich in unabsehbarer Ferne die Haide, über den wellenförmig sich hinziehenden Bergen ausgebreitet. Kein Baum, kein Strauch kommt dort fort, wo der Nordwind rast, braun und grau und öde liegt das Land. Nur im August für wenige, kurze Wochen wirft es sein Aschengewand ab und steht strahlend im Purpurkleide, denn die Haide blüht. Es ist ein wildes Geschlecht, das dort haust. In dem Bilde, das Charlotte Brontë in „Shirley" entwirft, hat sich der Norden mit Stolz wieder erkannt. Selbst für die Gebildetsten der Gegend muß die Mischung rauher Wildheit oder doch Derbheit und gediegenen Wohlstandes bezeichnend sein.

Damals, als der Vater Brontë im Frühjahr 1820 mit einer kränklichen Frau und sechs kleinen Kindern das Pfarrhaus bezog, waren es mißtrauische, abwehrende, rauhe Menschen, an denen er zu arbeiten berufen, gegen Verkehr und Neuerungen feindselig abgesperrt, grausam hart wie ihre Stürme, fühlloser gegen ihre Kinder wie gegen ihr Vieh, dabei fleißig, zuverlässig und treu wie Gold, wo sie einmal anhingen. Auf den einsamen Gehöften, welche, selbst wenn es nicht der Wunsch der Bewohner gewesen, Monate lang durch die Witterung unzugänglich wurden, bildete sich der schroffe Volkscharakter ungehindert aus. Rechtspflege war dadurch sehr erschwert und lag und liegt noch in den Händen des Landadels selbst, der seine eigene Freiheit zu hoch schätzt, um sie Anderen zu verkümmern. Da ist wol manches Furchtbare geschehen. Die Kunde schwarzer Thaten, schwerer Noth, bangen Todes trug der Wind über das Land und auch an das Ohr der zarten Kinder im Pfarrhaus. Sie kannten keine Zerstreuungen, keine Jugendspiele, alle Unterhaltung schöpften sie aus Zeitungen, Büchern und ihrer eigenen feurigen Phantasie. Der Mutter mildes Auge schloß sich bald nach schwerer Krankheit für immer. Der Vater, ein stattlicher Irländer, dessen Erscheinung noch im Alter als edel gerühmt wird, verdankte seine Stellung ausschließlich seinem rastlosen Streben und hat wol in seinem eigenartigen, energischen Wesen nichts von der herablassenden Milde gehabt, deren eine Kinderstube bedarf, um freundlich zu sein. Seine Gesundheit war überdies gebrechlich und gebot abgesonderte, ungestörte Mahlzeiten. So entwickelten sich die Kinder geistig eigentlich ganz aus sich, körperlich gepflegt von der treuen Tabby, einer derben, ihnen mit Leib und Seele ergebenen Dienerin. Ein Versuch wurde gemacht die Töchter zur Schule zu schicken, doch er mißlang, die Kinder erkrankten, bald darauf starben die zwei ältesten. In Helen Burns in „Jane Eyre" hat Charlotte ihrer Schwester Mary nach zwanzig Jahren ein Denkmal gesetzt. So feurig war die Schrift, mit der sie da geschrieben, daß Alle, welche mit der Anstalt in Berührung gewesen, die Personen erkannten. Die unverheirathete Schwester der Mutter leitete das Hauswesen bis zu Charlotte's zwanzigstem Jahr, sie machte Niedlichkeit, Pünktlichkeit, das größte Geschick zu allem Häuslichen und Handarbeiten zum unveräußerlichen Eigenthum der Mädchen. Die Kinder lebten in herzlicher Eintracht mit einander, zärtlich von Charlotte, als der Aeltesten überwacht. Der eine Sohn der Familie, Patrick Branwell, war zunächst ihre Hoffnung und ihr Stolz. Unter seinen vielen und bedeutenden Anlagen schien die zur Malerei

die hervorragendste zu sein, und alle Kräfte vereinigten sich, um ihm eine ebene und wie man hoffte, glänzende Künstlerlaufbahn zu bereiten. Die Schwestern gingen als Erzieherinnen in die Fremde, der Bruder in die Hauptstadt, das große Babylon, wie sie es nennen — zu seinem Verderben.

Im seltsamen Gegensatz steht die Schilderung des öden Hauses mit seiner furchtbaren Einsamkeit, der reizlosen Umgebung, der Unwirthlichkeit des Klimas zu dem bittern Heimweh seiner Kinder, wenn harte Nothwendigkeit sie zwang in die Fremde zu gehen. Heißer hat wol nie der Schweizer seine Berge geliebt wie sie das Fleckchen rauher Erde. Einen Theil der Schuld mag freilich die unüberwindliche Schüchternheit tragen, die Scheu vor fremden Gesichtern die sie Alle hatten. Glattere, gesellige Verhältnisse würden das wol abgeschliffen haben, in der großen Abgeschiedenheit wurde es bei den starken, eigenartigen Naturen unüberwindlich. Das muß man bedenken, will man Lucy Snowe oder Caroline verstehen. Wir, an denen so viele Gesichter vorübergehen, die eher in Gefahr sind in beständiger Reibung mit anderen Sitten, Gewöhnungen, Auffassungen unsere Eigenart zu verlieren und Durchschnittsmenschen zu werden, wir ahnen kaum die Leiden eines solchen Temperaments, das immer, auch in den nordischen Districten, abgesondert und allein stand.

Lange opferten sich die Schwestern schweigend für den Bruder, bis er schiffbrüchig zu ihnen flüchtete und als Opiumesser seine letzten Tage bei ihnen verbrachte. Er scheint aus dem Taumel nur erwacht zu sein, um in bitterster Reue zu brüten über verschwendete Begabung, verlorenes Leben, verlorenes Glück und den Gram auf's Neue zu betäuben in dem grauenhaften Zaubermittel. Endlich starb er, aber nicht eher, als bis die armen Schwestern von Spannung und Sorge leiblich gebrochen, geistig tief gebeugt mit dem Vater zurückblieben.

Weil ihnen das Leben fern der Heimat so schwer wurde, tauchte mehrmals der Plan auf, selbst junge Mädchen bei sich aufzunehmen. Zu dem Ende gingen Charlotte und Emily in eine große Anstalt nach Brüssel. Dort haben sie das Französische bemeistert wie es gewiß selten Ausländern gelingt. Wo hier und da in den Büchern ein französisches Wort steht, staunt man über die Feinheit der Wendung, das Urfranzösische der Bezeichnung. Emily ging früher nach Hause, das Heimweh war stärker, als der starke Geist; Charlotte blieb ein zweites Jahr und sammelte, was sie später im „Professor" und „Villette" niedergelegt.

Man sollte nicht glauben, daß England für die Fortschritte des Katholicismus heute ein so günstiger Boden ist, wenn man den tiefen Haß dieser Engländerin dagegen erwägt. Ist's doch fast, als hörte man Cromwell mit seinen eisernen Genossen, so herb und schneidig, ja feindselig, klingt was sie sagt. Ein gutes Theil ist nun freilich auf ihren Haß alles Ausländischen zu rechnen. Aber davon abgesehen, ist Charlotte Brontë doch noch heute mit ihrer feinen Analyse katholischer Zustände ein warnender Mahner für ihr Volk. Sie war gerüstet, wie kaum Einer, die Einflüsse des Jesuitismus auf ein sinnliches, genußsüchtiges Volk zu verstehen. Patriarchen, Psalmisten und Propheten waren die Freunde ihrer Kinderstube gewesen, lautere Wahrheit, klare, schlichte Anbetung Gottes im Geist, sein Wort die Luft, die sie geathmet, Shakespeare, Sir Walter Scott ihre Erholung, Wellington ihr Held, Arbeit das Gesetz, freie Unabhängigkeit die Würze ihres Lebens.

„Der Traum unserer Kindheit schon war Schriftstellerinnen zu werden",

sagt sie einmal. Das Erste, was gedruckt wurde, ist eine von den drei Schwestern gemeinsam herausgegebene Sammlung von Gedichten unter dem Pseudonym, das lange ihren Namen so wie ihr Geschlecht verhüllte. Sie hat wenig Beifall gefunden und ist unter den vielen dichterischen Versuchen der Zeit verklungen. Nach 1850, nachdem beide Schwestern gestorben, sagt Charlotte in der Vorrede zu ihrem Nachlaß: „Das Buch ward gedruckt; es ist kaum bekannt; was einzig, aber auch um so mehr des Kennens werth, sind die Gedichte von Ellis (Emily). Diese feste Ueberzeugung, die ich hatte und noch habe, ist freilich nicht durch viele günstige Kritiken bestätigt worden — dennoch halte ich auch heute fest daran."

Und im Sommer 1871, seitdem auch Charlotte längst gestorben, zählt Saturday-Review Emily Brontë unter die drei größten weiblichen Dichtertalente unseres Jahrhunderts! Zu spät, sagen wir mit Wehmuth, zu spät! Ihr ward das Geschick der meisten großen Genien auf Erden, daß sie wie Fremdlinge wandern, unverstanden ihre Schätze ausschütten, in Noth und Entbehrung ringen mit dem Gegensatz ihres Bewußtseins von dem ihnen gegebenen Wunderleben und der rauhen Welt — in Armuth sterben und andere Geschlechter freuen sich an ihrem Licht. Es sind herrliche Strophen die Zwiesprache mit dem Sommerwind, dem nächtlichen Sturm, die Klage um den Verirrten, das heiße Sehnen nach der Freiheit auf der Haide, wo Hänfling und Lerche singen. Und die letzten Zeilen, am Grabesrand geschrieben, von welcher Fülle des Lebens zeugen sie, wie mächtig wehren sie dem herannahenden Tod, denn ewig ist Gott, ewig Alles, was sein ist und mit seiner Lebensmacht umfängt Er, was er geschaffen.

Gleichzeitig erschienen bei verschiedenen Verlegern „Wuthering Heights" und „Agnes Grey" von den beiden Jüngeren, „Jane Eyre" von Charlotte. Ersteres hatte man lange für ein Anfangswerk desselben Verfassers gehalten und charakteristisch ist nur, mit welcher Heftigkeit Charlotte stets diesen Verdacht, wie sie es nennt, zurückweist. Ihr war der Schatten unlautern, zweideutigen Handelns unerträglich. Merkwürdiger Weise hat man nie viel über das Buch gesagt, das eine einzige verständnißvolle Kritik fand. Man hätte erwarten können, das Furchtbare seines Inhaltes sichere ihm die Aufmerksamkeit. Hier ist wol der Platz, von der schweigsamen Verfasserin zu reden, der von der Schwester unbeschreiblich geliebten Emily. Begabter noch als Charlotte nennt sie ihr Brüsseler Lehrer; jedenfalls zum scharfen, logischen Denken befähigter, von eiserner Willenskraft, tiefpoetischer, brennender Phantasie. Egoistischer nennen sie die Freundinnen, wie sie denn auch als selbstredend den einen Platz als Haustochter für sich beansprucht, während die Anderen draußen sich mühen. Eine Tochter der Titanen nennt sie Mrs. Gaskell unter dem frischen Eindruck von Charlotte's Schilderung. Diese selbst sagt in der zweiten Auflage von „Wuthering Heights", wo sie ihr Sterben beschreibt: „Nie in ihrem ganzen Leben hat sie vor einer Aufgabe gezögert — auch jetzt that sie's nicht. Mit reißenden Schritten ging es zu Ende. Aber während sie leiblich dem Grab zueilte, entfaltete sie sich geistig zu ungeahnter Stärke. Mit verzweiflungsvoller Bewunderung und Liebe sah ich Tag für Tag, mit welcher Stirn sie dem Leiden begegnete. Aehnliches sah ich nie — aber freilich habe ich ihresgleichen überhaupt in keinem Stück gefunden. Stärker als ein Mann, einfältiger als ein Kind, war sie ein Wesen für sich. Das Schreckliche war nur, daß sie voll Milde für Andere mit sich kein Erbarmen kannte; von der zitternden Hand, den kraftlosen

Gliedern, dem verlöschenden Auge wurden dieselben Dienste verlangt, die sie in voller Gesundheit geleistet. Zeuge davon zu sein, ohne Einsprache zu wagen, war ein Schmerz, den Worte nicht beschreiben. Zwei grausame Monate des Hoffens und Zagens glitten vorüber und dann kam der Tag, wo der Schatz, der unserm Herzen mit jeder Leidensstunde theurer geworden, durch die Schrecken und Schmerzen des Todes hindurch mußte. Als die Dämmerung sank hatten wir nichts von Emily als die Hülle, wie die Schwindsucht sie uns gelassen: Sie starb am 19. December 1848."

Die Erzählung, welche sie absichtslos, ohne zu wissen, wie beängstigend sie für Andere sein mußte, hinwarf, ist schrecklich. Aus der guten That eines Mannes, der ein armes Kind von der Straße in sein Haus und an sein Herz nimmt, erwächst eine Höllensaat von Haß, Rache, maßlosem Leiden, bürgerlicher und seelischer Vernichtung. Und doch hat das Kräftige der Schilderung, die treue Localfarbe einen großen Zauber. Der Genius der Dichterin reißt uns mit fort, aber zu unserm Entsetzen. Die Heldin hat ungeachtet ihres ungebändigten Trotzes, der Verkehrtheit, der wilden Eigenwilligkeit und Leidenschaft einen großen Reiz — oder gerade deshalb vielleicht: ist's doch, als habe die gezähmte Widerspenstige als Modell gesessen; viel förmlicher und höflicher ist ohnehin der Verkehr dieser Menschen unter einander nicht. Das ganze Unrecht ihrer Ehe vergiebt man ihr um des warmen, ursprünglichen Gefühls für Heathcliff willen; die Liebe zu ihm ist so sehr ein Stück ihrer selbst, recht wie der Pulsschlag ihres eigenen Herzens, daß sie nicht ahnt, es könne je eine Zeit kommen, wo diese mit anderen Gefühlen und Pflichten in Widerspruch treten werde.

„Die Gegend und Oertlichkeit", sagt Charlotte über das Buch, „schildert Ellis nicht wie Jemand, dessen Auge und Geschmack allein sich an der Landschaft erfreut. Die heimischen Berge waren ihr mehr, viel mehr, als nur ein Schauspiel; sie lebte von ihnen, mit ihnen, wie die wilden Vögel ihre Bewohner, wie die Haide ihr Gewächs.

„Ihre Einbildungskraft aber war eher finster, als sonnig, gewaltig eher wie scherzhaft spielend. — — Als sie die furchtbaren Gestalten gebildet, wußte sie nicht, was sie gethan. — Hätte sie nur gelebt! — von selbst, wie ein starker Baum würde sie stolz und schlank in die Lüfte gewachsen sein mit weitverzweigter Krone, und die gezeitigten Früchte hätten mit der Reife Milde und duftige Würze erhalten. Aber auf den Geist konnten Zeit und Erfahrung allein wirken: jedem andern persönlichen Einfluß verschloß sie sich spröde."

Aber sie hat nicht gelebt und von dem Sterbebett und dem düstern, verschlossenen Dasein der Reichbegabten wenden wir uns zu dem sonnigen Bild, wie es in der Seele der Schwester gelebt hat: „Shirley" ist Emily in Reichthum, Gesundheit und Glück.

Das ganze Buch hat in der Gegend seiner Zeit ungeheures Aufsehen gemacht. Die jungen Geistlichen waren Portraits, der Ort, wo bei der Einführung der Maschinen Unruhen kamen, war zu bezeichnen, die Familie York waren die Freunde, mit denen die Verfasserin am meisten verkehrte, jedes einzelne Glied hat da sein getreues Abbild. Und was die Bewohner des Nordens am Heimatlichsten anmuthete, war die Mischung starrer Eigenthümlichkeit und Rauhheit in Charakter und Verhältnissen mit der gediegenen Pracht der alten Herrensitze. Und nun Shirley selbst, dies herrliche Weib, so edel, kräftig und lebensvoll, wie seit Porcia kein Frauencharakter mehr

geschaffen worden! Von wie großem, gesundem Schnitt ist die Natur. Mit Porcia scheint mir die Aehnlichkeit ganz besonders in dem holden, sonnigen Herzensleben zu liegen, das neben der kräftigsten Frische und Verstandesthätigkeit hergeht. Das Fürstliche der beiden Erscheinungen, bedingt durch den Glanz der äußern Stellung, ist schlagend. Und wie wandelt sich bei Beiden das freie, ungebundene Sein in die Abhängigkeit demüthiger Liebe. Stolz und Freiheitsdrang thauen hinweg, wie der Schnee von der Frühlingssonne schmilzt. Shirley thut, wie Porcia sagt:

— — — „obschon für mich allein
Ich nicht ehrgeizig wär' in meinem Wunsch,
Viel besser mich zu wünschen; doch für Euch
Wollt' ich verdreifacht zwanzigmal ich selbst sein,
Noch tausendmal so schön, zehntausendmal
So reich. —"

Weiblich zart bis zum innersten Kern ihrer Seele, dennoch stark im Willen, kühn in ihrem Denken und voll Poesie, in der Freiheit athmend, keinen Herrn anerkennend als das eigene, innere Gesetz — bis der Stärkere kommt, der den Löwen meistert, wie Shirley sagt, dem zu dienen Freude und Stolz wird, dem sie die Schätze der Erde willig zu Füßen legt, dem sie Alles giebt, um selbst arm zu werden und ihn reich zu machen.

Bei dieser ursprünglichen Natur erstaunen wir auch über Züge nicht, die im Einzelnen der verstorbenen Schwester abgelauscht waren: die große Liebe zu dem grimmigen Hund, der Biß des tollen Hundes, den sie selbst ausbrennt, ohne zu zucken.

Charlotte Brontë's erstes, wol gelungenstes Buch „Jane Eyre" ist auch in Deutschland ihr berühmtestes, meistgelesenes. Selbst wo sie das Grauen malt — sie bedenkt, was ihre Schwester vergißt, daß das Maß das Geheimniß des Schönen. Aber wie zwingt sie uns mit zu erleben, wenn sich die Thür öffnet und das furchtbare Ding: die Hyäne in Kleidern hereintritt und sich mit dem Brautschleier schmückt, wie zwingt sie uns zu theilen, was ihr erregtes Nervenleben, ihr in Nordstürmen und Einsamkeit großgezogenes Ahnungsvermögen sieht und hört! Ihr ist Alles dies Wirklichkeit, nicht Effecthascherei. Und das ist auch ihre und ihrer Schwester beste Vertheidigung gegen den Vorwurf, als habe sie den Sensationsroman aufgebracht. Sagt sie doch von Emily: „Der Bildhauer fand einen Granitblock auf einsamem Moor: als er ihn betrachtete, gewahrte er, wie derselbe zu einem wilden, schwärzlichen, finstern Menschenhaupt gestaltet werden könne — einem Gebilde mit wenigstens einem Element von Erhabenheit: gewaltiger Kraft. Er arbeitete mit ungefügem Meißel, nach keinem andern Modell als den eignen Gedankengebilden —"

Anders hat auch Charlotte selbst nicht ihre Motive gesucht; sie lagen vor und so wurde absichtslos und in gesunder Naturtreue, was bei den Späteren künstlicher, verdorbener Geschmack ist. Gearbeitet hat sie freilich ungeheuer, so ernstlich wie Rafael an seinen Fresken, deren Gestalten er erst im Knochenbau entwarf und nur allmälig mit Fleisch und Gewandung umgab. Sie hat Menschen beobachtet, ihr innerstes Wesen zergliedert, der Zufälligkeiten entkleidet, nicht geruht, bis sie den innersten Kern, die Triebfeder des ganzen Menschen erfaßt. Darauf hat sie ihn in ihrer Weise reconstruirt. Kein Wunder darum, daß ihre Charaktere dann in anderen, poetisch geschaffenen Verhältnissen so innerlich wahr und lebensvoll erschienen,

gleichsam aus der Nothwendigkeit ihrer Natur heraus handelten. Man denke an Ginevra Fanshawe; giebt es eine wirklichere Cokette ohne Ehr- und Pflichtgefühl, ohne Ideal, ohne Gemüth, und doch die Anmuth selbst, voller Bewegung, ganz naturtreu — man wird nicht müde ihr zu folgen. Man sehe Rubina an, die aus Zartgefühl und Energie und Duft gewobene Elfe. Man denke an St. John Rivers, der so treu und folgerichtig gezeichnet ist, daß es nicht gelingen will, ihn von Menschen unserer Bekanntschaft in Gedanken zu scheiden, die gleich ihm unbarmherzig wie der Tod sich ein Ziel gesetzt und ihm zusteuern. Für die Männercharaktere überhaupt ist wol das das glänzendste Zeugniß, daß man Currer Bell lange Zeit für einen Mann gehalten hat. Und nun gar Jane Eyre selbst! Wo ist eine reinere, selbstlosere Liebe zu finden? Kann man den furchtbaren Kampf zwischen Liebe und Gewissen wahrer schildern, ergreifender, markerschütternder wie er hier geschildert worden ist? Und wenn irgendwo, so bändigt hier der herbe Zug strenger Sittlichkeit die Gluth der Leidenschaft. Und nirgends, auf keiner Seite, die sie geschrieben, ist der Gemeinheit oder Niedrigkeit irgend ein Zugeständniß gemacht. Alles, was sie denkt, ist hoch und ungewöhnlich und edel. Darum auch verstehen wir, warum die Verfasserin so traurig gewesen, als ein Schriftsteller zu ihr sagte: „Sie und ich haben schlimme Bücher geschrieben." — Nichts war ferner von ihr, als das zu wollen.

Viel Bewunderung hat sie geerntet und scharfen Tadel. Sie selbst wollte nur das Beste und war reinen Herzens wie irgend eine Frau. Sie war ohne Mutter aufgewachsen, hatte stets mit den alten Freunden ihres Hauses so verkehrt, wie sie ihre Menschen mit einander verkehren läßt, und wußte nicht, welche Schranken das Herkommen zieht. Keiner Pflicht hat sie sich je entzogen, nähen, Brod backen, Arme besuchen, die kranken Familienglieder pflegen mit der Zärtlichkeit einer Mutter — das Alles hat sie gethan unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz beständiger Kränklichkeit und des vorwiegend literarischen Interesses. Nie hat sie nach dem eigenen Behagen gefragt, dem halbblinden Vater in größter Vereinsamung willig die Liebe eines treuen Mannes geopfert, bis der alte, starre Herr sich an den Gedanken ihrer Heirath endlich gewöhnte.

Das letzte Jahr ist ihr dann in treuer Huth freundlich verflossen, bis ihr thränenreiches Dasein statt, wie die Freunde hofften, zu neuem Glück zu erblühen, im Jahr 1855 erlosch.

Vieles ist hier ungesagt geblieben, denn es ist ein unerschöpflicher Reichthum dichterischer Schönheit, poetischer Gestalten in ihren Werken. Möge es unsren Zeilen gelungen sein, diesen Kreis von Büchern Etlichen in's Gedächtniß zurückzurufen, ihnen auf's Neue Freunde zu erwerben, hier und da Einigen geholfen zu haben, indem sie an einen Kampf mit dem Leben erinnerten, wie Wenige so ritterlich ihn kämpfen, wie er so schwer Wenigen aufgelegt wird.

Es sind die Begabtesten zugleich die Heimgesuchtesten der Erde, sagt ein englischer Spruch — und

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Leiden, die unendlichen,
Alle Freuden, die unendlichen, ganz."



Adolf Schrödter.

## [illegible]

### [illegible] Wolfgang [illegible]

[illegible] Stellung [illegible]

[illegible] ihn [illegible] und [illegible]

[illegible] und den [illegible]

[illegible] in den [illegible]

[illegible] aus [illegible]

[illegible] im 26. [illegible]

[illegible] für [illegible]

[illegible] nach Berlin [illegible]

[illegible] er alte [illegible]

[illegible] in den [illegible]

[illegible] zunächst der [illegible]

romantischen Anschauungen [illegible]



# Adolf Schrödter.

**Von Wolfgang Müller von Königswinter.**

In den Anfängen der Düsseldorfer Schule nimmt Adolf Schrödter eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Als er seine Laufbahn begann, stand die Bildung des deutschen Volkes hauptsächlich unter dem Einflusse der Romantik. Fast nur die Gelehrten hielten an der classischen Richtung unserer großen Dichter, die bildenden Künstler, besonders die Maler, sah man im Lager der Schlegel-Tieck'schen Schule. Cornelius, Overbeck, Veit waren ihre Historiker, Schadow und seine Anhänger konnte man gewissermaßen als ihre Lyriker bezeichnen. Sie brachten die Gefühlsseite zur Darstellung, während jene mehr einen epischen und mitunter dramatischen Weg einschlugen. Man erkennt es am besten an den Stoffen, welche die Düsseldorfer vorzugsweise aus den Dichtungen von Tieck und Uhland wählten. Selbst wenn sie zu Goethe und den alten Poeten griffen, so malten sie am liebsten die Mignon, den Fischerknaben, die Leonore, den Tasso, den Romeo und die Julia. Ueberall lyrische Empfindung! Schrödter brach aus den engen Schranken dieser Anschauungen hervor. Er blieb zwar in den Gärten der Poesie und gewissermaßen auch der Romantik, aber er wurde auf diesem Felde der Realist, der Humorist, der Volksmaler.

Schrödter wurde am 28. Juni 1805 in Schwedt geboren, wo sein Vater als eine Art von Künstler lebte und Decorationsmalereien in Kupferplatten für Tabaksvignetten lieferte. Derselbe starb früh und die Mutter setzte das Geschäft fort, dem sich auch der Sohn widmen sollte. Der Knabe wurde mit fünfzehn Jahren nach Berlin geschickt, um die Kunst zu lernen. Bei Gropius konnte er kein Unterkommen finden, er wandte sich an den Director G. Schadow, um es mit der Bildhauerei zu versuchen, wurde aber auch von diesem zurückgewiesen. So trat er bei Professor Buchhorn als Schüler der Kupferstecherkunst ein, während er zugleich die Akademie besuchte. Jedoch seine Phantasie war viel zu unruhig, um sich an dieses eine, übermäßige Geduld und exacte Arbeit erforderliche Fach zu gewöhnen. In seinen eigenen Geiste entsprangen allerlei Entwürfe, die er zu Papier brachte. Was solle er nach anderen Meistern arbeiten? Als er einst eine Feuersbrunst ansah, erwachte in ihm die lebhafteste Empfindung für Farbeneffecte. Sein Meister sprach sich zu gleicher Zeit dahin aus, daß der junge Kupferstecher nichts Rechtes werden würde. Da schnürte er im Sommer 1829 sein Bündel und ging nach Düsseldorf, um sich der Malerei zu widmen.

Und nun war er bald im rechten Fahrwasser. Er trat in die Akademie ein, wo er alte Freunde wiederfand und neue gewann, die ihn durch Beispiel und Gespräch förderten. Freilich war sein Naturell nicht so geartet, daß er sich in den Strom der herrschenden Sentimentalität stürzte. Er wandte sich zunächst der Wirklichkeit zu, ohne indeß von vornherein den romantischen Anschauungen seiner Umgebung entgegenzutreten. Sein erstes

Bild war „Der sterbende Abt“ (1831); dann aber griff er mit einem Mal in das volle Menschenleben, wie er es an den Ufern des fröhlichen Rheines mit Augen sah und wie er es auf seinen Studienreisen in den Gegenden von Oberwesel und Bacherach kennen gelernt hatte. So folgte 1832 „Die Weinprobe“ und 1833 das „Wirthshausleben am Rhein“. „Die trauernden Lohgerber“, die er 1832 malte, waren eine leise und liebenswürdige Satire auf die trauernden Juden von Bendemann und alle die anderen trauernden Ritter, Räuber, Mönche und Jungfräulein, welche in Düsseldorf das Licht erblickten. Man malte damals in Düsseldorf allerlei traurige Gegenstände. So kam Schrödter auf den Gedanken, diese Traurigkeit zu persifliren, indem er Lohgerber darstellte, die Felle waschen und denen eine Haut treiben geht. Als er nach Düsseldorf kam, fand er dort bereits zwei Volksmaler, nämlich Pistorius, einen zwar fleißigen, aber durchaus trockenen und prosaischen, und Sonderland, einen gewandten, aber inhaltslosen Collegen. Er hatte sie sofort überholt. So darf man Schrödter wol den ersten Düsseldorfer Genremaler nennen, nicht nur der Zeit, sondern auch der Qualität nach.

In der Folge hat der Künstler noch allerlei Gemälde aus dem Volksleben geliefert, wie „Die Fischerhütte auf Helgoland“ (1834), „Die Jagdgesellschaft des Prinzen Friedrich von Preußen“, (1835), „Uckermärkische Bauern“ (1835), „Slovakenfamilie“ (1839), „Der Jäger in der Sonnenhitze“ (1845), „Der lustige Fuhrmann“ (1847), „Trinkgelag im Keller“ (1848); aber er wandte sich doch vorzugsweise der Lösung größerer Aufgaben zu. Und diese Aufgaben gehörten zu den schwierigsten und bedeutendsten, die sich ein Künstler stellen kann. Es handelte sich nämlich um die Darstellung der originellsten humoristischen Gestalten, welche die großen Dichter aller Zeiten, so wie die Volkspoesie geschaffen haben; es handelte sich um den Don Quixote des Cervantes, um den Falstaff des Shakespeare, um den Mephistopheles des Goethe, um den Till Eulenspiegel und Münchhausen, wie sie in der deutschen Volksdichtung leben. In der That, es galt hier Probleme zu lösen, die nicht allein ein umfangreiches Studium, sondern auch das feinste Verständniß der größten Dichter und der originellsten Volksgestalten erforderten.

Die erste bedeutende Arbeit dieser Art, „Don Quixote den Amadis studirend“, fällt in das Jahr 1834 und kam in den Besitz des Consul Wagener in Berlin, welcher seine für jene Zeit äußerst interessante Sammlung bekanntlich der Nationalgalerie vererbte, in welcher das genannte Bild sich gegenwärtig befindet. Ich zähle es unbedingt zu den geistvollsten Gemälden, welche die neuere Zeit geschaffen hat. Wir haben hier den edlen Ritter vor uns, wie er sein wirres Gehirn mit allerlei fabelhaften und wunderbaren Geschichten aus allen Romanen füllt und sich gleichsam auf seine abenteuerliche Laufbahn vorbereitet. Tief vergraben zwischen Folianten sitzt er mit erhitzter Stirn in einem alten Lehnsessel, der nur drei Beine hat, das vierte wird durch untergelegte Ritterbücher gehalten. Durch das Fenster zur Linken fällt spärliches Licht in die Klause, eine frische, grüne Rebenranke schaut neckisch hinein als ob die Natur mit ihrem lachenden Leben über den Ritter spotte, der zwischen lauter Trümmern einer hinmodernden Zeit hockt. Und wie fein ist diese lange, hagere Gestalt gedacht! Ein Gespenst, ein Schemen, eine Idee, die nicht mehr lebendig werden kann. Die Composition ist gleichsam ein Titelblatt zu dem köstlichen Buche des Cervantes. Auch in Beziehung auf das Colorit hat das Gemälde große Vorzüge. Seine haupt-

sächliche Bedeutung aber liegt wol in dem Umstand, daß Schrödter den Typus des Don Quixote erfunden und für alle Zeiten festgestellt hat. So viel ich wenigstens weiß, sind die Franzosen erst in seine Fußstapfen getreten. Einige Jahre später erst erschien die von Toni Johannot illustrirte französische Ausgabe, deren Holzschnitte im Jahre 1837 für eine deutsche Ausgabe benutzt wurden. Und da zeigt sich denn, daß der Franzose — der übrigens in Deutschland und zwar in Frankfurt a. M. geboren ist — ganz und gar den Schrödter'schen Typus des Ritters von la Mancha benutzte. Heinrich Heine hat damals ein Vorwort zu dieser Ausgabe geschrieben. Er schließt mit den Worten „Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchano in seinem Studirzimmer darstellt und nach Adolf Schrödter, einem großen Maler, gezeichnet ist."

Der Künstler ist in der Folge noch verschiedene Male auf den edlen Ritter zurückgekommen. Im Jahre 1843 malte er Don Quixote unter den Hirten für Herrn Philipp Engels in Köln, im folgenden Jahre Don Quixote am Brunnen für Hrn. Fuhrmann in Lennep und dann 1845 Don Quixote und Sancho Pansa auf Abenteuer ausreitend für den Rheinisch-Westphälischen Kunstverein. Diese letztere Composition radirte er auch selbst in Stahl. Sie wurde als Kunstvereinsblatt verwendet Außerdem lieferte er der Meyer'schen Verlagshandlung in Hildburghausen sechs radirte Blätter mit Darstellungen aus dem Cervantes'schen Roman. Alle diese Arbeiten bekunden, wie tief Schrödter in den Geist der Dichtung eingedrungen ist.

Eine zweite große Aufgabe stellte sich Schrödter, als er sich den humoristischen Scenen aus Heinrich IV. von Shakespeare zuwandte. Hier war es ihm namentlich um Sir John Falstaff zu thun. Und man muß gestehen, daß er, der deutsche Maler, auch für diese Gestalt einen Typus gefunden hat, der nicht wieder verlassen werden kann. Weitaus das berühmteste Gemälde aus diesem Cyklus ist „Falstaff und seine Recruten", das er zweimal malte. Welche feine Charakterisirung der alten Sünder, Weinschläuche und Humoristen inmitten seiner köstlichen Schimmelich, Schatte, Warze, Bullenkalb und Consorten! Dasselbe fällt in die Jahre 1840—41. Dann folgt unmittelbar „Falstaff bei dem Friedensrichter Schaal zu Tische". Spätere Falstaffiaden sind „Falstaff und Frau Fluth" bei Banquier Hrn. Stein (1852) in Köln und „So lag ich und führte meine Klinge" in der Galerie zu Karlsruhe (1854) und „Falstaff mit dem Pagen" (1867). Alle diese Bilder liefern den Beweis, daß er sich mit tiefstem Verständniß in die Intentionen des großen britischen Dichters eingelebt hat. Uebrigens hat er auch den Shakespeare'schen Malvolio zu mehreren gelungenen Bildern verwandt. Wir können übrigens hier nicht verschweigen, daß ihm die Frauen auf seinen Bildern weniger gelingen, als die Männer. Er hat eben mehr Sinn für charakteristische, als für schöne Erscheinungen.

Nicht so glücklich war der Künstler in seiner Darstellung von „Auerbach's Keller" aus dem Goethe'schen Faust, der in den Besitz der Familie Hauser in Köln übergegangen ist und nach dem der Kölnische Kunstverein ein Nietenblatt stechen ließ. Faust und Mephistopheles sind an und für sich schwer darstellbar, zunächst auf der Bühne, noch mehr in der bildenden Kunst; denn hier treten sie uns mehr als Abstractionen, denn als lebensfähige Gestalten von Fleisch und Blut entgegen. Ueberdies hat hier der Altmeister

Cornelius die Typen erfunden, ohne daß man behaupten kann, er sei besonders glücklich gewesen, denn man bewundert in ihnen mehr das Talent, als das gewordene Gebilde. An Geist fehlt es auch Schrödter nicht, aber man wird vor dem Bilde nicht warm.

Dagegen ist der Künstler wieder ganz er selbst, wo er uns Scenen aus dem alten Lügenbuche Münchhausen vorführt. Dieser stramme, sehnige, schlaue, verschmitzte Jäger ist wieder ganz sein Fach. Und hier tritt er auch wieder Typen schaffend auf. Ich habe in der Folge mancherlei Münchhausiaden im Bilde gesehen und stets auf's Neue Schrödter's Urbild wiedergefunden. Die erste Darstellung des tollen Fabulanten, „Münchhausen seine Jagdgeschichten erzählend“, fällt als Skizze in das Jahr 1837, als Bild in das Jahr 1842. Im Jahre 1850 malte er den Lügenhans in einer andern Darstellung für den Frankfurter Kunstverein. Außerdem hat er noch eine Reihe von Blättern aus dem Münchhausen radirt, die höchst ergötzlich anzusehen sind und unter denen besonders die Darstellung des alten Jägers, der mit seiner Kette wilder Enten durch die Luft fährt, hervorzuheben ist.

Wir wenden uns zu einem andern deutschen Volksbuche, das den genialen Künstler zu vielfachen Compositionen veranlaßt hat. Es ist der Till Eulenspiegel, für den er gleichfalls wieder jenen Typus fand, welcher heutzutage überall nachgeahmt wird. Auch diesem Helden des altsächsischen Volksstammes hat er zwei Oelbilder gewidmet. „Wie Tyl Eulenspiegel den Kellermeister zu Lübeck um eine Kanne Wein betrügt“ (1844) und „Eulenspiegel beim Bäcker“ (1845). Als Gemälde waren diese Arbeiten weniger gelungen. Viel besser nehmen sie sich als Illustrationen in dem von Arnz u. Comp. in Düsseldorf veröffentlichten Volksbuche aus. Ich war so glücklich, die Originalzeichnungen, sieben an der Zahl, für meine Sammlung zu erwerben und freue mich herzlich des kostbaren Humors, den der Künstler in ihnen niedergelegt hat.

Wie in den vorgenannten Werken hat Schrödter noch oftmals in die curiosen Gestalten der Volkssage und des Märchens gegriffen. So malte er im Jahre 1851 den „Rattenfänger von Hameln“, während er früher, etwa 1836, vier Radirungen zu Chamisso's Peter Schlemihl geliefert hatte. Wie aber diese Dichtung, welche in jener Zeit viel gelesen wurde, zu schattenhaft für unsern Geschmack geworden ist, so sind auch die Illustrationen ohne besondere Bedeutung. In Karlsruhe malte er auch den Hans Sachs, den ich indeß nicht gesehen habe.

Es bleiben uns nur noch jene Werke des Künstlers zu erwähnen übrig, welche seiner eigenen Phantasie entsprungen, ihn durch sein ganzes Leben begleitet haben und in arabeskenartiger Form entweder im Oelbild oder in der Radirung zu kostbarem Dasein gelangt sind. Gerade in diesen buntscheckigen Gebilden offenbart sich Schrödter als eine durchaus echte Dichterseele, welche sich stets in sprudelnden Phantasien ergeht und für ihre reichhaltigen Gedanken immer originelle Formen findet. Sehen wir uns zuerst unter den Radirungen um, so finden wir in ihnen vorzugsweise den Humor vertreten. So „Der Kampf um den Becher“, bei dem ein derber Krieger mit wildem Schnurrbart einen dickwanstigen Mönch verfolgt, der vom Hanswurst beschützt wird. Oder „Das Ständchen“, das von einer Bande schäbiger Musikanten gebracht wird. Oder die Musikanten, die im Sturm und Regen mit ihren Instrumenten gegen den Wind über die Landstraße segeln. Oder „Die Illustration eines Trinkliedes aus dem Jahre 1500“, welche uns

eine Schaar gemüthlicher Gesellen beim Wein vorführt. Andere Blätter, die in Farbendruck erschienen sind, behandeln den „Maitrank", den „Punsch", den „Champagner" und den „Rheinwein". Hierher gehört auch der 1852 angefertigte Triumphzug des Königs Rheinwein, so wie die Jahreszeiten, die sich in der Galerie zu Karlsruhe befinden. Ein Paar Radirungen wurden von ihm dem Freunde Reinik geschenkt und in dessen „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" aufgenommen; dieselben behandeln die Gedichte „Frühlingsglocken" und „Der neue Simson". Ein Paar andere gehen den Künstler persönlich an. Er hatte sich nämlich schon in früher Zeit den Pfropfenzieher als Monogramm gewählt. Sogar ein Gasthof in Oberwesel, in dem er zuweilen die Herbstsaison zubrachte, ist nach ihm und seinem Monogramm „Zum Pfropfenzieher" getauft, weshalb er denn auch dem Eigenthümer ein Wirthshausschild, das sich darauf bezog, malte, welches indeß, statt über der Thür, im Salon aufgehängt ist. Und dieses sein Monogramm hat er auch in einer Radirung, welche unter dem Titel „Die Flasche" bekannt ist, illustrirt. Es ist eine sehr lustige Arbeit. Den Mittelpunkt bildet eine Flasche, auf ihr sitzt ein Pfropfenzieher. Ringsum phantastisches Laubwerk, in dem eine Menge von seltsamen Gesellen sich bewegt und an den Stricken reißt, welche den Kork lösen sollen. Schon sieht man die Blasen aufsteigen, aus den Blasen fliegen Liebesgötter. Und in dem Glase welch' buntes Leben! Liebespaare, singende, musicirende und Brüderschaft trinkende Burschen, lauter Lust und Jubel. Und tief unten der Schlaf. Zu beiden Seiten aber der König von Thule und der selige Domherr Fugger beim Feuerbrand Wein: Est! Est! Das letzte Blatt, das ich noch aufführen muß, ist die Verlobungskarte des Künstlers in einer umfangreichen Radirung. Die Mitte bildet ein Myrthenkranz, an dem eine Menge von Knaben und Mädchen arbeiten. Darin die Worte: „Ihren Freunden empfehlen sich als Verlobte Adolf Schrödter und Alwine Hauser." Zu beiden Seiten getrennt, links die Braut mit der Guitarre, rechts der Bräutigam vor der Staffelei, Don Quixote und Falstaff bringen Blumengewinde herbei. Hauskobolde schleppen Pantoffel und Bügeleisen. Unten ein tolles Orchester, in dem die Musikanten nicht allein die gewöhnlichen Instrumente, sondern auch die Kochlöffel und das Reibeisen spielen. Ich kann unmöglich alle die Handzeichnungen und Illustrationen aufzählen, die aus Schrödter's Hand hervorgegangen sind. Es ist aber auch genug des Spiels einer unerschöpflichen heitern Phantasie.

Einzelne Arbeiten des Künstlers dienen decorativen Zwecken. Dahin gehört namentlich seine „Bauernkirmeß", ein Arabeskensims, den er auf vergoldetes Zinkblech in einer Länge von siebzig Fuß und in einer Höhe von zwei Fuß malte. Derselbe wurde vom Rheinisch-Westphälischen Kunstverein erworben, kam bei der Verloosung an den Oberforstmeister von Steffens in Aachen und wurde dann von Schrödter selbst zum Zwecke der Vereinsgabe lithographirt. Eine Wiederholung besaß Hr. Engels in Köln. Es ist eine Arbeit voll jener Lust und Fröhlichkeit, wie der Künstler sie am Rheine gesehen hatte. Schrödter hat es auch nicht verschmäht, Muster für Stickerei zu entwerfen. Er hielt eben das Kunsthandwerk für einen Zweig, den man pflegen und heben müsse.

Zum Schluß muß ich noch einer originellen Arbeit des Künstlers gedenken. Im Revolutionsjahre 1848 schuf er nämlich im Verein mit dem bekannten Reichstagsabgeordneten Detmold aus Hannover seinen „Piepmeyer",

der in sechs Heften herauskam und damals außerordentliches Aufsehen erregte. Detmold hat die Ueberschriften zu den verschiedenen Situationen gemacht, in denen der Genannte sich befindet, der nach der Aura popularis bald rechts, bald links hinüberschwankt. Die Erfindung der köstlichen Gestalt ist aber aus dem Geiste unseres Malers entsprungen. Die Charakterlosigkeit kann nicht besser gezeichnet werden. Das Buch, welches jetzt schon zu den Seltenheiten gehört, wird stets einen schätzenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte der damaligen Tage bilden.

Aus meinen Mittheilungen muß man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Schrödter vorzugsweise Humorist und zwar Humorist in der feinsten und tiefsten Bedeutung des Wortes. Die später sich entwickelnden Genremaler in Düsseldorf haben auch lustige Scenen mit gutem Humor dargestellt. Jordans, Ritter, Knaus und Vautier entfernten sich aber nie vom Boden des realen Volkslebens. Der oftgenannte Hasenklever war mehr satirisch als humoristisch. Allen diesen Collegen gegenüber blieb Schrödter stets auf einer gewissen poetischen Höhe. Man spürt in seinen Werken den Hauch einer vornehmen, literarischen Bildung. Das Gewöhnliche und Triviale lockt ihn nicht. Was er behandelt, das trägt den Stempel echten poetischen Denkens und Fühlens, wenn es auch nicht immer vollkommen und sogar hin und wieder nicht frei von einer gewissen Manier ist. Wie sollte auch ein Künstler, der so viele Werke geschaffen hat, sich nicht mitunter wiederholen und dadurch in dieselben Formen gerathen? Wir wüßten ihm übrigens auch über das Gebiet der Düsseldorfer Schule hinaus kaum einen Rivalen an die Seite zu stellen. Moriz von Schwind, der sich übrigens auch wiederholt, ist gewiß viel reicher an Schönheit und Fülle, aber er ist nicht so harmlos, lustig und komisch wie Schrödter, der auch darin ein echter Humorist ist, daß er zuweilen eine lyrisch-elegische Melancholie in seinen Arbeiten blicken läßt. Gute Humoristen sind überhaupt höchst seltene Vögel. Schrödter ist jedenfalls einer der besten

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die vortrefflichen Eigenschaften seines Genius ungleich wirksamer hervortreten würden, wenn das Machwerk seiner Werke sich brillanter und eindringlicher geltend machte. Man merkt zunächst seinen Bildern an, daß er vor allen Dingen Zeichner war. Der ursprüngliche Kupferstecher lugt überall hervor. So überwiegt die Contur immer das Colorit. Der Künstler zeichnet scharf und bestimmt, dann erst wendet er die Farbe an. So sehen seine Bilder sich oft an wie colorirte Zeichnungen. Beide Elemente sind nicht in einander verschmolzen. Allerdings fehlt ihm nicht der Sinn für harmonische Töne, in seinem Don Quixote und Münchhausen erhebt er sich sogar zum vollkommenen Maler, aber diese Durchdringung gelingt ihm nicht immer in gleicher Weise. Besser weiß er das Aquarell zu handhaben. Auch ist seine Zeichnung oft eckig und kantig. Der Schönheit ist er nicht in gleicher Weise Meister, wie der charakteristischen Erscheinung. Niemals aber verleugnet er eine hervorstechende Originalität. Man erkennt den eigenthümlichen Künstler aus jedem Striche des Grabstichels, des Stiftes und des Pinsels.

Und wie in der Kunst, so ist Schrödter auch im Leben eine eigenthümliche Individualität. Ich lernte ihn in meinen Studienjahren kennen und habe seitdem stets mit ihm in freundschaftlichem Umgang gestanden. Als ich zuerst mit ihm zusammenkam, hatte er sich bereits einen kleinen Haushalt eingerichtet, dem seine Schwester vorstand, die er aus der märkischen Heimat kom-

men ließ. Er wohnte damals auf dem Steinweg, später saß er am sogenannten Windschlag. Als er sich mit Fräulein Alwine Hauser aus Gummersbach, die sich später als Malerin trefflicher Blumenarabesken einen Namen gemacht hat, verheirathete, bezog er ein kleines Gartenhaus in der jetzigen Jägerhofstraße. Dort war ein munterer Mittelpunkt des künstlerischen Verkehrs, an dem auch Lessing vielfach theilnahm, der durch die Ehe mit Fräulein Ida Hauser sein Schwager wurde.

Sowol im Umgang unter vier Augen, als im großen Kreise erwies Schrödter sich als ein höchst gemüthlicher, geistvoller und vorzugsweise humoristischer Genosse, der aber wie fast alle Leute dieser Art auch seine hypochondrischen Stunden hatte. In seiner freilich kleinen Behausung fand man Alles, was bei mäßigen Anforderungen das Leben angenehm und behaglich machte und was nebenbei künstlerische Anregungen schuf. Dazu gehörte vor allen Dingen ein lebendiges Gespräch. Er war sehr bewandert in der Literatur und las stets gute Bücher, namentlich solche, die in sein eigentliches Gebiet einschlugen. Um den Shakespeare zu verstehen, hatte er noch in späten Jahren Englisch gelernt. Er besaß in seiner kleinen Bibliothek fast alle guten Humoristen der verschiedenen Völker. Außerdem liebte er ein gutes Glas Wein und eine gute Cigarre und Beides bot er gastlich den Freunden, die ihn besuchten. Wie sollte auch der Mann, der sich den Pfropfenzieher als Monogramm gewählt hatte, nicht ein Kenner der edlen Gaben aus Gott Bacchus Hand sein, die er indeß sehr mäßig genoß. Uebrigens ist mir diese Kennerschaft doch einigermaßen zweifelhaft geworden; denn als wir uns einst in meinem elterlichen Hause den Spaß machten, mit verbundenen Augen rothen und weißen Wein herauszuschmecken, bestand der Freund diese Probe so schlecht, daß er die beiden Sorten regelmäßig verwechselte. Zu seinen Arabesken bedurfte der Künstler auch mancherlei Pflanzen und Gewächse. Und so mußte er denn auch stets einen Garten an seiner Wohnung haben, in dem er alle jene Sorten und namentlich wundervolle Disteln pflegte, welche wir so oft in seinen Pflanzengewinden erblicken. Eben so waren seine Zimmer zu jeder Zeit mit allerlei Vegetationen geschmückt.

Es ist kaum zu verwundern, daß ein Maler, der so mannigfaltige literarische Interessen hatte, auch dann und wann zur Feder griff. Die Gelegenheit hierzu bot sich besonders bei den kleinen Festen im Friedrichsbad, die gewöhnlich mit Aufführungen verbunden waren und später in der „Zwecklosen Gesellschaft", wo Schrödter mich einführte, als ich noch Student war und wo er mich Immermann vorstellte, mit dem ich damals, das einzige Mal in meinem Leben, ein paar Worte wechselte. Noch reichlichere Gelegenheit zu literarischer Thätigkeit fand der Künstler in den Jahren 1846 und 1847, wo er Präsident der Düsseldorfer Carnevalsgesellschaft war und wo die Sitzungen auf eine Höhe stiegen, die sie vormals und nachmals nie wieder erlangt haben, denn er entwickelte hier einen Humor, einen Witz und eine Schlagfertigkeit, die um so besser wirkte, da sie stets mit der unverkennbarsten und humansten Liebenswürdigkeit verbunden waren. Seine literarischen Erzeugnisse waren meistens in der Art Hans Sachs'scher Reime oder im alten Kanzleistile abgefaßt und wirkten meist sehr komisch. Eine kleine Dichtung, „Der Kampf der guten Gesellen mit den Weinen", ist auch im Druck erschienen.

Wie in manche andere Verhältnisse brachte das Jahr 1848 auch in das Düsseldorfer Künstlerleben einen großen Riß, denn es bildete sich auch

hier eine conservative und eine radicale Partei. Schrödter ging mit seiner Familie nach Frankfurt a. M., kehrte aber 1854 zurück. Im Jahr 1859 wurde er als Professor des Freihandzeichnens an das Polytechnicum nach Karlsruhe berufen, wohin sein Schwager C. F. Lessing ihm schon als Galeriedirector vorausgegangen war. Die letzten Jahre sind dem trefflichen Künstler leider durch Krankheiten vielfach getrübt worden. Eine große Lebensfreude mochte es für ihn sein, daß er eine seiner Töchter an den talentvollen Maler A. von Werner in Berlin verheirathete. Möchte es ihm noch besonders seinen Lebensabend verschönen, daß er im deutschen Volke jene Werthschätzung erhalte, die er in der That in weit höherm Maße verdient als manche Künstler, die jetzt mehr genannt werden als Schrödter, weil sie der allzu realistischen Mode der Gegenwart huldigen.

# Jungbrunnen.

## Die schönsten deutschen Volkslieder.

Die Sammlungen der Volkslieder sind die geistigen Schatzkammern des Volks. Es geht diesen allerdings gerade so wie den Schatzkammern der fürstlichen Häuser. Sie bergen Kleinodien früherer Zeiten, werden aber nicht vermehrt. So lange die Fürsten nur für ihre Dynastie und ihren Schatz zu sorgen hatten, konnten sie auch große Summen auf Erwerb von Kleinodien verwenden; seitdem die Einkünfte des Staates den staatlichen Zwecken dienen, muß dieser auch allein für die Anschaffung und Erhaltung der Kunstwerke sorgen. So lange das Volk nur von dem berührt und angeregt ward, was im engsten Kreise seines täglichen Dichtens und Trachtens vorging, dem es sich nicht entziehen konnte, so lange war auch seine Phantasie immer beschäftigt, die Schatzkammer des Liedes zu bereichern, jedes Ereigniß in seinem Gemüthsleben ward im Gedichte treulich wiedergegeben, als ein Kleinod, das sich von Generation zu Generation vererbte. Seitdem aber der Einzelne im Volke nur so viel gilt, als er der Gesammtheit ist; seitdem das Volk am allgemeinen politischen Leben Theil nimmt und ein Factor desselben geworden ist; hat seine Aufmerksamkeit sich abgewendet von den kleinen Ereignissen des Gemüthslebens, es dichtet nicht mehr; und immer mehr schwindet ihm das Bedürfniß der Dichtung, und nur die Sammlungen retten das Volkslied vom Versiegen und vom Vergessen-werden.

Der Verfasser dieser Besprechung hat seit seinen Jünglingsjahren mannichfache Reisen und Fußwanderungen durch verschiedenartige Gegenden unternommen, und vielfach bemerkt, wie mit der Vermehrung der Eisenbahnen und des Verkehrs, mit der hieraus entstehenden Vermischung der Gesellschaftsschichten, die Volkspoesie immer höheres Interesse der „Gebildeten" errang, aber in ihrer heimatlichen Schichte immer mehr schwand. Und zwar traf diese Bemerkung nicht blos in Gegenden zu, die sich mitten in der Strömung der Alles nivellirenden Bildung befinden, sondern auch in solchen, die davon entfernter liegen, und zu denen Wissenschaft und Kunst auf Canälen indirect gelangt. So z. B. in „Rumänien" (Moldo-Wallachei). Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in der Hauptstadt Bukarest kein Fest, kein Gastmahl eines Bojaren, zu welchem nicht die Spielleute, „Lautari", gerufen wurden, braune Zigeuner, welche die Geige, Pan-Flöte und Kobsa (eine Art Mandoline) mit außerordentlicher Virtuosität handhabten, erst die melancholischen nationalen Weisen sangen und spielten, dann allerdings auch Walzer und Polka zum Tanze anstimmten. Als der Verfasser im December des Jahres 1868 die Stadt besuchte, und den Wunsch äußerte, wieder einmal die alten Weisen zu hören, da gaben ihm selbst die (damals am Ruder stehenden) Volksmänner zu verstehen, das „Volkslied" sei ein vom „Cosmo-

politismus" überwundener Standpunkt. Das einzige Haus in dem er einen Lautar hörte, war das — — — des preußischen Generalconsuls, des Grafen Kaiserling (späteren Gesandten in Konstantinopel), und dieser Lautar spielte die Guitarre und sang ein Lied — — — vom Präsidenten der rumänischen Kammer, von Herrn Basil Alexandry. So auch klingen die jetzigen ungarischen Weisen, die Joh. Brahms mit vielem Glück vierhändig transponirt hat, gar verschieden von jenen wilden, schwärmerischen „Werbung" und Csárdás (Tschardasch), aus denen Schubert einst die Anregung zu seinen himmlischen ungarischen vierhändigen Phantasiestücken und zu manchen Motiven in seinen Quartetten und in dem Andante der C-dur Symphonie geschöpft hat.

So auch waren die niederösterreichischen „Gstangeln" gar lieblich, wenn man sie oben auf der „Senn'" hörte — — bis sie in den Concertsaal verpflanzt wurden, wo die Zither als Hof- und Modeinstrument paradirte, und die liebenswürdigen und reizenden Töchter eines russischen Diplomaten in ihrem Salon die schönsten Duetten auf zwei Zithern spielten, während die noch immer schöne Mutter Caravanenthee credenzte. Das ist nun einmal nicht zu ändern! Die schönsten Volkslieder und nationalen Gesänge datiren aus der Zeit der Hörigkeit des Bauern bis zur Erfindung des Bundestages; angesichts dieser historischen Thatsachen wollen wir das Versiegen der Volkspoesie nicht zu sehr beklagen, wollen mit dem jetzigen unpoetischen Bauernstande vorlieb nehmen, und mit der „Wacht am Rhein", wenn diese auch nicht an die Lieder hinanreicht, mit welchen der alte Arndt einst die Nation zur Befreiung von der französischen Gewaltherrschaft entflammte, und uns an den „alten" Weisen erfreuen, an dem herzerquickenden „Jungbrunnen" Scherer's, dessen dritte Auflage*) der Aufmerksamkeit des Publicums bestens empfohlen sei.

Die Sammlung enthält drei Abtheilungen, jede mit ihrer eigenen Richtung; die erste ist der erzählenden Volksdichtung, der „Ballade", die zweite den Liebesliedern, die dritte den Jäger-, Soldaten- und Spottliedern gewidmet; den Beschluß bilden einige Lieder religiösen Inhalts. Bei vielen dieser Kleinodien hat der geehrte Sammler die mannichfachen Lesarten und Wendungen der verschiedenen Gegenden und Mundarten beigefügt, und er bietet damit eine nicht blos für das Sprachstudium, sondern auch culturhistorisch höchst interessante und dankenswerthe Gabe. Denn die Art und Weise, in welcher ein und dasselbe Gedicht sich anders gestaltet, je nachdem es sich in einer andern Zone einbürgert, gewährt tiefe Einblicke in die Empfindungen und Anschauungen der verschiedenen deutschen Stämme. Der Norddeutsche und der Süddeutsche erzählen dieselbe Geschichte; aber jener läßt den ganzen Ernst jedes einzelnen Ereignisses hervortreten, und seine Phantasie schafft überall den düstersten Hintergrund, dieser giebt überall milderen und anmuthigeren Empfindungen Spielraum, ja er läßt manchmal dieselben Leute am Leben bleiben, sogar glücklich werden, die in des Stammesbruders Liede untergehen. Die Nordsee und das Westphalenland erzählen von zwei Königskindern, die einander lieben, aber durch die See getrennt sind; das Mädchen zündet Kerzen an, damit der Geliebte zu ihr schwimmen könne, eine falsche Nonne löscht die Liebessignale aus — und

*) Jungbrunnen, die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt von Georg Scherer, 3. Aufl. Leipzig, Dürr, 1873.

jener ertrinkt. Das Mädchen geht an den Strand, ruft den Fischer, der ihr die Leiche suchen hilft, als sie den Theuren gefunden, klagt sie in herzzerrissenem Jammer, und springt in die See mit den Worten, „nun Vater und Mutter Ade!“ Die Schweiz verwandelt die zwei Königskinder in Kinder ihres freien Stammes, als der Fischer den „Jungchnab“ ans Land zieht, da jammert das Mädchen nicht, es bittet vor Allem, daß Gott im Himmel dem Verstorbenen recht gnädig sei, dann springt es in den Bodensee damit kein anderer Jüngling mehr um ihretwillen sterbe. In der hochdeutschen Version von „Ulrich und Aennchen“ ermordet der Verführer das Mädchen, in der allemannischen wird es vom Bruder gerettet. In „falsche Lieb“ läßt der Hochdeutsche die Ungetreue von dem Betrogenen tödten, der Schweizer läßt sie leben, und den Jüngling trauern!

Alle diese erzählenden Gedichte sind von unschätzbarem Werthe, unbeschreiblich einfach, naiv und tief! Die Erzählung ermangelt nicht selten jedes innern Zusammenhanges, sie läßt die wichtigsten Zwischenfälle kaum ahnen, und dennoch fesselt sie vom ersten bis zum letzten Worte, und hält den Leser in immerwährender Spannung! Das zweite Buch Liebeslieder enthält wol die meisten allgemein bekannten Erzeugnisse der Volksdichtung, bietet aber doch auch manche neue willkommene Gabe, und überhaupt die größten Schätze deutschen Gemüthes; Lieder wie diese, besitzt keine andere Nation, nur einige wenige englische und altschottische können ihnen verglichen werden. Im dritten Buche sprudelt Alles so frisch und munter, daß man immer wieder aus dem „Jungbrunnen“ trinken will.

Eines der Spottgedichte: „Der Edelmann“, war dem Verfasser dieser Besprechung nur in der niederösterreichischen Lesart bekannt, und er erlaubt sich hier die ersten drei Strophen in den beiden Mundarten wiederzugeben, weil der Leser daraus entnehmen kann, wie die verschiedenen Stämme selbst den heitern Inhalt ein und desselben Gedichtes nach ihrer Weise ummodeln.

Hochdeutsch:

1. Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
   Der hatt' eine Tochter die war reich.

2. Daneben da wohnt ein Edelmann,
   Der wollt' des Müllers Tochter han.

3. Der Edelmann hatt' einen treuen Knecht,
   Und was er that, das war ihm recht.

Niederösterreichisch:

1. Do om am Berg, do steht a Haus,
   Do schaut an alter dudeludrudu
   Do schaut an olter Müllner draus.

2. Und nebe der Mühl do wohnt an Edelmoo,
   Der mecht den Müllner sei dudeludrudu,
   Der mecht den Müllner sei Tochterl hoo.

3. Der Müllner hoht an treien Knecht,
   Und Olles was der dudeludrudu,
   Und Olles was der thuat, war recht!

Der verehrte Herausgeber des „Jungbrunnen“ hat eine kleine Auswahl der schönsten Lieder mit „Bildern und Weisen“ veröffentlicht (Leipzig bei Dürr) die allen Freunden und besonders den Freundinnen der Volksdichtung auf's Beste empfohlen sei. Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, auf eine höchst interessante Studie des Herrn Legationsraths Meyer hinzuweisen,

der in seinen „Versailler Briefen" (Berlin bei Herz) den Beweis führt, daß die Melodie des Hauptnationalgesanges der Franzosen, der „Marseillaise", einer alten deutschen Volksweise entstammt, der „Nonne" („ich stand auf hohen Bergen"), über welche schon Goethe während seines Aufenthalts in Straßburg an Herder voll Bewunderung schreibt. Allerdings wird das Gedicht jetzt allgemein nach anderen Melodien gesungen, die auch in der Scherer'schen Sammlung veröffentlicht sind; aber Herr Legationsrath Meyer beweist, daß die oben angeführte Melodie ihrer Zeit ebenso verbreitet war, als die beiden jetzt gebräuchlichen. Der Verfasser dieser Besprechung erinnert sich auch ganz genau, daß schon vor mehreren Jahren Moritz Hartmann in einem Feuilleton (wenn er nicht sehr irrt der „Kölnischen Zeitung") davon gesprochen hat, daß die Marseillaise einem deutschen Volkslied entnommen ist, aber ohne genaue Angabe. Es wäre sehr dankenswerth, wenn Musikforscher vom Fache der von Herrn Legationsrath Meyer so genau angezeigten Quelle weiter nachgingen und den Ursprung von allen französischen Beigaben reinigten.

Indem wir nun mit aufrichtigem Danke vom Sammler Scherer Abschied nehmen, erfüllen wir die angenehme Pflicht, dem Publicum auch den Dichter Scherer zu empfehlen, dessen Poesien von den höchsten Autoritäten (wir nennen beispielsweise Vischer) bereits so warme Anerkennung gefunden haben, daß ein einfacher Hinweis wol genügen wird, um der dritten Auflage dieser Gedichte dieselbe günstige Aufnahme zu sichern, welche die beiden ersten gefunden haben. H. Ehrlich.

# Ein Gang durch die Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien.

Von **Gottfried Kinkel.**

Die Bildungsgefahr unserer Zeit ist die Confusion. Wir reisen so viel, lesen und sehen so massenhaft und so flüchtig, daß die Vorstellungen in unseren Köpfen sich vermischen, und das Geschaute in unserer Erinnerung seine festen Umrisse verliert. Zumal von der Wiener Weltausstellung wird ja Mancher einen schweren und doch schließlich einen leeren Kopf mitbringen. Wenige werden den Entschluß fassen, noch viel Wenigere ihn durchführen, sich im Sehen auf den Ausstellungspalast zu beschränken; denn gerade in Wien lockt so Manches an, und Wien werden Unzählige zum ersten Mal besuchen. Diese Alle werden auch die anderen schon längst vorhandenen Kunstschätze sehen wollen. Wer in diese Fülle ohne alle Vorbereitung sich stürzt, bei dem wird sicher eine Art dumpfer Verzweiflung nicht ausbleiben — jenes Ausstellungsfieber, das mit fliegender Hitze anfängt und mit tödlicher Abspannung endigt.

Bedenke man nur: Wien bietet von moderner Architektur in seinem Ring das höchste und im Ganzen auch schönste Stadtbild Europas. Die Schatzkammer auf der Burg enthält eine der reichsten und brillantesten Sammlungen von kleineren Schmucksachen, Kostbarkeiten und Werken des Kunstgewerbes. Eine nicht so kostbare, dafür aber die geschichtliche Entwickelung der Kunstindustrie vortrefflich illustrirende Sammlung stellt das österreichische Museum in seinem zierlichen neuen Gebäude am Ring aus. Antiken, Egyptisches, Waffen und alte Stickereien bilden im untern Belvedere eine Sammlung, die schon einen Tag wegnimmt. Die kleineren Kunstwerke des Alterthums, Bronzen, Gemmen, Münzen, füllen als Antikencabinet mehrere Säle der Hofburg. Zwei Kupferstichsammlungen, die Albertina und die auf der kaiserlichen Bibliothek, rangiren unter die ersten Cabinete der Welt, wozu in der Albertina noch die Handzeichnungen, auf der Bibliothek noch die Miniaturen kommen; daneben bestehen aber noch zwei öffentliche Kupferstichcabinete, auf der Akademie und im österreichischen Museum, die in kleineren Städten schon für sehr bedeutend gelten würden. Dazu nun, neben den kleineren, drei große Gemäldegalerien, in denen die in der Akademie sehr werthvoll ist, die im Palais Liechtenstein und im Belvedere aber an Werth und Zahl den größten Gallerien der Welt sich anschließen.

Wenn es dem Reisenden gelänge, ehe er in den Strudel hineingeräth, nur hier und da einen festen Ankergrund zu kennen, in einer oder der andern dieser Sammlungen orientirt zu sein, wenigstens voraus zu wissen, worauf unter mehr als tausend Gemälden er vorzüglich seine Blicke richten will, so möchte ihm in diesen Sälen wenigstens da und dort eine Ruhe möglich werden, wenn ein Werk, das ihm im Voraus vertraut geworden, ihn wie ein Bekannter begrüßt.

Als ich letzten Herbst fast Tag um Tag das Belvedere besuchte, trat

einmal beim Ausgang ein sehr wohlgekleideter Mann an die Aufseher im Vorhaus heran und fragte ganz müde und muthlos: durch alle Säle sei er nun gelaufen, Eins aber habe er nicht gefunden, wo sei denn eigentlich der „Apoll vom Belvedere"?

Ich hatte Mühe ihn glauben zu machen, daß es außer der Kaiserstadt noch ein Ding wie ein Belvedere geben könne. Ist es möglich, die Hülflosigkeit des gewöhnlichen Galerie-Parforcejägers betrübter zu charakterisiren?

Ein jüngstes Heft des „Salon" wird wol mancher Ausstellungspassagier beim Einsteigen in den Dampfwagen als Reiselectüre sich kaufen, und vielleicht freut er sich, wenn damit ein Freund in den Wagen steigt, der ihn auf Eines und das Andere aufmerksam macht. Ich will versuchen, zunächst für die Galerie im Belvedere dieser Freund zu sein.

Man nimmt am Stephansplatz einen Omnibus und fährt am Schwarzenberg'schen Garten entlang die Vorstadt Landstraße hinauf bis an die Eingangspforte des Belvedere-Palastes, welchen einst Prinz Eugen für sich erbaute. Der Grund steigt an: wendet man sich beim Eingang, ehe man die Galerie aufsucht, links, so tritt man gleich auf die berühmte Terrasse vor dem Palais hinaus und sieht über den großen, nach Wien zu sich absenkenden Garten hinweg die Stadt, hinter ihr die feine blaue Linie des Kahlenbergs, und daneben die Kirche auf dem Leopoldsberg. Es ist dies die „schöne Aussicht", wovon das Belvedere seinen Namen hat. Unten am Ende des Gartens, liegt, ihn abschließend, hinter Hecken und Bäumen ein zweites zugehöriges Palais. Es ist das „untere Belvedere", und dort könnten wir antike Statuen und Büsten aus Marmor, Erz und Porphyr, oder auch Mumien, oder Harnische und Waffen betrachten. Aber dazu, mein lieber Herr Ausstellungs-Confusionarius, ist heut keine Zeit, kehren wir vielmehr um das Schloß herum zurück und betreten die Freitreppe an der Hauptfront, welche uns sofort vor die Gemäldesäle führt. Im Vorhaus theilt sich der Weg. Wir können geradeaus gehen, unmittelbar zu den großen Venezianern und Niederländern. Oder wir können erst in's Erdgeschoß hinab zu Bildern aus allen Schulen, die aber im Ganzen zweiten und dritten Ranges sind. Endlich führt rechts eine kleine Treppe zu dem obersten Stock, wo Dürer, Holbein und die Altniederländer vor der Zeit des Rubens uns zuerst anlocken.

Vierzehnhundert Bilder! Das älteste, eine byzantinische lebensgroße Madonna von Thomas von Mutina vor fünfhundert Jahren, das jüngste die Gruft Romeo's und Juliet's, von Hans Makart gemalt! Achtundzwanzig Säle und Cabinete, meist bis unter die Decke mit Gemälden gefüllt!

Wie ist nur das Alles die Jahrhunderte her zusammengekommen?

In der That ist an dieser Galerie mehrere Jahrhunderte gesammelt worden, und es wird noch heute daran gesammelt. Die ältesten Bilder stammen aus der Zeit der deutschen Kaiser vom Hause Luxemburg; sie waren ursprünglich von Meistern aus Italien, Böhmen und Straßburg für die Burg Karlstein gemalt, welche Karl IV. in einem böhmischen Walde als ein Nachbild von Parcival's Gralstempel auf Montsalvatsch aufbaute und ausschmückte. Ein Portrait des Kaisers Max, in dessen letztem Lebensjahr von Dürer zu Augsburg gemalt, ist gewiß Eigenthum des Kaisers gewesen. Nun kam aber seitens der Habsburger die erste große Erwerbung von Gemälden durch Kaiser Rudolf II. Seine verwitternde Gestalt in seiner Einsamkeit zu Prag

ist uns neuerlich durch Grillparzer's „Bruderzwist in Habsburg" wieder an das wache Taglicht gezaubert worden. Neben seinen Goldmacherträumen und dem Sammeln von Kostbarkeiten beschäftigte ihn sehr auch die wirkliche Kunst. Eine ganze Colonie von Malern, Miniaturisten und Kupferstechern wohnte bei ihm auf der Burg. Diese Künstler seiner eigenen Umgebung, einen Bartholomäus Spranger, Georg Hoefnaghel, Aegidius Sadeler u. A., pflegt man heute nicht sehr zu loben; die auffallende Verschwendung blühenden Fleisches auf den zahlreichen Bildern, die man von einigen derselben gerade im Belvedere sieht, giebt auch einen bedenklichen Fingerzeig auf die Lieblingsgegenstände des alten Herrn. Daneben aber hatte er, wie alle Habsburger der ältern Linie, die mit Karl VI. ausstarb, eine wirkliche Liebe zur Kunst, und die Fähigkeit, auch das Bessere zu schätzen. Was konnte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein deutscher Fürst Besseres thun, als Dürer sammeln? Eben dies hat Rudolf gethan; aus Venedig erwarb er das von Dürer dort gemalte Rosenkranzfest (jetzt im Stift Strahow zu Prag), und bekannt ist, daß er die Tafel, damit sie nicht zerstoßen würde, von Männern den ganzen Weg bis Prag auf den Schultern tragen ließ. Aus seinem Besitz sind zwei der bedeutendsten Oelbilder Dürer's in's Belvedere gekommen, und man findet jetzt in keiner Sammlung der Welt so viele Gemälde desselben zusammen. Vieles von dem Besten, was der Kaiser besaß, darunter Tizian, Correggio und Raphael, ging freilich bei der Plünderung Prags durch die Schweden verloren und wurde zum Theil muthwillig zerstört.

Aus einem andern Lande kam dann eine höchst bedeutende Habsburgische Galerie nach Wien, als der Erzherzog Leopold Wilhelm, Sohn Kaiser Ferdinand II., im Jahre 1656 seine Stellung als Statthalter der spanischen Niederlande aufgab. Er gehörte zu jenen fürstlichen Liebhabern, wie Vincenzo Gonzaga von Mantua, Karl I. von England und Philipp IV. von Spanien, die im siebzehnten Jahrhundert zuerst Galerien im modernen Sinn des Wortes begründeten. Als Staatsmann und Feldherr hat er während der zehn Jahre seiner Verwaltung in den Niederlanden nicht eben geglänzt, aber für Kunst und Künstler besaß er eine offene Hand. Rubens war damals schon todt, aber er hatte eine rüstige Schule hinterlassen, und der Erzherzog beschäftigte die echten Talente in derselben in ausgiebiger Weise. Wien ist daher, um die späteren Schüler des Rubens zu studiren, ein einziger Platz. Der jüngere Teniers malte für den Fürsten, der ihn zum Hofmaler ernannte, seine eigentlichen Hauptbilder. Teniers besaß eine große Kenntniß auch der ausländischen Schulen und ein feines Verständniß auch solcher Meister, die von seiner eigenen Richtung weit abwichen; das beweisen die Ansichten der Galeriesäle im Palast seines Herrn in Brüssel, wo er die einzelnen aufgehängten Bilder ganz klein skizzirte und dabei den Schulcharakter trefflich wiedergab. Eins dieser Bilder sieht man heute noch im Belvedere; die venezianischen Meisterwerke, die Leopold Wilhelm besaß, sind darauf deutlich erkennbar, wie sie meist heute noch hier in der Galerie hängen. Teniers stand auch dem Erzherzog bei Ankäufen fremder Bilder berathend zur Seite, und bei den Auctionen der Galerien des Herzogs von Buckingham (1648) und Karl's I. (1649) wurde die Gelegenheit benutzt, um bedeutende Italiener und Niederländer zu erwerben. Nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden stellte der Erzherzog seine sämmtlichen Kunstschätze, darunter auch Statuen, Handzeichnungen, Miniaturen, Kupferstiche und Münzen, in der Stallburg zu Wien auf. In seinem Testament vermacht er die Statuen, Münzen und

Gemälde seinem Vetter, dem Kaiser Leopold I., und die Form des Testamentes bekundet noch den Kunstsinn des Sammlers, da er die „gemähl, statuas und heidnische pfennig" als das „Vornehmste und Mir das liebste stuckh von meiner Verlassenschaft" bezeichnet.

Den dritten großen Zufluß erhielt die Galerie aus der berühmten „Ambraser Sammlung", welche eine in Tirol regierende Seitenlinie des Kaiserhauses auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck angelegt hatte. Diese Sammlung zeichnete sich zwar mehr durch Kostbarkeiten und Werke der Kleinkunst aus, welche man jetzt in die entsprechenden Sammlungen Wiens vertheilt findet; es konnten aber auch aus den Gemälden mehrere Meisterwerke, darunter der einzige Raphael der Galerie, die kleine „Jungfrau im Grünen", in die kaiserliche Sammlung eingereiht werden. Karl V., Maria Theresia und Joseph II. ließen aus den kaiserlichen Schlössern in Prag, Ambras, Schönbrunn und Preßburg die besten Sachen nach Wien bringen; auch wurde bis auf die neueste Zeit herab immer noch Einzelnes neu zugefügt, wie denn Maria Theresia das berühmte Altarblatt des Rubens mit dem heiligen Ildephonsus in Brüssel und drei große Bilder desselben Meisters aus der Jesuitenkirche zu Antwerpen käuflich erwarb. Oeffentlich war aber die Sammlung keineswegs: um sie in der Stallburg zu sehen, mußte man unter Karl VI. noch zwölf Kaisergulden bezahlen. Josef II. versetzte sie endlich in den Jahren 1776 und 1777 in das Palais des Herzogs Engen, das Belvedere, wobei nachmals das Beste aus dem kaiserlichen Hausbesitz herangezogen wurde.

Uebrigens hielt fast jeder Fürst aus dem Habsburgischen Hause seinen Hofmaler, hauptsächlich um die Portraits der Familie anzufertigen, welche als Geschenke an auswärtige Höfe gingen. So hatte z. B. Erzherzog Mathias, der spätere Kaiser, als er noch in Linz residirte, den Maler Lucas von Valckenburgh aus den Niederlanden dorthin gezogen, und von ihm stammen ohne Zweifel die acht Bilder dieses seltenen Meisters, welche das Belvedere besitzt.

Man hat vielfach geklagt, daß Wien seine Weltausstellung um einige Jahre verfrüht habe. Die Stadt ist in der Wandlung begriffen, die großen baulichen Veränderungen sind angefangen, aber noch nicht durchgeführt. Die Akademie der bildenden Künste wird ein neues Gebäude erhalten, die Galerie des Belvedere ebenfalls. Die Klage hat wol ihren Grund: das Belvedere ist zwar, was das Licht betrifft, nicht so übel als manche andere Localität fürstlicher Bildergalerien, aber der Raum ist dennoch zu beschränkt, und viele Bilder, selbst ersten Ranges, sind oben hoch an die Wände unter die Plafonds gebannt, wo ein unsicheres Reflexlicht sie unklar macht. Manches, und darunter nicht Unwichtiges, scheint noch in Magazinen aufgespeichert. Auch sind die Schulen, und oft sogar die einzelnen Meister, in zwei verschiedene Stockwerke auseinander gerissen. Wenn einmal diese Sammlung in eigens für eine Bildergalerie erbauten großen Sälen und kleinen Cabineten mit schönem Ober- und Seitenlicht sich etablirt, dann erst wird auch der Laie von ihrem ganzen Reiz und Werth den vollen Eindruck gewinnen.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß die Galerie des Belvedere wesentlich aus drei älteren Cabineten sich zusammengestellt hat. Jeder der Sammler folgte bei seinen Ankäufen und Bestellungen seinem eigenen Kunstsinn, und so tritt uns in der jetzt vereinigten Galerie keine Einseitigkeit der Auswahl, höchstens eine Bevorzugung einzelner Schulen entgegen. Nament-

lich der Kaiser Rudolf und der Erzherzog Leopold hatten Geist genug, um auch ältere Werke des strengern Stils aus dem fünfzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aufzunehmen.

## I. Aeltere Meister.

Wie die moderne Oelmalerei gegen 1410 mit den Brüdern van Eyck ihren Anfang nimmt, so ist gleich der jüngere Bruder, Jan van Eyck, mit zwei schönen Portraits vertreten. Wenn das Genie sich eine neue Bahn bricht, so erreicht es oft im ersten Anlauf eine Höhe, unter welcher die Nachfolger noch lange zurückbleiben. Die Eyck'schen Portraits sind an Naturtreue und Ehrlichkeit der Auffassung eigentlich nie übertroffen worden. Betrachte man nur das Brustbild eines alten Mannes, halb lebensgroß (Oberstock II, 42), den man wol wegen des pelzgefütterten rothen Rockes für einen Cardinal hält. Jede Falte des Greisenantlitzes, jedes Bluläderchen in dem müden, etwas feuchten Auge ist mit der Schärfe eines Denner wiedergegeben, und doch leidet unter dem Detail der allgemeine Eindruck nicht, der von so freundlichem Wohlwollen spricht.

Unter den fast ausschließlich religiösen Bildern dieser altflandrischen Schule, mit ihren lebhaften Farben und den phantastischen Landschaften ihrer Hintergründe, hebe ich, unter vielem Schönen, nur noch ein Werk von dem größten Schüler des Jan van Eyck, dem Rogier van der Weyden, hervor. Hatten die Eyck am liebsten die heitere Seite der Religion dargestellt, wie denn von ihnen kein Crucifixus und kein Marterbild bekannt ist, so warf der auf französischem Sprachgebiet, in Tournay, geborene Rogier sich auf die leidenschaftlichen und schmerzlich ergreifenden Motive der heiligen Geschichte. Es hat eigentlich im Norden die Darstellung einer Scene begonnen, die in dem Evangelium gar nicht vorkommt, vielmehr durch eine Stelle desselben ausgeschlossen wird, nämlich die Wehklage der Maria über den Sohn, der entseelt auf ihrem Schooße ruht. Es ist dies die Darstellung, die, später unzählige Male von anderen Meistern wiederholt, in den Niederlanden eine Nothgottes, in Italien eine Pietà, in Deutschland ein Vesperbild genannt wird.

Diesen Gegenstand hat er sehr oft, und zwar in verschiedener Composition gemalt. Ein ähnliches Pathos geht durch sein Bild hier (Oberstock I, 81). In einer Landschaft, mit der Stadt Jerusalem im Hintergrund, sieht man Christi Leiden. Maria umfaßt den Fuß des Kreuzesholzes, und der Künstler hat ihr den zerreißendsten Schmerz geliehen; man sieht die hellen Thränenperlen auf ihren Wangen. Johannes und drei heilige Frauen umgeben in gefaßterm Gefühl diese Mittelgruppe. Besonders schön sind hier auch die Portraits der beiden Stifter des Bildes, eines Mannes mit seiner Frau, welche zur Seite knieen und ernst, aber ruhig zuschauen. Die schöne Frau, mit braunen Augen und strengen Zügen, erinnert an die dunkelgekleideten Schönheiten, die Einem heut noch in den alterthümlichen Straßen von Brügge begegnen.

In demselben Saale des Oberstocks hängen auch die altdeutschen Bilder, und darunter auf Einer Wand zusammen die Werke des Albrecht Dürer.

Wenn man bedenkt, daß Dürer überhaupt wenig in Oel gemalt hat, und weil es ihm in Deutschland an Bestellungen fehlte, seinen Erwerb mit Handzeichnung, Kupferstich und Holzschnitt suchen mußte, so ist die Zahl von

sieben Oelbildern schon eine große, und so viele hat das Belvedere. Sie sind nicht Alle ansprechend. Dürer fand in seiner Umgebung die schönen Modelle der Italiener, wenigstens in der Frauenwelt, nicht; das nordische Weib, selbst das englische, stand im Zeitalter der Reformation dem männlichen Geschlecht weit nach, und Dürer selbst hat überhaupt mehr nach dem Charakteristischen als nach idealer Schönheit gestrebt. Zwei Madonnenbilder hier entsprechen nach der Seite der Form hin auch den mäßigsten Ansprüchen nicht. Dagegen befinden sich auf derselben Wand zwei seiner größeren Compositionen mit unzähligen Figuren, welche zu seinen besten Werken gehören. Die eine stellt die Marter der Zehntausend Christen unter Sapor, König von Persien, dar; er malte dies Bild in Ausführung eines seiner Holzschnitte im Jahr 1508 für Friedrich den Weisen von Sachsen. Der Gegenstand ist abstoßend, denn es ist eine große Fleischbank, und besonders ist das Herabstürzen der Märtyrer von hohen Felsen auf spitze Pfähle abscheulich. Der Künstler wählte den Gegenstand, um seine Sicherheit im Zeichnen des Nackten und in den schwierigsten Stellungen so vieler stark bewegter Körper zu zeigen. Alle Einzelheiten, besonders auch Hände und Füße, so wie die sehr individuellen Köpfe, sind bei diesen kleinen Figuren mit höchster Sorgfalt gemalt, und man begreift, daß Dürer, wie er selber schreibt, auf dies nicht einmal geräumige Werk, ungefähr drei Fuß hoch und breit, ein ganzes Jahr verwendete. Ganz herrlich ist daneben das große Altarblatt mit der Anbetung der heiligen Dreieinigkeit, das er 1511 für die Kapelle des Landauer Brüderhauses in Nürnberg vollendete. Es kam später als Geschenk des Nürnberger Magistrats in Kaiser Rudolf's Sammlung. Die verklärte Gemeinschaft der Heiligen, auf Wolken in die Luft gehoben, betet Gott Vater an, der den Sohn am Kreuze schwebend herabhält; über ihm flattert die Taube. Unter den anbetenden Gruppen schweben zu oberst die Heiligen, Frauen wie Männer, tiefer abwärts aber die Christenheit in allen ihren Ständen, vom Papst und Kaiser abwärts. Aber auch die Erde ist nicht vergessen: unter der schweren Wolkenschicht thut sich eine schöne weite Landschaft mit einem See auf, an dessen Ufer Dürer selbst steht, in einen weiten Mantel geschlagen, das Lockenhaar auf die Schulter niederwallend; er legt die Hand auf einen behauenen Steinblock, in dessen Inschrift er sich mit Stolz als Nürnberger bezeichnet. Auch hier wird man sagen müssen, daß die weiblichen Heiligen weniger genügen. Die Männer aber haben würdige, herrlich individualisirte Köpfe und tragen einen Ausdruck ehrlicher, man möchte sagen bürgerlicher Andacht, der aus Dürer's eigenem, so warm religiösen Gemüth hervorbricht. Die Farbe, wunderbar durchsichtig, hat in den Gewändern durch den ganzen Saal hindurch eine Leuchtkraft, welche das Auge entzückt. Was Dürer in Naturwahrheit vermochte, zeigt besonders die groß gedachte und so fein ausgeführte Landschaft.

Neben Dürer fragt man sogleich nach seinem Zeitgenossen Hans Holbein. Auch er ist in einem seiner Hauptfächer, dem Portrait, hier trefflich vertreten. Die fünf Bildnisse von ihm stammen sämmtlich aus seiner englischen Zeit. Holbein als Bildnißmaler ist vorzüglich groß in Auffassung des Charakters. Er nimmt die Menschen ganz wie sie sind, in einfachster Stellung und Haltung; auch an die Costume hält er sich genau so wie er sie sieht. Als er 1515 eben in der Schweiz angekommen war, saß ihm ein junger reicher Herr für ein Portrait, das jetzt in der Darmstädter Galerie hängt. Der Junker hatte sich gewiß soeben für sein schweres Geld einen

scharlachnen Mantel und einen Hut von gleicher Farbe angeschafft, und so ungünstig diese Farbe für das Fleisch ist, mit dem sie zusammentrifft, ließ ihm der Maler seine Freude, und wußte doch mit Hinzufügung eines hellblauen Hintergrundes ein Bild zu schaffen, das nicht unharmonisch wirkt. In England traf er freilich einen bessern Geschmack in der Toilette an, obwol die englischen Damen jener Periode sich stark mit Schmuck zu behängen pflegten. Hier finden wir zuerst einen deutschen Kaufmann vom Stahlhof in London, aus Duisburg gebürtig, den die Aufschrift des Briefs, den er in der Hand hält, als Derych (Dietrich) Tybis bezeichnet (I, 83). Wie einfach sieht der Mann mit den feinen Händen am Tisch seines Comptoirs aus, auf welchem die Nebensachen, Siegellack, Feder, Schreibzeug und sein Petschaft mit den umgekehrten Anfangsbuchstaben D. T. so wunderbar wirklich gemalt sind! Wiederum der achtundachtzig Jahre alte Arzt Dr. John Chamber (I, 62), im Pelzrock, die Handschuhe in der Hand, ein wenig verdrießlich, wie ein so hohes Alter den Menschen macht, aber durchaus würdig im Ausdruck. Besonders aber das Brustbild der Königin Jane Seymour (I, 61), welches 1536 oder 37 gemalt sein muß, da sie in jenem Jahre Heinrich VIII. heirathete, in diesem starb. Auch sie nicht eigentlich eine schöne Frau, blaß, etwas blutlos, mit grauen Augen. Sie trägt rothen Sammet über einem Unterkleid von gemusterter grauer Seide; sehr fein gemalte Perlen sind auf verschiedenen Stellen der Robe aufgenäht. Auf dem Kopf hat sie die in fünf Ecken eingebogene Mütze, welche damals die verheiratheten Damen in England trugen. Der Kopf macht den Eindruck eines mäßigen Verstandes, aber großer Ruhe und Sanftmuth, die auch wirklich in Jane's Charakter lag. Die Sicherheit, womit Holbein arbeitete, verräth sich in dem außerordentlich dünnen Farbenauftrag im Fleisch, mit zarter Modellirung in grauem Halbschatten, wodurch aber doch eine volle Rundung und Wiedergabe des Lebens erreicht ist. Um den Hintergrund zu der Farbe der Robe und dem blassen Gesicht zu stimmen, hat der Maler auch ihn grau genommen und so eine wohlthuende Harmonie und ruhige Stimmung über das ganze Bildniß verbreitet. Vielleicht noch ansprechender ist aber das Portrait einer hübschen Frau von freundlichem Ausdruck in kleinerm Format (I, 27). „Die Dargestellte (deren Namen man nicht kennt), in halber Figur gegeben, mag höchstens dreißig Jahre alt sein; sie ist eine Erscheinung, welche durch die feine Würde, die edle Ruhe und Sicherheit, das Mild-Verständige ihres Wesens ungemein fesselt. Aus ihren schönen blauen Augen spricht Gemüth. Durch den feinen Mund, den weichen Ansatz des Halses, und dadurch, daß die Augenbrauen fast gänzlich fehlen, hat sie eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Dresdener Madonnenantlitz. Ueber dem braunen Haar ein weißes Häubchen mit Goldverzierungen, von dem ein schwarzer Schleier niederhängt. Der Hals ist sichtbar, die Schultern sind bedeckt; sie trägt ein violettlich-braunes Kleid mit schwarzem Besatz, rothsammetnen Unterärmeln und weißen Manschetten, aus denen die lebendigen, etwas männlichen Hände hervorschauen. Eine große goldene Medaille, welche zwei opfernde Gestalten zu den Seiten eines Altars zu enthalten scheint, trägt sie auf der Brust . . . Das Bild zeigt bei aller warm empfundenen Lebenswahrheit eine Schönheit, daß man andere deutsche Arbeiten kaum dagegen sehen mag. Es ist ein kleines Juwel *)."

Es hat sich in Wien eine Gesellschaft für vervielfältigende

*) Woltmann, Holbein und seine Zeit (I. 253).

Kunst gebildet, welche bis jetzt an ihre Mitglieder sechs Hefte ausgegeben hat. Man fing mit modernen, meist österreichischen Sachen an; in neuerer Zeit hat man nun auch darauf gedacht, ältere Werke hohen Werthes zu veröffentlichen. So findet man im vorletzten Heft (1873) jenes Portrait des Alten im rothen Rock von Van Eyck in einer neuen Manier, aus der Officin von Hermann Paar in Wien, gut in Farbendruck wiedergegeben, nämlich mit Anwendung verschiedener Holzstöcke, nach Art der im sechzehnten Jahrhundert sehr viel vorkommenden sogenannten „Clair-obscurs." Die „Dreieinigkeit", von Dürer, das oben besprochene herrliche Bild, welches noch niemals genügend in Kupfer gestochen worden, wurde letzten Herbst ebenfalls durch Herrn von Schönbrunner, Custos der Kupferstichsammlung Albertina, auf's Feinste gezeichnet und wird demnächst auch in Buntdruck erscheinen. Eine Radirung von Unger soll das große Altarblatt mit dem heiligen Ildephonsus von Rubens bringen, und der ausdrücklich von der genannten Gesellschaft aus Düsseldorf nach Wien berufene Kupferstecher Vogel ist mit einem Stich nach der Louise de Tassis (in der Galerie Liechtenstein) beschäftigt, wol dem elegantesten Frauenportrait, das Van Dyck gemalt hat, so daß die jetzigen und künftigen Mitglieder hier in dem Falle sind, für eine sehr mäßige Jahresausgabe (da schon 1500 Theilnehmer sind) sich in den Besitz dauernd werthvoller Kunstblätter zu setzen.

## II. Italiener.

Wir steigen jetzt von diesen älteren Schulen in das Hauptgeschoß hinab. Der durch beide Stockwerke hindurchgehende prachtvolle Mittelsaal öffnet nach links und rechts zwei Flügelthüren. Wir treten rechts ein und befinden uns sofort in dem großen Venezianersaal vor den reizenden Frauen des Palma, Tizian und Bordone.

Wer die venezianische Schule zuerst in ihrer Heimat, also in Venedig selbst und den Städten des anliegenden Festlandes, studirte, der möchte einen sehr unvollständigen Begriff von ihr erhalten. Dort erscheint sie ernst, politisch, religiös, bis zur Strenge; diesseit der Alpen denken wir zuerst an ihre heitere Weltlichkeit, an die üppige Sinnenschönheit ihrer Mythologie und den farbigen Festrausch ihrer Gastmäler. Denn in Venedig sind gerade ihre ernsten und monumentalen Werke zurückgeblieben: die Geschichte des heiligen Sebastian von Paolo Veronese in der gleichnamigen Kirche; Tizian's Aufnahme der kleinen Maria in den Tempel und seine Himmelfahrt derselben, beide in der Akademie; des Tintoretto schattendunkle Riesentafeln mit biblischen Geschichten in der Scuola di San Rocco, und im Dogenpalast endlich die lange Reihe der historischen Scenen aus der großen Zeit der meerbeherrschenden Republik. Sinnlich-üppige Bilder treten Einem dort nirgends entgegen; einzig in dem kleinen letzten Zimmer des Dogenpalastes sind auf ihren alten Plätzen noch die großen mythologischen Allegorien des Tintoret, und Paolo's rosig blühende Europa auf dem Stier übrig geblieben. Das Andere, was die Sinne reizte, haben reiche Liebhaber theils schon im sechzehnten Jahrhundert durch Bestellung bei den noch lebenden Meistern erworben, theils durch spätern Kauf in's Ausland entführt. Um also z. B. den Tizian in seiner Vielseitigkeit zu fassen, sind Dresden und Wien gerade so wichtig als Venedig selbst.

Schon der Altmeister der Schule, Gian Bellini, ging zwar ganz von der kirchlichen Kunst aus, und einzelne Werke von ihm, die man in der

Sammlung Brera in Mailand und in der Nationalgalerie in London sieht, beweisen, daß er auch den ganzen Ernst und Schmerz des Martyriums malen konnte, welches den Mittelpunkt der evangelischen Geschichte bildet; aber gerade in den Bildern seines Alters, als neben ihm in Giorgione, Palma und Tizian die Kunst zur Verklärung der Sinnenschönheit sich aufschwang, sprach auch er mit dem berühmter Bacchanal der Götter, wozu nach seinem Tode Tizian den landschaftlichen Hintergrund soll gemalt haben, seine Anerkennung aus, daß auch diese Seite der Kunst vollkommen berechtigt ist. Dies bestätigt ebenfalls ein Bild im Belvedere, das unter seinen Werken dem Gegenstande nach ganz allein dasteht. (Saal II, 43.) Er hat es mit neunundachtzig Jahren, ganz kurz vor seinem Tode, gearbeitet! Es ist eine jugendliche Frau, fast entkleidet, die aus dem Bade gekommen sich auf eine Bank gesetzt hat, um ihr Haar vor einem Spiegel zu ordnen, den sie mit der andern Hand sich vorhält. Das aufgemalte Zettelchen giebt, gewiß nicht ohne stolze Absicht, zu dem Namen des Meisters auch die Jahreszahl: Joannes Bellinus faciebat. MDXV. Es ist eine feine, nicht volle Figur, der rechte Arm sogar etwas mager und durch eckigen Umriß im Bug des Elbogens unschön. Ueberhaupt geht der greise Mann nicht darauf aus, mit dieser Nacktheit sinnlich zu locken; das Fleisch ist eigentlich blaß gefärbt, wie denn Bellini die berühmte morbidezza der venezianischen Frauen, die aus dem Wohnen in den hohen, oft sonnenlosen Häusern an den schmalen Canälen mit ihrer kühlen und feuchten Luft entspringt, auch in seinen Madonnen gern durch blasse Färbung des Gesichts wiedergiebt. Hier aber ist der Leib mit dem schwärzlichen Schatten im Fleisch noch besonders kühl, weil das Modell aus dem frischen Bade kommt, und das Blut unter der Haut sich gegen das Herz weggezogen hat.

Bellini's großer Schüler, Tizian, geht dagegen von vorn herein kraftvoll in die Farbe. Sein großes Ecce homo hier, die Darstellung Christi vor dem Volk, wo Pilatus den Kopf des Pietro Aretino trägt, und der auf einen Stab gestützte Mann hinter den Reitern Tizian selbst ist (II, 19), — (dies Bild war einst die Perle der Sammlung von Karl's I. Freund, dem Herzog von Buckingham) zeigt, obwol es stark nachgedunkelt, wie edel und groß der Meister auch religiöse Scenen aufzufassen vermochte, während wieder die heilige Familie mit Kirschen und Erdbeeren (II, 64) jene Umwandlung bezeichnet, die sich in der italienischen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts vollzog, indem die heiligen Personen, meist Gestalten der Anbetung, uns als Bild einer menschlichen Familie anmuthend entgegentreten. Eine Zahl unvergleichlicher Portraits von Tizian stellen die schöne und stolze Menschheit der Italiener der Renaissance so würdig und thatkräftig dar, wie dies überhaupt der Vorzug des Bildnisses in der venezianischen Schule ist: ich nenne als Beispiele die Isabella von Este, Markgräfin von Mantua, eine berühmte Gönnerin der Künste, obwol der Kopfputz mit einer Art weißer Perrücke auf dem hellbraunen Haar zu der reichen Kleidung ihr nicht vortheilhaft steht (II, 29), und Tizian's Arzt Parma (II, 40). Gleichen Adel der Auffassung zeigt das Bildniß Johann Friedrich's von Sachsen (II, 46), den Tizian in der Haft zu Augsburg malte. Der abgesetzte Kurfürst ist im Gefängniß dick geworden, die Narbe auf der Stirn kommt von der Wunde, die er in der Schlacht bei Mühlberg empfing. Aber wie stattlich und würdig sieht der beschränkte, aber charakterfeste Herr noch aus, wenn man ihn mit seinen Dutzendportraits vergleicht, die aus seines Hofmalers und Freundes

Kranach's Werkstatt alle deutschen Galerien überschwemmen! Und doch erkennen wir Tizian's innerste Richtung auf die Freude an der Sinnenschönheit auch hier sofort an den beiden allegorischen Vennsbildern, wo einmal die blonde, kraftvoll gebaute Göttin, ein Mann den Weinbecher hinter ihr emporhaltend, ein junges Mädchen empfängt, das in halber Befangenheit die Hand vor die Brust legt und von Amor ihr vorgestellt wird (II, 59); ein ander Mal, Amor's Bogen in der Hand haltend, um den er sie vergebens zu bitten scheint, von einem Manne einen Spiegel sich hinhalten läßt, in welchem sie in dem ruhigen Bewußtsein ihrer Schönheit sich betrachtet (I, 6). Am schärfsten aber drückt diese Tendenz die Danae aus, die auf dem Ruhebette den goldenen Regen auf sich niederströmen läßt, von dem einen Theil eine Alte in ein emporgehaltenes Gefäß aufzufangen sucht (II, 36); eine Composition, die Tizian noch zweimal wiederholt hat, in Neapel und in der Eremitage zu St. Petersburg. Das Fleisch ist hier nicht kühl, wie bei jener Badenden des Bellini, sondern in der schwülen Luft rastend wird der Leib durch das rasch wallende Blut mit jenem zarten Incarnat überhaucht, das ein Geheimniß von Tizian's Palette scheint, und ein poetischer Reiz wird dadurch erreicht, daß der schöne Kopf in einen Halbschatten getaucht ist — als schlummerte im Hirn das Bewußtsein, während durch den Leib das Leben der Sinne heiß und voll pulsirt.

Auch Tintoretto, dessen düstere Größe, in gewaltsame Bewegung heroischer Leiber ausschwellend, in Venedig uns oft erschreckt, tritt hier in einem Bild, das gewiß seiner frühern Zeit angehört, als ein Meister auf, der, wenn er einmal wollte, auch der schönsten Sinnlichkeit und sogar eines großen Reizes der Farbe fähig war. Man muß ihn dann aber nicht hier oben aufsuchen, wo er meist durch rasch gemalte, immer aber sehr lebensvolle Bildnisse glänzt, sondern im Untergeschoß zur Rechten, wo noch eine große Zahl italienischer Bilder, obwol zum Theil geringere, sich finden. Dort ist eine lebensgroße Susanna im Bade, die Glieder meist in vollen Sonnenschein getaucht, der durch die Bäume des Gartens hereinbricht, den untern Theil des Körpers im Schatten einer Rosenhecke, die Halbtöne im Fleisch warmbräunlich, wunderbar durchsichtig. So hebt sich der lichte Körper von den Bäumen und Sträuchern der Umgebung ab mit einer Helle, wogegen alle anderen Bilder des Saals erbleichen. Der Kopf ist allerdings nicht bedeutend, die beiden Alten sind Carricatur. Dies Bild, noch in der gesunden Manier der besten Venezianer gemalt, während Tintoret's spätere Sachen durch das Nachdunkeln der rothen Untermalung ungenießbar geworden, steht den vier mythologischen Gruppenbildern ganz nahe, die man von ihm im innersten Zimmer des Dogenpalastes zu Venedig sieht, und worin er sogar mit dem blühenden Fleisch der Europa des Veronese, welche daneben hängt, voll den Vergleich aushält.

Besonders anziehend ist im Belvedere auch der große Giorgione. Die Fresken, welche dieser Nebenbuhler Tizian's in Venedig an den Außenseiten mehrerer Gebäude gemalt hat, sind längst von der salzigen Luft der Laguna zerfressen worden, und von seinen Oelbildern hat Venedig jetzt kein einziges sicher beglaubigtes mehr. Giorgione war allerdings, wie mehrere von Vasari in seinem Leben angeführte Madonnen beweisen, auch Heiligenmaler, denn Madonnen und Kirchenheilige mußte damals in Italien Jeder machen, sie gaben dem Künstler sein tägliches Brod — aber die ungestüme, keiner Selbstbeherrschung fähige Leidenschaft, die ihn, den kraftvollen Mann,

auch so früh dem Tode weihte, trieb ihn auf Darstellung der wirklichen Welt, wie er sie in Venedigs größter Epoche so glänzend, so üppig um sich leben und weben sah. Man hat oft, und gewiß mit Recht, gesagt, daß manche seiner Bilder wie anziehende Scenen einer Novelle erscheinen. Eben aus diesem Grunde sind seine interessantesten Werke von Liebhabern in den nordischen Ländern so gut wie alle aus ihrer Heimat entführt worden. Wenn man nun auch nicht sagen will, das eins der Wiener Bilder mit der Begegnung Isaaks und der Rebekka in Dresden, oder dem Concert von drei jungen Leuten in einer englischen Privatsammlung gleich steht, so hat dafür das Belvedere wenigstens die größte Zahl seiner Bilder, die überhaupt auf Einem Platz beisammen sind; der Katalog giebt ihm nicht weniger als sieben. Giorgione ist besonders merkwürdig durch die Neuheit seiner Erfindungen, da er seine Gegenstände nicht gern aus den Kreisen wählte, die bei den italienischen Malern herkömmlich sind. So hat auch das Belvedere zwei Hauptbilder, welche dem Gegenstand nach wol immer Räthsel bleiben möchten. Was will man z. B. aus dem berühmten Bild (II, 57) machen, welches im Katalog den einfachen Titel der drei Mathematiker führt? Es sind drei Männer in orientalischer Tracht; zwei von ihnen stehen im Vordergrund, ein Greis mit astronomischen Emblemen und ein schöner Mann mit ihm im Gespräch; neben diesem sitzt, aufwärts schauend, ein noch Jüngerer mit Zirkel und Winkelmaß. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, über der die Sonne aufgeht. Dies Bild ist beglaubigt; Giorgione hinterließ es unfertig, und es wurde dann von seinem Schüler Sebastiano del Piombo vollendet. Die tiefe brillante Farbe Giorgione's vereint sich hier mit einem genauen, fast noch ängstlichen Naturstudium. Eben so unverständlich bleibt eine zweite Vorstellung von zwei Männern, welche nur Brustbilder sind. (II, 10.) Ein schöner Jüngling, mit Laub bekränzt, geht vorauf, ein älterer geharnischter Mann faßt ihn an der Schulter; jener wendet sich um und legt die Hand an den Degen. Der Hintergrund ist dunkel, so daß die Gestalten etwas geheimnißvoll Nächtliches erhalten; aber ein Ueberfall, etwa zum Mord, wie man es gewöhnlich deutet, ist es nicht, dazu sind die Bewegungen viel zu ruhig. Man hat verschiedene Erklärungen aufgestellt; ich wage noch eine andere vorzuschlagen. Könnten es nicht Harmodius und Aristogiton sein, der eine zum Fest bekränzt, auf dem Weg zum Mord des Tyrannen Hipparchus? Vom Gegenstand abgesehen, ist die Tiefe und Kraft der Farbe, wie immer bei Giorgione, bewunderungswerth.

Endlich wird Niemand durch den ersten Venezianersaal gehen, ohne unwillkürlich durch den Liebreiz der vier venezianischen Schönheiten gefesselt zu werden, deren Brustbilder uns in Palma Vecchio wieder den berühmten Maler von Frauenbildnissen zeigen, den wir schon von Dresden her so gut kennen. Der Glückliche besaß in seinen Töchtern seine Modelle, er hatte die schönsten voll gebauten Blondinen im Hause gleich zur Hand. Besonders die geistreiche Goldblonde mit dem traditionellen Namen Violante, deren Busen sich so schön von der blauen Seide des Gewandes abhebt, und die sich so kokett ein Veilchen vorgesteckt hat! Was das für ein Leben war zu Venedig in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo solche Weiber wirklich gelebt, gesungen, getanzt und geliebt haben!

Will man aber erkennen, daß diese Schule auch des Ernstes und der hohen Würde fähig war, hier ist die heilige Justina von Moretto, den man mit Recht unter die Venezianer zählt, weil seine Heimatstadt Brescia

zu seiner Zeit zu der großen Republik gehörte. (II, 7.) Das Bild ist durch Rahl's Stich bekannt, es war früher auf Schloß Ambras und galt für einen Tizian. Alessandro Bonvicino von Brescia, genannt il Moretto, hat das Unglück gehabt, daß Vasari in seinen Künstlerbiographien ihn nicht nannte; daher er erst neuerlich, wo die Kunstforschung auch der Meister kleinerer Orte gedenkt, in seiner ganzen Herrlichkeit anerkannt worden ist. Die erhabene Märtyrerin, deren Verehrung besonders im venezianischen Gebiet sehr groß war, steht, das Einhorn als Sinnbild ihrer Jungfräulichkeit neben sich, in schöner Berglandschaft da; ein vornehmer Mann, in schwarzer Tracht, gewiß der Stifter des Bildes, kniet vor ihr. Ihr Mantel von gelbem Brocat mit schwarzem Dessin, das weinrothe Untergewand, der Gürtel blau, blau auch die Schuhe, aus denen die Zehen wieder nackt hervortreten, endlich das weiße Tüchlein um den Hals — das Alles bildet eine rauschende Farbensymphonie, in welcher die dunkle Tracht des knieenden Mannes gleichsam den Grundbaß hergiebt. Das Modell, nach welchem die Justina gemalt ist, hat auf einem Altarblatt im Berliner Museum vom Jahr 1541 für die Maria gedient; das giebt einen Anhalt für die Zeit, als dies herrliche Bild gemalt wurde.

Wie groß müssen diese Venezianer vom Wesen des Weibes gedacht haben, daß sie solch erhabene weibliche Heilige, wie Palma's Barbara in Sta Maria Formosa und diese Justina schufen!

Wie die venezianische Schule ist freilich keine andere der italienischen im Belvedere vertreten. Raffael hat nur Ein Bild, und zwar ein kleineres, hier; denn die große heilige Margareta mit dem gräulichen Drachen, welche früher unter seinem Namen ging, wird jetzt auch im Katalog dem Giulio Romano zugetheilt. Jenes echte Bild, „Die Jungfrau im Grünen" (IV,55), malte Raphael als Gastgeschenk für einen Freund in Florenz, Taddeo Taddei, der ihm viel Wohlwollen bewiesen hatte. Es trägt am Saum des Gewandes vor der Brust der Jungfrau die Jahreszahl 1505, und wurde von dem jungen Künstler gemalt, als er, aus der beschränkten Schule Umbriens kommend, in Florenz eben erst die großen Fortschritte der Kunst in Lionardo und Michelangelo begriffen hatte. Es ist das lieblichste Familienbild, das man sehen kann. Maria in carminrothem Gewand, mit blauem Mantel, sitzt auf einer Rasenbank und hält mit beiden Händen das nackte Kind vor sich stehend, dem der kleine Johannes knieend ein Kreuzchen von Schilfrohr entgegenhält. Das Bild ist voll holder Natürlichkeit, es ist nichts von Repräsentation darin, es sind wirkliche spielerige Kinder, kaum göttlich genug in Form und Ausdruck. Dabei ist die Ausführung, wie stets auf Raffael's früheren Bildern, sehr fein, die Farben mit großer Sorgfalt vermalt. In der Landschaft glaube ich bestimmt eine Erinnerung an die schöne Bergstadt Perugia zu erkennen, in welcher Raphael soeben seine Lehrzeit vollendet hatte; denn das Wasser im Hintergrund ist ganz gewiß der thrasymenische See mit seinen Inseln, den er oft von dem hochgelegenen Perugia überschaut hat.

Sonst wollen wir von Italienern noch die große Darstellung im Tempel von Fra Bartolommeo (IV, 29), und von Andrea del Sarto das Vesperbild mit dem vom Kreuz abgenommenen Leichnam (IV, 23) und desselben herrliches Brustbild einer Greisin im zweiundsiebzigsten Jahre ihres Lebens betrachten (IV, 19), von Correggio den Ganymed (VI, 21) und die Io (VI. 19) nicht übersehen, die jetzt für das Original gilt, während das gleiche Bild in Berlin nur für eine alte Wiederholung oder gar Copie

gehalten wird, und nur noch einen Augenblick vor der Judith von Cristofano Allori verweilen (VI, 20), weil an dies Bild ein Menschenschicksal sich knüpft.

Wer Florenz besucht hat, kennt aus Palazzo Pitti das Meisterwerk dieses spätern Florentiners, der mit der zeichnenden Schule Michelangelo's brach und wieder auf ein saftiges Colorit ausging. Die stolze Jüdin, mit den wallenden schwarzen Locken, tritt, das Schwert gehoben, den Kopf des unglücklichen Liebhabers triumphirend in der Hand, aus dem Zelt; hinter ihr schleicht die Dienerin, der hier ein mildes und mitleidiges Gesicht gegeben ist. Hiervon haben wir hier eine etwas schwächere Wiederholung, die aber vom Meister selbst sein wird, weil zwei der Gesichter etwas andern Schnitt haben. Allori schuf dies Bild aus einem großen Schmerzgefühl heraus. Er liebte die schönste Courtisane von Florenz, die Mazzafirra. Eine Zeitlang war sie ihm treu, dann verrieth sie ihn. Er hat die Grausame als Judith, sein Antlitz als Kopf des Holofernes, ihre Mutter als die Dienerin dargestellt. In keinem andern Werk hat der Maler die Wirkung wieder erreicht, die uns hier so unwiderstehlich erfaßt. Seine Falsche brach ihm das Herz, aber sie schenkte ihm dafür in diesem Bilde die Unsterblichkeit.

### III. Die Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts.

Durch den prachtvollen Mittelsaal schreiten wir jetzt, in den Italienersälen uns zurückwendend, durch die linke Thür zu den Niederländern des Hauptgeschosses, und finden uns von den flandrischen und holländischen Malern auf ihrem Höhepunkt, im siebzehnten Jahrhundert, umgeben. Durch einige Räume meist mit Portraits, Landschaften, Meeresaussichten, todtem Wild, Fischen und Geflügel, wo im ersten Saal einige Brustbilder von Rembrandt, im zweiten (Nr. 6) die große dunkle Waldlandschaft von Ruisdael uns begrüßt, gelangen wir in die Mittelsäle, bis unter die Decke gefüllt mit Bildnissen des Van Dyck und den auch räumlich gewaltigen Compositionen des Rubens. Sechsundzwanzig Van Dycks, einundvierzig Rubens!

Die gewaltigen Erfolge der italienischen Malerei im Zeitalter der Renaissance hatten die Niederländer irre gemacht. Die jungen Maler strömten schaarenweis nach Italien, um sich dort den idealen Stil und die große historische Compositionsweise anzueignen. Allein ihre Schule war ursprünglich von gewissenhaftem Naturstudium und glänzendem Colorit ausgegangen, und der hierauf begründete Realismus ihres Wesens ließ sich einmal mit dem Anspruch an die classische Reinigung der Form nicht vereinigen, die man in Italien so glücklich erreicht hatte. Die niederländischen Historienmaler aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bilden daher keine erfreuliche Erscheinung, und so hoch die Mode zu ihrer Zeit sie stellte, so tief sind sie jetzt unterschätzt. Der Höhepunkt dieses Bestrebens fiel gerade in die Zeit Kaiser Rudolf's II., und Meister dieser Richtung waren es leider, die er nach Prag berief und beschäftigte: den Niederländer Bartholomäus Spranger, den Hans von Aachen, aus deutschem Blut, und den Schweizer Joseph Heinz. Zahllose meist große Bilder dieser Dreieinigkeit, aus Rudolf's Galerie, findet man jetzt im Belvedere (in mehreren Zimmern des obersten Stockwerks) zusammengestellt. Es sind meist Gegenstände aus griechischer Mythologie und Heroensage. Ihre nackte, aber seelenlose Ueppigkeit, ihre gezierten oder gewaltsamen Stellungen, die zwar volle und reiche, aber

auch kühle Farbe lassen uns schwer begreifen, wie man diese kalten Werke je hat bewundern können. Doch ganz leer geht man auch hier nicht aus. Wo diese Meister, die sehr gut zeichneten, sich an die Natur schlossen, also namentlich in der Bildnißmalerei, wie in Spranger's Selbstportrait und dem seiner Frau (Oberer Stock IV, 44 u. 45), da leisten sie oft Vorzügliches, und das ganz kleine Bildchen desselben Meisters auf Kupfer, nur neun Zoll hoch auf sieben Zoll breit, der Herkules in Weiberkleidung und die Omphale, die uns den nackten Rücken zuwendet (IV, 33), ist von wahrhafter Miniaturfeinheit. Carel van Mander, der seine niederländischen Kunstbiographien 1604 abschloß, als Kaiser Rudolf noch lebte und jene italienische Manier die höchste Mode war, lobt unter allen diesen seinen gefeierten Zeitgenossen besonders hoch den Joos van Winghe, und hebt von ihm zwei besonders berühmte Bilder hervor, deren eins schon damals in Rudolf's Sammlung sich befand; das zweite ist später für Wien erworben. Beide stellen denselben Gegenstand vor, nämlich wie in Gegenwart ihres königlichen Liebhabers Alexander die schöne Pankaste, gewöhnlich Kampaspe genannt, dem Apelles nackt Modell steht (Erdgeschoß, links, II, 1 und 10). Bei gleichem Gegenstand ist die Composition auf beiden Bildern verschieden. Der allegorische Amor, der im Stil eines Königs der Bilderfibel als Türke mit Turban und Scepter maskirte unbedeutende Alexander erscheinen uns jetzt lächerlich; die weibliche Figur aber, von Atelierdienerinnen umgeben, deren zwei auf dem einen Bild ihr Fleisch mit einem rothen Tuch und einem Spiegel beleuchten, ist sehr weich und die Farbe beider Bilder sehr klar und schön. Auch Otto Vänius, des Rubens vornehmer Meister, der nach seiner Rückkehr aus Italien eine Zeitlang bei Kaiser Rudolf war, hat hier eine Maria mit dem Kind und dem kleinen Johannes, dem Engel Trauben bringen (Erdgeschoß II, 13), ein Bild, das in Anmuth der Form und einem sanften Sfumato des Colorits ungefähr den Standpunkt der besten niederländischen Malerpraxis in dem Moment wiedergiebt, als Rubens in diese Schule eintrat *).

Und gewiß war es für die flandrische Malerei das entscheidende Ereigniß, daß ein Genius von solchem Feuer und solch' unbezwinglicher Originalität wie Rubens sie auf eine neue Bahn fortriß. Auch Rubens hat alle die großen Italiener studirt; während der acht Jahre, daß er in Italien dem Vincenzo von Gonzaga, Herzog von Mantua, diente, hat er für diesen fortwährend nach den größten Meistern copiren müssen. Auch unsere Galerie giebt uns davon ein Beispiel an die Hand, in der schönen Venezianerin mit dem Fähnchen als Fächer, die nach Tizian copirt ist. Aber Rubens that, was jeder originale Künstler mit den Größen seiner Vergangenheit thut: er studirte sie, aber er ahmte sie nicht nach. Sein Altarblatt in der Chiesa nuova in Rom, damals auf italienischem Boden gemalt, zeigt ihn bereits in seiner ganzen Selbstständigkeit der Zeichnung und des Colorits.

*) Eine brillante, in vielen Stücken auf ganz neuen Forschungen ruhende Schilderung des Rubens als Mensch und Künstler haben wir in den letzten Jahren durch den Belgier Alfred Michiels erhalten, in den drei letzten Bänden (VI—VIII) seiner Histoire de la peinture flamande. Das Buch ist in Deutschland unverdienter Maßen unbeachtet, vermuthlich weil der Verfasser streng über Deutschland und deutsche Kunst urtheilt. Die deutschen Handbücher der Kunstgeschichte schaden sich bedeutend, indem sie das zahllose Neue, was Herr Michiels bringt, ignoriren. Seine Arbeit über Rubens und dessen Schule ist auch, als ein Ausschnitt aus diesem größern Werk, in besonderer Ausgabe (Paris, Librairie internationale, 15 Boulevard Montmartre) erschienen.

Von einer verwandten Anlage mit ihm war unter den Malern seines Landes eigentlich nur ein Einziger, und dieser blieb ihm auch trotzig entgegenstehen und neigte sich nicht vor seinem Triumph. Es ist Abraham Janssens, dessen Biographie und Verdienst zuerst Alfred Michiels in seiner Geschichte der flämischen Malerei klargestellt hat. Wäre Rubens etwa als Kind an den Blattern gestorben, oder hätte seine Mutter der Untreue seines Vaters nicht großherzig vergeben, so stände Abraham Janssens als ein großer Name in der Kunstgeschichte da. Seine Niederlage vor dem jüngern Mann hat ihn verstimmt, seine Arbeiten sind sich nicht immer gleich, er hat Vieles ohne Inspiration gemalt, und die Formen sind zuweilen massiv und roh. Aber es giebt eine Zahl seiner Bilder, und eben das hat Michiels siegend hervorgehoben, mit denen in seiner Umgebung, ehe Rubens aus Italien wiederkam, Niemand sich messen konnte. Jener belgische Kunsthistoriker hat zwei derselben bezeichnet*): den Tobias mit dem Engel, in der Braunschweiger, und die herrlich gezeichnete schlafende Diana von Waldgöttern belauscht, in der Casseler Galerie. Unter den mehreren Bildern des Janssens in Belvedere muß mit diesen beiden für Reiz der Erfindung und Ausführung Eines mit genannt werden (VI, 23): Venus und Adonis, lebensgroß, ruhen kosend in einer reichen Landschaft. Dies Bild ist herrlich klar gemalt, die Zeichnung des weiblichen Körpers sehr gemäßigt und edel, der Amor im schönsten Halbschatten: das Ganze in Auffassung classischer, feiner, als ähnliche Scenen des Rubens, wenn auch nicht so leuchtend wie dieser in der Farbe.

Es ist sehr leicht, sehr wohlfeil, sich mit Bewunderung einiger großen Namen der Kunstgeschichte abzufinden, wie denn ein Mensch, der einen weiten Blick hat, den Laienenthusiasmus für Raffael oft belächelt: aber auch an Meistern minder berühmten Namens, ja an solchen bis zum dritten, vierten Rang herab, Das zu sehen, was auch sie Eigenes und darum Anziehendes haben, das ist mehr als man von den flüchtig Reisenden, flüchtig Sehenden unserer Locomotivperiode erwarten darf. Das ist auch der Hauptgrund, warum viele Künstler und Kenner es nicht lieben, modischen Damen als Führer durch Galerien zu dienen.

Rubens also ist im Belvedere mit allen Gattungen reich vertreten, welche sein mächtiger Geist beherrschte — und das sind eben alle Gattungen, welche in den Bereich der Malerei fallen. Die biblische Geschichte weist hier von ihm vier, die Legende sechs Bilder auf, wozu noch drei Tafeln mit einzelnen Heiligen kommen. Bildnisse sind fünfzehn, meist von bekannten und weltgeschichtlichen Personen, unter denen sein Selbstportrait in höherm Alter uns besonders interessirt. Der Mythologie und Allegorie gehören vier, der weltlichen Geschichte zwei an. Novellistisch sind die Scene aus Boccaccio, wo Cimone die Efigenia im Walde schlummernd findet, und der Einsiedler bei der schlafenden Angelica, nach Ariost; zu diesen muß man noch eine gute Wiederholung des berühmten Liebesgartens in Madrid zählen, welche hier ehrlich nicht als Original, sondern als Copie von der Hand des Van Balen gilt. Zwei Stücke, obwol sie auch Figuren enthalten, lassen den Hintergrund so stark hervortreten, daß man sie billig als Landschaften charakterisirt. Wilde Thiere, in denen Rubens so sehr excellirte, erscheinen auf dem allegorischen Bild von den großen Flüssen der vier Welttheile. Dem eigentlichen Genre

*) Michiels, hist. de la peinture flamande, 2de édition, tome VIII. p. 309 sqq.

gehört eine Gruppe von schönen Kindern mit einem Lamm an, so daß nur das niedere Genre fehlt, das er überhaupt nur einmal auf der großen Bauernkirmeß im Louvre cultivirt hat, weil es seiner heroischen Natur fern lag.

Aus dieser Fülle kann ich nur einzelne Werke hervorheben.

Entschieden an die Spitze von Allem tritt ein großer Flügelaltar, den Rubens im Jahr 1610, also unmittelbar nach der Rückkehr aus Italien, ausführte. Es ist das berühmte Altarblatt von San Ildefonso (V. 1); Maria Theresia erwarb es 1774 aus der Kirche von St. Jacob auf dem Caudenberg zu Brüssel. Der Erzherzog Albert, welcher nach Philipp's II. Tod, mit dessen Tochter Isabella Clara Eugenia verheirathet, die spanischen Niederlande beherrschte, war vor dieser politischen Convenienzehe in Spanien Cardinal gewesen und hatte damals eine Bruderschaft des heiligen Ildefonsus, Erzbischofs von Toledo, gestiftet. Den Sitz derselben verlegte er jetzt nach Brüssel und bestellte bei Rubens, um ihn in den Niederlanden festzuhalten, das gewaltige Werk von elf Fuß Höhe auf achtzehn Fuß Länge. Es stellt den Heiligen dar, wie er von der Jungfrau Maria ein bischöfliches Gewand geschenkt erhält. Auf den Flügeln knieen an Betschemeln, von ihrem Namensheiligen begleitet, die beiden „Erzherzöge", nämlich Albrecht und Isabella. Wenn die Tafel geschlossen war, sah man auf der Außenseite der Flügel eine heilige Familie unter einem Apfelbaum; diese Darstellung ist jetzt abgesägt, man hat die beiden Stücke zusammengesetzt und sie bilden das gegenüberhangende Bild (V. 21). Rubens unternahm das grandiose Werk, um mit ihm vor seinem Vaterland aufzutreten und sofort alle Nebenbuhler niederzuwerfen, wie er denn für dasselbe auch kein Geld, sondern nur Ehrengeschenke und die Stelle als Hofmaler angenommen hat. Er hatte damals noch keine Schüler auf eigenem Atelier gebildet, und so haben wir hier mehr als bei fast allen späteren Werken die volle Sicherheit, daß er es ganz mit seiner eigenen Hand ausführte. Auch hat er es wirklich in späteren Sachen wol noch einige Mal erreicht, aber nie übertroffen. Daß die Tafel mit dem Hauptbild in Brüssel immer geschlossen gehalten wurde, hat wol dazu beigetragen, daß es zugleich so außerordentlich schön erhalten ist und noch in voller ursprünglicher Leuchtkraft strahlt. Die freundliche Erscheinung der Himmelskönigin zwischen den weiblichen Heiligen, die in der Höhe schwebenden Engel und die innige Devotion des heiligen Bischofs auf dem Mittelbild zeigen einen auch bei Rubens nicht immer vorkommenden Adel; unvergleichlich aber sind die beiden knieenden Portraits. Dem bigotten Gesicht des Erzherzogs ist Alles abgewonnen, was ein Maler ihm allenfalls abgewinnen konnte, während die Infantin, diese hochgebaute Spanierin in ihrem Abandon, mit der schlanken herabhängenden Hand, fast zu einem Ideal vornehmen Anstandes geworden ist*).

Drei große Bilder von den Altären der abgebrannten Jesuitenkirche in Antwerpen schließen sich an: eine Himmelfahrt der Maria, vom Hauptaltar der Kirche, und zwei Darstellungen aus dem Leben der beiden Stifter des Ordens: eine Teufelaustreibung durch den heiligen Ignatius und die Wiedererweckung eines gestorbenen Indiers durch den heiligen Xaverius (IV, 1, 2 und 3). Rubens' Vater hatte zwar wegen protestantischer Mei-

*) Es ist dieses Prachtwerk, welches die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst demnächst in einer Unger'schen Radirung veröffentlichen wird.

nungen und seiner Verbindung mit Prinz Wilhelm von Oranien aus Antwerpen flüchten müssen, trat aber in seinen letzten Lebensjahren zu Köln in die katholische Kirche zurück, und als dann seine Wittwe nach Antwerpen heimkehrte, übergab sie den jungen Peter Paul den Jesuiten zur Erziehung. Die Schulen des Ordens zeichneten sich damals, gegenüber der Pedanterie lutherischer Scholarchen, durch faßliche Lehrmethode, besonders aber auch dadurch aus, daß sie ihren Zöglingen feine Sitten und weltmännischen Anstand beibrachten; hier legte Rubens den Grund zu seinem bequemen Verständniß der römischen Schriftsteller und zu der gefälligen Leichtigkeit seines Auftretens vor den Großen der Welt. Auch ist er seinen Lehrmeistern stets anhänglich geblieben: er war Mitglied einer dem Orden affiliirten Bruderschaft, zeichnete den Jesuiten den Plan zu ihrer prachtvollen Kirche in Antwerpen und unternahm durch Contract vom Jahr 1620 zur Ausschmückung derselben neununddreißig (nicht siebenunddreißig) kolossale Gemälde zu liefern. Von den meisten derselben sind uns nur noch die Compositionen durch den Kupferstich bekannt, denn die Gemälde selbst gingen zu Grunde, als die Kirche am 18. Juli 1718 verbrannte, und nur vier Stücke, darunter die drei im Belvedere, welche zufällig die besten waren, sind gerettet worden. Man erkennt hier die rasche und leichte Ausführung, welche die späteren Jahre des Rubens bezeichnet, wie denn auch hier die Hülfe der Schüler stark in Anspruch genommen ist; dabei aber bleibt die dramatische Kraft ungeschwächt, welche alle Figuren belebt. Es ist sehr interessant, hiermit die beiden Farbenskizzen zu dem Ignatius und dem Xaverius zu vergleichen, welche in demselben Saal hängen (IV, 14 und 12). Solche Skizzen malte Rubens stets selbst, übergab sie einem fähigen Schüler, der nach ihnen das Bild so gut wie fertig stellte, und er vollendete es dann rasch mit einer letzten Uebermalung. Doch bemerkt man auch hier, daß die Ausführung stets unter seiner Aufsicht geschah, denn in den großen Bildern sind einige Figuren ausgelassen, Einzelnes ist auch anders angeordnet, während dagegen die Gesammtwirkung der Farbe schon vollständig in der Skizze enthalten ist.

Unter den Portraits ist das berühmteste das lebensgroße seiner zweiten Frau, der Helena Forment, in ganzer Figur (V, 11). Sie war eitel auf ihre Schönheit und liebte es, ihrem glücklichen Gatten für die verschiedensten Bilder Modell zu stehen. Die Madonnen aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, aber auch die Conversations- und allegorischen Stücke zeigen uns daher so oft ihr freundliches Gesicht mit dem hellblonden Haar und ihren etwas vollen, aber wunderbar frischen Formen mit dem holden Incarnat, wie Blondinen es haben. Hier ist sie stehend abgebildet: um in's Bad zu gehen, hat sie sich entkleidet, und um ihre Schultern einen großen Pelz geschlagen; das rothe Tuch, auf dem sie steht, umspielt ihre Knie mit warmen Reflexen. Die Figur ist in volles Licht gestellt, der reizende Kopf mit den großen fröhlichen Augen, die so kindlich wie verwundert und dabei wieder so neckisch in die Welt hinausblicken, schwimmt im klarsten Helldunkel, und die ganze Figur hebt sich wahrhaft leuchtend aus der graubraunen Hülle hervor. Rubens hat sich von diesem Bild nie getrennt; er vermachte es in seinem Testament mit specieller Erwähnung der jungen Wittwe.

Die Lebensfrische, welche dem großen Meister Muth und Anspruch gab, noch mit zweiundfünfzig Jahren die reizende Verwandte, erst sechzehnjährig, in sein glänzendes Haus einzuführen, zeigt sich auch in voller Entfaltung auf dem wunderbaren Venusfest auf der Insel Cythere (V. 7), wo vor einer

Statue der Göttin, in anmuthigster, vom rothen Schein des Abendhimmels beglänzter Landschaft, der Tanz Frauen und Männer bacchisch-wild bewegt. Auch der Olymp theilt die Freude der Sterblichen; ein anmuthiger Kreis von Amoren umgaukelt die Statue, wie im Ringeltanz schwebend. Dies Gemälde hängt aber, wegen Mangel an Raum, ganz unter der Decke und man muß eine besonders günstige Beleuchtung finden, um es nur leidlich zu sehen. Man wird es künftig erst in seiner rauschenden Farbenpracht wie in seinem vollen Werth als bewegte Composition erkennen, wenn es in der neuen Galerie dem Auge näher steht und sein Colorit in einem großen Saal durch schönes Oberlicht belebt wird.

Die exquisiten Leute, die den Rubens nicht leiden können, ärgern sich stets an den zu massiven Formen seiner Weiber. Bei solchen Bildern, wie die im Walde mit ihren Gefährtinnen schlafende Efigenia, oder die Angelica mit dem Eremiten, wird man über rohe Ueberfülle des Modells wol nicht klagen wollen. Was an jenem Vorwurf gerecht ist, zeigt uns jedoch auch hier ein Bild, die gigantischen Männer nämlich, welche die Flüsse der vier Welttheile vorstellen (IV, 36). Jedem derselben hat Rubens auch eine Frau beigesellt und hier läßt er sich freilich in Form und Fleisch gehen. Aber auch auf diesem Bild ist wieder etwas Erstaunliches. Die Flüsse haben Thiere ihrer Länder bei sich, und statt diese als Symbole, was sie doch eigentlich sind, in ruhiger Haltung zu lassen, setzt den Meister auch sie in dramatische Bewegung. Das Krokodil des Nil kommt der Tigerin vom Ganges, die ihre Jungen säugt, so nahe, daß diese für ihre Brut fürchtet und das kalte Reptil der Fluth mit dem Feuerathem ihres Rachens bedroht. Des großen Künstlers Göttergabe ist, Allem Leben zu ertheilen. Löwen hat Rubens, wie wir bestimmt wissen, nach dem Leben gezeichnet; auch die Tigerin wird nach einem lebenden Exemplar studirt sein, denn aus Paul Potter's Zeichnungen eines Leoparden in verschiedenen Stellungen, welche Marc de Bye gestochen hat, sehen wir, daß asiatische Raubthiere im siebzehnten Jahrhundert gelegentlich lebendig nach den Niederlanden gebracht worden sind. Aber das Krokodil konnte er doch nur allenfalls von einem ausgestopften Exemplar entnehmen — und welches Leben hat er auch diesem gräulichen Schlund zu geben gewußt! Uebrigens ist das ganze Werk wol nur eine rasch gemalte Festdecoration zu Ehren eines spanischen Prinzen, denn die vier Flüsse scheinen einfach andeuten zu sollen, daß Spaniens Herrschaft über alle vier Welttheile reiche — und für einen decorativen Zweck ist solch' breite Massenhaftigkeit und heftige Bewegung wol am Platze.

Wenn also im Belvedere Rubens in Bildern aller Gattungen und aus jeder Periode seines Lebens herrlich vertreten ist, so geht seine Größe doch erst vollständig vor unserer Seele auf, wenn wir ihm auf den Boden der wirklichen Geschichte folgen und in der Liechtenstein'schen Galerie die sechs großen Stücke aus dem Leben des Römers Decius Mus betrachten. Die große Seele des Rubens hatte gewiß vor allen Völkern ein Verwandtes mit der römischen Thatkraft; die Heldenlaufbahn des Feldherrn, der sich für das Heer und die heimische Republik opfert, hat offenbar in ihm eine warme Sympathie erweckt. Nicht durch Allegorie versimpelt, wie das Leben der Maria von Medici, sondern in nackter Geschichtswahrheit tritt die kurze, muskulös gedrungene Gestalt des Consuls im römischen Kriegercostüm vor uns, und von dem ersten Bild an, das die unglücklichen Vorbedeutungen beim Opfer darstellt, durch seine Weihe an die Todesgötter, durch die Anrede an die Cen-

turionen und den Abschied von den Lictoren, bis auf seine Leiche auf dem Paradebett inmitten von Gefangenen und eroberten Schätzen, waltet die gleiche gesunde Kraft der Realität. Vor diesem Cyklus sollte die Glacéhandschuhkritik des Rubens doch den Respect des Schweigens lernen!

Auch Van Dyck ist im Belvedere sehr gut. Als Bildnißmaler begegnet er uns ja überall, aber Compositionen von ihm aus Religion, Geschichte und Mythologie sind selten, und deren finden sich hier nicht weniger als sieben. Als Van Dyck nach England kam, wo der reiche Adel stets Den begünstigt, der bei Hofe Mode ist, fand er bei seiner persönlichen Stellung zu Karl I. sich bald mit Bestellungen für Bildnisse überschwemmt, um so mehr, da er es vortrefflich verstand, den Personen, die ihm saßen, in Haltung und Auffassung Vornehmheit zu verleihen. Dieser Erfolg brachte ihm große Einnahmen, wenn auch bei seinem eitlen und verschwenderischen Wesen er kein Moos ansetzte; aber er kam darüber aus dem Componiren heraus und in's schnelle Arbeiten hinein. Man zählt nur neun Historienbilder, die er während der achtzehn Jahre seines londoner Aufenthalts gemalt habe, und manch englisches Portrait trägt die Spuren der Flüchtigkeit. Mit Einer Ausnahme — es ist das Bild eines vornehmen Herrn in weißer Seide, mit schwarzem Mantel (III, 21) — möchten die sämmtlichen hiesigen Bilder des Meisters aus seiner niederländischen Zeit sein, als er noch sehr um Anerkennung zu kämpfen hatte. Dieses war an idealem Schwung, Schönheit der Erfindung und sorgfältiger Ausführung seine beste Periode. Es gehört dahin sein Dornengekrönter mit dem Scepter von Schilfrohr, dem ein Kriegsknecht den Mantel umhängt (III, 31), den Liebhabern durch Van Dyck's eigene Radirung bekannt, die im Kunsthandel den Namen le Christ au roseau trägt; ferner das große Bild von Simson (III, 32), den die Philister bei der Delila gefangen nehmen (die Delila's hat der schöne Anthony z. B. in der Person der bildhübschen und furios eifersüchtigen Mrs. Margaret Lemon nur zu gut gekannt!), und der Christus am Kreuz (III, 22), bleich aus der grauen Luft der Sonnenfinsterniß sich abhebend, wo der tiefe Charakterunterschied des Rubens von Van Dyck sich scharf ausspricht. Der markige Heide Rubens malte in dem Gekreuzigten das wilde, prometheische Ringen gegen den Tod; Van Dyck's weiblichere Seele stellte den eigentlichen Dulder heraus, der wol resignirt den Schmerz auf sich nimmt, aber einen grauenvollen Aufblick des Leidens zum Himmel sendet.

So herrlich im Belvedere auch die Mehrzahl der Portraits von Van Dyck ist, möchte ich auch hier den Kunstfreund auf Ein Meisterwerk desselben in der Galerie Liechtenstein verweisen, welches von allen Frauenbildnissen des großen Schönheitsmalers der Aristokratie mir den ersten Rang einzunehmen scheint. Es ist das Kniestück, welches die holde Maria Louise de Tassis, eine jugendliche Frau aus Antwerpen, darstellt (Nr. 115 der Galerie). Wie kindlich ist dies Gesicht, in eigenem Lockenhaar, die Farbe frisch und gesund, trotz der hohen Stellung der schönen Frau, die auch in höchster Toilette auftritt: weißen Atlas, dunklen Mantel wie eine Jacke geschnitten, ein großer Federfächer in der rechten Hand, die Linke gefällig herabhängend — eins der schönsten und anmuthigsten Frauenportraits der ganzen Welt.

Neben dem feinen Van Dyck war die am meisten charakteristische Figur auf des Rubens Atelier der derbe Calvinist Jacob Jordaens. Wenn jener von dem Meister den vornehmen, so hat dieser von ihm den plebejischen Zug geerbt. Er beherrscht hier den siebenten Saal mit seinem Kolossalbild (VII,

26), dem Fest des Bohnenkönigs. Wie er überhaupt Essen und Trinken liebt, gern den Satyr beim Bauern schmausen läßt und Familienbilder am liebsten bei voller Tafel malt, hat er solche Bohnenfeste, wo das Schwelgen ganz aus Rand und Band geht, mehrmals wiederholt: nirgends aber kraftvoller als auf diesem Wiener Bild. Es muß bei diesen niederländischen Schmausfesten der sonst gewiß sehr soliden Bürgerkreise (denn Bauern, wie bei Teniers und Ostade, sind das nicht) toll genug hergegangen sein. Der durch's Loos ernannte Bohnenkönig, ein würdig Feister, von vielen Trinken carminfarb angeglüht, hat sich eine derbe Dame zur Königin gewählt und die Anderen zu Hofämtern erhöht, die durch angesteckte Zettel mit vlämischer Inschrift bezeichnet werden. Ein paar dieser Zettel sind von den Nadeln und Röcken schon wieder abgerissen und liegen vorn am Boden. Wer Vlämisch versteht, kann die Hofchargen hier noch alle lesen. Es giebt da einen Hofmeister, Truchsäß, Vorschneider, Spielmann und Sänger; eine alte Frau ist Rathsmann; der Hofnarr darf beim Königsmahl ja nicht fehlen. An gemeiner aussehenden Persönlichkeiten sind die Chargen als Portier und Köche vertheilt. Dem Medicus geht es am schlechtesten: die feurige Medicin, die er in allöopathisch starken Dosen verschlungen hat, bringt ihn in Zufälle, welche eine hülfreiche weibliche Hand zur Unterstützung des Kopfes nöthig machen. Und das Alles lebensgroß und von einer Farbe, die, schärfer als Rubens, den Meister an eigentlicher Blüthe noch übertrifft. Der Maler, der offenbar das tolle Treiben recht con amore schildert und billigt, setzt doch zuletzt die ernste Eulenfratze der Moral auf und schreibt über das ganze Bild mit possenhaft stoischem Ernst: „Nichts sieht einem Rasenden so ähnlich, als wenn der Mensch besoffen ist!"

Aus dem nächsten Schüler- und Freundeskreis des Rubens ist hier noch Einer, den ganz zu würdigen man gerade in's Belvedere kommen muß. Es ist der jüngere David Teniers. „Teniers! von dem man so viel langweilige Bauern sieht, mit Kartoffelnasen, in räucherigen Stuben oder vor einer verfallenen Spelunke von Dorfschänke! Wer mag den Teniers?" Gemach, meine Gnädigste! Teniers, der selbst ein Seigneur und reicher Schloßbesitzer in Brabant war, in den besten Kreisen lebte, Wagen und Pferde hielt, hat allerdings viel kleine Bildchen der Art für Liebhaber gemalt, die sich um eine Kleinigkeit von ihm rissen, und da er so eins an einem Nachmittag hinwarf, kostete ihm das nicht viel Mühe; viel Anderes aber, was besonders in Privatsammlungen hängt, ist auch auf seinen berühmten Namen gefälscht. Mit den Wiener Sachen verhält es sich aber anders. Der Erzherzog Leopold Wilhelm, als er Statthalter der österreichischen Niederlande war, hatte den Teniers zum Hofmaler ernannt; er besorgte für denselben die großen Bilderkäufe, war, was man jetzt Galeriedirector nennt, und sein feines Verständniß auch für den Geist der ausländischen Schulen erweist sich schon in dem Einen Bild hier (VI, 54), wo er einen Saal jener Galerie abgebildet und in dieser kleinen Wiedergabe den Charakter der venezianischen Gemälde unvergleichlich getroffen hat. Mit Vergnügen wird man auch das Portrait des fürstlichen Kunstfreundes sehen, der auf diesem Bild mit seinem Galeriedirector sich unterhält. In dieser Stellung gab Teniers an seinen Gönner nicht die handwerklichen Dutzendbildchen seines Ateliers, sondern seine Meisterstücke ab und diese findet man daher hier in einem Raum (Saal VI.) zusammen, den er und sein gleichnamiger Vater ungefähr zur Hälfte mit anderen Schulgenossen füllen.

Schon hundert Jahre vor Teniers, als alle Niederländer vor dem italienischen Götzen knieten, hatten einige wenige Meister sich in den Stoffen und in der Behandlung treu national gehalten. Peter Brueghel (als der Bauernbrueghel bekannt) war wol auch nach Welschland gezogen und hatte die Alpenthäler fleißig abgezeichnet. Diese brachte er auch gelegentlich als Hintergründe an, überhaupt hat der Süden seine Phantasie befruchtet, aber zu dem akademischen Figurenzeichner nach der Antike gab er sich niemals her. Sein Studium waren die Bauern seiner Heimat; es wird überliefert, daß er mit einem Freund aus dem Kaufmannsstand wol auf's Land ging, wenn irgendwo eine große Bauernhochzeit stattfand. Selbst als Bauern verkleidet, meldeten sie sich als entfernte Verwandte von Braut oder Bräutigam; sie machten die üblichen Hochzeitsgeschenke, und um der Geschenke willen untersuchte man die Verwandtschaft nicht. Da belauschte er denn ganz ungenirt den Tanz und die Liebschaften der Bauern. Von ihm sieht man hier (oberes Stockwerk, Saal III) gerade diejenigen Bilder, welche der älteste Biograph der niederländischen Kunst, Carel van Mander, als seine besten bezeichnet: eine Kreuztragung Christi (III. 10), den bethlehemitischen Kindermord (III, 9), den babylonischen Thurmbau (III, 11) und die niederländische Maskerade vom Kampf der Fasten mit dem Fastelabend (III, 1). Bei allen diesen doch meist ausländischen Gegenständen bleibt er ganz national: der Kindermord wird auf die Gassen eines niederländischen Dorfes verlegt, und da die Begebenheit gegen Weihnacht vorgeht, muß da tiefer Schnee liegen. Auf der Kreuztragung läuft viel Volks mit hinaus, auch Schulbuben, etwa wie wenn ein Tanzbär auf der Gasse gezeigt würde, und die beiden Schächer werden, wie es fromme Sitte ist im katholischen Niederland, von Bettelmönchen zum Tode begleitet! Bei dem Thurmbau zu Babel hat er zwar mit der Architektur sich etwas in die Wolken strecken müssen, aber der Thurm wird von ehrlichen rothen holländischen Ziegeln aufgebaut, und das Volk, das auf ihm zu Hunderten ameisenhaft herumwuselt, das sind wieder die Bauern seines kleinen Geburtsdörfchens bei Breda. Alle fünf Glieder der Familie Brueghel haben dieses heimatliche Element beibehalten. Peter's Sohn Jan, der Sammetbrueghel genannt, und dessen gleichnamiger Sohn malten zwar in ihre Landschaften und Paradiese gelegentlich eine nackte allegorische Figur des Wassers oder der Erde, des Frühlings oder Herbstes hinein; aber die heilige Geschichte war auch ihnen so vertraulich, daß sie dieselbe sich wieder auf gut niederländisch zurecht legten. Sie haben an diese Geschichte gewiß so fest geglaubt, daß es sie nicht gewundert hätte, wenn Christi Krippe auch an einem torfduftigen Kamin stand.

Im Grünen Cabinet des Belvedere, bei den kleinen niederländischen Bildchen, sieht man von dem Sammetbrueghel eine Anbetung der heiligen drei Könige (Nr. 45), wo die drei Potentaten in reicher Landschaft, aber vor einer holländischen Bauernhütte, das Kind beschenken, das unter dem entlaubten, von hölzernen Stangen getragenen Vordach auf Mariens Schooß sitzt. Nur Ein Fuß hoch, anderthalb Fuß lang, aber wunderbar im Detail. Das Strohdach ganz belebt, mit einer Katze, mit Tauben, Schwalben, Hühnern, einem Hahn; daneben was man so in der Haushaltung aus dem Dachfenster fortwirft, ein alter Besen, ein abgetretener Pantoffel, ein paar Knöchelchen von Geflügel — ja wie schwer wiegt dies kleine Bildchen gegen die lebensgroßen, gespreizten Michelangelesken der damaligen Italianissimi!

Teniers fand also die Straße für seine Daguerreotypen nationaler Sce-

nen angebahnt; aber während zumal der Bauernbrueghel bei aller Genauigkeit in den Figuren und im landschaftlichen Detail seinen Bildern noch keine Haltung, keine Gesammtstimmung geben konnte, war Teniers in des Rubens Atelier auf die Macht der Palette aufmerksam geworden und bildete sich zu einem Coloristen ersten Ranges aus. Gelegentlich hat auch er Sachen von höherer Tendenz gemalt: so sieht man hier ein Dankopfer Abraham's und Isaak's (VI, 5). Durchaus würdig, ohne alles Komische ist es aufgefaßt; er hat sich wie ein geschickter Mensch aus der Sache gezogen, er konnte überhaupt allen Meistern Bildchen nachmalen, die man für ihre Arbeit nahm; aber man sieht es auch diesem biblischen Stoff an, das Stilistische war seine Stärke nicht, er kam da über das gute Gewöhnliche, was auch Andere ihm nachthaten, nicht heraus. Wie er überhaupt das Leben oft nur abschreibt, begegnet es ihm wol, daß in der Landschaft die Figuren nicht recht zusammenrücken; die Composition fehlt, z. B. gleich hier die bogenschießenden Bauern (VI. 35), wo die Gruppen ganz zerstreut dastehen. Wo er aber zu seinem Besten sich anspannt, da sind dann seine bräunlichen Hintergründe, ob Landschaft mit wahren Naturbäumen, ob Interieurs von Küche, Keller, Stall eben so vortrefflich als die stets in einfachster Handlung aus unmittelbarer Natur gegriffenen Figuren. Die kleine Wurstmacherin mit dem geschlachteten Schwein, das neben ihr am Bengel hängt (VI, 10); der Bauer, der seiner drallen Magd beim Kesselscheuern Anträge macht, denen aber seine Alte oben im Fensterchen zuhört (VI, 15); der Stall mit Ziegen und Hühnern, wo ein Hirt mit einer Flöte steht, und ein Mädchen die Treppe hinaufgeht (VI, 54), das Alles sind Muster seiner Lichtvertheilung in halbdunklen Interieurs; die mehreren Bauernhochzeiten und Kirmeßtänze aber zeigen, wie er bei heller Luft in seine im Ganzen sehr gemäßigten Farbenscala manchmal durch einen rothen Rock, einen weißen Hemdärmel einen belebenden coloristischen Effect hineinwirft. Das allerbedeutendste Werk aber vielleicht von Allem, was Teniers gemacht hat, ist sein großes Vogelschießen in Brüssel (VI, 51). Der Erzherzog Leopold Wilhelm steht hervorragend im Centrum des Mittelgrundes; er hat eben mit der Armbrust den Papagei abgeschossen, und die festlich in Schwarz gekleideten Männer der Schützengilde treten heran, um ihm Glück zu wünschen. Im Hintergrund sieht man mehrere Gebäude der Stadt Brüssel und eine Kirche. Den Vordergrund endlich füllt Volk aller Stände, unter denen Teniers mit den Damen seiner Familie sich nicht vergessen hat. Das Gesicht seiner Frau, das ihm so oft als Modell diente, erkennen wir auf mehreren seiner Versuchungen des heiligen Antonius wieder, wo die Dame zu der lächelnden Teufelin dient, die den alten Mann im Lesen seiner frommen Bücher stört. Obwol die Volksmasse den ganzen Markt erfüllt, sind viele Köpfe mit frischestem Leben und in deutlicher Individualität geschildert; manche sollen sogar Portraits sein. Der Maler giebt uns gewissenhaft das Spiegelbild seiner Zeit, seiner Umgebung; es sind durchaus tüchtige Menschen, aber es sind keine schönen Menschen. Ein Apfelschimmel ganz vorn, auf dem ein Mann der höhern Stände zuschauend sitzt, ist zwar nicht von edler Race, aber was die Malerei betrifft, giebt es im ganzen Bereich der Malerei wenig Rosse, die ihm gleichkommen.

Die Galerie des Belvedere schließt mit zwei Cabinetten. Das sogenannte Grüne Cabinet enthält meist kleinere Bilder des Genre, vorherrschend von Holländern des siebzehnten Jahrhunderts, und bietet von Dow, den beiden Mieris, Schalcken, Metsu, Berghem, Dusart und der ihnen ver-

wandten Gruppe der Cabinetmaler Einzelnes vom Feinsten, aber doch nichts, was Einem von diesen Meistern, die man in allen größeren Galerien trifft, einen ganz neuen Begriff gäbe. Ich will daher diese Uebersicht mit einem Blick in den letzten Raum, das sogenannte Weiße Cabinet, schließen.

Wenn es mir gelungen wäre, einzelne Leser zu mehr als einem flüchtigen Gang durch die Galerie zu bestimmen, so werden andere Führer ihnen dabei gefällig dienen. Das Buch des kürzlich verstorbenen Geheimraths Waagen, „Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien", bringt im ersten Bande eine knappe, kunsthistorisch stets sehr belehrende Beschreibung und Beurtheilung der bedeutenderen Bilder aller größeren Sammlungen der österreichischen Hauptstadt. Betty Paoli aber, eine Schriftstellerin, die selbst in Wien lebt und mit den hiesigen Werken daher vollkommen vertraut ist, giebt in „Wiens Gemäldegalerien" namentlich über die Hauptwerke ausführlichere Schilderungen und Urtheile, welche durchweg ein fein sehendes Auge verrathen.

Im Weißen Cabinet also sind die niederländischen Maler von Blumen und Früchten zusammengestellt und hier kann man an neunundzwanzig Bildern den Gang verfolgen, den diese Gattung von ihren ersten Anfängen genommen hat, bis sie gerade auf ihrer Höhe gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich abblühte. Ein großer Blumenstrauß des alten Jan Brueghel, in einem hölzernen Topf stehend, ist noch ohne Geschmack gruppirt, so daß jede einzelne Blume mit chinesischer Gewissenhaftigkeit zu ihrer vollen Geltung gebracht ist. Dann treten flandrische Meister auf, welche, wie der Jesuit Daniel Zegers und dessen Schüler, der Edelmann Jan Philips van Thielen, auch in diese kleine Gattung den großen Stil des Rubens einführen und die Blumenmalerei in den Dienst der Religion stellen. Sie malen prachtvolle Blumengehänge, unter denen bei Zegers die Rosen sich besonders auszeichnen, und hängen sie um steinerne Nischen, in welche sodann ein Figurenmaler, Cornelius Schut, Van Dyck, zuweilen sogar Rubens, in Steinfarbe heilige Bilder einsetzten, eine Madonna, eine heilige Familie, eine Monstranz. Einmal kommt hier auch ein solcher Blumenkranz um eine weibliche Büste vor; das Bild hat wol in einer Kirche über dem Grab einer Frau gehangen, welche die Büste vorstellt. Solche Bilder schmückten besonders die Versammlungssäle der Klöster; man trug unter dem Vorwand, ein doch immer religiöses Bild zu stiften, einen Hauch von dem Duft und Glanz der Natur draußen in die stillen Räume der Weltentsagung. Besonders nach Spanien gingen viele niederländische Bilder dieser Art; von van Thielen kommt auch ein sehr schönes in der Galerie Brera zu Mailand vor. In dieser Manier hat hier der große David de Heem ein wahres Meisterstück geliefert. In einem mächtigen Blumengewinde, zwischen Aehren und Traubenbündeln, welche die Elemente des Abendmahls symbolisiren, steht eine Monstranz, deren Hostie von einem Strahlenschein umgeben ist, wie ein lichtes Gottesauge in die weltliche Pracht und Farbenfülle hinausblickend. Die ganze Natur drängt sich heran, das Mysterium zu verherrlichen, alle Jahreszeiten liefern ihren Tribut, neben der Rose, der Kirsche steht die Traube, die Feige, und mit dem Maikäfer schwärmt der Schmetterling des Spätsommers, der Admiral, um die bunte Blumenfülle. Nur das Roth an Rosen und Kirschen ist etwas stark herausgewachsen und heftig geworden, sonst haben die Farben sich unverändert gehalten und strahlen noch in ihrer ursprünglichen Kraft und Harmonie, so daß neben diesem Wunderwerk die Sachen der anderen berühmten Meister des Faches, selbst des Van Huysum, der Rachel Ruysch,

bunt und grell erscheinen. Das Bild trägt, aller bisherigen Biographie in's Angesicht schlagend, deutlich die Jahreszahl 1698 und führt uns also in die Zeit, wo mit diesen Blumenmalern und dem Tod der letzten Schüler des Rubens die Malerei in Belgien und Holland rasch und unrettbar versank.

Die niederländische Malerei, die man in dieser Galerie so vollständig überblickt, hat, auf dem Boden eines gesunden Realismus wandelnd, alle Gebiete des Malerischen in dem ruhigen Gang von drei Jahrhunderten durchschritten. In den Brüdern Van Eyck mit erhabenster religiöser Anschauung, jener Anbetung des Lammes der Offenbarung in Gent, beginnend, blieb sie Ein Jahrhundert den frommen Gegenständen treu; dann hob Quinten Matsys sie in die Sphäre der Leidenschaft, der kraftvollen Weltlichkeit, und nachdem sie ihre Zeichenschule in Italien durchgemacht, gab ihr Rubens den Schwung auf's Große und Gewaltige, auf Handlung und tüchtige Bewegung. Inzwischen bildeten stillere Menschen ihre eigene Nation in allen Classen, das Leben der Cavaliere, der Krieger, der Bürger und Bauern wie aus dem Spiegel ab. Der Zauber, mit welchem das Licht des Nordens, gerade weil es ein gedämpftes Licht ist, das Auge entzückt, bannte Rembrandt in seine düsteren Innenräume. Die stille Schönheit des flachen, aber vom Spiel der feuchten Seeluft reizend verklärten Niederlands wurde von Landschaftern, der träumerische Duft der Meeresfluth von Marinemalern entdeckt, und am Schluß ging die Kunst, erst von den größten Ideen erfüllt, zur Darstellung des feinsten Details in Frühstücksbildern, Stillleben, Blumen und Früchten über, wo der Geist eigentlich ganz entschwand und die reine Technik der Naturnachahmung, diese aber in höchster Vollendung, die Kunst in eine heiter spielende Zimmerdecoration auslaufen ließ. Die kleine Nation, aus deren Schooß aber während jener drei Jahrhunderte auch auf anderen geistigen Gebieten eine solche Masse von Genies ausging, hat auch in ihrer Malerei sich eine Unsterblichkeit erworben, die den großen zusammengeschlossenen Völkern der Neuzeit doch schwerlich in diesem Glanz wieder zu Theil wird.

# Ein Märtyrer der Synthese.

„Mir bangt's vor dem Menschen, der nur ein Buch liest", sagte einst ein Denker. Hat der Satz seine Berechtigung betreffs des Individuums, so ist er noch unwiderlegbarer, sofern man ihn auf eine Gesammtheit, auf das Volk ausdehnt und sagt: „Wehe dem Volk, das nur ein Buch kennt und sich bei ihm allein Raths erholt."

Der Schlüssel zu dem vielen Unglück, das über Frankreich hereingebrochen und das von Neuem droht, liegt in diesem Umstand; der Franzose kennt und liest eben nur ein Buch: das der großen französischen Revolution.

Die große Revolution! Wer hat den Muth, sie zu bemäkeln? Titanisch in ihren Thaten, weltbewegend in ihren Resultaten und in ihrer das ganze neunzehnte Jahrhundert durchhauchenden und beseelenden Nachwirkung, kann und soll man sie nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab messen. Seit dem Sieg des Christenthums über die heidnische Welt und ihre Anschauungen hat die Weltgeschichte kein derartiges, bestimmendes, organisch Alles durchwühlendes und neubildendes Elementarereigniß zu verzeichnen. Selbst die Reformation, so eingreifend auch die geistbefreiende That Luther's, bleibt weit hinter ihr zurück in Beziehung auf Tragweite und Allgemeinheit.

Aber weil sie so außergewöhnlichen und gewaltigen Charakters, ist es eben so bedenklich als gefährlich, sich bei ihr Raths zu erholen und in ihrem Thun und Lassen sich zu inspiriren.

Für das moderne Frankreich, für Groß und Klein ist die Geschichte der großen Revolution das Delphische Orakel. Wie weiland die Puritaner Altenglands sich der Bibel bedienten und deren Text vergewaltigten, um ihre Thaten zu rechtfertigen, ihr Zelotenthum zu verherrlichen und selbst dem Verbrechen den Firniß der Heiligkeit zu geben: so greifen die Franzosen in allen kritischen Momenten zum Buch der großen Revolution. Es ist ihr Schild und Schwert.

Man weiß aus einem Brief, den Herr Leo Gambetta im Frühjahr 1870 vor dem Ausbruch des Krieges schrieb, daß er sich auf die hervorragende, bedeutende Rolle, welche er in diesem, Europa umgestaltenden Kriegsdrama spielte, durch das Studium der Geschichte der großen Revolution vorbereitete.

„Toujours elle, elle partout."

Daß die größten Schreckensmänner der Commune ebenfalls ihre Ideale dieser Epoche entnommen, beweisen hundert Umstände, unter Andern auch ihre Decrete. Doch stand ein Raoult Rigault und ein Felix Pyat zu Marat und St. Just ungefähr in demselben Verhältniß, wie eine schlechte Copie zu einem Original, wie der Neffe zum Onkel, wie Napoleon der Kleine zu Napoleon dem Großen.

Aber nicht nur die französischen Staatsmänner, was noch das kleinste Uebel wäre, sondern, was tausend Mal schlimmer, das Volk kennt, größtentheils durch Hörensagen, kaum ein anderes Geschichtsbuch, als das der großen Revolution. Natürlich sind bei ihm die Consequenzen weit furchtbarer. Da das Volk im Allgemeinen mehr fühlt als denkt, und sich durch seine Eindrücke beherrschen, bestimmen und führen läßt, so hat diese Beschränkung seines Gesichtsfeldes die ganz natürliche Folge, daß sein Instinct ein ewig revolutionärer ist und bleibt und die Magnetnadel bei ihm stets auf Sturm gerichtet ist.

Dieser revolutionäre Zug und Hang findet sich bei den Chefs wie bei den Soldaten, und ist so vorwaltend, daß Proudhon, der große, französische Denker des neunzehnten Jahrhunderts, der Mann der Logik par excellence, der socialistische Theoretiker, diesen unseligen Trieb zu bekämpfen suchte und vergeblich in jeder Weise die Socialisten abmahnte, zu revolutionären Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

Er wurde deshalb vielfach von den Seinen angefeindet, verketzert, angeklagt und verleumdet. Man ging so weit, ihn zu beschuldigen, im Solde Napoleon's III. zu stehen. Er aber, der Verfasser der „Beichte eines Revolutionärs", er, der unter einer rauhen Hülle ein goldenes Herz und eine nicht zu entmuthigende, unendliche Liebe für den Arbeiter hatte, er hörte nicht auf, die Ungeduldigen und Verblendeten vor dem Abgrund zu warnen, an dessen gähnendem, abschüssigen Rande die Ungeduldigen und die Elenden hin- und herrannten, bis sie kopfüber hineinstürzten. Er fuhr fort in seinen Forschungen und Studien, trotz der herben Erfahrung der Junitage 1849, deren gräßlichen Eindruck er nie verwinden konnte. Ich sah ihn häufig hier in Brüssel, wohin er sich wenige Jahre später geflüchtet, um der Freiheitsstrafe zu entgehen, welche sein Buch: „De la justice dans la Révolution et dans l'Eglise" ihm von den bonapartistischen Gerichten zugezogen, und immer mußte ich beim Anblick dieser trauervoll gesenkten, stets nach der socialen Erlösung grübelnden Denkerstirn an jenen Vers denken, den Virgil Aeneas in den Mund legt, als dieser trauererfüllt Dido verläßt, um Rom zu begründen:

Mens immota manet, lacrymae volvuntur inanes.

In einer Sprache, die in ihrer erschütternden und markigen Einfachheit an die des Propheten Jesaias erinnert, wandte sich Proudhon immer wieder an Jene, welche an der gewaltsamen Umstürzung der Gesellschaft arbeiteten:

„Die sociale Revolution", schrieb er, „kann nur zu einem ungeheuren Cataclysmus führen, dessen unausweichliche Folgen sein würden:

„Die Erde unfruchtbar zu machen;

„Die Gesellschaft in eine Zwangsjacke zu stecken.

„Und wenn ein solcher Zustand sich einige Wochen lang hinziehen könnte, drei- oder vierhundert Millionen Menschen zum Hungertod zu verdammen;

„Wenn die Regierung ohne Hülfsquellen und das Land ohne Erzeugnisse und ohne Handel sein wird;

„Wenn das ausgehungerte, von den Departements blokirte Paris nichts mehr ausführt und man mithin nichts mehr einführen wird;

„Wenn die durch die Clubs und die Schließung der Werkstätten demoralisirten Arbeiter auf gleich viel welche Weise ihr Dasein zu fristen suchen werden;

„Wenn der Staat das Silbergeschirr und die Kleinodien der Bürger requiriren wird, um sie in die Münze zu schicken;

„Wenn die Haussuchungen das einzige Mittel der Steuereintreibung geworden;

„Wenn hungernde Banden das Land marodirend durziehen werden;

„Wenn der Bauer mit geladenem Gewehr seine Ernte bewachen und sein Feld nicht mehr bestellen wird;

„Wenn der erste Fruchthaufen geplündert, das erste Haus erbrochen, die erste Kirche profanirt, die erste Fackel angezündet und die erste Frau genothzüchtigt worden ist;

„Wenn das erste Blut geflossen;

„Wenn der erste Kopf gefallen;

„Wenn die fürchterlichsten aller Schrecknisse in ganz Frankreich herrschen;

„Dann erst werdet Ihr begreifen, was das Wort „sociale Revolution" bedeutet;

„Eine losgelassene Masse, nur Rache und Wuth schnaubend;

„Mit Spießen, Beilen, nackten Säbelklingen, Fallbeilen und Hämmern bewaffnet;

„Die Stadt öde und still; die Polizei am Familienherd; die Meinungen verdächtigt, die Worte erlauscht, die Seufzer beobachtet, die Thränen gezählt, das Stillschweigen gedeutet; Spionenthum und Denunciantenthum überall;

„Die unerbittlichen Requisitionen, die gezwungenen Anlehen, das entwerthete Papiergeld;

„Der Bürgerkrieg und der Feind an der Grenze;

„Unerbittliche Proconsuln, ein Comité des öffentlichen Wohls und ein Obercomité mit einem Herzen von Stein;

„Das sind die Früchte der sogenannten demokratischen socialen Revolution.

„Ich stoße aus allen Kräften den ohnmächtigen, unmoralischen Socialismus zurück, der nur fähig ist, Betrüger und Betrogene zu machen. Ich erkläre Angesichts der unterirdischen Propaganda, des schamlosen Sensualismus, dieser Kothliteratur, dieser Bettelei, dieser Dummmachung des Geistes und des Herzens, welche einen Theil der Arbeiter bereits beherrscht, ich bin frei von socialistischem Wahnsinn."

Sprach's und ließ mit verschränkten Armen und im grimmen Schmerz alle Schmähungen über sich ergehen.

Er kannte das französische Volk, namentlich aber dessen Chefs genugsam, um zu wissen, daß seine Worte, seine Mahnungen, seine Bitten und Drohungen in den Wind gesprochen waren.

Hätte er das Unglück gehabt, die Commune zu erleben, so wäre ihm selbst nicht die bittere Erfahrung erspart worden, daß die Communarden in ihrem mordbrennerischen Gebahren mit frecher Stirn seine Principien zu verwirklichen vorgaben. Ja, die Märztage von 1871 bekundeten wieder einmal in Paris die dämonische Macht eines Schlagworts auf eine unwissende, leicht entzündbare, leidenschaftliche Masse.

Und wie dies möglich, mag folgende sehr kurze, aber wahre Geschichte bezeugen; sie bedarf keines Commentars; er drängt sich dem Leser von selbst auf und zwar mit unwiderstehlicher Gewalt; jede weitere Bemerkung würde sie nur abschwächen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Es war in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs. Der Bonapartismus hatte seinen falschen, goldflitternen, dem gewaltigen corsischen Imperator erborgten Glanz eingebüßt; das Experiment, mit den unteren Volksmassen und den in ihrem Schooß ewig gährenden, wühlenden und zum Ausbruch strebenden Leidenschaften die freiheitsdurstige Bourgoisie im Zaum zu halten, war kläglich gescheitert; die gemachten Concessionen glichen dem Tropfen Wasser auf rothglühendem Eisen. Die Freiheiten, welche Napoleon III. nicht gab, nahm man sich. Mit der Furcht ging der bonapartistischen Regierung ihr Einfluß verloren; man conspirirte namentlich in den unteren Volksschichten bei offenen Thüren. An die Stelle der „Marianne" war die „Internationale" getreten.

Damals lebte in der Vorstadt St. Denis zu Paris, in einem ärmlichen Stübchen auf dem fünften Stock ein Arbeiter mit seiner alten Mutter. Er mochte zwischen vierzig und fünfzig Jahre zählen. Er war Grobschreiner seines Gewerbes. Er arbeitete schwer von Morgens früh bis Abends spät. Man hörte ihn selten sprechen. Wenn seine redseligen Mitgesellen in ihrer Weise politisirten und sich die Arbeit durch die Aussicht auf schönere, mit Nichtsthun und Schlemmerei ausgefüllte Tage erleichterten, schaffte er rüstig fort und schwieg. Er schwieg auch zu anderen derben Scherzen. Ob er je geliebt? Er stand Niemanden Rede und Antwort. Keiner hatte ihn je mit einem andern weiblichen Wesen als mit seiner Mutter gesehen. Seit Jahren ging er jeden Sonntag Abend mit der alten, noch rüstigen Frau in eine und dieselbe Kneipe; stets saßen sie in derselben Ecke. Dort leerten sie, ohne ein Wort zu wechseln, ihre Flasche petit-bleu und gingen wieder, wie sie gekommen.

Im Atelier ließ man ihn zuletzt ruhig gewähren. Er hobelte mit einer Art Wuth, daß die Späne ihm um den Kopf flogen. Niemand verstand, was eigentlich in ihm vorging, und er selbst vielleicht am allerwenigsten.

Sein Aeußeres war das eines Camisarden. Eine hohe, mit spärlichen, dünnen Haaren bedeckte Stirn; tief liegende, hohle, dunkle Augen; eine kühne, geschwungene Adlernase; ein fest zugekniffener Mund mit dünnen Lippen, und ein scharf vorspringendes Kinn.

Die Form, die auf Geist schließen ließ, war da. Der Inhalt fehlte oder er war noch nicht in Fluß gekommen.

Man nannte ihn den „Hobler". Wer kümmerte sich um seinen Familiennamen?

Eines Tages drangen die Gesellen wieder einmal in ihn, er möchte doch mit ihnen in die Versammlung kommen. Es handle sich um wichtige Beschlüsse. Kein Arbeiter dürfe seitab stehen bleiben. Er solle doch wenigstens den großen Volksredner hören.

Zur bestimmten Stunde fand sich der Hobler ein. Man begab sich truppweise zu einer Kneipe außerhalb der Barrière. Man tanzt dort am Sonntag. Heute wurde hier ein anderer Tanz aufgeführt. Als der Hobler mit seinen Compagnons in den nur spärlich vom kohlenden Docht einer Petroleumlampe beleuchteten niedern Saal trat, war schon Alles überfüllt; das flackernde Licht ließ ganze Massen im Dunkel, fiel aber um so schärfer auf den Redner; er stand auf einem Tisch; es war ein Mann mit bleichem, verlebten Gesicht, lang wallendem Haar und Bart und wie vom Fieber blitzenden, stechenden Augen. Der Hobler blieb an der Thür wie festgebannt und eingeklemmt; der Vortrag war fast zu Ende und noch hatten nur ver-

einzelne Worte, die er nicht verstand, sein Ohr berührt. Da erhob der Redner die Stimme:

„Die Zukunft des Arbeiters", ruft er, „die Zukunft des Volkes, das ist die Synthese . . ."

Mehr hörte der Hobler nicht, den Rest des Satzes erstickte das Gemurmel, das Geschrei und der Beifall der Anwesenden.

Die Sitzung war zu Ende. Der Hobler ging allein nach Hause. Auf dem ganzen Weg murmelte er den Satz vor sich hin, als wolle er ihn wie eine ewige Wahrheit sich in's Gedächtniß prägen.

Tags darauf war er wieder der Erste bei der Arbeit, stumm, unverdrossen. Man debattirte lebhaft über die Consumvereine, welche die Regierung damals stark befürwortete und welche der Volksredner als eine gefährliche, dem Arbeiter gebotene Lockspeise bezeichnet hatte. Zuletzt wandte sich der einzige Arbeiter, welcher die Consumvereine vertheidigte, zum Hobler: „Nun, was hältst Du denn von der Sache?" — „Ich", entgegnete dieser, indem er sich hoch aufrichtete, den Hobel ruhen ließ und mit seinem schwarzen Blick wie inspirirt dreinsah, „ich, nichts, gar nichts; es giebt für mich nur eine Wahrheit: Die Zukunft des Volkes, das ist die Synthese!"

Alle sahen sich erstaunt an im Atelier. „Der Hobler hat gesprochen und wie! Wer hätte das geglaubt?" flüsterte leise Gugusse dem Polyte zu, „Er weiß mehr als wir. Er hat es hinter den Ohren 2c."

Von diesem Tage an galt der „Hobler" für eine Autorität. Je weniger man ihn verstand, desto größer war der Respect; derselbe Satz, den er von Zeit zu Zeit wiederholte, wenn man ihn um seine Meinung anging, wurde in seinem Mund zur magischen Formel. Ein vorwitziger Geselle frug ihn einst, was denn eigentlich die Synthese sei? — Der Hobler warf ihm einen Blick des Mitleids zu: „Geh' in die Schule", erwiederte er ihm und hobelte wieder eifrig weiter.

Bald verbreitete sich der Ruf, den er in seinem Atelier genoß, auch in's ganze Viertel.

Er aber ging wie immer schweigsam seiner Wege.

Während der Belagerung arbeitete er als Nationalgardist auf den Wällen wie früher mit dem Hobel. Er machte auch einen Ausfall mit, kam aber unversehrt zurück.

Er war und blieb der Alte. Da wurde die Commune proclamirt. In seinem Atelier, wo er seinen frühern Platz wieder eingenommen, war er der Letzte. Es wurde geschlossen. Er blieb ohne Arbeit und lebte von seiner Löhnung als Nationalgardist. So vergingen einige Wochen, als eine Compagnie der Vorstadt St. Denis ihren Capitain durch Desertion verlor. Er war zu den Versaillern übergegangen. — „Stimmt für den Hobler", sagte ein Arbeiter, „das ist ein Socialist, wie er sein muß. Wir stehen Alle mit unserm Kopf für ihn ein!"

Der Hobler ward zum Capitain erwählt. Unmittelbar hierauf begann der letzte Verzweiflungskampf der Commune. Der Hobler ward kämpfend auf einer Barrikade ergriffen. Man führte ihn in den ersten besten Thorweg. Er sprach kein Wort. Erst als er die Gewehrläufe auf sich gerichtet sah und das Commandowort: „Feuer!" erscholl, hob er beide Arme gen Himmel und fiel unter dem Ruf: „Es lebe die Synthese!"

Max Sulzberger.

# Eine Reise ins Blaue.

Novelle von **Marino**.

(Schluß.)

Ich stand noch immer in Gedanken vertieft und konnte mich allerdings nicht von der Stelle trennen, wo ich ihr holdes Bild zum ersten Mal, so lange wir beisammen waren, in seiner ganzen reizvollen Schönheit empfunden. Vor dem frappanten Eindruck ihres geistigen Wesens war das Weib in ihr zurückgetreten, jetzt wurde ich mir plötzlich bewußt, daß sie auch entzückend schön war und die Phantasie eben so gut zu erfüllen als die Gedanken zu beschäftigen vermochte. Ich konnte den Blick nicht von dem armseligen Holzschemel wenden, wo sie gekniet, wo das Sonnenlicht, durch gewitterhafte Wolken brechend, sie auf den dunklen Hintergrund der Kapelle wie der Engel der Verheißung verklärt hatte, der eine wunderkündende Botschaft auf den Lippen trägt. Einen flüchtigen Augenblick, als sie die Augen zu mir erhob, ihr Strahl mich wonnig erschauernd traf, war es mir als stünde noch ein anderes sinnverwirrendes Wort darin und die Welt ringsum schien mir in Flammen aufzugehen. Der leichtherzige Scherz, mit dem sie dann selbst diesen Zauber wieder zerstörte, brachte mich zurück zu dem Bewußtsein meiner Thorheit und erinnerte mich noch zu rechter Zeit, wie ich mir ja das ganze Glück mit dem Lossagen von allen Schwerfälligkeiten erkauft hatte und es mir selbst nähme, wollte ich mehr davon verlangen, als es auf seinen leichten Schwingen für mich trüge.

Du siehst also, Werner, ich hatte in dem Augenblick noch Ueberlegung genug mich ruhig umzuwenden und ihr den Berg hinunter zu folgen, der ihr schon einen Vorsprung vor mir gegeben hatte. Sie saß am Wege meiner harrend und unter des braunen Bengels Schutz, der sich herausnahm ihr wie ein Hündchen zu folgen, langten wir Beide in unbefangenster Unterhaltung bei der übrigen Gesellschaft an. Die Pastorin saß auf der Bank vor dem Hause und strickte und die beiden Männer hielten Mittagsruhe vor dem Essen.

Und dann verließen wir endlich die personificirte Langeweile der Civilisation, die Chaussée, bogen in schmale Gebirgswege ein, die oft nur in den Bächen sich fortsetzten, und waren damit erst wirklich inmitten der bis dahin nur von fern geschauten Alpenwelt. Brausend von längerem Regen geschwellt stürzte der Dunajetz, der wilde Sohn einsamer Klüfte aus engem Thal, uns entgegen. Der Weg, von Fluß und Berg bedrängt, windet sich in schwindelnder Steilheit thalaufwärts und über den senkrecht zu ungemessener Höhe ansteigenden Felswänden, die oftmals den Blick in die Ferne ganz schließen, sieht der wolkenlose Himmel in tiefem

Blau hinein. Zwischen den dunklen Tannen streben schlanke Eschen mit ihrem leichten Gefieder dem Licht entgegen. Moose und Farrenkraut, von feuchtem Hauch ernährt, wuchern in üppigster Schönheit zwischen röthlich glänzendem Gestein und der wilde Hopfen wirft von Ast zu Ast seine zierlichen Guirlanden, dem blendend durch die Spalten fallenden Sonnenstrahl flatternde Triumphbogen bauend. Und über Allem der aromatische Hauch des Waldes, die unberührte Frische dieser Bergnatur, trotzig und ungebrochen, wie eben aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, mit leidenschaftlicher Kraft nach ursprünglichem Bedürfniß lebend. — Warum nur konnte ich das nicht mit derselben jubelvollen Seele genießen, wie ich es oft in Ustrońs Bergen gethan, die an großartiger Schönheit mit diesen sich nicht messen können. Aber es stand schon eine Wolke an meinem Himmel, die ich nicht sehen wollte, deren Schatten langsam heraufzog, ohne daß ich begriff, es könne mein Leben sein, das sie verhüllen werde.

In einem einsam gelegenen Gasthause, am Eingange des Thals von Koscielisko blieben wir dies Mal zur Nacht. Ich war zufrieden, daß Alle sich ermüdet bekannten und ich die Einsamkeit suchen konnte, nach der mich immer heftigere Sehnsucht ergriff. Das Haus lag auf dem jähen Vorsprung eines Felsens. Ich trat hinaus unter das kleine, den überraschendsten Blick in diese imposante Bergwelt gewährende Vordach, und über dem Geländer lehnend blickte ich in unermeßliche Abgründe, durch die auf und nieder wallenden Nebel zum Bodenlosen vertieft. Der Mond, über seine Hälfte schon gefüllt, schwamm in dem dunklen Blau des Nachthimmels und goß sein silbernes Licht über die dem wogenden Dunstmeer entsteigenden Spitzen. Wie Geister der Vorwelt den zurückweichenden Fluthen entronnen, thronten sie über diesen magischen Schleiern in finsterer Majestät, sicher von den armseligen Mühen des kleinen Menschenvolks da unten, in ihrer ewigen Ruhe nicht gestört zu werden. Die Nacht war lautlos; nur zuweilen der melodische Schrei des Uhus und das Rauschen ferner thalabwärts stürzender Gewässer unterbrachen die feierliche Stille, die das unruhig klopfende Menschenherz nur um so einsamer läßt.

Ein leichtes Geräusch weckte mich aus meiner Vertiefung. Ich trat die Stufen hinunter und sah Vantulla vor einem geöffneten Fenster an der Giebelwand des Hauses stehen, bemüht, die Bank davor zurechtzurücken, um der auf dem Fenster sitzenden Gestalt ein Herunterspringen zu ermöglichen. Ich wollte eben lachend wieder zurücktreten, als ich Anita's Stimme erkannte und mich als ihren Ritter befugt zum Horchen hielt.

„Und Ihr versprecht mir, Vantulla, daß wir noch Zeit genug haben, bevor der Mond sinkt, daß Ihr mich hierher zurückschafft, ehe ich vermißt werde und es unnützes Hin- und Herfragen giebt?"

„Gewiß, Fräulein kann ich das. Aber Niemanden wird es verwundern, daß Sie sich aus dem dumpfen Zimmer heraus in's Freie wünschen und wenn man Ihnen die Thür verschlossen hat, giebt es ja

keinen andern Weg, als durch's Fenster. Es ist übrigens so niedrig, daß ich Sie gut herabheben könnte und Sie sich den Sprung ersparen."

„Gut denn, fangt mich auf!"

„Halt, Entführer!" rief ich so leise als möglich und packte Vantulla am Arm, der ganz betroffen mich ansah; „wenn ich nicht mitgenommen werde auf diese Reise, schreie ich den Pastor auf und Ihr könnt sehen, wie Ihr Euch weiß brennt."

„Es wird uns schon nichts Anderes übrig bleiben, als ihm damit den Mund zu stopfen", flüsterte Anita, die im ersten Augenblick erschreckt zurückgewichen war, „obgleich er zur Strafe zurückbleiben müßte, da es scheint, er hat unsere Verabredung vergessen, die herrliche Nacht zu genießen."

„Und die Müdigkeit, die Sie zwang, mit den Hühnern aufzufliegen, Anita?"

„Reine Kriegslist!" rief sie lachend, als Vantulla sie zur Erde gesetzt; „das kommt vom Zwang heraus, der lehrt auch dem Blödesten sich wehren und wenn die Welt so langweilig fortrollt, ist es obein ein Verdienst, ihr einen kleinen Schubs zu geben. Der Sprung durch's Fenster freut mich mehr, als wäre ich durch einen Triumphbogen gefahren."

Sie war so reizend in dieser kindlichen Unbefangenheit; ihre übermüthige Heiterkeit riß mich so mit sich fort, daß ich nicht Zeit hatte mir deutlich bewußt zu werden, wie diese gerade meine Verurtheilung enthielt. Ich sah es ja, sie hatte keine Ahnung, daß ich nichts Anderes mehr denken und empfinden konnte als ihre Nähe und schon vergessen hatte, mich zu fragen, ob sie Stunden oder Jahre dauern könne. Jetzt, Werner, lebte ich wirklich nur vom Augenblick und wollte in ihm Aeonen leben!

Vantulla, dem diese Gebirgspfade so vertraut wie die Fußsteige seiner heimatlichen Berge waren, machte unsern Führer durch den Wald nach einem Felsenvorsprung, von dem man bei diesem Stande des Mondes einen überraschenden Blick in das Fünfseethal genießen konnte. Auf Fußsteigen, wie sie nur der Hirt und der Schmuggler zu treffen wissen, durchschritten wir einen Urwald, der in seiner wilden Schönheit noch ganz erfüllt war von dem geheimnißvollen Reiz eines ungelösten Räthsels. Riesenhaft ragten Tannen und Buchen in üppigem Gebüsch durcheinander, von den weit ausgestreckten Aesten wehte das weiße spanische Moos wie Erlkönigs dort vergessener Schleier hernieder, im unsichern Dämmerlicht der Mondnacht geisterhaft winkend. Da und dort hat ein Orcan oder die Ermüdung des Alters einen der kolossalen Stämme entwurzelt. Von den grünen Armen seiner Nachbarn aufgefangen liegt er vielleicht Jahrzehnte schon so und die urewige Schöpferkraft der Natur hat den Dahingesunkenen bereits mit neuem Leben bedeckt. Aus dem verwitternden Stamm erhoben sich schon wieder die lichtgrünen Wedel der Farrenkräuter, hangen Moose angeklammert, der Brombeere glänzende Ranken klettern bis zum Gipfel entlang und unter den mächtigen Wurzeln, welche die Gewalt des Falles weit herausgerissen, gucken

Pilze mit ihren weißen Hütchen neugierig heraus in die Luft. — Und das Alles gebadet in Mondenschein, schimmernd von Thautropfen, die mit dem matten Glanz der Perle an Zweigen und Halmen hingen. Ein Schrei durchzuckt plötzlich die Luft. Vielleicht ein Vogel, den die sichere Tatze des Raubthiers aus friedlichem Schlaf geweckt! Vielleicht der Erkennungsruf eines Zigeuners, die Tag und Nacht auf den Beinen sind. Dann wieder so still um uns, daß wir das Picken und Scharren der Bohrwürmer in den Rinden, das vorsichtige Schleichen eines Thieres durch das niederhängende Gezweig, all' die unberuhigten Arbeiter der Nacht belauschen konnten. Dann leise sich erhebend und immer näher schwellend wie Orgeltöne, aus weiter Ferne kommend, zieht der Athem des Waldes durch die Wipfel; ein letzter Seufzer und das Schweigen der Einsamkeit ist wieder unbestrittener Herrscher dieser nächtlichen Welt.

Aber immer weiter rückte der Mond. Schon standen wir im Schatten der Riesen über uns und ein langer dunkler Arm reckte sich dräuend über das Thal, das eben noch mit magischem Glanz erfüllt war. Auch die strahlenden Augen da unten schlossen sich eins nach dem andern, die Nebel begannen zu steigen und die kühlen Schauer der Nacht wurden uns zum ersten Mal fühlbar. Vantulla mahnte zur Rückkehr, da wir dies Mal den Fluß im Walde zu überschreiten hatten und den Mond dazu wol nicht entbehren konnten. Ich glaube, es war gut, daß wir diesen Weg nicht im Sonnenschein machten, der uns rücksichtslos über die Klüfte und Abgründe aufgeklärt hätte, an deren dämmerigen Tiefen wir jetzt ohne Ahnung der Gefahr dahinschritten. An einer eben so improvisirten Brücke angelangt sagte unser Führer:

„Es ist das Beste, ich trage Sie hinüber, Fräulein, es geht schneller und sicherer so; Sie können getrost sich mir anvertrauen, ich habe manchmal eine schwerere Last hinübergebracht."

Ohne Einwendung ließ Anita sich vom Boden heben; ich blieb etwas zurück, den schwankenden Steig nicht unnütz zu belasten und empfand den feinen Tact unseres Freundes, welcher Anita nicht einmal die Wahl zwischen uns Beiden gelassen, sondern stillschweigend begriffen, daß er der Rechte war. — Jetzt wurde aber der Wald so dunkel und auf Fußpfaden, wo nur einzeln zu gehen war, ein Verlieren so mißlich, daß wir auf den Einfall kamen, den Riemen, den Vantulla wie alle Bergsteiger um den Leib trug, an Anita's Gürtel zu befestigen und ihm in die Hand zu geben. So war sie sicher nicht von ihm getrennt zu werden. Ich folgte ihr auf den Fersen und bewunderte heimlich den Muth und die Ausdauer, mit der sie dieses immerhin doch sehr anstrengende Vergnügen ertragen hatte. Wie manche Andere hätte jeden Dornenstrauch, der das Kleid festgehalten, für einen Unverschämten, jeden Stein, der den Fuß gedrückt, für einen Grobian erklärt, vor jeder kleinen Zumuthung wie vor einer Unausführbarkeit geschaudert und sich und Anderen den Spaß verdorben. Diese kräftige Frische und heitere Natürlichkeit hier strahlte noch auf ihre Umgebung die eigene Kraft und Lebenslust aus und ließ jeder

Ermüdung spotten. Du weißt, ich konnte nie diese hochmüthigen Prüden leiden, die blaue Flecke schon vom Ansehen bekommen, überall sich zu nahe getreten fühlen und sich heimlich nach jeder Umarmung sehnen, aus der sie sich natürlich mit dem gehörigen Schauder wieder empor richten können. Jetzt graust mir ordentlich, wenn ich nur an sie denke und ich fürchte, Du wirst mich nicht gerade nachsichtiger geworden finden, seit ich weiß, daß die angeborene Reinheit des Herzens der undurchdringliche Dornenwald ist, der um Jede wächst. Meine Schuld ist es nicht, daß ihn die Meisten selbst niederschlagen.

In unserm Walde wurden wir aber plötzlich auf einen Feuerschein aufmerksam, der aus einer Vertiefung durch das Tannendickicht zu uns heraufschimmerte. Vantulla blieb stehen und flüsterte uns zu, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er gesehen, was es gäbe. Ich trat an Anita's Seite, legte ihren Arm in den meinen und faßte nach meinem Terzerol, das ich nur zu dem friedlichen Vergnügen, ein Echo zu erwecken, des Morgens zu mir gesteckt hatte. Die patriarchalische Sicherheit dieser Berge war mir gerühmt; ich begriff also eigentlich nicht, warum Vantulla so vorsorglich war.

„Ein Zigeunerlager, das wahrscheinlich auch einige Schmuggler und Wilddiebe beherbergt", sagte dieser zurückkehrend, und führte uns an eine freiere Stelle, von der wir bequem auf die um ein helles Feuer lagernde Gruppe hinunter sehen konnten. Die Meisten schienen zu schlafen. Nur Wenige saßen um die rothe Gluth, die kurzen Pfeifen im Munde, das Beil und die Büchse neben sich. Entfernt von ihnen, der Helle abgewendet, stand eine dunkle Gestalt, regungslos, wie aus Stein gehauen, ein riesiger Hund daneben sitzend. Also wol ein vorgeschobener Posten gegen die unliebsame Ueberraschung eines Försters oder Grenzers.

„Nun, wenn der Förster sie nicht sieht, wird er sie riechen", lachte Vantulla leise. „Irgend ein Stück Wild hat daran glauben müssen, das merkt hier Jeder, der sich auf's Braten versteht. Mit einem Igel, wie sie immer behaupten, wird die ganze Bande wol nicht genug gehabt haben. Aber machen wir, daß wir fortkommen; mit diesen Burschen ist doch nicht gut Kirschen essen. Wären wir allein, möcht' es etwas Anderes sein."

Die Menschen hätten uns unbemerkt ziehen lassen, da wir vorsichtig durch das Gebüsch uns wanden, nicht so das Thier, in dessen Nähe wir vorbei mußten und dem die Luft unsere Witterung zutrug. Mit einem Satz sprang es knurrend auf, die Zweige krachten unter seinen schweren Tatzen und ich hörte sein suchendes Schnauben immer näher kommen.

„Legen Sie sich auf die Erde nieder, Anita; ich beschwöre Sie. Ihr, Vantulla, tretet neben mich und packt zu, wenn ich rufe."

„Alexis, was beginnen Sie?" rief Anita erschrocken.

Zum ersten Mal hörte ich meinen Namen von ihren Lippen, und das in Sorgen um mich!

Werner, in dem Augenblick hatte ich Riesenkräfte und wußte, daß

mir mit dem wüthenden Thier gelingen würde, was ich oft zum Entsetzen meiner Mutter als Spaß mit meiner großen Dogge versucht hatte. Ich sah die Augen des Hundes durch die Zweige funkeln. Einen Satz nur und er wäre auf meine Brust gesprungen, wenn ich nicht mit Blitzesschnelle meinen Arm in seinen aufgesperrten Rachen geworfen und die Zunge so nachdrücklich gepackt hätte, daß an ein Bewegen nicht mehr zu denken war. Du weißt, ich bin mit der nöthigen Kraft zu solchem Kunstgriff begabt. Aber um Anita's willen war mir leicht um's Herz, als es mir auch diesmal gelungen.

„Jetzt, Vantulla, packt die Bestie am Halse."

Aber schon nahten sich Schritte und eine wehklagende Knabenstimme rief:

„Sie erwürgen uns den Czerny!"

„Laß den Hund los oder ich schieße", sagte der Mann, den wir unten neben dem Thier bemerkt hatten.

„Kommt lieber, Euren Köter an Euch zu nehmen, oder wir erwürgen ihn, was mir leid thun würde, da es ein schönes Thier zu sein scheint. Wer heißt ihn aber Wandernde anfallen. Darauf verstehe ich keinen Spaß."

„Es ist ja der Jura, dem ich den Kranz abgekauft", sagte Anita, den Knaben erkennend, der das Thier, das ich noch immer fest hielt, zärtlich liebkoste.

Mißtrauisch trat der Herr des Hundes heran, warf ihm eine Schlinge um den Hals und zog ihn zu sich nieder. Ich ließ das geängstigte Thier fahren, das sich matt und schnaufend zu Boden legte, und konnte mich nicht enthalten, ihn freundschaftlich zu klopfen. Es war ein braves Thier und wenn auch widerwillig erkannte es mich mit leisem Knurren als seinen Meister.

In allen Büschen wurde es lebendig und braune Gestalten tauchten von allen Seiten auf.

„Euer Gnaden!" rief plötzlich eine Frauenstimme, und das junge Weib, das vor einigen Tagen Anita ihren Schutz verheißen, drängte sich zu Anita heran, die unwillkürlich an meine Seite zurückgewichen war. „Gott meiner Väter, wie das schöne Fräulein erschrocken ist über das garstige Thier! Euer Gnaden, setzt Euch hier zu uns an unser Feuer; die Nacht ist kühl, meine Leute sollen Euch ein Stück geigen, das werth ist, von Euch gehört zu werden. Ja, wir sind dankbar, wir haben das blanke Geschenk nicht vergessen."

Die Zigeunerin trug heute nicht die Goldstücke um Hals und Kopf, aber dafür flammten ihre Augen, als streuten sie Funken durch die Nacht. Das rothe Tuch, von irgend einem Zaun mitgenommen, auf dem Kopf durch einen Stirnreif zusammengehalten, wie ein Mantel herunterfallend, machte sie den egyptischen Königsbildern ähnlich, deren verlorene Tochter vielleicht, sie in den nordischen Wäldern umherirrte. Sie vor der blonden, weißen Anita knieend, die mit ihren goldenen Haaren, von dunkelblauem Schleier umhüllt, wie eine Elfe des Märchens

aussah, dazu die braunen Gestalten der Männer ringsum sitzend und stehend, Alles von der feurigen Lohe beleuchtet, welche der Knabe plötzlich emporzüngeln ließ, es war ein Bild, dem ein Salvator fehlte, das ich leider allein in seiner wunderbaren Schönheit empfand.

Anita war gleich bereit, den eifrig von der Zigeunerin geordneten Platz einzunehmen. Ich hielt es für das Gerathenste, dasselbe zu thun und nicht einen Schritt von Anita zu weichen, die zuweilen ihre Augen fragend auf mich richtete. Wir saßen zusammen auf einem Stein, im Schutz eines überhangenden Felsens; die Leute holten ihre Instrumente hervor und jetzt, Werner, begann die wundersamste Musik, die ich je gehört habe, in deren unauslöschlichem Erinnern mir keine andere mehr so klingen will. Es waren nicht lauter Geigen, obgleich überwiegend; ein alter Zigeuner, in seine Gunia gehüllt, spielte das Hackbrett auf seinen Knieen, zwei Andere schlugen Cymbals und Alle mit jenem angebornen Instinct von Gottes Gnaden und einem Feuer, daß es mir heiß durch die Adern lief. Zuerst waren es die Mollklänge ungarischer Nationallieder. Es schien, als sei der ganze Wald eine seufzende Liebesklage geworden, so irrten die weichen, sehnsüchtigen Töne schluchzend in dem Gezweig umher, in einem Aufschrei endend, der die Felsen wiederhallen machte; dann wieder in leisem Weinen aushauchend, wie eines Bächleins Murmeln, zuletzt im unhörbaren Geflüster unter Gras und Blumen dahinsterbend. Ich hatte den Kopf in die Hände gelegt und ließ die sinnberückenden Töne in ihrer ganzen Gewalt über mich dahinfluthen Ein himmlisches Wohlgefühl, ein träumerisches Versinken bemächtigte sich meiner mit diesen verzauberten Klängen, die Wollen und Wünschen vergessen machten. Dann plötzlich nach einer ausklingenden Pause brauste der Rakoczymarsch mit einer Leidenschaft, einer wilden Kampflust durch die Klüfte, daß ich mich unwillkürlich nach den hervorbrechenden Heerschaaren umsah, die so zum Siege gerufen wurden. Hier schallte jeder Ton: Sieg oder Tod. Das war noch die ganze Macht wilder Begeisterung, der ganze fanatische Glaube an ein Fatum, den der ungebrochene Sohn der Natur vor uns Zweiflern voraus hat. Anita lehnte mit geschlossenen Augen an dem Stein und erst, als der letzte Ton verklungen, war es, als kehre sie zu den Lebenden zurück. Hatte keine dieser leidenschaftlichen Klagen den Weg zu ihrem Herzen gefunden?

„Genug!“ rief die Zigeunerin, den Männern gleich einer Semiramis ihren Befehl zuwinkend; „Ihr habt Euch bedankt und das Fräulein ist nicht gewohnt, so lange im Thau zu sitzen. Die Nacht ist kurz jetzt und droben haben sie bald ausgeschlafen“, wandte sie sich zu uns. „Der Bub' wird Euch den kürzesten Weg zu des Waldes Ausgang weisen.“

Jetzt erst kam ich dazu, mich umzublicken. Nur die Spielleute mit ihren Geigen waren da. Keine Waffen, kein Hund, keine Wache zu sehen. Ein paar weiße Ziegen kauerten im Grase, ein Maulesel stand an einen Baum angebunden, das war Alles. Mit deren friedlicher Gegenwart hatte sich unbemerkt der düstere Schlupfwinkel der Wilddiebe in das unverdächtige Lager der Hirten verwandelt. Wir nahmen Abschied von

den Musikanten, behielten den Knaben nur so lange, als der durch alle möglichen Schlupfwinkel führende Weg Vantulla unbekannt war und schickteu ihn dann mit einem Geschenk zu den Seinigen zurück.

„Nun, das ist wahr", rief ich, als wir wieder allein waren; „dieser blanke Thaler, den unser Pastor so begrollte, hat uns wahre Wunder bescheert! Um dieses Concert könnte uns ein König beneiden!"

„Ja, sie spielen, daß Einem das Herz klopft", antwortete Vantulla gegen seine Gewohnheit weich. „Aber merkten Sie nicht, daß sie zugleich unsere Aufmerksamkeit von Dem ablenken wollten, was hinter unserm Rücken vorging? Sie trauten uns doch nicht so recht und während sie uns mit ihren Geigen beschäftigten, entfernten sich leise die Jäger und Schmuggler, die es gerathener fanden, sich von dem Feuer nicht bescheinen zu lassen. Ja, die haben ihre Augen überall. Irgend einer ihrer ausgestellten Späher hatte unsern Aufbruch aus dem Gasthaus erlauscht, das hörte ich aus dem guten Rath der Zigeunerin. Trotzdem, wenn wir der Bande irgendwo begegnen, werden sie Alle thun, als hätten sie Keinen von uns gesehen. Das ist so ihre Art. So wenig wie ihren Fingern, so ganz ist ihrer Zunge zu trauen."

Anita lachte. „Nun, was sie auch bezweckten, sie haben es mit wilder Anmuth gethan. War sie nicht entzückend, diese Waldnacht, und habe ich Wort gehalten, uns Abenteuer zu erfinden, wo uns keine von selbst zufliegen wollten?"

Ja, sie war entzückend, diese blonde Frau Aventiure, und hätte noch ganz andere Wunder vollbringen können, da sie zu den Begnadigten gehörte, denen sich Alles zu Gold wandelt, was sie berühren.

Wir waren angelangt, gerade als der erste dämmerhelle Streif den Osthimmel zu färben begann und hie und da schon ein Vogel aus den Zweigen schlüpfte. Ich drückte leise das Fenster auf, Vantulla setzte den Fuß auf die Bank und auf sein Knie steigend gelangte Anita ungefährdet auf der improvisirten Treppe in ihr Zimmerchen. Sie winkte uns Beiden gute Nacht zu und wir gingen auf den Heuboden, auch noch ein paar Stunden zu verträumen.

Daß wir am andern Morgen nicht gerade zu den Frühesten gehörten, welche die Landstraße unsicher machten, kannst Du Dir denken. Wir ließen ruhig über unsere schuldigen Häupter des Pastors verblümte und unverblümte Anspielungen über die blasirte Prosa der heutigen Jugend gegen einen Sonnenaufgang in den Karpathen ergehen, dachten an das Mondscheinmärchen der vergangenen Nacht und freuten uns des unschuldigen Geheimnisses. Diesen Tag gab es übrigens andere Strapazen als bisher.

Wir traten aus der Wald- in die Knieholzregion und die Pfade zwischen dem stacheligen Gestrüpp oder über steile, kurzrasige Matten waren anstrengend genug. Mit der waldigen Lieblichkeit der Gegend war es vorbei; nackt starrten die unglaublich scharfen Felsspitzen in die Luft und die diesen Bergen eigenthümlichen Steingeröllbäche reichten tief hinunter in die Matten, auf deren steilsten Abhängen zuletzt nur noch Ziegen klimmten.

Immer einsamer wurde die Natur. Selten nur noch schwebte ein Adler in dieser Höhe. Die Blumen und Singvögel, die noch am Morgen unsern Auszug begleitet, hatten wir längst hinter uns gelassen und nur prachtvolle Schmetterlinge gaukelten noch zu meinem Erstaunen über dem Edelweiß und den reizend gefärbten Moosen, die mit dem wechselnden Gestein der Felsen das farbenwarme Leben in diese starre Welt trugen. Da wir von Baronim kommend den Sattelpaß zu dem Meeresauge zu übersteigen hatten, mußten wir, wie mit einer Felsplatte zum Mittagstisch, so mit einem Nachtquartier in einer auf diesen Bergweiden verstreut liegenden Sennhütten zufrieden sein und uns glücklich schätzen, eine zu finden, in welcher sich die Hirten bereit erklärten, uns für die kurzen Nachtstunden Platz zu machen. Unser Führer, ein schlanker, leichtfüßiger Gorale, mit dem landesüblichen Beil als Stütze, den enganliegenden Filzhosen und dem breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, den eine Schnur Otterköpfchen schmückte, ein echter Sohn der Berge, rieth, lieber zeitig Rast zu machen, da der kommende Tag noch Strapazen genug brächte. Wir hatten noch die der durchwachten Nacht auszuschlafen und so war Alles zufrieden, sich auf dem gastlichen Rasen es bequem zu machen. Wer je auf hoher Alp stand und auf die Welt im Abendlicht heruntersah, der wird es begreifen, daß wir uns trotz der Müdigkeit von diesem Bilde nicht gleich trennen konnten und erst die empfindliche Kühle uns in die dunstige Atmosphäre der Salasche trieb. Mit Mühe gelang es uns, unsere beiden Alten zu dem erträglichen Lager, aus Moos und mitgebrachten Decken bereitet, zu bereden und ihre Zustimmung zu erhalten, uns Jüngeren sich mit den Herdbänken und Tischen begnügen zu lassen. Anita setzte sich in die Ecke des Herdes; ich schob den Tisch dicht heran, daß Niemand sie belästigen könne, setzte mich an ihre andere Seite und war fest entschlossen, kein Auge zuzuthun, um in jedem Augenblick zu ihrem Schutz bereit zu sein. Die draußen lagernden Hirten und Jäger wollten mich nicht so recht vertrauensvoll stimmen. Sie lehnte ihr schönes, von dem unentbehrlichen Baschlik umhülltes Haupt an einen Berg Haidekraut, der hinter dem Herde trocknete; ich stützte den Kopf in die Hand und sah bald, wie ihre müden Augen sich zu sanftem Schlummer schlossen. Das Feuer auf dem Herd verglimmte leise knisternd; nur ab und zu flackerte ein heller Schein noch aus einem kienigen Span auf und beleuchtete für einen Augenblick das holde Antlitz mit dem ruhigen Ausdruck eines schlummernden Kindes. Dann sah nur noch der Mond zu uns herein; ich starrte lange in sein geisterhaftes Licht, wie es immer weiter und weiter rückte. Immer dämmeriger wurde es in dem niedrigen Raum; jetzt fiel der Mond nur noch mit schrägem Strahl durch das kleine Fenster. Die tiefen Athemzüge der Schlafenden, das Schnaufen und Stöhnen der nahen Heerde, das durch die offene Thür hereindrang, riefen mich immer wieder zum Bewußtsein zurück, wenn süßes Träumen mich gefangen nehmen wollte, und zuletzt war ich doch entschlafen.

Aber hatte ich wirklich so lebhaft geträumt, oder war es denn nur

möglich, daß Anita sich über mich gebeugt, ihre Hand meine Haare berührte und ihre Lippen leise wie ein Hauch sich auf meine Augen legten? Ich streckte sehnsüchtig meine Arme ihr entgegen; ich sprang auf, sie zu fassen; es schien mir ein Traum! Das Morgenlicht sah mit röthlichem Glanz durch die trüben kleinen Scheiben, Anita war nicht mehr an meiner Seite; draußen wurde es lebendig und der Pastor reckte sich auf seinem Lager.

„O weh, nun kommt der letzte Tag des Glückes", sagte Anita scherzend, als wir einen kurzen Halt auf unserm anstrengenden Pfade machten und gegen einen Stein gelehnt in das Felsgewirr unter uns schauten.

„Der letzte, Anita? Es ist noch weit bis zurück zu den Menschen."

„Ja, aber dann geht es bergunter. Hinauf trägt der Enthusiasmus; dann kommt das Besinnen", erwiederte sie hastig, als wollte sie einen andern Eindruck ihrer Worte verwischen.

„Und warum sollten Sie das fürchten, Anita?" — Werner, warum konnte ich in diesem Augenblick nicht das Wort aussprechen, das mich von Zweifel und Qual befreit hätte! Warum riß ich sie nicht an meine Brust und sagte ihr, daß sie meine Seligkeit, daß ich kein Leben mehr denken könne ohne sie! Warum war ich ein Thor, der sich an ein lächerliches Versprechen gebunden fühlte, der sich fürchtete, das Glück der Gegenwart zu stören, um es mit dem Schmerz eines Lebens zu bezahlen! Aber ich schwieg und wir schritten weiter.

Wir waren mit dem einen Führer den Andern ein gutes Stück voraus. Vantulla war bei unsern Pastorsleuten zurückgeblieben, denen das Steigen doch sauer wurde und zum ersten Mal war Anita allein auf meine Hülfe angewiesen. Nichts in ihrem Wesen drückte eine Befangenheit aus; sie war heiter und frisch wie immer und nur zuweilen in unbeachteten Momenten kam es mir vor, als müsse sie ein gewisses Ingedankenversinken, ein lastendes Etwas von sich abschütteln Ich vergaß aber Alles in dem einen Gefühl, Anita ganz nur für mich zu haben und ihre holde Gegenwart mit keinem Andern theilen zu müssen. Ich trieb deshalb auch zum Vorwärtsschreiten, um mit jedem Schritt den Raum zu vergrößern, der uns von den Nachfolgenden trennte. Nur in dem schaurig öden Felskessel, der den höchst gelegenen kleinen See einschloß und mit seinen vorsündfluthlichen Trümmerhaufen, seinen Schneeklüften und himmelanstrebenden steinernen Nadeln ein beklemmendes Gegenstück der grünen Matten war, von denen wir kamen, blieben wir stehen. Das Wasser war schwarz und abstoßend; der Fischadler, der Beute erspähend, darüber kreiste, machte das ganze Bild noch um Vieles einsamer und schauriger. Es war, als sei die Natur hier über Entsetzlichem erstarrt Dazu erhob sich plötzlich der Wind und der See rauschte laut auf.

„In drei Tagen giebt es Regen", sagte der Führer.

„Wie das?" rief ich und blickte zu dem Himmel empor, der in wolkenloser Bläue über uns stand

„Der See zürnt, haben Sie es nicht eben bemerkt? Wenn der

See böse ist, kommt allemal Unwetter. Sie können froh sein, daß es nicht eher war."

Ich lächelte. Der Gorale sah mich aber ernstaft an und sagte:

„Die Seen sind die Augen des großen Meeres, das um die Welt rollen soll; mit denen schaut es aus der Tiefe empor. Deshalb hat auch' noch Niemand ihre Tiefe ermessen und Nichts ist wiedergekehrt, das man hinunterwarf. Das schwimmt von hier zum Meere fort, wie das Meer an die Ufer dieser Seen, die nie ein Boot getragen, doch deren Trümmer und Nägel auswirft, die es unter der Erde weg zu seinen Augen spülte. Und wenn sie rauschen und toben, das kommt nicht vom Sturm; es ist jetzt auch ganz ruhig hier; das schickt das große Meer als seine Mahnung." *)

Er schritt voran, ohne sich weiter nach meinem Unglauben umzusehen und, obgleich sich Vantulla wieder uns angeschlossen, nöthigte er uns, doch mit ihm Schritt zu halten, da wir ihn hier nicht entbehren konnten. Es ging jetzt über Steingeröll, welches an den steilen Abhängen alle Vorsicht erforderte und das selbst Anita's leichter Fuß nur mit Mühe überschritt. Aber sie war tapfer und stark und endlich standen wir auf dem Trümmerwall, der das Wunder dieser Alpenwelt, das Meeresauge, auf der untern Seite schließt und bequem überschauen läßt. Der tiefgrüne herrliche Bergsee lag in majestätischer Ruhe vor uns!

An dem Ufer lag ein kleines Floß; die ruhige Fläche lockte unwiderstehlich, sie zu befahren. Der Gorale löste die Kette, ich half Anita hinaufreten und mit leisen Schlägen glitten wir über den meergrünen Spiegel. Das Wasser war so klar, trotz seiner ungeheuren Tiefe, daß man die von unten aufsteigenden Felsen des Grundes an manchen Stellen so deutlich sah, als müßte das Floß daran streifen. Ich kann Dir nicht sagen, wie seltsam mir zu Muth war nun wirklich dort zu stehen, wohin mich bis dahin nur unbestimmte Wünsche getragen. Ich kam mir wie versteinert vor. Sei es, daß der Charakter dieser Alpenwelt so merkwürdig verschieden von jeder andern bis dahin geschauten war, sei es, daß innere Erregung der letzten Zeit mich empfänglicher für solch' mysteriöse Eindrücke machte, ich konnte mich von dem Empfinden nicht lösen, hier dem Räthsel meines Lebens gegenüber zu stehen. Hätten sich diese Felsen plötzlich niedergesenkt, Anita und mich in ihren Trümmern begraben wollen, ich glaube, ich hätte dies als das unklar empfundene Schicksal angesehen, mich damit begnügt Anita zu umschließen und das Uebrige stillschweigend sich erfüllen lassen. Es ging mir wie den Kindern, die ein Verstecktes suchen sollen; in Aller Augen steht es, wo es zu finden, nur dem einzigen nicht, das es sehen möchte.

Mitten im See, wo das Sonnenlicht zwischen den immer enger zusammenrückenden Schatten wie ein glänzendes Eiland lag, hielten wir zur Umkehr an. Anita, die bis dahin von mir gestützt auf dem haltlosen Balken gestanden und mit stillem Entzücken das großartige Bild

*) Buchstäblich wahre Worte eines Goralen.

eingesogen, trat jetzt plötzlich an den Rand unsers unsichern Fahrzeugs. Mit träumerischen Augen nach den immer feuriger erglühenden Spitzen, in die sanft schaukelnden Wellen blickend, als wollte sie ihnen Lebewohl sagen, zog sie von ihrer Hand, die noch auf meinem Arm ruhte, einen Goldreif mit leuchtendem Rubin, den ich oft als den einzigen von ihr getragenen Ring mit mißtrauischen Augen betrachtet hatte. Sollte er für mich sein? Wollte sie mit diesem Zeichen mein Herz an diese Stelle bannen? Nein; ohne meine heftige Bewegung zu beachten sprach sie heiter:

„Und nun sollen die unsichtbar Waltenden sehen, daß ich Wort halte und das gelobte Opfer ihrer Treue spende. Empfangt unsern Dank!"

Und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie das kostbare Kleinod weit über den Spiegel des Sees geschleudert, gerade dort in den blendenden Glanz hinein; es war als ob die Fluthen sinkend noch Flammen aus dem funkelnden Steine zu uns herüber sprühten, die mich wie ein heißer Blick trafen. Fast zürnte ich in meiner Entrüstung Anita über ihr tolles Beginnen und dann wieder war es mir, als wären wir nun erst recht in unlöslichen Zauber an einander gebunden. Ich fühlte ein leises Zittern ihrer Gestalt, dann rasch sich aufrichtend rief sie neckend:

„Ich bin mit den dämonischen Mächten nun quitt und fürchte nur für Sie."

„Den modernen Zweifler verschmäht ihr Zorn", lachte ich.

Der Gorale, der bis dahin dem sonderbaren Beginnen staunend zugeschaut, brannte vor Ungeduld, nun auch sein Vergnügen zu haben und einige Schüsse aus meinem Revolver zu thun, den herrlichen Wiederhall dieser Felsen zu wecken. Anita bestand darauf vorher an's Land gesetzt zu werden, wo Vantulla sie in Empfang nahm, der einstweilen geduldig unter der kleinen, von wohlthätiger Hand hier errichteten Holzbaracke gesessen hatte.

„Ich kehre dann wieder zu den alten Leuten zurück", sagte er; „ich glaube schwerlich sie noch hinaufzubringen, die Frau ist zu ermüdet und zwei Stunden noch nach Jaworzina; freilich zu fahren, aber wie!"

Ich stieß mit dem Goralen, der das Schießen nicht erwarten konnte, wieder ab in den See. Anita lehnte über dem Geländer und winkte mir mit dem Taschentuch. Ich sah sie vor mir und wandte kein Auge von ihr, bis ich mich mit der Waffe beschäftigte.

Der Schuß krachte, minutenlang rollend und knatternd, von all' den Zacken und Klüften in tausendstimmigem Echo zurückgeworfen, bis er zuletzt leise wie holdes Geflüster in fernster Ferne verscholl. Der kindische Mensch konnte nicht müde werden; Schuß auf Schuß folgte. Nach jedem sah ich das weiße Fähnchen flattern und endlich befriedigt und durch das gänzliche Versinken der Sonne gemahnt, verlangte ich die Rückkehr. Wir legten an. Aber wo war Anita? Die Stelle war leer, auf der sie gestanden; das weiße Tüchelchen, das sie angebunden, flatterte von selbst im Abendwind und hatte mich vielleicht schon lange getäuscht. Ich rief laut ihren Namen. Keine Antwort. Ich durchsuchte jeden

Schlupfwinkel; vielleicht neckte sie mich nur. Alles blieb still in jenem grauenvollen Schweigen, das die Natur plötzlich dämonisch erscheinen läßt. Ich kehrte zurück nach dem Häuschen, das Tuch an mich zu nehmen, das sie offenbar dort vergessen; sicher war sie mit Vantulla nur zu unsern Reisegefährten zurück gekehrt. Da lag auf der Bank der kleine Strauß von Edelweiß und Gentianen, den ich ihr des Morgens gegeben; ein feines Kettchen, das sie um den Hals zu tragen pflegte, hielt ihn zusammen und in großer deutlicher Schrift stand mit Bleistift daneben geschrieben: „Lebe wohl!"

Ich war wie vom Donner gerührt! Ich warf mich auf die Bank, ich drückte den Strauß, den sie getragen, an meine Lippen; ich legte das Tuch kühlend auf meine brennenden Augen. Ja, das war ein Abschied für immer. Jetzt verstand ich ihre Worte, ihr ganzes Wesen; jetzt wußte ich mit einem Mal, was hier mit schicksalsschwerer Wucht auf mir gelegen und eine Ermattung befiel mich, die einige Augenblicke mir fast die Besinnung raubte. Jetzt erst, nun sie von mir gegangen, fühlte ich, zu welcher flammenden Leidenschaft meine Liebe erwacht war. Jetzt nun dies einzige mir noch gegönnte Wort mir zuflüsterte, daß sie trotz allem Scheiden mein sei, daß sie sich gefürchtet, es mir auszusprechen, jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hätte gegen mich selbst rasen mögen, wie ein verblendeter Thor inmitten der Fülle des Glücks gestanden zu haben, nach dem ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um es mein zu nennen und das vor meinen Augen nun wie Nebel zerrann! „Und wenn sie tausendmal mir Lebewohl gesagt, ich werde sie finden. Ihr nach!" rief ich laut und schrie nach dem Führer, der sich noch mit dem Anlegen des Flosses und unserm Gepäck beschäftigte. „Auf dem kürzesten Wege nach Jaworzina!"

„Herr", sagte er, „es wird dunkel und die Steige könnt Ihr nicht treten, die uns einen Vorsprung geben. Wir stürzten Beide hinunter in die Abgründe und was hättet Ihr davon? Ich aber habe Frau und Kind."

Er hatte Recht. Wie ein Märtyrer ging ich geduldig neben ihm, bestrebt wenigstens noch die Stelle zu erreichen, wohin der Wagen für die beiden Alten bestellt war. Sie war verlassen und nur frische Radspuren in den Rasen gedrückt zeigten, daß ein Gefährt hier gestanden. Der Mond kam heute schon spät; ich mußte es mir gefallen lassen in einem Heuschuppen zu übernachten, statt meiner Ungeduld Flügel zu geben. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Ich hörte, wie der Sturm sich erhob und wie die stürzenden Wasser tobten.

Ein Sausen flog die Felsen herunter, als wollten die wilden Mächte dort oben die Spuren der Menschen auslöschen, die ihnen getrotzt. Endlich ward es Morgen, aber ich sah Nichts. Der Nebel deckte die Thäler zu und hüllte auch hier oben Alles in eine graue undurchdringliche Wolke. Der Führer erklärte gegen Mittag, wenn die Sonne vielleicht etwas den Nebel bewältige, mich bis zur nächsten Sennhütte zu führen, wo wir dann das Unwetter, das leicht einige Tage dauern könne,

abwarten müßten. Ich fühlte mich wie in der Gewalt böser Geister. All' mein Sträuben dagegen half Nichts; es war unmöglich, diese unwirthlichen Berge zu verlassen, wo jeder Fehltritt mit dem Leben gebüßt werden konnte. Ich mußte mich darein fügen mit dem Aufruhr und der Sorge um Anita im Herzen auf diesem Nebelmeer still zu liegen. Es litt mich nicht in der schauderhaften Atmosphäre der engen Behausung, in die sich Alles gerettet, was in diesen Stunden gerade in der Nähe und auf den Beinen war. Ich achtete der feuchten kalten Luft nicht und lag in meine Decke gewickelt in einem windstillen Winkel, einzig mit meiner quälenden Pein und mit dem Rückleben jedes unwiederbringlichen Augenblicks beschäftigt. Die Unthätigkeit zehrte mich auf; finstere Zweifel fingen an, die Stelle der hoffenden Zuversicht einzunehmen. Alle die räthselhaften unbeantwortet gebliebenen Worte stiegen jetzt in mir mit argwöhnischen Befürchtungen empor; selbst der unschuldige Scherz, der mir bisher nur originell und harmlos erschienen, stimmte mich jetzt argwöhnisch. Wie wenn sie einem Andern gehörte! Ich sprang auf, als hätte mich eine Natter gestochen. Aber ich konnte kaum auf den Füßen stehen. Der Führer brachte mich auf einen Heuboden; ich fiel wie todt in die duftigen Gräser. Der Schlaf erbarmte sich meiner und ließ mich vergessen. Endlich, am dritten Tage nach unserer Trennung war es möglich, diese verzauberte Welt zu verlassen. Wir stiegen nach Javorzina hinunter, um zu hören, daß die Gesuchten dort sicher übernachtet und für etwaige Nachfrage die Botschaft hinterlassen hatten, das schlechte Wetter habe sie von weiteren Bergtouren abgehalten. Am andern Morgen seien sie weiter gefahren. Die Leute wußten nicht recht, wohin. Einer schickte sie Alle nach Schmöcks ins Bad, Andere sagten, nur die junge Dame mit ihrem Begleiter sei dorthin; die alten Leute hatten sagen lassen nach Käsmark, noch Andere wußten noch Anderes zu nennen, wo sie hätten rasten wollen. Ich durchsuchte alle möglichen und unmöglichen Orte; die zwei Tage Vorsprung hatten ihre Spur so verwischt, daß ich von einer Enttäuschung in die andere fiel und mich zuletzt einer dumpfen Resignation überließ. Ich fühlte, Anita wollte mir entfliehen und hatte die Mittel gefunden, dieses ihren Begleitern auf irgend eine Weise erklärlich zu machen. Wie wäre sonst Vantulla ohne Abschied von mir gegangen! Acht Tage irrte ich noch wie von bösen Geistern geführt in dieser finstern Alpenwelt umher, im Hintergrunde der Seele die Hoffnung tragend, Anita trotz ihres Abschieds noch auf irgend einem der gerade für sie so verlockenden Pfade zu begegnen. Alles vergebens; es war, als hätte Alle die Erde eingeschluckt und nur die Gewißheit, daß Vantulla bei ihr war, verhinderte nicht noch mit den grausigsten Gedanken mich zu quälen. In Schmörks, wohin ich hinunter stieg und wohin, wie ich mich auch besann, Lucia entgegen kommen wollte, hörte ich viel von zwei auffallend schönen Damen sprechen, die mit einem Kinde einen Tag sich dort aufgehalten und dann nach Pest weiter gereist waren. Ich weiß nicht, was mich die bestimmte Hoffnung fassen ließ, sie seien es gewesen und ich müsse sie dort finden.

Jetzt fiel mir plötzlich ein, wie ja das Unwetter mich in den Bergen fest gehalten und sie mich vielleicht vergebens in Schmörks erwartet hätten. Ohne mich weiter zu besinnen und ohne mich viel um die herrliche Gegend zu bekümmern, die ich durcheilte, flog ich hierher, um mich zu überzeugen, das man sich nirgend besser verbergen könnte, nirgend einsamer sein kann, als inmitten einer volkreichen Stadt, eines so drängenden Menschenschwarms. Ich durchstreife Pest zu jeder Tageszeit, ich kenne jeden Stein auf den herrlichen Donauquais, jedes Glied der Kettenbrücke, die ich im Sonnenschein, im Lampenglanz durchwandelte. Ich tummelte mich unter der eleganten Welt im Stadtwäldchen, ich verbarg mich in die erquicklichen Schatten der Margaretheninsel, die mir, der ich aus der frischen kühlen Luft der Berge hier zu dreißig Grad Hitze im Schatten kam, wie ein Paradies erscheint. Alles vergebens. Zuletzt vielleicht durch diesen raschen äußern Wechsel und heftige innere Erregung war ich so ermattet, daß ich, um nicht zu unterliegen, mir einige Tage Rast gönnen mußte. So kam es, daß ich so lange hier blieb.

Eines Abends war ich nach Ofen hinaufgestiegen und stand über die niedrige Mauer gelehnt, welche einen Theil des Schloßgarten einfaßt, von wo man hinunter in die verrufene Raitzenstadt und in die Weingärten und Waldthäler der schönen Ofener Berge sieht. Dort oben in den kühlen ernsten Bergen hatte mich die Gegenwart der Geliebten zu sanftem Genügen beschwichtigt, hier in ihrem unablässigen Erinnern, durch die Sehnsucht nach dem verlornen Glück gemartert, schoß ein Feuerstrom durch meine Adern, der verzehrend in mir tobte. Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht laut gestöhnt und irgend einem Vorübergehenden eine mitleidige Theilnahme erregt hatte; es war mir, als streife Jemand leise meinen Arm, daß ich unwillkürlich erschrak. Dort oben war es gewöhnlich so still und leer; ich saß so oft dort auf der niedrigen Brüstung, ohne durch irgend Etwas in meinen Träumen gestört zu werden, daß ich beschämt über meine Schwäche nicht gleich den Kopf aus den Händen hob, in die ich ihn verborgen. Urtheile aber selbst, wie versteinert ich war, als auf dem Mauerrand neben mir ein kleines Etui in rothem Leder lag, das ich immer bei mir zu tragen pflege, schon in den Bergen vermißte und das ich in dem nächtlichen Kampf mit dem Hunde verloren wähnte. Ich sprang auf und sah mich um. Kein Mensch zu sehen; ich war wie gewöhnlich der Einzige an diesem stillen Platz. Der regelmäßige Schritt der Schildwache vor dem Schlosse schallte bis zu mir und die Stufen hinunter nach der Brücke kletterte behutsam ein altes Mütterchen. Nur unten nach der Raitzenstadt hörte ich spielende Kinder lärmen. Ich bog mich über die Mauer weg den Fußweg dorthin zu überschauen. Da war es mir plötzlich als sähen aus dem überhängenden Gesträuch, das unter mir die Felsen bedeckte, die feurigen Augen Jura's, des Zigeunerbuben, mit spähendem Blick zu mir empor. Ich rief ihn beim Namen, ich stürzte den Weg hinunter, den Knaben zu erreichen. Ja, wo war er, als ich da stand, wo ich ihn erblickt. Ich lief auf dem Wege weiter, hatte schon die ersten Häuser erreicht, die mit ihren weißen fensterlosen

Mauern, mit ihren verschlossenen Thorwegen wie geborene Schlupfwinkel aussehen, und kam erst wieder zu mir, als ein ältlicher Mann, mich für einen Fremden erkennend, still stand und mir rieth zur Abendzeit nicht allein und unbewaffnet in die Irrgänge der Raitzenstadt mich zu wagen. Von Zigeunern und allerhand sonstigem Gesindel wäre sie voll und manch' Einer sei dort verschwunden auf Nimmerwiedersehen.

„Also Zigeuner würde ich dort sicher treffen?"

„Gewiß", erwiederte der Mann; „da Sie aber doch nur ihrer Musik wegen nach ihnen fragen, so können Sie diese bequemer haben, wenn Sie spät Abends in Pest in den Hopfengarten gehen. Dort treffen Sie immer etwelche, falls dergleichen in der Stadt sind. Das ist ihr Concertsaal dort."

Ich dankte und machte mich gleich auf den Weg nach dem mir bezeichneten Orte. Es war eine dürftige, kleine Kneipe, in deren engem Garten eine Art Orchester für die Musiker gebaut war. Noch war 'es nicht dunkel genug für den Anfang des Concerts, in dem, wie mir versichert wurde, wirkliche Zigeuner sich hören ließen. In heftiger Ungeduld durchstrich ich die nächsten Straßen und als endlich der erste Ton sich hören ließ, trat ich wieder ein. Da standen Leute auf der Estrade im schwarzen Frack, die rothen Seidentücher lose um den Hals geschlungen, daß ich ordentlich enttäuscht zurückprallte. Aber die rabenschwarzen Haare, die flammenden Augen und vor Allem diese wunderbaren, unvergessenen Töne, die, wer sie einmal gehört, nie wieder verkennt, verriethen mir die echten Söhne dieses Wandervolkes. Trotz ihrer lächerlichen Verwandlung hatte ich sie allmälig als dieselben erkannt, die jene Mondscheinnacht im Walde der Karpathen so zauberhaft gemacht hatten. Der Knabe, der mit einem Teller die Gaben einsammelte, dem ich in Anita's Angedenken einen blanken Thaler hinlegte, war Jura. Ich sprach ihn an, ich sagte ihm, daß ich ihn schon in Ofen erkannt habe; er sah mir gleichgiltig in's Gesicht, als ob er mich heut' zum ersten Mal erblickte, und antwortete auf Ungarisch, daß er mich nicht verstehe.

Ich trat an die Anderen heran. Gleiches befremdetes Achselzucken, ruhiges Anstarren, als käme ich aus dem Monde. Ich mußte an Vantulla denken und was er über die eigenthümlichen Listen der Zigeuner gesagt. Trotz meiner festen Ueberzeugung, daß sie mehr von Anita wußten, als ich, mußte ich mich damit zufrieden geben, daß es sicher in ihrem eigenen Vortheil lag, zu schweigen. Ich mochte Nichts weiter hören; selbst ihre melodischen Zauberformeln thaten mir weh. Soll ich es Dir gestehen? Das gänzliche Verleugnen dieser Menschen, die zu einem glücklichen Augenblick meines Lebens gehörten, traf mich tiefer, als ich es mir selbst glauben und ihnen zeigen mochte. Ich kam mir wie ausgeschlossen aus dem Paradiese vor.

Die halbe Nacht saß ich auf dem menschenleeren Donauquai. Zerrissene Wolken und einzelne hervorbrechende Sterne spiegelten sich zitternd in den leise bewegten Fluthen. Nur der monotone Schritt der

Schildwachen und ab und zu ein schwermüthiger Geigenstrich aus einem vorübergleitenden Boot durchhallte die nächtliche Stille. Erst das Ersterben alles Lebens mahnte auch mich an das Heimkehren. Früh Morgens weckte mich das Klingeln der Schiffsglocke von den Dampfern, die vor der Königin von England anlegen. Ich sah zum Fenster hinaus, als gerade der nach Constantinopel bestimmte abging. Ich hätte ihn aufhalten und hineinspringen mögen, so trostlos kam ich mir hier vor. Er rauschte vor meinen Augen den herrlichen Strom hinunter und ich habe bis zum nächsten, der in einigen Tagen abgeht, vollkommen Zeit, mir meinen Entschluß zu überlegen. Jeder Weg ist mir jetzt recht, nur nicht der eine, der mich in die beengende Gewalt gänzlich unberechtigter Gewohnheiten, Herkommen und wie Ihr das Zeug Alles nennen und aufputzen mögt, zurückführen könnte. Ich muß hinaus in die Welt, deren unfindbare Grenzen mir jetzt auch noch beengend scheinen.

Eins möchte ich Dir zu bedenken geben, wie Du den Eltern verständlich machen willst, daß nach solcher totaler Umwälzung, nach diesem endlichen innern Erwachen auch nicht im Entferntesten mehr an ein Erfüllen ihrer Pläne gedacht werden kann. Ich bin nicht allein gleichgiltig dagegen; nein, sie sind eine Unmöglichkeit geworden, die sich in mir bis zum Abscheu steigert. Du hast eine gute Art, die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit zu nöthigen; versuche Du es an meiner Statt, ihnen diese unwiderlegliche erkennbar zu machen, und ebne mir etwas den Boden, ehe ich mich dem Unausweichlichen unterziehe. Gieb ihnen auch meinethalben diesen Brief; er enthält ungeschmückter und unbeeinflußter als irgend eine andere Auseinandersetzung die wahre Seelenstimmung, die eine nothwendige Wandlung zu natürlicher Auffassung menschlicher und socialer Verhältnisse mir gegeben hat. Ich brauche mich dieses Fortschrittes auf dem Wege der Erkenntniß nicht zu schämen.

Ob es jemals anders in meinem Leben aussehen wird, ob jemals ein Augenblick kommen kann, der mich vergessen lehrt, was unerfüllt hinter mir liegt? Ich weiß es nicht, ich frage auch nicht danach. Nur deß bin ich mir bewußt, daß in grellster Klarheit mir der Wahnsinn aufgegangen, vorherbestimmend in anderer Menschen Leben eingreifen und mit plumper Hand die unsichtbaren Fäden regieren zu wollen, an denen Geschicke hängen, einer andern Bahn als unserer Berechnung folgend.

Und nun lebe wohl, Alter! Ich weiß, Du verstehst mich, wenn Du es auch noch nicht mir eingestehen willst. Ich sinke nicht in Deiner Achtung, daß ich die Welt durchstreife, mein verlorenes Glück zu suchen, daß ich für jedes Andere das Verständniß verloren habe und, mit dem reinen Ideal im Herzen, mich mit keiner mittelmäßigen Copie desselben trösten lasse.

---

## III.

Tiefster Winter deckte Wald und Flur. Ein nebliger, opalglänzender Hauch verschleierte ringsum den Horizont und der Rauhfrost hing

schwer an den Bäumen, die, von ihrer glitzernden Last gebeugt, in wunderlichen Verschlingungen einander in den Armen lagen. Alle Feld- und Wiesenpfade waren fußhoch verschneit, nur die Fährten des Wildes, welche kreuz und quer die Schneeflächen durchschnitten, gaben noch Zeugniß von lebendigem Leben in der Welt. Nirgends war ein Gehöft zu sehen. Unter den wellenförmigen Schneewehen, die ab und zu die Fläche unterbrachen, konnte eben so gut ein Dach, wie ein Hohlweg verborgen liegen, so gleichmäßig hatte der Himmel den eisigen Flaum ausgeschüttet, der auch jetzt noch in zitterndem Geflimmer in der Luft schwebte. Es war beklemmend einsam, wohin man blickte. Plötzlich tönte helles Glockengeklingel wie eine frohe Botschaft durch die schweigende Flur. Ein Schlitten wurde am Waldsaum sichtbar, mühsam die verschneite Bahn so richtig inne haltend, wie es in dieser pfadlosen Oede nur einem der Wege kundigen Führer gelingen konnte. Die schnell hereinbrechende Dämmerung des Wintertages verschmolz bereits Nahes und Fernes in unentwirrbare Massen und das endlich aus dem Dunkel auftauchende Licht traf einladend den spähenden Blick des einsamen Rosselenkers. Eine unförmliche graue Masse hebt sich von der weißen Decke, Hunde schlagen an und umspringen den Schlitten, der in gastlich geöffnete Thore einbiegt und endlich vor einem stattlichen Gebäude hält, aus dem anlockendes Behagen hell entgegenströmt und Bewillkommende freudig beflissen herantreten. So überschritt Alexis nach planlosem Umherirren in der Welt wieder die Schwelle seiner Väter. Kaum ein Jahr war vergangen, seit er in fröhlichem Uebermuth von dieser Stelle geschieden und dann von den sonderbaren Verwickelungen seines Geschicks ihr fern gehalten war; aber Jahrzehnte hätten das Leben in ihm und um ihn kaum so verwandeln können, als es ihm jetzt in der gewohnten und doch fremd gewordenen Umgebung entgegentrat. Auch in früheren Zeiten war er ja oft hier allein gewesen ohne die Eltern, die theils auf Reisen des kränkelnden Vaters wegen, theils in der Residenz lebend, ihn häufig in Werner's Obhut hier zurückgelassen; nie hatte er das Gefühl des Vermissens gehabt, wie heute. Nun das Schicksal ihm diesen sichtlichen Zusammenhang mit der Vergangenheit genommen, der Tod der Mutter ihn zum alleinigen Herrn seines Geschicks gemacht, nun Werner das Haus aus der sonderbaren Marotte verlassen hatte, sich die Schuld zuzuschreiben, daß der Mutter Wünsche unerfüllt geblieben waren, fröstelte ihn in der eisigen Luft, die sich um ihn zu legen begann, der jeder Liebesathem fehlte, durch den er bisher verwöhnt worden war.

Er saß allein am Kamin nach einsamem Mahl und starrte gedankenvoll in die knisternden Flammen. Nichts hinderte in diesem Vermissen und in der Stille um ihn her sein willenloses Träumen nach jenen sonnigen, märchenhaften Tagen zurückzukehren, die ihm einst Alles gegeben, was er jetzt entbehrt, und die unbewußt sich seiner ganzen Seele bemächtigt hatten. Er wollte nicht schwach sein; fest entschlossen hatte er ja alles Hoffen und Wünschen hinter sich geworfen und seinem Herzen zornig selbst jede Sehnsucht verboten, sollte er jetzt ihr nicht wider-

stehen können? Er sprang auf von der zusammensinkenden Gluth, die mit ihrem unruhigen Erzittern nur die Gedanken in die Irre führte, ergriff einen Armleuchter und durchwanderte die unbewohnten Zimmer, in denen seine Schritte unheimlich wiederhallten. Was hätte er darum gegeben, wenn er wie sonst durch die Thür, die er jetzt öffnete, seinen alten Mentor an seinem Pult hätte sitzen sehen und mit ihm einen jener freundschaftlichen Dispute beginnen können, die sie sonst auch noch zu so später Stunde wach gehalten und lebhaft sprechend diese Räume durchwandeln gelassen. Nun war die Stelle leer; in gewohnter Ordnung stand und lag Alles umher, als würde der Freund jeden Augenblick zurückerwartet, um da wieder anzuknüpfen, wo er eben die Feder aus der Hand gelegt.

Mechanisch ergriff Alexis einen kleinen, ihm wohlbekannten Band, der sonst Werner überall hin begleitete und den er diesmal vergessen hatte. Es waren Goethe's Gedichte, sein Auge fiel gleich auf einen kleinen Vers, der, roth angestrichen, gebieterisch sich den Blicken aufdrängte:

„Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Und das Glück ist immer da!"

„Ja, Alter, Du hast ganz Recht, mir noch aus der Ferne diese ganz abgedroschene Weisheit zuzurufen! Als ob ich es nicht erfahren hätte, daß die einheimischen Kartoffeln im eigenen Feld sicherer sind, als die fremdartige Ananas, die eines andern Sonnenschein bedarf.

Er warf das Buch hin und suchte sein Schlafzimmer auf, in dessen anheimelnder Temperatur die lange Winterreise zu vergessen. Sorgsam waren dort alle seine Sachen ausgepackt und geordnet, sogar ein welker Blumenstrauß, der wol einer Mappe entfallen, auf ein weißes Blatt gelegt, das nicht zu übersehen war. Sein Herz klopfte heftig, als er unwillkürlich danach griff; seine Augen starrten wie gebannt in die dunkle Tiefe des Zimmers. In blauer Ferne dehnten sich die thymian- und melissenduftigen Bergwiesen der Karpathen, Anita's holde Gestalt schwebte zwischen Halmen und Blüthen umher und ein wolkenloser Sonnenhimmel überstrahlte all' dies Glück, nach dem seine ganze Seele rief. Plötzlich zerdrückte er zornig die armen, welken Blätter und warf sie in das glimmende Kaminfeuer, aus dem sich die Geister der Gemißhandelten in feiner, harzduftiger Wolke erhoben und durch das Gemach schwebend nun erst recht ihn in den alten Zauberkreis bannten, dem er vergebens zu entfliehen gestrebt. In seine Träume zogen sie mit ihm und was die Wirklichkeit versagte, das schenkte ihm der mohnumkränzte Gott in schrankenloser Fülle seines Reichthums. Er schlug des Morgens die Augen auf, staunend, sich nicht unter den sonnendurchzitterten Tannenwipfeln zu finden, die ihn Nachts umsäuselt.

Auf gewohntem Platz in seinem Zimmer hatte er die kürzlich an ihn eingegangenen Bücher und Schriftstücke aller Art zur Durchsicht

bereit liegend gefunden. Bei flüchtigem Ueberschauen der Adressen fiel ihm die völlig fremde Handschrift eines Briefes und der Stempel einer ihm ganz unbekannten Poststation auf. Das Wort „eigenhändig" über dem undeutlich ausgedrückten Siegel reizte seine Neugier. Er brach ihn auf und las:

„Mein Herr!

„Ich habe lange geschwankt, ob ich es dem Zufall überlassen sollte, uns zu helfen, glaube aber, es ist das Beste, unser Schicksal, um das Andere sich so viel Mühe geben, selbst in die Hand zu nehmen und uns, ungehindert durch die Rücksichten der Pietät, unter vier Augen zu sagen, wie es in uns selber bei diesen zu unserm Glück geschmiedeten Plänen aussieht. Da ich nicht weiß, ob ich den Muth hätte, persönlich Alles zu sagen, was ich sagen muß, bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen zu schreiben. Sicher werden meine Worte Ihre Entschlüsse bestimmen. Wir sind uns ganz fremd; ich habe sogar Sorge getragen, nie ein Bild von mir anfertigen zu lassen, das ohne mein Wissen in Ihren Händen sein könnte; ich habe nie nach dem Ihrigen gefragt. Wir stehen uns ohne das leiseste Interesse gegenüber und ich verletze kein Gefühl, wenn ich Ihnen offen erkläre, daß ich Alles thun werde, mich jener Absicht zu entziehen. Ich habe zu dem sonderbaren Plan, uns gemeinsam durch das Leben zu schicken, still geschwiegen, so lange ich Nichts dabei dachte oder empfand. Jetzt kann ich es nicht mehr. Jetzt weiß ich, daß ich neben der Sünde gegen mich auch noch die beginge, mit einer Unwahrheit an Ihre Seite zu treten, die uns Beiden das Glück des Lebens kosten würde. Ich bin zu feig, meiner Großmutter, die Alles für mich thut, diesen Lieblingswunsch zu nehmen, und eben so unmöglich ist es mir, ihn zu erfüllen. Ich flehe Sie also an: weisen Sie mich zurück. Einem Mann stehen tausend Gründe zu Gebote, die er zu solchem Entschluß anführen kann; einem Mädchen nur einer. Da ich von Ihnen eine Handlung begehre, die vielleicht Ihrer Ritterlichkeit widerstrebt, will ich dieser dafür den größten Beweis meines Vertrauens geben, indem ich Ihnen sage, daß ich einen Andern liebe. Ich glaube damit Alles zur Erklärung meines befremdlichen Schrittes gethan zu haben.

„Da Briefe zuweilen seltsame Schicksale erleben und Sie wissen, woher dieser kommt, werden Sie es verstehen, daß ich solche Mittheilungen namenlos an Sie absende und ausdrücklich hinzufüge, wie ich keine andere Antwort, als die Erfüllung meines unabänderlichen Verlangens erwarte."

„Also auch noch zum Ueberfluß diesen Absagebrief in optima forma", dachte Alexis, nachdem er das originelle Schriftstück wiederholt gelesen. „Wahrlich, wäre ich jetzt zur Heiterkeit aufgelegt, dieser eigenthümliche Anruf meiner Galanterie müßte mich zur ausgiebigsten herausfordern. Ich weiß nicht, was mehr daran zu bewundern, die Naivetat oder der Trotz, der aus jedem Worte spricht, selbst aus dem, das ihr doch sicherlich schwer aus der Feder gegangen. Und dabei inconsequent und unlogisch wie alle Frauen. Der Großmutter nicht im Stande, die

Wahrheit zu sagen, und einem Fremden das Geheimniß des Herzens preisgeben! Nur in Einem hat sie mit ihrem Schreiben nicht die gewünschte Wirkung gehabt. Zum ersten Mal, seit ich von der Angelegenheit höre, befällt mich heute nach dieser Lection eine Art Neugierde, dieses Mädchen kennen zu lernen, dem es sicherlich nicht an Energie fehlt. So lange ich es in aller Bequemlichkeit thun konnte, ist es mir nicht in den Sinn gekommen. Nun, ich will ihr gutes Zutrauen in keiner Weise täuschen, da sie mir schließlich doch den größten Gefallen thut. Wissentlich trete ich ihr gewiß nie vor die Augen."

Er schob den Brief in seine Mappe und warf sich in den Sessel, dem flockigen Gewirbel da draußen nachstarrend, das in wahnsinniger Hast an den Fenstern vorüberjagte. Der Sturm machte in seinem Wüthen das alte Haus erzittern; es klapperte auf den Dächern, sauste in den Kaminen und wenn irgend jemals das Unheimliche solcher Naturlaute empfunden wird, so in einer Einsamkeit und einer Stimmung wie die war, in welcher Alexis augenblicklich sein Leben hinbrachte. Hätte die Nothwendigkeit ihn nicht gehalten, wäre er am liebsten in das eben aufgegebene Nomadenleben zurückgekehrt, dessen Wechsel ihn wenigstens an zu nachdenklichem Besinnen hinderte. So begann er den Zuvorkommenheiten seiner Nachbarn eine nachgiebigere Aufmerksamkeit zu schenken und an ihrem Verkehr theilzunehmen, den winterliche Unbeschäftigtheit lebhaft gemacht hatte. Ueberall wurde er als ein vortrefflicher Gesellschafter angesehen, namentlich bei den beschwerlichen Jagden, bei denen seine Kühnheit und Ausdauer gerechte Würdigung fanden. Die Abneigung gegen Spiel- und Tanzpartien schrieb man der Einwirkung seines langen unruhigen Lebens zu und ließ ihn schließlich ganz in seinem absonderlichen Geschmack gewähren, ohne sich in der Behaglichkeit der kleinen, gewohnten Gelage stören zu lassen. Auch die Mütter und Tanten gaben ihn auf, nachdem er sich als ein Unbekehrbarer bei ihren Versuchen für sein irdisches Heil erwiesen und warnten die ihrer Hut Empfohlenen vor dem räthselhaften Mann, der Allem widerstand, der mit seiner Einsamkeit vielleicht irgend ein schweres Verbrechen sühne.

Weitläufige und ernste Arbeit füllte dann seine Tage; lange vernachlässigte Geschäfte drängten zur Erledigung und die nothwendige Anspannung aller Kräfte vollbrachte, was fester Wille allein nicht vermocht hatte. Vor der heroischen Macht der Gegenwart begann die Vergangenheit in immer nebligere Ferne zu entweichen. Wollte Sonnenschein und Waldesduft ihn dann einmal in sein Märchenland verlocken, schlug einmal in ihm Anita's Bild die magischen Augen fragend auf, wurde gleich einer der großen Folianten, die jetzt seinen Tisch bedeckten, dazwischen geschoben und was selbst der Prosa des täglichen Lebens nicht immer gelang, das half die Einbildung, der er sich hingab, nach, den Weg in das Fabelreich des Glücks für immer verloren zu haben.

Ein sonderbares Begegniß rief ihn trotz Allem aber wieder dorthin zurück.

In dem Hause wurde ein Bau nöthig. Was er bisher vermieden

in den Zimmern und Sachen der Mutter Veränderungen eintreten zu lassen, erforderte jetzt gerade die Pietät. An einem Nachmittag, da schon die ersten Lichter des Frühlings durch die Fenster spielten, rückte er einen Sessel vor das alterthümliche, prachtvoll mit fremden Hölzern ausgelegte Schreibpult seiner Mutter, das ihm noch aus der Knabenzeit als der Inbegriff alles Wünschenswerthen und Geheimnißvollen erinnerlich war. Mit widerstrebender Hand begann er in den Papieren, Büchern und Kästchen aller Art zu kramen und zu ordnen, deren jedes eine eigene Geschichte hatte, wie er wol wußte; nur daß dem Eindringling der Faden aus der Hand geglitten war, der ihn durch das Labyrinth fernabliegender Verhältnisse vergangener Zeiten geführt hätte. Mehr denn je fühlte er, wie fremd er zu jenen Beziehungen stand, die werthen Menschen einst werth gewesen, und war ordentlich froh, als ein Päckchen ihm in die Finger kam, das in deutlichen Lettern, von der Mutter Hand geschrieben, seine Adresse trug und seinem Eindringen ihre ausdrückliche Genehmigung ertheilte. Vorsichtig löste er die Siegel. Ein dunkles Etui, nur mit dem eingepreßten Wappen der Familie geziert, entwickelte sich aus den umschließenden Hüllen. Als er den Deckel öffnete, leuchtete ihm ein alter Schmuck von Rubinen und Perlen entgegen, den er sich besann, bei feierlichen Gelegenheiten im Haar und auf der Brust seiner stolzen Mutter gesehen zu haben. Auf dem reichen Geschmeide lag ein Zettel mit den Worten: „Deiner von uns ersehnten Braut zum Zeichen unserer freudigen Zustimmung an Eurem Hochzeitstag zu geben.“ Er seufzte lächelnd über diese Zeilen, deren Schicksal es war, unerfüllt zu bleiben, und wollte eben den Deckel wieder zurücken, als er in dessen weichem Futter ein zweites Blättchen entdeckte, mit einem glühend rothen Rubintropfen daran festgehalten.

„Vielleicht ein Codicill zu dem unmöglichen Testament“, sprach er vor sich hin, das zarte Papier entfaltend, „und wer weiß, ob etwas weniger eifrige Vorsorge Deinem Plan für das Glück Deines Sohnes nicht günstiger gewesen wäre, arme Mutter!“

Auf dem Papier stand:

„Diesen Schmuck, den glückliche Erinnerungen zu meinem liebsten Besitzthum gemacht, wünsche ich jedenfalls in die Dir wohlbekannten Hände gelegt zu haben. Mag nun Deine phantastische Thorheit, die uns des erhofften Glücks beraubt, noch andauern, oder mag endliche Enttäuschung Dich unseren Wünschen geneigt machen, in jedem Fall ehrst Du Deiner Mutter Andenken, wenn Du persönlich dieses Kästchen Derjenigen bringst, die ihre Pathe ist und die an Deiner Seite zu sehen die freudigste Hoffnung ihres Herzens war. Deiner Mutter Segen geleite Dich.“

„Also ein letzter Versuch zur Bekehrung“, sprach er nachdenklich, durch den warmen Ton, der aus jenem Wort an sein Herz drang, sofort geneigt gemacht, ihn zu erfüllen. „Und warum sie denn nicht so gut wie jede Andere die freundliche Vorsorge für mein Leben mir so oft schon in den Weg gedrängt? Warum sollte Sie nicht eine Leere ausfüllen können,

die jeder Schritt weiter in eine unüberspringbare Kluft verwandelt. Am Ende werde ich alt in diesem fruchtlosen Dasein und wenn es an nichts Anderm zu merken wäre", setzte er lächelnd hinzu, da der große venetianische Spiegel ihm gegenüber das Bild eines Mannes in der Fülle und Kraft noch junger Jahre zurückwarf, „als daß mir jetzt diese Anstalten zu meinem Wohlsein auf Erden nicht mehr ganz so abstoßend erscheinen, als da ich sie zuerst in ihrer ganzen Bedeutung empfand. Damals war mir noch das Wunderbarste das Natürlichste, das Fremdartigste das Erwünschteste; heute weht mich aus dem Philisterium derartiger Familienpacte kein solches unüberwindliches Unbehagen mehr an, als da sie mir einst die Welt zu verschränken schienen. Im Gegentheil, es ist ein Zusammenhang mit dem vergangenen Leben, der mich jetzt anheimelt. Natürlich werde ich gehen."

Er öffnete nochmals das Kästchen, die Nadel ohne die betreffenden Zeilen an den ihr gehörigen Platz zu stecken, und ließ gedankenvoll die prächtigen Steine in der schimmernden Frühlingssonne funkeln. Plötzlich warf er den Deckel zu, schloß das Kästchen in das Schubfach und stieß die Fenster auf, die Abendluft hereinzulassen. — Ach, wie war es denn? Hatte er nicht vor traumhaft langer Zeit auch einen solchen Stein im Abendsonnenlicht strahlen gesehen und durstig seine purpurnen Flammen eingesogen? Hatte dieser Stein ihn nicht an Anita's weißer Hand entzückt und hatte sie ihn dann nicht in glücklichem Uebermuth in die dunkelgrünen Wasser des Meeresauges gesenkt, sie Beide mit unlöslichem Zauber daran bindend?

Die Lösung dieses neuen Räthsels duldete keinen Aufschub, — Reisevorbereitungen waren bald gemacht und ein erster heller Märztag fand Alexis in das alte romantische Prag einfahrend, das von jeher in seiner imposanten Schönheit eine besondere Anziehung für ihn gehabt hatte. Die erste Zeit wollte er ganz für sich zu freiem Genuß haben; sein eigentlicher Zweck sollte in jedem Sinn der Schluß des Ganzen sein. Die sonderbare Empfindung, jetzt freiwillig der einst für ihn Bestimmten gegenüber treten zu sollen, der er sich mit allen nur irgend anständigen Mitteln so lange entzogen hatte, wollte trotz aller Neugier ihn doch nicht so recht unbefangen lassen. Er mußte sich wiederholt an den von ihr empfangenen Brief erinnern, um sich zu vergewissern, daß sie ohne jeden Vorwurf irgend einer Art sein gedenken könne. War sie doch hoffentlich längst in den Hafen ihres Glücks eingelaufen. Aber ihm hatte die Fahrt schon wohlgethan, sie hatte ihn zu lebhafterm Empfinden, zu dem alten Vertrauen auf seinen Stern angeregt; er durchwanderte mit lebhaftem Interesse die Straßen und stieg dann durch das Gewirr düsterer Steinmassen die steile Sporuergasse zum Hradschin hinauf, dort oben das prächtige Bild mit dem weiten Horizont zu genießen.

Da lag die herrliche kuppel- und thurmgekrönte Stadt zu seinen Füßen; die goldenen Fähnchen flimmerten in der leichtbewegten Luft; von den blassen Sonnenstrahlen mit zartem Hauch geröthot stiegen feine Rauchsäulen in den wolkigen Himmel. Melodisches Läuten tönte von

den Klosterthürmen. Ueber die Brücke mit den altersgrauen Bildsäulen zog mit fliegenden Fahnen eine Prozession in buntem Gewimmel; dazwischen die lustigen Fanfaren einer Militärmusik, die mit leichtherzigen Tönen den Tactschritt der Colonnen begleitete. Ueberall rasches drängendes Leben, nirgend ein Versinken, ein Stillstehen, das diese hastige Zeit nicht brauchen kann. Eins löst das Andere ab im bunten Wechsel, bis Alles in dem großen Strom verschwimmt, der die Geschicke einer Welt der Ewigkeit zuführt, in der sie spurlos und namenlos versinken.

„Und ich Thor wollte nicht noch fassen und festhalten, was diese schöne, herrliche Welt nur einmal mir bietet? Ich wollte die Wirklichkeit mit all' ihren Schätzen auch ferner einem Phantom opfern?“ dachte Alexis, aus seinem Schauen erwachend. „Nein, mit diesem letzten Act schließt sich für immer die Komödie, die mich genug bethört und das Leben wird wieder in sein unbestreitbares Recht eingesetzt.“

Er wandte sich, um die Stufen wieder hinunter zu steigen und wurde von einem jungen Officier, seinem täglichen Tischnachbar, freundlich begrüßt, der gleich ihm über die Rampe gelehnt in das emsige Treiben da unten schaute.

„Das war von meinem Regiment, was da über die Brücke zog; wir gehen nach dem Süden.“

„Sie Glücklicher!“

„Ja, wenn ich nicht nur heute schon fort müßte, hätte ich zwar Nichts dagegen. Aber den letzten und schönsten Ball der Saison, noch dazu einen Maskenball, wo es so viel Spaß giebt, mit einer Nachtfahrt im Eisenbahnwaggon zu vertauschen, das halt' ein Anderer ruhig aus.“

Alexis bedauerte ihn lächelnd.

„Sie haben gut lachen, das Sie gar nicht wissen, was für ein prächtiges Fest es ist, auf das wir schon lange gewartet. Wäre ich dageblieben, hätte ich Ihnen schon noch eine Karte verschafft. Sie hätten sehen sollen, was wir hier vermögen. Aber da fällt mir eben ein, nehmen Sie meine, die mir ja doch nichts nützt, und sehen Sie sich einmal unsere schöne Welt hier an. Wir sind ohngefähr so von einer Statur, ich schicke Ihnen meinen fertigen Maskenanzug auf Ihr Zimmer. Es ist Schade, daß Alles so liegen bleiben soll. Im Carneval ist jeder Spaß erlaubt.“

„Und was meinen Sie, daß der Gastgeber dazu sagen möchte, einen fremden Eindringling unter seinen Gästen zu finden?“ fragte Alexis, der von der Freundlichkeit des flüchtigen Bekannten und der Abenteuerlichkeit des Vorschlags gelockt wurde.

„O, in der Fülle wird das gar nicht erst bemerkt werden. Und wenn auch der Zufall es entdecken sollte, das schadet Nichts. Der Fürst kennt mich genau und weiß, daß ich einen solchen Scherz mir nur mit einem Cavalier erlauben würde. Sie haben mir ja erzählt, daß Sie nur zu Ihrem Amüsement hier sind. Einen schönern Spaß können Sie gar nicht haben.“

In einer Anwandlung des alten Uebermuths ließ Alexis sich wirklich

bereden, als Stellvertreter des jungen Officiers, der mit dem Abendzug nach Zara abging, die glänzende Maskerade zu besuchen, welche die feine Welt Prags bei dem Fürsten K. versammelte. Es war eines der prachtvollsten Hôtels der alten böhmischen Königsstadt, das heute seine Säle dem fremdartig geschmückten Schwarm der Gäste öffnete. Die sonst in schweigender Abgeschlossenheit dastehenden Mauern ließen durch ihre geöffneten Portale den blendenden Lichtschein schon weit in die Straßen fallen, wo die neugierige Straßenjugend sich um die heranfahrenden Karossen drängte, ihren Antheil an dem Fest wenigstens mit den Augen zu nehmen. Die herrlich decorirten Räume füllten sich mit den geschmackvollsten Toiletten und jenen schönen schlanken Gestalten, an denen die Gesellschaft Böhmens reich ist. Es war ein so buntes Bild, wie es nur irgend ein italienischer Carneval bieten konnte. Unter den prächtigen Costümen aller Länder und Zeiten schlüpfte lautlos manche chauve souris umher, ihre beißenden Bemerkungen überall ausstreuend, boten Pilger ihre süßen Rosenkränze von bester Timäus'scher Chocolade an, wedelten die Töchter des Schwarzwaldes ihre parfümirten Besen Jedem in's Gesicht, Alle von der Freiheit mit vollster Unbefangenheit Gebrauch machend, welche das bis zur zwölften Stunde aufrecht erhaltene Maskengeheimniß begünstigte. Mit die meiste Aufmerksamkeit zog ein Gorale auf sich. Den breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gedrückt, die braune Gunia nachlässig auf der Schulter hängend bot er mit solcher Natürlichkeit seine Mausefallen und Siebe an, setzte so ungenirt, als träte er den Rasen seiner heimatlichen Bergwiesen, sandalenbeschuhten Füße auf die prächtigen Teppiche, daß mehr denn eine Maske überzeugt war, irgend ein Spaßvogel habe sich den Scherz gemacht, einen wirklichen goralischen Drahtbinder in die vornehme Gesellschaft einzuschmuggeln. Die Täuschung wurde noch vollkommener, als aus der Gruppe der Tanzenden eine Frau in der eigenthümlichen Tracht jener Berge trat und in gebrochenem Deutsch den Landsmann fragte, was er ihr aus der Heimat mitgebracht habe?

„Einen Gruß von der Rovnitza", antwortete er eben so und die Umstehenden wollten bemerkt haben, daß der plötzliche Schauer, der bei diesen Worten die schlanke Gestalt der Maske erzittern machte, natürlicher war, als es die für einen scherzhaften Abend übernommene Rolle gerade forderte. Auch der Gorale schien es so zu finden. Bei dem ersten Laut der Stimme war er fast erschreckt zurückgetreten, dann sich an das Ohr der Verstummten neigend, flüsterte er in leisem Ton:

„Anita! soll das ein Willkommen für mich sein?"

Aber ehe die trotz der verhüllenden Spitzenmaske bis in den Nacken Erröthende ihm antworten konnte, hatte ihr Tänzer sie wieder erfaßt und in den allgemeinen Wirbel hineingezogen. Neue Bilder nahmen die Neugier der Zuschauenden in Anspruch und so fiel es Niemandem auf, daß der arme Drahtbinder sich auch in der Menge verlor und seine nützlichen Gaben günstigeren Augen anbot. Mit heftig klopfendem Herzen suchte er sich der Mitte des Saales zu nähern, wo er das grüne,

goldfunkelnde Sammetmieder, die schweren, silbernen Ketten und Spangen zwischen all' den farbenprächtigen Masken im Auge behielt, die für ihn alles Interesse verloren. Beharrlich suchte er so unbemerkt als möglich sich durch die Gruppen zu drängen, die ihn von ihr trennten, um sie endlich von ihrem Tänzer in Empfang zu nehmen. Unbefangen klapperte und rasselte er mit seinen Mausefallen, Andere oder sich selbst zu beschwichtigen, und war fast bis in den innern Kreis gelangt, der die Tanzenden umschloß. Er sah sie vorüberschweben, es war ihm, als träfe aus der schwarzen Venetianermaske Anita's tiefer, unvergessener Blick seine Augen, da plötzlich öffneten sich die Flügelthüren ihm zur Seite, Alles drängte zurück, der phantastische Zug der Nibelungen, der in den Saal trat, verwirrte auf's Neue den bunten Knäuel und schied ihn von der Ersehnten, die er im Augenblick gänzlich aus den Augen verloren. Ermattet von der vergeblichen Anstrengung geduldigen Harrens und auf einmal gelangweilt durch die märchenhafte Pracht, die ihn noch vor wenig Minuten entzückt hatte, entzog er sich dem ihm jetzt unerträglichen Gewirr und schritt durch die schweren Falten einer Portière, die geräuschlos wieder niedersank, als er hinter ihr verschwunden war. Er trat aber nur aus einer Märchenwelt in die andere. Der Wintergarten, an dessen Schwelle er stand, war von sanften, unsichtbaren Strahlen erleuchtet, die nur ein magisches Zwielicht gestatteten, ähnlich dem Mondschein, der durch Waldschatten dringt. Hyacinthen und Veilchen blühten in dem Moosteppich und blendend weiße Camelien lockten ihn durch die geschlungenen Wege zu einer anmuthigen Rotunde, in der ein ganzer blühender Frühling ihm entgegenduftete. Aus dunkler Nische der Myrthen- und Lorbeergebüsche lauschte weiß und glänzend das marmorne Bild einer Najade hervor, krystallhelles, funkelndes Naß mit leisem Plätschern in üppig grüne Schlingen schüttend. Ueberrascht von der wunderbaren Poesie des Anblicks, bei dem man fast vergaß, daß es nur die eines geschmückten Käfigs war, ließ er sich auf eine Bank nieder, die dem Ermüdeten sich gastlich bot. Die duftige Kühle, die Stille, kaum durch einzelne aus dem Ballsaal herübertönende Accorde unterbrochen, umfingen ihn mit lieblicher Gewalt. Er löste die Sammetmaske von seinen Augen, warf den Hut ab und starrte in die grüne Dämmerung hinein, die er zuletzt nicht von den Gestalten unterscheiden konnte, in welche sie sich seinen träumerischen Blicken verwandelten. Die zarten Gebüsche dehnten sich zu den mächtigen Tannen- und Buchenkronen empor, die ihn vor Jahren weit in jenen wilden Bergen umrauscht. Waldeshauch umwehte ihn; er stand mit Anita wieder auf dem schwankenden Steg über dem brausenden Dunajetz, die plötzlich Schwindelnde in seinen Armen haltend; von fern klang das Cymbal der Zigeuner in wundersam herzklopfenden Tönen und wie an jenem Morgen auf der Poloma, da das Morgenlicht durch die trüben Scheiben der Sennhütte fiel, beugte sich Anita über ihn. Er fühlte den leisen Hauch ihres Athems, die schweren, losgelösten Haarflechten sanken wie damals auf seine Hand; sollte ihm ihre süße Nähe auch heute nur ein Traum

bleiben? Unwillkürlich breitete er seine Arme der über ihn geneigten Gestalt entgegen und schlug hastig die Augen auf, als er nicht in leere Luft gefaßt, der Geliebten holde Erscheinung sich nicht seinen umschlingenden Armen entzog und seine durstigen Lippen den ihren begegneten.

„Alexis", fragte sie dann ernsthaft, „wie hast Du den Weg in unser Märchen zurückgefunden?"

„O Anita, nur jetzt nicht ein Wort, das mich noch an eine andere Welt mahnt. Unser Stern hat sich meiner heißen Sehnsucht erbarmt."

Er preßte sie heftig in seine Arme, ihr schönes Haupt ruhte an seiner Brust, ihre Herzen zitterten lautlos unter der Last des Glücks. Ja, die Sonne stand auch in ihrem Leben still!

Eine lebhafte Fanfare, welche die Stunde des Demaskirens verkündigte, weckte sie plötzlich aus ihrer Vergessenheit. Verworrenes Geräusch nahender Stimmen drang zu ihnen herüber und schreckte Anita aus den sie umschließenden Armen.

„Auf Wiedersehen!" sprach sie leise, mit einem letzten sehnsüchtigen Blick in seine Augen. Dann hastig die Maske vor ihre Stirn drückend war sie ihm entschwunden, ohne daß er gewagt hätte, sie in der lebendig werdenden Umgebung zurückzuhalten.

„Anita", flüsterte er in heftigster Bewegung, „so soll ich Dich auch nur einen Augenblick wieder verlieren?" Aber schwankend bewegten sich nur die Büsche, in die sie geflohen; er stand wieder allein mit dem unentdeckten Geheimniß seines Glücks dem stummen Bildniß gegenüber.

Eilig griff er nach der Gunia; unerträglich dünkte es ihm jetzt, unter die gleichgiltige Menge zu treten, in welcher er Anita sicher nicht zu suchen hatte. Derselbe Ausweg, der die Geliebte ihm entführt, mußte auch ihn unbemerkt verschwinden lassen und ihm ihre Spur entdecken. Vergebens bemühte er sich, ihn in der Hast zu finden, die blühenden Wände blieben geschlossen. Nur eine Glasthür öffnete sich endlich seinem Druck, aber er trat hinaus unter die funkelnde Pracht des Sternenhimmels, sich selbst fast ein Fremder in der fremdartigen Verhüllung

Auf der Brücke blieb er einen Augenblick stehen; er mußte nach Athem schöpfen; das Herz pochte ihm zum Zerspringen. Ueber den mächtig fluthenden Strom warfen die alten grauen Steinbilder in dem flakkernden Schein der Lampen ihre geisterhaften Schatten. Tief unten aus dem Dunkel ragten die unförmigen Massen der Wyscherad, wo einst die schöne Böhmenkönigin Libussa vielleicht einen so märchenhaften Hof gehalten, als ihre schwächlichen Nachkommen sich eben nur so vorgegaukelt hatten. Die Töne der nächtlichen Hora schwebten verklingend durch die Luft und das matte Flimmern der ewigen Lampe vor dem Altar des heiligen Nepomuk blickte wie ein verlöschendes Auge auf den einsamen Wanderer. Erschreckt fuhr er auf. Von dem Empfinden berauscht, Anita in seinen Armen gehalten zu haben und in dem sichern Bewußtsein von denselben Mauern mit der Geliebten umschlossen zu sein, war ihm alles Besinnen untergegangen. Das laute Rasseln der Wagen weckte ihn plötzlich aus seiner Verzauberung und gemahnte ihn, daß jeder

Augenblick der Versäumniß sich mit einer Ewigkeit des Entbehrens rächen könne. Er stürzte zurück und wollte sich unter die Abfahrenden mischen. Aber die Zugänge waren von Außen gesperrt. Diener hielten die Andrängenden zurück und er mußte von Weitem zusehen, wie ein Wagen nach dem andern durch das Portal rollte, welches sich hinter dem letzten schloß, ohne daß ihm auch nur eine Möglichkeit des Erkennens gegönnt war. Er mußte sich in die einzige Gewißheit fügen, daß dieser Nacht auch noch ein Morgen folge und daß sein Herz Anita auch hinter siebenfachen Schleiern entdecken würde.

Aber wo sie jetzt suchen, deren Spur in der bunten Menschwoge der Nacht ihm so grausam verloren gegangen. Fremd wie er war in der Stadt, blieb er allein auf den Zufall angewiesen, der ihm ebenso seine Tücken wie seine Gunst zuwenden konnte. Er machte mit dem dicken Portier des K'schen Palais Bekanntschaft, um zu erfahren, daß die ganze Familie an demselben Morgen nach dem Fest nach Wien abgereist sei, die Hochzeit des einzigen Sohnes zu feiern. So mußte er sich darauf beschränken, wie einst in Pest Kirchen und Theater zu besuchen und sich nach jedem erfolglosen Tage mit Entsetzen bewußt zu werden, daß, wenn es heutzutage möglich ist, eine verlorene Stecknadel auf dem Erdboden zu finden, dieselben Mittel angewendet werden können, eines Menschen Spur verschwinden zu machen, wie Fußtapfen im Sande, über die sich verlöschende Meereswellen stürzen.

In seiner unruhigen Beschäftigung und in der tiefen Niedergeschlagenheit, die fruchtloses Suchen über ihn gebreitet, hatte er nicht allein dem raschen Vergehen der Zeit gar keine Beachtung geschenkt, sondern auch ganz und gar den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit in Prag vergessen. Sanfte Frühlingslüfte, knospende Zweige erinnerten ihn endlich an Beides und sich zu einem letzten Entschluß ermannend, schickte er eines Tages seine Karte in das ihm bezeichnete Hôtel auf der Kleinseite sich die Erlaubniß zu einen Besuch für den Abend erbittend. Der Tag war zu entzückend schön, um ihn in den Stadtmauern allein zuzubringen. Die rosigen Abendstrahlen, die wie ein goldnes Netz über dem ersten zarten Grün des Kinski'schen Parks hingen, lockten ihn dort einzutreten, obgleich der Portier ihm sagte, daß nur der äußere Theil Besuchenden geöffnet sei; die Villa wäre an Fremde vermiethet worden. Er ließ sich die Wege bezeichnen und, glücklich dem Lärm der Straßen dort oben entrückt zu sein, schlenderte er langsam durch die zartverschleierten Pfade, ohne der wohlgemeinten Warnung weiter zu gedenken. Ein himmlischer Lebensathem, ein süßes Hoffnungsschauern flog durch die erlöste Welt, legte sich schmeichelnd an Alexi's Herz, ihn zu neuer Zuversicht bethören wollend. Gedankenvoll wanderte er seines Wegs und ward sich seines Irrthums erst bewußt, als er vor einer feinen, über den Weg gespannten Kette stand, die das Weitergehen verbot. Es war Alles still wie ausgestorben rings um ihn, selbst die schon zur Ruhe gegangenen Vögel raschelten nicht nicht mehr in den Zweigen und nur die Nachtschwalben huschten mit lautlosem Flug durch den Schatten.

„Nun den Hals wird es nicht kosten, wenn ich diese stumme Verneinung unbeachtet lasse", dachte er und sprang über die zarte Barriere, „sehe ich doch wol nicht aus wie ein Strolch und kann mich mit der Unkenntniß entschuldigen, wenn es sein müßte. Der Umweg ist gar so weit."

Er schritt vorwärts und stand bald auf einem freien Platz, wo die Gebüsche nach allen Seiten zurückweichend Raum für ein prachtvoll blühendes Frühlingsparterre machten, aus dessen Mitte eine Fontaine ihren feuchtenden Strahl in die Abendluft warf. Ein Flamingo lustwandelte mit gravitätischem Schritt auf dem umfassenden Rasen, sonst war ringsum tiefste Stille und Einsamkeit. So eigenthümlich war der Eindruck des ganzen Bildes mit dem fremdartigen Vogel, dem stummen Geplauder des Wassers und der überschwänglichen Fülle der Blumen, daß Alexis betroffen stehen blieb und ganz davon beschäftigt zuerst nicht bemerkte, daß er nicht allein war. Ihm abgewendet auf der breiten steinernen Einfriedigung des Wassers saß eine Frauengestalt in Trauer, die zusammengelegten Hände über den Knieen gekreuzt und das blonde Haupt dem aufsteigenden Vollmond zugewendet, der über der Stadt schwebte und sie mit zartem röthlichen Schein übergoß. Leise wollte Alexis zurück in die Büsche treten als die Fremde, von dem Geräusch der Schritte aufmerksam gemacht, sich umwandte. Wie gebannt blieb er stehen.

„Anita, bist Du es wirklich, habe ich endlich Dich gefunden?" rief er mit erschütterndem Jubel und stürzte vor ihr nieder, mit unwiderstehlicher Gewalt sie umschlingend; „jetzt halte ich Dich in meinen Armen und kein Gott soll es wagen, Dich daraus zu reißen."

Ueberwältigt von seiner Gluth lehnte sie an seiner Brust mit der ganzen Macht der Leidenschaft ihm hingegeben, aber es war nur ein Augenblick. Ernst sich aus seinen Armen emporrichtend und doch mit einem Abglanz des sonnigen Lächelns aus den Bergen sagte sie:

„Nun laß uns scheiden! Geh', ehe ich den Muth verliere, es zu fordern. Bleibe, was Du so lange mir gewesen, das holdeste Traumbild meines Lebens."

„Was bedeutet das, Anita? Habe ich Dir nicht eben gesagt, daß ich mit einer ganzen Welt um Dich ringen will? Kannst Du glauben, daß ich es freiwillig thun werde, nachdem Jahre meines Lebens im vergeblichen Suchen nach Dir dahin gegangen sind? Begreift Dein Herz nicht, was Du von mir verlangst?"

Eine heiße Röthe flammte über ihr schönes Gesicht; mit gesenkten Augen sagte sie: „Ich will nicht von Deinen Lippen hören, daß Du mich nicht umarmen darfst. Du hast mir so viel Glück mit dem Bewußtsein Deiner Liebe gegeben, daß ich nicht den Schatten eines Vorwurfs in mir trage. Wir haben es Beide ja so gewollt. Wir wollten einst das Leben wie einen Carnevalsscherz nehmen, jetzt hält es uns beim Wort und gestattet uns nur diesen. Lust und Leid, Beides haben wir in thörichtem Uebermuth heraufbeschworen und uns stark genug gedünkt, von ihnen

nicht bewegt oder gar zerbrochen zu werden. Nun aus der Maske des Scherzes tiefer Ernst uns anblickt", setzte sie mit melancholischem Lächeln hinzu, „nun dürfen wir nicht davor zurückweichen, nun müssen wir tapfer sein und das Leben tragen."

„Ja, aber gemeinsam!" rief Alexis in überströmender Seligkeit. „Anita, Geliebte, hat ein böser Traum Dich berückt, hat irgend Jemand einen thörichten Scherz mit Dir sich erlaubt? Ich verstehe Deine Mahnung nicht; nur so viel ahne ich, daß Du mich gebunden wähnst. Geliebte, würde ich da es wagen, Dich zu suchen, statt eine Welt zwischen uns zu legen? Ich bin freier Herr meiner Handlungen. Das Herz, in dem Dein Andenken Alles überwachsen, hat nie einer Andern gehört. Die einzige Verpflichtung, die zuweilen in Gedanken mich bedrückte, deren Lösung jetzt hierher mich geführt hat, besteht in einem Vermächtniß meiner Mutter an Diejenige, die ich als meine Braut verschmähte, wie ich von ihr verschmäht wurde. Mit leichtem Herzen werde ich noch heute bei der alten Baronin C. erscheinen und meinen Auftrag erfüllen, um ihn und sie in Deinen Armen dann für immer zu vergessen."

„Zu wem willst Du gehen?" fragte Anita in tiefem Staunen, mit lebhafter Bewegung in seine Augen blickend.

„Zu der alten Freundin meiner Mutter, der alten Baronin C." —

„So weißt Du nicht, daß Deine Absicht zu spät kommt?"

„Schade, ich war jetzt gerade in der Stimmung die joviale alte Dame kennen zu lernen", antwortete Alexis gleichmüthig, ohne auf Anita's athemlose Spannung zu achten, und zog das dunkle Etui hervor, das er im Fortgehen zu sich gesteckt, „aber ihre Enkelin, die einst mir bestimmte Braut, wird doch wol noch vorhanden sein. An sie ist auch eigentlich der Auftrag der Mutter gerichtet, aus meinen Händen diesen Schmuck zu empfangen, den ich lieber um Deinen schönen Hals legte, meine Anita."

„Alexis! O wir armen, wir überseligen Thoren! Spare Dir den Weg, verlasse mich deswegen keinen Augenblick. Diese Trauerkleider trage ich um die geliebte alte Frau, und die Dich so heftig verschmähte, die Braut, die einst Deine Großmuth anflehte, sie von Dir zu erlösen, sie kniet jetzt vor Dir, Geliebtester, und trägt Dir ihr Herz entgegen, das Du grausam von Dir stoßen willst." —

Sie war während des Sprechens an ihm niedergesunken und kniete jetzt unter den Blüthen, zärtlich seinen Arm um ihren Nacken legend und ihr schönes erglühendes Haupt an seiner Brust bergend.

„Träume ich denn", sprach Alexis, sie heiß umfangend, „Du, nach der ich die halbe Welt durchforschte, die ich vergebens aus meinen sehnsüchtigen Gedanken zu bannen suchte, Du flohst vor mir, um Dich mir zu erhalten? Wahrlich selbst nur zwei Jahre des Glücks von dieser kurzen Spanne, die uns dazu zugemessen, den Thorheiten Anderer geopfert zu haben, ist kaum zu entsühnen." —

„Als nur durch unsagliche Seligkeit!"

Sie saßen, an einander geschmiegt, auf dem Rand der Fontaine, wo er Anita gefunden. Das Wasser rauschte und plätscherte zu ihrem

stummen Entzücken, der Mond goß sein strahlendes Licht über die schönen Gestalten, die Blumen dufteten, sie achteten es nicht in dem reinen Empfinden, das ihnen die ganze Welt ringsum verschwinden und die Jahre der Sehnsucht vergessen machte.

„Und was war es Anita", fragte dann Alexis, „das Dich damals mir entfliehen, mir jedes Finden unmöglich machen ließ, da Dein Herz Dir schon sagte, wem es gehöre?"

„Hast Du vergessen, daß Du selbst Dich gebunden bekanntest, zu unbefangen, um mich an irgend ein Widerstreben in Dir glauben zu lassen; daß ich also von Anfang an Deines Verlustes mir unklar bewußt war? Wie Jephta's Tochter, ehe sie dem Gelübde des Vaters unterlag, war ich mit Lucie in die einsamen Berge geflohen, um in keinem unbefangenen Genuß gestört zu werden; wie sie sagte, meinen abenteuerlichen Einfällen in schrankenloser Ungebundenheit zu leben, hatte ich mit ihr den scherzhaften Vertrag des Incognitos geschlossen und erst das Begegnen mit Dir gab mir die Kraft, klüger wie Jene zu sein und mich keiner Thorheit zu opfern. Zuerst behagte Lucie dieser Scherz als unterhaltender Spaß in unserer Einsamkeit. Dann überlegender als ich und gebundener durch conventionelle Rücksichten knüpfte sie ihre Zustimmung zu unserer gemeinsamen Fahrt an das unverbrüchlichste Festhalten unseres Scherzes, mich zugleich den alten Leuten als eine verlobte Braut ungefährlicher darstellend. Ich hätte ihr in dem Augenblick Alles, was sie verlangte, versprochen, nur um noch mit Dir zusammen bleiben zu können. Nur einmal wollte ich einen Zug thun aus dem köstlichen Becher dieses Glücks, der für mein ganzes Leben alles Verlangen danach stillen sollte und in der Pflicht dann von der Erinnerung zu zehren. Ich wußte es damals noch nicht, daß dieses dem Herzen, das in Liebe zum Bewußtsein erwacht ist, unmöglich wird. In dieser Verblendung ging ich dort in den Bergen von Dir, wähnend, uns Beiden sei ein Vergessen noch denkbar. Aber in der Angst, als dann nach unserer Heimkehr von meiner bevorstehenden Verheirathung gesprochen wurde, in dem Abscheu, der mich bei dem Gedanken erfaßte, meine Hand in eine andere als die Deine legen zu sollen, fühlte ich bald, wie unglaublich thöricht ich gehandelt hatte, und zu dem Entsetzen über all' diese Pläne kam die heftigste Sehnsucht nach Dir, die Gewißheit, Dich für immer verloren zu haben. Damals, in dieser Qual, schrieb ich jenen Brief, der mich wenigstens von dieser Angst erlösen sollte."

„Und dann, Anita, als mitleidige Geister sich unserer erbarmten und uns endlich hier zusammenführten, warum verbargst Du Dich grausam auch nur so lange vor Dem, dessen Begegnen Dir keinen Zweifel an seinem Herzen zurücklassen konnte? Warum sprachst Du da nicht aus, was uns zur Seligkeit befreite?"

„Ich weiß nicht, was mich in der Befürchtung bestärkte, Du dürftest mir nicht gehören. Vielleicht Dein eigenes Stillschweigen. Das plötzliche Eindringen der ganzen Gesellschaft in unsere Stille verscheuchte mich in dem Augenblick, da diese Frage mir auf den Lippen schwebte. Die



Eine Reise ins Blaue.

Alexis zog die Geliebte fester an sich zc. (Seite 1277).

Neuigkeit, [illegible]

[illegible] zu [illegible] Dich [illegible]

[illegible] verlieren [illegible] sollen, [illegible]

„[illegible] und [illegible] selbst [illegible] Schmerz [illegible]"

[illegible] eben ein [illegible]

[illegible] wahrer [illegible]

[illegible] zum [illegible] Schritte zurückkehrte, [illegible] Dich [illegible] in Auflösung [illegible] bete [illegible] Gedanke [illegible] Fassung [illegible]

[illegible] Lucie, die der [illegible] das [illegible] Zeit, die [illegible] welch' ein Dämon [illegible] die [illegible] wer der [illegible] mein [illegible] gehalten habe.

[illegible] erzählte, es war der [illegible] „Seine Frau zu necken [illegible] er [illegible] mit [illegible] Er lebt [illegible] in der [illegible] war es leicht sie aufzunehmen." [illegible] ihrer [illegible] gebrochen.

Ich hörte nicht mehr, [illegible] ich vor einem [illegible] hinunter zu stürzen. [illegible] meine Todesqual zu verbergen [illegible] den [illegible] und [illegible], als [illegible] Minuten hatte [illegible] und mich [illegible] [illegible] Auge in meine [illegible] Zeuge nicht [illegible], die mir wenigstens [illegible] ich mir zu und habe es gehalten, [illegible] mich oft mit unüberwindlicher Macht [illegible] ahnen zu lassen und jene Lucie, [illegible] in dem Glauben zu bestärken, [illegible] flogen sei."

Alexis zog die [illegible] fest [illegible] er nicht fest genug halten [illegible]

„Ich weiß es nicht, was mich [illegible] halten. Die Hoffnung war es [illegible] das mein [illegible] trotz Allem [illegible] thum erfüllt und mir gegeben hatte, [illegible] hielt mich aufrecht. Selbst die [illegible] verlassen.



Gewißheit, in denselben Räumen mit Dir zu sein, die Hand nur ausstrecken zu dürfen, um Dich zu erfassen, machte mich so sorglos vertrauend, so sicher im Gefühl Deiner Nähe, daß ich nicht entfernt daran dachte, Dich so verlieren zu können, wie ich Dich gefunden. Ich dachte überhaupt gar Nichts, ich war nur von der Seligkeit des Augenblicks berauscht und vergaß alles Besinnen."

„Anita! und mein selbstvergessenes Schweigen mußte Dir neuen Schmerz bringen."

„Es war eben ein sonderbares Geschick, das an unserer Statt, nun wir uns in der wahren Gestalt gegenüber standen, die angenommene festhielt, um uns zu necken oder zu quälen. Als ich nach einiger Zeit an die Stelle zurückkehrte, wo ich Dich getroffen, warst Du verschwunden, die Gesellschaft in Auflösung, die Großmutter zum Fortfahren nach mir suchend und hötte mir nicht der Gedanke Deines Hierseins die nöthige Fassung gegeben, ich wäre gleich in Thränen ausgebrochen. Zu Hause wurde Lucie, die der Abreise ihres Mannes wegen uns nicht begleitet hatte, das glänzende Fest, die schönsten Erscheinungen beschrieben. Ich weiß nicht welch' ein Dämon mir die Frage in den Sinn kommen ließ, ob die Großmutter wüßte, wer der Gorale gewesen sei, den man allgemein für einen wirklichen Drahtbinder gehalten habe.

„„Man erzählte, es war der Herzog von B.", sagte sie gleichgiltig, „seine Frau zu necken trug er die gleiche Maske mit ihr, die ihm verrathen war. Er lebt ja dort in den Bergen und kennt die Leute gut; ihm war es leicht sie nachzuahmen." Ich war bestraft wie Elsa, die ihren Schwur an Lohengrin gebrochen.

„Ich hörte nicht mehr, was die Andern sprachen; es schwindelte mir als wenn ich vor einem Abgrund stände mit dem heftigsten Drang mich hinunter zu stürzen. Ich weiß noch heute nicht, wie es mir gelang, ihnen meine Todesqual zu verbergen. Ich lehnte mich in den Sessel zurück, schloß die Augen und that, als ob ich eingeschlafen sei. Noch vor wenig Minuten hatte ich beschlossen, meiner Großmutter Alles zu gestehen und mich ihrer Liebe zu mir in die Arme zu werfen. Jetzt durfte keines Menschen Auge in meine Verzweiflung dringen; ich wünschte die Nacht möge nicht enden, die mich wenigstens mit mir allein ließ. Eins schwur ich mir zu und habe es gehalten, trotz der Gewalt des Schmerzes, die mich oft mit unüberwindlicher Macht erfaßte, diese Qual keine Seele ahnen zu lassen und selbst Lucie, die mein traumhaftes Glück gesehen, in dem Glauben zu bestärken, daß es gleich einem solchen in mir verflogen sei."

Alexis zog die Geliebte fester an sich, es war ihm, als könne er sie nicht fest genug halten, ihres endlichen Besitzes sich sicher zu fühlen.

„Ich weiß es nicht, was mir die Kraft gab, diesen Entschluß fest zu halten. Die Hoffnung war es nicht; aber die Erinnerung des Glücks, das mein gewesen, das trotz Allem mein Herz mit unerschöpflichem Reichthum erfüllt und mir gegeben hatte, was Tausenden versagt bleibt. Sie hielt mich aufrecht. Selbst die Erleichterung, den Ort zu verlassen, wie

es Anfangs beabsichtigt war, wurde mir nicht zu Theil, da die Großmutter zu kränkeln begann und von Reisen nichts hören mochte. Lucie folgte ihrem Mann in seine Garnison; ich blieb allein mit der Großmutter, die froh war, daß ich von allen Genüssen der großen Welt genug hatte und es nicht zu empfinden schien, daß ihre Krankheit mich von Allem trennte. So kam es, daß all' Dein Mühen umsonst war, trotzdem ich Dir so nahe. Ich verließ das Haus nie, saß an ihrem Sopha und versuchte ihre Sorgen um mich zu zerstreuen. Mit größter Gleichgiltigkeit hörte ich sie oft bedauern, daß meine Heirath, der Kränklichkeit des Bräutigams wegen, in unbestimmte Ferne geschoben sei und ich möglicherweise allein in der Welt bliebe. Ich beschwichtigte sie, trotzdem ich am besten wußte, er werde nicht kommen mich zu begehren und dankte ihm heimlich, daß er meine Worte so ehrte. Es beruhigte sie, daß ich mich an ihn gebunden erklärte und ihr, der alten eifrigen Hussitin, den Trost ließ, wenn aus der ihr so wünschenswerthen Verbindung nichts würde, nie einem Katholiken meine Hand zu reichen. Das schenkte mir meine Freiheit ganz.

„Sie überstand die Krankheit nicht; vor vierzehn Tagen habe ich sie hier verloren und nur meinem Schmerz um sie gelebt. Was mich noch immer hier fest hielt, was mich zögern ließ, den stillen Garten und das einsame Haus, überhaupt Prag zu verlassen, war meine Liebe. Ich lebte Deinem Andenken und verstand doch nicht den geheimnißvollen Zusammenhang. Heute Abend, als ich den Mond so herauf schwimmen sah, konnte ich mich nicht von dem Erinnern an unsere nächtliche Wanderung in seinem Schein durch die kühlen Wälder der Karpathen trennen und das heftige Verlangen meiner Seele nach Dir ließ sich nicht beschwichtigen. Da standst Du vor mir; mein Herz hatte Dich gerufen in seiner Noth."

„O meine, Anita! Jetzt halte ich Dich in meinen Armen und weiß nicht mehr, wie es noch den Augenblick vorher in mir aussah. Nur das fühlte ich klar, wie es keine Trennung mehr zwischen uns geben kann. Du stehst allein in der Welt; ich bin mit allem Recht jetzt Dein Schutz und Schirm; der Platz an unserm eigenen Herd erwartet Dich. Komm, Geliebte, und laß auch, was uns so grausam trennte, die voreiligen Wünsche Anderer, jetzt uns vereinigen und sie und uns entführen."

Wenige Tage darauf fuhren zwei glückliche Menschen auf der Straße nach Osten den Bergen entgegen, die ihr erstes Beisammensein gesehen. Sie hatten diesen Umweg noch auf ihrer Heimreise gewählt, um den Schauplatz ihres entstehenden Glücks und ihre Freunde dort wieder zu sehen, ehe das eigene Daheim sie Allen entzog. Der alte Pastor, der Anita in ihrem fröhlichen Uebermuth so oft mit dem Zorn der Himmlischen gedroht, sollte jetzt deren Segen für das kommende Leben spenden und sie in der Glorie ihres Wesens sehen. Es waren köstliche Tage. Veilchen und Anemonen schmückten Wald und Wiesen, von den Bergen strömte sonnendurchwärmte Luft hinunter in die Thäler und ein goldgrüner Schimmer flog schon über die Laubkronen der Wälder. Das Leben ringsum und in ihnen stand in knospender Hoffnungsfülle und

wo ist die Welt, die so Glücklichen nicht paradiesisch erscheint? Alexis erster Gang war nach Bantulla's Gehöft. Die Läden waren geschlossen, das von ihm so sorgsam gepflegte Gärtchen lag verwildert und die Clematis, die Alexis selbst an das kleine Vordach gepflanzt, hing mit den zartbegrünten Ranken wie ein Vorhang über der Thür, den Eingang wehrend. Ein Knecht, der im Hofe beschäftigt war, sagte ihm, daß sein Herr noch immer in Ungarn und nur ein Mal zum Begräbniß der Frau dagewesen, aber gleich wieder umgekehrt sei. Er halte es eben nicht lange in den Bergen aus. Der Müller oben sei kränklich und schwach geblieben und jammere nach dem Vater, ihm in der großen Wirthschaft zu helfen.

„Und seine schöne Frau", forschte Alexis weiter, bangend, was er vielleicht hören könnte.

„Seine Frau, Herr", sagte der Knecht und striegelte gleichmüthig an dem Pferde weiter, das er gerade unter der Hand hatte, „je nun, die ist ordentlich scharf; sie hält ihn kurz, daß er nicht muckfen kann. Was hilft es ihr; sie hat doch keine Kinder, die schöne Wirthschaft zu vererben, wenn er ihr gerade nicht noch abstirbt. Da nähme sie noch manch' Einer."

Alexis hatte genug gehört von den Zurechtlegungen des dörflichen Philosophen und stieg die wohlbekannten Wege in den Schluchten der Czantory nach der Wolfsmühle hinan, die ein solches Schicksal in ihren düsteren Tannenschatten barg. Vor der Thür, wo er damals bei dem Müller gerastet und aus Neschka's Hand die seltene Blume empfangen, saß ein jämmerlich verfallener Mensch, die Pelzmütze tief über die Augen gezogen und die Arme unter einem dicken Wohlach versteckt, den er trotz des heißen Sonnenscheins fröstelnd um sich zusammengezogen hatte. Es war Aloys.

„Wie sollte ich Euch nicht kennen Herr", antwortete der Müller auf Alexis' Befragen; „das waren noch gute Tage, da waren wir Alle hier beisammen. Und jetzt! die Mutter todt, der Vater fort; wenn meine Alte nicht so auf dem Platze wäre, Alles müßte ja hier und unten zu Grunde gehen. Sie sorgt und schafft wie ein Mann. Wenn nur der Stiefvater zurückkommen wollte! Sie waren ja so gut mit ihm; Ihnen würde er glauben, wie nöthig er hier ist."

„Und wo ist Eure Frau", sagte Alexis seltsam bewegt durch die Klage des armen Menschen, der in diesem Trauerspiel nur Das verschuldet, was unter seines Gleichen hier an seiner Statt ein Jeder gesündigt, „ich möchte sie noch sehen, ehe ich das Thal verlasse."

„Heut treibt das Vieh hinauf nach den Bergen, da ist sie ein Stück mitgegangen, damit die Mägde es nicht wild machen. Es wird ohnehin gierig nach den Weiden sein. Dort rechts in die Tannen biegt ein, auf der Lichtung am Brünnle da findet ihr sie."

Eilig befolgte Alexis die Weisung und hatte bald die bezeichnete Stelle erreicht, wo er schon von Weitem die dunkle Gestalt Neschka's erblickte. Unwillkürlich blieb er in dem Dickicht der Tannen stehen und sah, wie das erste Mal, da er sie im Abendsonnenglanz verklärt geschaut,

mit staunender Bewunderung zu ihr hinüber! Nur daß dies Mal sich das tiefe Mitgefühl für ein verlorenes Leben darein mischte. An eine Buche gelehnt, den hellen Kopf mit schwarzem Tuch umwunden, die Augen starr und gedankenlos in die Ferne gerichtet, die gekreuzten Arme nachlässig auf der schwarzen Schürze herunter sinken lassend, stand die schöne Frau

Geräuschlos, ohne von ihr bemerkt worden zu sein, trat Alexis in den Wald zurück. Jedes Wort, das nicht dem Unaussprechlichen in ihr gegolten hätte, wäre diesem Eindruck gegenüber unmöglich gewesen. So ging er, ohne ihr zu sagen, daß wenigstens eines Menschen Herz auf Erden ihren Jammer begriff.

„Und nun, Werner“, schrieb Alexis, „nun ist erfüllt, was ich Dir einst sagte, daß auch möglich ist, was wahr ist. Nun komme ich und bringe mein Märchen aus den Bergen im Triumph heim und Du magst sehen, wie Du es gut machst. daß Du nicht daran geglaubt hast.

„Wenn wir es nicht wären, die mit so viel Qual es besiegelt hätten, wenn ich dieses Spiel des Zufalls in irgend einer Novelle läse, würde ich mich davon unterhalten lassen und nur erstaunen, daß unsere so oft prosaisch gescholtene Zeit noch solche Romantik in sich bergen kann, trotz aller Eisenbahnen, Telegraphen, Tunnels und Kabels, die Alles wo möglich bis auf einen andern Stern ausplaudern möchten. Jetzt empfinde ich nur, daß die Wunder des Herzens ewig Geheimniß bleiben und nur der Glaube an sie ihnen das Leben giebt.

„Nun sei verständiger als ich! Reiß' Herzen auf und Fenster auf, ehe wir kommen, laß die Sonne in die fernsten Winkel scheinen, es wird noch immer dunkel sein gegen den Glanz, den wir Dir in unseren Herzen mitbringen!“

---

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



In dem Bettlein schläft mein Schätzchen,
Aus dem Korbe lugt das Kätzchen,
Selbst die Stunde hemmt den Lauf;

Ueberall herrscht Mittagsschweigen,
Und aus meinem Buche steigen
Wundervolle Märchen auf!

# Der Salon.

[illegible]

[illegible]

1.

[illegible] am Tage, [illegible] deren Morgenhorn [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible] Gruß und sagte [illegible] „[illegible] [illegible] würden Dich noch aus den [illegible]

[illegible] ließ seine [illegible] [illegible] nur Dich, die beste aller [illegible] nicht für geliebte Anverwandte [illegible] deren Ursprung [illegible] und Seele [illegible] setzte sich an den Tisch und wendete [illegible] dampfenden [illegible] an.

Um Frau Susanne's [illegible] spielte ein [illegible] einen [illegible] Blick über die Welt [illegible] [illegible] rothfarbigen Zähne [illegible] gleichsam [illegible] gegenüber [illegible], legte [illegible] gedankenvoll vor sich hin.

Frau Susanne [illegible] ihrer [illegible] nung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Haare, [illegible] [illegible] gaben ein [illegible] [illegible] Behaglichens [illegible]

Ihr blonder [illegible] bei Frau Susanne [illegible] fast, als ob die Natur bei ihrer [illegible] [illegible] auf [illegible] Formen waren [illegible] Unbeschreibbares und [illegible] haben. Er selbst nannte sich [illegible] [illegible] Skizze [illegible] Wetter erscheinen ließ, was [illegible] [illegible] mit einer [illegible] [illegible] [illegible] Ein dunkler [illegible] und ein [illegible] [illegible] [illegible] gut wie Haar und Bart [illegible]

# Der Salon.

## Im Fegefeuer.

Eine Geschichte nach der Natur von **Johannes Kugler.**

I.

Es war noch früh am Tage, lange vor dem Erwachen der gebildeten Menschheit, als Egidius Wenzel gähnend und seine langen Glieder streckend in's Wohnzimmer trat. Seine Mutter, Frau Susanne, die sich gerade am Frühstückstisch zu schaffen machte, wandte sich bei seinem Gruß und sagte erstaunt: „Schon auf den Beinen, Egidius? Ich glaubte, wir würden Dich noch aus den Federn holen müssen."

Egidius ließ seine Augen rund umher gehen: „Ihr? wo seid Ihr? Ich sehe nur Dich, die beste aller Mütter; aber — aber, was thut man nicht für geliebte Anverwandte!" — Mit einem schweren Seufzer, an dessen Ursprung Körper und Seele gleichen Antheil zu haben schienen, setzte er sich an den Tisch und wendete seine ganze Aufmerksamkeit der dampfenden Maschine zu.

Um Frau Susanne's Lippen spielte ein eignes Lächeln. Sie ließ einen prüfenden Blick über ihr Werk gleiten, der schließlich und am längsten an ihrem rothbärtigen Sohne haften blieb; dann nahm sie gleichfalls ihm gegenüber Platz, legte die Hände in den Schooß und sah gedankenvoll vor sich hin.

Frau Susanne war trotz ihrer Jahre noch eine anmuthige Erscheinung. Klein, aber äußerst wohlgebaut, hatte sie sich die ganze Elasticität der Jugend zu bewahren gewußt, die frisch und lebendig aus ihren großen Augen leuchtete. Unter dem weißen Häubchen quollen ihre schwarzen Haare, kaum winterlich angeschneit, in dicken Locken hervor und umgaben ein edel geschnittenes Gesicht, auf dem der Ausdruck des reinsten Wohlwollens lag.

Ihr blonder Sohn zeigte in Allem das äußerste Widerspiel: war bei Frau Susanne jede Form harmonisch und durchgebildet, so schien es fast, als ob die Natur bei seiner Erschaffung mit halbgeschlossenen Augen nur auf die malerische Gesammtwirkung hingearbeitet hätte. Seine Formen waren nicht unschön oder charakterlos, aber sie hatten etwas Undefinirbares und würden einen Bildhauer in Verzweiflung versetzt haben. Er selbst nannte sich mit gutem Humor eine geistreiche, aber halbverwischte Skizze. Was ihn bei alledem als ein echtes Kind seiner schönen Mutter erscheinen ließ, war der liebenswürdige Ausdruck, der aber bei ihm mit einer eigenen Mischung von Melancholie und Sarkasmus versetzt war. Ein dunkelrothes Fez saß ihm mehr im Nacken als auf dem Kopf, und ein abgeschabter Sammetrock, hie und da mit Oelfarbe beklext, verrieth so gut wie Haar und Bart sein Handwerk.

Es verging eine geraume Zeit unter beiderseitigem Schweigen; allmälig wurde Egidius unruhig. Er rückte auf seinem Stuhl hin und her, gähnte wiederholt und fuhr sich mit beiden Händen wie verzweifelt durch Bart und Haare.

„Mutter", sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer, „mein Körper hält diese systematischen Angriffe auf die edelsten Organe nicht länger aus; mit gebrochenem Herzen und leerem Magen Abschied nehmen, das geht über meine Kräfte! Wo bleibt nur Clara? Wo steckt Deine schöne Nichte, meine grausame Cousine?"

Frau Susanne warf ihm einen mitleidig spöttischen Blick zu: „Clara muß gleich kommen, sie packt nur noch ihre Reisetasche. Aber ich will Dein gebrochenes Herz heilen, Du armer Hungerleider."

„Ach, Mutter! Du verstehst mich", sagte Egidius und hielt ihr schmunzelnd seine Tasse hin.

Frau Susanne erhob sich, ihm einzuschenken; dabei gewann sie den Ueberblick seines frühzeitig entwaldeten Hauptes. Sie hielt bekümmert inne und streichelte mit der linken Hand seine dürftigen Locken. „Egidius", sagte sie mit dem wärmsten Ton mütterlicher Besorgniß, „wie lange willst Du noch warten? Wenn ich Deine täglich, ja stündlich wachsende Stirn ansehe, so scheint mir wirklich —"

„Carthaginem esse delendam", ergänzte Egidius lachend. „Mutter, Mutter! ich weiß, was Du sagen willst. Du sprichst wie Cato von Utica, der Ausbund aller Tugenden, aber Du denkst wie ein Jesuit. O! bei Euch Frauen und Jesuiten heiligt der Zweck immer die Mittel! Du willst meinen Ruin, das heißt, eine Schwiegertochter, damit Du Enkel, kleine Wenzel auf Deinen Armen wiegen kannst; ohne zu bedenken, welche Rolle Deinem Sohn dabei zu Theil wird."

„Nun und welche Rolle?" fiel ihm Frau Susanne ungeduldig in's Wort.

„Die Rolle eines komischen Alten, und dazu bin ich zu stolz. Glaubst Du, meine Kinder würden die schöne Nase, die Augen, all' die Reize ihrer Mutter mit auf die Welt bringen? Nein, nein! Die Natur thut nichts halb; was sie bei mir begonnen, würde sie mit unbarmherziger Consequenz an meinen Kindern und Kindeskindern fortführen bis in's tausendste Glied, und so kämen die armen Wenzels schließlich noch beim Urmenschen an. Vielleicht ging' es auch schneller und ich erlebte noch selber das zweideutige Vergnügen, mit Kind und Kegel als Beleg für die Wissenschaft zu dienen. Sage selbst, ob es ohne tiefere Absicht geschehen konnte, daß Deine schöne Nase sich an mir zur form- und lichtlosen Kartoffel bildete? — Das Colorit könnte mich noch trösten", fuhr Egidius nachdenklich fort, indem er seinen rothen Bart im Spiegel beäugelte; „aber Roth in Roth, das Experiment wäre doch auch zu gefährlich!"

Frau Susanne mußte wider ihren Willen lachen. „Du kannst auch nichts ernst nehmen", unterbrach sie ihren beredten Sohn.

Indessen Egidius ließ sich nicht irre machen. Es war eine Saite

angeschlagen, die ausklingen mußte. „Als ob es eine höhere Auffassung der Ehe geben könne, als diese, meine!“ begann er von Neuem. „Wie viel besser stände es um unsere Race, wenn nicht so viel leichtsinnige Ehen aus purer Liebe geschlossen würden! Wenn sich der Staat nicht in's Mittel legen will, ist die patriotische Pflicht des Individuums, einzutreten wo und wie es kann. Aber wenn ich mich auch über solche Bedenken hinwegsetzen wollte: es ginge doch nicht — und das ist einzig und allein Deine Schuld. Du hast mich verwöhnt, und die Töchter des Landes wollen mir nicht mehr einleuchten, seit wir wieder mit einander leben und unser idyllisches Schicksal in Ruhe weiterspinnen. — Und zu alledem habe ich viel zu viel Nerven und viel zu wenig Geduld für einen normalen Ehemann und Familienvater.“

Mit diesen Worten beugte er sich über seine gefüllte Tasse und sog den aromatischen Duft des echten Mokka mit Inbrunst ein. Um seine allerdings nicht schöne Nase schwebte der Ausdruck des reinsten Glücks.

„Und auf das müßte ich auch verzichten“, fuhr er nach einer Weile mit wehmüthigem Ton fort. „Welcher Familienvater trinkt guten Kaffee? — Jeder Morgen ertränkte das Glück des werdenden Tages im Keim!

„Da säßen wir zu Sechsen oder Achten, lauter Kartoffelnasen, um den Familientisch; statt des Mokka eine unheimliche Mischung, für die meine Frau durch's Feuer ginge, statt des Rahms, der Seele des Kaffees, die Milch der frommen Denkungsart, Semmel statt Eierbrod — und ich müßte zu alledem schweigen, aus Erziehungsgrundsätzen. Vielleicht nach fünfundzwanzig langen Jahren der Entbehrung, wenn die Töchter verheirathet und die Söhne aus dem Hause wären, suchte mich das Glück meiner Jugend wieder heim. Aber dann wäre ich alt, stumpf, ein Moralist geworden. Ach! nichts tödtet sicherer und schneller alle Idealität, befördert die sogenannten Tugenden mehr, als mangelhafte Nahrung!“

„Und das nennt sich einen Idealisten“, fuhr Frau Susanne jetzt dazwischen, „ein Mensch, der von der Ehe nichts will als Wohlbehagen! Ein Glück, daß Clara Deine Ketzereien nicht gehört hat.“

„Gewiß, liebe Mutter“, sagte Egidius; „Clara ist ein reizendes junges Mädchen und je schöner ein Mädchen ist, um so weniger liebt es, ja versteht es die unbarmherzigen Wahrheiten der Philosophie.“

In dem Augenblick ging die Thür auf und Clara trat in's Zimmer. Die jungfräuliche Anmuth ihrer Erscheinung bändigte Egidius' Laune und erstickte alle weiteren Blasphemien, die ihm noch auf der Zunge zu schweben schienen.

Frau Susanne sprang freudig auf und eilte ihrem Liebling entgegen: „Du kommst gerade zur rechten Zeit, um mir gegen meinen unleidlichen Sophisten beizustehen — — doch nein, heut' am letzten Morgen sollt Ihr Euch nicht zanken.“

„Rauchen wir die Friedenspfeife“, setzte Egidius hinzu und reichte

seiner Cousine die Cigarrentasche hinüber. „Aber Kind", sagte er plötzlich, während er wie verzaubert mit ausgestrecktem Arm und strahlendem Blick stehen blieb, „wie reizend siehst Du heut' aus! Bitte, ein wenig mehr zurück, nach rechts, in's Dunkel! Der reine Rubens, aus seiner besten Zeit! O wie schade —!"

„Ja", sagte Clara mit erregtem Ton und bis an die Stirn erröthend, „wie schade! Egidius hinge mich am liebsten in sein Atelier, über seinen alten Mottenkasten. Nach einer Seele fragt er freilich nicht, wenn er nur Roth und Blau sieht!"

„Roth und Blau!" seufzte Egidius, „heiliger Rubens, verzeih' ihr, sie weiß nicht, was sie spricht! — Aber Du hast Recht, Clara; statt mich an Deinen Gottesgaben zu freuen, sollte ich mich hinsetzen und meine Augen in's Taschentuch begraben."

Er zog die Uhr: „Jetzt ist's gerade sieben; um acht, in einer Stunde hast Du uns verlassen und damit meine arme Mutter ihrem Schicksal und ihrem Sohn herzlos überantwortet. Dann werde ich Dir das schönste Thränenopfer der schönsten Seele bringen."

Er nahm eine Cigarre aus der Tasche, warf sich in einen Lehnsessel, und indem er sein Morgenopfer anzündete, überließ er sich ganz dem Genuß des Augenblicks.

Frau Susanne sorgte unterdessen geschäftig für das Wohl ihrer Nichte, schenkte ihr Kaffee ein, trug Brod und Butter herbei und schien ganz in ihre mütterlichen Pflichten vertieft. Aber ihre Augen eilten unruhig, halb glücklich, halb bekümmert von Einem zum Andern. Die Stunde enteilte und mit ihr die Erfüllung geheimer Wünsche. Auch Egidius hatte sich verändert. Er hatte seine Blicke wieder auf seine schöne Cousine gerichtet, doch die künstlerische Objectivität war aus ihnen verschwunden, statt ihrer glühte ein gewisses menschliches Feuer in seinen gutmüthigen, blauen Augen.

Clara war der beste, der unzertrennliche Kamerad seiner Kinderjahre gewesen; er hatte sich gewöhnt, sie ganz wie eine jüngere Schwester zu betrachten. Dann hatte sie das Leben für lange Jahre getrennt; Jahre, in denen er zum Mann und sie zur reizenden Evastochter gereift war. Jetzt zum erstenmal waren sie wieder für längere Zeit beisammen gewesen; aber trotz der alten Freundschaft hatte Keines den harmlosen Ton der ersten glücklichen Jugend wiederfinden können. Sein langer, rother Bart und ihre Schönheit errichteten Schranken zwischen ihnen, an denen die Erinnerung vergebens rüttelte.

Egidius, der alle Regungen seines Herzens bisher siegreich hinweggespöttelt hatte, fühlte, daß seine Zeit gekommen sei und daß ihn nur die bevorstehende Trennung vor gänzlicher Niederlage retten könne. Er hatte tapfer gekämpft und weder sich, noch den holden Gegenstand seiner Feindschaft im Mindesten geschont; aber jetzt, in der letzten Stunde überkam ihn eine unerwartete Schwäche. Er empfand ein inniges Erbarmen mit seinem Herzen und hielt es nicht für zu kühn, seine Wunde mit einem herzlichen Wort zu kühlen.

In solchen Gedanken erhob er sich und trat vor Clara hin. Doch der offene, heitere Ausdruck, mit dem sie ihn erwartungsvoll betrachtete, und das Licht des Tages, das ihm plötzlich voll in's Gesicht fiel, lähmte seine Thatkraft. Er fand kein passendes Wort. Seine Augen irrten umher, um auf einmal sich selbst im gegenüberhängenden Spiegel zu begegnen. Armer Egidius! Wie die Klapperschlange mit ihren Blicken ihr Opfer in unentrinnbare Fesseln schlägt, so lähmte ihn sein eigenes Spiegelbild. Langsam sog er sich alle Geistesgegenwart, alles Selbstbewußtsein aus der Seele, bis ihn der niederschmetternde Anblick und das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit zum schleunigen Rückzug nöthigte. Er sank in seinen Sessel zurück und empfand mit hellseherischer Wehmuth, wie sich seine lyrische Stimmung, gleich Nebelwolken vor dem Strahl der Sonne, vor der aufsteigenden Reflexion verflüchtigte.

So mochte er eine Weile gesessen haben, als vor seinen Augen, die ganz nach innen gewendet schienen, eine kleine, zierliche Hand erschien, wolgerundet, mit Grübchen auf jedem Gelenk und den rosigsten Fingerspitzen. Dieser Anblick gab ihm seine ganze Heiterkeit wieder. Er nahm das Händchen zwischen seine beiden Hände und streichelte es zärtlich, ohne sich um dessen ungeduldiges Zucken zu kümmern.

„Sehr graziös!" sagte er halb vor sich hin. „Aber etwas zu manierirt; etwas zu zopfig!"

Kaum waren diese unvorsichtigen Worte seinen Lippen entflohen, als sich der zarte Gegenstand seiner Kritik mit einem heftigen Ruck befreite. Egidius fuhr sich mit beiden Händen an die Backen, in Erwartung des Schlimmsten. Doch der Blitz zündete nicht. Er sah nur Clara's halb lachendes, halb erzürntes Gesicht vor sich, die ihm jetzt ihren Handschuh zum Küssen hinhielt.

„Das ist gut genug für Dich, Du ungalanter Mensch! Nicht einmal der Abschied weckt fein Herz!"

„Abschied!" fuhr Egidius auf; „ach ja! Das hatte ich ganz vergessen. „Aber mein Herz darfst Du nicht schmähen. Während Ihr Buttersemmeln stricht, und noch dazu so dünn, habe ich meinem Herzen Audienz gegeben; aber —" er warf sich in die Brust — „aber seine unberechtigten Ansprüche gebührend zurückgewiesen."

„Du bist unverbesserlich", sagte Clara, indem sie vor Zorn erröthete; „ein Spötter, ein Egoist! Aber Tante Susanne verdirbt Dich, Alle verderben Dich, Alle verziehen Dich! Es geht Dir zu gut, viel zu gut, Du herzloses Genie!"

„Unberufen, unberufen!" unterbrach sie erschreckt Frau Susanne. „Um Gotteswillen, Kind! Welche Leidenschaft!"

Clara wurde blaß und wieder roth; Egidius drehte eifrig an seinem rothen Bart, und über allen Dreien lagerte eine verhängnißvolle Schwüle.

In dem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren. Gleich darauf öffnete sich die Thür und die Magd steckte ihren Kopf in's Zimmer:

„Der Wagen wär' da, gnädiges Fräulein!"

Der Alarmschuß schreckte sie auf. Die Frauen fielen sich um den Hals, Egidius belud sich mit großem und kleinem Gepäck und alle Drei verließen schweigend das Zimmer.

## II.

Ein paar Stunden nach Clara's Abreise saß Egidius, in melancholische Betrachtungen vertieft, unthätig vor der Staffelei. Sein verstimmtes Gesicht, grau wie der Himmel vor seinem halbverhängten Fenster, stach sonderbar gegen den glühenden Vollbart und das rothe Fez ab, unter dem sich seine Stirn bedenklich auszudehnen schien; dennoch mußte sie ihre natürlichen Grenzen erreicht haben, denn der Kragen seiner Joppe war von dunkelblonden Locken überwuchert, die bei der leisesten Bewegung einen eigenwilligen Tanz aufführten.

„Ja, ja!" murmelte er vor sich hin, „es geht mir zu gut. Ich könnte platzen vor Seligkeit!" — Er sprang auf und trat vor den großen Venetianerspiegel: „Da, schau hin, hat Dich Mutter Natur nicht mit allen Reizen überschüttet, hat sie etwa ihre Palette gespart: Carmin, Zinober, den theuersten Lack! Doch halt! Sei nicht ungerecht" — lachte er plötzlich — „heut' hat mich die Melancholie wahrhaftig verschönt. Grau in Grau! Ein so seltenes Vergnügen darf ich mir nicht entgehen lassen!" — Er griff zur Palette und begann auf einer bereitstehenden Leinwand, die schon manchen Launen ihres Herrn gedient zu haben schien, sein blasses Ich mit großem Eifer zu gestalten.

Er hatte noch nicht lange gemalt, als es an die Thür klopfte. Ohne das Herein abzuwarten, den weitschattenden Hut auf dem Kopf, trat sein Freund Franz in's Zimmer und schweigend hinter den eifrigen Egidius.

„Gut, sehr gut", sagte er nach einer Weile. „Nur zu interessant, mein Lieber, zu blaß. Wo bleibt die Selbsterkenntniß?"

Egidius wandte sich um und sah ihm bekümmert in's Gesicht. Dann legte er Pinsel und Palette beiseite, reichte dem Freund die Hand und warf sich mit einem schweren Seufzer auf's Sopha.

„Mensch, zum wievielten Mal malst Du Dich eigentlich?" sagte Franz lachend. „Deine Schönheit in Ehren, aber hin und wieder dürftest Du wol einem andern Ideal nachstreben! — Doch ich thue Dir Unrecht", unterbrach er sich, indem sein Blick auf eine große Leinwand fiel, die verkehrt zur Seite lehnte. Er holte sie hervor und stellte sie auf die Staffelei.

Mit wenigen unbestimmten Pinselstrichen war auf dem dunklen Grunde eine unheimliche Phantasie entstanden: durch langsam ansteigendes Terrain, mit Steinen und dürrem Gestrüpp bedeckt, führte eine Straße gegen ein verlassenes, burgartiges Haus, das der Sitz des Elends selbst zu sein schien. Die nüchternen Contouren des Hauses und die sturmgepeitschten Bäume zu seinen Seiten zeichneten sich scharf gegen den Horizont. Ueber die ganze trostlose Oede jagten schwere Regen-

wolken, sich hie und da in den Lachen spiegelnd, die sie am Boden zurückgelassen. Ganz im Vordergrunde aber, quer über die Straße hingestreckt lag der Körper eines Erschlagenen

Franz stand lange stumm vor dem wunderlichen Machwerk; dann zog er sein Taschentuch und nieste heftig hinein.

„Bist Du mit meiner Kritik zufrieden?“ wandte er sich an Egidius. „Man holt sich wahrhaftig den Schnupfen vor Deiner verdammten Phantasie. Aber im Ernst, Egidius, das ist schön, das ist ergreifend. Warum, um Gotteswillen, machst Du das nicht fertig, ehe Deine katarrhalische Begeisterung verfliegt?“

„Weil ich nicht alle Tage Selbstmordgedanken haben kann. Das zehrt an Leib und Seele und schärft den Appetit; und das Pfund Rindfleisch kostet heutzutage zwanzig Kreuzer.“

„Dann mache es wie der Metzger und schlage auch auf“, lachte Franz.

„Ach Du lieber Gott! Damit die armen Kinder meiner Laune desto schneller heimkehren? Wer kauft so etwas! Für gutes Geld die schlechteste Laune! — Ein Mädchen, Schafe hütend und dabei ihres Liebsten denkend, der ihr, zwei Schritte davon, im schönsten Goldrahmen, bei ein paar Gänsen, Gleiches mit Gleichem vergilt, kostet nicht mehr und stimmt die Seele heiterer.“

„O, diese sophistischen Schleichwege kenne ich, aber diesmal sollst Du mir nicht entwischen und einmal ausnahmsweise die Wahrheit hören, mein Theurer. Gestehe es nur! Du bist einfach zu faul. Du hast kein Pflichtgefühl, keine Energie. Du schöpfst den Schaum ab, leckst Dir alle zehn Finger und wirfst Dich befriedigt auf Dein Lotterbett. Aber glaube mir, da wachsen keine Lorbeeren!“

Die Ausfälle des Freundes schienen Egidius nicht zu beleidigen; wohlgefällig strich er sich über den Bart und erwiederte: „Du urtheilst so oberflächlich, wie alle Moralisten. Das muß kathegorisiren, schematisiren! Mit Euren Paar Stichwörtern: Gut und Böse, Fleißig und Faul, glaubt Ihr die Grenzen der Menschheit zu umspannen, ohne zu bedenken, daß Ihr Eure eigene kleine Empfindung einer Phantasie aufdrängt, die Euch täglich an Eurem eigenen Leibe ihre Unerschöpflichkeit und Grenzenlosigkeit beweist. Was Ihr Tugenden nennt und als Laster verschreit, sind nichts als die Consequenzen unseres Organismus. Ach!“ fuhr er mit elegischem Ton fort, „vor zehn Jahren, als ich noch ein unschuldiger Idealist war und die blöde Jugendeselei meinen Blick noch gefangen hielt, da schien es mir auch eine Kleinigkeit, den Himmel zu stürmen. Und als mich mein Maëstro gar einen Hund zu nennen drohte, wenn ich nicht binnen Jahr und Tag ein vorzügliches Bild zu Stande brächte — da rannte ich wie besessen nach Haus, warf mich auf die Kniee, streckte die Arme gen Himmel und stammelte eine Art von verrücktem Gebet in das Chaos hinein. Dabei liefen mir die dicken Thränen über die Backen, und ich glaubte an Erfüllung meiner leidenschaftlichen Wünsche und Bitten, wie nur je ein gläubiger Narr. Dann trat ich mit Siegeszuversicht vor den Spiegel und suchte meinem jugendlichen

Nichts den großen Mann aufzuoctroyiren. Ach! Mit Begeisterung und Dummheit geht Vieles. Die feurigen Augen und der Wald von lockigem Haar ließen mich Alles übersehen, was die humoristische Laune des Schöpfers schon damals deutlich auf Stirn und Nase geschrieben hatte! — — Aber allmälig fielen meine Haare wie die Blätter vom Baum, und das rothe Gestrüpp wuchs mächtig am Kinn und mit ihm die Erkenntniß. Mit jedem Jahr und mit jedem Bild, das ich mir ablauschte, verstand ich die Intentionen des Schöpfers besser und jetzt" — er sprang plötzlich auf und stellte sich vor Franz hin — „jetzt, sage selbst, ob ein großer Künstler so aussieht!"

Egidius hatte mit Feuer und Empfindung gesprochen, aber Franz lachte ihm in's Gesicht.

„Nimm Deinen Hut, Du unverbesserlicher Sophist. Wir wollen Deiner schwachen Philosophie bei einem Glase Wein auf die Beine helfen. Vorher aber laß Dir sagen, daß Du ein besserer Musikant und schlechterer Philosoph sein würdest, wenn Du nicht so bequem in der Wolle säßest. Eine Frau, ein halb Dutzend Kinder und ein ganzes Dutzend Sorgen thun oft Wunder!"

Egidius hatte mit ernster Miene zugehört; jetzt streichelte er seinem Sittenrichter freundlich die Backen. „Schau, welch' ein schöner Gedanke! Ja, ertränken wir meine Philosophie und Deine Moral einträchtiglich im Wein! Stürzen wir sie in's Meer der Vergessenheit! Aber wenn es Dir nicht gerade um einen schlechten Wein zu thun ist, so brauchen wir nicht weit zu laufen. Wir haben einen Magensaft im Keller, der der Sünde werth und mein besonderer Freund und Nothhelfer ist."

„Kathi!" rief er zur Thür hinaus, „eine Flasche Portwein und ein Paar Gläser!"

Kathi, eine verblichene Schönheit an der äußersten Grenze der Jugend, brachte bald das Verlangte. Erröthend und mit niedergeschlagenen Augen stellte sie den Wein auf den Tisch, so daß er nicht gerade herunterfallen mußte, und trat, ohne viel zu grüßen, oder um sich zu sehen, sogleich wieder den Rückzug an.

Egidius sah ihr schmunzelnd nach: „Sie kann sich nicht an meine alten nackten Heiden gewöhnen. Das arme Opfer der Tugend! Da sind wir sündigen Menschenkinder doch besser dran", fuhr er, die Gläser füllend, fort: „wir machen lieber dem Schöpfer zu Ehren aus der Noth eine Tugend, als umgekehrt."

Franz schien eine Entgegnung auf der Zunge zu haben, doch Egidius schnitt sie ohne Weiteres ab „Halt, mein Lieber!" rief er, indem er ihm die Hand auf den Mund legte: „trinke Dein Glas aus, rein aus! Ich sehe es Dir an, Du willst wieder moralisch werden. Aber bei Gott, dazu ist der Stoff zu edel! Ich will Dir's beweisen, was ich gesagt habe, und beim zweiten Glas wirst Du mir Recht geben. Siehst Du, jetzt bin ich glücklich, nehme es an Menschenliebe mit Jedem auf, und doch liegt die Hand des Herrn schwer auf mir. Ich fühle mich

schwach im Leibe und bin preß- und schmerzhaft, als wenn sich meine achtundzwanzig Jahre auf den Kopf gestellt hätten. Bei Wasser und Brod würde ich beten, die schöne Gotteswelt zum Jammerthal und meinen Mitmenschen das Leben sauer machen. Aber" — er schluckte wohlgefällig — „mit diesem Verbündeten hat das Elend keine Gewalt über mich. Tod, wo ist Dein Stachel! Hölle, wo ist Dein Sieg!"

„Lästerer!" fiel ihm Franz in's Wort.

„Die ganze Natur lästert! — — Aber", fuhr er mit bitterm Ausdruck fort, „Du hast gut predigen! Du bist ein schöner, gesunder Kerl, ein Musterexemplar der verkommenen Species: homo sapiens Linné! Du kannst arbeiten, was Du willst und wann Du willst; pflückst Lorbeeren, wie die Kuh das Gras — Du hast eine reizende, liebenswürdige Frau —"

Er brach plötzlich ab, leerte sein Glas mit einem hastigen Zug und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Franz kannte die wunderlichen Launen des Freundes zu gut, um ihm jetzt zu widersprechen. Er überließ ihn ruhig seinen Gedanken.

Nach wenigen Minuten trat Egidius auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte weich: „Der gerade, sonnige Weg ist für Euch gerade Leute; mir ist im Dickicht, wo Licht und Schatten wechseln, wohler. Und dann, mein Alter, ist's gar nicht so übel, so ein wenig seitab von der Heerstraße, in der Stille; wenn man nicht allein ist, wenn man so klug war, sich eine Mutter auszusuchen, wie die meine ist. — Die wahre Kindesliebe kommt doch erst mit den Jahren. Du glaubst nicht, Du armer, pflichtgebeugter Vater, wie angenehm das ist, mit achtundzwanzig Jahren noch gelegentlich ein Kind und nichts als Kind sein zu dürfen. Es mag egoistisch sein; aber bekanntermaßen ist Liebe nichts Anderes als Egoismus!"

„Daß ich der Narr wäre, mich mit Dir zu streiten", sagte Franz und griff lachend nach seinem Hut. „Du hast heut' Deinen nachdenklichen Tag; da ist's besser, ich gehe heim, schaue nach meinen Nestlingen und schaffe Futter in's Haus. Lebe wohl, Philosoph!" — Damit drückte er ihm die Hand und ging.

Als Egidius allein war, trat er an den Tisch und goß sich langsam den Rest der Flasche in's Glas. Dann hob er es in die Höhe und sagte, während ein sonniges Lächeln über sein Gesicht flog: „Auf Dein Wohl, Mutterherz! Ich bin so egoistisch, Dich zu lieben, mir zu Liebe; aber man müßte mir Glied für Glied abhacken, ehe ich es ließe!"

## III.

Egidius war eine Art Pessimist, aber ein gutgelaunter Pessimist. Er schimpfte über Gott und die Welt; aber er war nicht so eingebildet, sich für zu gut für diese wunderliche Einrichtung zu halten. Mit einem gewissen cynischen Behagen füllte er seinen Platz aus und hätte sich wahrscheinlich weniger glücklich gefühlt, wenn er zufriedener gewesen wäre.

Die Zufriedenheit ist das Glück der Geduldigen; der Lämmer und Tauben unter den Menschen — und Egidius wollte weder ein Lamm, noch eine Taube sein.

Er lag mit den kleinen Leiden des menschlichen Lebens in beständigem Hader; doch er hatte einen unerschrockenen Geist; sein Bogen war immer gespannt, und seine in Humor und Sarkasmus getauchten Pfeile hielten den Feind in gebührender Entfernung.

Wurde er ihm gelegentlich zu stark, oder fühlte er seine Kraft erlahmen, dann stimmte er wol auch in den allgemeinen Klagegesang über das Elend der Welt ein. Aber dieser Zustand der Erschlaffung dauerte selten lange; lieber schickte er in den Keller und verschanzte sich hinter einer Flasche Portwein, seinem Universalmittel. Dann streckte er sich der Länge lang auf das Sopha, steckte sich eine Cigarre an und wartete mit mehr oder weniger Geduld, bis seine Kräfte zu neuem Streit gewachsen schienen.

So war er bisher noch immer mit einem blauen Auge davongekommen. Aber die Zeit der Prüfung sollte auch ihm nicht ausbleiben. Unerwartet stiegen plötzlich dunkle Wolken am Horizont auf, die sich mit Donner und Blitz über seinem unschuldigen Haupt entladen sollten.

Als er am nächsten Morgen — es war empfindlich kalt — noch halb verschlafen und ganz erfroren in's Wohnzimmer kam, war der Ofen noch nicht geheizt und der Tisch, von dem ihm sonst die Kaffeemaschine lustig entgegenbrodelte, leer.

Egidius sah sich verdutzt um, faßte sich an den Kopf und zog die Uhr; es war acht. Zu dieser Stunde fand er sonst immer die Mutter und den Kaffee bereit, seine schlummernden Lebensgeister zu wecken. Was war das heute? Seinen nüchternen, frostigen Körper überlief ein ahnungsvoller Schauder. Er trat an die Thür, die zu Frau Susanne's Schlafzimmer führte, und horchte hinein Es war Alles still. Sollte die Mutter noch schlafen! — Er rief die Magd. — Kathi kam, übernächtig, mit verweinten Augen.

„Was giebts? Was bedeutet das?" fragte Egidius ängstlich. „Wo ist meine Mutter? Warum haben Sie nicht geheizt?"

„Ach Gott!" seufzte Kathi, „die gnädige Frau sind so krank — und es ist so kalt — und da wußte ich nicht —"

Ehe sich Kathi's Logik noch weiter compromittiren konnte, wurde sie durch Frau Susanne's Stimme unterbrochen, die aus dem Nebenzimmer nach Egidius rief.

Er stürzte hinein. Seine Mutter lag mit fiebergerötheten Wangen im Bett und streckte ihm mit mattem Lächeln die Hand entgegen.

„Mutter! Du bist krank!" rief Egidius. „So plötzlich —"

„Ja, mir ist schlecht!" — Sie lächelte matt. „Ich fühlte es schon seit mehreren Tagen. Doch ich habe Dich nicht ängstigen wollen; heut' aber kann ich's Dir nicht mehr vorenthalten. Ich habe es versucht, aufzustehen, aber die Füße wollen mich nicht tragen. Ich glaube, ich werde recht krank, mein armer Junge! — Aber ich seh' es Dir an: Du bist

noch nüchtern, Du hast noch nicht gefrühstückt, Du siehst ganz entgeistert aus."

„Ach, Mutter! wer denkt an Frühstücken!" — Er mußte trotz seines Kummers lachen: „Kathi auch nicht!"

Frau Susanne seufzte: „Wie werdet Ihr unpractischen Leute ohne mich fertig werden! Das arme Mädchen! Ihr Kopf kann nicht zwei Dinge auf einmal beherbergen, und jetzt hat sie noch obendrein Kummer um mich und die Nacht nicht geschlafen. Ich habe sie schon in aller Frühe zum Arzt geschickt —"

„Und mich nicht wecken lassen, böse Mutter!"

„Wozu? Es stände nicht besser um uns Drei, wenn ich auch Deinen Schlaf gemordet hätte. — Aber jetzt laß mich lieber allein; ich will versuchen, das Versäumte nachzuholen, ehe der Arzt kommt."

Egidius küßte der Mutter die Hand und ging betrübt in sein Atelier. Kathi schien sich inzwischen wieder gefunden zu haben, wenigstens glühte hier der Ofen und die Kaffeemaschine gurgelte hoffnungsvoll auf dem Tisch.

Indessen Egidius sah nichts von alledem; seine Bedürfnisse waren geschwunden, seine Sinne todt. Er ging mit großen Schritten auf und ab wie ein gefangenes Thier. Das unerwartete Mißgeschick hatte den dunklen Grund seines Wesens aufgerührt. Mit Schaudern empfand er die vulkanische Existenz des Menschen. Die Abgründe, an denen unser Weg beständig hinführt, über die der Leichtsinn des Glücklichen seine luftigen Brücken baut, gähnten ihn an. Er warf einen verächtlichen Blick auf alle die Schätze und künstlerischen Schnurrpfeifereien, die sein Zimmer schmückten, die er wie seine Kinder liebte und mit ästhetischem Raffinement jeden Tag anders ordnete und stellte.

„Unsinn! Thorheit! Narrheit! Als ob ein Mantel, seine Blöße zu bedecken, und ein Stiefelknecht nicht schon zu viel Hausrath für so eine Eintagsfliege wären! Aber da hängt man sein Herz an tausend überflüssige Dinge; senkt seine Wurzeln nach allen Seiten in den Boden; klammert sich mit allen Fasern an das Leben — wenn dann das Schicksal kommt, das üppig wuchernde Unkraut auszureißen, so schmerzt es tausendfach.

„Doch ich will frei werden; ein Philosoph werden, meine Seele, meinen Körper von all' den thörichten, vergänglichen Bedürfnissen lösen!"

Bei diesen Worten befand sich Egidius zufällig vor der Kaffeemaschine, die eben klagend ihren letzten Seufzer aushauchte. Die Wehmuth des leblosen Geschöpfes that ihm wohl. Er seufzte auch, seine Nasenflügel erweiterten sich, instinctmäßig ergriff er die Tasse und schenkte sich ein. Dann trank er, setzte ab und trank wieder, strich sich über den Bart und sagte endlich halblaut vor sich hin: „Tod, wo ist Dein Stachel! Hölle, wo ist Dein Sieg!"

Wie er sich jetzt aufrichtete, fiel sein Blick auf die Büste der Mediceischen Venus, die ihm gegenüber in der Ecke stand. Ihr vergoldetes

Haar leuchtete ihm aus dem Dunkel entgegen, ihre schwellenden Lippen schienen ihn spöttisch anzulächeln.

Er schlug die Arme übereinander und sah ihr lange und nachdenklich in das schöne Gesicht. Allmälig glättete sich seine Stirn und um seine Mundwinkel begann es zu zucken. „Lache nur, Du schöner Teufel", sagte er, ihre runden Wangen streichelnd. „Du ahnst mit Deinem Gypsherzen freilich nicht, was für Kummer und Noth solch' eine arme Menschenseele erleben kann!"

Damit wandte er ihr den Rücken und schüttelte sich wie ein Pudel, dem sein Herr ein unfreiwilliges Bad bereitet hat. Doch wenn er auch mit dem Schicksal für den Augenblick fertig war, mit sich selber war er keineswegs zufrieden. Die Art seines Sieges hatte etwas Beschämendes; das konnte er sich nicht leugnen.

Gedankenvoll starrte er in die Kaffeetasse: „Da also ist der Quell Deiner Mannheit! Dieses Bischen braune Wasser vermag mehr, als die zwanzig Pfund rothes Blut, die durch Deine Adern laufen; als die Weisheit Deiner achtundzwanzig Jahre, auf die Du so stolz warst! Schäme Dich, Kleinmüthiger, sei ein Mann! Wer resignirt, ist ein Fahnenflüchtiger; mag ihn die Welt einen Philosophen oder einen Heiligen nennen, vor sich selbst gesteht er doch nur seine Schwäche ein."

Es war gut, daß sich Egidius den Kopf so gründlich, wenn auch nicht mit dem lautersten Wasser, gewaschen hatte; denn der Ausspruch des Arztes, der bald darauf erschien, klang wenig tröstlich. Er könne noch nichts mit Bestimmtheit sagen, aber er dürfe ihm nicht vorenthalten, daß der Zustand seiner Mutter ein sehr ernster sei und daß ihre Kräfte und seine Ausdauer auf eine harte Probe gestellt werden könnten.

„Halten Sie nur den Kopf oben!" schloß er, „damit ich nicht zwei Patienten zu gleicher Zeit bekomme!"

Der Arzt sollte Recht behalten. Es kam eine böse Zeit über die armen Wenzels.

Frau Susanne lag matt und apathisch, oder in ängstlicher Fiebererregung wochenlang ohne Aenderung. Der arme Egidius, der sich bisher nur so weit um die practischen Bedingungen des Lebens bekümmert hatte, als sie sein eigenes Wohl und Wehe betrafen, mußte jetzt nicht allein die Pflichten des Hausvaters erfüllen, sondern auch Kathi's unberechenbares Hirn im Zaum halten.

Indessen sein Kopf blieb oben und er stand den Pfeilen des tückischen Schicksals seinen Mann; wenigstens so weit es den willigen Geist betraf; sein schwaches Fleisch freilich schwand merklich. Ein wie loses Gewebe sein Nervengeflecht schon in den gesundesten Tagen war — er hatte doch damit auskommen können, ja noch einen Ueberschuß behalten für seine künstlerischen Luxusausgaben. Nun zehrten die schweren, sorgenvollen Tage, die schlaflosen Nächte diesen Ueberschuß schnell auf; und Egidius mußte sich gestehen, daß es nicht mehr lange so fortgehen könne. Aber gesund mußte er nun einmal sein; so oder so mußte er sich die nöthige Widerstandskraft verschaffen. Er zog alle Reserven ein, ver-

mehrte seine Dosen Kaffee, verstärkte den stärksten Thee mit Rum und brach einer Flasche Portwein nach der andern den Hals; ohne zu bedenken, daß ihn diese Pferdecur über kurz oder lang den eigenen Hals kosten könne.

Mehr als einmal kam ihm wol der Gedanke, seine Cousine Clara zu bitten, ihm in seiner Noth beizustehen; doch da Frau Susanne nichts davon wissen wollte und er theils zu stolz war, seine Hülflosigkeit einzugestehen, theils den mürben Zustand seines Herzens fürchtete, so blieb es eben bei dem unausgeführten Gedanken.

Aber wie auch die Katze der gefangenen Maus gelegentlich einen Sprung gönnt, der sie doch nicht aus dem Bereich ihrer Krallen bringt und dem armen Opfer nur die trügerische Hoffnung der Freiheit erweckt, so machte es jetzt das Schicksal mit den armen Wenzels: Frau Susanne's Krankheit verlor allmälig den bösartigen Charakter; das Lächeln und die Hoffnung kehrten wieder und bald konnte der Arzt die Kranke von aller Gefahr freisprechen.

„Doctor und Apotheker haben hier nichts mehr zu thun“, wandte er sich an den glücklichen Egidius, „jetzt gebe ich die Patientin in Ihre Hände. Liebevolle Pflege und die höhere Kochkunst — und die verstehen Sie ja wol! — müssen nun das Uebrige thun. In acht Tagen fahren Sie Ihre Mutter spazieren und Noth und Tod sind vergessen. Auf Wiedersehen!“ — Er drückte Egidius die Hand und ging.

Als Mutter und Sohn allein waren, lehnte sich Frau Susanne erschöpft, aber mit glückseligem Lächeln in die Kissen zurück. Es war Feiertagsstille im Zimmer, nur gedämpft drang das Geräusch des Lebens, dem sie nun wiedergegeben war, an ihr Ohr.

Egidius setzte sich still an ihre Seite, beugte sich auf ihre kleinen, abgemagerten Hände und küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. So verweilten sie mehrere Minuten, jedes in seine dankbaren, hoffnungsvollen Gedanken vertieft.

Endlich erhob Egidius seinen Kopf; noch standen ihm die hellen Thränen der Freude in den Augen, aber um den Mund spielte schon wieder das langverbannte, sarkastische Lächeln.

„Mutter!“ sagte er trocken, während seine Augen strahlten, „ich liebe Dich!“

Frau Susanne sah ihn mit stillem Lächeln an.

„Ja, aber ganz anders, als Du denkst“, fuhr er fort. „Erinnerst Du Dich noch der ersten und letzten Ohrfeige, die Du Deinem einzigen Sohn an der Grenze der Kindheit verabreichtest? Es ist lange her, aber mein verletzter Mannesstolz konnte die schauderhafte That nicht vergessen. Diese Ohrfeige stand noch zwischen uns; krampfhaft klammerte sich die Achtung daran fest, wenn sie die Liebe überflügeln wollte. Jetzt ist auch das überwunden und ich liebe Dich: grenzenlos, rückhaltlos!“

„Eine schöne Liebe, ohne Achtung“, fiel ihm Frau Susanne in's Wort.

„Ach, Mutter! Ich achte Dich wie jeden Biedermann, aber ich liebe

Dich wie nichts auf der Welt! Nicht mit jener elementaren Leidenschaft, die die weise Natur Mutter und Kind zur Erhaltung des Geschlechts einimpfte und in die sich die Krone der Schöpfung mit dem Kaninchen theilen muß. Auch nicht mit den moralischen Empfindungen, die eine achtzehnhundertjährige Cultur dem blöden Instinct aufdrängte. Aber dafür mit dem vollsten, reinsten Bewußtsein von Kopf und Herzen! In den schauervollen, langen, schlaflosen Nächten, als ich an Deinem Leben verzweifeln mußte, als die kalte Hand des Todes nach Deinen lieben, kleinen Händen griff und ich rathlos und hülflos dabei stand; da wurde es mir erst völlig klar, was ich an Dir besitze, was ich mit Dir verlieren würde; daß ich nicht leben könnte ohne Dich! Du bist mein Alles: meine Kraft, meine Welt, mein Glück! Habe ich je einen bessern Freund besessen als Dich! Bist Du nicht der einzige Mensch, der mich ganz verstanden! die Schmerzen, die Qualen und die Seligkeiten meiner Jugend! — Ohne Dich wäre ich allein, mutterseelenallein, und die schöne Welt eine trostlose Oede!"

Egidius war aufgesprungen, seine Lippen zitterten vor innerer Erregung. Er trat an's Fenster und starrte wie abwesend in den Sonnenschein hinaus.

Aus den Kaminen der benachbarten Häuser stieg leichter Opferrauch empor und verlor sich kräuselnd in das reine Blau des Himmels.

Auf dem nächsten Dach lag eine weiße Katze behaglich in der Sonne; plötzlich hob sie den Kopf, spitzte die Ohren und sprang gewandt auf den nächsten Kamin. Aufgeregt wendete sie ihren Kopf hin und her; dann steckte sie die Nase tief in den Schlot, kniff die Augen zu und leckte sich wollüstig die Schnauze.

Halb unbewußt war Egidius allen Bewegungen des anmuthigen Geschöpfs gefolgt. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn: „Pflichtvergessener! Muß Dich die unvernünftige Creatur an Deine Schuldigkeit erinnern? Mutter!" wendete er sich lachend an Frau Susanne, „heute bekommst Du Dein erstes Huhn und ich Egoist überlasse das Kathi und liebe Dich hier, zweck- und ziellos! Verzeih' mir! — Wie willst Du's haben? Gebraten? Gedünstet? Im Speckhemdchen?"

Frau Susanne konnte nicht mehr gegen das curwidrige Speckhemdchen protestiren; denn Egidius, von Reue beflügelt, hatte die Thür schon hinter sich zugezogen, ehe sich ihre erregten Nerven in den plötzlichen Scenenwechsel gefunden hatten.

Als Egidius in die Küche kam, hielt ihm Kathi triumphirend ein halbes Spanferkel entgegen: „Das giebt Kraft, Herr Egidius!"

„Aber das Huhn! Wo ist das Huhn für meine Mutter?" stammelte Egidius ahnungsvoll.

„Hühner", antwortete Kathi gleichmüthig, „Hühner giebt's heut' nicht. „Was da war, war zu theuer. Die Bauern werden alle Tage unverschämter! — Und dann" — sie schnalzte halb verschämt mit den Lippen — „ist ein Spanferkel ja viel besser. Was wird die arme gnädige Frau für eine Freud' haben!"

„Kathi! Kathi!“ rief Egidius außer sich, „wenn Sie keinen Kopf, keine Ueberlegung haben — gut! Die Natur hat es in ihrem unerforschlichen Rathschluß so gewollt; aber dann denken Sie wenigstens nicht mit Ihrem verdammten Straußenmagen! — Ein Huhn müssen wir haben. Ich gehe selbst.“

„Herr Egidius, sie sind zu theuer und Sie kriegen auch keins mehr. Die Bauern sind schon fort.“

„Wann müssen Sie das Huhn haben?“ fragte Egidius, ohne ihren Einwand zu beachten

„Bis in einer Stunde.“

„Gut!“ Damit stürmte er zur Thür hinaus.

Kathi sah ihm triumphirend nach; dann setzte sie sich und begann ihr Spanferkel herzurichten. Sie gönnte Frau Susanne alles Gute, aber die Theorieen der wissenschaftlichen Diät wollten ihr nicht in den Kopf.

Auf der Treppe rannte Egidius glücklicherweise seinem Freunde Franz in die Arme.

„Gott sei Dank“, rief er, „ein Mensch, ein Familienvater! Ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft!“

Athemlos theilte er dem Freunde seine Noth mit. Franz hörte ihn lächelnd an. „Komm nur mit mir“, sagte er dann; „da hilft meine theure Ehehälfte!“

Schon nach einer halben Stunde stieg Egidius, das zarteste aller Hühner in den Armen, die Stiegen zu seiner Wohnung wieder hinauf.

Er hatte manche Anmerkung von dem Freunde mit in den Kauf nehmen müssen, die ihn nachdenklich machten.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ murmelte er vor sich hin.

Als ihm aber jetzt Kathi's spöttisches Gesicht öffnete, faßte er sich schnell und warf ihr statt aller Antwort sein fettes, zartes Huhn in den Schooß.

Wie Schnee vor dem siegenden Strahl der Sonne schmolz ihr zünftiger Hochmuth bei diesem Anblick. Sie warf ihm einen bewundernden Blick zu, den der Heuchler hochmüthig erwiederte. Von dieser Stunde an folgte Kathi Egidius' Phantasien durch alle Dornenhecken seiner überlegnen Theorie. Er dachte und sie kochte und briet, und Frau Susanne gedieh zusehends unter dieser segensreichen Allianz.

## IV.

Die Tage wuchsen allmälig und mit ihnen Frau Susanne's Kräfte. Sie konnte nun stundenlang das Bett verlassen und am halbgeöffneten Fenster Seele und Leib erquicken. Der Arzt kam nur noch selten und ging jedesmal zufriedener; nur auf Egidius, der heitern Muths, aber grau und abgemagert, seine kindlichen Pflichten erfüllte, warf er gelegentlich einen prüfenden, sorgenvollen Blick. Das war Frau Susanne nicht entgangen. Als er wiederkam, bat sie ihn, ihren eigensinnigen Sohn, der der Mutter nicht Rede stehen wollte, in's Gebet zu nehmen.

Der Arzt fand Egidius auf seinem Sopha liegend, ein großes Glas Glühwein neben sich und ganz in Wolken blauen Rauchs gehüllt. Er machte ein sonderbares Gesicht. „Mein Verehrtester", sagte er, „es scheint, daß Sie die Lorbeeren Ihrer Frau Mutter nicht ruhen lassen! Ich glaube, Sie wollen mir auch zu thun geben; Sie sehen schlecht aus!

„Malerisch!" corrigirte Egidius. „Aber Sie haben vielleicht nicht Unrecht, Herr Doctor! Ich war freilich von jeher eine Art Krüppel, aber doch ein gesunder Krüppel, der das Kainszeichen mit leidlicher Würde trug. Jetzt aber glaube ich selbst, auf eine schiefe Ebene gerathen zu sein. Es geht bergab! Mein unverwüstlicher Appetit, meine beste Eigenschaft, ist auch zum Teufel. Ach!" seufzte er, „ich wünschte, alle Beafsteaks würden zu Rothwein!" — Er griff nach seinem Glas, aber der Arzt kam ihm zuvor und fing seinen ausgestreckten Arm behutsam ein.

Lassen Sie den gefährlichen Freund lieber stehen und halten Sie einmal still." Er zog die Uhr: „70; 80; 90! Halt, mein Herr! Sie haben ja reelles Fieber — und dabei trinken Sie Wein! Thun Sie das oft?"

„Ja!" lachte Egidius, „das kann ich nicht leugnen: in beiderlei Gestalt, kalt und warm. Sehen Sie, Herr Doctor, von selber laufen jetzt meine Beine nicht gern, da muß man schon nachhelfen. Eigentlich bin ich nicht mehr ich; meine Kraft und meine gute Laune liegen im Keller — und da ich Beides brauche als Krankenpfleger, so — "

„Das hat vorläufig ein Ende", sagte der Arzt mit Nachdruck. „Wenn Sie sich nicht sehr schonen, bedürfen Sie bald selbst der Pflege. Einstweilen geben Sie den Kellerschlüssel in sichere Hände und legen Sie sich zu Bett. Für Ihren Durst wollen wir anderweitig sorgen."

„Aber meine Mutter!" wollte Egidius einwenden.

„Gerade wegen Ihrer Mutter müssen Sie gehorchen. Ich sehe morgen wieder nach und hoffe, Sie besser zu finden. Also keine Reizmittel! Guten Morgen!"

Egidius sah ihm verdutzt nach. „Schade drum!" sagte er; „aber ich hab's kommen sehen. — Freilich wäre vierzehn Tage später auch noch Zeit gewesen!"

Er trat an's Fenster und warf einen melancholischen Blick auf die Schaaren geputzter Menschen, die sich heiter durcheinander schoben. „Schade drum!" wiederholte er. Dann wandte er sich hastig ab, trat an den Tisch und sog den letzten Schluck des verbotenen Labetrunkes mit Inbrunst ein.

Mit stummer Resignation nahm er sein Fez vom Kopf und begann sich langsam für das Schmerzenslager herzurichten. Tage, Wochen, Monate! — Wer stand ihm für die Zukunft!

Mit Kummer betrachtete er seine wohlgeformten Beine, die in ihrer normalen Bildung der einzige disharmonische Theil seines Körpers, doch bisher der Stolz und die Freude seines Lebens gewesen waren. Er streichelte sie zärtlich, wie ein Sportsman sein siegreiches Rennpferd; und wahrlich nicht mit Unrecht, denn vor wenigen Jahren, als

Egidius in der ewigen Roma der Schönheit nachjagte, hatten sie im edelsten Wettkampf den Lorbeer erhalten.

Egidius lachte laut auf, als ihm plötzlich die Erinnerung dieser glücklichen Stunde auftauchte. Denn sein Sieg war noch mehr ein nationaler Triumph, als die Befriedigung persönlicher Eitelkeit gewesen.

Mit allerlei Leuten seines Handwerks hatte er die halbe Winternacht beim Orvieto verschwatzt. Die großen und die kleinen Götter der Vergangenheit waren abgethan und die Gegenwart forderte ihr Recht. Schöne Weiber, guter Wein und schlechte Bilder — Stoff und Gelegenheit genug zu Zank und Streit — konnten den Frieden nicht stören. Da fiel es einem blonden Fleischmaler ein, die italienische Race zu loben: die schönen Knochen, das gleichmäßige Colorit.

„Schneiderbeine!" warf Egidius hin. „Oben Apollo, unten Rettig! Die Schultern sind gut, aber Beine, Beine zum Feststehen, giebt's nur n Deutschland!"

Das ging einem bleichen Polen an die Ehre. Mit der Bitterkeit eines Unterdrückten und dem ganzen Hochmuth der Schmerzenskinder ging er Egidius zu Leibe.

Es entstand ein heftiger Streit, in dem jede Nationalität ihr Recht zu wahren suchte.

„So kommen wir nicht weiter", schrie Egidius in den Lärm hinein. „Hier gilt's Beweise! Wir haben angefangen", wandte er er sich an den Polen; „machen wir Zwei es allein aus. Wer unterliegt, zahlt die Zeche!"

Der Vorschlag wurde mit Lachen angenommen. Die Duellanten zogen, Arm in Arm, von dem ganzen Schwarm gefolgt, in's nächste Atelier — und dort, beim Schein der zweizinkigen antiken Lampe, wurde Egidius' schönerer Hälfte einstimmig der Lorbeer zuerkannt.

„Schönheit vergeht, Tugend besteht!" seufzte Egidius, während das Lachen wie eingefroren auf seinem ergrauten Gesicht stehen blieb. Dann strich er sich langsam die Strümpfe von den Füßen, streckte sich der Länge nach aus und schloß die Augen.

Armer Thor! Du lachst und tändelst mit Deinem Schicksal und hinter Dir steht das Elend, daß sich mit Deinem Herzblut großsäugen soll. Alle Dämonen der Finsterniß lauern auf Deine arme Seele. Sie hassen Deinen Gleichmuth, Deinen harmlosen Humor, der Dich mit seinem leuchtenden Schilde deckt. Noch kennst Du ihre Macht nicht. Mit Nadelstichen und mit Keulenschlägen werden sie Dir zusetzen, bis Du am Boden liegst; bis die Schwingen Deiner Seele gebrochen sind. Dann lache, dann fliege empor zum Licht, und ein schönerer Lorbeer soll Dich kränzen!

## V.

Die Krankheit schien nur auf Egidius' Entgegenkommen gewartet zu haben: denn kaum lag er im Bett, so brach das Fieber aus und fuhr

mit verheerender Gewalt über seinen armen, schon halb gebrochenen Körper hin, seine Sinne wohlthätig mit Nacht umhüllend.

Als er endlich wieder zu sich kam, war es fast dunkel im Zimmer. Ein Nachtlicht, durch einen Schirm verdeckt, ließ die Gegenstände kaum erkennen. Mit Mühe suchte er seine Gedanken zu ordnen. Aber das war nicht so leicht. Wenn er auf dem besten Wege schien, die Situation zu begreifen, so versagte sein Gehirn plötzlich den Dienst und er fiel in das Chaos zurück. Nur so viel wurde ihm bald klar, daß ihn seine Zunge auf ungewohnte Weise belästige und daß ihn ein ungeheurer Durst verzehre. Durst! Das war ein Anhaltspunkt, eine bekannte Größe, mit der sich rechnen ließ.

Rothwein, Portwein, das Verbot des Arztes tauchten allmälig vor ihm auf. Er fing an zu begreifen, daß er krank sei und im Bett liege. Im Bett — während seine Mutter — — endlich riß der Schleier. Er wollte schreien, aufspringen; aber kein Ton kam von seinen Lippen, kein Glied rührte sich. „Hol mich der Teufel!" dachte Egidius und hätte für sein Leben gern diesen Wunsch öffentlich mitgetheilt; aber Alles blieb still. — Ein Schauder überlief ihn; so gottverlassen war er sich noch nie vorgekommen. Halb verzweifelt gab er es auf, das Räthsel mit Gewalt lösen zu wollen, und überließ sich dem regellosen Spiel seiner Gedanken. Ganz allmälig arbeitete sich indessen sein Gehirn aus dem chaotischen Dunkel heraus und gewann damit zugleich die Herrschaft über den widerspenstigen Körper. Er wurde sich seiner langsam Glied für Glied bewußt. Jetzt versuchte er es, den rechten Arm auszustrecken. Der Erfolg war überaus glänzend, denn im selbigen Augenblick vernahm er einen schmetternden Klang, ein Plätschern, als ob ein gefülltes Glas zu Boden stürze.

Egidius hatte nicht Zeit, zu erschrecken, denn fast gleichzeitig öffnete sich die Thür und — ihm erstarb der erste hoffnungsvolle Laut auf der Zunge — Clara, seine schöne Feindin, trat, die Lampe vorsichtig mit der Hand bedeckend, in's Zimmer.

„Egidius", rief sie leise, „Egidius, wachst Du? Bist Du wieder bei Dir?"

„Ja", stammelte Egidius, „wenn ich das nur selber wüßte! Bin ich im Himmel? Haben sich die Pforten des Paradieses schon vor mir aufgethan, oder schickt mir der barmherzige Gott einen seiner Engel? — Ach! — aber! — ich gäbe Himmel und Erde um einen Schluck Wasser!"

Clara sah sich um. „Dein Glas?"

Er lachte mühsam: „Da liegt's, ein Opfer meiner Wiedererweckung von den Todten."

„Einen Augenblick!" — Schon war sie draußen, um gleich mit dem ersehnten Labetrunk zurückzukehren.

„O, das thut wohl!" sagte Egidius mit verklärtem Gesicht. „Dank! tausend Dank! — Aber jetzt — vor allen Dingen — wie lange habe ich geschlafen? Wie kommst Du hierher? Was macht Mutter? — Ach!" fügte er mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „diese paar Stun-

den haben mich bös mitgenommen! — Alles schmerzt!" — Stöhnend sank er in die Kissen zurück.

„Ein paar Stunden!" erwiederte Clara erstaunt. „Seit zwei Tagen warten wir in Angst und Sorge, daß Du wieder ein vernünftiges Wort sprechen sollst. Du hast wie ein Todter gelegen, oder die tollsten Sachen geschwatzt, die kein Mensch verstehen konnte. Deine arme Mutter hat mir vor vier Tagen geschrieben, wie es um Euch steht, und seit vorgestern bin ich hier und — — —" „Und Mutter!" fiel ihr Egidius in's Wort. — „Sie schläft jetzt, es geht ihr gut, aber sie kann Dich nicht pflegen. Jetzt mußt Du schon mir gehorchen", fuhr sie lächelnd fort, „wenn es Dein Mannesstolz erlaubt."

Er wollte antworten, aber sie legte ihm ihre weiche weiße Hand auf den Mund: „Ruhig, Egidius; morgen mehr! Du rollst schon wieder die Augen!" — Dann zog sie ihre Hand sanft zurück, nickte ihm noch einmal zu und verschwand unhörbar, wie sie gekommen.

Egidius starrte ihr wie einer Erscheinung nach; seine Sinne begannen sich von Neuem zu verwirren und binnen wenigen Minuten war er wieder fest entschlafen.

So, zwischen Traum und Wirklichkeit, verlebte Egidius noch eine geraume Zeit. Er hatte seine Mutter am andern Morgen zärtlich begrüßt; Clara von Neuem gefragt, wo sie herkomme? dann Beide mit einander verwechselt; war galant gegen seine Mutter, zärtlich gegen Clara gewesen, und hatte immer und immer gedurstet.

Endlich wich die Wuth des Fiebers, doch für den armen Egidius war damit wenig gewonnen; denn die schnelle Kräftigung, die der Arzt erhofft und versprochen hatte, trat nicht ein. Seine Lebenskraft war offenbar im innersten Kern getroffen, und außer seinem Gehirn, das mit doppelter Kraft arbeitete, war keine gesunde Stelle an seinem armen, zum Erschrecken abgemagerten Körper. Alles that ihm weh und seine zerrütteten Nerven bereiteten ihm die ausgesuchtesten Qualen. Nur die Kraft seiner Seele war nicht gebrochen. Kaum war er wieder im Stande, logisch zu denken, so fing er in alter Weise an, sich mit dem Schicksal zu raufen. Nur bitterer, als es sonst wol seine Art war. Nichts war ihm heilig und die wohlgemeinten Tröstungen der Frauen hob er unerbittlich aus dem Sattel.

Clara's harmonische, reine Natur konnte sich in dieses beständige Rebelliren und Trotzen nicht finden; ihre echt weibliche Seele hätte sich geduldig in das Unabänderliche gefügt. Ja, im Stillen fand sie es frivol, so mit den ernstesten Dingen, mit Leben und Tod umzuspringen, wie es Egidius zu thun pflegte. Bald von Mitleid mit dem armen Dulder zu Thränen gerührt, wurde sie im nächsten Augenblick durch seine Sarkasmen zurückgestoßen.

Egidius ahnte von alledem, von Clara's wechselnden Empfindungen nichts. Ihm war es nur unsäglich wohlthuend, sie zu sehen, zu empfinden, seine Augen an ihrer Schönheit zu weiden. Ob sein Herz dabei betheiligt war, wußte er selber kaum. Denn mit dem natürlichen Egois-

mus des Kranken wuchs das Interesse an seiner Persönlichkeit, seinen eigensten Leiden und Freuden zu einer mächtigen Schmarotzerpflanze, unter deren Schatten er eine neue Welt, ja sogar eine Art von Glück fand.

Aber Egidius war kein Held, kein Ritter ohne Furcht und Tadel, der jeden Gegner ohne Weiteres aus dem Sattel hob. Er war von Fleisch und Blut, und so schwach, wie es diese verhängnißvollen Gottesgaben mit sich bringen. Wenn er allein war, wenn ihn in schlaflosen Nächten die Schmerzen hin und her warfen, oder ihn plötzlich aus qualvollen Träumen zu qualvollerer Wirklichkeit aufrüttelten, dann half ihm all' seine Seelenstärke herzlich wenig; dann irrten seine Augen wie verzweifelt durch die dämmernde Einsamkeit seines Zimmers; dann wurde er zur willenlosen Beute der finsteren Nachtgespenster, verfluchte sich und sein Schicksal und sehnte inbrünstig das Ende, den Tod, den Befreier herbei.

Dort, ihm gegenüber auf dem Tische, stand, was ihn freimachen konnte: ein Fläschchen mit Opium! — Ein Griff, ein Schluck! — Er mußte immer wieder den Blick dahin richten. Er wandte sich nach der andern Seite und machte die Augen fest zu; aber was half ihm das! Vor seinen geschlossenen Lidern tanzte und gaukelte das braune Fläschchen, und die tausend Stimmen der Nacht flüsterten ihm verführerisch in's Ohr.

Wie eine arme Fliege im Spinnengewebe saß er in dem Netz, das seine eigene Phantasie fester und fester um ihn spann.

Mit einem plötzlichen Entschluß sprang er auf und wankte, so gut es seine Schwäche zuließ, hinüber an den Tisch. Er wollte das Fläschchen ausgießen, aus dem Fenster werfen, sich damit von dem Dämon erlösen, der seine Vernunft von Minute zu Minute fester umgarnte.

Nun hält er es wirklich in seinen zitternden Händen. Er will es an den Boden werfen; aber die Hand giebt es nicht wieder her, umklammert es krampfhaft. Er wankt zurück zum Bett und wirft sich erschöpft nieder.

Nach einer Weile richtete er sich auf und zog den Pfropfen heraus. Ein schaaler, widerlicher Geruch drang ihm in die Nase.

„Pfui!" sagte er und setzte die Flasche neben sich auf den Nachttisch, „so zu sterben."

„Und morgen bist Du todt, ganz todt, maustodt!" — Todt! — Sonderbar, das kleine Wort wurde ihm schwer auf der Zunge, körperlich. Er wendete es förmlich hin und her, als ob er damit das Räthsel des Todes lösen oder auch nur begreifen könne. Er wiederholte es noch ein paar Mal in den verschiedensten Tonarten und horchte gespannt auf den bleiernen, räthselhaften, mystischen Klang. Mit einer ängstlichen Bewegung erhob er seinen Arm und schüttelte ihn vor seinen Augen hin und her, wie um sich zu versichern, daß er noch lebe. — „Noch, jetzt noch! — aber in ein paar Stunden nicht mehr. Dann bist Du todt, und das Leben geht seinen alten Gang. Dann kommt wie alle Morgen

der Bäckerjunge, die Milchfrau, und endlich das Licht und der Tag. — Das Licht, das goldene Licht! aber nicht für Dich; Deine Augen sind geschlossen, um sich nie mehr zu öffnen. Im ewigen Dunkel, in der Nacht des Todes löst sich Dein Leib, dieser warme lebendige Leib, in seine Atome, in schmerzlosen, freudlosen Stoff, langsam unter der Erde.

„Und Du mußt noch froh sein, wenn der Herr Pfarrer seinen Segen dazu giebt. Da steht er und erhebt die Hände, und ihm gegenüber der rothnasige Todtengräber und einige neugierige Seelen drum herum, die gern wissen wollen, wen man da einscharrt."

Ueber Egidius' Gesicht glitt ein Lächeln. Die Sache fing an ihn persönlich zu interessiren. Er wurde sich unter den Händen zum künstlerischen Problem und vergaß darüber seine Schmerzen und seine finsteren Gedanken. Er rückte sich bequemer zurecht, schlug die Arme ineinander und ließ seine Phantasie spielen.

— — „Ergeben in den Willen des Herrn als ein guter Christ. Und so werden wir seine unsterbliche Seele wiederfinden, bekleidet mit demselben irdischen Leibe, den wir hier der Erde anvertrauen bis zum Tage des jüngsten Gerichts! — Amen."

Egidius schlug dem Pfarrer in Gedanken auf die Achsel. „Das klingt Alles recht schön und gut, Hochwürden, aber es paßt nur nicht auf Den da unten. Ich habe ihm bei Lebzeiten nah' gestanden und weiß, wie er über dergleichen dachte.

„Armer Egidius! Was soll ich von Dir sagen! Du warst ein Mensch. Das ist viel und wenig, je nachdem man's nimmt. Für Dich war es viel. Deine leichtfertige Zunge kann mich nicht mehr widerlegen, und Dein Herz war stolz darauf. In dem jämmerlichsten Individuum, in dem Bettler am Wege sahst Du noch immer den erhabensten Gedanken der Schöpfung, den Herrn der Erde, in dessen winzigem Gehirn alles Große und Schöne Platz hat, Himmel und Erde sich spiegeln.

„Deine unscheinbaren Tugenden, Deine unschädlichen Laster werden Dich nicht der Nachwelt überliefern! Du warst kein großer Charakter; Du wärst weder in Rom ein Cäsar, noch in Frankreich ein Napoleon geworden. Aber Du besaßest eine Eigenschaft, die bei großen und kleinen Menschen gleich selten zu sein pflegt: die Fähigkeit der Selbsterkenntniß. Du kanntest alle Deine Fehler und Schwächen. Ohne Bitterkeit und Reue, mit einer Art von wissenschaftlichem Interesse sahst Du sie an, wie ein Naturforscher eine auserlesene Mißgeburt.

„Das machte Dich gerecht gegen Deine Mitmenschen; Du fälltest nicht leicht ein verdammendes Urtheil, ohne vorher in Deiner eigenen Brust angefragt zu haben. Deine Sinne sogen begierig die Schönheiten dieser Welt ein, und ein erhabener Gedanke und ein gutes Glas Wein konnten Dich glücklich machen!"

Hier seufzte Egidius und hielt in seiner Lob- und Trauerrede inne.

„Du verstehst mich", fuhr er fort, indem er sich an die rothe Nase seines ideellen Todtengräbers wandte. „Du hältst das Panier hoch, unter dem unser Freund zu siegen gewohnt war. Früh riß ihn die

Parze aus der Reihe der munteren Streiter! Da liegt er, ein entwurzelter Stamm, aber im Schmuck der Blätter und Blüthen, mit unverdorrtem Mark. Ein gütiges Geschick hat ihn davor bewahrt, dem Zahn der Zeit und dem bohrenden Holzwurm langsam zum Opfer zu fallen und — unter uns gesagt — seiner eigensten Natur.

„Ach! er liebte den Sonnenschein und das Nichtsthun und den Wein mehr als gut ist und erlaubt ist auf dieser thätigen Erde. Nun ist alle Gefahr, alle Versuchung für ihn vorbei und er kehrt nicht viel anders in die Arme der Natur zurück, als er dereinst aus ihnen hervorgegangen.

„Nimm ihn auf in Deinen Schooß, an Dein Herz, allgütige Mutter der Dinge! Laß Dein lebensfreudiges Kind nicht spurlos vergehen! Auf's Neue gieße sein Blut in die Adern des Lebens und gieb ihn, in welcher Gestalt es Dir gut dünkt, dem Licht und der Sonne zurück! Amen —!"

Ein paar dicke Thränen liefen Egidius über die Backen. Er griff nach seinem Taschentuch, trocknete sie ab und sagte: „Das war ich mir schuldig! Es geht mir gegen die Ehre, mich so als Contrebande in den Christenhimmel einschmuggeln zu lassen. Ich bin ein ehrlicher Demokrat und mag nicht bevorzugt werden. Ist es mein Verdienst, daß ich kein Esel bin? kein Unkraut? daß ich nicht als Wind um die Erde fahre? Daß ich selber denke, statt gedacht zu werden?

„Bequemer wär's freilich. Das Denken greift an. Ich habe mir wahrhaftig alle Lust zum Sterben weggedacht. Vielleicht thut der Schlaf dieselben Dienste. — Ach! — Schlafen, vielleicht auch träumen — und wieder erwachen — das Opium verdirbt ja nicht —"

Halb gähnend, halb lachend schloß Egidius die Augen.

## VI.

Als Clara am folgenden Tage zu Egidius kam, fand sie ihn über seinen anatomischen Atlas gebeugt, den er sich, sobald sein Bewußtsein zurückgekehrt war, ausgebeten hatte.

Er wolle Herr der Situation bleiben, sagte er, und das könne er nicht ohne Karte, ohne die nöthigen Terrainstudien; so wenig wie ein Soldat im fremden Lande. So blos nach dem Willen des Corporalstockes marschiren, siegen oder besiegt werden, ohne zu ahnen wie und warum, das sei ein unwürdiger Zustand!

Seitdem litt Egidius seine Schmerzen nur unter der strengsten wissenschaftlichen Aufsicht. Doch noch mehr als sein Eifer und die geheimnißvollen Tafeln kam ihm die hellseherische Reizbarkeit seiner Nerven zu Statten. Seine Sinne schienen ganz andere geworden zu sein und veränderten sein Dasein in jeder Weise.

„Zu fein für diese Erde! Für eine bessere Welt!" seufzte er. „Wo ich sonst nur Licht und Schatten sah, da spuken jetzt tausend Nuancen, Reflexe, Rembrandt'sche Effecte! Es ist zum Tollwerden!"

Er baute sich eine förmliche Burg gegen das zudringliche, den

Augen peinliche, unerträgliche Licht; aber irgendwo stahl es sich doch durch und zwang ihn, die gemarterten Augen zu schließen.

Am tollsten trieben es freilich seine Ohren; mit mikroskopischer Schärfe horchten sie in die Welt hinaus und ließen sich keine der tausend Dissonanzen entgehen, wie sie das Alltagsleben vor den Fenstern hervorbringt. Ach! Bierwagen, Holzhauer, Säuglinge, Hunde und die verfluchten Straßenjungen erzeugen keine Harmonien! Egidius wäre unfehlbar zum Menschenhasser geworden, wenn ihn nicht auch hier seine wissenschaftliche Neugier gerettet hätte. Nachdem er eine Zeit lang gelitten und geflucht, machte er aus der Noth eine Tugend, versuchte es, die Wechselwirkung seiner Sinne und das geheimnißvolle Treiben der Nerventelegraphie zu verfolgen, und empfand schließlich eine dämonische Freude, wenn es ihm gelang, die augenblickliche Ursache seiner Leiden zu ergründen. Dabei war er unbarmherzig oder naiv genug, seine arme Wärterin an allen Einzelheiten dieser Vivisection Theil nehmen zu lassen, ohne zu ahnen, daß sein schauerlicher Humor ihr das Blut in den Adern gerinnen ließ.

„Es ist zum Verzweifeln", sagte er mit einer Art von Lachen, „so talentvolle Ohren zu haben! Statt sich in Ruhe über den allgemeinen Spectakel zu ärgen, langen sie sich irgend einen Ton heraus und horchen so lange an ihm herum, bis sie und ich und Alles toll wird. — Da — jetzt — der Junge mit der blonden Stimme; wenn der kommt, ist's aus! — Das ist kein Straßenjunge mehr, das ist ein Teufel in der untersten Hölle, allein auf meine Ohren dressirt. Wie sieht er aus? Borstige Haare und wasserblaue Glotzaugen? nicht wahr?" — Er ruhte nicht, bis Clara an's Fenster trat und die spielenden Kinder musterte. Aber vergeblich. Ihre gesunden Sinne sahen und hörten so normal, daß sie Egidius nicht befriedigen konnten.

„Es ist Eins wie das Andere", sagte sie lächelnd. „Es sind eben lustige Kinder, ungezogen, wenn Du willst."

Der unverstandene Egidius antwortete nicht. Er zuckte wie hoffnungslos die Achseln, stopfte sich die Ohren voll Baumwolle und vertiefte sich auf's Neue in seine anatomischen Studien.

„Es ist ein Jammer", fing er nach einiger Zeit wieder an, „daß ich kein Arzt, kein Physiolog bin! Mit den nöthigen Vorkenntnissen könnte ich eine reine ungetrübte Freude an meinem Reichthum haben, statt daß ich jetzt Capital und Zinsen verschleudere.

„Ich schriebe ein dickes Buch über meine Erlebnisse mit Illustrationen, oder setzte meinen Leichnam, wie er da ist, in Spiritus und hielte über mich selber wissenschaftliche Vorträge; oder sollte ich mich als Versuchshund einem anatomischen Hörsaal stiften? Ich bin nur zu brauchbar, ich reagire auf Alles.

„Aber so geht's in dieser miserablen Welt: überall die schauderhafteste Vergeudung des edlen Materials. Ich mache mir Spaß! das kann ich nicht leugnen; aber es ist doch als ob ein Wilder einen Goldklumpen fände. Eine wissenschaftliche Frivolität. Und unterdessen malen

Hinz und Kunz niederträchtige Bilder und vergiften den Geschmack des Publicums, das ich durch meine Enthaltsamkeit mühsam von ästhetischen Bedürfnissen zu entwöhnen suchte.

„Wozu brauche ich krank zu sein, wenn die Menschheit, wenn Wissenschaft und Kunst nichts dabei gewinnen? Wird das nicht zur persönlichen Mißhandlung? Es scheint, man will mich läutern! Aber findest Du mich besser oder liebenswürdiger, seit ich hier bei gelindem Feuer der Ewigkeit entgegen brate?"

Dem armen Mädchen war bei den tollen Bocksprüngen seiner Phantasie ganz und gar nicht wohl. Sie hätte ihm gern widersprochen, aber mußte sie nicht fürchten, ihn noch paradoxer zu machen? Sie bezwang sich und sagte mit mühsamem Lächeln: „Du bist heiter, Egidius!"

Er sah sie groß an. „Heiter? bin ich heiter? So heiter wie die armen Seelen im Fegefeuer! Doch die haben gut lachen. Was sind so ein paar tausend Jahre, wenn man sich damit die himmlischen Freuden, das göttliche dolce far niente des Paradieses erkaufen kann! Aber dazu gehört freilich mehr Glück als Verstand: so etwas wie eine unsterbliche Seele!"

Jetzt hielt sich Clara nicht mehr. Diese frevelhaften Extravaganzen empörten ihren jugendlichen Idealismus. Sein Elend schmerzte sie tief; aber mußte er darum Alles verspotten, woran sie nur mit scheuer Hand zu rühren wagte? Sie trat dicht an sein Bett und blitzte ihn mit ihren blauen Augen wie ein strafender Engel an.

„Schäme Dich!" sagte sie, „so zu lästern! Deine Krankheit entschuldigt Dich nicht. Warum stößest Du mit Füßen, was Dich trösten könnte? Wenn es im Himmel und auf Erden nichts giebt, was Dir heilig ist —"

Sie vollendete den Satz nicht, denn Egidius warf einen so eigen traurigen Blick auf ihre blühende Gestalt, daß ihr das Wort im Munde erstarb.

„Kind, wir verstehen uns nicht", sagte er. „Aber wie sollten wir auch! Sieh' Dich an und mich! — Schönheit — Gesundheit — Kraft, und — und ich!"

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Nach einer Weile fuhr er mit verändertem Ton fort: „Dein Lebensschiff fährt lustig bewimpelt zum Hafen hinaus. Das Meer blaut. Der Himmel wölbt sich unermessen über Dir. Tags scheint die Sonne und bei Nacht leuchten unverhüllt die ewigen Sterne. Du glaubst an Deine Zukunft, Deine ungebrochene Kraft und an Deine Götter. — Du hast Recht, und ich bin der Letzte, Dein schönes Vertrauen stören zu wollen. — Aber kannst Du dasselbe vom Schiffbrüchigen verlangen, dem Tag und Nacht kein Schlaf in die Augen gekommen ist? Sein Mast ist gebrochen. Die Segel hängen in Fetzen. Die Sterne schwinden und hoffnungslos schlägt die dunkle Nacht über ihm zusammen. Er liebt das Leben wie der Glückliche. Vielleicht giebt es irgendwo in der Welt eine Seele, an der die seinige hängt! — Er betet, er flucht, um endlich zu verzweifeln. Ermattet sinkt seine Hand vom Steuer.

Wozu soll er sich länger quälen? Mögen die Elemente ihr Werk vollenden!"

Erschöpft schwieg Egidius und schloß die Augen.

Bis in's Innerste erschüttert, bleich, Thränen in den Augen, stand Clara vor seinem Lager. Ihre Kraft, ihre Gesundheit, auf die sie noch eben gepocht hatte, erschienen ihr plötzlich wie ein unrechtmäßiges Gut. Sie hatte die Augen wie schuldbewußt niedergeschlagen; jetzt schlug sie sie ängstlich wieder auf und warf, von den zwiespältigsten Empfindungen bewegt, einen scheuen Blick auf Egidius.

War das noch derselbe Egidius, ihr Spielkamerad, ihr Vetter, der mit ihr, mit dem Leben, mit Allem nur zu scherzen wußte? Ein schmerzvoller, ernsthafter Ausdruck hatte sein Gesicht veredelt. Die Brauen finster zusammengezogen und den Mund fest und männlich geschlossen, lag er vor ihr. Er erschien ihr fremd und doch so viel vertrauter. Mitleid, Furcht und ein Gefühl, vor dem sie zusammenschauerte, füllten ihren Busen. Sie wagte nicht sich zu rühren und sehnte sich doch angstvoll seine Augen zu sehen, den melancholischen Klang seiner Stimme wieder zu hören.

Endlich überwältigte sie ihr Gefühl; ohne recht zu wissen, was sie that, beugte sie sich nieder und drückte einen innigen Kuß auf seine Stirn.

Egidius durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Doch er hielt die Augen geschlossen und sagte nur mit halber Stimme: „Ich danke Dir, Clara." — Dann ward es wieder still um sie.

Ahnte Egidius, welchen Sieg, welchen Triumph er soeben erfochten? Daß es nur noch eines Wortes bedurfte, dieses stolze, liebenswürdige Herz ganz zu gewinnen? Vielleicht! — Aber es stachelte ihn, dieses Wort nicht zu sprechen. Eine wunderliche, unselige Laune trieb ihn, seine Macht zu mißbrauchen. Er richtete sich plötzlich auf und sah Clara mit ironischem Lächeln in's Gesicht. Ihre Thränen machten ihn stutzig, aber sein Dämon war stärker als sein Herz und seine Vernunft.

„Thränen! Thränen! um mich, Kind, um den verzweifelten Steuermann! Glaube mir: er ist's nicht werth! Er fand noch Schnaps in seiner Flasche und nun sitzt er und trinkt und läßt die Wellen rauschen und schläft ein; und wie er wieder aufwacht, sind Himmel und Erde versöhnt und er lebt und hat den Katzenjammer."

Das war nicht klug und nicht schön und vor Allem nicht wahr, Egidius! und das letzte war das schlimmste! Einem Auge Thränen entlocken und nachher spotten: wozu der Lärm? Pfui! — Das ging ihm durch den Kopf, das beklemmte ihm die Brust. Aber nun war's zu spät.

Er suchte nach einem Wort, doch Clara kam ihm zuvor. Sie war dunkelroth geworden. Neue Thränen, aber Thränen der Scham und des Zornes traten ihr in die Augen.

„Du hast Recht!" sagte sie mit bebender Stimme, „Du bedarfst es nicht, daß man sein Mitgefühl an Dich verschwendet! Deine starke

Seele hilft sich selber!“ — Damit wandte sie sich hastig ab und verließ das Zimmer.

Als sie jetzt allein war, verlor sie die letzte Fassung. Sie warf sich schluchzend auf das Sopha und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Kissen.

Alte Liebe rostet nicht. Ein sommerliches Blatt verträgt Sturm und Regen. Aber der junge zarte Keim, der noch von den Schmerzen des Werdens erbebt, bedarf Sonnenschein und milde Lüfte, um zu erstarken.

Freilich gehörte Clara's Herz schon lange Egidius, ohne daß sie es ahnte; aber erst jetzt hatte ein belebender Hauch die Decke gesprengt, erst jetzt war sie sich ihres Gefühls bewußt geworden, hatte es ihm gezeigt, und — sie erröthete von Neuem — und mit einem spöttischen Lächeln hatte er's zurückgewiesen. Sie kam sich wie entweiht vor; ihr jungfräulicher Stolz wand sich unter Schmerzen. Für ihn, der ihr alles Das angethan, schien jede wärmere Empfindung erloschen. Sie glaubte ihn zu hassen.

Aber Thränen sind ein wunderthätiger Balsam; sie kühlen die brennendste Wunde, sie lösen den Krampf des stockenden Herzens und schwemmen mit elementarer Gewalt die Mauern hinweg, hinter denen sich ein beleidigtes Herz zu verbergen sucht.

Clara weinte, und weinte sich ihren jungen Haß fast so schnell vom Herzen, als er entstanden war.

Jetzt setzte sie sich aufrecht, trocknete sich die Augen und sah wie erschrocken um sich, als ihr bewußt wurde, daß sie sich in Egidius' Werkstatt, in seinem Allerheiligsten befand. Ihr Blick fiel auf eins seiner üblichen Selbstportraits, das sie mit großen Augen ernsthaft anschaute. Es war derselbe Blick, der ihr Herz noch vor Kurzem erschauern gemacht hatte; es überlief sie von Neuem. Sie konnte ihre Augen nicht abwenden und fürchtete doch jeden Augenblick sein spöttisches Lachen zu hören. Aber das Bild blieb unerschütterlich ernst und traurig und verzog keine Miene. Sie wollte aufstehen und fliehen, aber seine Augen hielten sie fest. Hülflos, wie verzaubert blieb sie sitzen — ein unfehlbares Ziel für den kleinen Gott.

## VII.

Mit Egidius war unterdessen eine große Wandlung vor sich gegangen. Körper- und Seelenleiden hatten ihn mürbe gemacht. Der cynische Spott, mit dem er noch eben Clara's Herz so bitter gekränkt hatte, war gewissermaßen der letzte Ausfall gewesen, mit dem sein Egoismus die Festung zu vertheidigen suchte, in der er alle herzlichen Gefühle verschlossen hielt.

„Der Schmetterling kriecht aus“, sagte er mit mattem Lächeln vor sich hin. „Du bist verliebt, Egidius, sehr — sehr verliebt —!“

Er fühlte sich viel zu schwach, um auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen. Sein Kopf sank zurück und selig unselig überließ er sich dem Strom seiner Empfindungen.

Als er allmälig wieder zu sich kam und mitten in den hochgehenden Wogen seiner selbst, seiner Persönlichkeit sich bewußt wurde, überkam ihn plötzlich eine wahre Angst vor dem Rückschlag, vor der Reflexion, die er von Kindesbeinen an mit seinem eigenen Fleisch und Blut genährt hatte.

Aber war sein Herz auf Kosten seines Verstandes gewachsen, oder hatte dieser als der Klügere von Beiden den Kampf mit der blinden Naturkraft aufgegeben — diesmal trat der gefürchtete Rückschlag nicht ein; Egidius mußte lieben, er mochte wollen oder nicht.

Wollen! Als ob ein Naturgesetz nach dem Willen fragte.

„Ach! und es ist so schön, zum Spielball der Elemente zu werden, einmal zu müssen. Zu fühlen, wie der Wind durch die Wipfel saust und sie beugt —

„Mir wird so lyrisch! — Ich wäre im Stande, Verse zu machen. Schlechte, verliebte Verse, über die ich immer lachen mußte, wenn sie Andere gemacht hatten. Und dabei sitze ich oder liege ich hier am Rande des Grabes. Ein Krüppel! Ein jammervoller, elender Krüppel!

„Doch was geht das mein Herz, meine Seele an? Liebt man etwa mit dem Magen oder mit den Beinen?"

Sonderbarer Schwärmer! Während er Clara's blaue Augen vor sich zu sehen glaubte, verlor er sich in Betrachtungen über das Wesen der Liebe. Aber ihm wurde dabei sehr wohl. Mit triumphirender Heiterkeit schwebte seine Seele über allem Elend seines Leibes. Er stieß plötzlich die Mauer von Pappendeckel, die ihn von der Welt trennte, um und starrte in den ungewohnten Glanz des Himmels hinein; dann richtete er sich im Bett auf und athmete tief und voll wie in gesunden Tagen. Er wunderte sich, wie gut das ging. — „Und ich sollte verzagen, mit einer solchen Lunge, solchem Herzen — und Gefühlen! Fliege, meine Seele, schöner Schmetterling!" — Sehnsüchtig breitete Egidius die Arme aus. Doch er ließ sie plötzlich wieder fallen und wandte sich mit dem Ausdruck bitterer Enttäuschung der Thür zu, durch die eben Franz seinen Kopf hereinsteckte.

„Darf ich mich nach Deinem Befinden erkundigen?" sagte Franz, näher tretend. „Wie geht's, wie steht's, armer Dulder?"

„Wie es geht! — Noch vor einer Minute wußte ich es kaum. Ich trieb mich da draußen zwischen Himmel und Erde herum, selig wie ein abgeschiedener Geist. — Du hast den Vogel glücklich wieder eingefangen, dem die Federn zu lang wurden. Nun wird wol weiter gefoltert werden; wir haben es darin zu einer ziemlichen Uebung gebracht! — Nur schade, daß ich nichts zu gestehen habe — Und doch, wer weiß! — vor dem richtigen Tribunal —"

Franz sah ihn erstaunt an: „Du scheinst noch nicht ganz zu Hause zu sein! Aber Du siehst so — wie soll ich sagen — so verklärt aus. Man möchte Dich fast beneiden. Du bist doch wenigstens Dein eigener Herr und kannst thun und lassen, was Du magst."

„Meinst Du!" lachte Egidius. „Denken und Lassen, aber nicht

Thun! Meine Phantasie wird dabei freilich zu einem Zauberpferd, das über alle Hecken und Zäune des gemeinen Menschenverstandes hinwegsetzt; aber die armen Sinne laufen wie abgehetzte Hunde nebenher, die Zunge hängt ihnen zum Maul heraus, die Seiten fliegen, rechts ist der kühlende Schatten und links der plätschernde Bach — aber vorbei, vorbei! — Ihr setzt Euch mit dem sichern Glück in der Brust nieder, wo es gut ist, und trinkt und lobt den Herrn!"

„Erlaube, daß ich mir einen Stuhl nehme", erwiederte Franz trocken. „Ich bin trotz dieses Schlaraffenlebens ganz mürb und zerschlagen. Mein kleinster Junge zahnt und nimmt die Sache so ernst, daß wir — meine Frau und ich — seit drei Nächten nicht mehr geschlafen haben; er geht der Mutter nicht vom Schooß, und die arme Frau sieht schon fast so „malerisch" aus wie Du."

„O", sagte Egidius langsam, „das thut mir leid! sehr leid!" — Dann schwiegen Beide.

Nach einer Weile stand Franz auf. „Ich will nur wieder gehen. Ich tauge heute nicht zur Unterhaltung. Ich bringe nur Melancholie mit. Verzeih' mir und bessere Dich!"

Egidius drückte ihm die Hand. „Grüße mir Deine arme Frau", sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht, „und bessert Euch gleichfalls. Adieu —"

Lange sah Egidius nachdenklich vor sich hin. „Ja", sagte er endlich, „solche kleine Jungen sind die natürlichen Consequenzen der Liebe, der Ehe. Und dabei bleibt's nicht einmal: es kommen mehr, beiderlei Geschlechts, und Anderes — Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein — was man so den Ernst des Lebens nennt. Das streift den Staub von den Flügeln und das Roth von den Wangen. Arme Clara! — Deine schönen Augen getrübt! Deine Wangen gebleicht! — Deine Jugend —! Nein, Egidius, Du bist nicht der Mann, solche Opfer fordern zu dürfen! Während Du dem Tode die eine Hand giebst, greifst Du mit der andern nach dem Leben! — Nein, Nein! Es wuchs mir so über den Kopf. Ich hätte sie mit fortgerissen. Das Mitleid und die Liebe sind ja Geschwisterkinder — Und ihr Kuß!" — Es schoß ihm heiß zum Herzen. Er seufzte auf und versank wieder in melancholisches Brüten. Nun fiel ihm erst schwer auf's Herz, was er im Ueberschwang seiner Empfindungen fast vergessen hatte: daß sie mit Thränen in den Augen von ihm gegangen war.

„Halt!" lachte er plötzlich mit bitterm Humor, „das rettet uns! Ich werde eine Warnungstafel aufstellen. Dem armen Mädchen das Mitleid verleiden. Ich — ich habe nachgerade das Zeug zum Märtyrer und so ein wenig Seelenqualen fehlten nur noch, um den mystischen Reiz zu vervollständigen. — Ob ich ihr schreibe? Ja, das wird das Beste sein! Schriftlich läßt sich der Schatten besser vertheilen, und das Papier ist geduldig. Im Schreibtisch muß noch etwas sein!" — Entschlossen streckte er die Beine aus dem Bett, wickelte sich in seine Decke und stülpte den Fez auf den Kopf.

Als er an dem Spiegel vorbeikam, hielt ihn seine märchenhafte Erscheinung einen Augenblick fest. Er sah in dem wunderlichen Aufzug mit dem bleichen Schattengesicht freilich einem Gespenst ähnlicher als einem lebenden, verliebten Menschen. Er nickte sich ernsthaft zu: „Ich kann Dir meine Achtung nicht versagen, Egidius! Du bist im Begriff, mit vollem Bewußtsein eine moralische, eine wirklich moralische Handlung zu begehen! — Aber freilich! Dein Anblick erleichtert die Sache. — Armer Held!"

Er wendete sich rasch ab, suchte sich das nöthige Material zusammen und wankte mühsam zu seinem Lager zurück. Dann machte er es sich so bequem wie möglich und begann mit einem gewissen melancholischen Behagen das folgende Pasquill gegen sich selber zu verfassen.

„Theuerste Clara! Ich habe Dich gekränkt, verletzt; aber der Pfeil, der Deine Haut nur ritzen konnte, fuhr zurück und sitzt nun dem Schützen im eigenen Herzen. Das ist nur gerecht und der Ungeschickte verdient kein Mitleid. Aber während sein schuldiges Blut dahinströmt, fühlt er ein leidenschaftliches Verlangen, sich vor Deiner schönen Seele zu rechtfertigen. Ob ihm das gelingen wird? Ich fürchte, kaum. Und wenn auch, was gewinnt er dabei? Das schöne langhaarige Geschlecht mit der weichen Seele hat weniger Sinn für Logik, als für Thränen, Reue und Buße. Und ich bin hartgesotten und weine nur, wenn ich durchaus nicht lachen kann. — Und gar die Reue! — Seit der große Vater Lessing sie um allen Credit gebracht hat, kann ich mich dieses sichern, reizenden Mittels, meine Sünden von den süßen Thränen der Verzeihung hinwegspülen zu lassen, nicht mehr bedienen, ohne meine Selbstachtung in eine bedenkliche Lage zu bringen. Ich kann meinen Bart oder meine Bosheit so wenig bereuen, wie ein Affe seine Stumpfnase, oder ein etwas höher organisirter Lyriker seine schlechten Verse —"

Hier sah Egidius auf und kaute ungeduldig an seinem Bleistift. „Du bist weder logisch noch geistreich", sagte er vor sich hin. „Aber das kommt vom Lügen! Es brennen Dir ganz andere Dinge auf der Seele! Doch weiter, weiter, weiter, wenn es nur wirkt.

„Als Gott die Welt erschuf, gab es noch keine Moralisten. Der Herr machte sich Rosen und Disteln, Regenwürmer und Schmetterlinge, wie es ihm gut dünkte. Sie lebten und liebten und fraßen einander auf. Aber die Güte und Barmherzigkeit Gottes war unerschöpflich, so unerschöpflich wie seine Phantasie. Er erfand sogar den Menschen und schließlich in einer Anwandlung von Laune auch mich. — Von Laune! Ja, der Thon war nicht schlecht, aber seine Schöpferhände spielten nur damit.

„So wurde ich, wie ich bin: ein dürrer Strauch, der keine duftenden Blüthen trägt. Er streckt seine nackten, dornigen Zweige gen Himmel und reißt dem vorübergankelnden Paradiesvogel die Federn aus. Aber seine Wurzeln klammern sich fest an den Busen der Erde und der himmlische Thau ernährt seine schwarze Seele so gut wie die Rose an seiner Seite. Und wenn der Sonnenstrahl über sie hinweggleitend seine

spärlichen Blätter vergoldet, oder der Wind ihren süßen Athem durch sein dürres Strauchwerk spielt, so weiß er kaum, ob ihm die Rose weniger gehört als die eigenen Dornen. — Eine Sonne wärmt uns! Ein Boden nährt uns! — Doch wohin verirrt sich meine Phantasie. Das Alles wollte ich Dir nicht sagen. Was wollt' ich denn sagen? — Daß ich nicht liebenswürdig bin. Liebenswürdig! — Toll bin ich; toll und schwach — Ach! mein Verstand taumelt, meine Hände zittern —"

Wirklich übermannte ihn die ungewohnte Anstrengung und das Blatt glitt ihm aus den Fingern.

„Nein", fuhr er plötzlich wieder auf. „Das ist ja Alles sinnlos! Geschwätz, mit dem ich sie und mich betrüge! Die Wahrheit muß an den Tag."

Er griff wieder nach dem Papier und schrieb, ohne abzusetzen, mit fliegender Hand.

„Nein, Clara, so geht es nicht! Du sollst reinen Wein haben statt dieses trüben Gebräu's — er läßt sich ja eben so gut wegschütten. Du weißt es ja doch, was ich verschweigen will und nicht verschweigen kann: daß ich Dich liebe, liebe, als ob ich der schönste und gesundeste Mensch von der Welt wäre, der allenfalls das Recht dazu hätte. Aber ich bin nicht schön, ich bin nicht gesund! Ich liege mit gebrochenen Gliedern am Boden und der Erdhügel neben meinem offenen Grabe wirft schon seinen langen und düstern Schatten über meinen Leib. Noch spielt die scheidende Sonne um Haupt und Herz und küßt meine erkaltende Stirn; aber daneben steht der Tod und geigt Tag und Nacht das letzte Lied auf der letzten Saite; wenn auch die reißt — —

„Geh'! Geh'! ich beschwöre Dich, Deinet- und meinetwegen. Laß mich! Zieh' mich nicht zurück in das Leben, das mich ausstößt!"

Egidius athmete tief auf, wie von einem schweren Druck befreit, faltete den Brief und schellte dem Mädchen. „Geben Sie das", sagte er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte, „an Fräulein Clara!" — Dann streckte er sich lang aus und lag regungslos wie ein Todter.

Lange blieb er so, ohne etwas Anderes zu empfinden als den reinen Genuß der körperlichen Ruhe.

Erst als sich allmälig die Erregung seiner Nerven legte, empfand er beseligend die geistige Befriedigung, sein Herz erleichtert und doch seine Pflicht erfüllt zu haben. Er wurde ruhig und glücklich. Seine Leidenschaft verklärte sich. Kein Verlangen, kaum der Wunsch, seine Gefühle erwiedert zu sehen, trübte die reinste Seelenstimmung. Er war nie in seinem Leben unschuldiger, selbstloser gewesen.

Undessen war die Nacht hereingebrochen. Es ward dunkler und dunkler. Die Gegenstände verschwammen ineinander und mit ihnen Egidius' Gedanken. — Jetzt fuhr ein aufgeregter Frühlingswind durch die stillen Gassen, große Regentropfen schlugen an die Fenster, aber Egidius hörte von alledem nichts mehr. Als Frau Susanne nach einiger Zeit in's Zimmer trat und mit leiser Stimme nach seinen Wünschen fragte, antworteten ihr nur seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge.

## VIII.

Eine stürmische Frühlingsnacht war über die Erde dahingebraust, jetzt aber lag sonnige Heiterkeit auf Stadt und Land. Ueberall waren die Fenster weit geöffnet und ein Strom von balsamischer Luft drang mit Vogelgesang und heiterm Menschengelächter auch in Egidius' Krankenzimmer.

Egidius saß halb aufgerichtet in seinem Bett und blickte träumerisch auf das Stückchen Himmel und Erde, das er von seinem Lager aus beherrschen konnte. Zwischen altem Mauerwerk, angerauchten Giebeln und einem dicken Festungsthurm blitzten im Sonnenschein die angeschneiten Gipfel des fernen Gebirges; leichte sommerliche Wolken kamen und gingen, oder verloren sich vor seinen Augen in dem lichten Blau des Himmels. Von Luft und Duft betäubt, gerieth Egidius allmälig in einen Zustand hellseherischer Träumerei, in dem sich sein ganzes Wesen, frei von den Fesseln seines hinfälligen Körpers, im Aether aufzulösen, mit dem All zu verschmelzen schien. Aber aus diesem Aether, aus der blauen durchsichtigen Luft, die ihn umfächelte, wurden Clara's Augen, glaubte er ihre Stimme, ihr Lächeln zu hören · Eine unaussprechliche Seligkeit füllte seine Brust. Berauscht und weltvergessen taumelte seine Seele durch das Universum.

Solche ekstatische Wonnen sind das Vorrecht des Elends. Der Gesunde, der Glückliche bringt den Fuß nicht von der heimischen Scholle; aber wen die Hand des Todes gestreift, der badet sein Haupt frei im Aether und saugt mit Wollust den Athem der Unendlichkeit. Für Egidius waren alle Schranken des Irdischen gefallen; keine Zeit, kein Raum engten ihn ein, nur wie einer schmerzhaften Erinnerung war er sich noch seiner Persönlichkeit bewußt.

In diesem Augenblick war es ihm als hörte er eine Droschke unten vorfahren; zugleich glaubte er im Nebenzimmer eine ungewöhnliche Bewegung und flüsternde Stimmen zu vernehmen. Alles schien ihm darauf hinzudeuten, daß es nun Ernst werden sollte, daß Clara sich entschlossen, von ihm zu gehen, um ihm und sich das Unvermeidliche zu erleichtern. „Es ist gut!" sagte er vor sich hin. „Es ist nothwendig, also gut. Wir wollen tapfer bleiben, Egidius."

Als sich jetzt die Thür öffnete und Clara, von goldenem Sonnenglanz umflossen, in's Zimmer trat, ihn ihre leuchtenden Augen trafen, empfand er dennoch einen lebhaften Schmerz; aber er überwand ihn und sah ihr wortlos, mit stillem Lächeln in das erglühende Gesicht.

Wie ihr das Herz zum Zerspringen voll war, wußte er nicht. Sie hatte seinen Brief gelesen und sogleich gewußt, daß sie nur eine Antwort darauf zu geben habe. Sie kannte nun sein Herz, das sich so wunderlich zu verbergen wußte; sie brannte darauf, den armen Dulder aus dem Fegefeuer zu erlösen, ihn gesund und glücklich zu machen.

Doch seinen Augen gegenüber stockte ihr das Wort. Ueber und

über erröthend trat sie näher und ergriff seine beiden Hände. „Armer Egidius!" kam es endlich von ihren Lippen; dann schwieg sie wieder.

Der Klang ihrer Stimme umwogte ihn wie Musik. „Arm!" sagte er noch halb abwesend. „Nein, Clara, ich bin dennoch glücklich! auf meine Art. Bemitleidest Du mich, weil — weil ich hier spazieren liegen bleibe, während Du mit meinem Herzen davonflatterst? Vielleicht werde ich ohne dieses zärtliche Organ besser fertig. Ja, ja! zu unser Beider Bestem. — Sei nicht etwa noch zu guter Letzt weich — barmherzig — opferfreudig.

„Ach! es ist nur ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß der ganze Apparat von Knochen und Muskeln zum Genuß des Daseins nothwendig sei. Im Gegentheil! Je weniger man davon hat, desto leichter befreit man sich vom Gesetz der Schwere. Ich fange jetzt an, die Säulenheiligen, Märtyrer und dergleichen mystische Feinschmecker zu begreifen! Während sich hier mein Leib unter Schmerzen auflöst, singt meine Seele wie die drei Männer im feurigen Ofen.

„Schau nur hier zu meinem Fenster hinaus! Kann's irgendwo auf Erden schöner sein? Wird etwa der Himmel blauer und die Luft weicher, wenn ich mir dazu den Schweiß von der Stirn trockne, wie ihr anderen Menschenkinder?

„Ach! und wenn ich die Augen schließe, dann werden meine vier Wände zum Weltall. Die Phantasie breitet ihren Zaubermantel aus und trägt mich frei über die ganze Erde, der Sonne entgegen, die mich nicht brennt, durch den Regen, der mich nicht näßt. Tief unter mir liegt die Erde mit ihren Schmerzen und Qualen. Neidlos und wunschlos treibt mein Geist mit den Wolken durch den Aether, wächst mit ihnen und zerflattert — und wenn ich erwache, so empfängt mich Deine Stimme, die mir lieblicher klingt als die Harmonie der Sphären.

„Und ich sollte nicht glücklich sein!"

Sie hatte seine Hände fahren lassen und stand nun, während der Strom seiner lyrischen Begeisterung über sie hinwegging, wie verzaubert, mit Thränen in den Augen neben ihm.

Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Und diese kleine Hand, die Wunder thut: Wasser in Nectar und Ambrosia verwandelt. — O, wer jetzt sterben könnte!"

Ohne es zu wollen, waren ihm die Worte über die Lippen geflossen.

Plötzlich hielt er erschrocken inne, ließ ihre Hand los und wandte sich seufzend ab.

„Sterben! Nein, nein!" rief sie. Es brach in ihr aus. „Sterben! Nein, nein! jetzt nicht! jetzt nicht! Jetzt bist Du mein! Liebe ist ja stärker als der Tod! Ich ringe Dich ihm ab. Ich lasse Dich nicht. Ich kann Dich nicht lassen! — Ach, Egidius! ich kann nicht mehr leben ohne Dich, und Du willst sterben!"

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich über ihn und suchte seinen Mund, der ihr halb bewußtlos entgegenkam.

## IX.

Was alle Kunst des Arztes und die hingebendste Pflege nicht vermocht hatten, schien jetzt der wundersamen Macht des Herzens zu gelingen.

Denn wie eine Pflanze, die in langer Winternacht, ohne Sonne und Luft, im Kampf um's Dasein schon zu unterliegen drohte, aber dem heimischen Element wiedergegeben, plötzlich ein anderes Wesen zu werden scheint, so veränderte sich mit einem Schlage Egidius' räthselhafter Zustand. Seine Seele, die in langem Elend alle Spannkraft verloren hatte, dehnte und streckte sich dem Glück entgegen, und der Wille zum Leben, der längst erloschen und eingesargt schien, sprengte sofort die Decke und durchfluthete belebend sein ganzes Wesen.

Mit Erstaunen nahm der Arzt die plötzliche Krisis wahr. Was sage ich viel: er griff zu, klug und geschickt wußte er sie zu benutzen, und er fand jetzt einen ergiebigern Boden für seine Wissenschaft, als bisher. Wie ein gelehriges Thier, dessen wilde Instincte durch Hunger und Schläge gebrochen sind, folgte Egidius' irdische Hälfte seiner höhern Einsicht und verwandelte bereitwillig alle seine Intentionen in Fleisch und Blut. Und da auch der Himmel seinen Segen dazu gab und Tag für Tag die herrlichste Sonne scheinen ließ, so kam die Stunde früher, als man geahnt hatte, wo der glückselige Reconvalescent von seinem Lager erstand.

Als er auf Clara's Arm gestützt zum ersten Mal in's Wohnzimmer trat, blieb er vor dem großen Wandspiegel stehen, der sein ganzes Elend wiederspiegelte: sein eingefallenes Gesicht, seine langen Haare und den verwilderten rothen Bart.

Mit lachendem Munde wandte er sich an Clara: „Und in dieses Gespenst, diese malerische Specialität hast Du Dich verlieben können, Du schönes, vollkommenes Menschenkind? Oder war's vielleicht nur meine schöne Seele, die Dein Herz erweicht hat? Dann gieb Acht! daß sie Dir nicht wieder entschlüpft, wie die anderen Symptome meiner Krankheit!"

„Hänge ihm nur den Brodkorb höher, wenn er wieder dick und übermüthig wird", fiel Frau Susanne ein. „Jetzt wissen wir ja, wie er zu zähmen ist. — Gott bewahre mich!" fuhr sie fort, als Clara ihn statt aller Antwort auf den spöttischen Mund küßte. „Jetzt fängst Du auch an, ihn zu verziehen! — Doch mach' mit ihm, was Du willst; ich wasche meine Hände in Unschuld und —"

„In Unschuld! Du?" sagte Egidius. „Wer hat das Feuer geschürt? Wer hat uns Zwei wehrlos einander überliefert? — Aber Gott lohne Dir Deine Schuld an Deinen Kindern und Kindeskindern. Ich glaube", fügte er mit einem zärtlichen Kuß auf ihre Hand hinzu, „er fängt schon an! Mich wenigstens kann er nicht mehr glücklicher machen!"

---

# Gedichte

von **Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.**

## 1. Glück.

Ihr nennt mich glücklich, preis't mit lautem Wort
Das Loos, das mir des Himmels Huld beschieden,
Der Liebe Glück, den häuslich stillen Hort
Und meiner Tage ungetrübten Frieden!

Ich aber halte still den Blick geneigt,
Nicht ohne leises Grau'n kann ich euch hören,
Es bebt mein pochend Herz — „o schweigt, o schweigt!"
Möcht' ich mit banger Lippe euch beschwören.

Nicht daß es euch der Lüge wollte zeih'n,
Macht dieses Herz mit seinem Jawort zaudern,
Nein! daß ihr Wahrheit kündet — echt und rein, —
Das eben macht im Innersten mich schaudern!

Mir ist, als rüttle schon des Wortes Hauch
Des Glücks kryſtall'ne Pfeiler auf im Grunde,
Als löse still sein Glanz in Dunst und Rauch
Sich vor dem Athemzug aus unſ'rem Munde.

Es dünkt das Glück, wie jene Schläfer mich,
Die sicher über Dach und Giebel wallen:
Du siehst und staunst! doch ihren Namen sprich —
Und haltlos müssen sie zur Tiefe fallen.

D'rum lasset hüten mich im Innern still
Das Glück, das mir des Himmels Huld beschieden,
Das ich mit Priesterandacht hüten will
Und stört durch lautes Wort nicht seinen Frieden!

Doch dank' ich's Euch, daß Ihr mich aufgeschreckt,
Denn euer Wort erklang mir nicht vergebens, —
Mit jener bangen Furcht, die ihr erweckt,
Zahl' ich fortan Tribut dem Schmerz des Lebens!

[illegible]



Charakterköpfe zur Saison.

## 2. Weihnachtsrosen.

Die Winternebel tragen
Zu Grab das alte Jahr
Und ihre Thränen klagen
Um Manches, was da war!

Die Winternebel hüllen
Das neue Jahr noch ein:
„Was wird sich wol erfüllen
Von all' dem Hoffen dein?"

„Was wird für dich wol kommen,
Du Herz voll Lebensglut?"
So frug ich mich beklommen
In träumerischem Muth.

„Ich fleh', ihr düstern Schemen,
Zu euch um kein Geschenk,
Doch sollt ihr mir nichts nehmen,
Nur deß seid eingedenk!

„Ich möcht' in eure Flöre
Wol wagen einen Blick,
Möcht' lauschen, ob ich höre
Das nahende Geschick.

„O hebt euch, schnelle, schnelle,
Trübfeuchte Nebel ihr,
Und gebt, hier an der Schwelle
Ein freundlich Zeichen mir!"

Und wie ich also, bebend,
Die leise Bitte sprach,
Da wich, sich sachte hebend,
Der Nebel nach und nach.

Ich konnt' die grünen Moose
Am Rand des Waldes seh'n,
Und sah die Weihnachtsrose
Mit weißen Glocken steh'n.

Aus dunkelgrünem Laube
Hob sie sich hellerblüht,
Und holder Frühlingsglaube
Erfrischte mein Gemüth!

Mir war, als ob sie klängen
Die Glocken, hell und rein,
Und meinem Herzen sängen:
„Du sollst nicht bange sein!

„Selbst winterlichem Grunde
Fehlt eine Blüthe nicht,
Und jede dunkle Stunde
Birgt einen Funken Licht!"

### 3. Stanzen.

(Aus dem Französischen des Alfred de Musset.)

Wie lieb' ich es zu seh'n, wenn in dem Thal
  Oed und kahl
Sich heben, ähnlich einem Todtenmal,
Die schwarzen Mauern eines Klosters stolz!
Wie gerne seh' ich nächst den Klosterhallen,
  Halb verfallen,
Fromm an dem Thor des adligen Vasallen
Den Weihekessel und des Kreuzes Holz.

Ihr Kirchen, die am Fuß der Pyrenä'n
  Habt geseh'n
Jahrhunderte an euch vorüberweh'n,
O düstergraue Bilder ihr von Stein,
Die ihr der Zeit getrotzt und wenn's gewittert,
  Nicht erzittert,
Von einem Riesenberge, der zersplittert,
Seid ihr vielleicht das modernde Gebein?

Wer liebt' euch, graue Thurmeshäupter, nicht,
  Wo sich bricht
Der jähe Sturmwind und des Blitzes Licht?
Die dunklen Treppen lieb' ich, die empor
Sich windend durch die Mauerhöhlen heben,
  Die mit Beben
Von allen Pfeilern her ein Echo geben
Dem andachtvollen lauten Beterchor.

Wenn Sturm in's Land herabfährt ohne Rast
  Und mit Hast
Den hohen Berg an seinem Scheitel faßt,
Da lieb ich's, wenn durch gelbe Blätter zieht
Der Wind und sich die Bäume brechend neigen
  Mit den Zweigen,
Und stolz des Klosters Glockenstimmen steigen
Zum Himmel auf, zwei Pfeiler von Granit!

Wie gerne seh' ich's, wenn in Morgenglut,
  Roth wie Blut
Zur frühen Vesperzeit das Kloster ruht,
Sein Zierrat hell in bunten Farben steht,
Wenn in den weiten Nischen rings, den alten,
  Hände falten
Der grauen Heil'gen steinerne Gestalten,
Für die Lebend'gen hauchend ein Gebet.

# Wanderungen durch das Elsaß.

Von F. Lucius.

## Ausflug nach dem Hohbarr.

Frei und herrlich über Zabern thront die Schloßruine Hohbarr, die ehemals, sammt den umliegenden Waldungen, dem Bisthum angehörte, heute aber Privateigenthum ist. Ein kleines Stündchen nur und wir sind droben ohne sonderliche Anstrengung angekommen, denn ein wohlunterhaltener Weg führt den nicht sehr steilen Berg hinan und die größte Strecke desselben können wir zudem noch, gegen die Sonnenstrahlen geschützt, im wohlthuenden Schatten dichtbelaubter Buchen und Eichen zurücklegen. Auch hier noch kommt ein Stück alter vergangener bischöflicher Herrlichkeit uns entgegen. Diese Mauer da, an welcher unser Weg sich hinzieht, umgiebt den sogenannten Kinjele*)=Garten, in welchem einst der Cardinal der Freude der Kaninchenjagd sich hingab, der aber jetzt zu nützlicherm und ergiebigerm Zweck dient. — Wir treten aus dem Wald heraus und vor uns liegt die ausgedehnte Ruine auf der ungeheuren Felsmasse da. Diese Felsen enthalten viele Kiesel, meist so groß wie ein Taubenei, doch finden sich sogar viele vor von der Größe eines Hühnereies; auch bemerken wir an denselben horizontale Furchen und Augen, welche einzig und allein von fließenden Wassern nur herrühren können und im Laufe der Zeit hier eingewaschen wurden und so wird die Behauptung unserer Geologen bestätigt, nach welcher das hier zu Land zwischen acht und zwölf Stunden breite Rheinthal von den Vogesen bis zum Schwarzwald ein großer See gewesen und nach und nach erst sich trocken legte, als der Durchbruch bei Bingen allmälig sich erweiterte und die so lange gestauten Wassermassen ungehinderter abfließen konnten. Glücklicherweise sind sie jedoch nicht alle abgeflossen — der majestätisch dahinrauschende Rheinstrom ist uns geblieben, bis auf diesen Tag und wir würden ihn nur ungern missen, wenn er auch hie und da plötzlich anschwellend — wie erst vor Kurzem wieder — uns und unseren Fluren Gefahr und Verderben droht und manchmal, für Augenblicke wenigstens, zum Angst- und „Peinstrom" für uns wird.

Schloß Hohbarr ist mit dem schnurgerade von allen Seiten sich erhebenden Felsen, auf welchem es errichtet worden, so durch und durch verwachsen, daß es mit demselben gleichsam nur eine gewaltige Masse gebildet zu haben scheint; jeder Vorsprung ist sorgsam benutzt und überbaut, jede Spalte ausgemauert, einzelne Theile wieder sind sogar tief in die Felsen eingehauen. Thore, Höfe, Thürme, insonderheit die aus dem zwölften Jahrhundert stammende gothische Kapelle, sind theilweise noch erhalten und gestatten auch dem Laien, eine ungefähre Vorstellung von dem frühern Aussehen der ursprünglichen Burg sich zu machen, die zur Zeit, wol mit allem Recht, für eine der best-

*) Kinjele=Kaninchen.

angelegten Festungen gegolten haben mag. Nach dem Westphälischen Frieden wurde die Burg durch die Franzosen, welche sie seit 1636 besetzt hielten, dem Bischof wieder zurückgegeben, nachdem die Festungswerke vorher geschleift und abgetragen worden waren. — Hier auf Hoh-Barr stiftete der Bischof Johann von Manderscheidt — (der Wiederhersteller des Schlosses, wie eine von 1583 datirte, über dem Eingang des äußern Thors sich noch befindliche lateinische Inschrift aussagt) im Jahre 1586 eine Zechergesellschaft, welche den Namen Horn-Brüderschaft führte. Als Mitstifter gesellte er sich zu: Heinrich von Bobenhausen, Großmeister des deutschen Ordens, Friedrich, Herzog von Sachsen, die Grafen von Salm, von Nellenburg und einige andere. Wer in den Orden aufgenommen werden wollte mußte ein großes Urhorn voll Wein in einem Zuge austrinken. Dieses Horn, welches nebst dem Namensverzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft noch bis zur Revolution von 1789 in Zabern aufbewahrt wurde, war mit drei künstlich gearbeiteten kupfernen Ringen umgeben, auf welche lateinische Inschriften eingegraben waren. Der Marschall Herzog von Bassompierre berichtet in seinen Memoiren, daß ihm die Brüderschaft auf Hohbarr dergestalt mit ihrem Horn zugesetzt, daß er fünf Tage lang in Zabern krank darniederliegen mußte und während zweier Jahre keinen Wein mehr trinken, ja nicht einmal den Geruch desselben ertragen konnte. Später scheint ihm jedoch dieser Abscheu vor dem edlen Getränke vergangen zu sein, denn er erzählt selbst, daß er wieder auf dem Schlosse war und mit den Brüdern tüchtig zechte. Die letzten Mitglieder der Hornbrüderschaft wurden den 19. September 1638 aufgenommen.

Plaudernd haben wir hin und her, auf und ab die ganze Ruine durchwandelt, auch sind wir glücklich vom jähen, haushohen, pflichtschuldigst auf schwankender Leiter bestiegenen Felsen wieder zurückgekehrt; wir dürfen drum jetzt wol auch einen Augenblick beschaulicher Ruhe uns gönnen. Herrlich vor uns ausgebreitet liegt das ganze landschaftliche Rundgemälde, anmuthig und lachend wie nur irgend eins. Hier unten zu unseren Füßen Zabern inmitten von Gärten und baum- und rebenbekränzten Bergabhängen. — Dort das längs dem Gebirge in freundlichster Lage sich hinziehende Dorf St. Johann, mit seiner schönen byzantinischen, wol schon im zehnten Jahrhundert erbauten sehenswerthen Klosterkirche. — Jenes weiße Kirchlein oberhalb des Dorfes auf hervorragender Bergspitze ist eine ehemalige, dem heiligen Michael geweihte Wallfahrtskapelle. In geringer Entfernung davon befindet sich in der Felsenplatte, auf welcher sie steht, eine kreisförmige Vertiefung von $4^1/_2$ Meter im Durchmesser mit 40 bis 60 Centim. Tiefe, welche, wie sachkundige Fachmänner behaupten, dem druidischen Cultus ihren Ursprung verdanken und eine Opferstätte, ein nächtlicher Versammlungsort der Druidinnen gewesen sein soll. Unter dieser Felsplatte geht eine ziemlich geräumige Höhle in den Berg hinein; in dem Boden derselben ist eine Art von steinernem Troge ausgehauen, in welchem ein Mensch von mittlerer Größe ausgestreckt liegen kann. Nach der Sage war er für die strafbaren Hexen bestimmt; nach Anderen aber diente er den Einsiedlern, welche hier vor hundert Jahren noch sich aufhielten, zum Nachtlager. — Bekanntlich entwickelte sich nach dem Verschwinden des celtischen Religionsglaubens aus den Druidinnen im Mittelalter der Glaube an Feen, aus welchen sodann, als deren Zerrbilder, die Hexen entsprangen. Der Volksglaube machte daher diese Stelle zu einem Versammlungsort der Hexen und nannte den

Kreis die Hexenschule oder das Hexenloch. Die Hexenpriesterinnen dieser Schülerinnen setzen sich im Kreise der Felsenvertiefung herum, die strafbaren Hexen werden in die Höhle unten eingeschlossen, von hier aus fliegen sie, Frau Itta*) an der Spitze, zu dem gegenüberliegenden Bastberge, dem Elsässischen Brocken.

Folgt man dem Höhenzuge, so wird man eine Vertiefung gewahr werden; unmittelbar hinter derselben liegt die sogenannte Heidenstadt. Es ist dies eine Stelle auf dem Bergkamm, die etwa eine halbe Stunde im Durchmesser hat und mit einem, jetzt freilich lückenhaften Wall von kreuz und quer unregelmäßig über einander liegenden Steinen umgeben ist. Ob diese Anlage römischen oder schon frühern Ursprungs ist, kann nicht leicht endgiltig entschieden werden, da weitere Angaben fehlen; jedenfalls war's ein Lagerplatz, der wahrscheinlich darum hier gewählt worden, weil eine heute noch reichlich fließende Quelle das nöthige, auf solcher Höhe sonst seltene Trinkwasser lieferte. — Weiterhin, an den Berg gelehnt, erheben sich halb versteckt zwischen einen Wald von Kastanien- und Kirschbäumen in malerischer Lage die rothbraunen Dächer eines Dorfes dicht gedrängt und stufenweise. Ich will seinen Namen nicht nennen und habe auch sonst nichts Wichtiges von demselben mitzutheilen. Mir aber, ich gesteh' es gern, ist und bleibt es lieb und werth; denn dreizehn Jahre meines Lebens habe ich dort in glücklichen Verhältnissen zugebracht und während dieses Zeitabschnittes Gottes Liebe und Treue oft und viel an mir und den Meinigen erfahren dürfen und als ich wegzog mußte ich — Gott sei's gedankt — von keinem lieben Grabe Abschied nehmen. — Weiter unten, immer am Fuße der Vogesen, das Städtchen Neuweiler, das einer, in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts hier gegründeten Benedictinerabtei seinen Ursprung verdankt und in seiner bisher größtentheils aus Staatsmitteln wohlerhaltenen, den Aposteln Petrus und Paulus geweihten Collegialkirche eines der ältesten gottesdienstlichen Gebäude des Elsasses aufzuweisen hat. Auch die sehr alte Adelphuskirche, deren Schiff schon 1563 den Protestanten überlassen wurde, verdient gesehen zu werden.

Etwas rechts von Neuweiler, hinter dem Bastberge versteckt, liegt Buchsweiler, die alte Residenz der Fürsten von Hanau-Lichtenberg. „Dieser Berg, eigentlich St. Sebastiansberg erhebt sich mit seinen beiden abgerundeten Gipfeln mitten aus dem Hügellande und steht in keinerlei Verbindung mit dem noch eine Stunde westwärts gelegenen Wasgaugebirge, von dessen geognostischer Beschaffenheit er auch wesentlich verschieden ist. Er besteht aus Kies, auf welchem Jurakalkstein ruht, der wieder von Süßwasserkalkstein überlagert ist und bietet dem Geologen eine reiche Ausbeute von Conchilienversteinerungen." Auch Goethe hat von hier aus „die völlig paradiesische Gegend überschaut und wurde auf dieser Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, zum ersten Mal auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam gemacht, die er noch niemals in solcher Masse beisammen gesehen."

Die Lage des Berges, so wie die Beschaffenheit des höchsten Gipfels und der Umstand, daß man denselben im ganzen Unterlande zum Versamm-

*) Frau Itta war die Gattin des Grafen Peter von Lützelburg, im Zaberner Thal und galt als eine böse Hexe. Für ihr Seelenheil stiftete ihr Gatte anno 1126 die Abtei St. Johann — so lautet die Tradition — sie selbst hat jedoch die Stiftungsurkunde dieser Abtei mit unterschrieben.

lungsort der Hexen machte, lassen auf druidischen Cultus auf demselben schließen. Der ganze Berg ist wegen vielfältiger Spukerscheinungen im Lande bekannt und haarsträubende Ungeheuerlichkeiten, die sich daselbst zugetragen haben sollen, werden unendlich viel in den Spinnstuben allenthalben umher erzählt. Hier nur eine derselben. „Es traf sich einst, daß ein Schulmeister, der zu lange auf einem Kindtaufschmause verweilt hatte, nach Mitternacht über den Bastberg nach Griesbach gehen mußte. Als er gegen die Mitte des Berges kam, sah er die Spitze dessen beleuchtet und hörte eine lustige Musik herabtönen. Er stieg weiter empor und ehe er es vermuthete, befand er sich auf dem Gipfel des großen Bastberges. Auf demselben standen mit Speise reichbeladene Tische, auch Flaschen und wie es ihm vorkam, goldene Becher blinkten darauf. Auf dem freien Platze, alleroberst, tanzten viele Herren und Damen. Einer aus der Gesellschaft reichte ihm einen Becher, den mußte er austrinken und hierauf eine Geige und gebot ihm sich zu den Musikanten zu stellen und ihnen aufspielen zu helfen. Er that es ohne Widerstand und trank und geigte mit ihnen die ganze Nacht hindurch, wiewol ihn ein Grausen überlief und er gern die Flucht ergriffen hätte. — — — Als er des andern Morgens vom Hahnkrähen in den Dörfern geweckt wurde, lag er müde und zerrissen auf einem Steinhaufen; zu seinen Füßen gewahrte er einen Pferdehuf und in der rechten Hand hielt er eine große Katze, die ihn kratzte und biß und sich sodann mit tollen Sprüngen in den Reben verlief."

Von den Bastberge an erweitert sich der Ausblick nach Osten zu — die wellenförmige Ebene dehnt sich in reizender Mannigfaltigkeit bis hinüber zum Schwarzwald vor uns aus; — hier zieht sich das Zornthal in seiner ganzen Länge durch die doppelte Hügelreihe hin und wir können eine gute Strecke des heute von uns auf der Bahn zurückgelegten Wegs übersehen; — dort ragt kühn und auch in der Ferne noch Bewunderung erregend, das Straßburger Münster links vom Kronthal hervor, aus dessen schönen Steinbrüchen die zu seinen Bau verwendeten Steine größtentheils genommen wurden. — Dann immer mehr zur Rechten, kaum eine Stunde von uns entfernt **Mauersmünster** (Mauri monasterium), ein kleines, altes, düsteres Städtchen, das aus einer von St. Leobardus zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hier gegründeten Niederlassung emporgewachsen ist. Dieser Einsiedler war ein Zögling des heiligen Columban, jenes irländischen Mönches, der zwar im Elsaß sich blos vorübergehend aufgehalten, aber dennoch außerordentlich segensreich auf dasselbe eingewirkt. Seine durch sein Beispiel belehrten und von seinem Geist beseelten Schüler gründeten an vielen Orten bescheidene Einsiedeleien, welche nach und nach zu Klöstern sich erweiterten und eigentliche Lichtpunkte wurden in der allgemeinen Finsterniß. Mit dem christlichen Glauben brachten sie auch sanftere Gesittung und übten ganz besonders dadurch auf ihre Umgebung einen wohlthätigen und nachhaltigen Einfluß aus, daß sie Oasen in der wüsten Einöde schufen und somit durch Wort und That zu befruchtender Arbeit und zu reichlich lohnender Urbarmachung des Bodens aufforderten. An die Stelle dieses von St. Leobardus gestiftete Cönobitzhauses trat später das im Jahr 740 durch den **heiligen Maurus**, einen Schüler des heiligen Firmin's gegründete Mönchskloster, das nach seinem Namen Mauri Monasterium benannt wurde. Im Jahre 827 wurde aber die Abtei durch eine Feuersbrunst zerstört und dann, auf Befehl **Ludwig's des Frommen**, durch den Metzer Bischof **Drogo**, einen

natürlichen Sohn Karl's des Großen, wieder auferbaut. Aus dieser Zeit datirt denn auch die nach und nach in verschiedenen Baustilen ausgeführte Kirche, die heute noch eine wirkliche Zierde des Städtchens Mauersmünster ist und, von dem Marktplatz aus gesehen, einen höchst gefälligen und angenehmen Eindruck macht. In einem kürzlich in der Straßburger Zeitung erschienenen darauf bezüglichen Aufsatz nennt sie Ludwig Spach geradezu ein Kleinod der kirchlichen Architektur des Elsasses, das, wenn auch verwahrlost und nun theilweise restaurirt, das Auge des oberflächlichen Beschauers schon fesselt durch ihre herrliche zweistöckige romanische Façade — ihren dreifachen Giebel, zwei achteckigen Thürmchen und den großen viereckigen Thurm und setzt hinzu: jeder gebildete, nur einigermaßen in elsässischer Geschichte bewanderte Besucher wird die ehrwürdige Basilika als beredten Zeugen der Vergangenheit begrüßen und der Archäolog vielfache Belehrungen in den einzelnen Theilen und in dem großen Complex der schönen Bauten finden.

Auf ein Dörfchen noch hier unten ganz in der Nähe — (sehen aber kann man's von hier aus nicht —) muß ich, bevor wir unsere Umschau schließen, aufmerksam machen; es wurde 1616 durch den Grafen Reinhard von Hanau unweit des in Folge der Kriege bis auf die Kirche völlig verschwundenen Tillersmünster gegründet und trägt den Namen Reinhardsmünster (im Munde des Volkes heißt's noch immer Neudorf.) — Diese Ortsnamen hat der Leser wol kaum noch gehört, die Sage aber, die sich an das Dörflein und seinen Eisenhammer knüpft, ist ihm gewiß längst schon wohlbekannt — — denn wer kennt Schiller's Gang nach dem Eisenhammer nicht?... Auch die bei St. Gallen am Fuße des Berges gelegene, aus dem elften Jahrhundert stammende Kapelle, in welcher der fromme Knecht Fridolin gebetet haben soll, kannst Du noch heute finden. — Das Vorhandensein ähnlicher Sagen, wie diejenige, welche der Schiller'schen Ballade zum Grunde liegt, beweist nichts gegen ihre Existenz im Elsaß und Aug. Stöber, auf Bötticher und Simrock sich stützend, durfte sie gewiß, ohne Bedenken zu tragen demselben vindiciren.

„Nicht nur", sagt er *), „daß Schiller selbst Savern, Zabern nennt, so soll er die Sage in Jena von einem Elsässischen Hammerschmied gehört haben; auch lebt sie als Volkstradition in den Thälern hinter Zabern, namentlich in Reinhardsmünster. Daß es nie eine Gräfin von Savern gegeben, beweist nichts gegen meine Annahme; die Heldin kann eine Dame der vielen Burgen um Zabern gewesen sein und Schiller, mit der Geschichte unsers Elsasses wenig bekannt, hat hier eine Verwechselung begangen, bei welcher die Poesie und die Sage selbst wenig beeinträchtigt wird. Lassen wir uns also die Ehre nicht streitig machen, daß der edelste Dichter Deutschlands unser Elsaß durch eine seiner schönsten Balladen verherrlicht hat."

Kaum eine Viertelstunde von uns entfernt liegen auf zwei Bergkegeln von ungefähr derselben Höhe die beiden Schlösser Groß- und Klein-Geroldseck. Auf dem Wege dorthin erblicken wir den Thurm, auf welchem vor fünfundzwanzig Jahren noch einer der Telegraphen errichtet war, die schwerfällig mit ihren langen, hölzernen Armen in der Luft herum flankirend, die wichtigsten politischen Nachrichten, in einer für damals verhältnißmäßig kurzen Zeit, zwischen Straßburg und Paris vermittelten, aber sehr oft mitten in einem Satz durch den Nebel oder die Nacht in ihrer Mittheilung

*) Elsässer Sagenbuch S. 563.

unterbrochen wurden und somit die allgemein erregte Neugierde bisweilen auf eine harte Probe setzten. Welch riesenmäßige Fortschritte sind doch diesen, man kann wol sagen, kinderhaften Anfängen gegenüber seit jener uns noch so nahen Zeit auch in dieser Hinsicht gemacht worden! . . .

Von Groß-Geroldseck ist außer dem halbzusammengestürzten, aus mächtigen Felsstücken aufgeführten Thurme und einigen meist verschütteten unterirdischen Räumen nur wenig erhalten geblieben; daß es aber eine ausgedehnte und umfangreiche Burg gewesen, das lassen die noch vorhandenen weitläufigen Mauerreste leicht erkennen. Sie wurde im 12. Jahrhundert durch die Herren von Geroldseck „im Wassigin", die Schirmvögte der Abtei Mauersmünster, erbaut, aber von ihnen nur bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts bewohnt; doch unterhielten sie daselbst fortwährend eine Besatzung, die von einem ihrer Vasallen befehligt war. Ein solcher Befehlshaber war auch der Ritter Sebastian von Andlaud; er mißbrauchte aber seine Stellung, um mit seinen Söldnern in das Land einzufallen, Dörfer und Städte zu brandschatzen und Gewaltthätigkeiten und Räubereien je länger je frecher auszuüben. Diesem frevelhaften Unfug mußte Einhalt gethan werden. Der Pfalzgraf Philipp, die Bischöfe von Speier und Worms, die Herren von Hanau und Andere zogen darum 1486 mit vereinter Macht vor das Schloß und nahmen es nach sechswöchentlicher Belagerung ein; die von den Kanonen und Feldschlangen arg mitgenommenen Mauern wurden durch sie vollends niedergerissen und nachher auch nicht wieder aufgebaut. — An dieses Schloß knüpft sich die Sage von den gebannten Helden, die wir in Hans Michael Moscherosch's Geschichten Philander's von Sittewald (Straßburg 1665, II, 33) also wiedergegeben finden: „In dem wir nun überzwerchs zurück durch den Wald, auff die Matten kommen, erkaunte ich mich also bald, daß wir nicht weit, vnd nechst bey Geroltz-Eck, einem alten Schloß auf dem Waßgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzählen hören; daß nemblich die vralte Teutsche Helden, die Könige Ariovistus, Arminius, Wittichindus, der Hürnin Siegfried vnd viel andere, in demselben Schloß zu gewisser Zeit deß Jahrs gesehn werden; welche, wan die Teutsche in den höchsten Nöthen vnd am Vndergang sein werden, wider da herauß, vnd mit etliche alte Teutsche Völckern denselben zu hülff erscheinen solten."

Das naheliegende, etwas jüngere, aber eben so verfallene Klein-Geroldseck hat keine eigene Geschichte; es gehörte derselben Familie an wie die eben geschilderte Burg und theilte auch deren jeweilige Geschicke.

Setzen wir unsere Wanderung von Hohbarr aus fort. Am Fuße des Berges angekommen überschreiten wir den Canal, die Zorn und die Eisenbahn, um auf gar nicht sehr mühsamen Wege von Neuem die Höhe hinanzusteigen. Zahlreiche, zum Theil außerordentlich große Felsblöcke sind chaotisch in den verschiedensten Lagen und Stellungen an der Bergwand umhergestreut; manche scheinen im Niederrollen durch eine unsichtbare Gewalt plötzlich festgebannt worden zu sein; andere wieder allein nur von den Bäumen gehalten zu werden, an denen sie lehnen; hier bilden sie Schirmdächer der Höhlen, dort Brücken — vor uns hängt sogar einer weit über den Weg herein und staunend bleiben wir vor dieser gewaltigen Masse stehen. Der ist es aber auch, dem wir unsern Besuch zugedacht. Doch nein — nicht dem Felsen eigentlich gilt unser Besuch, sondern vielmehr der großartigen und ausgedehnten Höhle, die er in seinem Schooße birgt und die wol weit und breit,

so viel ich weiß, im Elsaß nirgends ihres Gleichen hat. Wie dieselbe entstanden — wer vermöchte dies wol zu sagen; das aber steht fest, von Menschenarbeit ist jedenfalls auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Die 7 Meter breite, 4 Meter hohe und 13 Meter tiefe Grotte öffnet sich auf etwa halber Felshöhe und eine bescheidenen Ansprüchen genügende Stiege führt leicht und gefahrlos zu derselben hinauf. In früheren Zeiten war sie von einem Einsiedler bewohnt, der eine oben auf dem Felsen errichtete, dem heiligen Veit geweihte Kapelle zu bedienen hatte; dieselbe ist aber längst schon verschwunden und seitdem die Höhle selbst zu einer Kapelle eingerichtet worden. — Die ehemalige Veitskapelle war ein weitbekannter und vielbesuchter Wallfahrtsort, schon vor mehr denn vierhundert Jahren und dem hier verehrten Heiligen wurden Wundercuren in großer Zahl an vielen Kranken, besonders aber an den mit dem St. Veits-Tanz Behafteten, zugeschrieben. Diese heftige Nervenkrankheit, ein Werk des Teufels, wie man glaubte, war früherhin schon da und dort vorgekommen, z. B. in Erfurt 1237 und in den Niederlanden 1374. In den Jahren 1417 und 1418 zeigte sie sich auch im Elsaß. „Die Kranken geriethen dabei in krampfhafte Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie unwillkürlich zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen.“ August Stöber, dem wir diese Angaben entlehnen, theilt aus einer Straßburger Chronik folgende Strophe mit:

„Ein Seltzam sucht ist zu der Zeit
Vnder dem Volck umb gangen,
Den viel Leut auß Vnsinnigkeit
Zu Dantzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unter laß getrieben,
Biß das sie fielen in ohnmacht,
Viel sind Todt drüber blieben.“

Eine andere handschriftliche Straßburger Chronik hat folgende Reime:

„Viel hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,
An offenem Marckt, Gassen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
Sanlt Vits Tantz ward genant die Plag.“

„In Straßburg überfiel diese Krankheit im Jahre 1518 besonders die Weiber. Sie nahm so sehr zu, daß mehrere Hundert davon befallen wurden. Der Magistrat öffnete ihnen einige Säle, damit sie darin ihre Lust desto bequemer büßen konnten. Sodann führte man sie auf großen Wagen nach der St. Veits-Kapelle, wo sie drei Messen hörten und dreimal um den Altar herumtanzten und erwarteten davon ihre Heilung. Wie lange? — Darüber schweigen die Nachrichten. — Noch jetzt pilgern Personen, welche an der fallenden Sucht leiden, zu dieser Kapelle. Manche derselben stellen, nachdem sie zu St. Veit gebetet und ihm geopfert haben, ihre Stöcke an den Weg, in der abergläubischen Meinung, daß Derjenige, welcher den Stock wegnimmt, auch die Krankheit mit sich fortnehme. — Hysterische und unfruchtbare Weiber gehen ebenfalls den Heiligen zuweilen noch um Hülfe an und opfern ihm eiserne Kröten.“ Ich unterwinde mich nicht, diesen Gebrauch erklären, noch von etwaigen Erfolgen berichten zu wollen. Bei meinem letzten Besuch der Veitshöhle habe ich keine eiserne Kröten mehr auf dem Altar liegen sehen.

Ganz in der Nähe, westlich von uns, finden sich vielfache Spuren früherer Wohnungen vor; auch Ueberreste eines alten Tempels, so wie Grabsteine mit beinahe völlig verwischten Inschriften hat man aufgefunden, was Alles auf die Römer hinweist, die hier oben sich angesiedelt hatten. Wir aber schlagen einen Pfad in nordöstlicher Richtung ein und stehen nach einer Viertelstunde vor den Ruinen des Schlosses Greifenstein. Es wäre richtiger zu sagen der Schlösser, denn es sind ihrer eigentlich zwei, aber so nahestehend und durch einen in die Felsen gehauenen Gang derart verbunden, daß sie nothwendigerweise zusammengehören und ein Ganzes haben bilden müssen. Der große viereckige, etwas plumpe Thurm mit seinen bis 4 Meter dicken Mauern ragt hoch über die übrigen Ruinen hervor; Höfe, Mauern, Zinnen sind bis vor wenigen Jahren so dicht mit Bäumen verwachsen und von Schlingpflanzen dermaßen überwuchert gewesen, daß man sich kaum zurecht finden konnte. Die französische Forstverwaltung aber, im Verein mit der Société pour la conservation des monuments historiques hat die inneren Räume zugänglich gemacht und allenthalben, wo es nöthig war, Stiegen und Brücken angebracht, so daß man jetzt die ganze Ruine ungehindert in allen ihren Theilen betreten und übersehen kann. Auch diese Burg war auf abschüssigen und unzugänglichen Felsen erbaut und auf der einen Seite, da, wo die Felsen auf gleicher Höhe mit den übrigen Bergen zusammenhängen, wurde ein tiefer und breiter Graben in das Gestein gehauen, so daß die Veste auch von da aus nicht angegriffen werden konnte. — Aus den noch vorhandenen Ruinen hat man, wol nicht mit Unrecht, sich berechtigt geglaubt den Schluß zu ziehen, daß die erste Anlage dieser Burg aus der Römerzeit herrühren dürfte. — Die Familie der Herren von Greifenstein war eine der ältesten des Elsasses; schon im Jahre 1165 hat ein Mitglied derselben, Ernst von Greifenstein, an dem Zürcher Turnier Theil genommen; doch bereits zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts scheint dieselbe ausgestorben zu sein, worauf ihr Besitzthum an den Bischof von Straßburg überging. Kurz nach 1500 ist das Schloß verlassen worden und langsam nach und nach verfallen.

Ein angenehmer Fußpfad führt uns von hier aus in's Thal hinab. Zabern liegt in einer Entfernung von wenigen Minuten vor uns. Zwischen den Bäumen versteckt, auf drei Seiten von Bergen umgeben, erblicken wir, vom engen Thälchen eingeschlossen, die Schlettenbach, zur Zeit noch Eigenthum Edmond About's. Mehrere seiner Romane hat er in ländlicher Zurückgezogenheit auf diesem seinem Musensitz geschrieben, den er jedoch nach seinen letzten Erlebnissen wol kaum wieder besuchen dürfte.

Etwas höher, aber ganz in der Nähe, zieht ein großer, steil abfallender Felsvorsprung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hier hat, wie die Sage berichtet, ein kühnes und glückliches Wagniß stattgefunden, ähnlich dem, welches dem von Körner besungenen „Ritter von Harras, dem tapfern Springer" bei Frankenberg gelungen. — Herzog Karl von Lothringen soll — gleichviel ob in der Hitze des Jagens oder von den verfolgenden Feinden gedrängt — mit seinen Schlachtroß den 17 Meter hohen Felsen hinabgesprungen und wohlbehalten und unverletzt hier unten angekommen sein. Und daß dem wirklich also ist, das thun zum Ueberfluß auf unwiderlegliche Weise die Spuren der Hufeisen des Pferdes dar, die Du im Felsen des Karlssprungs abgedrückt hier selber sehen kannst! . . .

Einige Schritte nur und wir haben vor uns, um mich der auch nach

hundert Jahren noch zutreffenden Worte Goethe's zu bedienen, „die berühmet Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussée, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Weges, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, Alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt." — Sie führt in einer Länge von nahe an 5 Kilometer bequem auf die Höhe der Vogesen hinauf und ist mit siebzehn verdeckt gemauerten Brücken versehen, wovon einige über 100 Meter lang sind. Dieses bewunderungswürdige Werk wurde in den Jahren 1728 bis 1737 unter Ludwig XV. ausgeführt. Um seinetwillen mußten wir uns noch zu guterletzt hierherbegeben — Zabern und seine Steige gehören aber unzertrennlich zusammen. — Vor 1870 war diese Kunststraße belebt wie sonst nur wenige; Frachtwagen in langen Reihen, hochbeladen und mit weißen Blachen bedeckt — Diligencen und Postchaisen fuhren täglich und regelmäßig auf und ab; und alle diese Fuhrwerke spannten in Zabern aus und bildeten eine reichlich fließende Quelle des Einkommens für viele Gewerbtreibende der Stadt. Heute aber, wo der Verkehr mit Lothringen und Frankreich beinahe ausschließlich durch die Eisenbahn und den Canal vermittelt wird, hat diese Steige ihre frühere Bedeutung fast ganz verloren und wird verhältnißmäßig nur wenig mehr befahren.

---

# Hochwasser-Zeichen.

Von **Bret Harte.**

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena.**

Wenn die Fluth von Dedlow Moor gewichen war, zeigte es sich in seiner ganzen Trübseligkeit. Sein niedrig liegender schwammiger Boden, seine trägen, schwärzlichen Pfützen, seine sich schlängelnden Lachen, die ihren schlammigen Weg in aalgleichen Windungen nach der offenen Bucht zu nahmen, waren schlimme, doch nicht abzuleugnende Thatsachen. Eben so die wenigen grünen Grasflecken mit ihren spärlichen Halmen, ihrem amphibischen Geruch und ihrer unangenehmen Nässe. Und wenn Ihr es liebt Eurer Phantasie freien Spielraum zu lassen — obgleich die flache Einförmigkeit dieses Sumpflandes durchaus nicht begeisternd wirkte — so konnte Euch die wellige Linie der Risse und Zerklüftungen im Erdboden ein unumstößliches Zeugniß liefern, wie zerstörend die Wasserfluthen hier gehaust hatten, und die Gewißheit der Wiederkehr der Ueberschwemmung gab Anlaß zu so düsteren Betrachtungen, daß kein Sonnenschein der Gegenwart sie zu zerstreuen die Macht hatte. Das grüne Wiesenland schien unter diesen bedrückenden Gedanken zu leiden und machte keine bedeutenden Anstrengungen zum Wachsthum und zur Fruchtbarkeit, ehe das Werk der Verbesserung nicht vollständig sein würde. In der bittern Frucht der niedrigen Preißelbeerbüsche konnte man sich einbilden, einen von Natur aus süßen Geschmack zu entdecken, der aber durch das unverständige, überreichliche Bespülen der Wurzeln durch kaltes Wasser gesäuert und zum Gerinnen gebracht worden war.

Der vocale Ausdruck der Dedlow Niederung war auch melancholisch und trübe. Der grabesähnliche Ruf der Rohrdommel, der Schrei des Regenvogels, das Kreischen vorüberziehender wilder Gänse, das zänkische Schnattern der Krückente, der scharfe ärgerliche Widerspruch des aus seiner Ruhe aufgeschreckten Kranichs, die deutlich ausgesprochene Klage „killdir" — „killdir" des Kiebitz spotten jeder Wiedergabe und Macht des geschriebenen Wortes. Noch wirkte der Anblick dieser gefiederten Versammlung in irgend einer Art fröhlich oder anregend. Jedenfalls war es nicht der Fall bei dem blauen Reiher, der bis zur Hälfte im Wasser stand, in seiner sorglosen Unbekümmertheit um feuchte Füße und deren Folgen; auch nicht bei dem trübseligen Regenpfeifer und dem schwermüthigen Kiebitz, oder der traurigen Schnepfe, die dasaß, als wollte sie sich ihrem Nachbar in seinen Selbstmordsgedanken zugesellen, noch bei dem unbeweglichen Königsfischer — ein ornithologischer Marius — welcher die trübe, unförmige Fläche überblickte, oder dem schwarzen Raben, der unaufhörlich über das Marschland hin und wieder flog, ohne zu einer bestimmten Ansicht kommen zu können, ob die Wasserfluthen wirklich schon ganz gefallen wären, und durch die Ueberzeugung, nach all' seinen Bemühungen doch keine entschiedene Antwort geben zu können

sich sehr niedergeschlagen fühlte. Nein, einen erheiternden Eindruck machten die gefiederten Bewohner dieses Erdstriche nicht, im Gegentheil, es war leicht ersichtlich, daß das Moorland den Vögeln nachtheilig geworden und daß sie der Zeit des Wanderzuges sich entgegen sehnten, mit einem Gefühl der Erleichterung und Befriedigung die Alten und Erwachsenen, während die junge Brut die hochgespanntesten Erwartungen und Träume daran knüpfte. Aber wenn Dedlow Moor bei niedrigem Wasserstand schon trübselig aussah, da hättet Ihr es erst bei starker, hoher Fluth sehen sollen. Wenn die feuchte Luft erstarrend über die kalt schillernde Fläche dahinstrich, und den Gesichtern, welche seitwärts blickten, wie eine zweite Fluth entgegenkam, wenn ein stahlgleiches Glitzern die niedrigen Vertiefungen und die sich schlängelnden Linien der Pfützen bezeichnete, wenn die großen, mit Muscheln überzogenen Stämme gefällter Bäume sich wieder erhoben, und sich auf ihre vergebliche, zwecklose Wanderschaft begaben, hier- und dorthin schwimmend und treibend, und trotzdem bei der fallenden Fluth oder dem sinkenden Tage ihrem Ziele nicht näher gekommen, als der mit Fluch beladene Hebräer in der Legende; wenn die glänzend gefiederten Enten schweigend dahinschwammen, ohne eine Spur oder Furche auf der schimmernden Wasserfläche zurückzulassen; wenn der Nebel mit der Fluth daherkam und das Blau oberhalb verdeckte, wie er das Grün hier unten schon verwischt hatte; wenn Schiffer, in diesem dichten Nebelmeer hoffnungslos umherkreuzend, entsetzt empor fuhren, bei Gebilden, die aussahen, als streiche der Meermann mit seinen Fingern über den Kiel des Bootes, oder zurückschracken vor den sich hier und dort emporstreckenden Grasbüschen, die genau dem schwimmenden Haar eines Ertrunkenen glichen und dann durch diese Anzeichen erkannten, daß sie sich auf dem Dedlow Moor verloren hatten und hier die Nacht zubringen mußten — und eine sehr düstere ohne Zweifel — dann konntet Ihr ein Bild von Dedlow Marschland bei Hochwasser erhalten.

Laßt mich eine Geschichte zurückrufen, die, mit diesem letzt geschilderten Anblick verwebt, mir jedesmal in's Gedächtniß kam, wenn ich mich bei meinen langen Jagdstreifereien auf Dedlow Moor befand. Obgleich der Vorfall in der Localzeitung kurz erzählt wurde, hörte ich ihn doch mit allen seinen beredten Einzelheiten aus dem Munde der eigentlichen Heldin. Ich kann nicht hoffen, die wechselnden Empfindungen, noch die eigenthümliche Färbung weiblicher Ausdrucksweise so wieder zu geben, denn die Erzählende war eine Frau; doch will ich versuchen wenigstens den Inhalt treu darzustellen.

Sie wohnte gerade in der Mitte zwischen dem Sumpf des Marschlandes und einem ganz ansehnlichen Flusse, der sich einige Meilen weiter in eine durch den Stillen Ocean gebildete Mündung ergoß, auf der langen sandigen Halbinsel, welche die südwestliche Grenze einer großartigen Bucht bildete. Ihre Heimatsstätte war ein kleines Blockhäuschen, das auf starken Grundpfeilern sich einige Fuß über das Marschland erhob und wol drei englische Meilen von den anderen Niederlassungen am Fluße entfernt lag. Ihr Ehemann war ein Holzfäller — ein einträgliches Geschäft in einem Lande, in welchem die Hauptbeschäftigung im Herrichten von Bauhölzern besteht.

Es war ganz im Beginn des Frühlings, als ihr Mann sie verließ, um bei der Ebbe der Hochfluth ein Floß von Baumstämmen nach dem untern Ende der Bucht zu führen. Als sie bei der Abfahrt der Reisenden in der

Thür ihrer kleinen Hütte stand, fiel es ihr auf, daß der südöstliche Himmel einen so kalten harten Blick habe, und sie hörte ihren Mann zu seinen Gefährten sagen, sie müßten sich bemühen, ihre Reise zu beenden, ehe der Sturm, den er in Südwest brauen sehe, heraufziehe. Und in der folgenden Nacht begann es zu stürmen und zu toben, ärger als sie es jemals gehört, und einige der größten Bäume im Walde an der Flußseite stürzten krachend zu Boden und das Häuschen schwankte wie ihres Kindes Wiege.

Aber wie auch der Sturm um die kleine Hütte wüthen und tosen mochte, sie wußte, daß Einer, dem sie vertrauen konnte, das Häuschen erbaut und befestigt hatte, und daß er sie nicht verlassen haben würde, wenn Anlaß zur Besorgniß um sie gewesen. Diese Ueberzeugung und die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten im Verein mit der Pflege ihres kränkelnden Kindes halfen ihr darüber fort, sich zu sehr mit dem Denken an das Wetter zu beschäftigen, außer natürlich, wenn sie seiner gedachte und hoffte, er würde vor dem Sturme mit seinem Floß glücklich in Utopia angelangt sein, in der traurigen Entfernung. Als sie am andern Morgen heraustrat die Hühner zu füttern und die Kuh zu besorgen, da fiel es ihr auf, daß das Wasser bis zur Umzäumung ihres kleinen Gartenstücks gestiegen sei, und das Rauschen und Rollen der Brandung in der Bucht, obgleich sie meilenweit entfernt war, konnte sie deutlich hören. Sie dachte, es würde ihr doch lieb sein, hätte sie Einen gehabt, mit ihm über die Sache zu sprechen, und wenn es nicht so stürmisch und weit gewesen, dabei der Fußpfad fast unpassirbar, so möchte sie doch ihr Kind genommen haben, um zu Ryckman's, ihren nächsten Nachbarn, hinüber zu gehen. Aber denkt Euch, wenn er nun nach Hause gekommen wäre, durchnäßt und erschöpft und hätte Niemand gefunden; es war auch kein Wetter für das Kind, das hustete und kränkelte.

Aber in dieser Nacht, sie wußte nicht weshalb, fühlte sie weder das Bedürfniß zu schlafen, noch sich niederzulegen; der Sturm hatte etwas nachgelassen, sie „saß und saß" und versuchte selbst zu lesen. Ich weiß nicht, ob es die Bibel oder irgend ein weltliches Buch war, das die arme Frau las, höchst wahrscheinlich das Letztere, denn die Worte tanzten und verschwammen alle vor ihren Augen und machten solchen Unsinn, daß sie zuletzt gezwungen war den Band fort zu legen und zu jenem liebern Buche sich zu wenden, welches vor ihr in der Wiege lag, dessen weiße Blätter noch unbefleckt und unbeschrieben waren, und zu versuchen in seine geheimnißvolle Zukunft zu blicken. Und die Wiege schaukelnd, dachte sie an Alles und an Jeden, war aber immer noch ganz wach und munter.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als sie sich in ihren Kleidern auf's Bett warf. Wie lange sie geschlafen, konnte sie sich nicht erinnern, doch sie erwachte mit einem erstickenden Gefühl der Beklemmung und fand sich an allen Gliedern zitternd in der Mitte der Stube stehen, ihr Kind hatte sie an die Brust gedrückt und sie „sagte etwas". Das Kind weinte und schluchzte, und sie ging auf und nieder, es in ihren Armen wiegend, um es zu beschwichtigen, als sie ein Kratzen an der Thür vernahm. Angsterfüllt öffnete sie und war froh Pete, ihren alten Hund, zu sehen, der von Wasser triefend in die Stube kroch.

Gern würde sie einmal herausgeblickt haben, nicht in der noch so schwachen Hoffnung, ihr Mann könne kommen, nur um sich zu überzeugen, wie es eigentlich draußen aussähe; aber der Wind rüttelte so wild an der Thür, daß sie dieselbe kaum zu halten vermochte. Hierauf setzte sie sich ein

Weilchen nieder, dann ging sie ein Weilchen auf und ab und dann legte sie sich ein Weilchen auf's Bett. Da sie dicht an der Wand der Hütte lag, glaubte sie einige Male etwas dagegen streifen zu hören, wie wenn Zweige daran vorüber gezogen würden. Dann vernahm sie einen schwachen gurgelnden Ton „wie das Kind" ihn beim Schlucken machte, darauf klang es lauter und näher: „klick-klick" und „kluck-kluck", so daß sie sich im Bett aufrichtete. Jetzt aber wurde ihr Blick gefesselt durch Etwas, das von der Hinterthür in die Mitte des Zimmers kroch. Es war kaum breiter als ihr kleiner Finger, aber schnell wuchs es an und dehnte sich über den ganzen Fußboden aus. Es war Wasser.

Sie lief nach der Vorderthür und stieß sie weit auf und sah nichts als Wasser. Sie stürzte nach der Hinterthür und riß sie auf und sah nichs als Wasser. Sie flog zum Seitenfenster und, es öffnend, erblickte sie Wasser, Wasser so weit ihr Auge reichte. Jetzt erinnerte sie sich, wie ihr Mann einmal gesagt, die Fluth sei nicht gefährlich, die fiele regelmäßig, das könnten die Menschen genau berechnen, und er würde lieber an der Bucht, als am Flusse wohnen, dessen Ufer zu jeder Zeit überschwemmt werden könnten. Aber war dies die Fluth? Sie lief nach der hintern Thür und warf ein Stück Holz hinaus. Es trieb der Bucht zu. Sie schöpfte etwas Wasser und brachte es hastig an die Lippen. Es schmeckte frisch und süß. So war es nicht die Fluth — der Fluß war ausgetreten!

Und trotzdem — O Gott, sei gepriesen für seine Güte! — sank sie nicht zu Boden, noch vergingen ihr die Sinne, und gerade jetzt — gesegnet sei der Erlöser, denn es war seine gnädige Hand, die sie berührte und stärkte in diesem fürchterlichen Augenblick! — fiel die Furcht von ihr wie ein Kleid und ihr Zittern und Bangen hörte auf. Von dem Moment an verlor sie nicht Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung in all' den Prüfungen dieser Schreckensnacht.

Sie zog die Bettstelle mitten in die Stube, setzte einen Tisch darauf und stellte die Wiege auf diese Erhöhung. Das Wasser am Fußboden reichte schon bis über ihre Knöchel, und einige Male schwankte das Haus so sichtlich und schien so erschüttert zu werden, daß die Thüren der Schränke aufsprangen. Dann vernahm sie wieder jenes Streifen und Rutschen gegen die Wände, und hinausblickend sah sie einen großen entwurzelten Baum, der neben dem Wege am obern Ende der Weide gelegen, dem Hause zugeschwommen war. Glücklicher Weise zogen seine langen Wurzeln im Erdboden dahin und verhinderten ihn so schnell wie der Strom zu schwimmen, denn wenn er das Haus im vollen Laufe getroffen hätte, so würden selbst die starken Nägel und Klammern in den Pfeilern dem Stoß nicht Widerstand geleistet haben. Der Hund war auf den knorrigen Stamm des Baumes gesprungen und kauerte dort zitternd und heulend. Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte ihren Sinn. Sie riß eine schwere warme Decke vom Bett und sie um das Kind schlagend watete sie zur Thür. Als der Baum wieder mit der Breitseite vorwärts trieb, daß die kleine Hütte schwankte und krachte, sprang sie auf seinen Stamm. Durch Gottes Güte gelang es ihr festen Fuß auf seiner glitschigen Fläche zu fassen, und einen Arm um seine Wurzeln schlagend, hielt sie mit der andern ihr klagendes Kind. Dann hörte sie ein Knarren und Krachen am Vordereingang und die ganze Front des Hauses, das sie soeben verlassen, fiel nieder — gerade so wie die Thiere auf ihr Knie fallen, ehe sie sich hinlegen — und in dem Moment machte der große

Sandelholzbaum eine Schwenkung und trieb mit seiner lebenden Fracht in die schwarze Nacht hinein.

Trotz all' der Aufregung und Gefahr, trotzdem sie das weinende Kind zu beschwichtigen hatte, trotz des Stürmens und Rauschens und der Unsicherheit ihrer Lage, wandte sie sich doch um, nach der verlassenen, wasserüberflutheten Hütte zu blicken. Sie mußte sogar daran denken — und sie wunderte sich, wie man zu solcher Zeit so dumme Gedanken haben könne — daß sie wünschte, sie hätte einen andern Anzug angelegt und das Kind in seine besten Sachen gekleidet; und sie betete, daß das Häuschen nicht ganz zu Grunde ging, damit, wenn er wiederkäme, er doch ein Obdach hätte, da würde es nicht ganz so schrecklich für ihn sein — wie aber konnte er jemals erfahren, was aus ihr und dem Kinde geworden war? Bei diesem Gedanken wurde ihr schwach und krank. Aber sie hatte noch Anderes zu thun, als sich zu grämen, denn so oft die langen Wurzeln ihrer Arche auf ein Hinderniß stießen, gerieth auch der Stamm in's Schwanken und Biegen und zwei Mal war sie schon halb in's schwarze Wasser gesenkt worden. Der Hund, der sie ganz verzweifelt gemacht durch sein unausgesetztes Auf- und Niederrennen am Baum und sein jämmerliches Heulen, fiel bei einer dieser starken Bewegungen in's Wasser. Für einige Zeit schwamm er neben ihr her und sie versuchte, dem armen Thier wieder auf den Baum herauf zu helfen, aber er „benahm sich dumm“ und endlich entschwand er ihren Augen für immer. Jetzt waren sie und ihr Kind ganz allein. Das Licht, welches einige Minuten in der verlassenen Hütte gebrannt, verlöschte plötzlich. Sie konnte nun nicht sagen, wohin sie getrieben ward. Die äußeren Umrisse der weißen Dünen auf der Halbinsel zeigten sich unbestimmt über ihrem Kopf, und sie nahm daraus ab, daß der Baum sich mit dem Flusse in einer Richtung bewegte. Es mußte stillstehendes Wasser in der Nähe sein, und wahrscheinlich hatte sie den Kessel erreicht, welcher durch den Zusammenfluß der Fluth und die überschäumenden Wasser des Stromes gebildet ward. Wenn die Fluth nicht bald fiel, so war die Gefahr vorhanden, daß sie nach dem Canal getrieben und in's Meer geführt, oder von dem Wirbelsturz zerschlagen ward. Wurde diese Gefahr umgangen und sie mit der Ebbe nach der Bucht zu geführt, so durfte sie hoffen eines der waldigen Vorgebirge der Halbinsel zu erreichen und dort bis zum Tagesanbruch ruhen zu können. Zuweilen war es ihr, als vernähme sie Stimmen und Rufe von dem Flusse her und das Brüllen der Kühe, das Blöken von Schafen. Es war aber doch wol nur das Sausen und Klingen in ihren Ohren, das Schlagen ihres Herzens, das sie hörte. Sie fand sich endlich in ihrer zusammengekauerten Lage so durchkältet und erstarrt, daß sie sich kaum mehr zu bewegen vermochte und das Kind weinte nur heftiger als sie es an ihre Brust legte, so daß sie merkte, die Milch sei ihr vergangen; und darüber war sie so entsetzt, daß sie ihr Tuch über den Kopf zog und zum ersten Mal in der ganzen Schreckensnacht bitterlich weinte.

Als sie ihr Haupt wieder erhob, war das Geräusch der Brandung hinter ihr und sie nahm daraus ab, daß ihre Arche wieder eine Wendung gemacht. Sie schöpfte etwas Wasser, um ihre trockene Kehle zu netzen und fand, daß es so salzig sei wie ihre Thränen. Das war eine Erleichterung, denn an diesem Anzeichen wußte sie, daß sie mit der Fluth treibe. Jetzt ließ der Wind nach und das gewaltige schauerliche Schweigen bedrückte sie. Es spülte kaum ein Wellchen gegen die narbigen Seiten des großen Stam-

mes, auf dem sie ruhte, und um sie her war Alles schwarze Düsterheit und Grabesstille. Sie redete zu dem Kinde, nur um sich selbst sprechen zu hören und sich zu überzeugen, daß sie nicht die Stimme verloren habe. Dabei kam ihr der Gedanke — es war wunderlich, aber sie konnte nichts dagegen — wie schauerlich die Nacht gewesen sein mußte, als die Arche Noah's über das asiatische Vorgebirge dahinschiffte und die Töne und Zeichen der Schöpfung von der Welt verwischt wurden. Sie dachte auch an Seeleute, welche sich an Sparren und Planken hängten in der Stunde des Schiffbruches, und an arme Frauen, die von den Wellen des grausamen Meeres todtgepeitscht wurden. Sie versuchte Gott zu danken, daß ihr das erspart worden war und sie erhob ihre Augen von dem Kinde, das in einen ängstlichen Schlaf gefallen war. Plötzlich, nach dem Süden hin, drang ein helles Leuchten durch die Dunkelheit, und flackerte und strahlte immer heller. Ihr Herz schlug zuckend gegen des Kindes kaltes Gesichtchen. Es war der Leuchtthurm am Eingang der Bucht. Als sie noch in Staunen versunken war, rollte der Baum ein bischen, schleppte sich ein bischen, und lag dann ruhig und still. Sie streckte ihre Hand aus und der Strom schlug gurgelnd dagegen. Der Baum hatte Grund gefaßt und zwar, nach dem Stand des Leuchtthurms und dem Rauschen der Brandung zu urtheilen, Grund auf Deblow Marsch.

Wäre das Kind nicht so leidend gewesen und hätte nicht die Angst, daß ihr die Nahrung versiecht war, sie so schwer bedrückt, sie würde sich jetzt sicher und gerettet gefühlt haben. Doch daher kam es wol, daß all' die Eindrücke, welche sie empfing, so düster waren. Als die Fluth schnell fiel, zog eine große Schaar wilder Gänse mit lautem Gekreisch vorüber; dann kam der Regenvogel und pfiff trübselig, als der Schwarm sich furchtlos wie eine graue Wolke auf den Baumstamm niederließ. Auch der Reiher flog über ihr hin und um sie her, schreiend und zankend und ließ zuletzt seine magern Beine nicht weit von ihr nieder. Aber seltsamer als Alles war es, daß ein hübscher weißer Vogel, größer als eine Taube — einem Pelican gleichend, und doch war es keiner — immer um sie her flatterte. Endlich setzte er sich auf einen Zweig des Baumes, gerade über ihre Schulter. Sie streichelte mit ihrer Hand sein schönes, weißes Gefieder und das Thierchen regte sich nicht. Es blieb immer an derselben Stelle sitzen, daß sie dachte, sie möchte das Kind emporheben, um dessen Aufmerksamkeit zu fesseln. Aber als sie es that, war das Kind so starr und kalt und unter den dunklen Wimpern, die es nicht erhob, lagen so tiefe bläuliche Schatten, daß sie laut aufschrie, der Vogel flog fort und sie verlor die Besinnung.

Ja, das Schlimmste geschah nun doch für sie. Die Anspannung der Kräfte war zu gewaltig gewesen, sie gaben nach. Aber als sie aus der Ohnmacht erwachte, war heller Sonnenschein und das Wasser gefallen. Ein verworrenes Geräusch tiefer Stimmen war um sie her und eine alte Indianerin saß, ein indisches Wiegenlied singend, vor einem Feuer, das auf dem Marschlande angezündet war, und vor dem sie, die gerettete Gattin und Mutter, schwach erschöpft lag. Ihre erste Sorge galt ihrem Kinde und sie wollte danach fragen, als eine junge Indianerin, die auch Gattin und Mutter sein mußte und ihre Gedanken errieth, ihr das Kind brachte, bleich, doch lebend und in eine solche kleine sonderbare Wiege eingeschnürt, gerade wie die Indianerkindchen, daß sie zugleich lachte und weinte und die Junge und die Alte zeigten ihre großen weißen Zähne und ließen ihre

schwarzen Augen blitzen und sagten: „Werde nur schnell wieder gesund, schöne Weiße, Dein Mann wird auch bald kommen.“ O, sie hätte in ihrer Herzensfreude die braunen Gesichter küssen können. Dann erfuhr sie, daß die beiden indischen Frauen in ihren sonderbaren Körben Beeren auf dem Marschlande gesammelt, und dabei den Rock ihres Kleides auf dem Baume unweit hatten flattern sehen, die alte Indianerin konnte nicht der Versuchung widerstehen, sich ein neues Gewand zu verschaffen, und da fand sie „die Weißen“, Mutter und Kind. — Natürlich schenkte sie, wie Ihr denken könnt, der Alten das Kleid, und als er endlich kam und auf sie zustürzte, und fast zehn Jahr älter aussah in seiner Angst und Aufregung, fühlte sie sich wieder so schwach, daß er sie in das Boot tragen mußte. Denn, seht Ihr, er hatte von der Ueberschwemmung nichts gewußt, bis er in Utopia von Indianern davon hörte, und an allen Anzeichen erkannte, die arme Frau, die so Schweres durchlebt, sei sein geliebtes Weib. Und bei der nächsten Hochfluth zog er den Baum an Seilen mit heimwärts, obgleich er eigentlich kaum der Mühe werth war; und er erbaute ein neues Haus, den alten Baum als Grundlage und zu Pfählen benutzend und nannte es nach ihr „Mary's Arche“. Aber Ihr könnt Euch wol denken, daß das nächste Haus über dem Hochwasserzeichen errichtet wurde. Und das ist Alles.

Nicht viel vielleicht, wenn man die trübselige Eigenschaft des Dedow Moor erwägt. Aber Ihr müßt bei niedrigem Wasserstand darüber gehen oder bei hohem hindurch waten, oder einige Mal Euch im Nebel darauf verirrt haben, wie es mir geschah, um Mary's Abenteuer genügend zu verstehen oder ganz zu würdigen, welch' ein Segen ist es, zu leben über dem Hochwasserzeichen.

---



Rudolf Jordan.

# Rudolf Jordan.

### Von **Wolfgang Müller von Königswinter***).

Wenn eine abblühende Culturperiode sich zum Grabe neigt, dann sind es gewöhnlich die Schriftsteller der Zeit, die ihr die Todtenglocke läuten, um gleich darauf die Auferstehungshymnen für die neu erstehenden und werdenden Dinge zu singen. So stürzte das junge Deutschland in der Mitte der dreißiger Jahre die Romantik. Inzwischen hatte auf dem Gebiete der Malerei die Reaction gegen die herrschende Schlegel-Tieck'sche Schule schon früher begonnen. Und was noch verwunderlicher ist, sie trat mit ungleich gesünderen und lebensfähigeren Principien als Gutzkow, Laube, Mund, Kühne und wie sich sonst die Vertreter der neuen Richtung nennen mochten, auf die Bühne. Seltsamer Weise erstanden die betreffenden Künstler auch nicht an einem Centrum der deutschen Geisteslebenssonne, sondern in der Idylle der rheinischen Kunststadt. Sie griffen wieder einmal mit kräftiger Hand in das volle Menschenleben. Sie suchten ihre Gegenstände im Volk. Man weiß, daß an diesem Orte auch in der Mitte der dreißiger Jahre die erste Dorfgeschichte auf literarischem Gebiete an den Tag kam, welche einen ersten Schritt aus der Romantik in eine neue volksthümliche Periode bezeichnet. Es ist der Münchhausen. Wer weiß, ob Immermann nicht die ersten Anregungen zu diesem Werke aus den Bildern der damaligen Bauernmaler in Düsseldorf empfing?

Es ist bekannt, daß die Schadow'sche Schule von vorherein einige Genremaler besaß. Pistorius behandelte das Fach ziemlich prosaisch, Sonderland war ein geschickter Stecher ohne tiefern Inhalt, Schrödter ging tiefer in die Sache ein und lieferte in seinem rheinischen Wirthshausleben und anderen Arbeiten meistergültige Volksbilder, aber er wandte sich dann den humoristischen Figuren der Literatur zu. So waren die Wege gebahnt. Da kam im Jahre 1833 Rudolf Jordan von Berlin nach Düsseldorf. Er und

---

*) Mit Wehmuth ohne Gleichen übergeben wir den obigen Artikel unseren Lesern; in dem Augenblick, da wir die Correctur desselben zur Hand nahmen, erhielten wir die Kunde von dem Hinscheiden Wolfgang Müller's von Königswinter. Es ist seine letzte Arbeit für den „Salon", er hoffte ihr im Herbste noch weitere folgen zu lassen — doch es ist anders über ihn beschlossen gewesen. Die Blätter der zeitgenössischen Literatur sind um einen ihr liebenswürdigsten Namen, diese Zeitschrift ist um einen ihrer ältesten, treuesten und anhänglichsten Mitarbeiter ärmer. Wie viel Striche haben wir während der letzten Jahre in unserem Mitarbeiter-Verzeichniß machen müssen! Schwerer ist uns keiner geworden, als dieser, der den Namen — nicht das Andenken! — Wolfgang Müller's in demselben auslöscht. In seinem kräftigsten Mannesalter ist der liederreiche Sänger des Rheins, der beredte Kunstkenner, der fesselnde Erzähler, der treffliche Mensch, der gute Kamerad dahin gerafft worden und tief bewegt, wie selten, stehen wir an seinem frischen Grabe, um ihm ein langes „Schlafe wohl!" zuzurufen.

Die Redaction des „Salon."

Jakob Becker, der zu gleicher Zeit eintraf, waren die ersten Volksmaler im wahren Sinne des Wortes, welche die neue Epoche bezeichnen. Beide hoben in der Folge das Genre aus dem Bereiche des einfachen Zustandsbildes, wie es die alten Niederländer gehabt hatten, auf eine höhere Stufe, indem sie ihm einen tiefern Inhalt gaben. Sie erzählten dem Beschauer in ihren Darstellungen gewöhnlich eine ganze Geschichte, die bald idyllisch, bald heiter, bald tragisch verlief. Es waren nicht mehr die Kneipereien, Tänze, Kirchweihen des Teniers und Brouwer. Die Begebenheiten, die uns vorgestellt wurden, griffen an das Herz und beschäftigten den Kopf. Freilich können solche Vorgänge nicht neu genannt werden. Auch die früheren Maler hatten sie versucht, namentlich der Franzose Greuze, in seinem „Fluch des Vaters", und in dem „heimkehrenden Sohne", die sich im Louvre in Paris befinden, und der Engländer Wilkie in seiner reizenden „Testamentseröffnung", dem „Blindekuhspiele" u. a. m. Das erstere stand natürlich auf dem Boden des französischen, das letztere auf dem Boden des englischen Bauernlebens.

Lag nun dieser Umschwung in der Luft des Jahrzehntes, so war Rudolf Jordan auch der rechte Mann, um den neuen Ideen den rechten Ausdruck zu geben. Eine frische, lebendige Natur, sprang er mit dem ersten Sprung mitten in die Kunst hinein. Er war französischen Ursprungs und stammte aus einer protestanischen Familie, welche nach dem Edict von Nantes unter dem großen Kurfürsten 1685 nach Brandenburg einwanderte. Jener Jordan, den Friedrich der Große seinen Freund nannte, gehörte zu den Abkömmlingen. Unser Künstler ist 1810 in Berlin geboren, wo sein Vater Justizrath war. Nachdem er das Joachimthal'sche Gymnasium und die Realschule besucht hatte, sollte er sich für die Stallmeistercarrière ausbilden, denn er war ein munterer, beweglicher und kecker Jäger. In der That trieb er auch eine Zeitlang die Künste eines Bereiters, da er aber zugleich allerlei Zeichenübungen anstellte, so brachte der Maler Professor Wach, der Freund des Hauses, den Vater auf den Gedanken, den Sohn für die Kunst zu bestimmen. Dem bereits einundzwanzigjährigen Sohn behagte der Wechsel im Anfang durchaus nicht. Wenn er sich auch bequemte, den Wünschen der Seinigen nachzugeben, so widerstrebte er doch sofort der ernsten Richtung des Meisters und trachtete, sich in allem Ernste von Wach loszusagen. Als der Professor nämlich eines Tages seinem Schüler die Aufgabe stellte, eine Gruppe von Nymphen zu componiren, welche den Pegasus mit Nectar tränken, brachte Jordan ihm eine Zeichnung, auf welcher zwei schäbige Knechte einem alten Schimmel zu saufen geben. Der erzürnte Meister erklärte den Schüler für unwürdig seines Unterrichts. Aber der Zögling konnte seine Natur nicht ändern. Nachdem er den einjährigen Militairdienst bei den Neufchateller Jägern abgemacht hatte, unternahm er in Begleitung seines Freundes, des Seemalers Krause, eine Reise nach Rügen und malte nach der Heimkehr einen Fischer und sein Weib, welche voller Schrecken aus dem Fenster schauen, während ein Kind zu ihren Füßen spielt. Das Gemälde fand auf der Ausstellung von 1832 sofort drei Käufer. Dann wurde es durch den König erworben. Dieser Erfolg bestärkte den jungen Mann, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Mit frohem Muthe und den besten Hoffnungen begab er sich 1833 nach Düsseldorf, wohin die kräftig aufblühende Schule eine Menge von Talenten lockte.

Jordan's Auftreten in Düsseldorf ist sehr eigenthümlicher Art. Fast

alle poetisch begabten Jünglinge, die dort der Kunst pflegten, standen mehr oder weniger unter dem Einflusse der blauen Blume der Romantik. Dagegen ist bei ihm nicht die mindeste Neigung vorhanden, in den nächtigen Mondscheingärten zu irrlichteriren. Er weiß von vorn herein, was er will und rüstet sich unbefangen und mit jugendlicher Frische, an das Ziel zu gelangen, das ihm vor der Seele steht. Und dieses Ziel ist die Darstellung des Volkslebens. Aber auch hier verliert er sich nicht in's Allgemeine und Unbestimmte. An den Ufern der Ostsee hat er einen Blick in das derbe, frische, kräftige Seemannsdasein gethan, es ist ihm klar geworden, daß auf diesem Gebiete eine Menge von fruchtbaren Stoffen zu künstlerischer Darstellung vorhanden sind. So steht es in seinem Geiste fest, daß er der Maler der Fischer, Schiffer und Lootsen werden will und werden wird.

Und das ist er denn auch geworden. Auf mannigfachen Reisen an die deutschen, niederländischen und nordfranzösischen Küsten hat er eine Menge von Studien und Beobachtungen gesammelt, welche ihn Jahr für Jahr zu neuen Arbeiten anregten.

Da wurden überall charakteristische Köpfe und Gestalten aufgenommen, da wurden Costüme gezeichnet und gemalt, da wurden Skizzen nach Interieurs und landschaftliche Scenerien gesammelt. Nicht minder aber wandte er den Sitten und Bräuchen der Strandanwohner seine Aufmerksamkeit zu. Er sah sie in ihren Hütten, in den Dünen, am Meere, er verfolgte sie in ihrer häuslichen Existenz und in ihren grausigen Kämpfen mit den erbarmungslosen Elementen des Wassers und der Stürme. Und so schilderte er sie lyrisch, idyllisch, episch, dramatisch, wie es ihm gerade in den Sinn kam.

Das erste Werk, welches er in Düsseldorf unternahm, war humoristischer Art, und stellte einen „Heirathsantrag auf Helgoland“ dar. Es ist die Scene, wo ein älterer Fischer einen curiosen jungen Burschen einem hübschen Mädchen vorführt — Alles lebensfrische und unmittelbar aus dem Leben gegriffene Gestalten mitten im Seemannsleben. Das Bild gefiel ungemein und erwarb sich eine unendliche Popularität. Es wurde lithographirt, gestochen, man sah es bald auf Bilderbogen für die Kinder und auf Pfeifenköpfen für Bürger und Bauern. Louis Schneider, der Komiker am königl. Schauspielhause in Berlin, dichtete einen Schwank unter dem gleichen Titel, der mit dem Gemälde im lebenden Bilde anhebt. Das Werk ging in den Besitz des Consuls Wagener über und befindet sich jetzt in der Nationalgalerie. In malerischer Beziehung steht es, wenn man die Fortschritte bedenkt, die unsere Künstler im Colorit gemacht haben, gerade nicht besonders hoch.

Culturgeschichtlich ist es aber deshalb außerordentlich interessant, weil es eine so überaus beifällige Aufnahme im ganzen Volke fand. Man war offenbar der Schattengestalten der Romantik müde, man sehnte sich nach wirklichen naturfrischen Gerichten. Möricke schildert in einem Gedichte, wie er einst, durch einen Aesthetiker gelangweilt, verzweiflungsvoll in den Garten läuft, dort einen Rettig aus dem Boden rupft und hineinbeißt. Ein ähnlicher Moment der Reaction war in Deutschland eingetreten. Aus demselben Grunde machten kurz nachher die Episode vom Oberhof in Münchhausen von Immermann und die Auerbach'schen Dorfgeschichten einen überwältigenden Eindruck.

Jordan hat in der Folge noch verschiedene andere humoristische Gemälde

geliefert. Dahin gehören „Die vergessenen Stiefel“ (1835), die ein kleiner Junge, bemitleidet von dem Schwesterchen, durch die Dünen schleppt. Ein sehr feines Bild auf diesem Gebiete ist ferner „Das Lootsenexamen“, das 1842 bei einem längeren Aufenthalte in Berlin enstand und von Oelschig als Nietenblatt für den rheinisch-westphälischen Kunstverein gestochen wurde. Composition und Ausführung waren gleich vortrefflich und bekundeten große Fortschritte. Dabei ist die Charakteristik der alten und jungen Seeleute von einer großen Feinheit und Vielfältigkeit. „Der alte Junggesell“ (1844), „Das verlegene Liebespaar (1846), „Die erste Lüge (1849), die „Flitterwochen“, auf dem ein Schiffer seiner Frau den Garnstrang zum Abwickeln hält, und „der singende und wiegende Alte“, beide (1850) gehören gleichfalls auf dieses Gebiet.

Eine Reihe von anderen Darstellungen können wir wol am besten als Strandidyllen bezeichnen. In ihnen schildert uns der Künstler die Sitten und Gebräuche der Strandbewohner. Wie in den vorgenannten Werken sein Humor, so tritt in diesen Bildern seine Gemüthstiefe uns in der schönsten Entfaltung vor die Augen. „Der Abend auf Helgoland“ (1835) zeigt uns einen alten Seemann mit seinem Kinde, das sich traulich an ihn lehnt, hoch auf der Strandtreppe über dem Meere, das fern im Abendglanz ruht. Das Bild erinnert an die Stimmung der Heine'schen Nordseelieder. Sehr gemüthvoll sind ferner „Die heimkehrenden Lootsen“ (1835); der Künstler malte es, als er Bräutigam mit einer jungen Düsseldorferin, Sophie von Mülmann, war und hat sich und seine Braut in dem voranschreitenden Liebespaar abconterfeit. Daran reihte sich im Jahre 1844 „der Brautzug in Nordholland (1846), „Die erste Elternfreude“ (1848), „Der glückliche Alte“, auf dem die Enkelin dem Großvater am Sonntag aus der Bibel vorliest und welches von Nüsser für den rheinisch-westphälischen Kunstverein als Nietenblatt gestochen wurde (1849), „Das Glück im Alter“ (1851), „Lautloses Sonntagsvergnügen holländischer Schiffsveteranen“ (1852), „Stilles Glück einer jungen Mutter“. Später folgten, „In der Kirche“, „Begräbniß des jüngsten Kindes“, „Das Altemannhaus“, (1867), angekauft von der Nationalgalerie in Berlin, „Die Strandwache“, bei Dr. Strousberg, „Die glücklichen Alten“ (1869), „Die Harrenden am Strande“ (1870) und „Unser täglich Brod gieb uns heute“ (1871), bei Herrn Becker in Königsberg, „Es stürmt“ (1871), und ferner „Die Dämmerstunde“ und „Der Seemann als Nachtwächter“ und „Das Wartehaus bei Scheveningen“ (1872).

Aber Jordan ist in seiner Kunst nicht nur ein Humorist und Idylliker, er ist auch ein tragischer Poet, ja, er hat in diesem Gebiete verschiedene Werke geschaffen, die ihn zu einem Künstler allerersten Ranges stempeln. Allerdings bietet das Seemannsleben auch eine Menge von erschütternden Momenten, von denen die Bewohner des flachen Landes gar keine Ahnung haben. Bei dem Kampf mit den Elementen geht es sehr häufig um Tod und Leben. Und gerade solche Begebenheiten hat der Künstler sich oft mit großem Glück zu künstlerischem Vorwurfe gewählt. So malte er schon 1837 „Die Lootsen-Sturmglocke“, ein Gemälde, das uns den Augenblick darstellt, wo die Strandbewohner zusammengeläutet werden, um einem Schiffe, das gefährdet ist, beizustehen. Dann folgt 1840 „Die Rettung“, 1845 „Weiber holen Männer zur Rettung eines gestrandeten Schiffes“ und 1848 „Rettung aus dem Schiffbruche“. Dieses Gemälde, das auch gestochen worden ist, gehört zu den Hauptwerken des Künstlers. Die Scene spielt an der Küste

der Normandie. Die See wüthet, ein Schiff scheitert an den Klippen, am felsigen Strande sieht man allerwärts bewegte Gruppen von helfenden, erschreckten und betenden Männern und Frauen. Nicht minder bedeutend ist ein gleichfalls an der französischen Küste spielendes Bild: „Betende Weiber mit ihrem Geistlichen in Sturmesnoth" (1852), dessen Gegenstand durch den Titel erklärt wird. Auch dieses Gemälde ist vervielfältigt worden.

In den letzten Jahren hat der Künstler auch manche Gegenstände behandelt, die nicht dem Leben der Küstenbewohner angehören. So malte er im Jahre 1868 den „Suppentag im Kloster", im Kölner Museum und „Der Gefangenwärter in Schloß Chillon" 1870, „Die Kräutersammlerin" und „Der Bücherwurm" und 1871 verschiedene Bilder, die sich auf den deutsch-französischen Krieg beziehen, wie „Die verwundeten Turcos". „Die Verpflegung von Turcos im Kasernenlazareth" und „Die barmherzigen Schwestern". Ich muß übrigens gestehen, daß mir seine Bilder aus dem Seemannsleben im Ganzen besser behagen, weil er auf diesem Gebiete, das er sein ganzes Leben lang gepflegt hat, besser zu Hause ist.

Der Künstler hat außerdem eine Menge trefflicher Aquarelle und Zeichnungen geliefert, die theilweise in Reinik's Liedern mit Randzeichnungen und deren Fortsetzung in Radirungen, theilweise in Holzschnitt in Musäus' Märchen, theilweise in Lithographie im düsseldorfer Künstleralbum, in den Stuttgarter Bilderbogen und anderen Werken erschienen sind.

Bei der großen Fruchtbarkeit des Künstlers ist es nicht zu verwundern, daß seine Arbeiten nicht immer auf der gleichen Höhe stehen. Am lebenskräftigsten und frischesten tritt sein Talent natürlich in seinen humoristischen und tragischen Bildern hervor. Offenbar hat hier der Gegenstand den Künstler am meisten interessirt. Und so interessirt er auch den Beschauer am meisten. In diesen Werken zeigt er nun auch vor allen Dingen den denkenden Künstler, der sich den Stoff mit vollster Einsicht wählt und mit tiefstem Verständniß zur Anschauung bringt. Beim Zustandsbilde kann der Maler sich immer mehr oder weniger in der Entfaltung der Gruppen gehen lassen; bringt er aber eine Humoreske oder einen tragischen Gegenstand, so ist er gezwungen, das lustige und traurige Ereigniß gleichsam wie der Lust-, Schau- und Trauerspieldichter auf seinem Höhe- und Gipfelpunkt sinnlich zu machen. Und das ist in den besten Arbeiten Jordan's in hohem Maße der Fall. Wen kitzelt nicht das Lachen, wenn er seinen Heirathsantrag auf Helgoland und sein Lootsenexamen sieht? Wen schauert nicht, wenn er die Rettung aus dem Schiffbruch und die betenden Weiber mit ihrem Geistlichen sieht?

In den Gestalten, welche Jordan zu seiner Composition verwendet, folgt er mehr dem Drange nach seiner Charakteristik als der vollendeten Schönheit. Wir sehen auf seinen Inseln prächtige wettergebräunte Greise und Männer, gesunde Weiber und Mädchen und frische blühende Kinder. Die Verkörperung reizender anmuthiger Weiblichkeit ist weniger seine Sache. Sie kommt aber auch in den Kreisen, die er darstellt, nicht vor. Er huldigt vor allen Dingen der Wahrheit. Und diese Wahrheit macht darum stets einen erquicklichen Eindruck.

Auch als Zeichner ist der Künstler nicht elegant; wol aber bestimmt, scharf, mitunter kantig. Diese Eigenschaften stehen aber stets mit einer entschiedenen Charakteristik in Verbindung. In der Farbengebung hat Jordan sich eifrig den fortschreitenden Bestrebungen, welche die Düsseldorfer Schule an den Tag legt, angeschlossen. Im Anfang ist seine Malerei noch spitz, die

Zeichnung erscheint als Hauptsache, er setzt die Farbe erst ein, wenn die Composition fertig dasteht. In einzelnen Bildern, wie im Lootsenexamen und im glücklichen Alten, wo er den geschilderten Vorgang in das Innere der Stube verlegt, dienen ihm bereits die alten Niederländer als Muster, während die Gegenstände, die im Freien spielen, noch längere Zeit an einer gewissen Härte leiden. In den letzten sieben Jahren — er ist seitdem zum zweiten Male verheirathet — folgt er aber ganz dem neuen coloristischen Princip, das Knaus und Vautier aufgebracht haben. Seine Haare sind inzwischen weiß geworden, aber sein Pinsel geht jugendlich, saftig und kräftig über die Leinwand. Freilich guckt der alte Jordan noch oft hervor. Aber es ist doch eine vortreffliche Eigenschaft des Künstlers, daß er, der kein Knabe mehr ist, sich die Erfahrungen eines neuen Zeitalters eigen zu machen sucht. Eingewohnte Künstler bewahren gern mit Verachtung der Gegenwart ihren alten Zopf. Jordan schneidet diesen Zopf ohne Federlesen ab.

Der Künstler ist auch seine ganze Künstlerlaufbahn mit kurzen Zwischenräumen, die er zu Studienreisen benutzte, in Düsseldorf geblieben und muß von den ersten Schülern Schadow's, die noch übrig sind, wol als der bedeutendste Repräsentant in Volksmalerei genannt werden. Er arbeitete sieben Jahre als Schüler und dann auch noch einige Zeit als Meister auf der Akademie. Als er sich eine Familie gegründet hatte, bezog er ein eigenes Atelier und unterrichtete, da kein specieller Lehrer für das Fach an dem königlichen Institut angestellt war, verschiedene Schüler, denen seine frische natürliche Richtung zusagte. Unter ihnen sind namentlich Benjamin Vautier, Albert Kindler, Reimer, Schlesinger, Dieffenbach in Paris, Geertz, Sondermann, Günther, Friedrichsen und Frl. Heeren zu nennen.

Im künstlerischen und gesellschaftlichen Umgange entwickelt Jordan ein höchst lebendiges und anregendes Naturell. Man merkt ihm gewissermaßen noch seinen französischen Ursprung an. In ernsten Dingen durchaus ernst, hat er zugleich einen charmanten Humor und eine unaussprechliche Komik, wenn sie eben am Orte sind. Dulce est desipere in loco. In der munteren Geselligkeit der dreißiger Jahre excellirte er namentlich durch sein drolliges Wesen, das in lustigen Einfällen, gelegentlich gehaltenen improvisirten Reden, wunderlicher Mimik und seltsam eckigen Bewegungen zum Vorschein kam. Es war dann immer ein Stück von jener Komik in ihm, die man vor seinen Bildern belachen mußte. In späterer Zeit ist er dann wol ernster geworden, denn das Schicksal ließ ihn auch manche Prüfungen erdulden. Seine erste Gattin, die Schwester der Frau von Karl Sohn, starb ihm nach langen Leiden. Seine zweite Ehe ist glücklich und ruhig. Die zahlreichen Freunde lieben den Künstler als einen treuen und guten Freund und als einen anerkennenden und anregenden Genossen. Unter den Düsseldorfer Künstlern wird er stets als eines der ausgezeichnetsten Mitglieder im Fache der Volksmalerei genannt werden.

# Spring-Grove.

Eine amerikanische Skizze von **C. A. Honthumb.**

## I.

Ein Lustrum bereits ist dahin gerauscht im ewig drängenden Wechsel seit des Schicksals liebenswürdige Launen an die gesegneten Ufer des Ohio, in die schöne Stadt Cincinnati, die nicht ganz mit Unrecht, aber auch nicht ganz mit Recht, sich des stolzen Namens „Königin des Westens" rühmt, mich führten. Es war im wunderschönen Monat Junius und in der ganzen Pracht und Herrlichkeit des amerikanischen Frühsommers breiteten die Fluren in ihrer eigenartigen Natürlichkeit, die Kunst und Arbeit erst in oberflächlichen Zügen gestreift, rings sich aus, aber müd' und gedankenlos ließ ich die bunten Bilder der mir neuen Welt vorüberschwirren; zuweilen wol mochte unwillkürlich ein Gedanke des Staunens mich durchzucken, wenn ein besonders pittoreskes oder idyllisches Bild sich mir darbot, aber zu einem wirklichen Genuß, zu einem innern Verständniß dieser Herrlichkeiten kam ich nicht. Was bedeuten denn auch leuchtende Sonnenstrahlen, der Blumen Duft und der lachenden Fluren anmuthige Schönheit, wenn die Zukunftsbilder im tiefsten Innern nur trostlose Eis- und Schneeperspectiven bieten und die bange Sorge des Herzens Regungen in starren Formen krystallisiren läßt, wenn selbst der Hoffnung leuchtendes Gestirn durch dunkle, pechschwarze Wolken verdunkelt wird!

Ja, das war eine Zeit!

Mit der ganzen Thatkraft eines Mannes und im vollsten Bewußtsein meiner Lage, hatte ich ohne Illusionen den Kampf mit der Neuen Welt aufgenommen und ganz gewiß, das war kein leichter Kampf, und nur Der, der wirklich dieses Ringen um eine Existenz im fremden Lande, mutterseelenallein in dem unverstandenen Getriebe und Gewoge einer durchaus neuen Welt mit durchgemacht hat, begreift es, wie so oft selbst kräftig und auf gesunder Basis organisirte Naturen hier elend zu Grunde gehen und in Sphären gezogen werden, in denen sie schließlich zu menschlichen Nullen oder noch tiefer hinabsinken — todt für die Welt, begraben in das Nichts ihres elenden Daseins. Auch mir wurde Schritt um Schritt der Boden der Existenz unter den Füßen fortgerissen, des Schicksals Tücke trieb mich von Stadt zu Stadt und wenn ich wieder einer derselben den Rücken kehrte, dann war ich auch stets um eine Hoffnung ärmer und um manch' bittere Erfahrung reicher geworden.

Fallen sah ich Blatt auf Blatt und welken Blume um Blume in dem üppig duftenden Strauß, den die Hoffnung auf das Glück und das Vertrauen auf die Menschheit mir gewunden:

„Ich übersinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum' und Baum,
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
Dort, wo Du nicht bist, ist das Glück!"

Noch vor wenigen Tagen hatte ich an den wilden Ufern des alten Vaters der Ströme, am Mississippi gesessen. Es war eine wunderbar herrliche Mondnacht, geheimnißvoll rauschten die dunklen Gewässer vorüber und magisch leuchtete der Mond und die wenigen Sterne hernieder, aber das Rauschen der Wasser und die zauberhaften Lichtreflexe versetzten mich nicht, wie sonst wol, wenn an den Ufern der deutschen Meere ich saß und träumte, in die poetische Gefühlsduselei hinein, sondern des Lebens bitterer, unabweisbarer Ernst trat in plastisch greifbaren Zügen mir entgegen, und statt das Gehirn mit dem Aufsinden glänzender Reime und poetischer Wendungen abzumartern, war es dort nur mein einziges Bestreben, des Lebens einfachstes Versmaß in oberflächlichem Fluß zu halten. Manchem möchte vielleicht aus dem dunkel rauschenden Wasser das Sirenenlied:

„Ach, wüßtest Du, wie wohl es ist
Den Fischlein auf dem Grund!"

verführerisch geklungen haben —

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Da war's um ihn geschehen."

Glücklicherweise habe ich nie dieser, ich möchte sie nennen: feigen Zukunftsromantik irgend welchen Geschmack abgewinnen können; des alten Horatius „Aequam memento rebus in arduis servare mentem" hat stets mich wie die kleine Tauchnitzausgabe, in der noch die Primanernoten eingekritzelt sind, auf meinen Lebenswegen begleitet und — beiden verdanke ich Vieles!

Doch weiter jetzt, nur weiter.

Die Nacht am Mississippi hatte ein Ende, in strahlender, glückverheißender Herrlichkeit ging die Sonne auf und wenige Tage später führte mich ein bloßer Zufall nach Cincinnati. Noch wie heute erinnere ich mich der Stunde meiner Ankunft. Der langsame und bedächtige Frachtzug, den ich aus begreiflichen Rücksichten gewählt hatte, näherte sich in frühester Morgenstunde dem grünenden Weichbild der stolzen, westlichen Königin und ließ mir hinreichend Zeit, die landschaftlichen Schönheiten des Thales bewundern zu können, aber gedankenlos oder gedankenschwer, wie man's nehmen will, ließ ich unbeachtet die grünen Bilder vorüberziehen; plötzlich aber war mir's, als wachte ich aus tiefen Träumen auf: zu beiden Seiten der Bahnlinie entfaltete sich ein ganz zaubervolles Bild, eine Parkanlage in den herrlichsten Conturen, sanft gemalte Grasflächen im üppigsten lichten Grün, breite, in leichten Curven gezogene Kieswege, anmuthige und ernste Baumgruppen in hellerm und dunklerm Colorit, dazwischen herrliche Monumente, rothe Granitsäulen und weißglänzende Marmorstatuen, die in klaren, dunklen Seen sich abspiegelten, das ganze Bild rings abgeschlossen von freundlich grünen, villenbekränzten Hügeln!

Nur Momente waren es, in denen diese Bilder mir zum Bewußtsein kamen und bald auch rasselte der Zug in das langweilige Häusermeer der Stadt hinein; aber diese Momente hatten genügt, das Bild in unvergänglichen Zügen in mir festzubannen, ja, sie hatten es möglich gemacht, mich aus meiner dumpfen Lethargie zu wecken, und so paradox es klingen mag, die Wohnung des Todes weckte in mir das Leben und der unwillkürliche, triviale Gedanke, den der flüchtige Blick auf den schönen Begräbnißplatz in mir wachgerufen: „Hier möchte ich begraben sein!" verlieh dem Trieb zum Leben und rüstigen Schaffen einen erneuten, frisch lebendigen Pulsschlag.

Das rastlose Getriebe der großen Stadt, das ruhelose Streben nach einer Existenz verwischten freilich bald in mir die Conturen des prächtigen Bildes. Zudem war das Glück mir diesmal hold, die Königin des Westens bot mir freundliche Heimstatt. Ich hatte gefunden, was ich suchte, einen dankbaren, mir zusprechenden Wirkungskreis und ein friedliches, stillvergnügtes Heim und nicht zu den positiven Unmöglichkeiten gehört es fortan, daß der vor fünf Jahren unbewußt und gedankenlos mir entschlüpfte banale Wunsch: „Hier möchte ich begraben sein!" sich dennoch zur Wirklichkeit gestalten könnte.

Trotzdem ich den Platz jetzt in nächster Nähe hatte, verging dennoch fast ein Jahr, bis ich endlich wirklich einmal dazu kam, unsern Begräbnißplatz — Spring Grove — genauer zu besichtigen, und da mich die eigenthümlichen Schönheiten des prächtigen Parkes auf's Höchste interessirten, so benutzte ich von da an häufig die mir zu Gebote stehende Zeit und wandelte oftmals stundenlang in den schattiggrünen Gängen und an den Ufern der spiegelklaren Seen. Bedeutend erhöht wurden die Annehmlichkeiten dieser Besuche später dadurch, daß ich in der Person des Superintendenten und eigentlichen Schöpfers all' dieser Herrlichkeiten, in Herrn Adolph Strauch, einen freundlichen Cicerone fand, unter dessen leitender Führung ich nicht nur die Schönheiten des Parkes von den vortheilhaftesten Seiten kennen lernte, sondern der auch in seinem kühlen Studio beim schäumenden Opfertranke unserer einheimischen Reben mir gar interessante Aufklärungen über die Geschichte und die Entwickelung dieser amerikanischen Begräbnißparkanlagen gab.

Es ist freilich ein Capitel des Todes, das ich hier aufschlage; aber wenn ich auch weiß, daß dieser beste Freund der Menschheit nie besonders gern als Gesellschafter und Begleiter gesehen wird, so nehme ich doch keinen Anstand, ihn hier den freundlichen Lesern und schönen Leserinnen vorzuführen, denn bei uns repräsentiren sich die Residenzen des Todes in so anmuthig freundlicher Gestalt, das man unwillkürlich über der glänzenden Schale den bittern Kern vergißt.

## II.

Friedrich Gerstäcker, der vielgewanderte moderne Odysseus, der nun auch nach all' seinen Reisen das stille Heim gefunden, das uns Alle erwartet, hatte sich unsere amerikanischen Begräbnißplätze angesehen und ganz ausdrücklich bemerkt er darüber: „Es ist eine herrliche Idee, diese weit ausgedehnten amerikanischen Begräbnißplätze, wo wir ruhen können, nicht zusammengedrängt in engen Reihen oder abgeschlossen durch finstere Mauern, sondern im duftig freien Walde, während uns in Europa ein unheimliches Gefühl überschleicht, an welch' trostloser Stelle wir dereinst unsere letzte Ruhestätte finden sollen!"

Fürwahr, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Begräbnißplätzen der Alten und der Neuen Welt und wenn ich auch immer noch gar großen Respect vor der Heimat habe, und wenn ich auch durchaus kein Enthusiast für die oft noch sehr primitiven Culturanfänge unseres gesegneten Landes bin, so muß ich doch unbedingt die Behauptung aufrecht erhalten, daß das ganze Deutschland keinen Begräbnißplatz aufzuweisen hat, der sich auch nur annähernd mit den großen Ruhestätten in der Nähe von Boston, Philadelphia, Newyork und Cincinnati vergleichen ließe. —

„Wenig Natur, verdrängt und eingeschränkt durch die Kunst, und diese selbst ohne bestimmende Einheit“ — einerseits, und „eine fast unbegrenzte Natur, gehoben und veredelt durch die Kunst nach einer einheitlichen Idee“ — andererseits, würde vielleicht im Allgemeinen, doch lange nicht erschöpfend und verständlich, die Idee der europäischen und amerikanischen Kirchhöfe charakterisiren.

Die Erinnerung an die europäischen, namentlich an die deutschen Kirchhöfe ist mir noch hinlänglich geläufig; aber ich habe nicht nöthig, zur Vergleichung ein Bild derselben zu skizziren, sondern es wird genügen, hier eine allgemeine Skizze, in der ich mich zunächst nicht an unsern Kirchhof halten werde, zu bringen und die Vergleichung dem Leser selbst zu überlassen.

Gewöhnlich liegen die amerikanischen Begräbnißplätze ziemlich weit (zwei, drei, vier und mehr englische Meilen) von der Stadt entfernt; da aber meistens der Kirchhof ein beliebtes Ziel für die städtischen Spazierfahrer ist, so führt auch stets eine bequeme, breite, mit Schattenbäumen bepflanzte Straße zum Eingang, den ein elegantes Gebäude bildet, meistens die Wohnungen des Superintendenten und des Portiers umfassend. Mannigfach verschieden ist der Eintritt in die Stadt der Ruhe und der Todten. Bald umfängt uns der kühle Schatten rauschender Sykamoren und läßt kaum ahnen, daß auf diesen breiten, sorgfältig gepflegten Pfaden täglich die Opfer des unerbittlichen Freundes ihren letzten Weg zurücklegen; bald aber breitet gleich beim Eintritt sich das freundliche Bild einer landschaftlichen Scenerie aus. Doch der Eintritt mag sein, wie er will, jedenfalls ist nicht der erste Gedanke dem Tode und seinen Schrecken gewidmet: die freie Natur, gehoben durch die Kunst, stellt sich uns dar und erst allmälig tritt die eigentliche Bestimmung dieser Plätze in klaren Zügen heraus.

In anmuthig leichten Curven führen die breiten, festen Wege durch den weiten Park, vorbei an sorgfältig gepflegten Rasenflächen und dichtem, üppigem Strauchwerk, dann wieder in den kühlen Schatten ragender Baumgruppen mit natürlichen Quellen oder künstlich angelegten Cascaden, vorbei an anmuthigen Seen, in deren krystallklaren Fluthen die Wipfel der Bäume und die stolzen Monumente sich abspiegeln und auf denen die Schwäne ihre stillen Kreise ziehen. Jede neue Wendung bringt andere Ansichten, andere Bilder und meistens auch bietet sich in der Ferne dem Auge freundliche Ausschau, bald auf üppig grüne Hügelreihen, deren sanfte Conturen reiche, prunkende Landhäuser anmuthig unterbrechen, bald in ein gesegnetes Thal hinab und bald auf das ewige Meer mit seinen buntbewegten Scenen.

Nicht immer freilich ist die herrliche Natur, die sich meistens darbietet, in gerade vortheilhafter Weise durch die Kunst gehoben worden, auch hier finden sich die entsetzlichsten Trivialitäten in den Anlagen und auch auf den meisten amerikanischen Kirchhöfen dieselbe Langweiligkeit und bodenlose Geschmacklosigkeit bei den Monumenten und deren unmittelbarster Umgebung, wie auf den deutschen Kirchhöfen. Aber darin liegt wieder einer der Hauptunterschiede zwischen hüben und drüben: drüben ist alles Dieses auf den engsten Raum versammelt, das Auge kann sich wenden, wohin es will, überall begegnet es dutzendweis den Abnormitäten des ästhetischen Geschmacks; aber hier ist Alles hübsch vertheilt und theilweise sorgsam dem Besucher verdeckt, und trifft einmal das Auge ein bodenlos langweiliges Monument oder eine absolut häßliche Gräberdecoration, so küßt uns gleich im nächsten Moment eine freundliche Fernsicht, ein Blick auf ein lauschig stilles Plätzchen den

Aerger aus dem Herzen und streicht die Falten des Unmuths von der strengen Stirn.

Während wir die europäischen Kirchhöfe mit geringen Ausnahmen gewissermaßen in wenigen Schritten durchmessen können und so auf jedem Schritt nur Gräber und Monumente uns entgegentreten, ist hier der Park die Hauptsache und stundenlang mögen wir in den Anlagen umherfahren, stets kommen wir wieder zu neuen Punkten, neuen Aussichten, neuen Bildern und gerade das Größenverhältniß ist es, was einen der Hauptunterschiede in den Begräbnißplätzen der Alten und Neuen Welt bildet. In London legt man freilich jetzt einen Begräbnißplatz an, der an räumlicher Ausdehnung den größten amerikanischen Kirchhof, unsern Spring Grove, noch fast um das Vierfache übertrifft; aber abgesehen von dieser Ausnahme, müssen sich die übrigen europäischen Kirchhöfe, und ganz besonders die deutschen, gegen unsere großen Plätze, die einen Flächenraum von 500—800 Morgen umfassen, bescheiden zurückziehen.

## III.

Nach diesen allgemeinen Skizzen wird es meine Aufgabe sein müssen, individualisirend bestimmte Punkte herauszugreifen. Ich finde im Juniheft von „The Galaxy" (einer unserer besten amerikanischen Monatsschriften) einen höchst interessanten Aufsatz über Begräbnißplätze aus der gewandten Feder des Professor F. B. Perkins, der manch' schätzenswerthes Material zur Benutzung mir darbietet, und ich bediene mich dieser Quelle um so lieber, weil Herr Perkins ausdrücklich unsern Spring Grove als den in jeder Beziehung vorzüglichsten Platz bezeichnet und ausdrücklich dafür den Deutschen das Compliment macht, daß es ein Deutscher sei, der Superintendent Adolph Strauch, der diese kunstsinnige Schöpfung hervorgerufen. Zunächst seien mir einige historische und statistische Notizen erlaubt.

So ziemlich zu gleicher Zeit begann man in England und Amerika die großen Begräbnißplätze einzurichten. Kensal Green bei London wurde im Jahre 1832 angelegt und Mount Auburn bei Boston, der älteste amerikanische Begräbnißplatz, im Jahre 1831. Das Land ist hier verhältnißmäßig nicht sehr theuer und so kommt es, daß fast jede bedeutende Stadt der Union bereits einen oder mehrere derartige Kirchhöfe hat. Die bedeutendsten sind, nach der Zeit ihrer Gründung geordnet: Mount Auburn, Boston; Laurel Hill, Philadelphia; Greenwood Cemetry, Newyork; Alleghan, Pittsburg; Spring Grove, Cincinnati; Cave Hill, Louisville; Mount Hope, Rochester; Forest Lawn, Buffalo; Bellefontaine, St. Louis; Glenwood, Washington; Rose Hill, Graceland und Oakland, alle drei bei Chicago; Mount Olivet, Nashville; Wood Lawn und Cypreß Hill bei Newyork; Crown Hill, Indianopolis; Mountain View, San Francisco, und Cedern Hill, Hartford.

Von diesen umfaßt unser Spring Grove den größten Flächenraum, nämlich 453 Acres (ein Acre ist ungefähr gleich zwei Magdeburger Morgen), Greenwood Cemetry 413, Alleghan 360 &c. Perkins beklagt sich mit Recht darüber, daß in den meisten dieser Kirchhöfe die Eigenthümer der Begräbnißplätze zu willkürlich durch die Aufstellung der Monumente und die nächste Umgebung derselben die einheitliche Idee der Landschaft und der Anlage beeinträchtigen und fährt dann fort:

„Diesem empfindlichen Mangel in der Einrichtung der ländlichen Kirchhöfe abzuhelfen und das System der Verschönerung der letzten Ruheplätze

für unsere hingeschiedenen Freunde zur höchsten Vollendung zu bringen, war einem Fremden, einem Deutschen vorbehalten. Die Verbesserung basirt hauptsächlich in der Anwendung der sogenannten „Rasenlandschaftsmethode". Dieselbe wendet auf die Anlage der Begräbnißplätze die Principien der Landschaftsgärtnerei an, und zwar nicht mehr modificirt durch die früheren Einschränkungen, welche die Anlage von Begräbnißplätzen erheischten. Nach dieser Methode combinirt sich Natur und Kunst zu einem vollendeten Ganzen, indem sie sich zum allgemeinen Plan und zu den Effecten einer wirklich wissenschaftlichen Landschaftsgärtnerei vereinigen und durch die Wunder der Kunst gehoben werden. Diese Methode wurde zuerst bei Anlage eines Begräbnißplatzes von Herrn Adolph Strauch, dem Superintendenten und Landschaftsgärtner von Spring Grove, Cincinnati, angewandt."

So weit Herr Perkins.

Die Idee derartiger Begräbnißplatzanlagen ist keineswegs neu, aber jedenfalls merkwürdig ist es, daß die Söhne des himmlischen Reiches der Mitte, die ja schon so Vieles, was uns jetzt neu erscheint, gekannt und angewandt haben, auch diese Methode bereits vor vielen Jahren gekannt und ausgeübt haben. Alexander von Humboldt verbreitet sich in seinem Kosmos (zweites Buch, drittes Kapitel) ausführlich über diesen Gegenstand. Herr Perkins citirt die betreffenden Stellen und bezieht sich dann speciell auf die Arbeiten und Anlagen des Herrn Strauch. Ich theile das Urtheil des Professor Perkins um so lieber mit, weil die Anerkennung eines Amerikaners unzweifelhaft schwerer in's Gewicht fällt, als das Lob eines befreundeten Landsmannes:

„Herr Adolph Strauch hat bereits seit fünfzehn Jahren dieses System in Spring Grove in Anwendung gebracht, und dieser außergewöhnlich herrliche Platz liefert den unzweifelhaften Beweis, zu welch' großartigen Resultaten dasselbe führen kann. Das System vermeidet vollständig die störenden Details, es verdrängt nicht die natürliche Bodenbeschaffenheit zu landschaftlichen Effecten, während es vollständig alle individuellen Rechte respectirt und die Anziehung und Schönheit der Grabstätten bedeutend erhöht. Einzäunungen, Gitter, Hecken ꝛc. zur Eingrenzung der einzelnen Begräbnißplätze werden nicht geduldet, sondern die Grenzen werden durch schmale Metallstreifen oder ähnliche, nicht störende Merkzeichen angedeutet. Ein einzelnes Monument erhebt sich auf jedem Begräbnißplatz und die einzelnen Gräber gruppiren sich um dieses nach einem passenden Plan, indem jedes Grabmal durch eine kleine, kaum über die Oberfläche sich erhebende Platte angezeigt wird. Häufig ersetzt ein einfacher Baum mit gutem Erfolg das Monument. Kleine und isolirte Blumenbeete, die von den einzelnen Besitzern angelegt werden, werden nicht geduldet, um die einheitliche Idee der Scenerie nicht zu stören. Selbverständlich wird aber der schönen und poetischen Sitte, Blumen auf das Grab zu streuen, die Monumente mit Guirlanden zu schmücken und blühende Blumen und Strauchwerk anzupflanzen, in keiner Weise gewehrt. Blumenbeete werden auch angelegt, aber unter Anleitung der Kirchhofsbeamten und anpassend dem allgemeinen Plan des Platzes.

„Die Landschaft behält unter diesem Arrangement ihre ganze originelle Schönheit, aber sie ist gehoben und veredelt durch die Hülfsmittel der Gärtnerkunst, und auch die Monumente und Kunstwerke, welche nach dieser Methode den Arrangements hinzugefügt werden, vermögen nicht die allgemeine Schönheit der Scenerie zu stören, sondern dienen im Gegentheil häufig dazu,

einzelne Partien noch zu heben und zu vervollkommnen. Es ist ziemlich einleuchtend, daß die Aufstellung nur weniger Monumente, die dann naturgemäß von höherer künstlerischer Bedeutung sein können, von größerer Wirkung sein müssen, wie dicht zusammengedrängte Monumente von zweifelhaft künstlerischem Werth, so daß die letzte Ruhestätte reicher dahingeschiedener Freunde nicht einem Ort des Friedens, sondern dem Waarenlager eines Steinhauers gleicht.

„Ein nach obigem Plan wohlangelegter Kirchhof kann im höchsten Grade Anspruch auf wirkliche Schönheit und ästhetische Bedeutung machen. Es ist ein weites, anmuthiges Landschaftsbild, gehoben durch Wälder, Haine und einzelne Bäume, bei deren Arrangement die Kenntniß und der Geschmack des Künstlers die Wald- und Baumschönheiten verschiedener Gegenden zu einem harmonischen Ganzen vereinigen kann. Ruhige Seen und sanfte Bäche bieten angenehme Abwechselung und heben den Effect der grünen Hügel und der waldigen Gründe noch mehr hervor. Die stille Ruhe des Platzes füllt den Schatten der Wipfel mit zahlreichen Vögeln an, deren anmuthige Bewegungen und lieblicher Gesang dem durch die höchste Kunst hervorgezauberten Platz eine Anziehungskraft gewährt, die sonst nur die stille Waldeinsamkeit bietet. Die Anlage und Pflege der Wälder und Bäume macht es möglich, daß neben den einheimischen Vögeln auch noch die buntbefiederten Bewohner ferner Länder Platz finden. — — —

„Die Idee dieser Begräbnißplätze verdrängt den rohen Materialismus des Heidenthums, vermeidet die Banalitäten des treuergebenen, aber uncultivirten Christenthums und beruht nur auf den geistigen Anregungen der menschlichen Seele und den thatsächlichen Beziehungen zu dem höchsten Wesen und dem Leben der Zukunft. Es spricht sich die Trauer für den Dahingeschiedenen, das zärtliche Andenken und die Verehrung für die sterblichen Ueberreste und das gläubige Vertrauen und die Hoffnung auf künftige Wiedervereinigung aus.

„Das beste Beispiel für die mit so manchen Schwierigkeiten verbundene Arbeit bietet der bereits erwähnte Spring Grove-Kirchhof bei Cincinnati dar; er ist in der That der einzige in den Vereinigten Staaten, der bereits lange genug angelegt ist, um die Schönheiten der Methode in ihrer practischen Ausführung beurtheilen zu können. Fünfzehn Jahre sind verflossen, seit die Arbeiten unter der jetzigen Verwaltung aufgenommen wurden. Selbstverständlich stieß Herr Strauch auf den mannigfachsten Widerstand. Jetzt existirt keiner mehr! Der ältere Theil des Kirchhofs ist freilich noch nach einem frühern Plan angelegt, aber auch dieser Theil wird jetzt, und zwar mit vollster Zustimmung der Eigenthümer dieses Theiles, nach dem neuen Plan umgeformt."

Der Spring Grove wurde im Jahre 1845 von der Cincinnati Gartenbaugesellschaft angelegt und umfaßt jetzt 453 Acres (etwa 800 Magdeburger Morgen). Ursprünglich wurde er nach dem Muster der bereits vorhandenen Begräbnißplätze in Boston, Newyork und Philadelphia eingerichtet, bis im Jahre 1855 Herr Adolph Strauch (Strauch ist ein Schlesier und wurde im Jahre 1822 zu Eckersdorf in der schlesischen Grafschaft Glatz geboren) nach den besten Principien der modernen Landschaftsgärtnerei eine vollständige Umwandlung des Platzes einleitete und ihn schließlich zu dem machte, was er jetzt ist — dem schönsten Begräbnißplatz nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern vielleicht auch der ganzen Welt.

Diese Thatsache documentirt sicher einen großen Triumph deutschen Geistes und deutscher Ausdauer. Gerade in der ersten Zeit hatte jener Strauch mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Abgesehen davon, daß es außerordentlich schwer ist, den Amerikaner für Ideen, die nicht in seinem Kopf entstanden und zu deren Verständniß ihm die höhere ästhetische Anlage fehlt, zu enthusiasmiren, trat gerade zu der Zeit der Haß gegen alles Fremdländische, besonders aber gegen das eindringende Deutschthum in so intensiver Form auf, daß es die ganze Willenskraft und Ausdauer eines deutschen Geistes erforderte, den einmal gefaßten Plan so durchzuführen, wie er jetzt in höchster Vollendung vorliegt.

## IV.

Zum Schluß möge mir der geneigte Leser auf einer Spazierfahrt durch unsern Todtenpark unter Leitung des freundlichen Superintendenten folgen.

Gleich das Eingangsgebäude macht einen imposanten Eindruck. Es ist im normännisch-gothischen Stil gehalten und umfaßt außer dem mächtigen Portal einen großen Wartesaal, Sitzungszimmer des Directoriums und die Wohnungen für den Superindentenden und den Portier.

Langsam fährt der Wagen durch den breiten Kiesweg in den Park hinein. Der erste Blick fällt auf sorgfältig gepflegte, sammetartige Rasenflächen in sanften Wellenformen und durch anmuthige Curven abgeschlossen, dann poetisch schöne Baumgruppen, einzelne Bäume und Strauchwerk, meistens bestehend aus den schönsten und theilweise sehr seltenen Exemplaren in- und ausländischer Coniferen. Aufgefallen ist mir ein außerordentlich schönes Specimen der deutschen Birke (Betula alba), deren schneeweiße Rinde und herabhängenden Zweige einen eigenartigen Contrast zu den dunklen Gehängen der mannigfachen Fichtenarten (Abies alba, nigra, rubra, orientalis, excelsa 2c.) bilden. Ueberhaupt ist dieser Theil des Parkes, der sich bis an den, den Kirchhof leider durchschneidenden Eisenbahndamm hinzieht, überaus edel und würdevoll gehalten und bildet gewissermaßen die Einleitung und die Vorbereitung zu dem eigentlichen Begräbnißplatz, der sich nördlich vom Eisenbahndamm ausbreitet und mit dem ersten Theil durch einen Thorweg unter dem Eisenbahndamm her verbunden ist.

Hier bietet sich uns gleich mit einem Blick die ganze Idee der Anlage dar. Ein prächtiges Landschaftsbild, durch die Kunst der Anlage und die Kunstwerke der Monumente veredelt und gehoben. Die Schönheit und Ueppigkeit des Baumwuchses und der Sträucher ist derart mit Licht und Schatten, Einsamkeit und Ruhe vereinigt, daß dem Ganzen unverkennbar ein Hauch des Poetischen imprägnirt ist und unwillkürlich überkam mich ein gewisses Gefühl erhabener Ruhe, wie der Wagen sich langsam immer tiefer und tiefer in die Anlagen hineinversenkte.

Am südlichen Ufer eines der künstlich gebildeten klaren Seen auf drei von Cypressen und anderen Bäumen beschatteten Hügeln ruhen die Ueberreste einer Anzahl der im letzten Kriege gefallenen Soldaten der großen Republik, etwa zweihundert an der Zahl; natürlich hat hier auch manch' deutsches Herz, das opfermuthig dem Lande seiner Wahl sich geweiht, die letzte Ruhe gefunden. Ganz in der Nähe erhebt sich eine kolossale Bronzefigur, einen Soldaten in vollständiger Ausrüstung darstellend, modellirt von Rudolph Rogers in Rom und gegossen von Ferdinand von Müller in München, dem-

selben Künstler, dem wir auch den Guß der herrlichen Prabaccofontaine, die, seit einem Jahr etwa, als unzweifelhaft bedeutendstes Kunstwerk des ganzen Landes, einen unserer öffentlichen Plätze schmückt, zu danken haben. Von einer kleinen Anhöhe, etwas weiter westlich, spiegelt sich eine stolze, ragende Marmorsäule, gekrönt mit einem Adler, das Monument des tapfern, in der Schlacht bei Chicamanga gefallenen Generals W. H. Lytle, in dem klaren See. Das Denkmal ist aus dem Atelier des belgischen Bildhauers Verhagen hervorgegangen. Ueberhaupt ist diese Partie des Parks, welche sich um die Seen herumzieht, sehr reich an kostbaren und theilweise auch sehr geschmackvollen Monumenten. Daß mitunter, auch das ästhetische Kunstgefühl durch mehr wie schreckliche Plattitüden empfindlich beleidigt wird, ist wol natürlich; aber man braucht da den Blick nur abzuwenden und ihn auf das reiche, üppige Landschaftsbild, auf die herrlichen Baumgruppen und den frischen, grünen Sammetrasen zu werfen und sofort hat die Anmuth Dir den Unmuth von der Stirn gestrichen.

In dieser Gegend, und zwar an dem steilen Abhang der nördlichen Ufer der Seen erhebt sich aus einem Wäldchen von abendländischen Lebensbäumen, Schirlingstannen &c. das unzweifelhaft herrlichste Denkmal des ganzen Platzes. Es ist ein Mausoleum, eine Grabkapelle, ganz genau erbaut nach dem Muster der Sainte Chapelle in Paris, eins der herrlichsten Denkmäler gothischer Baukunst. Gern folgte ich der Aufforderung meines Cicerone, hier auszusteigen und von den dieses Kunstwerk umgebenden Arkaden aus den vollen Anblick über die herrlichen Schönheiten des ganzen Parkes zu genießen. Unten breiten sich die stillen Wasser der Seen aus, in denen sich die hochragenden Monumente und die schattigen Wipfel abspiegeln, und weiter schweift der Blick und findet erst einen Abschluß in den schönen, waldbekränzten und villengeschmückten Hügeln der Stadt.

Wesentlich gehoben wird diese Partie der Seen, die sich von der westlichen bis zur östlichen Grenze hinzieht, durch die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, die natürlich ebenfalls zu Begräbnißplätzen benutzt werden und selbstverständlich ganz besonders gesucht sind. Die größte dieser Inseln umfaßt etwa einen Morgen Flächenraum und wurde von der Gesellschaft dem jetzigen Superintendenten und Schöpfer dieser Anlagen, meinem freundlichen Cicerone, zum Geschenk gemacht. Hier steht unter dem Schatten einer schönen Cypressengruppe auf einem felsigen, mit Epheu bewachsenen Piedestal die recht hübsch ausgeführte Marmorstatue der Egeria, der Göttin der Quellen. Das ist ein wunderbar herrliches Plätzchen und wie wir dort zu kurzer Rast uns niederließen, zogen gar eigene Gedanken mir durch den Sinn. Mein erfahrener Cicerone benutzte diese Rast zu einer wissenschaftlichen Excursion auf das ornithologische und botanische Gebiet. Herr Strauch ist namentlich stolz auf seine außerordentlich zahlreiche Familie von Sumpf- und Wasservögeln und ganz speciell hat er mir aufgetragen, wenn ich einmal den Landsleuten drüben etwas von Spring Grove erzählen würde, den Herren Brehm, Bodinus und anderen berühmten Vogelkundigen, es wissen zu lassen, daß er unter Anderen ganz prachtvolle Exemplare des anser hyperboreus besitze. Diese Vögel sollen ganz außerordentlich selten sein. Nun, ich habe es ihm geglaubt, die übrigen gelehrten Namen aber so ziemlich alle wieder vergessen.

Eine ganz außerordentliche Sorgfalt verwendet Herr Strauch auf die Gruppirung und die landschaftliche Charakteristik der Bäume und mit be-

sonderer Vorliebe cultivirt er hier die Nadelhölzer. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Anwendung dieser Bäume in der Landschaft gerade auf Begräbnißplätzen von bestimmender Wirkung sind und zu dem nothwendigen Charakter beschaulicher Ruhe unendlich viel beitragen und ganz besonders sind es die Pinien, die diesem Zweck am besten entsprechen. Roßmäßler nennt diese Bäume die mächtigen Tonangeber der Gebirgslandschaften. Der Stammbaum dieses Geschlechts reicht höher hinauf in die graue Vorzeit, als irgend eine andere Species. Die alten Römer sahen in diesen Bäumen das Symbol der Trauer und des Todes, während sie den Bewohnern des Nordens, um mit Humboldt zu reden, verbürgen, daß das innere Leben der Pflanzen gleich dem prometeischen Feuer auf unserm Planeten nie erlischt.

Nach dieser ornithologischen und botanischen Excursion, die wir zu den Füßen der Egeria gleich mit practischen Demonstrationen angestellt hatten, können wir die Rundreise fortsetzen. Aber es war schon spät geworden. Im raschen Flug durcheilte der Wagen die bereits dämmerigen Wege. Manch' prächtiges Monument blitzte mir noch in carrarischem Schimmer entgegen, wirkliche Meisterwerke der Kunst, so eine Copie des berühmten Agrippa-Denkmals in Rom, ein herrlicher Sarkophag mit Marmorstatue aus dem Atelier Doumas' in Paris rc.; aber ich will den Leser nicht aufhalten und werde mich gehorsamst empfehlen. Nur ein Grabmal noch möchte ich zum Schluß erwähnen. Es steht an einsamer Stelle, rings umgeben von dunklen Tannen und Cypressen — ein einfacher, hoch emporragender Obelisk aus polirtem Granit und am Fuße des Sockels stehen die zwei Worte: „My wife" — weiter nichts, kein Name, kein Datum. Das hat mich eigenartig berührt. Ist es der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, der Alles vergißt und nur in dem einen Wort: „Mein Weib!" sich gipfelt, oder will der Mann allein sein mit seinen Schmerzen, will er der Welt nicht wissen lassen, was er verloren? — Ich weiß es nicht, aber noch lange verfolgte mich der düster ragende Obelisk und die dunklen Worte: „My wife!"

# Theater-Erinnerungen.

**Von G. zu Putlitz.**

## IX.

Man hatte die Besorgniß gehabt, daß ich in meiner Theaterleitung die Oper gegen das Schauspiel vernachlässigen würde und diese Annahme lag allerdings sehr nahe, denn gleich bei Uebernahme meines Amtes hatte ich erklärt, daß ich musikalisch durchaus Laie sei und in dieser Beziehung mir selbst das Zeugniß ausstellen müsse, meiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Wunderbar genug erschien es mir in der That, auch nach dieser Richtung ein Kunstinstitut leiten zu sollen. Aber meine eigene Besorgniß und die des Publicums schwand immer mehr, je genauer ich die Verhältnisse kennen lernte. In dem Kapellmeister Alois Schmitt hatte ich die allerzuverlässigste Stütze, eben so in dem Chordirector Herrn Stocks und bei dem guten Willen, den ich entgegentrug, wuchs auch die Zuversicht, mich nützlich machen zu können und die Ueberzeugung, daß es doch nicht gar so schlimm mit dem eigenen Verständniß bestellt sei. Der musikalische Theil, wie gesagt, war in den besten Händen und um das Scenische, Decorative, für das Costüme, ja selbst für die dramatische Seite der Opernvorstellungen konnte ich mich nützlich machen und that das mit besonderer Vorliebe. Auch in den Engagements waren wir nicht unglücklich und so kann ich sagen, daß wir Resultate erreichten, die durch Präcision und Correctheit des Ensembles, geschmackvolle Ausstattung, Eifer und dramatisches Leben einen künstlerischen Eindruck hervorriefen, den ich mit viel bedeutenderen Kräften und unvergleichlich größeren Mitteln andernortes nicht erreicht sah. Dabei unterstützte nicht unwesentlich das sehr brauchbare Chorpersonal, das nicht allein durch den unermüdlichen Eifer des Dirigenten musikalisch gebildet und geschult wurde, sondern auch weil die Mitglieder desselben vielfach und oft in größeren Rollen mi Schauspiel verwandt wurden, mit schauspielerischem Geschick in die Handlung einzugreifen befähigt war.

Nichtsdestoweniger nahm mein redliches und eifriges Zusammenwirken mit Freund Alois Schmitt den Charakter eines ununterbrochenen Kampfes an, der sich nicht selten scheinbar zu heftigen Scenen steigerte. Ich muß das Wort „scheinbar" hier ganz besonders betonen, denn im Grunde gaben wir uns gegenseitig, wenn auch stillschweigend, gewiß in den meisten Fällen Recht und das Resultat war immer ein möglichst guter Erfolg. Ich hatte auch den Kassenerfolg neben dem künstlerischen im Auge und je ausschließlicher der letztere durch den Kapellmeister Schmitt vertreten wurde, desto mehr war ich darauf hingewiesen, den erstern nicht zu übersehen. Nun fügte es sich

aber günstig, daß einige ganz besonders für die Kasse ergiebige Opern gerade während meiner Theaterführung dem Repertoire eingefügt wurden und daß ich diese oft zur Verzweiflung meiner auf ernstere Kunstgenüsse gerichteten musikalischen Freunde auszunutzen versuchte. Die Gounod'sche Margarethe brachte ich nun, dann die Anfangs sehr ergiebige Afrikanerin, auch den Troubadour von Verdi, der sich wenigstens als vortreffliche Repertoireaushülfe erwies, und endlich die Undine von Lortzing, der ich eine poetische, decorative Ausschmückung gab und damit den deutsch-volksthümlichen Charakter der Oper, die freilich im Text allen Flügelstaub der Fouqué'schen Dichtung abgestreift hat, für den Erfolg wesentlich unterstützte. Kurz, ich that für den Glanz meiner Opernvorstellungen, was nur irgend meine Casse erlaubte und suchte nach immer neuen Erfindungen, um den Schein eines Glanzes herzustellen. Wir konnten uns wirklich sehen lassen, und von dem Vergnügen, das es mir gab, namentlich beim phantastischen Ausschmuck der Afrikanerin Alles zusammenzuraffen, was mir irgend zum Ausputz dienen konnte, ließe sich manche heitere Geschichte erzählen; denn ich raubte im eigenen Hause und bei den Freunden was, freilich in ganz neuer Verwendung, für den wilden Hofstaat der Königin Selika brauchbar erschien, von den Federn, die in den Küchen abfielen und die der Schönfärber zu neuem Glanz tünchte, bis zu den Klingelschnüren aus Schmelzperlen und den Angorafransen der Lampenuntersätze.

Zuletzt schien mir Alles brauchbar und ich wurde immer erfinderischer in der Verwerthung alles Dessen, was glänzte oder leuchtete. Wie ich mir aber in meiner dramaturgischen Thätigkeit stets die künstlerische Nothwendigkeit klar zu machen suchte und mir niemals erlaubte, der persönlichen Liebhaberei oder gar der Spielerei mit Aeußerlichkeiten, dem Amüsement an unwesentlichen Dingen die Zügel schießen zu lassen, sondern mir stets Rechenschaft zu geben strebte, wie nur das zu fördern wäre, was dem letzten Ziel, der Förderung und dem Dienste der Kunst zugut käme: so sah ich bald, daß diese belustigenden Bestrebungen der Sache nöthig waren und dem musikalisch veredelnden Streben künstlerischen Schaffens, das ich auf dem Gebiet der Oper Anderen ausschließlich überlassen mußte, dienstbar wurde. Die Oper, das musikalische Drama bedarf des äußern Glanzes, der Hülfsmittel der Maschinerie, des decorativen Schmuckes. Wie sie selbst vorzugsweise auf die Empfindung wirkt, müssen diese Aeußerlichkeiten auf die Sinne wirken, um ein dramatisches Ganze zum Abschluß und vollen Eindruck zu bringen. Bei dem recitirenden Drama ist der äußere Glanz nicht nur weniger nothwendig, sondern in der Uebertreibung geradezu verderblich. Wie es überwiegend den Verstand beschäftigen, den Zuschauer in das Mitdenken und Mitempfinden hineinziehen soll, ist ein Ablenken von dieser Mitthätigkeit durch Aeußerlichkeiten, durch Dinge, die nur das Auge fesseln, geradezu ein Verrath an der Dichtung und ein Abbruch, der dem Zuschauer geschieht. Wahrheit, historische Treue sind die Grenzen, die niemals überschritten werden sollten. Wie verletzend tritt uns oft ein sinnloser Glanz in Decoration, Geräthschaften, Meubles und Kleidern entgegen und wie manches dramatische Werk ist diesen Uebertreibungen schon zum Opfer gefallen. Selbst im modernen Conversationsstück geschieht oft zu viel. Die Anordnungen, die den Raum der Bühne so vollpacken, daß dem Schauspieler keine Freiheit zur Action bleibt und zu einem beständigen Kämmerchenvermiethenspielen von einem Polsterstück zum andern verleiten; die Kleiderpracht, die im Ueber-

bieten weit über das dem darzustellenden Charakter Geziemende hinausgeht, sind geradezu ein Vernichten der darzustellenden Stücke, und falls sie die Zuschauer anziehen, ein Verderb des Geschmackes.

Schiller selbst hat es eingesehen, daß der Glanz des Krönungszuges in seiner Jungfrau von Orleans, gerade weil er das Publicum in die Theater lockte, seiner Dichtung Schaden that und der decorative Schmuck, mit dem man in London den Shakespeare'schen Dramen neue Anziehungskraft zu verleihen strebt und den man leider in Deutschland nachzuahmen versucht, sind eine Impietät an dem Dichter und lenken ab vom Verständniß und der poetischen Würdigung seiner Dichtungen. Mit einem Worte: in der Oper hat nur der Geschmack die Grenze zu ziehen, die dem Glanz der Ausstattung so weit als möglich gesteckt werden muß; im recitirenden Drama ist das Zuviel nach dieser Richtung weit gefährlicher als das Zuwenig, denn es kann nicht allein den Eindruck des Momentes schmälern, ja vernichten, sondern sogar den Geschmack des Publicums verderben und so weithingreifenden Schaden thun.

Aber wieder auf meine Schweriner Opernvorstellungen zurückzukommen, hatte ich in der Vorbereitung der scenischen Ausstattung das Meinige gethan, konnte ich mit der ruhigen Freude des Zuschauers den Darstellungen beiwohnen und that das mit immer wachsendem Verständniß und mit stets steigendem Genuß. Ich wurde so, der Oper gegenüber, was jeder Zuschauer für die Leistungen der Bühne überhaupt sein müßte — ein Strebender nach Verständniß, der durch Einsetzen eigener Kraft sich Genüsse erringt, zu denen man nur durch ernste Hingabe gelangen kann. Wie kommen wir immer mehr von dieser Auffassung der Zuschaueraufgabe ab! Aber einen Theil der Schuld tragen die Bühnenleitungen selbst und thun das zumeist durch übertriebenen Reiz auf die Sinne.

Ganz wesentlich griff aber meine Beziehung zur Oper in die geselligen Verhältnisse unseres Hauses ein und hat manche unvergeßliche Stunde geschmückt und künstlerisch belebt, schon weil sie uns die Mitglieder der Oper und des vortrefflichen Orchesters zuführte. Ich nenne vor Allen Fräulein Anna Reiß, unsere Coloratursängerin, die aus Leidenschaft für die Bühne und unwiderstehlichem Zug zur ausübenden Kunst, glückliche und mehr als behagliche Familienverhältnisse im Elternhause, in dem man sie auf Händen trug, opferte, für den anstrengenden, an Dornen und Blüthen gleich reichen Dienst der Bühne. Hochgebildet, herausgetreten aus einer hervorragenden und begünstigten gesellschaftlichen Stellung, wurde die junge Dame bald Freundin unseres Hauses und ist das geblieben über die Zeit unseres Zusammenwirkens in Schwerin hinaus. Wie oft hat sie die Mühen der Häuslichkeit getheilt, wie sie die Sorgen und Freuden derselben theilte, wie manche Stunde mit unseren Kindern verspielt, wenn wir Eltern einmal fern waren und wochenlang allabendlich nach dem Theater den Thee bereitet, um meiner Frau, die leidend war, eine Mühe abzunehmen. Einmal kamen wir mit Emanuel Geibel, der zum Besuch aus Lübeck herübergekommen war, aus dem Theater, wo wir die Euryanthe gehört hatten. Der Freund war noch ganz erfüllt von der Freude an der Lieblingsoper und sehr eingenommen von der edlen und correcten Wiedergabe der Titelrolle, als wir in das Theezimmer traten. In seiner Aufregung übersah er ganz die Dame, die im unscheinbaren, schnell übergeworfenen Kleide die Tassen füllte und hinüberreichte. Wir ließen ihn seine Anerkennung in seiner warmen und poetisch erregten

Weise ungestört aussprechen und freuten uns an der Ueberraschung, als wir ihm schließlich entdeckten, daß die Gepriesene ihm gegenübersäße und er aus Euryanthe's Hand seinen Abendtrunk empfinge. Nun begann eine Wechselwirkung zu productiver Anregung. Ein kleines, eben entstandenes Gedicht, das Geibel vorlas, wurde von Alois Schmitt componirt und von Fräulein Reiß gesungen. Der Funke schaffender Poesie fiel schnell zündend in den kleinen Kreis und leuchtete hell nach in allen Gemüthern. Es war wirklich ein buntes Kunstleben, das sich um uns schuf und die Musik gab mehr als den Klang, der erfreute, sie gab den Ton, der belebend weiter rauschte. Alois Schmitt sorgte aber dafür, daß das musikalische Interesse der Schweriner noch weiter als durch unsere Opernvorstellungen geweckt werde. Er hatte Abonnementsconcerte veranstaltet, in denen er selbst als vortrefflicher Claviervirtuose und die begabtesten Mitglieder des Orchesters, die Sänger der Oper mitwirkten. Ernst vorbereitet waren es edle Kunstgenüsse, die geboten wurden und hier hatte der Rigorist allein den Ausschlag zu geben, ohne die Rücksichten, die ich ihm im Interesse meiner Kasse bei der Oper auferlegte. Zu einzelnen dieser Concerte ergingen dann Einladungen an die ersten musikalischen Notabilitäten und wiederum führten sie manchen lieben Gast in unser Haus, von denen mehrere Freunde wurden und blieben. Ich will vor Allen nur Frau Clara Schumann nennen, Joachim, Stockhausen, Hans von Bülow.

In Clara Schumann ist das ernste Priesterthum der Kunst so mit ihrem ganzen Wesen verschmolzen, daß eine größere, Ehrfurcht gebietende Harmonie nicht gedacht werden könnte und dabei wahrt sie ihre reine hohe Aufgabe in echt weiblicher Weise. Das Andenken des Gatten, das sie auf das Edelste künstlerisch lebendig erhält, die strenge Sorge der Mutter, der sie ihre Kunst widmet, die Dornenkrone des Lebens und der Kunst neben den immer wieder lebendigen Ruhmeskränzen, die ihr nicht leicht zufallen, sondern die sie erringt, streng bewußt ihrer heiligen Aufgabe, machen sie zu einer der verehrungswürdigsten Erscheinungen in der Kunst wie im Leben. Das Alles braucht hier nur angedeutet zu werden, denn eine lange künstlerische Wirksamkeit, eine Meisterschaft, die unermüdlich ringt, das Banner edler, von aller Virtuosität und ihren Auswüchsen fern gehaltener Kunst zu erheben und durch den Kampf mit frivolisirter Künstlerschaft hindurchzutragen, hat seit Jahren über tausend und abertausend Herzen gesiegt und bedarf nicht erst gepriesen zu werden. Mir aber bleiben die Momente in Schwerin unvergeßlich, in denen uns die seltene Frau näher trat. Wenn ich ihr gegenübersaß in dem kleinen Nebenzimmer des Concertsaales in Schwerin und der Augenblick gekommen war, in dem ich sie bat, nun herauszutreten zu dem in feierlicher Stille harrenden Zuhörerkreis, dann malte sich die ganze Scheu vor der Oeffentlichkeit auf ihren Zügen und immer war es ein Entschluß, aber in allem Zagen ein kräftiger, wie der schwerer Pflichterfüllung, mit dem sie hinaustrat und schlicht, ernst zum Flügel schritt. Aber mit dem ersten Klange, den sie dem Instrumente entlockte, legte sich die Glorie des Künstlerthums um ihre ganze Erscheinung. Der Eindruck hat sich mir immer wiederholt, so oft es mir vergönnt gewesen ist, später die Freundin zu bewundern, um mich durch ihre Leistungen erheben zu lassen. Wenn es die höchste, die moralische Seite der Kunst ist, die Gemüther der Zuhörer zu läutern, wenn man fühlt, besser zu werden durch sie, so habe ich dieses Bewußtsein nie entschiedener gehabt, als bei dem Spiel von Clara Schu-

mann und bei dem nicht minder edlen, nicht weniger freien von allem falschen Virtuosenthum Joachim's, dessen Künstlerschaft heiterer, sonniger ist, aber eben so wie eine Priesterschaft erhebt, bessert und veredelt. Auch die Verbindung mit ihm verdanke ich Schwerin und die Freundschaft dieser seltenen Menschen, denn ich darf ihnen Frau Amalie Joachim zufügen, ist die werthvollste Gabe für's Leben geworden.

Noch will ich von einer jungen Künstlerschaft erzählen, die uns vergönnt war heranwachsen zu sehen. Es war ein Sommermorgen am heiligen Damm bei Doberan und ich ging auf und ab vor der Villa des Großherzogs, den ich erwartete. Da wartete auch ein schlicht aussehender Mann mit einem kleinen, bleichen, aber heiter aus großen Augen in die Welt schauenden Mädchen. Ich hatte bald sein Begehr erfahren. Er war Lehrer in einem kleinen mecklenburgischen Städtchen und glaubte in seinem Töchterchen ein hervorragendes musikalisches Talent entdeckt zu haben. Er erzählte von ihrer leichten Auffassung, von ihren schnellen Fortschritten und die Kleine hörte das kindlich bescheiden, als wenn es sie gar nicht anginge, aber doch zuversichtlich mit an, etwa als hätte sie einen Edelstein zufällig gefunden und hielte ihn, ohne seinen Werth zu kennen, ohne sich selbst irgend ein Verdienst des Findens zuzuschreiben, spielend in der Hand. Der Vater, der an der Grenze seines eigenen Lehrens angekommen zu sein meinte und dem bei großer Familie und schmalem Einkommen die Mittel fehlten, Weiteres für die künstlerische Ausbildung seines Kindes thun zu können, wollte diese von seinem immer zur Hülfe bereiten Landesherrn erbitten und bat um meine Vermittlung und Fürsprache. Dergleichen Anliegen traten unzählige an mich heran und ich war schon etwas gegen dieselben abgestumpft. Dazu habe ich nie Interesse für sogenannte Wunderkinder gehabt, bei denen die mangelnden Jahre der mangelnden Ausbildung zur Entschuldigung dienen müssen und die höchstens in unnatürlicher Entwickelung nach einer Richtung durch eine Frühreife frappiren, deren Stillstand für das Voraneilen bestraft. Aber dies kleine Mädchen in seinem saubern, wiewol fast ärmlichen Anzug und der heitern Erwartung auf den Zügen, sah gar nicht aus wie ein Wunderkind und ich setzte es gleich in's Werk, daß als Fundament für die Bitte Kapellmeister Schmitt die Kleine prüfen und ein Gutachten über ihre Befähigung abgeben solle. Das Resultat war ein günstiges und der persönliche Eindruck des Kindes so gewinnend, daß der Großherzog bereitwillig für eine Reihe von Jahren die Mittel zu seiner Erziehung in Aussicht stellte, denn das wurde gleich beschlossen, daß kein musikalisches Wunderkind, sondern eine ernst und tüchtig gebildete Künstlerin aus der kleinen Emma werden solle. Ihr glückliches Naturell, ihre Intelligenz neben ihrem bedeutenden musikalischen Talent gewannen ihr schnell die Herzen und so fand sie in der vortrefflichen Vorsteherin des Pensionates in Schwerin, Fräulein Wachenhusen, nicht allein die sorgsamste Erzieherin, sondern ein warmes, zu jedem Opfer für den Zögling bereites Herz und eine Freundschaft weit über die Lehrzeit hinaus. Hofkapellmeister Schmitt überwachte die musikalische Bildung und sein Interesse an derselben wuchs mit den überraschenden Fortschritten. Daß auch in unserm Hause das liebenswürdige Kind stets willkommener Gast war, versteht sich von selbst.

Wenige Jahre nach dem ersten Begegnen im heiligen Damm hatten wir ein Abonnementsconcert in Schwerin. Emma Brandes sollte in demselben zum ersten Mal öffentlich spielen und der Vater war eingeladen, dazu her-

überzukommen. Er war der Einladung gefolgt und ich setzte mich zu ihm auf die Galerie des Saales, wo er sich bescheidentlich in ein unscheinbares Eckchen hinter eine Säule gedrückt hatte. Das nun halb erwachsene Kind in dem anspruchlosen Kleidchen, das zu besorgen eine besondere Freude ihrer Freunde gewesen war, trat ganz unbefangen heraus, mit der bescheidenen Zuversicht, seine Probe bestehen zu können. Freundlicher Theilnahme konnte es sicher sein, denn schon interessirten sich alle Kreise der Schweriner Gesellschaft für die junge Virtuosin. Aber dem Vater stockte der Athem, er hielt die Hände gefaltet und Thränen der Aufregung und der Freude rollten ihm über die Backen. Der Beifall, den die Kleine fand, war ein enthusiastischer, aus dem Herzen kommender, aber sie nahm ihn hin, halb verwundert, mit keinem andern Gedanken, als wie sie sich ihm gegenüber am schicklichsten benehmen solle und der Vater hat ihn vielleicht ganz überhört in der eigenen beglückenden Aufregung. Das war der erste Schritt einer Künstlerschaft, die längst reiche Anerkennung in der Oeffentlichkeit gefunden hat, aller Orten, wo sie heraustrat und namentlich weil sie die kindliche Naivetät bewahrte und nicht hinausschritt über den künstlerisch edlen Weg, auf das beste Ziel gerichtet, den der Lehrer Alois Schmitt vorzeichnete.

Ich kann diese flüchtige Besprechung der musikalischen Leistungen auf der Schweriner Bühne nicht abschließen, ohne über die Wechselwirkung der Oper, auf das Schauspiel überhaupt noch meine Ansicht auszusprechen, die mir meine Bühnenleitung nur noch bestätigte. Daß diese beiden immermehr selbstständig auseinander gehenden Leistungen der Bühne zu gegenseitiger künstlerischer Vollendung eng verbunden bleiben müssen, ist mir vollkommen unzweifelhaft. Blicken wir zurück auf die noch nicht lange verschwundene Zeit der höchsten Blüthe unserer dramatischen Entwickelung in Deutschland, so finden wir an allen Theatern für Oper und Schauspiel dasselbe Darstellerpersonal. Man forderte vom Schauspieler musikalische Bildung, die zur Durchführung von Opernpartien befähigte, vom Sänger das Darstellungstalent, das ihn zur Uebernahme oft allerhöchster Aufgaben im recitirenden Drama berechtigte. Diese Anforderungen wurden aller Orten gestellt und überall — glänzend erfüllt. Welcher Vortheil nach beiden Richtungen! Wie schulten die musikalischen Studien das Organ des Schauspielers, wie unterstützte die Darstellungskunst des Schauspielers den Sänger und brachten dramatische Accente zur Geltung, die jetzt nur einzelnen bevorzugten Repräsentanten der Oper zu Gebot stehen. Jetzt beschränkt sich der Bühnensänger mit seinen Vorstudien fast allein auf die Bildung seiner Stimme und beim Darsteller des recitirenden Dramas machen sich die Mängel unkünstlerischer Tonbildung oft erschreckend bemerkbar. Sehr zum eigenen Nachtheil begünstigten die Componisten und Operndirigenten diese Scheidung der beiden Gattungen des Dramas dadurch, daß sie immer größere Anforderungen an die Sänger stellten und die weniger stimmbegabten Darsteller aus der Oper ausschlossen und so ist uns nach und nach eine ganze Gattung der Oper verloren gegangen, oder zehrt doch nur mühsam von der alten Tradition. Die singenden Schauspieler fehlen uns und damit die ganze Reihe musikalischer Lustspiele, zu denen wir als höchste Spitze sogar den Mozartschen Figaro zählen können. Richard Wagner, der die ganze Energie seiner Schaffens- und Willenskraft den Mißbräuchen in der Oper entgegenstellte, hat auch der Trennung der Oper vom Schauspiel Einhalt thun wollen und beide Richtungen in einer neuen Kunstgattung zu vereinigen ge-

strebt und er vor Allen, der geniale Dichter und Musiker, scheint dazu berufen. Noch aber fehlt uns diese Gipfelung der Bühnenleistung und ihr Hauptaccent fällt auch hauptsächlich auf die musikalische Seite.

Den kleineren Hofbühnen allein ist es noch, wenn auch in geringem Maße, möglich gewesen, ihre Kräfte zum Theil auf das musikalische und recitirende Drama zugleich verwenden zu können und ich glaube, sie haben die Aufgabe, das nicht nur nicht zu hindern, sondern auch möglichst zu fördern. Wie uns leider durch Offenbach die verderbliche Mischgattung der Posse und der komischen Oper eingeführt ist, so müßte es die Aufgabe werden, letztere durch Zurückführen auf das feinere Lustspiel zu veredeln und das ist nur möglich, wenn einzelne Kräfte in beiden Kunstgattungen zugleich herangebildet werden. Zunächst natürlich wird sich der Mangel in der Oper bemerklich machen und namentlich werden wir in der Spieloper den Franzosen und Italienern nachstehen, die für die Darstellungskunst auch ohne Studium und Uebung so viel leichter begabt sind, daß diese angeborene Nationalanlage die dramatische Unbeholfenheit deckt. Das tritt uns sofort entgegen, wenn wir z. B. eine Buffooper, selbst von untergeordneteren italienischen Sängern, wiedergeben sehen und wir hatten Gelegenheit, uns davon auch in Schwerin zu überzeugen. Der Impresario Eugenio Merelli hatte seine Stagione in Kopenhagen geschlossen und ehe er dieselbe in Berlin eröffnen konnte, einige Tage frei. Ich kannte den liebenswürdigen Mann von Wien und Berlin und ging gern auf seinen Vorschlag ein, die freien Tage mit einem Theil seiner Gesellschaft zu einigen italienischen Opernvorstellungen in Schwerin benutzen zu dürfen. Die Gesellschaft war freilich sehr zusammengeschmolzen, erwartete einige Mitglieder für die ersten Fächer erst in Berlin und hatte namentlich nur eine Sängerin, die trotz vortrefflicher Stimme und Schule sonst nur als Nothhülfe oder in zweiter Reihe hinausgestellt wurde. Das arme Mädchen war überdies unschön und hatte so auf jede Ermunterung durch Beifall verzichtet, daß es mechanisch seinen Part absang mit einer Gleichgiltigkeit, die die Zuhörer mit ansteckte. Aber den Barbier von Sevilla brachte die Gesellschaft doch zu einer so anmuthigen Wirkung, durch so übersprudelnden und übermüthigen Humor, durch rapide Sicherheit und spielende Leichtigkeit, daß, in dieser Oper wenigstens, die Darstellung kaum einer deutschen Bühne hätte wetteifern können. Mit anderen Opern freilich haperte es, selbst trotz der Beihülfe, die meine Mitglieder bereitwilligst leisteten und als dritte Vorstellung, um nur eine solche zu ermöglichen, mußten einzelne Acte oder Scenen zusammengestellt werden, in denen immer wieder die tüchtige, aber völlig uninteressante Sängerin die Frauenrolle auszufüllen bestimmt war. Meine Theilnahme hatte die unschöne Sängerin dadurch bereits in Anspruch genommen, daß sich herausstellte, sie sei blutarm. Das ärmliche Reisekleid, das sie trug, war ihre ganze Garderobe und ich mußte ihr mit meinen Theaterkleidern aushelfen lassen, nicht allein für die Bühne, sondern sogar um ihr die Mitwirkung in einem Hofconcert zu ermöglichen. Sie hatte factisch nichts und als ich mich befremdet nach dem Grund dieser Dürftigkeit erkundigte, erzählte man mir, eine andere Frau, die sie auch begleitete, hätte sie auf eigene Gefahr zur Sängerin ausbilden lassen und nähme ihr nun Alles was sie verdiene fort, um nur erst wieder auf ihre Kosten zu kommen. Das erklärte nun auch die Apathie, mit der das arme Mädchen die zum Vortheil einer Fremden erlernte Gesangs-

kunst ausübte, die Gleichgiltigkeit, mit der es, auf jeden Beifall verzichtend, die gestellte Lection hersang. Freilich konnte sie ihre Lection.

Am letzten Abend, an dem wie gesagt, eine Reihe von verschiedenen Opernscenen zusammengestellt war, erschien unsere Sängerin zuerst als Nachtwandlerin in einem allerdings sehr weiten und steifen Costüm von weißem Mull aus meiner Theatergarderobe. Schon mehrere Mal hatte ich den Kapellmeister darauf aufmerksam gemacht, daß die Sängerin die gefährliche Gewohnheit hätte, sich weit über die Lampen vorzubeugen und ihn gebeten, dem Einhalt zu thun; aber der meinte, mit dem störrischen Frauenzimmer sei nichts anzufangen, man müsse es gewähren lassen. „Elle finira par me sauter sur la tête" hatte er gesagt, „mais si elle se casse le cou, c'est sa faute". Die Gefahr war aber eine andere, wie wir gleich sehen sollten. Amina in dem weißen Mullkleide beugte sich wieder vor, weit über die Lampen, ich rief ihr aus meiner Loge zu, zurückzutreten, aber vergebens; da bräunte sich das weiße Kleid allmälig über einer Flamme der Rampenlampen und plötzlich schlug die Flamme hell auf. Ein Schreckensschrei flog durch das Publicum, das Orchester schwieg aber nur eine Secunde lang, denn die Sängerin hatte mit den weiten Kleidern die Flamme selbst ausgedrückt und ohne sich vom Platz zu rühren, ohne die Miene zu verziehen, sang sie ihre Coloratur weiter, das Orchester mit fortreißend. Ein stürmischer Beifall des Publicums, das froh war, so schnell seiner Angst quitt zu sein, belohnte diese Geistesgegenwart und als gleich darauf der Vorhang fiel, wurde das über dies Zeichen der Theilnahme mehr als über die überstandene Gefahr bestürzte Mädchen mit lauter Acclamation hervorgerufen. Das war vielleicht der erste Beifall, der ihr im Leben geworden war und seine Wirkung war eine fast unglaubliche. Auf einmal waren Selbstvertrauen, Seele, Ausdruck und dramatische Gestaltungskraft geweckt, die farblosen, gleichgiltigen Züge bekamen Leben, die Stimme Empfindung. Der Act aus der Traviata, der nun folgte, wurde mit einer Vollendung, einer so ergreifenden Rührung wiedergegeben, daß nun der wohlverdiente Enthusiasmus des Publicums ganz der Kunstleistung galt. Das arme Mädchen hat vielleicht nie wieder so gespielt und gesungen als an jenem Abend, wenigstens trat es wenige Tage später in Berlin wieder ganz in die alte, unbeachtete Stellung zurück und verließ nach einigen Wochen die Gesellschaft.

Wir saßen an einem Sonntag Nachmittag ruhig im Kreis der Familie, als mir eine Dame gemeldet wurde, die mich sofort zu sprechen verlange. Wie erstaunt war ich, unsere Sängerin eintreten zu sehen, die uns vor einigen Wochen so erschreckt und dann so interessirt hatte. Aber was wollte sie in Schwerin? Es war ihr schlecht gegangen, das erzählte sie zunächst. Ohne Engagement in Berlin hatte die Frau, die sie begleitete, in kurzer Zeit die letzte Gagezahlung verbraucht, und es blieb nichts, nicht einmal Reisegeld, um nach Paris zurückkehren zu können, wo sie hoffte Engagement zu finden. In ihrer Noth war ihr der einzige Ort eingefallen, an dem es ihr gut gegangen sei, an dem sie dem Publicum so gefallen hätte. Ohne nur zu wissen, was sie da sollte, ohne zu wissen, welchen Weg sie einschlug, hatte sie für die letzten paar Groschen ein Eisenbahnbillet nach Schwerin gekauft, und da war sie nun und leider mit ihrer Begleiterin und deren zwei Töchtern. Aber was sollte sie hier anfangen? Jeder Tag, den die Frauen blieben, vermehrte ihre Geldverlegenheit; schnell wurde also eine Summe zusammenge-

schossen, die ganze Gesellschaft in's Eisenbahncoupé gepackt und fortbefördert. Ich habe nichts wieder von der Sängerin und ihrem Geschick gehört, aber die wunderbar plötzliche Umwandlung der unschönen und uninteressanten seelenlosen Sängerin in eine dramatisch bedeutende, tief ergreifende, ja anmuthig schöne, nur durch einen halb zufällig errungenen Beifall war mir psychologisch und künstlerisch so interessant, daß ich sie später als Motiv zu einem Roman anwandte. Ja, wenn das Publicum wüßte, welche Macht sein Beifall hat, was es durch ihn zu werden vermag, welche Genüsse es sich selbst durch kund gegebene Theilnahme schaffen würde, es würde nicht so oft in zu vorsichtiger oder zu träger Kälte sich um Freuden bringen, die nur die Wechselwirkung der Hörer und Darsteller zu erzeugen vermag.

## X.

So viel als möglich und als mir im Interesse des Theaters und des Publicums zu liegen schien, versuchte ich es durch Gastspiele dem Repertoire Abwechslung zu schaffen, das Interesse zu beleben und auch den Mitgliedern neue Anregung und gute Vorbilder zu geben. Da aber die Gäste des Theaters zugleich die Gäste meines Hauses wurden, verdanke ich diesen Gastspielen manche freundliche Beziehung mit bedeutenden Künstlern, manche interessante und belehrende Bekanntschaft. Ehe ich auf diese eingehe, möchte ich über das ganze Gastspielwesen, das die Eisenbahnen so sehr begünstigen, und das unseren Bühnenzuständen, in künstlerischer Beziehung mehr Schaden als Nutzen brachte, in Kürze meine Ansicht und Erfahrung aussprechen. Den ersten und Hauptnachtheil wird es immer für die Künstler selbst haben, und das um so mehr, je lockender es für dieselben ist; denn abgesehen von dem pecuniären Gewinn, reizt schon das fremde Publicum, das Vorführen der für die Individualität besonders günstigen Glanzrollen, die hervorragende Stellung, die der Gast selbstverständlich in der Theilnahme des Publicums einnimmt. Das ruft aber nothwendig ein übermäßiges Zuspitzen der Effecte, ein rastloses Sichselbstüberbieten und ein Ausbilden des Virtuosenthums, dieses Erbfeindes echter Kunstleistung, hervor. Nur wenig besonders begünstigte Künstlernaturen werden bei häufigen Gastspielen der Gefahr in's Virtuosenthum zu verfallen, entgehen; manche, und ich nenne nur eine der begabtesten, werden, wie die Rachel, demselben zum Opfer fallen. Der Rollenkreis wird immer enger, die Uebertreibung in demselben immer größer, die immer wieder gewaltsam angespannte Productionskraft immer unausgiebiger. Von vorn herein möchte ich fast ohne Ausnahme, die Künstler, die ohne festes Engagement, das sie in ein bestimmtes Repertoire zwingt, ihr Talent für Gastspiele ausbeuten, für die Kunst als verloren ansehen, jedenfalls für die Bühne; und eben so consequent, je länger ein Künstler im Rahmen desselben Engagements bleibt, desto mehr Gewinn läßt sich für seine eigene Entwickelung und für den Boden, auf dem er sie ausbildet, voraussehen. Aber die Wanderlust, der Reiz der Abwechslung ist nun einmal unzertrennlich von dem Schauspielerthum und es wäre vergebens, dagegen mit Vernunftgründen zu eifern. Aus Vernunft wird Niemand zum Künstler, wer will also verlangen, daß er es mit Vernunft bleiben soll?

Die Leiter der Bühnen, sollen sich aber klar machen, wie weit sie mit Schaden oder Nutzen, für das ihnen anvertraute Institut, für die heimischen Künstler, die in ihrer Entwickelung zu fördern ihre Pflicht ist, dem Gastspielwesen, oder Unwesen Vorschub zu leisten haben, und sollen sich vor allen

Dingen nicht von scheinbaren Kassenerfolgen verleiten lassen; denn was die Gastspiele im Moment einbringen, wird sicher allmälig wieder verloren gehen, weil mit Ausnahme der großen Städte, in denen die Fremden einen bedeutenden Theil des Publicums bilden, die Einahmsumme des Theaters ziemlich gleichmäßig bleibt und sich mehr nach dem Wohlstand als nach der Anziehungskraft der Bühnenleistungen bemißt. Hier wie überhaupt muß die künstlerische Rücksicht die allein maßgebende sein, und ich bin mir bewußt, nur dieser beim Abschluß von Gastspielen für das Schweriner Theater Folge gegeben zu haben. Wie aber, wird man mit Recht fragen, kann eine Sache, die ich oben als künstlerisch gefährlich, ja als unkünstlerisch bezeichnete, der Kunst förderlich und für ein Kunstinstitut ersprießlich zu machen sein? Goethe schon wies die Gastspiele für seine Bühne in Weimar so viel als möglich mit dem Grundsatz zurück: „Spielen die Gäste besser als meine heimischen Künstler, setzen sie mir diese in den Augen des Publicums herunter; spielen sie schlechter, kann ich sie nicht gebrauchen!" Der Grundsatz klingt sehr practisch, aber er trifft doch nicht vollkommen zu, schon weil Kunstleistungen nicht mit dem Maß zu messen sind. Gern habe ich immer den Gastspielen die Hand geboten, die mir Vorstellungen ermöglichten, namentlich einzelner classischer Werke, die eigene Kräfte allein nicht überwältigt hätten, und die vorzuführen, selbst nur in vereinzelter Darstellung, mir wünschenswerth erschien; so Richard III., selbst Wallenstein mit Bogumil Dawison, Geibel's Brunhild und die Grillparzer'sche Medea mit Fanny Janauscheck, die Braut von Messina mit Julie Rettich, und andere mehr. Hier liegt ein wahrhaft künstlerischer Gewinn für Bühne und Publicum, die möglichst vollkommene Darstellung eines Meisterwerkes der Literatur, und in dieser Rücksicht ist ein Gastspiel durchaus gerechtfertigt, namentlich für die Bühnen, denen ohnehin die Aufführung einzelner classischen Stücke nur selten gestattet ist, und diese Aufführungen besondere Glanzpunkte des Repertoires bleiben müssen. Wir haben in Schwerin diese Rücksicht immer hervorgehoben, und ich muß es meinen Mitgliedern nachrühmen, daß sie dadurch stets mit besonderm Eifer an solche Vorstellungen gingen und ihr Bestes einsetzten, ohne alle Verstimmung, die sonst so oft die Unterstützung eines Gastes hervorruft. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde ein Gastspiel auch immer nicht allein ein Sporn zur Nacheiferung, sondern sogar eine gute Schule und die Gäste wieder stellten, in vollkommen collegialischer Weise, sich in den Rahmen hinein, der ihren Erfolg unterstützte, ohne daß sie die Anderen zu verdunkeln nöthig hatten. Ich will nicht leugnen, und ich habe mich dessen stets gefreut, daß die Gäste am Schweriner Theater es nicht immer leicht hatten. Das Publicum wollte seine heimischen Kräfte nicht zurückgesetzt haben, verglich vorsichtig, war zähe und langsam in der Anerkennung neuer Erscheinungen und so zurückhaltend im Beifall für dieselben, daß das sie meist sehr befremdete. Freilich, die Anerkennung, wo sie verdient war, drang doch durch, aber ohne die heimischen Künstler zu kränken, noch zu verstimmen, und in ihrer Theilnahme fand der Gast denn auch ausreichenden Ersatz für das anfangs karge Entgegenkommen des Publicums. Daß ich in dieser Theilnahme mit meinen Schauspielern Hand in Hand ging, ja voranschritt versteht sich von selbst, und das begünstigte einen freundlichen Verkehr in unserm Hause, der uns nicht allein genußreiche Stunden, sondern wirklich freundschaftlich nachwirkende Beziehungen eintrug.

Julie Rettichs Gastspiel, das ich schon oben erwähnte, kann ich kaum

hierher rechnen, sie kam mehr als Freundin denn als Gast des Theaters, und doch konnten wir die engeren Freunde des Hauses und einzelne Mitglieder der Bühne theilnehmen lassen an den unvergeßlichen Stunden, die sie uns schenkte. Die seltene Frau war als Vorleserin eben so bedeutend, als sie es als Darstellerin auf der Bühne war und nur war sie in ersterer Kunstausübung noch ergreifender, da sie den ganzen Zauber ihrer herzgewinnenden Persönlichkeit näher brachte, und sich im Lesen, neben dem tiefen, oft ergänzenden Verständniß die liebenswürdigste Pietät für die poetische Production kund gab. Wer jene Lesestunden der Rettich, die sich nach dem Theater, gegen die Gewohnheit unseres Hauses oft tief in die Nacht hinein ausdehnten, mit uns theilte, dem werden sie unvergeßlich geblieben sein. Sie gehörten zu den edelsten höchsten Kunstgenüssen, die ich im Leben empfangen habe, mit unverwischlichster Nachwirkung und ich kann nur sagen: wie Julius Stockhausen uns das deutsche Lied in das deutsche Herz hinein zu singen vermag, wie Joachim uns erhebt und veredelt durch den Klang seiner Geige, Clara Schumann in selbstvergessender Hingabe eine musikalische Schöpfung belebt und wiedergiebt, so gewann das Gedicht von Julie Rettich's Lippen neue, höhere edlere Bedeutung, Leben und Gestalt und gewaltigere Sprache. Manch' Längstbekanntes ist mir erst in ihrer Wiedergabe völlig klar geworden, Vieles hat erst dadurch Werth bekommen, und Alles, mit der Erinnerung an sie, ist mir näher getreten und für immer lieber geblieben. Und dabei war dies Vorlesen frei von jeder Virtuosität, von jedem Haschen nach Effect, namentlich des einzelner Wortes, wie von irgend einem Streben nach Beifall für sich selbst. Sie war und blieb die dienende Priesterin der Kunst, die kein Götzenbild auf den Altar stellte, am wenigsten ihren eigenen Erfolg.

Ein anderer Gast trat uns aber wirklich erst durch sein Gastspiel näher wenn wir ihn auch bereits flüchtig in Wien kennen gelernt hatten, Friederike Goßmann, damals schon Baronin Prokesch-Osten und kaum mehr der Bühne angehörend. Seit Jahren hatte die Schweriner Bühne einen Gastspielvertrag mit der Künstlerin abgeschlossen, den aber andere Verpflichtungen, vielleicht eine kleine Caprice ihrerseits oder auch die Verhältnisse unserer Bühne, immer nicht hatten zu Stande kommen lassen. Jetzt hielt sich die liebenswürdige Frau in Hamburg auf und hatte dort einige Mal gespielt, vielleicht in Dankbarkeit für den Ort von dem zuerst ihr künstlerischer Ruf in unbeschreiblichem Enthusiasmus ausgegangen war. Ich erinnerte an das frühere Versprechen und Friederike Goßmann erklärte sich bereit es zu erfüllen. Sie kam für zwei Abende und gestand hernach, daß sie das halb widerwillig gethan hätte, denn sie erwartete nicht viel von der Bühne, der sie bis dahin gar keine Beachtung geschenkt hatte, und gar nichts von dem norddeutschen Publicum, das sie sich, in süddeutschem Vorurtheil, trotz des Gegenbeweises, der ihr in Hamburg und Berlin geworden war, kalt und theilnamlos vorgestellt hatte. Freilich hatten Ovationen, wie sie excentrischer kaum je einer Künstlerin dargebracht waren, verwöhnt und abgestumpft, da war nichts mehr zu überbieten.

Ich selbst erwartete nicht viel von diesem Gastspiel, denn das Genre der Goßmann war klein, ihr Repertoire beschränkt und was sie uns in Schwerin vorführen wollte, hatte ich schon verschiedentlich von ihr selbst, unzählige Mal aber von Anderen gesehen. Der Zauber, den ihre anmuthige Erscheinung ihre eigenartige Darstellungsweise ausübte, war zwar immer unwiederstehlich, aber er war mir sonst wol wie ein oft capriciöser Naturalis-

mus erschienen. Nun kam sie und die kleine Goßmann war eine große Dame geworden, hatte im Gesandtschaftshôtel ihres Schwiegervaters die Honneurs gemacht, war auf Reisen im Orient gewesen, und hatte ihre neue Rolle im Leben eben so selbstschaffend, aber auch eben so glücklich und siegreich gespielt als immer auf der Bühne. Es schien ihr in so fern wohl zu sein in unserm Hause, in dem auch der Ton der Gesellschaft und künstlerisch durchwehte Luft sich in freiem belebten Verkehr sehr gut vertrugen. Auch das Theater gefiel ihr und sie fühlte gleich in der Probe heraus, daß ein Ensemble sie unterstützte, wie sie selten eins gefunden hatte, und daß Alle bereit waren, ihren Intentionen entgegen zu kommen. Nun mußte ich selbst mein Urtheil modificiren. Friederike Goßmann war keine Naturalistin, die nur ihrer Individualität die Zügel schießen ließ, sie war bewußte, überlegte und vorbereitete Künstlerin im vollen Sinne des Wortes, aber sie schaffte und belebte doch Alles aus der Stimmung des Moments heraus. Ich glaube sie hat nie besser, einfacher, natürlicher und behaglicher gespielt als namentlich am zweiten Abend in Schwerin, aber auch niemals ist sie von unwiderstehlicherm Zauber gewesen. Man vergaß die Bühne, das längstbekannte Stück und kam so in die Illusion, daß man Alles mit empfand, mitlebte, wie die Künstlerin selbst es nicht zu spielen, sondern vor unseren Augen zu durchleben schien. Und das Alles erreichte sie mit scheinbar so kleinen, so unmerklichen Mitteln. Sie war eben ein Genie im höchsten Sinne des Wortes, und der Eindruck, den sie in Schwerin hervorzauberte aus ganz kargem Boden unbedeutender Rollen muß dem Höchsten beigezählt werden, was auf deutscher Bühne erreicht ist. Schnell, wie sie gekommen, war sie uns wieder entflogen, aber noch lange fühlte ich die Wirkung ihres Spieles nach, nicht allein in meiner eigenen Erinnerung, sondern auch bei meinen heimischen Schauspielern, denn der liebenswürdige Kobold hatte sich alle Herzen gewonnen bis zum Theaterdiener hinunter. Friederike Goßmann ist später, so viel ich weiß, nur noch in Privatvorstellungen aufgetreten, aber ich habe mich oft gefragt, ob ein so unzweifelhaftes und von Gott begnadetes Talent, das nicht sich selbst allein, sondern Tausenden zu gehören scheint, berechtigt ist sich seinen Schaffen und seiner Entwickelung zu entziehen; denn meiner Ueberzeugung nach war die Künstlerin noch lange nicht dahin, wohin ihr Genie sie getragen hätte. In dem Genre, das sie wählte, hatte sie freilich das Höchste erreicht, aber dies Genre war für ihre Begabung nur eine erste Stufe, nicht der Höhepunkt.

Auguste von Bärndorf, die Meisterin im Conversationsstück, vollendete Salondame auf der Bühne, hatte gleich im Anfang meines Aufenthaltes in Schwerin eine Reihe ihrer Lieblingsrollen vorgeführt. Sie hatte bei längerm Engagement in Petersburg das dortige vortreffliche französische Theater mit Fleiß und Glück studirt und in Bezug auf Repräsentation, seine und geistvoll ausgearbeitete Nuancen konnten meine Schauspielerinnen viel von ihr lernen und haben das auch gethan. Auch die Nachwirkung dieses Gastspiels ließ sich noch lange spüren und kam mancher Darstellung zugut. Merkwürdiger Weise hatte ich Frau von Bärndorf nur einmal vorher spielen sehen und ihre persönliche Bekanntschaft machte ich erst bei Gelegenheit ihres Schweriner Gastspiels, und doch hatte ich mich lange interessirt für das Geschick der schönen und begabten Frau, die in einem Dorfe, nicht weit von uns gebürtig war und von der ich oft durch einen Freund und Nachbar gehört hatte, dem Verwandte der Frau von Bärndorf eine Besitzung in der

Nähe verwalteten, und bei diesen war sie oft wochenlang zum Besuch gewesen. Als wir einmal die Freunde auf dieser Besitzung besuchten, kamen wir bei einem Spaziergange durch den Park an einen kleinen Kirchhof, der allein für die Zugehörigen dieser Besitzung bestimmt war. Ein Grab mit eisernem Gitter umgeben fiel sofort in die Augen, denn es war bedeckt mit den prächtigsten verwelkten Kränzen und eben solche hingen rund umher an dem Gitter. Auf meine Frage erfuhr ich, daß dies Grab die Mutter der Künstlerin decke. Sie war bei der Tochter in Petersburg gestorben, und diese hatte sie nicht auf fremder Erde zurücklassen wollen. Gern war ihr gewährt worden, die Mutter auf diesem Kirchhof zu begraben, wo das Grab, nahe der Heimat, von der am Orte verheiratheten Tochter gepflegt werden konnte. Alle Kränze und Blumen aber, die der Künstlerin aller Orten zu Theil wurden, schickte sie sofort auf das Grab der Mutter, wo sie, kaum von Jemand bemerkt, als Zoll der Kindesliebe verwelkten. Später, als diese Besitzung verkauft wurde, hat Frau von Bärndorf dieselbe erworben. Vielleicht war ein Hauptmotiv dazu, das Grab der Mutter nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Wußten Die, die der im Glanz der Schönheit prangenden Schauspielerin, scheinbar beglückt im Erfolge der heitern Kunst, diese Kränze zu Füßen legten, daß sie einem Grabe bestimmt waren, einem Andenken reich an unwandelbarer Wehmuth?

Und so will ich hier noch zweier, mit Kränzen bedeckter Gräber gedenken, die zwei Künstler einschließen, die noch in Fülle schaffender Kraft Gäste des Theaters in Schwerin und unseres Hauses waren. Zuerst sei Hermann Hendrichs gedacht, des Schauspielers, der mir in den „Badecuren" einen ersten Erfolg, und dann im „Don Juan d'Austria" und „Wilhem von Oranien", diesen Stücken ehrenvollen Succes in Berlin errang. Ich habe ihn schon früher besprochen und ihn damals den letzten Romantiker der deutschen Bühne genannt. Als er in Schwerin gastirte, fast aus Gefälligkeit für mich, um eine durch längere Krankheit des Herrn Feltscher sehr fühlbare Lücke im Repertoir, weniger empfindlich zu machen. stand der Künstler nicht mehr in erster Blüthe. Schöne, jugendliche Männlichkeit, bei der ihn eine angeborene Plastik aller Bewegungen und Stellungen unterstützte, war sein Element, und dafür mußte Kunst jetzt die geschwundene Jugend ersetzen. Aber anmuthig war er noch immer und ein idealisirender Zug ging durch alle seine Gestaltungen. Als Gegensatz zu den schön redenden Schauspielern war er ein schön agirender und dabei standen seinem etwas fett gewordenen Organ doch noch Töne zu Gebot, die, wie zum Beispiel als Tell, tief zu erschüttern vermochten. Wie auf der Bühne war Hendrichs, außer derselben, zwar nicht geistreich pikant, aber immer angenehm, liebenswürdig in der Form, wohlwollend, eigensinnig vielleicht in etwas weicher Eitelkeit, aber ohne Falsch noch Intrigue. Als Gast war er mit Allem zufrieden, fügte sich jeder Repertoireforderung, war behülflich und unterstützend für alle Anderen. Und doch war das Gastiren eigentlich nicht seine Sache, und er hätte niemals sein festes Engagement verlassen müssen, am wenigsten hätte er sich aber zu einer Directionsführung verleiten lassen dürfen, aus der ihn denn auch, nach kurzem Mühen, ein plötzlicher Tod abrief.

Einen entschiedenen Gegensatz, sowohl in seiner künstlerischen Gestaltungskraft, als in Persönlichkeit und Charakter, bildet Bogumil Dawison. Wie die Conturen der Hendrichs'schen Gebilde alle durch die weichen Linien der Anmuth und Schönheit ohne schroffe Uebergänge waren, so liebte es

Dawison in scharfen frappanten Umrissen zu zeichnen, durch Gegensätze zu überraschen, und fern von aller romantischen Verschwommenheit und Unklarheit fest zu charakterisiren, und seine Charaktere durch Erfindung pikant angebrachter Detaileffecte interessant zu machen. Dawison war nicht ganz frei von Manier, wie er auch trotz seines eminenten Sprachtalentes, als geborener Pole, nie ganz ohne einen Anflug von Dialect gewesen ist, der aber, fern davon zu stören, oft sogar den Effect erhöhte. Der an und für sich sehr weiche, zuweilen süßliche Ton des Organs bekam dadurch eigenthümliche Accente. Dawison verstand es zu erschüttern und zu rühren, während sein Humor stets sich vom Hintergrunde der Sentimentalität abhob. Die kleinen Genrebilder, die er geschaffen hatte, waren von unwiderstehlicher Wirkung, aber sie ließen trotz der momentanen Erheiterung immer eine tief wehmüthige Empfindung zurück. Dawison hatte schon früher einige Mal in Schwerin gastirt, ich selbst war ihm bis dahin außer der Bühne immer nur flüchtig begegnet und lernte ihn nun in Doberan kennen, wo er sein Gastspiel begann. Er war eine immer gährende Doppelnatur, heftig aufbrausend, cynisch, von empfindlichster Eitelkeit, und dann wieder weich, poetisch empfänglich, hingebend, aus dem Humor in tief melancholische Stimmung plötzlich hineinwechselnd. Das machte den Umgang mit ihm eben so schwierig als anziehend, und überwiegend Letzteres wurde er durch die Vermittelung seiner in liebenswürdigster Weiblichkeit gehaltenen tactvollen Frau. Es wäre unmöglich gewesen die übernommene Pflicht der Sänftigerin, so schwer sie zuweilen sein mochte, unmerklicher und zugleich wirksamer durchzuführen. Durch ihr Dabeisein wurde der Verkehr mit dem so eigenthümlich und so reich begabten Künstler der allerangenehmste und mir war es besonders interessant diese wunderbare Künstlernatur zu studiren in ihren Productionen, wie in ihrem Charakter, weil ich eine Wechselwirkung von diesem zu jenen nun einmal für durchaus nothwendig halte, wenn gleich das beim Schauspieler scheinbar ein Widerspruch zu sein scheint, denn er soll uns neue, immer verschiedene Charaktere schaffend darstellen. Und doch, in etwas bleibt er immer er selbst, und der Hauch, der über den Schöpfungen liegt, der Ton, der unbemerkt durchklingt, wurzelt und schlägt an in dem eigenen Herzen und Wesen. Eine gewisse nervöse Gereiztheit habe ich in allen Dawison'schen Leistungen durchgefühlt und mitunter war es diese Seite, die sie besonders anziehend machte. Das kam nun aus dem Charakter des Darstellers selbst, und mir ist kaum je ein Künstler entgegen getreten, bei dem die allgemeinen Schwächen des Schauspielerthums, die Schroffheiten seiner eigenen Nationalität, so scharf neben die Liebenswürdigkeiten des Künstlerthums, neben die edelste Begabung gestellt wären. Man wußte nie ob die immer sprühenden Funken seines Talentes erwärmen und erhellen, oder ob sie versengen und verletzen würden; meist thaten sie das Alles zugleich, aber selbst wenn sie verletzten, lag der versöhnende und sänftigende Glanz des unbezweifelbaren Genies darüber. Als Dawison nach unvergeßlichen Eindrücken auf der Bühne und unvergeßlichen Stunden des Zusammenseins von Schwerin schied, sahen wir ihn nicht wieder. Sein glänzender, aber überanstrengender Triumphzug jenseits des Oceans ließ den Künstler in der Fülle der Kraft für uns verloren gehen, und das war ein großer Verlust für die deutsche Bühne und für den deutschen Schauspieler, denn so gefährlich es war Dawison nachzuahmen, so anregend mußte er sein und wie elektrisirend er auf alle Mitspielenden wirkte, habe ich in Schwerin beobachten können.

Zum ersten Mal in Schwerin erschien auch Meister Döring, mit seinem, im Gegensatz zu dem von Dawison, urgemüthlichen und zu wahrer Herzensheiterkeit hinreißenden Humor als Gast. Meinem Hause war er kein Fremder mehr und war es auch meinen Mitgliedern nicht, mit denen er in Doberan in collegialischer Liebenswürdigkeit den Sommer vorher verkehrt hatte. Ich hatte ihn zuerst fünfundzwanzig Jahre vorher, als er noch in Stuttgart engagirt war und ich in Heidelberg studirte, in Mannheim als Gast spielen sehen. Wie hatte uns damals der prächtige Bankier Müller, der gemüthliche Verschwiegene wider Willen, der Schleicher Elias Krumm ergötzt, und da waren sie wieder in fast unveränderter Frische, dieselben Gestalten, und riefen alte Zeiten, alten Enthusiasmus mit fast gleichem Eindruck zurück. Und wie aufheiternd waren die Stunden des Zusammenseins außer der Bühne, in denen der unverwüstliche Humor, die unerschöpflichen, meisterhaft wiedergegebenen Anecdoten, in liebenswürdigster Frische sprudelten. Ich habe oft über andere Künstler eben so lachen können als über Döring, keiner hat mich so erheitert als er, und da eben ist die Grenze, wo er den Komiker in das Gebiet des Charakterdarstellers hinein überschreitet. Er schafft aufheiternde Charaktere, nicht allein komische Masken. Es ist ihm immer mehr auf die Figur, welche er darstellt, als auf das Wort, das er zu reden hat angekommen und für die Charakteristik ist seine Schaffenskraft unverändert frisch geblieben. Wenn ich jetzt Friedrich Haase nenne, der freilich nur zu flüchtigem Gastspiel nach Schwerin kam, so gehört sein Name durchaus zu denen von Dawison und Döring, denn sein Talent vereinigt Eigenschaften von diesen beiden. Kaum ein anderer jetzt lebender Künstler übt eine Anziehungskraft wie er auf das Publicum aller Orten, so war er der gesuchteste, für die Kasse einträglichste Gastspieler überall, wo er erschien, und das Bild seiner Darstellungen wird durch ganz Deutschland so frisch in der Erinnerung sein, daß es unnöthig wäre zu versuchen es hier zu skizziren, obgleich in den letzten Jahren die Directorialsorgen in Leipzig ihn mehr als gewünscht von der Bühne fernhielten. Mir ist noch ein sehr freundlicher Sommerabend in der angenehmsten Errinnerung, den ich Friedrich Haase verdanke. Es war in Doberan, als ich eben die Schweriner Intendanz übernommen hatte, mich aber noch außerhalb derselben fast als Zuschauer fühlte. Unter den Badegästen war Herr von Königk-Tollert, seitdem der umsichtige Leiter des deutschen Theaters in St. Petersburg, und Friedrich Haase mit seiner Frau, früheren Elise Schönhoff, Beide damals noch in Petersburg engagirt. Die drei Künstler, die bereits durch längern Aufenthalt der Badegesellschaft näher getreten waren, vereinigten sich zu einem Wohlthätigkeitszweck, eine Vorstellung in unserm doberaner Theater zu geben. Die Vorstellung nahm fast den Charakter einer Salonvorstellung an, denn sie vertheilte die Gesellschaft, die seit Wochen am Strande des „Heiligen Damm" zusammen verkehrte, in den Zuschauerraum und auf die Bühne, und doch wurde von dieser ein wahrhaft künstlerisch abgerundeter Genuß geboten und mit lautester Anerkennung entgegen genommen. „Die Partie Piquet", in dieser Darstellung, mit dem vollendeten Zusammenspiel, gehört mit zu meinen liebsten Theatererinnerungen. Als ich nach der Vorstellung im Auftrage des Großherzogs der Frau Haase-Schönhoff ein Armband als Erinnerung zu überreichen hatte, begann ich damit eigentlich, wenigstens meine repräsentative Intendantenpflicht und ein fröhliches Zusammensein im frischen Nachklang der künstlerisch gehobenen Stimmung schloß den Abend und führte

Künstler und Zuschauer durch prächtigste Sommernacht an den Meeresstrand zurück.

Soll ich noch Karl Sontag als Gast in Schwerin nennen? Er ist es eigentlich nicht, denn er hatte lange Jahre dieser Bühne angehört und war in fast unverändertem Kreis der Collegen vollkommen heimisch. Aber in unserm Hause wurde er es schnell, und ist uns freundschaftlich verbunden geblieben. Sein feiner Humor, die Eleganz seiner Darstellungen, die vollendete Beherrschung der Formen, machen ihn zu einem der hervorragendsten Repräsentanten im Conversationsstück, wenn auch sein Talent glücklich in das höhere Drama sowol als in die komische Charge hinübergreift. Auch wenn er nicht als Gast der Bühne erschien, kam Karl Sontag öfter nach Schwerin, wo er viele Freunde hatte, und immer kehrte er, ein stets willkommener Besuch, bei uns ein. In allerjüngster Zeit hat er mir die Gastfreundschaft in Hannover erwiedert, als dort ein neues Stück von mir die erste Feuerprobe zu bestehen hatte. Vielleicht erzähle ich davon später einmal.

# Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

## Charlottenburg.

Es ist kein anderes Schloß im Lande, das sich so wie das von Charlottenburg der beständigen Gunst fast aller Könige und Königinnen rühmen könnte. Die erste Königin Preußens hat es erbaut, als sie noch Kurfürstin hieß, jene philosophische Welfentochter und Stuart-Enkelin Sophia Charlotte von Kurhannover, die des Leibnitz Freundin war, die Protectorin seiner Sitten und wissenschaftlicher wie künstlerischer Bildung in der rauhen Kurmark Brandenburg und dazu die Mutter des barschen und knappen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm. Aber der höchst unphilosophische Sohn der philosophischen Königin liebte Charlottenburg, wie es sein Vater und seine Mutter vor ihm geliebt, und zierte es sogar mit Bildern von seiner Hand, Grenadiere, wie sich von selbst versteht; er malte nur Soldaten- und Venusbilder, die man höchst undankbar in nicht ganz helle Vorzimmer verwiesen hat, wo sie steif und fast in Lebensgröße heute noch Wache stehen, wie ihre Vorbilder einst zu König Friedrich Wilhelm's Zeit. Wir wollen den König, des Einzigen Vater, wahrhaftig nicht gering schätzen, er war ein Fürst von nicht gemeinen Gaben; aber die Schätzung, in der er jetzt steht, ist eine Ueberschätzung, an der lediglich das Buch von Carlyle Schuld ist. Friedrich I. wird unterschätzt, Friedrich Wilhelm I. überschätzt. Auch der große Friedrich liebte Charlottenburg, wohnte gern hier und ließ das Schloß nach Osten zu vergrößern; eben so bevorzugte es Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise, endlich Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Elisabeth, welche im Winter noch immer hier residirt.

Es ist nicht leicht zu sagen, was dem Charlottenburger Schloß diesen Reiz giebt. Freilich liegt es gar anmuthig in dem Grün seiner Linden, zwischen einem duftigen Garten und einem grünen Schloßplatz; aber landschaftlich liegen die Potsdamschen Schlösser alle schöner und alle haben größere und schönere Parks und Gärten — wol blickt es sauber und hellgelb aus dem dunklen Grün, aber es ist durchaus kein Prachtbau. Ursprünglich baute Schlüter 1696 nur den mittlern Theil des jetzigen Corps de Logis, der um ein Halbgeschoß über die beiden Seitentheile erhöht ist, drei große und acht schmale Fenster; das ist das Schlößchen, welches sich die Kurfürstin damals bauen ließ und die Lietzenburg hieß, nach dem nahen Dorfe Lietzen. Am 11. Juli, der Kurfürstin Geburtstag, 1699, wurde die Lietzenburg durch ein Fest eingeweiht. Im Jahre 1703, nach dem Tode der Königin, ließ König Friedrich I. durch Eosander von Goethe an jeder Seite noch fünf Fenster ansetzen, die beiden Seitenflügel bauen und über die Mitte einen kleinen Thurm mit einer schönen Kuppel stellen. Das war das alte Schloß, welches, so wie die Stadt, die aus dem Dorfe Lietzen entstand, zu Ehren der ersten Erbauerin seit 1705 Charlottenburg genannt wurde. Friedrich II. hat nun das Corps de Logis nach Osten durch den Freiherrn von Knobelsdorff durch

einen langen Anbau, welcher aber nicht die Tiefe des alten Schlosses hat, verlängern lassen. Das ist das neue Schloß; nach Westen erscheint das Corps de Logis durch das Orangeriehaus mit dem Theater verlängert. Die beiden Seitenflügel sind durch ein eisernes Gitter verbunden, welches den Schloßhof, der mit schöner, alter Orangerie dicht besetzt ist, vom Schloßplatz trennt. Auf den Thorpfeilern stehen antike Fechter, die, so berühmt sie sein mögen, doch an einer fabelhaften Magerkeit leiden.

Rechter Hand vor dem Schloß befindet sich die Schloßwache und dem Schloß gegenüber, jenseits des grünen Schloßplatzes, sind die beiden schönen Kasernen, die König Friedrich Wilhelm IV. erbauen ließ; die Garnison von Charlottenburg besteht aus zwei Compagnien Panzerreiter von den königlichen Leibwachten, gewöhnlich sagt man, aus einer Escadron vom Regiment Gardes du Corps.

Alle diese Gebäude können unmöglich die Vorliebe des brandenburgisch-preußischen Hauses für Charlottenburg erklären, denn es sind eben weit großartigere Schlösser da; wenn man aber in diesem Schlosse wandelt, dann kommt Einem wenigstens eine Ahnung von dem geheimnißvollen Reiz; wahrscheinlich hält sich Charlottenburg gerade auf der Linie, wo die königliche Pracht der Wohnlichkeit und Behaglichkeit der Person noch keinen Eintrag thut, und diese Linie mag sehr schwer zu treffen und einzuhalten sein. Der regierende Herr kann sich nicht immer in die Behaglichkeit eines Privatmannes zurückziehen, er wird deshalb immer das Schloß bevorzugen, was ihm noch einen schätzbaren Rest solcher anmuthenden Behaglichkeit und Wohnlichkeit läßt.

Und in der That, wenn man in den mit Marmor gepflasterten Gartensalon unter der Kuppel tritt, welcher durch eine schöne, sitzende Statue der Prinzessin Charlotte (Kaiserin Alexander von Rußland) aus weißem Marmor, von Meister Wiechmann, geschmückt ist, und rechts in die Reihe der Zimmer König Friedrich's I. und links in die Gemächer der philosophischen Königin blickt, so ist neben der reichen Pracht auch die anmuthende Behaglichkeit unverkennbar.

Die Castellane sagen uns, die Gemächer der philosophischen Königin seien wenig oder gar nicht verändert, aber wir dürfen dabei nicht ganz vergessen, daß das Schloß (1760) im Siebenjährigen Kriege in wahrhaft hunnischer Weise, nachdem es total ausgeplündert war, ruinirt worden ist; Tapeten, Spiegel, Gemälde, antike Statuen und Büsten, nichts blieb ganz. Aber Friedrich II. that allerdings das Mögliche, Alles wieder herzustellen, wie es gewesen. In den beiden ersten Zimmern der Königin sind haute lisse Tapeten aus der Vigne'schen Fabrik in Berlin, die wir nicht geringer finden können, wie die französischen, wobei wir uns wol bewußt sind, daß uns unser Patriotismus keinen Streich spielt. In einem rothen Damastzimmer daneben sind einige gute Familienbilder, der große Kurfürst und seine Kinder; im nächsten Zimmer, ebenfalls in rothem Damast mit goldenen Schnüren, hängt ein Bild des ersten Königs mit seiner ersten Gemalin, Elisabeth Henriette von Hessen, die ihm so überaus theuer war, die ihm so früh entrissen wurde, die er nie vergessen hat. Das nächste ist ein Prunkzimmer mit haute lisse Tapeten aus den Gobelins zu Paris, an der Decke schöne Gypsfiguren, die Künste darstellend, sehr glaublich von Andreas Schlüter. Das folgende Zimmer in grüner Satinade hat ebenfalls ein reiches Deckenstück, die vier Jahreszeiten darstellend. Dann kommt das gelbe Damastzimmer mit silbernen

Treffen, ein Schlafzimmer mit mächtigem Himmelbett, das öfters zu fürstlichen Beilagern gedient hat.

Hier ist ein Bild der Kurfürstin Sophie Charlotte mit einem kleinen Knaben, aus dem Knaben wurde der sparsame Soldatenkönig; trotzig genug sieht das Kind schon aus, dessen großmüthige Mutter so große Angst hatte, ihr Sohn könne geizig werden. Die Furcht der Mutter irrte nicht, aber er war geizig nur für große Zwecke, denn selbst der drückende Alp jener Tage, Recrutenkasse geheißen, bekümmerte sich nur um wirkliche Größen. An dieses Schlafzimmer stößt die Porzellainkammer, eine reiche Sammlung von japanesischem Porzellain, das Entzücken aller Damen, die hierher kommen. An der Decke angebracht ist die Figur eines Hirsches, den König Friedrich I., der Sage nach, aus einem Fenster dieses Zimmers erlegt haben soll.

Die Porzellainkammer ist das Eckzimmer und hinter derselben befindet sich, nach dem rechten Seitenflügel hin, die saubere und friedliche Schloßkapelle. Sie ist 1708 von Eosander von Goethe erbaut und in einer Weise geschmückt, die seinem Geschmack alle Ehre macht.

Hier in dieser Kapelle saß der große Friedrich am 30. März 1763, da er siegreich aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrte und „größer als Camill den Triumph ausbeutete". Hier saß er ganz allein bis tief in die Nacht und lauschte dem Gesang und den Orgelklängen. Er ließ sich das Graun'sche Te Deum vortragen und soll dabei geweint haben. Das war des Einzigen Siegesfeier! Spät in der Nacht fuhr er nach Berlin.

Auf der rechten Seite des Gartensalons sind die Zimmer König Friedrich's I.; das erste ist eine gelbe Damastkammer, welche der König zu Audienzen zu benutzen pflegte; es hängt hier das sogenannte Alliancebild, das heißt die lebensgroßen Bilder der Könige von Preußen, Polen und Dänemark, die damals einen Bund schlossen, zu einer Gruppe vereinigt. Dann kommt die Spiegelkammer, mit Streifen von Spiegelglas und grünem Damast bekleidet; hier stehen sehr bequeme Stühle, die auch ganz vorzüglich zur Tapete passen und doch sind dieselben ziemlich moderne Geschenke des Kaisers von China an den König Friedrich Wilhelm III. Hier hängt auch das Original, von Pesne, des bekannten Bildes Friedrich der Große als Kind mit der Trommel, seine Schwester Wilhelmine mit dem Blumenkorb und ein Mohr mit dem Sonnenschirm. Das Bild hat seine Geschichte. Friedrich trommelte einst der Schwester Wilhelmine, die ihn gern bemutterte und tyrannisirte, was er sich später zu ihrem höchsten Kummer nicht mehr gefallen ließ, gar zu viel und sie forderte ihn auf, lieber ihren Puppenwagen zu ziehen und mit den Blumen zu spielen. Friedrich aber ließ sich nicht bewegen, sondern sagte stockernsthaft: „Gut trommeln ist besser als spielen und mir lieber als Blumen!" Daran hatte der gestrenge Herr Vater denn seine Herzensfreude und der Mohr, der die Aeußerung des Kronprinzen gewissenhaft rapportirte, hat gewiß ein königliches Trinkgeld bekommen, wenigstens acht Groschen. Darüber freilich ging der „Patron" kaum hinaus. Auf das Spiegelzimmer folgt das Theezimmer, dann die Galerie mit schmucker Holzvertäfelung, die als Tanzsaal diente, bevor das neue Schloß durch Friedrich II. angebaut wurde. Hier hängen die Portraits der Kurfürsten von Brandenburg mit ihren Gemalinnen. Dann kommt der Speisesaal; über dem Kamin sieht man ein schönes Basrelief von Schlüter, Flora und Zephyr darstellend; das letzte Gemach ist Friedrich's des Großen Billardzimmer. Man zeigt in einem Futteral den Billardstock Friedrich's mit dem lakonischen

Zusatz: „Napoleon hat ihn mitgenommen, Blücher aber hat ihn wieder zurückgebracht!" Jeder Zweifel wird patriotisch todtgeschlagen.

Diese letztgenannten Räume waren der Schauplatz jener heiteren „Wirthschaften", welche die Kurfürstin-Königin Sophie Charlotte so bevorzugte, von denen uns der Freiherr von Canitz sowol wie der Ceremonienmeister von Besser, die Beide wol Poeten waren, wenn auch ein ziemlicher Rangunterschied zwischen ihnen herrscht, so naive Proben aufbehalten haben; hier tanzten Grafen und Baronessen die zierlichsten Ballette, hier gab's Opern und Operetten und immer war Markgraf Albrecht, ein Sohn des großen Kurfürsten, der stets bereite Dirigent.

Aus dem Billardzimmer geht man durch etliche leere Wachtstuben i das neue Schloß. Zu ebener Erde sind die Zimmer König Friedrich Wi helm's III., anscheinend ist wenig darin geändert, sie sind schlicht und nüc tern, wie sie bei seinen Lebzeiten gewesen sein mögen; ein Zimmer ist ga gefüllt mit Modellen der preußischen Armee nach den Befreiungskriegen, au Modelle russischer Truppen finden sich vielfach. Diese Modelle haben si zu der albernen Anecdote französischer Scribenten Veranlassung gegeb nach welcher der König tagelang keinen Menschen gesehen und mit hölzer Soldaten gespielt haben soll.

Hier treten auch die furchtbaren Soldatenbilder Friedrich Wilhelm' wieder machtvoll hervor und hierher passen sie auch, denn sie thun für Zeit dieselben Dienste, wie die Modelle da, es sind eben auch nur Mo Wir blicken doch nicht ohne Rührung auf die hölzerne Armee Friedrich helm's III., denn auch wir haben einst mit dem decorirten Tschacko mü im Winde balancirt und die Macht seines Druckes auf unserer gespürt.

Ueber den Zimmern des Königs sind die der Königin Louise, si verblichen jetzt, aber eigentlich sehr prächtig. Friedrich der Große hat für sich einrichten lassen. Noch häufiger als sonst in Preußens köni Schlössern kommen hier die großen Vasen von Malachit oder Porphy die Tischplatten von Chrysolith, Krystall, oder Jaspis vor mit dem stere Zusatz: „Geschenk des Kaisers von Rußland." Ob Alexander I., ob laus I., ob Alexander II. wird nicht mehr gesagt, Einer von den muß es doch gewesen sein. Wie das russische Reich selbst sind die Steine von dort ungeheure, von ungeheurer Größe, von ungeheurer

Auffallend ist es, daß in zwei von diesen Zimmern Bettspinde und daß zwei Gemächer als Schlafzimmer der Königin Louise b werden, und doch ist Beides richtig. In dem Bett dort in dem eng ven des grauen Zimmers schlief die Königin vor der Schlacht bei 26. October 1806 kam Napoleon zu Pferde von Potsdam über in Charlottenburg an; es war sechs Uhr Nachmittags, er speiste z und verlangte mit corsischer Rohheit in dem Bett der Königin zu Seinem Befehl mußte nachgelebt werden, die Königin aber, als kehrte, ließ sich ein anderes Schlafgemach einrichten, es ist das le Reihe der Gemächer, dicht an dem Vorgemach zum Corps de Logi leon der Große that aber in jener Nacht noch etwas eben so stöberte in dem kleinen Secretair herum, der dort im Schreibzin schämte sich gar nicht, die Briefe der Königin zu lesen und macht neunzehnten Bulletin allerlei hämische Bemerkungen darüber. Hi er auch am 27. October den General von Zastrow und den M

Lucchesini, welche die königliche Ratification des Waffenstillstandes brachten den Lucchesini mit Duroc in Wittenberg geschlossen. Napoleon zeigte sich sehr kühl und vollzog seinerseits den abgeschlossenen Waffenstillstand nicht. Gegen drei Uhr ritt er mit Marschällen und Mameluken, Jägern und Grenadieren nach Berlin. Es sind sonderbare Ehren, die sich der gewaltige Imperator in Charlottenburg gewonnen! — Die Zimmer des Königs unten sowol wie die der Königin oben gehen nach dem Schloßplatz hinaus, sie sind kühl und matt beleuchtet, denn die Linden auf dem grünen Platz zwischen Schloß und Chaussée werfen starken Schatten. Jenseits der Treppe folgen im obern Stock die beiden prachtvollen Säle des neuen Schlosses. Der Speisesaal mit fünf Fenstern nach dem Garten und fünf Fenstern nach dem Schloßplatz und die Galerie oder der Tanzsaal, der auf jeder Seite elf Fenster zählt. Die letzten Gemächer waren König Friedrich's Privatzimmer. Aus seiner Schlafkammer kann man auf einer Hintertreppe in die große Treppenflur des neuen Schlosses gelangen. In der Flurhalle steht eine wuchtige Vase von Stuckmarmor.

Der Theil des großen Lustgartens, so hieß der Schloßgarten sonst, der zunächst an das Schloß stößt, hieß ehedem der Orangegarten, lediglich der hier stehenden Orangerie wegen und nicht zu Ehren eines Prinzen von Oranien, wie behauptet worden ist. Der Garten selbst wurde von Simon Godeau nach einem Risse des berühmten Meisters Lenotre angelegt, aber es ist keine Spur mehr übrig von der altfranzösischen Herrlichkeit. Eine sehr schöne Lindenallee ist des Gartens beste Zierde, die Bäume hat Friedrich Wilhelm I. aus Holland kommen lassen. Unter Fichten, Tannen und Thränenweiden, Immergrün und duftigen Blumen steht das Mausoleum, wo Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise begraben liegen, und zu ihren Füßen das Herz Friedrich Wilhelm IV. ihres Sohnes. Rauch's Meisterwerke haben den Platz weltberühmt gemacht. Die ernste Stille, die von dieser wunderbar schönen Gruft ausgeht, lagert sich über den ganzen Garten. Auch die Klingel auf der Brücke ist stumm geworden, weil jetzt keiner mehr kommt von den mächtigen Karpfen mit Moos auf den Häuptern, um die verschwenderisch gestreuten Semmelbrocken wegzuschnappen. In dem bittern Winter 1863—64 waren die Wasser hier ausgefroren und die Karpfen sämmtlich todt. Mit der geliebten Klingelbrücke ist ein Sonnenstrahl wieder geschwunden, der sonst den Kindern Berlins gar lockend geleuchtet.

Hinter dem Tod kommt noch das Gespenst, hinter dem edlen Grabmal das öde Geisterhaus. Dort, den Pavillon am Ende des Gartens, bezeichnet die Sage als den Schauplatz eines unwürdigen Geistergaukelspiels, mit welchem die Gräfin von Lichtenau und General Rudolf Bischofswerder den milden König Friedrich Wilhelm II. betrogen haben sollen. Vergeblich hat Friedrich Wilhelm IV. den Pavillon wieder herrichten lassen und öfter in ganz harmloser Weise dort den Thee genommen, es bleibt dem Hause der Fluch, der Gespensterfluch. Niemand vermag mit Bestimmtheit die Art jener Geisterbeschwörung anzugeben, noch viel weniger Jahr und Tag derselben; aber die genauesten Details sind bekannt und bekannt ist auch, daß die beschworenen Geister nicht gekommen sind. Wir können natürlich nicht bestimmt sagen, daß eine solche Geisterbeschwörung nicht stattgefunden habe, dafür aber glauben wir einstehen zu können, daß, wenn sie stattgefunden hat, der General von Bischofswerder dabei nicht der Betrüger, sondern der Betrogene war.

Uebrigens hat König Friedrich Wilhelm II. gerade das Charlottenburger Schloß ganz besonders bevorzugt, er baute das Theater auf der Westseite und residirte schon als Prinz von Preußen gern hier.

## Grunewald.

In alten Zeiten hat es vom Havel-Wann-See an bis zur Spree ein Wasserlauf gegeben, von dem noch eine Reihe von Seen am östlichen Ran des Grunewaldes übrig geblieben ist, als: der Riklasee, der Schlachtens die krumme Lanke, der Rhinmeistersee, der Schloßsee mit dem langen L die Hundekehle und der hohle See. Der Grunewald, officiell jetzt Spandauer Forst, ist eines der alten Jagdreviere, in welchem schon Markgrafen ascanischen Stammes gejagt. Merica nennen die märki Urkundenverfasser eine solche Haide, gleichviel nun, ob sie das latein Wort merica von dem slavischen Mirik (Wald) abgeleitet haben, wie K will, oder ob sie sich aus dem lateinischen erica (Haide) ziemlich willkü ein eigenes märkisch-lateinisches Wort merica gemacht haben, wie unser Freund und Lehrer Kloeden behauptet.

Dicht am schön umbuschten Ufer des Schloßsees, versteckt fast unte dichtbewaldeten Hügeln im Grunewald, liegt das für die Zeit seiner stehung ganz stattliche Jagdschloß, das Kurfürst Joachim II. 1542 seinen Baumeister Kaspar Theiß erbauen ließ. Ueber dem Schloß sieht man eine Denktafel, deren Inschrift den Namen Grunewald u Jahr der Gründung mit allen Titeln des Erzkämmerers im heiligen kundgiebt. Auch nennt die Inschrift noch das Regierungsjahr des Karl IV., was später nicht häufig mehr vorkommen dürfte in diesen In der kleinen Eingangshalle, zu rechter Hand, sieht man ein B welches den Kurfürsten selbst darstellt, wie er seinen Baumeister The Willkommentrunk reicht. Schön ist das Bildwerk eben nicht, ab charakteristischer. Auch sind da einige alterthümliche Jagdwaffen, S u. dgl. m., so wie einige messingene Wandleuchter mit dem Wapp von Münchow und von Lossow, ferner zwei riesige kupferne Hö Blasen auf der Parforcejagd aus der Zeit König Friedrich W den man überall begegnet, wo es sich um's edle Waidwerk hand königlichen Schlössern Preußens.

Der untere Saal und die links anstoßenden königlichen Gem fach ausgestattet, sind auf das reichste geschmückt mit Hirschgew Gehörnen; doch stammen diese nicht aus der Jagdbeute der fürstli im Grunewald, sondern es ist die berühmte von Harttig'sche S die man an keinem passenderen Platze aufstellen konnte. Im ist ein Bankettsaal, der noch immer zu dem Festmahl am H benutzt wird. Die übrigen Räume des Schlosses dienen dem Kö zeugmeister und anderen Beamten zur Wohnung.

Das mit zwei Flügelvorsprüngen versehene Schloß tritt stillen Wasser des Schloßsees heran, leise klatschen die Wellen a dichte grüne Schatten umhegen es weich und lieblich und au Wasser gebauten Altan findet sich ein behaglicher Ruhesitz, so um müßig den edeln Wettstreit zweier Kukuks anzuhören, von zuerst schweigen will.

Kurfürst Johann Georg ließ 1580 durch seinen B

Grafen Rochus von Lynar das Jagdschloß Grunewald in einem nicht ganz regelmäßigen Viereck mit Stall- und Wirthschaftsgebäuden umzingeln, aus denen zwei Thore in's Holz führen. So wurde ein räumlicher Schloßhof gebildet, auf welchem sich seit 1863 das Broncebild eines von Hunden „gedeckten Schweines" zeigt. Das wohlgelungene Bildwerk ist von dem Bildhauer und Erzgießer Wilhelm Wolff in Berlin, einem geborenen Fehrbelliner, der von seinen Kunstgenossen zur Unterscheidung von anderen Meistern seines Namens, gewöhnlich der „Thierwolf" genannt wird. Uebrigens verräth Wilhelm Wolff's Statue der Kurfürstin Louise Henriette von Oranien, der edeln Gemahlin des großen Kurfürsten, die in Oranienburg steht, daß sich dieser brandenburgische Künstler auch sehr wohl darauf versteht, Menschen lebenswahr darzustellen.

Das ganze Jahr hindurch liegt die friedliche Stille des Waldes um das Jagdschloß und seinem lieblichen See, denn wenn auch das wenige Minuten vom Schloß sehr anmuthig liegende Jägerhaus Paulsborn fleißig von den Berlinern besucht wird, so ist doch die Entfernung von der Hauptstadt (zwei Meilen) zu bedeutend, um eine größere stehende Grunewaldgesellschaft zu gestatten; aber an einem Tage im Jahre herrscht um das stille, oft wie verzaubert daliegende Schlößlein ein lautes, lustiges Treiben, ein gewaltiges Leben. Noch immer nämlich halten die Könige von Preußen alljährlich am 3. November die Hubertusjagd im Grunewald. Wie lange wird es noch möglich sein, den Schutzpatron der deutschen Jägerei an seinem Festtage im Grunewald nach altem Jägerbrauch zu grüßen? Die schwindelnde Zunahme der hauptstädtischen Bevölkerung führt alljährlich immer größere Massen von Menschen in den Grunewald, im Jahre 1871 war die Jagd fast schon unmöglich und das wilde Schwein wird sich das nächste Mal schon seinen Weg durch tausende von Menschen bahnen müssen. Berlin, die Weltstadt, verbannt den heiligen Hubertus aus einem weitern als ihren zweimeiligen Umkreis; die königliche Jägerei wird ein anderes Jagdrevier zur Hubertusjagd suchen müssen. Glücklicher Weise fehlt es daran nicht in Mark Brandenburg.

Schon im Jahre 1863 wurde lebhaft über die Belästignng der Jagd durch die Zuschauermassen geklagt; aber König Wilhelm hat seine Freude daran, daß die Hubertusjagd nach und nach zu einem Volksfest für die Berliner geworden ist. Friedrich Wilhelm III. hatte den Stralauer Fischzug, wo er mit den Berlinern zusammen kam; dieses Volksfest ist erst ausgeartet, dann eingegangen. Nun hat sich die Hubertusjagd dazu gestaltet; unsere Könige müssen immer einen Tag im Jahre haben, wo sie mit den Berlinern zusammen sind.

Das Hubertusfest von 1864 war besonders glänzend wegen der Anwesenheit des Kaisers von Rußland, des Großfürsten Constantin und anderer Gäste am königlichen Hoflager.

Das Rendezvous war am 3. November für zwölf Uhr Mittags im Jagdschloß Grunewald festgesetzt. Den ganzen Vormittag schon wimmelte es auf allen Wegen von Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Spandau her, die Schaulustigen standen in dichten Haufen, um das Jagdschloß sowol als um den Saugarten und es bedurfte sehr energischer Anstrengungen der Reiterwachten von der Berliner Schutzmannschaft sowol als der Gensdarmerie, um den übermächtigen Zudrang von der eigentlichen Wildbahn abzuhalten.

Zuerst, wie immer, noch vor Mittag, traf Prinz Karl von Preußen ein, der Präses der Parforce-Jagden, mit ihm die allbekannte Gestalt des Ober-Piqueurs und Jagdinspectors Kikisch, der die von Piqueurs in Galla mit ihren Hörnern an der Schulter, geleitete Meute führte. Bei ihrem Ein reiten in den Schloßhof erschallten die alterthümlichen Jagdsanfaren, aus geführt von der Musik der Gardejäger, die bei Wilhelm Wolff's Broncebi des von Hunden gedeckten Keilers stand. Dann erschienen die Prinze und bald darauf der König von Preußen und der Kaiser Alexander II. v Rußland, deren Ankunft von Weitem schon der vieltausendstimmige Hurrah der Menge ankündigte. Mit den königlichen Prinzessinnen waren auch die bei Schwestern des Königs, die Großherzogin von Schwerin und die Prinze Friedrich der Niederlande zugegen. Im Schloßhofe wurde nun im Freien Dejeuner eingenommen. Gegen halb ein Uhr begann der „Zug zu Holz". Vor der Revierförster des Grunewaldes in Gala zu Roß; acht reitende Feldjä die höheren Forstbeamten in reichgestickten Galauniformen; der in Gr wald residirende Jagdzeugmeister, Hofjagdjunker von Schulenburg-E mer, in Gala zu Pferd; die kgl. Stallmeister; die Meute mit über d Koppeln (also mehr als sechzig Hunde) von blasenden Piqueurs in Rot leitet; die Herrscher von Preußen und Rußland; der Großherzog Sachsen; die Prinzen des hohen k. Hauses; der Feldmarschall Graf Wr Generale, Hofchargen u. s. w., über zweihundert Reiter, Alle im Frack, weißer Cravatte und weißen Beinkleid, rundem Hut, die wunderf Pferde mit Schleifen und Bändern reich geschmückt.

Gegen ein Uhr kam der Zug auf dem freien Platze in der N Saugartens am Barschsee an und hielt hier, bis das Schwein — E heißt das Thier im Jagdlatein der Berliner — aus der Saubucht gelassen war und das Weite nach dem Kreuzwege zu gesucht hatte wurde die Fährte kunstgerecht „verbrochen", d. h. es wurde „grüner ein Tannenzweig, auf diejenige Stelle der Fährte gelegt, wo das beim Hinüberlaufen über den geharkten Weg seine Fährte oder E rückgelassen hatte. Man ließ den Schwein etwa fünfzehn Minu sprung. Dann wurde die Meute, von der ganzen Jagdgesellschaft an die Stelle gebracht, wo die Fährte verbrochen war, d. h. sie w gelegt". Nun bliesen unter dem „hellen Geläut" der Hunde die die Anjagd-Fansaren, dann schwenkte der Oberpiqueur die Mütze hellen Jagdschrei aus und dahin sauste die Jagd auf der Fährte, all Hali gebend, im vollsten Lauf, die Rosse in stärkster Gangart, Jubelschall! Der Keiler wendete sich in den Schonungen 45, 57 Havel zu, doch wurde er, noch zur rechten Zeit, fast bei Schildhor sumpfigen Fenn von den Hunden gedeckt und halali! Rittmeiste vom ersten Garde-Ulanen-Regiment und Rittmeister Graf von 2 ersten Garde-Dragoner-Regiment, hoben den Keiler aus, d. h. s die Hinterbeine in die Höhe und machten ihn dadurch wehrlos von Rußland aber fing ihn ab. Darauf erhielten die Hunde ih der Bruch ward vertheilt und die Jagdgesellschaft ritt nach de Grunewald zurück, wo das Jagd-Diner stattfand. Die Gardejäge eine Jagdmusik, die Hubertussage auf, von dem nun auch verst ponisten R. Tschirch, der zu mehreren Hubertusjagden geschätzt besonders componirt hat. Die Herren, welche ausgehoben hatte die Ehre die Toaste auszubringen und an das dreimalige Hurra

Trinksprüche aufgenommen wurden, schloß sich das nicht endenwollende
gerechte: Hurrido! Hurrido! der alten brandenburgischen Jägerei. De
las der Geh. Hofrath L. Schneider, des Königs Vorleser, das Protocol
tausendsten Parforcejagd, welche am 17. November 1863 stattgefunden,
nach vier Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Es war ein unvergeßlich sch
Tag in der alten merica Grunewald! hie gut Brandenburg alle Tag!

## Königs-Wusterhausen.

Vor etwa hundert Jahren schrieb die Markgräfin Wilhelmine
Baireuth, des großen Friedrich älteste Schwester, über Königs-Wusterha
die Lieblingsresidenz Friedrich Wilhelm's des Gestrengen, was folgt: „
unsäglicher Mühe hatte der König an diesem Orte einen Hügel auffü
lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte S
nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dieser sogenannte P
bestand aus einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch e
alten Thurm erhöht wurde, in welchem eine hölzerne Wendelstiege hir
führte; es war ein ehemaliger Diebeswinkel, von einer Bande von Räu
erbaut, denen dieses Schloß früher gehört hatte. Das Gebäude war
einem Erdwall und einem Graben umgeben, dessen schwarzes und fau
Wasser dem Styx ähnelte. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe
Front des Schlosses) mit dem seitwärts gelegenen Garten und einer M
gerade gegenüber. Der Hof nach vorn war durch zwei Flügel flankirt
denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in
Schloßhof hielten zwei Bären Wache, beiläufig bemerkt sehr böse Th
die auf ihren Hintertatzen herumspazierten, weil man ihnen die vorderen
geschnitten. Mitten im Hof war ein kleiner Brunnen, aus den man
vieler Kunst eine Fontaine gemacht hatte. Dieselbe war mit einem eise
Geländer umgeben und auf den hinaufführenden Stufen pflegte der K
Abends Tabak zu rauchen. Meine Schwester (Prinzeß Charlotte, sp
Herzogin von Braunschweig) und ich, hatten für uns und unser ganzes
folge nur zwei Zimmer, oder vielmehr Dachstübchen. Wie auch das W
sein mochte, wir aßen zu Mittag im Freien unter einem Zelte, das u
einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir
an die Waden im Wasser, da der Platz tief lag. Wir waren immer
undzwanzig Personen zu Tisch, von denen drei Viertel jederzeit fast
denn nie wurden mehr als sechs Schüsseln aufgetragen und die ware
schmal zugeschnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit b
Bequemlichkeit allein aufzehren konnte . . . . . in Berlin hatte ich das
feuer, in Wusterhausen aber die Hölle zu erdulden."

Die Prinzessin mag nach ihrer Art etwas stark aufgetragen haben
Ganzen aber dürfte ihre Schilderung doch ziemlich richtig sein, Frie
Wilhelm's Sparsamkeit artete öfters in Geiz aus.

Ueber ein Jahrhundert später, vor zehn Jahren etwa, entwarf The
Fontane freilich ein ganz anderes Bild von Königs-Wusterhausen; da
Alles im Duft der Linden und des Flieders, da gaben Calmus und M
die Pfingstabendstimmung, der Styx der Prinzessin Friederike war
schwunden, eine duftreiche Wiese hatte seine Stelle eingenommen, breit
melodisch fiel die Notte dicht hinter dem Schloß über ein Wehr und
Alles leuchtete im weichen Schimmer einer Pfingstmondnacht.

Dagegen kommt nun freilich der Eindruck nicht auf, d
Wusterhausen auf uns gemacht hat; denn wenn auch keine Hölle
Lustschloß König Friedrich Wilhelm's wirklich weder lustig noch
sondern ziemlich langweilig und ärmlich, obwol es für einen ja
Herrn mit einer nüchternen Zuneigung für das Einfache wol
haben mag. Alles in Allem stimmen wir mehr mit der Mar
mit Fontane überein.

Wustrow, dem Namen nach wendisch, war wol schon zur
ein befestigter Platz, welcher einen Notte-Uebergang deckte, spä
eine markgräfliche Burg zur Vertheidigung des Landes gegen
Wann es seinen wendischen Namen Wustrow, d. i. umflossener P
simple Weise in Wusterhausen verdeutschte, ist nicht bekannt, es
Wendisch-Wusterhausen zur Unterscheidung einer nahen deutsch
lassung Deutsch-Wusterhausen. Dann waren zweihundert Jahre
1575) die von Schlieben im Besitz der Burg; ihre Nachfolger
edlen Schenken von Landsberg, welche die Herrschaft Teupitz
Nähe besaßen und mit ihren Besitzungen das Schenken-Land form
Jahre 1683 kam Wendisch-Wusterhausen in Besitz des Kurprinze
später König Friedrich I., der die Herrschaft 1698 seinem Sohn
Wilhelm, der damals zehn Jahre alt war, schenkte.

Nun wurde aus dem Ort ein ganz stattlicher Flecken; denn
prinz, als Kronprinz, als König, Friedrich — Wilhelm war immer n
Lust hier. Erst exercierte er hier seine „Cadetten", dann aber
compagnie seines Regiments, endlich wurde es sein liebstes J
Ganz von selbst wahrscheinlich verwandelte sich der Name Wendis
hausen in Königs-Wusterhausen. Hier feierte später Friedrich Wi
Gestrenge auch seine beiden liebsten Feste des Jahres, den Jahr
Schlacht bei Malplaquet (11. Sept. 1709), in welcher Er und viele
der Armee ruhmreich gefochten, und den Hubertustag, das Fest de
patrons der deutschen Jägerei. Im Jahre 1730 fiel das Hubertu
doch aus; am 28. October hatte das Kriegsgericht zu Köpenick ge
für den desertirten Obristlieutenant Fritz und den Lieutenant v
zwar ein „Schuldig", aber doch kein Todesurtheil gefunden. Hier i
hausen saß der grimmige König und der bis in's Mark seines L
wundete Vater, hier cassirte er das Urtheil und verdammte den u
Katte nur „in consideration seiner Familie" zum Tode durch'
Die furchtbare Ordre ist datirt: Wusterhausen, 1. November 17

Das Schloß besteht aus einem Viereck von Feldsteinen mit e
penthurm in der Mitte und einem Giebel auf jeder Seite, so
aussieht, als wären es zwei verschiedene Häuser, die rechts und
dem Thurme ständen. Wenn man in die Thür tritt, so fi
Stufen in ein hohes Parterre, von dort geht eine Treppe in's o
Oben sind zwei Reihen kleiner Zimmer zu beiden Seiten ei
Ganges; die Thüren haben Gitterfenster wie Gefängnißzellen.
wohl die Dachstübchen sein, von denen die Prinzessin spricht.
Gange ist eine Halle, die mit Hirschgeweihen ziemlich anspruchs
ist. Rechts von dieser Halle sind die Zimmer des Königs,
Königin. Die erste Thür führt in's Schlafzimmer des Köni
fernenstube, in der gar nichts merkwürdig ist, als ein Abgußst
mit einem riesigen Stöpsel von bedenklicher Form dazu,

Waschbecken des Königs Friedrich Wilhelms I. nennt. Wahrscheinlich mit Unrecht; der König war freilich eine Art von Waschbär; er konnte sich zehnmal in einer Stunde waschen, einer der reinlichsten Männer seiner Zeit war er gewiß, aber in diesem mächtig eingemauerten Kübel hat er sich schwerlich gewaschen. Da er fortwährend sein Waschbecken ausgoß und wieder füllte, so mag ihm gerade in seiner Schlafstube ein solcher Abgußstein bequem gewesen sein. Neben dem Schlafzimmer des Königs ist der Speisesaal, der auch schlicht und nüchtern genug ist. Ein großes Kamin, Fußboden von Gips, eine Treppe zur Küche und ein hölzerner Pfeiler in der Mitte. Hier saß der grimmige König einst seelenvergnügt beim Malplaquet- oder Hubertusfeste, die alten Haudegen von Malplaquet um ihn her; alle Pocale wurden mit Rheinwein oder Ungarwein gefüllt, die Tabakspfeife ging nicht aus und ein weibliches Wesen war nie zugegen. Die Feuer brannten im hohen Kamin, die Piqueure bliesen auf den gewaltigen, kupfernen Krummhörnern die Jagdsignale, draußen heulten die Hunde, die gepeitscht wurden, bis sie „Hali" gaben und in das schallende Hurridoh! Hurridoh! des Königs fiel die ganze Gesellschaft jubelnd ein. An Frauen fehlte es, aber nicht an Tanz, der König eröffnete den Reigen mit Generallieutenant von Pannewitz, einen Balafré von Malplaquet. Ei, wie faßte auch der vergnügte König noch so derb zu! Und nach dem Tanz kamen die „Puppenspieler" dran, oder Eckenberg, der „starke Mann", der Spornleder verschlang; der König hatte immer für solche Ueberraschungen gesorgt. Er war auch gar nachsichtig gegen seine Gäste bei solchem Fest, sie durften sogar das „Maul aufreißen" gegen ihn, das schadete weiter nichts, es liefen auch ganz ungeheure — Derbheiten mit unter, aber Zoten, damals so sehr an der Tagesordnung, litt der König nicht, er war nicht nur an seinem Leibe reinlich. Sehr passend hat man in diesen Räumen die Wände mit Portraits von des Königs Wache behängt.

Die beiden Zimmer zur linken Seite der Galerie sind durch eine Eichenholzthür mit einander verbunden; es sind die Zimmer der Königin, über den Kaminen die Basreliefs sind zum Theil der Art, daß man sie in den Gemächern der Gemalin des „reinlichen" Königs nicht vermuthen würde. Es giebt eben unerklärliche Widersprüche. Aus dem vordern Zimmer führt von einer Seitenthür eine steile Rampe in den Garten, für den Rollstuhl des podagrakranken Königs der Weg. Dicht bei dieser Rampe steht ein mächtiger alter Lindenbaum, der hat den König sicherlich noch gesehen und wir denken, daß er Zeuge einer sehr merkwürdigen Unterredung gewesen.

Es war an einem schönen warmen Nachmittage am Ende des Octobers 1736, der König saß auf seinem Rollstuhl, vor ihm stand ein großer schöner, etwas wohlbeleibter Cavalier, elegant aber dunkel gekleidet, kraftvoll und gesund, von freier Haltung, von vornehmer und bedeutender Geberde. Es hatte der Mann ein wohlgebildet Antlitz mit schönem Mund, hoher Stirn und herrlichen dunkelblauen Augen; seine Rede war fließend, seine Stimme war weich und klangvoll, man sah es dem König an, daß er ihm mit Vergnügen zuhörte. Jeder würde diesen Herrn für einen Minister oder einen vornehmen Staatsmann gehalten haben und das war er auch, denn es war Herr Nicolaus Ludwig Reichsgraf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, der Stifter der Herrnhuter. Er war dem König durch seinen Stiefvater, den würdigen General-Feldmarschall von Natzmer, und durch den Bischof Jablonski empfohlen und hatte mit ihm mehrere Unter-

redungen, zunächst im Interesse der Salzburgischen Exulante
Zinzendorf doch selbst einer Exulantenfamilie an.
Ueber eine dieser Unterredungen in Wusterhausen, die i
vieler Personen stattfand, schreibt Zinzendorf selbst Folgendes: ,
stät fragten mich nach einem generalen gnädigen Empfang und
cialfragen, dabei sie mit meiner Antwort zufrieden schienen,
gerade: warum ich gleich wol so traduciret, wenn ich doch so
Sie es jetzo vernähmen? Ich antwortete, davon wüßte ich etli
und Gott möchten noch mehrere bekannt sein. Die erste sei
wöhnliche Lebensart, darinnen viel, dem Anseh'n nach, Conti
sei. Die andere mein esprit critique, der mir in meinen jüng
sehr zugesetzt, davon die Nachwehen sich nun zeigten; denn nach
meine Inspection über andere Leute aufgegeben, so machten sich
Leute mit mir mehr zu thun, als sie nöthig hätten. Die d
Freundschaft und Condescendenz mit Jedermann und sonderlich
Personen, die entweder nur mit den gewöhnlichen Argumenten u
lungen nicht zu bedeuten, aber sonst wohl docil wären, oder auc
in der That irrig wären, und deswegen von Denen, die die Wahr
oder vorgäben, meines Erachtens nicht menschlich genug tracti
Dieser Condescendenz mißbrauchten sich meine Gegner, auch mit
Personen zu confundiren."
So Graf Zinzendorf, und gewiß waren das einige Gründe,
er vielfach verleumdet wurde; aber den Hauptgrund sagte er n
scheinlich aus Bescheidenheit. Der König aber fand ihn gleich
nach der Unterredung der ganzen anwesenden Gesellschaft in st
drücken erklärte: er sei wegen des Grafen belogen und betrogen n
Teufel in der Hölle könne nicht ärger lügen, als Zinzendorf's
logen hätten, es habe weder der Ketzerei, noch der Staatsverwirr
mit ihm Noth, seine ganze Sünde sei, daß er als ein Graf
Welt angesehener Mann sich dem Dienste des Evangeliums gan
habe. Der König zeigte dem Grafen so viel Gewogenheit, daß viel
die Rede war, Zinzendorf werde Minister werden und das geistlic
tement übernehmen. Das geschah nun zwar nicht, aber der Kön
ihm stets nicht nur eine hohe Achtung, sondern leistete ihm auc
vielen Gelegenheiten gute Dienste, wie er es denn auch im folgen
protegirte, daß Zinzendorf in Berlin durch Jablonski zum mährisch
ordinirt wurde. In seinem Verhältniß zu Zinzendorf hat sich der
stets in wahrhaft liebenswürdiger Weise gezeigt.
Viele Jahre lang lag Königs-Wusterhausen in tiefster Ver
erst König Wilhelm hat es vor einigen Jahren wieder zu einem
quartier für sich und den Kronprinzen herrichten lassen und es
besucht, wenn er in den wildreichen Revieren der Umgegend Jagd
Die obenerwähnten Zimmer der Königin Sophie Dorothea sind e
den König wieder eingerichtet worden sind und in der Halle Fried
helm I. haust zuweilen wieder eine frohherzige Jagdgesellschaft mit
Lust, wenn auch von milderen Sitten.

Salzburgischen Exulanten. Gesch...
familie an.
in Wusterhausen, die in Gegenwart
endorf selbst Folgendes: „Ihro Maj...
gnädigen Empfang und ...
wort zufrieden schienen, ...
uciret, wenn ich doch so
ete, davon wüßte ich ...
nnt sein. Die erste ...
dem Anseh'n nach, G...
der mir in meinen ...
.ch nun zeigten; denn
ufgegeben, so machte ...
ie nöthig hätten. Die ...
Jedermann und sonderlich gegen solche
wöhnlichen Argumenten und Behandlun...
ohl docil wären ...
n von Denen, ... oder auch solche, die
cht menschlich ... die Wahrheit hätten
... genug tractirt würden
h meine Gegner, auch mit dergleichen

waren das einige Gründe, aus denen
en Hauptgrund sagte er nicht, aber
König aber fand ihn gleich, indem er
wesenden Gesellschaft in starken Aus-
sen belogen und betrogen worden, der
er lügen ..., als Zinzendorf's Gegner ge-
sei, ... der Staatsverwirrung halber
ienste ... daß er als ein Graf und in der
so vi... des Evangeliums ganz gewöhn...
nist ... Gewogenheit, daß vielfach davon
un ... werden und das geistliche Depu...
g. ... war nicht, aber der König bewil...
i... sondern leistete ihm auch sonst ke...
er es denn auch im folgenden Jahr
durch Jablonski zum mährischen Bischof
ist zu Zinzendorf hat sich der Gesinnung
eise gezeigt.

Wusterhausen in tiefster Vergessenheit
igen Jahren wieder zu einem Absteige...
gen herrichten lassen und es auch für
Revieren der Umgegend Jagden abzuh...
nigin Sophie Dorothea sind es, die ...
, sind und in der Halle Friedrich Wi...
...herzige Jagdgesellschaft mit der ...

## Lorbeere...

Novelle von F. L. ...

In der duftigen Fliederlaube des Pf... glückliche Menschen beisammen. Wer sie so ... gewachsenen Jüngling mit dem weichen, freun... innigen, fast schwärmerisch blickenden Aug... blühte Mädchen, das vor Lust und Leben ... kaum etwas Anderes gedacht haben, als daß ... ein selten schönes ... dazu. Und die Worte, ... Lippen des holden Kindes kamen und denen ... Entzücken lauschte, hätten dieser Annahme ... waren Worte der Liebe in ihrer tiefsten, ... wäre die Voraussetzung, daß das achtzehnjäh... schaft kannte, von welcher der Mund redete, ... etwa das eigene Empfinden war durch eine f... hervorgerufen worden, ihre Phantasie hatte f... Geist unsterblicher Dichtung; Julia's Liebeswo... sie umstrickte, daß sie Alles um sich her vergaß, ... Mann an ihrer Seite, dessen Augen auf ihren ... während sein Ohr jeden Laut ihrer melodisch... schien.

Auf seine Bitte hatte sie das Buch genomm... Es lag auf ihren Knieen; sie hatte sich darübe... lange nicht bemerkt, daß seine Aufmerksamkeit ... war als auf die Dichtung, die sie so ganz erfüllte. ... sie im Lesen eine Pause, sah zu ihm auf und rief ...

„Ach, Clemens, Du Guter, Lieber, wie herrli... viel Schönes über mich gekommen ist!"

„Durch mich?" fragte er.

„Nun ja, Dein Vater hatte all' die wunderv... Acht gethan und verwahrte sie vor mir und meinen ... und Riegel; nun kommst Du und wie ein freundlicher ... mir den Schatz zurück."

„Also mein Vater wehrte Dir das Lesen, Gab... junge Mann, anscheinend etwas betroffen durch die ... Etwas begünstigte, dem sein Vater entgegen war; „ab...

„Ei, er behauptete, die Bücher — ich meine die ... die Einem das Herz aufwühlen lassen — verdürben die B... Mädchen! Ich sollte dafür seine alten Hauspostillen le... doch gähnen, wenn ich nur an sie denke!"

„So hast Du meinem Vater nie vorgelesen?" fra...

Nimm meines ganz!"

sondern:

„Samma stieg indeß von seinem Felsen hernieder,
Also entfloh von dem hohen Euphrates Nebukadnezar!"

Sie hatte die ersten Verse mit dem vollen Schmelz der Stimme, die letzten dagegen mit hartem, polterndem Accent gesprochen und fügte nun lachend hinzu:

„Ist's nicht gerade, als ob der Dichter immer die Melodie auf seinen eigenen Namen machte? Klop—stock! Klop—stock! Das klingt genau, als wenn unser Nachbar Schmied seinen Hammer auf den Ambos fallen ließe!"

„Aber Gabriele", mahnte Clemens etwas ernst, „Du urtheilst rasch und sprichst wie ein Kind — das Du freilich auch noch bist", schaltete er mit einem begütigenden Lächeln ein, indem er dabei leise seine Hand über ihren dunklen Scheitel gleiten ließ: „Du vermagst die Erhabenheit der Klopstock'schen Muse noch nicht zu verstehen!"

Sie legte in komischem Erschrecken die Hand auf seine Lippen:

„Ach bitte, lieber, guter Clemens: jetzt nicht predigen! Ich meine sonst, vor Deinem Vater zu stehen, der es mir deutlich genug sagt, daß ich viel zu oberflächlich und leichtfertig sei, um Klopstock würdigen zu können! — Weißt Du, Clemens", setzte sie plötzlich hinzu, als werde sie von ihrem eigenen Einfall überrascht, „ich entdecke jetzt die Verwandtschaft, die Dein Vater mit seinem Lieblingsdichter hat, ihre Namen sind ja fast dieselben: Hartmann klingt genau wie Klopstock!"

Sie stieß die Silben wieder kurz abgebrochen hervor und lachte dabei herzlich über ihre Entdeckung. Der junge Mann dagegen fühlte sich nicht angenehm dadurch berührt, daß sie seinen Vater zum Gegenstand eines Scherzes machte und sagte in halb verweisendem Tone:

„Denke nur immer daran, daß mein Vater noch einen zweiten Namen trägt und diesen seine Richtschnur sein läßt: Lebrecht!"

„Aber das ist ja ganz dasselbe!" lachte das junge Mädchen in seinem Uebermuth hellauf: „Hartmann — Klopstock — Lebrecht — das paßt genau auf einander!"

Clemens war jetzt wirklich etwas gereizt. „Nun, Gabriele, wenn Du nicht von dem Spott lassen kannst, so will auch ich ihn tragen, denn Du weißt ja, daß mein Name der meines Vaters ist."

„O", rief sie, „mit Dir ist's ein Anderes: Du bist für mich immer nur der Clemens und das klingt doch, als wenn Musik dabei wäre!"

Sie wiederholte den Namen einmal über's andere mit stets wechselnder Modulation, aber mit so hinreißend lieblichem Ausdruck, daß es für den jungen Mann unmöglich war, der kleinen Zauberin noch länger zu zürnen: er lächelte wieder.

rren.

...n — Klopstocks Messias. Es ...
Da hieß es nicht:

...amen ab,
...ein Selbst nicht ist,

...inem Felsen hernieder,
Euphrates Nebukadnezar!"

...n vollen Schmelz der
...em Accent gesprochen

...er Dichter immer ...
...op—stock! Klop—...
...nied seinen Hamm...

...ens etwas ernst ... „Du urtheilst rasch
Du freilich au... noch böse", schalten
...ein, indem er dabei leise seine Hand
...hieß: „Du vermagst die Erhabenheit
zu verstehen!"
...precken die Hand auf seine Lippen:
...ens: jetzt nicht predigen! Ich meine
...der es Ihr deutlich genug sagt, daß
...ertig sei, um Klopstock würdigen zu
...ehte sie plötzlich hinzu, als werde sie
...ich entdecke jetzt die Verwandt...
...ingt ... blingsdichter hat, ihre Namen
... genau wie Klopstock!"
... abgebrochen hervor und lachte
... Der junge Mann dagegen fühlte
... daß sie seinen Vater zum Gegen...
...e in halb verweisendem Tone:
...aß mein Vater noch einen zweiten
...tschnur sein läßt: Lebrecht!"
..." lachte das junge Mädchen in seinem
Klopstock — Lebrecht — das ...

...was gereizt. „Nun, Gabriele, wenn
...kannst, so will auch ich ihn tragen
...e der meines Vaters ist."
...in Anderer: Du bist für mich immer
...ch, als wenn Musik dabei wäre!"
...einmal über's andere mit stets neu
...reizend lieblichen Ausdruck, daß
...der kleinen Zauberin noch länger

Rasch faßte sie seine beiden ...
mich in's Gesicht und sagte:
„Nun bist Du mir wieder gut, ...
„Ich bin Dir nicht böse, Gabrie...
meinen Vater nicht liebst!"
„Wer sagt das?" fragte sie ra...
„Glaubst Du, wenn ich bisweilen das ...
hätte darum kein Herz und wüßte nicht, ...
Grunde auch gegen mich?" fügte sie etwa...
mens, ich habe es nicht vergessen, daß me...
dem Todtenbette lag und mich als zehnjäh...
zu mir sagte, es wäre nun Niemand auf ...
würde, wenn es nicht ein Einziger thäte, ...
— und da nannte sie mir den Namen D...
stets Alles zu thun, was er wollte, denn ...
beste von allen Menschen sei, die sie im L...
todt war, kam ich in Euer Haus; der V...
Tochter sei und unterrichtete mich selbst; u...
er es gut mit mir meinte, wenn er auch str...
eigentlich nichts bei ihm gefehlt als — nun...
da sein konntest, Clemens! Ich merkte das e...
Universität nach Hause kamst und dann Alle...
wurde: so hell und so fröhlich! Sonst — das ...
ist's doch gar so still und ernst in dem Pfar...
noch die Tante, des Vaters Cousine, mit der ...
die auch meistens Sinn für meine Scherze u...
seit sie so kränklich wurde und in die Stadt zo...
ich müsse dem Hauswesen nun schon allein vo...
sehr einsam geworden und es vergehen oft ganz...
mit einem andern Menschen als dem Vater, der al...
wegen meiner Ausgelassenheit tadelt, oder des Pfa...
wir Drei sind ja die einzigen Bewohner des Pfa...
sprechen kann. Da schaue ich denn oft verlangen...
der alte Bote kommen will, der wöchentlich nach...
um die Antworten zu hören, die er mir auf mei...
bringen hat und die er stets mit einem „schönen S...
Schlachtern und Krämern begleitet, oder die lahm...
mit der Post gekommenen Zeitungen herumträgt. ...
nicht, aber es unterhält mich doch, wenn mir die Al...
ruft: „Nun, hat's Frölen geschlafen — uch! uch! u...
schon, daß des Schmieds Jochen beim Schulmeister ...
wollen — uch! uch! uch! — und dabei in die Kal...
daß das neue Wamms ein großes Loch 'kriegt' hat ...
des Schulmeisters dann noch tüchtig gerunzen u...
Sie war in ihrer Lebendigkeit aufgest... Geberde...
ohne daß sie es selbst wußte, die Gesten und ...

so wie den Ton der lahmen Guste nachgeahmt, aber so nat es Clemens unmöglich war, eine Anwandlung von Heiterkei drücken, wenn er sich auch im nächsten Augenblick mit Bed mußte, daß eine geheime Klage in den Worten Gabriele's l daß ihr das Recht zu derselben nicht fehle. Es war so, g sie Alles beschrieb: das Pfarrhaus still und öde, das Dor Ausgang es lag, meistens von armen, ungebildeten Mensch die dem jungen Mädchen durchaus keinen Verkehr boten un — ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Worts, Reden und von sehr ernstem, vielfach sogar strengem Sinn; da für ein junges, lebensfrisches Geschöpf Das kommen, wa lichen Neigungen entsprach?

„Wir wollen jetzt miteinander versuchen, Gabriele", tröstendem Ton, „ob sich in dem alten Hause nicht recht froh sein läßt! — Was an mir liegt, soll geschehen, damit T ihr Recht gewinnt", setzte er gutmüthig hinzu. „Da mein mit seinen Eltern auf Reisen gegangen ist, hat der Leh stimmte Zeit Ferien und bis ich auf jenen Posten zurückke hier zu bleiben und meinen Vater, der, wie Du weißt, Zeit etwas kränklich war, in seinem Predigtamt zu unters

Sie sah in heller Freude zu ihm auf und klatschte Hände:

„Ja, und wenn das Predigen vorbei ist und ich mi Wirthschaft drinnen, das Kochen, Plätten, Reinmachen langweilige Zeug nicht zu bekümmern brauche, sitzen wi einander in der Laube und lassen unseren lieben, herrlich Wort! Clemens — die verstehen das Herz doch noch a als Du und Dein Vater —", schaltete sie mit einem sche blinzeln ein — „oder wir denken uns etwas besonders das wir vornehmen wollen!"

Es war ihm unmöglich, sie in ihrer harmlosen F vielmehr fühlte er sich gedrungen, ihr noch eine andere auf Unterbrechung des einförmigen Lebens zu eröffnen,

„Und einen Gast werden wir nächstens auch i Gabriele, der uns Allen Unterhaltung verspricht."

Ein Gast im Pfarrhause! Das war etwas so U sie gespannt und verwundert zu ihm aufsah.

„Der Baron Felix von Goerben, mein Freund, wi Tagen zum Besuch hier eintreffen und ich hoffe, daß wird, ihn einige Zeit bei uns festzuhalten."

„Felix von Goerben!" wiederholte sie in einem halbes Erschrecken klang.

Ihm entging das letztere, eben so die helle R Moment über ihre Wangen geflogen war und er fuhr

„Nun, Du mußt Dich seiner erinnern, denn er

ern.

nachgeahmt, aber so natürlich, daß
wandlung von Heiterkeit zu ...
en Augenblick mit Bedauern ...
n Worten Gabriele's läge ...
fehle. Es war so, genau ...
till und öde, das Dorf,
n, ungebildeten Mensche...
einen Verkehr boten un...
Bedeutung des Worts, ...
sogar strengem Sinn ...
hörf das kommen, ...

versuchen, Gabriele, ...
Hause nicht recht ... froh und glücklich
ll geschehen, d... Deine Jugend
hig hinzu. „D... mein junger Freund
ngen ist, hat ... der Lehrer auf unser
jenen Posten zurückkehre, denk ich
der, wie Du weißt, in der letzten
Predigtamt zu unterstützen."
hm auf und klatschte in die kleinen

vorbei ist und ich mich auch an die
Blätter, Reinmachen und all' das
nseren ... Küche, sitzen wir wie jetzt mit
as ... lieben, herrlichen Dichtern das
ete ... erz doch noch anders zu walten
ng ... e mit einem schelmischen Seiten-
etwas besonders Köstliches an

n ... ihrer harmlosen Freude zu führ...
r noch eine andere lockende Aussicht
Lebens zu eröffnen, indem er sagte:
ir nächstens auch im Hause haben
ung verspricht."
as war etwas so Ungewohntes, ...
n auffah.
en, mein Freund, wird in den nächsten
und ich hoffe, daß es uns gelinge
halten."
holte sie in einem Ton, der wie ...
den so die helle Röthe, welche ...
en war um er fuhr eifrig fort:
innern, denn er war schon ...

zu Anfang unserer Universitätszeit
zum Ferienbesuch hier."

„Ja, ich weiß es noch recht wo...
der Ton befremden, der so auffallen...
abstach.

„Wie, hast Du etwas gegen ihn ...
Sie nestelte etwas verlegen an ihr...
dann:

„Ich muß noch daran denken, daß i...
vor ihm geschämt habe."

„Du?" fragte er verwundert, „aber ...
völliges Kind."

„Wenn auch! es ist mir darum d...
gewesen und ich weiß noch, daß mir war, ...
ersticken."

„Aber so erzähle doch!" drängte er.

„Weißt Du, Clemens", begann sie, „...
Bauernkinder um mich, die wol ziemlich ...
helfen konnten, Komödien aufzuführen. ...
Märchen nach, die ich in meinen Büchern ...
meiner Mama bekommen — gelesen hatte; ...
und wie sie alle hießen. Ob wir unsere ...
machten, weiß ich nicht, denn es war kein M...
uns gesagt hätte; aber wir waren Alle sehr ve...
und es waren meine besten Stunden, wenn ...
schlüpfen konnten, wo wir unser Theater einge...
Anfangs kein Mensch darum, aber da wollte ...
Beide, Du und Dein Freund, hinter die Hei...
belauschtet als wir den König Blaubart — e...
Stück — aufführten. Wir waren fast schon zu ...
mens, ich vergesse nie unsern Schrecken, als ...
tratet und damit der ganzen Geschichte ein Ende ...
vor Blaubart, meinem strengen Gemal, auf den ...
um mein Leben, aber er kam mir längst nicht so ...
wenigstens wie Dein Freund, denn Du sprachst so ...
tigende Worte, während er fortwährend so unbarmh...
daß er sich die Seiten halten mußte."

Sie hatte in Clemens die volle Erinnerung ...
und damit einen heitern Ausdruck in seinen Zügen ...

„Nun, Gabriele, für dies Lachen darfst Du ...
Jahren nicht mehr böse sein und gewiß würdest Du ...
wenn Du Alles so vor Dir hättest wie wir es sa...
durch ein Gucklock — Euer Spiel eine Weile verstohle...
kann Dir jetzt noch sagen, daß Du Deine Sache rech...
das Entsetzen bei der Entdeckung von Blaubart's ...
zur Erscheinung brachtest. Auch die Tode...

Rettung ausschauende Schwester fragtest, ob sie noch die L
kommen sähe, war natürlich und herzbewegend. Felix flüste
„Rasch, laß uns die Brüder vorstellen und im richtigen Mon
brechen!"

„Der Moment kam, vorher aber noch kam Blaubar
polter stürzte er hinter einer alten Tonne hervor und — nei
es war nicht anders möglich: als Du mit dem Ausruf vor
sankst: „Blaubart, mein Gatte, Dein Anblick ist fürchterl
uns unsere Fassung! Stelle Dir doch nur noch einmal dies
vor — —"

„Es war des Töpfers Hans!" sagte sie und lachte je
„Wir hatten ihn in einen alten, grauen Fenstervorhang
meinten, er stäke darin wie in einer Rüstung; quer über
Tuch geschlungen, das seine Mutter Sonntags zu tragen
stellte die Schärpe vor —"

„Und das Schönste von Allem", sagte Clemens, „d
Bart —"

„Er hatte ihn sich mit Waschblau, das er ebenfalls
weggenommen hatte, gemalt", fiel Gabriele in voller Fr
„er war vollkommen himmelblau und reichte bis an die
und dann wieder bis an beide Ohren, aber Hans behaupt
so fein und wenn er sich den Bart nicht malen dürfte
spiele er gar nicht mit. So ließen wir ihn denn gewähr
dann noch die Haare bis zur Nase hernieder, weil
aussähe."

Die Vorstellung überwältigte die jungen Leute ei
mit ihrer Komik; dann aber ward Gabriele wieder ernst
„Es folgte aber doch viel Trauer aus dem Spaß
war noch lange nicht das Schlimmste bei der Sache,
heimniß war durch Euch einmal verrathen und da war's
der ganzen Herrlichkeit vorbei. Dein Vater machte ei
Gesicht und erklärte, ich solle die Possen lassen, die z
führten und — ja, Clemens, mein Bühnenleben war
beschlossen!"

„Die möchte ich Dir freilich beinahe heute noch ab
mit einem freundlichen Blick, „und ganz gewiß würde
wenn er die Folgen unserer Rücksichtslosigkeit kennte
bittere Vorwürfe machen, daß er je im Leben gegen d
Schauspielkunst gesündigt hat, denn er ist seitdem ihr
Verehrer geworden."

„Wirklich?" sagte sie und sah mit einem Blick
der verrieth, wie angenehm sie diese Bemerkung ber
mir mehr von Deinem Freunde!" bat sie dann rasch,
welche Vorstellung ich mir von ihm machen darf."

„Nun", sagte er lächelnd, „ich versprach Dir schon
haltung durch ihn haben würdest, denn er ist ein wa

gtest, ob sie noch die Brüder sich
bewegend. Felix flüsterte mir
und im richtigen Moment hervor

ber noch sank Blaubart:
onne hervor und — nein
u mit dem Ausruf vor
in Anblick ist fürchterl
h nur noch einmal di

sagte sie und lacht
grauen Fenstervorh
Rüstung; quer
Sonntags zu tragen

", sagte Clemens, „der ungeheuern

lau, daß er ebenfalls seiner Mutter
Gabriele in voller Fröhlichkeit ein;
nd reichte bis an die Stirn hinauf
, aber Hans behauptete, daß mit
nicht malen dürfte wie er wollte,
wir ihn denn gewähren und er gab
ase herunter, weil das grimmig

die
Gabr jungen Leute einen Augenblick
er ele wieder ernster und sagte:
mit us dem Spaß und Euer Hohn
bei der Sache, denn daß Ihr
rathen und da war's denn bald mit
ein Vater machte ein verdrießliches
Possen lassen, die zu nichts Gutem
Bühnenleben ward mit Thränen

einahe heute noch abbitten!" sagte er
ganz gewiß würde Felix dies thun
ichtslosigkeit kennte und sich dabei
e im Leben gegen das Interesse
er ist seitdem ihr leidenschaftlicher

mit einem Blick zu Clemens auf,
se Bemerkung berührte. „Erzähle
hat sie dann rasch, „damit ich weiß,
machen darf."
versprach Dir schon, daß Du Unter-
enn er ist ein warmer Bewunderer



alles Schönen, begeistert für die Werke der D
der wie Du voll enthusiastischer Neigungen ste
daher alle Nachsicht und selbst Theilnahme
großen Schwärmereien versprechen darfst, währ
der strenge Mahner auftrete."

„Nein, nein, nicht streng!" unterbrach si
grenzenlos gut, Clemens, so gut, daß es m
beschämt und ich nicht weiß, wie ich Dir für D

Er beugte sich rasch vor, als wolle er E
dann aber eben so rasch die aufsteigende Bew

„Also wieder zu meinem Freunde, von d
will, daß er die feinste Bildung seines Stan
macht es diese, mehr aber noch das warm
Brust trägt und auf dem auch unsere Freu
überaus frei und leicht mit ihm verkehren
mit ihm vergißt, wie hoch seine gesellsc
eigenen ist. Seine Familie ist nämlich ein
des Landes und er genießt bereits alle V
Vater früh gestorben ist und die Mutter
erreichten Volljährigkeit die Güter verwal

„Hat nicht schon Dein Vater in L
gestanden?" fragte Gabriele.

„Ja; er war sein Lehrer und später
er indessen stets unabhängig von dem Baron
und hat selbst keine Stelle auf den Goer
ihm offen gestanden hätte, angenommen, in
Gemeinde zu werden, in der schon sein Va
lenhirten gewirkt haben."

Gabriele hatte sich zurückgelehnt und
alte, etwas unfreundliche Gemäuer gleiten
tionen haben hier von Anfang bis zu En
doch, ich wäre dreimal gestorben, wenn's im
ben wäre!"

Es lief ein Schatten über das schöne G
und indem er leise ihre Hand faßte und an sic
um Etwas zu sagen. In dem Augenblick ab
Stimme den Namen „Gabriele!" und aufblic
stalt eines Mannes vom Hause her auf sich zu

Es war der alte Pastor Hartmann
konnten, um ihm entgegenzugehen, stand er sch
sich an das junge Mädchen:

„Du hast meinen Auftrag vergessen,
Schäfertoni den Wein zu schicken, welchen
Stärkung versprochen hatte. Es wird jetzt
Beeile Dich, Deine Nachlässigkeit gut zu machen
den Leuten!"

Gabriele's Wangen waren in einem Nu wie mit Bl
worden; verwirrt stammelte sie eine Bitte um Vergebung u
in's Haus, um die Versäumniß zu sühnen.

Der Vater ließ seine Augen über das Buch gleit
Gabriele zuerst gelesen hatte und das noch auf dem Tisch
sagte er zu seinem Sohne:

„Ich kann es kaum gut heißen, Clemens, daß Du
Vorschub leistest in ihren Träumereien und phantastischen
soll für's Leben erzogen werden und das verlangt etwas A

„Aber sie ist noch so jung, Vater!" wagte Clemens ei

„Eben darum!" schnitt der Alte kurz ab — „gerad
giebt dem Menschen die Richtung."

Wußte Clemens, daß sein Vater keinen Widerspruc
zog er aus einem andern Grunde vor, zu schweigen — g
kein weiteres Wort, als er mit dem alten Mann in's
kehrte.

Der nächste Tag schon brachte den Besuch des Baron
äußere Erscheinung mit der Beschreibung, die Clemens vo
hatte, harmonirte: er war vornehm und elegant, ohne
Standesbewußtsein herauszukehren und wenn seine Züge n
regelmäßig genannt werden konnten — „Clemens ist viel
sich Gabriele im Stillen — so fesselten sie doch auf de
ihren geistigen Ausdruck.

Clemens empfing den Freund mit offener Freude,
mann mit einer Herzlichkeit, die bei seinem sonst so erns
Wesen überraschen durfte; Gabriele dagegen war im An
befangen — etwas von den Erinnerungen an die Blaubo
ihr noch im Wege sein — fand aber dem feinen und h
Manne gegenüber rasch ihre Ungezwungenheit wieder
Befriedigung erkannte sie bald, daß ein Zug von Sym
schon Clemens hingewiesen hatte, zwischen ihr und dem n
bestand. Er verehrte die Dichter, die sie so glühend lie
schöne Stellen aus ihren Werken, welche sie fast auswe
recitiren. Was aber noch mehr war: er konnte ihr
Wirkung die Dichtungen übten, wenn sie auf der Büh
gewannen und mit athemloser Spannung hörte sie zu,
Theater sprach, das ihr Fuß noch nie betreten hatte, w
allabendliche Besuche heimisch in demselben war. Wie
wie glänzte ihr Auge, wenn er die Namen hervorra
nannte, bei ihrer Auffassung, ihrem Spiel verweilte!

„Wenn ich das Alles so höre", sagte sie einst nach
Unterhaltung, „muß ich an die Märchen denken, die i
und in denen von einer glänzenden, wunderbaren Welt
in der wirklichen war, nur daß sie durch einen breiten,
dieser geschieden ward."

„Ah", entgegnete Felix lächelnd, „Sie stellen sich

irbetten.

in einem Nu wie mit Blut ü...
ine Bitte um Vergebung und ...
u sühnen.
en über das Buch gleiten
das noch auf dem Tisch

...gen, Clemens, daß Du
...reien und phantastisch
...nd das verlangt etwa
...ater!“ wagte Clemen
Alte kurz ab — „...

Vater keinen Wider...
...ror, zu schweigen — ...ung, er sagte
dem alten Mann in's Haus zurück-

...e den Besuch d... Barons Felix, dessen
...eibung, die Clemens von ihm gemacht
...m und elegant, ohne das geringste
und wenn seine Züge nicht entschieden
— „Clemens ist viel schöner!“ sagte
selten sie doch auf der Stelle durch

mit offener Freude, der alte Har-
... seinen ... sonst so ernsten, gehaltenen
... war im Anfang ein wenig
... an die Blaubartsscene mochte
... feinen und höflichen jungen
...genheit wieder und mit großer
... Zug von Sympathie, auf den
...en ihr und dem neuen Bekannten
... sie so glühend liebte, und wußte
...elche sie fast auswendig konnte, ...
...war: er konnte ihr erzählen, welche
...nn sie auf der Bühne volles Leben
...nnung hörte sie zu, wenn er von
...ie betreten hatte, während er durch
...selben war. Wie klopfte ihr Herz,
... Namen hervorragender Künstler
Spiel verweilte!
...sagte sie einst nach einer derartigen
...schen denken, die ich als Kind las
...wunderbaren Welt stand, die mitten
...ch einen breiten, tiefen Strom von

...Sie stellen sich unter dem Reich

der Kunst eine Art „Insel der Gl...
mindestens! Nur möchte in Wirkli...
weniger bei Denen sein, die auf der ...
die sich ihre Wunder von ferne zeigen ...

Der Blick, den Gabriele zu dem ...
daß sie seine Meinung nicht völlig ...
weitere Frage. Zu Clemens sagte dage...
Baron:

„Ich möchte es Gabrielen gönnen, ...
Kunst, von der Welt, die sie so zauber...
Offenbar entspricht die Entsagung, welche ...
Natur nicht.“

„Wol aber mag sie dazu dienen, ihr ...
halten, das jedes echte Weib darin erkenn...
eine eigene kleine Welt, die Welt des H...
wiesen ist.“

„Nun spricht —— nimm es mir nich...
einmal ein klein wenig der Philister aus ...
„oder soll ich lieber sagen: der Pastor, de...
Sodom und Gomorrha ist und der meint, ...
wenn sie dieselbe nur mit einem Fuße betritt ...

„Du verstehst mich nicht, Felix!“ sagte ...
und ohne alle Empfindlichkeit.

In den nächsten Tagen war große Aufre...
bis in's stille Pfarrhaus drang. Die Zeitu...
dem jungen Fräulein zuerst, daß eine ganze Ba...
mit einem großen Wagen, der ein Leinwandd...
gehalten habe und daß noch an demselben Aben...
machen wollten, losgehen sollte. Der Bauer Hu...
hergegeben und da werde nun gesägt und gehämm...
berlich bemaltes Geräth aufgestellt, daß man bal...
in einem Wald zu sein glaube, kurz, man wisse ...
passiren würde!

Gabriele verschwieg in der Stube nicht, w...
gehört hatte und nicht lange danach fand die N...
denn durch einen seltsam geschminkten und aufgeputz...
unter Kratzfüßen und gereimten Redensarten ein Ze...
Haus zu Haus und endlich auch in die Pfarrwoh...
dem zu lesen war, daß mit hoher, obrigkeitlicher Erla...
Abend von der Gesellschaft des unterzeichneten Schausp...
verehrten, kunstliebenden Publicum in dem „Theater ...
selbig, romantisches Schauspiel in fünf Acten „von Fr...
werden solle.

Felix hatte das Blatt in die Hand genommen u...
schaft die Ankündigung vor, wobei wol kaum Jema...
Gabriele mit fast athemloser Aufmerksamkeit zuhörte.

„Nun, ich denke, den Tribut sind wir Alle Thalien schu
wir ihr auch im dörflichen Tempel unsere Huldigung bri
vor Allem — ihr einen neuen, begeisterten Anfänger zuführe
er mit einem lächelnden Hinweis auf Gabriele.

Der Pastor, auf den er unwillkürlich zuerst geblickt hat
eine abwehrende Bewegung: „Ich halte mich aus Grundsatz
jeder Komödie, mag sie in hohem oder niedrigem Stil gehalte

„Aber Sie haben nichts gegen unsern Theaterbesuch
den?" fragte der junge Mann freundlich aber doch wie über
er keinem Einwand begegnen würde.

Gabriele dagegen zitterte, daß sie wenigstens von d
getroffen sein würde, glühte dann aber in heller Freude a
Pflegevater erklärte, daß er das Vergnügen der jungen
stören wolle. Daß sie lediglich der Rücksicht auf den Gast
niß verdankte, konnte sie sich nicht verhehlen und derselbe
seine Vermittelung einen so dankbaren Blick aus ihren dun
daß er fast darüber erröthete.

Der Theaterbesuch war also beschlossen und als der Ab
Gabriele hatte ihn in ihrer Ungeduld kaum erwarten könne
sich die kleine Gesellschaft aus dem Pfarrhause nach der
den Weg, deren Inneres in Bühne und bänkereichen Zu
metamorphosirt worden war. Als den vornehmsten Gä
ihnen von den Bauern bereitwillig die besten Plätze einge
dicht vor dem Vorhang sitzend erwartete Gabriele mit klopfe
den Anfang des Stücks, während Clemens hier und da e
Bekannten wechselte und auch der Baron seine Aufmerksamke
noch auf das ländliche Publicum gerichtet hielt.

Endlich gab der dünne Ton eines Glöckchens das
Vorhang rollte auf und das Stück ging in Scene.

Es war Alles recht ärmlich, recht mangelhaft, von d
der Schauspieler, bis herab zu der decorativen Ausstattu
Bühne, und es gehörte schon ein wenig verwöhntes Auge
großer Reichthum von Phantasie dazu, um nur einigermaß
festhalten zu können, um das Ganze nicht allzu erbärm
Höchstens konnte die Schauspielerin, welche die Grisel
geringen Grad von Interesse erregen, denn sie zeigte weni
von Talent und es blieb zu erkennen, daß ihr doch ein
fassung ihrer Rolle vorgeschwebt hatte. Zugleich aber i
ler — und solche zu sein hatten Clemens und Felix sich
— nicht befriedigen und noch weniger für die Mänge
entschädigen konnte.

„Meinst Du nicht, daß wir gehen?" fragte Clemen
leise, als einige Acte glücklich heruntergespielt waren.

Dieser nickte und wandte sich dann gegen Gab
zufällig eine Weile unbeachtet gelassen hatten, um auch i

eren,"

sind wir Alle Thalien schuldig, ...
el unsere Huldigung bringen ...
eisterten Anfänger zuführen!" ...
uf Gabriele.

ürlich zuerst geblickt hatte, ...
halte mich aus Grundsatz fern ...
er niedrigem Stil gehalten sein!"
en unsern Theaterbesuch einzuwen-
ntlich aber doch wie überzeugt, daß

ß sie wenigstens von dem Verdr...
aber in heller Freude auf, als ihr
Vergnügen der jungen Leute nicht
r Rücksicht auf den Gast die Erlaub-
t verhehlen und derselbe erntete ...
ren Blick aus ihren dunklen Augen.

eschlossen und als der Abend kam —
ald kaum erwarten können — machte
n Pfarrhause nach der Scheune auf
ne und bänkereichen Zuschauerraum
s den vornehmsten Gä'ten wurden
g die besten Plätze eingeräumt, und
rtete Gabriele mit klopfendem Herzen
Clemens hier und da ein Wort zu
Baron seine Aufmerksamkeit einstweilen
erichtet hielt.

eines Glöckchens das Zeichen; der
ging in Scene.
recht mangelhaft, von den Leistungen
decorativen Ausstattung der kleinen
enig verwöhntes Auge, oder — es
zu, um nur einigermaßen die Illusion
ze nicht allzu erbärmlich zu finden
ein, welche die Griseldis gab, einen
en, denn sie zeigte wenigstens Spuren
men, daß ihr doch eine richtige Auf-
hatte. Zugleich aber machte auch ...
z sie selbst sehr nachsichtige Beurthei-
Clemens und Felix sich vorgenommen
eniger für die Mängel der Uebrigen

ehen?" fragte Clemens seinen Freund
ntergespielt waren.
ich dann gegen Gabriele, die Beide
en hatten, um auch ihre Zustimmung

Lorbeeren.

einzuholen, hielt aber fast betroffen ...
glänzenden Blicke, die vor Aufregung ...
fiebernder Spannung leise geöffneten ...

„Ihnen gefällt das Stück —" ...

Ihre leuchtenden Augen kehrten ... oder ...

„Es ist Alles so wunderbar!" sagte sie ...
glücklichen Kindes und doch auch wieder ...
plötzlich eine neue Welt vor ihr aufgethan ...

Er sah einige Augenblicke ... lächelnd ...
Gesicht; dann wandte er sich zu Clemens ...

„Es hilft nicht, Clemens, wir müssen ...
eine Sünde, wollten wir jetzt durch ihre ...

Auch Clemens blickte jetzt hinüber zu ...
Antlitz bereits wieder der Bühne zugekehrt ...
ihre Aufmerksamkeit abzulenken, einen ...
erhaschen.

Die Vorstellung war beendigt, die G...
zurückgekehrt; aber das Gesehene und Gehö...
Gegenstand ihrer Unterhaltung. Clemens h...
weilt und meinte, derartige Darstellungen kön...
würdigung der Kunst gelten und der Gebilde...
von ihnen halten; eine Ansicht, welcher der B...
sogar noch einen Schritt weiter ging, und die ...
eine untergeordnete bezeichnete. Felix dagegen ...
das Wort und behauptete, sie dürfe in gew...
gelten wie jede andere Kunst und solle nicht ...
sich auch in noch so unvollkommener Gestalt z...
Abend, wenn nur das schwächste Streben in i...
bleibe.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erke...
lächelnd hinzu, „und wer weiß, ob nicht die ...
ihr ausgeht, der kleinste Funke, der von der ...
rungsfähiges Herz fällt, in diesem zur mäch...

Er hatte bei den Worten an Gabriele ...
offenbar auch solch' ein Funke gezündet hatt...
türlich nach ihr um; aber sie hatte sich ihre...
heiten erinnern müssen und daher schon vo...
verlassen.

Das Gespräch kam jetzt auf den In...
Clemens griff den poetischen Werth desselbe...
Drama und lobte namentlich seine Bühn...
alte Hartmann, der überhaupt keine beson...
Literatur besaß und deshalb wenig in ih...
begnügte, bisweilen leise den Kopf zu sc...
Stelle ausführlicher besprochen wurde un...
spanntheit und Unnatur zu murmeln.

Felix wollte eine seiner Behauptungen durch Anfüh
Worte der Heldin belegen, konnte sich aber nicht mehr ge
selben besinnen und Clemens' Gedächtniß zeigte die näml
da trat, während sie sich vergeblich besannen, Gabriele
Zimmer und Clemens rief aus:

„Ich wette, daß Gabriele uns sagen kann, was wir n
denn in ihrer Erinnerung haftet fast Alles, was sie einma

Felix theilte ihr kurz mit, um was es sich handelte
lächelnde Frage hinzu: „Getrauen Sie sich, die Worte
wie Sie dieselben heute Abend gehört haben?“

Galt ihr nun dies als eine Aufforderung, in d
Schauspielerin einzutreten, oder riß sie der eigene unbe
hin — genug, das junge Mädchen stand vor den überras
plötzlich da in der Haltung des demüthig-frommen W
noch so frische, fröhliche Ausdruck ihres Gesichts war
Duldens geworden, die glänzenden Augen blickten trüb'
ihnen der ganze Jammer eines gebrochenen Herzens.

Und nun kamen die Worte über ihre Lippen, die
grausam gemarterte Weib, zu ihrem Gatten spricht:

„Ich streck' die Arme aus, Dich zu umfangen —
Sie bleiben leer; mein Auge sucht nach Deinem,
Und Du verbirgst Dein Antlitz meinem Blick!
Ja, Du hast Recht — zu was den Kummer mehr
Und steigern zur Verzweiflung finst'ren Gram?
Wir müssen scheiden — sei's denn rasch gethan!“

Es war dieselbe Rede, die sie vorhin aus dem M
spielerin gehört hatte, kein Wort mehr, keins weniger,
es dieselbe? war nicht jeder Laut ein anderer geworde
erschütternd zum Herzen, während er vorhin kaum
Theilnahme erregt hatte? — Es ist wahr: ein Ank
hatte in der Stimme der Schauspielerin gelegen,
Spiel der Geberden war von ihr angedeutet gewesen
das Mädchen gelehrt ihr „Lebewohl — lebwohl me
diesem weichen, vibrirenden Schmerz auszusprechen?
es, daß sie so, gerade so in unsäglichem Schmerz die
sie zuletzt in Demuth und Ergebung zusammenfaltete

Fast athemlos sahen und hörten die beiden jun
und selbst die Miene des alten Hartmann zeigte Ueb
allmälig in einen tiefen, gedankenvollen Ernst übe
auch, der zuerst wieder ablenkte und das junge
brechen wagte:

„Laß jetzt nur, Gabriele!“ sagte er, als sie in
kurze Pause machte, „die Probe ist schon genügend.“

Seine Stimme war ruhig und ernst, wenn
wirkte aber auf Gabriele, als wäre sie plötzlich
erweckt worden. Sie zuckte zusammen und deckte da

beeren.

handlungen durch Anführung einer
sich aber nicht mehr genau an
Gedächtniß zeigte die nämliche Sich-
blich besannen, Gabriele wieder ...

s sagen kann, was wir wissen möchten,
fast Alles, was sie einmal gehört hat"
m was es sich handelte und fügte hi
n Sie sich, die Worte wiederzugeben,
hört haben?"

ne Aufforderung, in die Action zu
riß sie der eigene unbewußte Impuls
n stand vor den überraschten Männern
demüthig-frommen Weibes; der Aus-
d ihres Gesichts war der des tiefsten
en Augen blickten trüb' und es lag in
brochenen Herzens.
über ihre Lippen, die Griseldis, da
em Gatten spricht:

s, Dich zu umfangen —
Auge sucht nach Deinem,
Antlitz meinem Blick!
was den Kummer mehren
ftung finst'ren Gram?
sei's denn rasch gethan!"

ie vorhin aus dem Munde der Schau-
mehr, keins weniger, dennoch — wo
ein anderer geworden und drang jetzt
nd er vorhin kaum die oberflächliche
s ist wahr: ein Anklang dieses Tons
usspielerin gelegen, etwas von diesem
angedeutet gewesen — aber wer kann
ohl — lebwohl mein Parcival!" mit
erz auszusprechen? von wem hatte sie
glichem Schmerz die Hände wund um-
ung zusammenfaltete?

rten die beiden jungen Männer ihr zu
artmann zeigte Ueberraschung, die aber
leuvollen Ernst überging. Er war es
und das junge Mädchen zu unter-

agte er, als sie in ihrem Vortrag ein
it schon genügend."
und ernst, wenn auch nicht streng,
wäre sie plötzlich aus einem Traum
men und deckte dann beide Hände über

„Geh' jetzt zur Ruhe, Kind! — Ich
liebe es nicht, daß Du Dich lange ... Erfüllung
wirkt immer störend auf die Erfüllung
spät — unser Gast wird wie wir Alle
Gabriele widersprach mit keiner
senkt, als der alte Hartmann sprach,
ob eine Verlegenheit über sie gekommen, un
ihrer Rolle befangen war, als sie jetzt
aufzuschlagen, einen Gutenachtgruß hauch
verschwand.

Die beiden jungen Männer hatten
Pastors etwas entgegenzusetzen; er hielt
Willen, daß kein Aufheben von der Scene ge
als die Thür sich aber hinter Gabriele geschl
zücken zuerst bei Felix aus:

„Aber das war wie ein Wunder vor u
Offenbarung des Genius!"

Der alte Hartmann legte ihm die Han
„Lassen Sie sich nicht fortreißen von
junger Freund — ... am wenigsten gegen G
Genuß gewährte, ist
Sie nicht die Gefahr, mir eine bange Sorge u

„Eine Gefahr?" fragte Felix verwunder
„in der das Mädchen sch

„Ja!" sagte der alte Mann fest. „Es i
nicht geradezu ein Unglück, mit einer sogenan
zu sein — und ich fürchte, eine solche steckt i

Felix konnte ein Lächeln nicht unterdrü
Augenblick nicht recht, wie er dem Alten
dagegen sagte mit innigem Ton:

„Ihr Enthusiasmus — nenne ihn imm
kann aber auch zum Guten, in die natürliche
zum freundlichen Segen für uns Alle werden

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Ich
niederzuhalten wie und wo ich kann", sagte e

„Aber darin liegt — zürnen Sie
Freund! — eine Sünde gegen den heiligen
das junge Mädchen offenbar angehaucht wo

„Ihnen mag das so erscheinen", sag
werde in Ihren Augen — und ohne Zweifel
als ein trockener, kalter Pedant dastehen, wer
begreifen Sie dennoch meine Anschauung.
derselben enthülle.

„Ich hatte, bevor ich Clemens Mutter
Mädchen lieb und hoffte, sie die Meine
unsre Naturen verschieden waren, aber di
sprühende Lebendigkeit, ihre bewegliche Pha

unser Gelöbniß getauscht; da wollte es das Schicksal, daß sie mit einem jungen Musicus bekannt wurde, der sich von ihrer wunderschönen Stimme entzückt zeigte und ihr vorspiegelte, sie sei gleich ihm selbst für den Künstlerberuf erschaffen und es erwarte sie an seiner Seite ein Leben voll Ehre und Ruhm. Sie widerstand der Lockung nicht, löste die Verbindung mit mir und ward sein Weib. — — Was hilft es, daß ich Ihnen die Folgen ausmale? Es war kurzer Glanz — langes Elend! Sie verlor im ersten Wochenbett ihre Stimme, der Mann konnte mit seinem Talent nicht durchdringen, ward gereizt, verbittert, endlich schwermüthig. Von Stufe zu Stufe war's mit Beiden heruntergegangen bis in die bitterste Armuth hinein. Endlich starb der Mann und sie blieb mi dem letztgeborenen ihrer Kinder — die anderen waren der Reihe nac hingesiecht — zurück. Der Gram machte, daß es auch mit ihr bald a Ende war, und da — auf dem Sterbebette — habe ich sie noch einm gesehen. Sie rief mich zu sich, klagte in bitterer Reue um ihr verloren Leben und übergab mir ihr Kind, das sie mir mit den Worten ans band, ich solle es bewahren vor dem Schicksal seiner unglücklic Mutter. Ich aber — — nun ich denke, ich brauche es nicht weiter erklären, weshalb ich Alles thue, um Gabriele davor zu schützen, daß ihr angeerbte Natur nicht zum Fluch für sie werde."

Selbst für Clemens waren manche Einzelheiten der Erzäh neu gewesen und daß sie ihn ergriffen hatten, verrieth die Bewe mit der er seines Vaters Hand erfaßte und drückte. Auf Felix de schien das Gehörte kaum den erwarteten Eindruck zu machen, doch er nichts und spielte nur nachlässig mit Gegenständen, die au Tische lagen. Als aber der Alte, der sich den Erinnerungen nicht hingeben zu wollen schien, nach einer kleinen Weile aufgestand und mit einem Gute Nacht! an die beiden jungen Leute das verlassen hatte, rief er:

„Deinen Vater in allen Ehren, Clemens, aber seine Grün halb das Genie in Gabriele erstickt werden soll, kann ich nicht Weil ein Gut bei dem Einen nicht gedeiht — soll es darı Andern gar nicht in die Hände gegeben werden? Sprich, weißt Du kein Mittel, Deinen Vater umzustimmen, dami Gabriele ihre Schwingen etwas freier regen darf?"

„Nein, Felix", sagte Clemens ernst; „mein Vater ist b kleinsten Eigenthümlichkeiten herab ein in sich geschlossener und seine Grundsätze sind so in einander gefügt wie die G Baues. Mir aber kann es am wenigsten einfallen, an i zu wollen, weil seine Anschauungen im tiefsten Grunde die me

„Du, Clemens?" rief Felix in offenem Erstaunen, „ar und taub für die geheiligte Macht des Schönen?"

Mit tiefem, innigem Blick wandte Clemens seine A Freund.

„Nein, Felix, wahrlich nicht! aber vielleicht offenbar nur in anderer Weise als Dir."

es das Schicksal, daß sie mit einer
sich von ihrer wunderschönen Stimme
te, sie sei gleich ihm selbst für
warte sie an seiner Seite ein
tand der Lockung nicht, löste die Ba
Weib. — — Was hilft es, daß ich
war kurzer Glanz — langes Elend
ihre Stimme, der Mann konnte
darc gereizt, verbittert, endlich
r's mit Beiden heruntergegangen
ndlich starb der Mann und sie blieb
– die anderen waren der Reihe nach
machte, daß es auch mit ihr bald
terbebette — habe ich sie noch einmal
gte in bitterer Reue um ihr verlorenes
das sie mir mit den Worten auf
vor dem Schicksal seiner unglücklichen
, denke, ich brauche es nicht weiter
um Gabriele davor zu schützen, daß sie
uch für sie werde."

manche Einzelheiten der Erzählung
griffen hatten, verrieth die Bewegung
faßte und drückte. Auf Felix dagegen
arteten Eindruck zu machen, doch
äßig mit Gegenständen, die auf
der sich den Erinnerungen nicht
einer kleinen Weile aufgestanden
die beiden jungen Leute das Zimmer

ren, Clemens, aber seine Gründe,
ct werden soll, kann ich nicht billigen.
icht gedeiht — soll es darum einen
e gegeben werden? Sprich, Clemens,
Vater umzustimmen, damit
freier regen darf?"

ns ernst; „mein Vater ist bis in
ab ein in sich geschlossener Charakter
einander gefügt wie die Steine
n wenigsten einfallen, an ihnen
n im tiefsten Grunde die meinigen
in offenem Erstaunen, „auch Du
ot des Schönen?"

wandte Clemens seine Augen auf
.. aber vielleicht offenbart sie sich mir



„Aber ich sah doch, wie Du
le's geradezu wunderbarer Leist
vorspielte!" fuhr Felix eifrig fort.

Ueber die Wangen des jungen
Erröthen und er lächelte einen
hin; dann aber legte er seine Hand

„Warum soll ich Dir nicht
andern Grund hatte, etwas Anderm auf
in Gabriele bei jener Scene eine geste
das Weib, das einer grenzenlosen gal
Liebe fähig ist."

Betroffen fast blickte der junge

„Und diese Liebe", sagte er, „glaubst
ich möchte sagen, ihr persönliches Herz aus
es zu Dir sprach?"

„Nicht ganz so, Felix; ich weiß, noch
ihrer selbst kaum bewußt, denn ist nicht je
eine verschwiegene, geheimnißvolle Knospe?
schließens aber harre ich und, mein Freund,
Blüthe sich für mich entfalten wird."

„Du und Gabriele?!" rief Felix, der
verhehlen konnte; „verzeih' mir, Clemens,
habe, aber wahrhaftig, es wäre mir nie
Euch Beide für einander auszuwählen! —
theil wirst Du darum nicht zweifeln," setzte
erinnere er sich, daß für den Freund etwas
ßerung liegen könne.

„Gewiß nicht!" sagte Clemens einfach
Beide schwiegen einen Augenblick; dann
Art Verlegenheit heraus die Frage:

„Weiß Dein Vater um Deine Neigung
„Er ahnt sie, denn das Herz seines
wesen", entgegnete Clemens.

„Und Du hoffst auf seine Zustimmung
„Mein Vater liebt Gabriele trotz sein
Kind, und da er auch mich lieb hat, so hof
ihr Glück an meiner Seite gesichert halten

Felix wußte nicht viel mehr hinzuzu
das Bedürfniß noch viel zu sagen und so tr
Männer bald von einander. Keiner von i
wartete Ruhe, wenn es auch nicht gleiche Gef
ten. Clemens berauschte sich noch in den
glänzenden Blicken und ihn umgaukelten Miß
kunft; dagegen hatte Felix mit einer
seiner, er wußte selbst nicht recht wie, und
persönlicher Eifersucht gegen den Freund

viel Interesse er auch dem schönen, begabten Mädchen gewidmet hatte, daß dasselbe sein Herz bereichern könne, war ihm nie eingefallen. Dennoch — er leugnete sich das nicht ab — mißgönnte er Gabriele dem Freunde und hielt er sich auch stets auf's Neue vor, wie gut, wie liebenswerth Clemens sei — immer wieder kam er auf das Resultat zurück: „Es ist ein Act des Blödsinns, wenn die Beiden sich heirathen!"

Als Felix am andern Morgen zum Frühstück erschien, wurden ihm Briefe eingehändigt, die von der lahmen Guste, der Zeitungsträgerin, für ihn gebracht worden waren und in deren Lectüre er sich eine Zeitlang vertiefte.

Als er sich später eine Weile mit Clemens allein fand, sagte er: „Weißt Du, daß ich durch die Mittheilungen, welche ich empfing, sofort wieder an unsere gestrige Unterredung erinnert worden bin? Wüßte ich nicht um Deine Pläne und Lebensziele, würde ich Dir jetzt wol i[n] aller Form einen Antrag gestellt haben."

„Nun?" fragte Clemens einigermaßen gespannt.

„Es ist mir der Tod des Pfarrers Wilde in Gelsungen — [D]u weißt, der Ort ist eine Görben'sche Patronatsstelle — angezeigt wor[den] und ohne Deine Geständnisse würde ich sicher auf denselben Geda[nken] gekommen sein wie die Mutter, welche mir vorschlägt, Dir die Pf[arre] anzubieten."

„Aber Felix", rief Clemens in hoher Erregung und ergri[ff die] Hand des Freundes, „sagt Dir denn nicht Dein Herz, daß Du — Du mich überhaupt des Antrags werth hältst — mir damit de[n Weg] zu meinem schönsten Ziele bahnen würdest?"

„Wie?" entgegnete Felix erstaunt, und fügte, als wenn er C[lemens] zur Besinnung bringen wollte, nur das eine Wort „Gabriele!" [hinzu].

„An sie denke ich!" sagte Clemens warm; „ich hätte ihr [dann] ein Heim zu bieten!"

„Aber in Gelsungen!" rief Felix jetzt beinahe entsetzt. [„]Clemens, Gelsungen ist ein einsames, abgelegenes Haidedorf[, die Be]völkerung arm, unwissend und — wie ich mich noch vor we[nigen Mo]naten bei einem Besuche zu meinem Mißbehagen überzeugen [konnte —] ziemlich verwildert. Du wärst freilich wol gerade der rechte [Mann für] den Ort, da Du es liebst, im Schweiß Deines Angesichts [zu wirken], aber Gabriele! Clemens, Mensch, Freund, sage Dir doch [wie un]möglich ist, sie nach Gelsungen zu führen!"

„Ich würde sie zunächst in mein Haus führen", sagte C[lemens]. „Bedarf denn das Weib außer ihm eine Stätte zum Glücklichsein?"

„Wie?" rief Felix mit aufsteigendem Unmuth; „[nicht] für Dich soll Gabriele leben, in den engen Grenzen sich [...] Zürne mir nicht, Clemens, aber das Verlangen scheint [...]

Clemens sah dem Freunde ruhig und klar in d[ie Augen ...] Liebe darf viel fordern, wenn sie daneben selbst Alles [...]

...eeren.

...begabten Mädchen gewidmet ...
...gönne, war ihm nie eingefallen. ...
...ab — mißgönnte er Gabriele ...
...es auf's Neue vor, wie gut, wie ...
...wieder kam er auf das Resultat zurück:
...nn die Beiden sich heirathen!"
...en zum Frühstück erschien, wurden ihm
...lahmen Guste, der Zeitungsträgerin,
...und in deren Lectüre er sich eine ...

...mit Clemens allein fand, sagte er:
...ie Mittheilungen, welche ich empfing
...nterredung erinnert worden bin? ...
...ebensziele, würde ich Dir jetzt wol ...
...haben."

...igermaßen gespannt.
...Pfarrers Wilde in Gelfungen — ...
...be Patronatsstelle — angezeigt worden
...rde ich sicher auf denselben Gedanken
...welche mir vorschlägt, Dir die Pfarre

...s in hoher Erregung und ergriff ...
...enn nicht Dein Herz, daß Du — wenn
... werth hältst — mir damit den ...
...würdest?"
...staunt, und fügte, als wenn er Clemens
...ur das eine Wort „Gabriele!" hinzu.
...lemens warm; „ich hätte ihr dann ...

...Felix jetzt beinahe entsetzt. „Bedenk,
...ames, abgelegenes Haidedorf, die ...
...— wie ich mich noch vor wenigen ...
...nem Mißbehagen überzeugen mußte —
...reilich wol gerade der rechte Mann ...
...Schweiß Deines Angesichts zu pflügen
...ch, Freund, sage Dir doch, daß es ...
...u führen!"
...mein Haus führen", sagte Clemens ...
...r ihm eine Stätte zum Wirken ...

...fliegendem Unmuth; „so ganz ...
...den engen Grenzen sich glücklich fühlen!
...das Verlangen scheint mir ...
...ruhig und klar in die Augen. ...
...neben selbst Alles giebt!" sagte er

und in seinen Blicken mochte der ... Vorbereitungen
sein ganzes eigenes Leben, Fühlen ... Andern
Dennoch schüttelte Felix den Kopf ... und ...
Bedenken zu verlieren. Daß ihm die ...
Freunde; doch machte er es zur Bedingung ...
für die Annahme entschiede, selbst nach ...
sehen und alle Verhältnisse zu prüfen ...
der junge Mann auf der Stelle bereit.

Felix reiste noch an demselben Tage ...
genen Briefe bot Gründe genug für seine ...
das Unbehagen, welches seit dem gestrigen ...
zur Beschleunigung derselben beigetragen ha...
es sich selbst nicht klar machen, weshalb er ...
sonst mit dem alten und jungen Hartmann ...
aber Gabriele gegenüber den richtigen Ton ...
beim Abschied ihre Hand einen Augenblick in ...
daran denken, daß dieselbe beim nächsten Wie...
goldenen Ring tragen würde, der sie für i...
Gewöhnlichen ketten sollte und in einem Gef...
jungen genialen Wesen wandte er sich ab.

Ein Brief des Barons, den er noch v...
Pfarrhause geschrieben, hatte die Gemeindeä...
Clemens' Eintreffen vorbereitet und sie ange...
scheinlichen neuen Prediger zu sehen. So f...
Hand sofort ein Licht erwartet und konnte sich ...
lassen. Was er über alle Zustände ... erfuhr, klang nicht sehr erf...
eigenen Wahrnehmung, als er eine directe ...
leuten, namentlich der untern Classe derselb...
gehabt, wenn er von Gelfungen als einem ...
merten Reste sprach, das für einen verwöhn...
Geist und Geschmack wenig Reiz haben kon...
Besitz der Goerben'schen Familie, die sich ...
mert hatte, so daß allmälig eine Reihe i...
Mißstände entstanden war. Clemens wußt...
seine Pflichten schwer sein, daß sich Berge ...
men würden. Aber er hätte nicht ihn diese ... Clemens
seines Vaters sein müssen, wenn ... heiligen
ihn nicht geradezu gelockt und mit ... Got...
ser verwahrlosten Stätte ein Diener ...
dürfen!

Seine Seele versenkte sich so ... in ... der ...
diesen Stunden selbst an die Geliebte ... tau...
Räume des Pfarrhauses betrat, aus ... De...
Kurzem zur letzten Ruhe hinausgetragen ...

Der Salon 1873.

Bild wieder vor ihm auf. Er sah sie im Geist an dieser Stätte schalten und walten und ein verklärter Ausdruck flog über seine Züge.

Nach mehrtägiger Abwesenheit trat Clemens, Gabriele suchend, in den Pfarrgarten. Er traf sie in der bekannten Laube, konnte indessen nahe herantreten, ohne von ihr bemerkt zu werden. Neben ihr lag eine weibliche Arbeit, doch ruhte die Beschäftigung in diesem Augenblick, denn sie las eifrig in einem Buche.

Als er ihren Namen rief, blickte sie auf und sofort breitete sich ein helles Lächeln über ihr Gesicht.

„Clemens, wie gut, daß Du wieder da bist!" sagte sie erfreut, „nun werde ich gewiß an nichts mehr zu denken brauchen, was mich beunruhigt!"

„Nun, hast Du denn das bisher gethan?" fragte er lächelnd, „es war dies sonst eben Deine Sache nicht, Gabriele!"

„Ach ja!" sagte sie und fuhr mit der Hand über die Stirn, „i weiß auch nicht, woher all' die dummen Gedanken kamen, noch was wollen, denn klug bin ich selber nicht aus ihnen geworden. Aber l das jetzt", fuhr sie rasch fort, „und laß uns mit einander plaude Zuerst muß ich wissen, was Du erlebt hast."

Clemens war ihr Verlangen erwünscht; er schilderte zunächst s Reise, kam dann auf den Ort und seine Bewohner und theilte ihr z mit, daß er entschlossen sei, die ihm von Felix angetragene Pfarrstelle anzunehmen. Ein heftiges Erschrecken malte sich in kindlichen Zügen.

„Wie, Clemens, Du gehst fort und ich soll wieder das alte und die alte Langeweile haben? Das ist", sie kämpfte mit ihren nen, „das ist sehr unfreundlich gegen mich, denn Du versprachst erst neulich, daß nun Alles anders werden sollte!"

Er lächelte und zog ihre Hand, die er während ihres gefaßt hatte, höher hinauf, daß sie auf seinem Herzen zu liegen

„Gabriele, könntest — möchtest Du den Gedanken fass Genossin in dem Berufe zu werden, dem ich meine Kräfte wi Willst Du an meiner Seite stehen, wenn ich Licht und Leben suche, wo Beides verkümmert und verdunkelt ist?"

„Wer, ich — ich sollte Dir dabei helfen können? Clemens!"

„Nein, Gabriele, ich frage Dich im tiefsten, heiligsten

Sie überhörte die Betonung, dachte nicht an die Be Worte, denn ihre bewegliche Phantasie war erregt word ließ sie dieser, wie es ihre Art war, den Zügel schießen.

„Ich als Vorbild Deiner Dorfleute, wol gar als Kinder!" rief sie lachend. „Clemens, ich danke Dir Meinung von meinen Fähigkeiten, aber ich fürchte, sie Muß ich mich doch selbst vor der alten Lise schämen, Dies, bald Jenes vergessen und überdies noch hundert gemacht habe! Den Kuchen z. B., den ich Dir zu

... sie im Geist an dieser Stätte ...
... Ausdruck flog über seine Züge.
... eit trat Clemens, Gabriele suchen, ...
... der bekannten Laube, konnte ...
... merkt zu werden. Neben ihr lag ein
... eschäftigung in diesem Augenblick, denn

... ickte sie auf und sofort breitete sich ...

... u wieder da bist!" sagte sie erfreut.
... mehr zu denken brauchen, was mich

... sher gethan?" fragte er lächelnd, ...
... nicht, Gabriele!"
... r mit der Hand über die Stirn, ...
... immen Gedanken kamen, noch ...
... nicht aus ihnen geworden. Aber laß
... „und laß uns mit einander plaudern!"
... erlebt hast."
... t erwünscht; er schilderte zunächst seine
... seine Bewohner und theilte ihr ...
... ihm von Felix angetragene ...
... ftiges Erschrecken malte sich in ihren

... ort und ich soll wieder das alte Leben
... Das ist", sie kämpfte mit ihren Thränen
... gen mich, denn Du versprachst mir doch
... s werden sollte!"
... and, die er während ihres Sprechens
... ie auf seinem Herzen zu liegen kam
... chtest Du den Gedanken fassen, meine
... en, dem ich meine Kräfte widmen will!
... n, wenn ich Licht und Leben zu ...
... verdunkelt ist?"
... ir dabei helfen können? Du scherzest!"

... Dich im tiefsten, heiligsten Ernst!"
... ß, dachte nicht an die Bedeutung seiner
... hantasie war erregt worden und ...
... var, den Zügel schießen.
... Dorfleute, wol gar als Lehrerin ihrer
... ens, ich danke Dir für Deine ...
... er ich fürchte, sie hält nicht Stich
... Eile schämen, wenn ich ...
... hundert Dinge ...
... zu Deiner ...



backen wollte, habe ich verbrannt. Der
Braten, den ich beim Schlachter bestellt, da
wird, fürchte ich, unser Mittagstisch kä...
nun, daß Deine Jugend das Wirthschaf...
Und was die Wissenschaften betrifft — ...
len in der Geschichte und die Französi...
Deinem Vater lernen sollte, nicht behalt...

Er sah ein, daß auf diesem Wege n...
daß er ihre übermüthige Laune besiegen n...
ihn zu verstehen, so unterbrach er sie mit ...
sten: „Hör' nur auf, Gabriele!" und nahm ...
andern Faden für die Unterhaltung zu such...
vorhin fortgelegt hatte. Es war eine Sa...
ihm zum Theil bekannt waren.

„Du hast gelesen?" fragte er.

„Ach ja, Clemens, und mich gar gut d...
Buch, das Dein Freund auf seinem Zimmer ...
bei, als ich mich vorhin daran machen wollte ...
und dachte mir, bei der Arbeit könnte ich ...
hineinwerfen. Hernach aber habe ich die B...
mir stets im Sinne lag, wie sich wol All...
würde, wenn es in Wirklichkeit so vor sich g...
Blättern steht."

„Nun?" fragte er in halber Zerstreuun...
die Worte zu achten, in das Buch.

Sie hatte sich leicht an seine Schulter ...
glitten über die Zeilen.

„Ja, da steht's!" sagte sie dann halb ...
— es ist nämlich der Liebhaber, welcher so ...
Welt, von Gott zum Eigenthum, denn hier ...
Du selbst nicht vermagst, Dich mir zu entzi...
Ich habe die Worte wol sechsmal nachgespr...
„und doch den Ton nicht finden können, ...
liebt, gewinnen dürfte; weißt Du, es kling...
waltsam."

Ein eigenthümliches Feuer loderte in ...
nes auf; er faßte Gabriele's beide Hände u...
ihr gehörten Worte — aber mit einem Aus...
zu verwandeln schien.

„Clemens!" rief sie erstaunt und n...
sich von dem unaussprechlich weichen, innig...
schauert fühlte.

„O", fuhr er fort, „muß ich es d...
eines mittelmäßigen Dichters sagen, daß ...
langen nach einem einzigen Besitz glüht u...

Gabriele — und mußt es doch wissen! — daß ich Dich mein eigen nennen möchte für alle Zeit?"

Es war unverkennbar, daß die plötzliche Enthüllung wie ein Schreck über sie kam.

„Laß mich, Clemens, laß mich!" rief sie fast angstvoll.

Sein Blick ward unruhig.

„Wie", sagte er, „sollte mein Glaube mich betrogen haben? Aber nein, nein, Dein Kindermund kann nicht lügen! Hat er mir nicht tausendmal gesagt, daß Du mich lieber hättest als Jemand in der Welt? Ist das anders geworden, Gabriele?"

Sie schüttelte den Kopf; ihr Gesicht war jetzt ernst und traurig geworden.

„Nein, Clemens, ich spreche noch so; aber etwas ist doch anders geworden, denn ein fremdes, seltsames Gefühl — ich sagte Dir schon davon — ist in mir aufgewacht und treibt mich zu etwas, das ich doch nicht nennen kann, wenn ich auch Tage und Nächte hindurch darüber gesonnen habe. Und auch in diesem Augenblick peinigt es mich, daß ich fast zu Dir selbst sprechen möchte: Hilf mir, Clemens!"

Sie hatte ihre Augen wie ein Rath und Trost suchendes Kind zu ihm aufgeschlagen — er selbst aber sog gerade aus ihren Kinderaugen in dieser Minute Beruhigung. Er faßte ihre beiden Hände und sagte mit seiner herzgewinnenden Stimme:

„Wir verstehen oft unser eigenes Herz nicht, bis ein anderes Herz es uns deutet. Frage Dich, Gabriele, ob es umsonst war, daß Du gerade von mir seine Deutung verlangtest!"

Fast heftig machte sie sich von ihm los. „Nein, nein, es ist nicht Das! Die Stimme in mir warnt mich beinahe vor Dir, denn wenn sie ruft, so ist es mir immer, als legte sich eine Hand kalt auf mein Herz!"

„Du bist aufgeregt, Gabriele", sagte er und blickte auf ihre Wangen, die sich fieberhaft rötheten, in ihre Augen, welche einen unruhigen, verwirrten Blick annahmen, „und ich sehe ein, daß es jetzt nicht Zeit und Stunde ist, von Dem zu sprechen, was mir die Seele erfüllt — später dann!"

Obgleich sein Ton von jeglichem Vorwurf frei war, lag doch etwas wie Trauer in ihm und dieselbe mußte auch sie berühren, denn sie brach plötzlich in Thränen aus und rief:

„Ja, später, Clemens! Aber mir ist, als würden wir Beide keine Freude haben durch Das, was wir uns dann sagen werden!"

Er sagte nichts mehr und stumm schritten Beide nach einer Weile dem Hause zu. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich des jungen Mannes bemächtigt, denn waren nicht seine Hoffnungen, die noch vor einer Stunde in vollster, schönster Blüthe gestanden hatten, mit einem Schlage geknickt? Suchte er auch noch an der eigenen Erklärung, die sie verworfen hatte, festzuhalten, suchte er sich einzureden, daß jenes Gefühl, von dem sie geredet, nichts Anderes sei, als das Erwachen des Weibes

herren.

wissen! — daß ich Dich mein eign

ie plötzliche Enthüllung wie ein Schred

h!" rief sie fast angstvoll.

Glaube mich betrogen haben? Er
n nicht lügen! Hat er mir nicht ...
er hättest als Jemand in der Welt
le?"

r Gesicht war jetzt ernst und traurig

: noch so; aber etwas ist doch anders
tsames Gefühl — ich sagte Dir schon
nd treibt mich zu etwas, das ich ...
Tage und Nächte hindurch darüber
m Augenblick peinigt es mich, daß ich
Hilf mir, Clemens!"
n Rath und Trost suchendes Kind ...
r sog gerade aus ihren Kinderaugen
Er faßte ihre beiden Hände und sagte
ne:

enes Herz nicht, bis ein anderes Herz
briele, ob es umsonst war, daß Du
langtest!"

n ihm los. „Nein, nein, es ist nicht
nt mich beinahe vor Dir, denn mein
ls legte sich eine Hand kalt auf mein

", sagte er und blickte auf ihre ...
ihre Augen, welche einen unruhigen,
ich sehe ein, daß es jetzt nicht Zeit
rechen, was mir die Seele erfüllt —

hem Vorwurf frei war, lag doch etwas
ußte auch sie berühren, denn sie brach
:

mir ist, als wurden wir Beide kein
r uns dann sagen werden!"
mm schritten Beide nach einer Weile
chlagenheit hatte sich des jungen Man
seine Hoffnungen, die noch vor einer
e gestanden hatten, mit einem Schlage
n der eigenen Erklärung, die sie ver
er sich einzureden, daß jenes Gefühl
s sei, als das Erwachen des Beiden

in ihrer Brust — daß sein Ziel
er geträumt; daß es ihm für den sich
rückt war, mußte er sich dennoch Au.

Wer aber machte ihm über ...
gegangen war, die er nie zuvor ... hau
hatte, wie in dieser Stunde? Wie in e
nem Herzen getragen hatte, so war ihm er
gekommen, da sie ihm in ihrer Unschul
geben hatte — und nun stand er doch
kämpfen mit einem Phantom, vielleicht n
die ihrem überspannten Köpfchen entspru

Obgleich er aber seinem Entschluß,
harren, treu blieb, obgleich er Alles that
trauen zu behaupten, dessen er zum endlic
doch nicht verhindern, daß sie ihm von die
lich auswich, sich vor jedem Beisammensein
und mit tiefem Schmerz erkannte er, daß d
zerstört war.

Dem Vater gab sie daneben durch ih
Läßigkeit in ihrer Pflichterfüllung nicht se
die sie nicht wie früher in heiterm Jugend
sie vielmehr in schmerzlicher Demuth das H
damit eine Aenderung ihres Wesens bewirk
jedem Tage ward das Beisammensein der
peinlicheres und bedrückenderes; und leicht r
Fingerzeig in der Bitte einer Cousine in de
Pfarrer den Haushalt geführt hatte, zu fir
nämlich, daß sie krank sei, und sprach den
briele, deren treue Pflegerin sie einst selbst
bei sich zu haben.

Ein Aufenthalt in der Stadt war
jungen Mädchen früher nicht zugestanden
streuungen für sie fürchtete, in dem gegenw
Entfernung aber für Alle zu wohlthätig,
Bitte kaum abzuschlagen, und so reiste G.
Frist nach der Hauptstadt.

Wenige Wochen nach Gabriele's Ab
sich inzwischen von seinen früheren Verhä
in Gelsungen an. Nahm er auch nicht di
die ihn bei der ersten Aussicht auf de
hatte — seinen Eifer konn
zens nicht schmälern, seinen Muth, er de
fend und belehrend als ein echter Priest

Von Gabriele hatte er seit ihrer
gehört, denn bei der Eigenthümlichkeit ba
größte Zartgefühl von ihm forderte,

schreiben, sich mit Gewalt den Weg zu ihrem Herzen zu bahnen. Wenn er sich aber sagte, daß er die Lenkung Gott zu überlassen habe, hatte er sich zugleich gelobt, daß seine eigenen Angelegenheiten für jetzt in den Hintergrund treten sollten, er den sehnsüchtigen Gedanken an die Geliebte nicht die Herrschaft über sich geben wollte.

Ach, aber doch beschäftigten ihn diese Gedanken mehr, als er sich selbst gestehen mochte und waren wol auch der Grund, daß er mit eifriger Hast nach einem Briefe griff, der ihm eines Tages — es war etwa einen Monat, nachdem er Gabriele zuletzt gesehen — gebracht ward und den er auf der Stelle als von seinem Freunde Felix kommend, erkannte. Lebte Felix nicht in derselben Stadt mit Gabriele und konnte er sie nicht gesprochen, Kunde von ihr zu bringen haben?

Der Anfang des Schreibens entsprach indessen nicht seiner Erwartung, denn er betraf rein geschäftliche Dinge, die allerdings von Wichtigkeit für Clemens waren, ihn in diesem Augenblick aber doch nur zu einer halben Aufmerksamkeit bewegen konnten. Als suchten seine Augen etwas Anderes, irrten sie über die ferneren Zeilen des Briefes und es flimmerte vor ihnen, als sie in der That den Namen Gabriele entdeckten.

Er ließ einstweilen alles Vorhergehende ruhen, um zuerst zu lesen, was Felix von ihr zu sagen hatte.

„Die Freundschaft für Dich", schrieb der junge Baron, „so wie das Interesse für Deine schöne Pflegeschwester — verzeih', daß ich nur auf diese Weise Dein Verhältniß zu Gabriele bezeichne! — legen mir die Pflicht auf, Dir Etwas mitzutheilen, von dem ich freilich nicht glauben darf, daß es Dir willkommen ist, da unsere Anschauungen in dieser Beziehung auseinander gehen. — Ich war einige Wochen verreist — weshalb ich auch noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, Gabriele in der Stadt zu sehen — und kam gerade rechtzeitig zurück, um die unvergleichliche S., die hier einige Vorstellungen gab, auf unserer Bühne bewundern zu können. So sehr meine Augen an der Künstlerin hingen, glitten sie doch in einem Moment zufällig von ihr ab und so bemerkte ich in einer der vorderen Logen die Gestalt eines jungen Mädchens, das mit vorgebeugtem Körper und, wie es schien, zurückgehaltenem Athem jedes Wort, jede Bewegung der S. förmlich in sich aufzusaugen schien. Ich erkannte sofort Gabriele und mit halbem Lächeln gedachte ich des Enthusiasmus, den ihr damals schon jene Dorfkomödianten eingeflößt und der nun in der That einen würdigern Gegenstand gefunden hatte. Hätte die S. nicht gespielt, ich würde mich wol noch länger über ihr Entzücken amüsirt haben, aber so wandte ich mein Auge einstweilen wieder der Bühne zu und suchte Gabriele's Blick im Zwischenact zu begegnen. So wie indessen der Vorhang fiel, war sie von der Logenbrüstung verschwunden und trotz alles Spähens konnte ich sie nicht mehr entdecken. Ich glaubte schon, sie habe das Theater verlassen, allein sie mußte sich nur in den Hintergrund der Loge zurückgezogen oder hinter einem Pfeiler versteckt gehalten haben, denn so wie das

…ge zu ihrem Herzen zu bahnen. Wenn … ung Gott zu überlassen habe, hatte er … enen Angelegenheiten für jetzt … n sehnsüchtigen Gedanken an die Ge… b geben wollte.

… ihn diese Gedanken mehr, als er sich … wol auch der Grund, daß er mit einig… der ihm eines Tages — es war eine … iele zuletzt gesehen — gebracht wor… n seinem Freunde Felix kommend, e… lben Stadt mit Gabriele und konnte … ihr zu bringen haben?

… entsprach indessen nicht seiner Erwar… liche Dinge, die allerdings von Wich… diesem Augenblick aber doch nur … gen konnten. Als suchten seine Augen … ferneren Zeilen des Briefes und … der That den Namen Gabriele ent…

…rhergehende ruhen, um zuerst zu lesen,

…", schrieb der junge Baron, „je … flegeschwester — verzeih', daß ich nur … zu Gabriele bezeichne! — legen mir … heilen, von dem ich freilich nicht glau… ist, da unsere Anschauungen in diesem … Ich war einige Wochen verreist — … enheit gehabt hatte, Gabriele in der … ade rechtzeitig zurück, um die unter… orstellungen gab, auf unserer Bühne … eine Augen an der Künstlerin hingen, … zufällig von ihr ab und so bemerkte … e Gestalt eines jungen Mädchens, das … wie es schien, zurückgehaltenem Athem … förmlich in sich aufzusaugen schien. … mit halbem Lächeln gedachte ich des … chen jene Dorfkomödianten eingeflößt … würdigern Gegenstand gefunden hatte … würde mich wol noch länger über ihr … wandte ich mein Auge einstweilen wie… abriele's Blick im Zwischenact zu … orhang fiel, war sie von der Gegen… alles Spähens konnte ich sie nicht mehr … habe das Theater verlassen, allein sie … der Loge zurückgezogen oder hinter … ben, denn so wie das Spiel wieder

begann, sah ich sie auf's Neue versunken in das, was sie sah an … nicht, einen Blick von ihr aufzufangen … Verlassen des Theaters zu begegnen … Vorhangs ihre eigene Existenz aufgehe… entschwunden. Ich nahm mir vor, d… benutzen und sie in ihrer Wohnung au… gefallen lassen, daß ich — und zwar i… durch einen Dritten wieder mit Gabri… Tage nach jener Theatervorstellung such… ning, unser Intendant, auf, der mir pe… zu erzählen, daß eine junge Dame bei ih… Entschluß mitgetheilt habe, auf's Theater… und unerschütterlicher Vorsatz geworden s…

„Da sie bei der Erzählung, wie ihr… meiner erwähnt, des Bekanntwerdens mit… Herr von Meining sich veranlaßt, mit … Entzücken über die junge Kunstnovize — … keine Andere als Gabriele war — Ausdru… ihre Schönheit, meinte er, sei ihr Talent, … und das ihr eine brillante Zukunft, der We… Ranges verheiße. Was ihn aber noch m… würde, sie ihrer mit voller Kraft anzunehm… rirte Wesen des jungen Mädchens, dessen … druck des Intendanten — schon von dem … erscheine und das dabei eine Klarheit und … die bei einem so jugendlichen Geschöpf in … man sich nicht eben sagen wolle, daß … Schranken, keine niederen Hemmnisse existi… von Meining nicht verhehlt, daß sie bei… stoßen würde, wie er aber selbst die Ueber… sie sich durch denselben nicht beirren lass… wie auch Euch, Dir und Deinem Vater, … lichen Kampfes zu ersparen und deshalb … wort. Und nun ich, lieber Clemens — … seitdem ich selbst Gabriele gesprochen, mi… entzündet habe? Erinnere Dich, was ich … ein idealeres Loos bestimmt hielt, als — …

Clemens las nicht weiter; er ließ … beide Hände wie in heftigem Schmerz … merte es ihn noch, zu erfahren, wie der … schluß dachte, wie er die ganze Sache zu … es übergenug, zu wissen, daß sie sich sein… führen und leiten strebte, entziehen w… wandeln, und daß Schatten und Dunkel e…

Noch in derselben Stunde reifte e…

sicht, die ihn von Gabriele fern gehalten hatte, nun war es an ihm, sie von ihrem Irrthum zu lösen, wenn die Erlösung noch möglich war! Aber nicht er allein, auch sein Vater hatte heilige Rechte an das Mädchen, das sagte er sich, und darum sah ihn die alte Pfarrwohnung zunächst wieder, ehe sein Weg weiter ging.

Zu seiner Bekümmerniß fand er den Vater krank und — für den Augenblick wenigstens — körperlich gebrochen; und schon nach den ersten Worten wußte Clemens, daß die Nachricht, welche ihn selbst so erschüttert, keinen geringen Antheil an dem Zustand hatte, in welchem er den alten Mann sah.

„Da, lies den Brief!" rief dieser, als er den Sohn kaum begrüßt hatte, und reichte ihm ein Schreiben von Gabriele's eigener Hand.

Clemens durchflog die Zeilen, die er ganz in dem Geist geschrieben fand, von dem er das Mädchen nach Felix' Schilderung erfüllt wußte. Bescheiden aber ruhig sagte sie dem Pflegevater, daß ihr nach langem Umhertappen und Suchen nach einem verborgenen Ziel plötzlich Licht und Erkenntniß geworden sei. Sie habe ihren Beruf nicht erwählt, er sei ihr wie von höherer Hand zugewiesen worden, sie bat nicht um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, sie verlangte nur seinen Segen für den Weg, den sie gehen müsse; und wenn sie aussprach, wie ihr wol bewußt sei, daß die Ihren Kummer statt Freude über die an ihr geschehene Wandlung empfinden würden und sie dies offenbar selbst betrübt machte, so lag doch in ihren Worten, daß sie jenen Kummer als etwas Unabänderliches ansah, ohne daß sie sich im Geringsten von einem Gefühl der Schuld bedrückt fühlte.

„Nun, was sagst Du?" fragte der Alte und richtete seine Augen, über denen sich die weißen Brauen in hartem Zorn zusammengezogen hatten, auf den Sohn, der schweigend und mit gesenktem Haupt den Brief zusammenfaltete.

„Das arme Kind!" sagte Clemens leise.

„Sie ist eine Wahnsinnige!" brauste der Vater auf, „und thöricht und wahnsinnig schelte ich mich selbst, daß ich sie aus meiner Zucht fortließ; dafür straft mich nun der Himmel, daß er mich elend darniederwirft, wo ich jede Kraft der Seele, so wie jedes Glied des Körpers anspannen möchte zu ihrer Rettung!"

Clemens theilte dem Vater mit, daß er selbst auf dem Wege zu Gabriele sei; er fügte hinzu:

„Giebt es irgend eine Macht, die mit ihr, mit ihrem Entschluß in den Kampf treten darf, so ist es die Liebe — und in diesem Zeichen hoffe ich noch zu siegen, Vater!"

Der Alte schüttelte heftig den Kopf. „Nicht Liebe ist hier am Platz, sondern Strenge und, wenn's sein muß, Gewalt!" rief er.

„Wer giebt sie uns über Gabriele?" fragte Clemens trübe. „Das Gesetz erkennt unsere Rechte an sie nicht an und wenn sie selbst sich von uns losreißen will — wir können sie nicht halten!" (Schluß folgt.)

# Ein Spaziergang um die Erde.

## Wiener Weltausstellungsbilder in Siebenmeilen[stiefeln]

Von Arnold Wellmer.

I.

„Es war einmal ein Mann, der hatte ganz wun[derbare Stiefel.] Wenn er in ihnen einen Schritt that, so hatte er sieben [Meilen zurückgelegt.] Ja, wenn er einen tüchtigen Anlauf nahm und zum Beispiel [...]land ansetzte und gut Obacht gab, daß er nicht unversehens gar mit beiden Füßen zugleich mitten in den Pas de Calais [...] oder Kaspische Meer hineintappste, sondern hübsch die Ufe[r ...] die großen und die kleinen Molukken mit der Fußspitze zu tr[effen ...] ja, dann konnte er wol en suite bis Australien laufen . . . [Er mußte] sich sehr in Acht nehmen, daß er nicht zu sehr in Schuß [kam und am] Ende gar in's nördliche Eismeer plumpste und sich die N[ase] erfror . . ."

Wie andächtig lauschten wir Kinder dieser wunderbaren [...] guten alten Onkels Sebastian . . . und wie zitterte uns das [Herz vor] Sehnsucht nach solchen Wunderstiefeln! Es mußte ja zu h[errlich sein, mit] ihnen die weite, schöne, wunderreiche Welt durchwandern zu k[önnen ...] aus den Märchen der Tausend und eine Nacht und aus den [...]erzählungen kannten.

Und da — ja wahrhaftig, da stehen die Siebenmeilenst[iefel ...] und ich schlüpfe hinein. Aber merkwürdig bedächtig. Was m[an ...] sich wünscht, hat man im Alter die Fülle. Nur schade, daß u[ns ...] im Wirbel der Jahre das liebe, dumme, neugierige und gläu[bige] Kinderherz verloren gegangen ist.

O, wenn es doch heutzutage nicht die verdammte Schuldigkeit jedes „Gebildeten" Menschen wäre, so entsetzlich klug, [...] von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer klüger zu werden, b[...] der liebe Gott sagt: Nun ist's genug mit dem Gaukelspiel und Erd[...] und Menschenwissen und Menschenmachwerk! — und Alles, Alles [...] unendlich viel Gehirnschmalz und Rückenmark und Herzensfroh[...] Seelenfrieden im Ringen und Kämpfen gekostet hat, wie ein Nach[tlicht ...] mit dem leisesten Hauch für immer ausbläst — — gewiß, wir wär[en ...] viel glücklicher und genußfähiger für die Wunder der schönen Welt!

Aber das ist keine Siebenmeilenstiefel-Stimmung, die Welt zu [durch]wandern. Also weg damit, sperren wir sie für einige Stunden in [den] soliden Nußbaumschreibsecretair ein — hoppla! hoppla! hinaus in den [...] Wiener Prater . . . Aber Vorsicht, Stiefelchen:

S' sein Leut drin, man kann fast vor Menschheit nit gehn!

daß wir nichts Menschliches über den Haufen laufen. Das besorge[n ...] die rasenden Wiener Fiaker und Comfortables, Tramways und [...] reichlicher, als gesund ist.

Wie schön würde der Wiener Prater sein, wenn er mehr [...] also auch mehr Schatten hätte! Und doch war er noch vor fün[f ...] ein Urwald, in dem Hirsche und Rehe frei umhersprangen und [...]

hörner hallten. Alte Leute können heut' den Prater gar nicht wiederfinden — vor lauter Bäumen, die nicht da sind.

Aber die prächtige alte Nobelallee ist geblieben. In ihren Schatten drängt sich Alles zusammen, was Wien an Zwei- und Vierfüßlern übrig hat. Sie sieht bei schönem Wetter aus, als ob in Wien alle Tage Sonntagnachmittag wäre. In der Fahrallee vereint sich gegen Abend die allerhöchste und höchste, die ganze und die halbe Welt zum glänzenden Corso — und was übrig bleibt und keine Equipage hat und keinen goldenen Pinsel, der aus einem nummerirten Fiaker einen „Unnummerirten" zu zaubern vermag, bildet mit bewundernswürdiger Geduld und erstaunlichem Ueberfluß an Zeit zu beiden Seiten der Nobelallee stundenlang dichte Spaliere und bewundert und beneidet und bespöttelt die bunten Corsovehikel mit den bebänderten Pferden, wappenblanken Schwalbenschwanzanhängseln der Kutscher und Bedienten und der Corsofahrenden. Die schönen und unschönen geschminkten Damen in den auffallendsten farbenreichen Toiletten, vor Allen jede Schauspielerin und wenn sie die letzte Statistin des letzten Vorstadttheaters mit 30 kr. Spielhonorar per Abend ist, die Börsenbarone und allegewordenen fetten Verwaltungsräthe oder solche, die wenigstens nach Kräften ihre unglücklichen Actionäre allegemacht haben und jetzt kühn die Verachtung und Verwünschungen ihres Jahrhunderts in die Schranken fordern.

Vor den Kaffeehäusern an der Nobelalle schäumen tausende von Seideln und Krügeln Bier . . . Lucus a non lucendo! Zu Maria Theresia's Zeiten trank man hier vor hölzernen Buden Kaffee, weil man Schwechater, Liesinger, Pilsener noch nicht kannte. Die bescheidenen Kaffeebuden sind verschwunden. Aber der Name ist den stolzen Bierhallen geblieben. Und abermals nach hundert Jahren, was wird der Wiener dann im Kaffeehaus Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3, Nr. 4 trinken — und zu welchen Musikklängen?

Hier spielt eine Militairkapelle schmeichelnd „Die schöne blaue Donau", dort spöttisch, Rigoletto's: „Aber sehr trügerisch sind Weiberherzen!" — und dicht nebenan eine ganz echte Zigeunerkapelle mit zwölf Fiedeln, einem Baß und einem Cimbal den wehmüthig jauchzenden Czardas! Wie diese zitternden Gluthen der Pußtatöne uns durch Mark und Bein rieseln — und auch durch's Herz, wenn's noch nicht ganz abhanden gekommen ist. Aber die Augen muß man zu machen, denn die vielerfindende Frau Reclame hat diese heißblütigen braunen Bursche der Haide und der weiten melancholischen Pußta in blau-weiß-rothe Affen-Husarenjacken gesteckt.

Voilà! „Weltausstellung 1873." Wir stehen vor einem zierlich gegitterten riesigen Holzportal, überweht von sämmtlichen Fahnen einer ausstellungsfähigen Welt, die überdies in neunfarbigen — zu den sieben Farben des Regenbogens ist noch Silber und Gold reichlich hinzugekommen — Medaillons mit Adlern, Löwen, Hirschen, Leoparden, Elephanten, Bären, Fischen, Sonnen und anderen Verbrechen an der Naturgeschichte beweist, daß sie auch courfähige Wappen besitzt.

Wir lassen einen knisternden Papiergulden flattern — eine Vierteldrehung des eisernen Tourniquet . . . und wir stehen inmitten reizender Gartenanlagen, springender Wässer, märchenhafter Gebäude, vielzüngiger und vielschattirter Menschen — kurz, auf dem eingehegten Stück Prater von fast 2½ Millionen Quadratmetern, das für diesen Sommer, vom 1. Mai bis

Ein Spaziergang um die Erde.

wir den phänomenalen würdevollen Portier an, der alle lebenden u
Sprachen dieser und jener Welt spricht und noch einige darüber.
wird er sich mit einem stattlichen Tausendguldenpreise begnügen m
sich keine gewissenhaften Jurors aufftreiben ließen, die ihn zu examin
ihm also auch nicht ein wohlverdientes Anerkennungsdiplom seines
strebens zuzusprechen vermochten.

Schönbelaubte junge Kastanienalleen führen uns zwischen zie
leuchtenden Blumen, Bassins mit Gesträuchen und Statuen gef
saftigen Rasenpartien, Schwänen gerade aus... Ah! der Industriepalas
lisch vereinsamten glitzernden Wasserstrahlen und
die Rotunde, die Rotunde, das achte Wunder der Welt, dessen T
anderen Weltwunder unter den Scheffel stellt, so groß ist es. D
von Rhodus könnte sich selber auf den Kopf steigen und in der ein
die Jupiterstatue der Phidias und in der andern den Pharus-Leu
zu Alexandria balanciren, ohne in die Laterne der Rotunde ein
stoßen. Die egyptischen Pyramiden — mit einigen Ausnahmen —
rund umher als Candelaber dienen, besteckt mit den Millionen Mill
lant-, Stearin- und Wachskerzen, die dem Industriepalast ihren D
kein Licht geben. Die hängenden Gärten der Semiramis würden
Guirlanden zwischen den Candelabern recht niedlich ausnehmen und
„Mausoleum" bliebe immer noch ein Plätzchen.

Groß ist die Diana der Epheser! Ja, die Rotunde ist der to
Gasometer der Welt — aber entzückend schön ist der Industriepal
fischgrätenartig links und rechts von der Rotunde ausgeht — o, ei
meter lang, länger als die Wiener Praterstraße, die einst Jägerzeil
länger als die Berliner Linden ... Dieser Industriepalast im reichen R
stil, mit seinen stolzen Portalen, edlen Bogenformen, weißen antiken S
symbolischen Statuen, plastischen Wappen — dieser glänzende Palas
einem Material, das Jahrhunderte überdauern muß, das auf ein Haar
kostbaren weiß-grauen Sandstein gleicht, wenn man's — nicht genau be
Da heißt's freilich:

„Vorne Watte, hinten Watte,
Ach Du armer Ehegatte!"

Diese soliden Sandsteinquadern — diese edlen korinthischen Säulen sind
eitel rohes Eisen, Ziegel, Gebälk, Latten, Rohr, Mörtel, Cement, Gips .
der nächste Herbstwind wird sie schon wieder verwehen. Nur die eiser
Rotunde wird vorläufig stehen bleiben, um edlen Magyaren für grandio
Carrousselspiele als Circus zu dienen...

Brrr! Halt, ihr Siebenmeilenstiefel! So geht's nimmer mit unsern
Weltgange. Ein kluger, müßig-fleißiger Kopf hat berechnet, daß wenn ein
guter Paßgänger, der auf allen Wegen und auf allen freien Plätzen alle
Weltherrlichkeiten auf dieser $2^1/_2$ Millionen-Meterwelt gewissenhaft vorn und
hinten, oben und unten besehen, alle Restaurationen, Bäckereien, Cafés, Kost-
und Trinkhallen, Molkereien, Biergrams, Bars, Conditoreien, Wein- und
Bierhallen, türkischen Tabake, W. C.'s u. s. w. probiren, alle Treppen bis zur
obersten Laterne der Rotunde, bis zum Wasserthurm, zur Seeleuchte, zu
Nebelhorn, zur Marineausstellung des österreichisch-ungarischen Lloyd,
allen hölzernen und eisernen Kirchen, die Bauernhäusern und Fürstenpavillo
und mit dem Ballon ein wenig in die Lüfte hinaufsteigen wollte —
hinab zu dem baumschulenersäufenden bösen Heustadelwasser, in die ...

Meter-Tiefe der Aufzugsmaschiene in der Rotunde, in die Eiskeller der Eismaschinen und Bierhallen, in die Schlafstätten der Ulmer Donauschiffe u. s. w. — volle 242 Meilen zurücklegen und einen guten Militairmarschschritt einschlagen müßte, um in vierzig Tagen Alles gehörig ablaufen zu können ... Und mir hat der verehrte Herausgeber des „Salon" nur kurze zwei Dutzend Druckseiten Zeit für all' diese Weltwunder gegönnt!

Stiebelchen, da heißt es, sich rappeln auf fliegenden Sohlen! Hoppla! auf das Dach der Rotunde — auf die Galerie der ersten Laterne: daß wir erst einen Ueberblick über die Wunder unserer Welt erhalten und einen wenigstens nicht ganz planlosen Laufplan um die Erde fassen können.

Wir stehen 210 Fuß über dieser ausgestellten Welt — und wie wunderschön, wie glänzend, wie lachend ist sie, wenn die Sonne darauf niederblitzt, wie eben jetzt und wie seit vielen regenschweren Wochen und Monaten nicht... Aber wo anfangen mit unserer Augenpromenade? Ueberall, wohin wir blicken, ist's packend-, niederziehend-, berauschendschön, überall neue leuchtende, märchenhafte Wunder ... „Sieh' das Gute liegt so nah'!" Wahrhaftig, der Alte hat Recht wie immer — nein, wie fast immer.

Werfen wir also zunächst einen Blick in den Riesentrichter hinab, auf dem wir stehen. Der dicken asthmatischen Wurstfabrikantin aus Gotha neben uns wird schwindlich, die rothen Rosen ihrer Wangen erbleichen und sie ächzt dem theuren Gatten zu: „Nante, halt mich fest — wenn ich da hinabfiele ..."

„Ne, Tilding", sagt er kaltblütig und packt sie am modernen Flügelkleide. „Was guckst Du da auch hinab, Du siehst ja gerade so viel, als wenn Du in Deiner Küche den Schornstein hinaufguckst und oben in der Luft spielen die Mücken ..."

Meine ehrliche Gothaer Wurstfabrikantin, etwas mehr würdest Du da unten doch sehen. Da unten ist eine große, große Schachtel voll Nürnberger Spielwaaren recht kunterbunt im Kreise aufgebaut, wie auf einem runden Sophatische, in der Mitte springt sogar eine kleine Fontaine, wahrscheinlich Eau de Cologne, und zwischen all' dem bunten, glitzernden Spielzeug, den Schaukästen und Schautischen, den Puppen und Puppenläppchen, den Löwen und Leoparden, den Glocken und Musikinstrumenten, dem flimmernden Glas und Gestein kribbelt und wibbelt es, als ob zwei feindliche Ameisenheere sich bekriegen.

Doch nein! Diese Nürnberger Spielsachen sind die höchsten Triumphe der Kunst und Industrie aus der ganzen Welt — die Elite aller ausgestellten Gegenstände. Sie repräsentiren Millionen. Die Fläche des runden Theetisches hat einen Durchmesser von mehr als 330 Fuß und einen Flächenraum von 2230 Quadratklaftern. Und jene dunklen winzigen Gestalten, die da geschäftig durcheinander huschen, sind schauende, bewundernde, studirende Menschen aus allen Erdtheilen, aus allen zweiunddreißig Himmelsrichtungen der Windrose.

Doch wieder hinaus, wo die Sonne lacht. Wir werden uns später die eine und die andere Herrlichkeit dort unten etwas genauer in der Nähe anschauen.

Zunächst einen Blick auf unsern Standpunkt. Die „große Laterne", die von unten aussieht, als wäre sie für die Mütterchen in Dusterhusen gemacht, [illegible]

zerbricht — diese Laterne hat über 85 Fuß im Durchmesser und eine entsprechende Höhe. Hat sie doch die Bestimmung, dem umgekehrten eisernen Riesentrichter das Sonnenlicht zuzuführen. Das Auge klettert hinauf an der Laterne, denn nur wenigen exclusiven Füßen ist es vergönnt, zur Galerie der zweiten kleinern Laterne hinaufzusteigen. Ei, wie ihr Deckel in der Sonne funkelt und glüht — das pure blanke polirte Gold, geschmückt mit dem edlen Gestein der Rubinen, Saphire und Smaragde — und von welcher kolossalen Größe! Man wiegt sie nicht nach Karaten, sondern nach Centnern und mißt sie nach Quadratklaftern, wie heute die Baustellen. Ha, wie wird der Schahinschah Wien um diese Schätze beneiden! Den ganzen bösen Börsenkrach mit 570 Millionen Papierrückgang binnen wenigen Wochen im Wonnemonat Mai und das Weltausstellungsdeficit und alle österreichischen und ungarischen Staatsschulden dazu werden diese glitzernden Schätze zehnfach decken, wenn man sie im rauhen November öffentlich zer- und verkeilt und sich zahlungsfähige und lustige Käufer finden, all' diese schwere Steinpracht noch zu anderen Lasten zu tragen.

Heiliger Constantin, das ist ja aber die genaueste Nachahmung der österreichischen Kaiserkrone, die einst Maria Theresia so stolz und freudig trug!

Diese österreichische Kaiserkrone ist ein wahres Kunststück einer Wiener Schlosserei. Sie wiegt 50,000 Centner, hat ein Stirnmaß von 20 und eine Höhe von $17^1/_2$ Fuß bis zu ihrem Brillantknopf. Sie ist in ihren einzelnen Theilen unten im Feuer vergoldet, dann mit kostbaren Glasscherben in glühenden Farben geschmückt und mühsam hinaufgewunden, oben zusammengesetzt. Sie giebt der Rotunde eine Kirchthurmhöhe von 270 Fuß und kostet nur 38,000 fl.

* * *

. . . Doch hinab mit den kaiserkronentrüben müden Augen — hinab in den fröhlichen Sonnenschein, der so freundlich liegt auf dem grünen reichlich getränkten Rasen, den prächtig herangewachsenen Kastanienbäumen der vor anderthalb Jahren erst mit mächtigen Hebemaschinen gepflanzten, gleichkronigen Alleen und Plätze, die stolze Namen tragen, wie: Kaiser Franz Joseph, Kaiserin Elisabeth, Maximilian, Mozart und Flora, auf den Bosquets und Parks und Wasserstrahlen — und so liebevoll heiß auf den Hallen menschlicher Industrie und Kunst.

Es ist ein wunderschönes, zaubervolles Bild dort unten, lieblich und prächtig zugleich. Und es hat auch einen würdigen Rahmen, so großartig und reizend, wie ihn weder London noch Paris für ihre vier ausgestellten Welten aufzuweisen vermochten, und wie man ihn für die nächste „Welt der Industrie und Kunst" schwerlich wieder finden wird. Welche reiche Mannigfaltigkeit in diesem Rahmen — und zugleich, welche anmuthende Harmonie! Das eine Rahmenstück — dort hinter dem fahnen- und farbenbunten Hauptportal der Weltausstellung: das weite grüne Meer des Praters — silbern schlängelt die Donau sich um den Prater herum und bildet links als „regulirte Donau", von schönen Laubwäldern begränzt, die zweite Seite des Rahmens . . . Folgen wir dieser mit Silber und Laubgrün markirten Grenze mit den Augen weiter nach links, so erhebt sich fast steil aus der Donau ein stolzer waldgekrönter Bergrücken: der Leopolds- und Kahlenberg mit ihren stattlichen weißen Klöstern und der ganze weite Wiener Wald

mit seinen reizenden Villendörfchen . . . Halb links — und wir stehen vor dem letzten abschließenden Rahmenstück — dem überraschendsten: die ganze ungeheure prächtige Kaiserstadt mit ihrem flimmernden Häusermeer — ihren hundert hochgethürmten Kirchen liegt vor uns . . . und entzückt bleibt das Auge auf dem Alles überragenden, schlanken stolzen Stephansthurm ruhen . . .

Doch, wir haben keine Zeit zum Ruhen. Wir haben noch einen weiten, weiten Weg vor uns, wenn auch zunächst nur mit den Augen.

Also hinab — an die Arbeit . . .

Ja, wie eine blanke, saubere Fischgräte streckt sich der Industriepalast
von dem Riesenmagen der Rotunde nach zwei Seiten aus — nach Nordwest
und Südost — eine 905 Meter lange Mittelhalle, von der sich in regel-
mäßigen Zwischenräumen kurze Seitenhallen abzweigen, alle von einem leicht
gewölbten Zinkdache gedeckt, mündend in prachtvolle Portale à la Louvre
Und die Höfe zwischen den Seitenhallen sind meistens wieder zu Ausstellungs
räumen überdacht, die übrigen zum Theil mit Gartenanlagen, zum Th
mit Pavillons, Thon-, Cement- und Eisenwaaren, die Regen und Sonne
schein ertragen können, unter freiem Himmel gefüllt. In diese lange Mit
halle, 32 Seitenhallen und 48 Höfe des Industriepalastes haben sich
Culturländer der Erde getheilt, und zwar in der Reihenfolge von Nord
nach Südost: Amerika und Brasilien, England, Spanien und Port
Frankreich, Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden,
wegen, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Rußland, Griechenland, Eg
Persien, Rumänien, Türkei, Marokko, Tunis, China, Japan, Siam.
wir nun weiter der Richtung nach Südosten, so ruht unser Auge
auf dem zierlichen Brunnen Achmed III. zwischen sauberen Rasen
Bassins mit Fontainen und Alleen, die uns auf die edel-stolze Kunst
Sandsteinimitation führt, dahinter in harmonischem Stil zwei sich ge
stehende Museen, von denen das eine den Schöpfern, das an
Sammlern und Liebhabern von Kunstgegenständen eingeräumt
ziemlich bunter Triumphbogen der Wienerberger Ziegelfabrik sc
Kosten der unglücklichen Actionäre diesen durch Verbindungsgänge
Industriepalast zusammenhängenden Kunsthof etwas reclameunharm
Wir lassen das Auge über das regulirte Heustadlwasser mit den
trunkenen Obstbäumen gleiten und sind in einem pudelnärrischen
Da steht im Baum- und Wiesengrün die stolze 16racige österreichi
neben der armen Gaydeler Bauernhütte, das uneinladende R
neben der vieh- und käseduftigen Alpenhütte, da wohnt der Kroa
Slovaken, der Voralberger neben dem Krakauer Bauer, der S
dem Siebenbürger Sachsen, der schwedische Maier neben dem ru
der steierische Waldbesitzer neben der ungarischen Forstprod
da steht bescheiden der land- und forstwirthschaftliche Pavillon
Albrecht neben der Reclame-Halle der Actiengesellschaft für
(110 fl. unter Pari).

Und nun linksum — kehrt — marsch! Da dehnen sich zr
mit landwirthschaftlichen Maschinen und Producten — eine H
alle möglichen Weine und Liqueure „kosten“ kann, wenn
kleines und großes Geld in der Tasche hat. Ein behäbiger,
Bauernhof — [illegible]

Coburg und des Fürsten Schwarzenberg für Land- und Forstwirthschaft, und die farbenreich-lustigen Pavillons des deutschen Reiches — und dicht daneben Pavillons, die aussehen „wie ein Klumpen Unglück“ ... Siehe die carmoisinrothen Gebäude der kärntner und steierischen Montanindustrie. Da ist der millionenfeste eiserne Pavillon Rothschild, der Bierpavillon Dreher, halb eichenes Faß, halb kupferner Braukessel, der hochfürstlich Schwarzenberg'sche Steinpavillon mit Land- und Forstproducten, lebenden Karpfen und Bibern, und der kanonenköniglich Krupp'sche Holzpavillon mit männermordenden und völkerbezwingenden Riesengeschützen ... Doch wer nennt die Völker, nennt die Namen, die auf diesem mit Gartenanlagen durchgrünten langen Raum hinter dem Industriepalaste gastlich zusammenkamen und ihre Pavillons bauten und anfüllten mit dem Besten, was sie aus Eisen und Holz, Stein und Schiefer, Leder und Linnen, Papier, Glas, Thon, Marmor, Cement, Steinkohlen u. s. w. anzufertigen, was sie der fruchtbaren Erde und dem weiten Meere mit Fleiß und Kunst abzuringen vermochten?

Hinter diesen fast vier Dutzend Industriepavillons dehnt sich parallel mit dem Industriepalast das größte dreischiffige Langdach der Erde, getragen von mächtigen Steinpfeilern ... Wie es daraus hervor dampft — wie es braust und saust, gischt und zischt! Ja, es ist die Maschinenhalle, in der Nordamerika, England, Frankreich, Schweiz, Belgien, Deutschland, Oesterreich, Rußland mit tausend schnurrenden Rädern und Spulen, Kolben und Stempeln, Hebeln und Häkchen, Messern und Nadeln den ewigen Kampf des neunzehnten Jahrhunderts um die Palme der neuesten Dampf- und Maschinenerfindungen kämpfen.

Und hinter der Maschinenhalle beginnt eine neue Welt, die selten eines Neugierigen Fuß betritt, von deren Existenz die wenigsten Besucher unserer Wunderwelt überhaupt eine Ahnung haben: die Welt der Dampfkesselhäuser, Werkstätten und der amerikanischen, englischen, belgischen Arbeiterhäuser. Hier ist die englische Gasfabrik für die Beleuchtung des Weltausstellungsraumes, der wenig benutzte Bahnhof, ein Pavillon des Welthandels und eine Bäckerei.

Wir concentriren uns links rückwärts an einer amerikanischen Restauration und einer Wiener Musterbäckerei vorüber — ah! der berühmte Wasserthurm! Leicht und luftig ist er aus schlanken Eisensäulen von mehr als 105 Fuß Höhe und 16 Zoll Durchmesser hoch aufgebaut. Eine durchbrochene Eisentreppe führt zu dem kolossalen Wasserkessel von 24 Fuß Durchmesser und 18 Fuß Höhe hinauf, der neben zwei anderen Wasserwerken den ganzen weiten Ausstellungsraum mit quellendem, plätscherndem, springendem Wasser versieht. Zwei Dampfpumpen von 100 Pferdekraft treiben das Wasser in den Mittelsäulen in das Reservoir — 10,000 Kubikfuß Wasser in der Stunde — durch seinen eigenen Druck steigt es in zwei Tragesäulen wieder nieder, um die zahlreichen, zusammen zwei Meilen langen Röhren der Maschinenhalle und des Industriepalastes zu speisen und jedes Feuer leicht zu löschen.

Reizend und wohnlich zugleich ist das einstöckige englische Commissionshaus, ganz aus Eisen, in dem zierlichen Gärtchen mit den Porzellansitzen und dem vergoldeten Gitter. Es ist als Absteigequartier des Prinzen von Wales eingerichtet und bei dessen Anwesenheit durch ein fürstliches Frühstück eingeweiht.

Mit Vergnügen machen wir auf unserer Rotundenhöhe eine halbe

Schwenkung nach Süden . . . Ja, vor dem Industriepalast ist die Welt doch am schönsten und — appetitlichsten. Hier sind die reizendsten Gartenanlagen, die schattigsten Parks, die prächtigsten Luxusbauten, der leibhaftige Montcenistunnel, die märchenhaften Paläste und Bazars des Orients — die lockendsten Restaurationen, Bier- und Weinhäuser, Conditoreien, Cafés und Bars

Davon das nächste Mal auf ebener Erde — mit Kork, Ellbogen, Genie und Siebenmeilenstiefeln.

---

Anmerkung der Redaction. Wir glauben uns den Dank unser nach Wien, zu dem großen Völkerfeste des Praters pilgernden Leser zu verdien wenn wir ihnen aus der Menge der jüngst erschienenen Special-Führer die bei folgenden als ganz besonders zuverlässig und durch eigenen Gebrauch gepr empfehlen; nämlich: 1) Meyer's Wien, Führer durch die Kaiserstadt und den besuchtesten Touren durch die österreichisch ungarische Monarchie. Unter b derer Berücksichtigung der Welt-Ausstellung 1873. Mit 7 Karten, 23 Plänen Grundrissen, 21 Ansichten in Stahlstich und Holzschnitt. Preis geb. $1^{5}/_{6}$ Eine ganz vorzügliche Vermehrung der renommirten Meyer'schen Reisebücher, bei der Gediegenheit und Ausführlichkeit ihres Inhaltes, verbunden mit äußerst geschmackvollen Ausstattung, den Bedürfnissen aller derjenigen Wien-B den entgegenkommen wird, denen es nicht nur um das unumgänglich Nothw sondern auf verläßliche Belehrung über die schöne Kaiserstadt im Einzeln Allgemeinen zu thun ist. · Kleiner, wolfeiler, aber nicht minder ges 2) Spetan's Wien, Fremdenführer durch die Kaiserstadt und U (Verlag von G. J. Manz, Wien), mit einem in Farben ausgeführten P Stadt und Vorstädte, der unsres Wissens an Genauigkeit und Uebersichtlic wenigen anderen erreicht, von keinem übertroffen worden ist. Das Büchlein nicht größer ist, als daß man es bequem in der Brusttasche bei sich t überall leicht zu Rathe ziehen kann, giebt nichts destoweniger seine N wenn auch in gedrängter Kürze, doch durchaus vollständig und präcis.

---

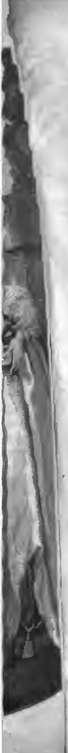
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — [illegible]

unfern
rbienen,
.. haben.
. gewiß,
. und zu
..ter beim
..linen zu
. V., Th.
..cher, welche
.. man aus
..Reise
Rechnenden,
Einzelnen zu
..er gerade, ..
und Umgebung
..eren Pläne ..
..schriften ..
Büchlein, welches
.. sich trugs ..
..seine Nachrichten
..cis.

[illegible]

Digitized by Google





# Der S

# Der Salon.

## Befreite Gefangene.

Novelle von **Adelheid von Auer.**

Es ist ein hübsches freundliches Häuschen, ein paar hundert Schritt außerhalb des Städtchens Seewalde gelegen, das Frau Emilie Maien bewohnt. Sie ist die Wittwe eines früher im Ort angestellten Beamten, der Haus und Garten außerhalb der Stadt gekauft, da seine amtliche Thätigkeit sich sehr gut mit der Lage seiner Wohnung vereinbaren ließ und die Ruhe und Stille der Umgebung ihm, der außerdem ein Freund und Jünger der Musen war, gerade so recht zusagte. Er hatte hübsche Sachen geschrieben. Der Name, unter dem er seine Person verhüllte, bezeichnet zwar nicht einen Koriphäen der Literatur, hat aber dennoch einen guten Klang und erfreut sich großer Beliebtheit bei allen Denen, die sich lieber durch tiefes, warmes Seelenverständniß, feine Charakterschilderung fesseln als durch Anhäufung wunderbarer Begebenheiten und Lösung schwerer Conflicte unterhalten lassen. Die helle Seite des Lebens war ihm zugänglicher gewesen als die Nachtseite, und vielleicht war es die Rückwirkung dieser innerlichen Harmonie, die, während sie ihn den Seinigen unvergeßlich machte, zugleich in der Erinnerung an sein beglücktes und beglückendes Dasein einen Quell süßen Trostes hinterließ.

Nun war er schon seit sechs Jahren todt, und die Wittwe, deren Töchter fern von Seewalde verheirathet, deren Söhne längst dem Vaterhause entwachsen waren, hatte eine arme Verwandte zu sich genommen, um nicht ganz allein in dem Häuschen zu sein, von dem zu trennen sie sich doch wieder nicht entschließen konnte.

Als die Stätte vergangenen Glücks war es ihr unendlich theuer. Sie hatte weder innere noch äußerliche Gründe sich des Grundstücks zu entäußern, da sie zu gesund dachte den Schauplatz ihres Glücks fliehen zu wollen, und in zu guter Lage war, es thun zu müssen.

Sie hatte ihre Eltern verloren, ehe sie noch verheirathet war, und hatte dann bis zuletzt genanntem Zeitpunkt ihrem wol um zehn Jahre ältern Bruder Haus gehalten, der das Baufach studirt und die ersten Erfolge in seinem Fach in der heimatlichen Vaterstadt errang. Sein Sinn stand aber nach einem größern Ort und erweitertem Wirkungskreis, und als Emilie heirathete und ihrem Manne nach Seewalde folgte, schlug er sein Domicil in Dresden auf, wo er, da er wirklich genial in seinen Entwürfen war und dieselben stets auf's Solideste ausführte, sich bald den Ruf eines sehr begabten Künstlers und reellen Mannes erwarb, Arbeit vollauf hatte, und bei seinen einfachen Ansprüchen und Gewohnheiten sein ursprünglich mäßiges Vermögen bedeutend vergrößerte. Nach Seewalde kam er nur selten, seine Geschäfte ließen

es nicht anders zu; er schrieb noch seltener, und so wurde das geschwisterliche Band allmälig lockerer, wenigstens äußerlich.

Emilie hing sehr an dem Bruder und sein allmäliges Loslassen warf doch einen kleinen Schatten auf ihr Glück. Der Schatten wurde tiefer, als er ihr plötzlich einmal mittheilte, daß er von Dresden fort mit einem russischen Fürsten auf dessen Herrschaft bei Petersburg gehen würde, ihm dort ein neues Schloß zu erbauen. Dieser habe ihm glänzende Aussichten auch für Petersburg eröffnet, er werde ja sehen wie es damit stehe, und da er ganz frei in der Welt sei, würde ihn nichts hindern dort zu bleiben wenn es ihm gefiele und die ihm eröffneten Aussichten sich bestätigten.

„Ich werde nicht Zeit haben Dich vorher zu sehen. Bin ich a[illegible] Ort und Stelle angekommen, so wirst Du mehr von mir hören", schlo[illegible] der Brief.

Frau Emilie gab ihn schweigend ihrem Manne, der ihn durchl[illegible] und anstatt eines Raisonnements darüber, ihn der Frau mit einem he[illegible] lichen Händedruck zurückgab.

Sie verstand, was er damit sagen wollte. Dieser Entschluß i[illegible] Bruders, die kühle, fast lieblose Art seines abschiedlosen Fortgeh[illegible] machte gleichsam einen Strich unter einem glücklichen, nun vergess[illegible] Abschnitt ihres Lebens. Das Bild des Bruders trat in den H[illegible] grund. Wenn sie an ihn dachte, geschah es im Zusammenhang m[illegible] Kindheit, dann mit jener Zeit, in der sie, das junge frische M[illegible] mit hausmütterlicher Sorge ihm ein Daheim geschaffen, in dem s[illegible] künstlerischen Interessen getheilt, mit warmem Verständniß sei[illegible] wärtsschreiten auf der eingeschlagenen Bahn überwacht hatte. [illegible] schloß sie ab. Für seine fernere Entwickelung fehlte ihr der S[illegible] und sein Fortgehen in die Ferne, diese unabsehbar scheinende T[illegible] ohne Abschied, löste den Zusammenhang noch mehr.

Er hielt Wort; er schrieb als er am Ort seiner Bestim[illegible] gekommen, schrieb später, als er seine Aufgabe erfüllt, daß ihr[illegible] tersburg weitere Offerten gemacht, daß sein Aufenthalt sich [illegible] als er gedacht ausdehnen könne. Es wurden fünfzehn Jah[illegible] deren jedes einen Brief brachte, der, wenn auch nichts wei[illegible] ein Lebenszeichen enthielt. Sie hatte es schon aufgegeben [illegible] zurückkehren zu sehen. Da trat eines Tages ein alter H[illegible] meldet in ihr Zimmer, warf den Pelz, der ihn verhüllte, ab[illegible]

„Da bin ich wieder, Emilie, willst Du mich einstweile[illegible] Ich stehe ganz allein in der Welt, und möchte mir nicht v[illegible] Besten die Augen zudrücken lassen; da sehe ich einmal n[illegible] Nothfall auf Dich rechnen kann."

Lachend und weinend hing sie an seinem Halse.

„Zudrücken will ich Dir die Augen noch lange [illegible]

habe ich auch an dasselbe geglaubt, und kehre zu Dir zurück, wenn ich auch mit dem übrigen Menschenpack so ziemlich abgeschlossen habe."

„O weshalb?" sagte sie bedauernd, „sind in Rußland die Menschen so schlecht, daß Du zu dem traurigen Resultat gekommen bist?"

„Zu dem war ich schon gekommen, ehe ich dorthin ging", entgegnete er, „ich habe dort keine anderen, als geschäftliche Beziehungen angeknüpft, die sind am leichtesten zu lösen, man weiß auch gleich, daß es dabei auf den gegenseitigen Vortheil hinaus läuft, auf nichts weiter, daß man sich vor Spitzbuben wehren muß und Dank nicht zu verlangen hat."

Frau Emilie sah ihn kopfschüttelnd an.

Sie hatte wie ihr Mann ein heiteres, frisches Naturell, und selbst Dinge, die ernst waren und die sie auch ernst nahm, hatten einen andern Einfluß auf ihre Empfindungen, als durch den Druck, den sie ausübten, die Elasticität jener nur recht an's Licht zu ziehen.

„Ich denke, ich werde Dir die Augen vorläufig nicht zudrücken, sondern öffnen", entgegnete sie auf seine letzte Bemerkung.

„Thu's, wenn Du kannst, versuch's an mir herum zu bessern", bemerkte er, durch ihre frische Weise angeregt, in freundlichem Ton.

„Bessern! Gott bewahre!" rief sie aus, „davon habe ich nie viel gehalten. Fege jeder vor seiner Thür."

Cousine Jettchen trat ein; das Gespräch wurde in andere Bahnen gelenkt. Frau Emilie verstand es wol, die Leute reden zu machen und etwa eintretende Lücken füllte Jettchen mit Fragen aus. Nach ihrer Meinung liefen die Bären in Petersburg auf der Straße umher und der Athem der Menschen fror zu Eisstückchen.

Obgleich an Schweigsamkeit gewöhnt, ließ der Baurath sich doch herbei, mancherlei zu erzählen. Er hatte Glück gehabt mit dem Schloß des Fürsten und das Gebäude war nicht das einzige geblieben, das er errichtet. „Schlösser, Häuser und Villen hat er gebaut und für sich nicht einmal ein Hüttchen", dachte Frau Emilie und über ihr freundliches Gesicht flog ein Schatten der Wehmuth.

Mehrere Tage schon war Heinrich bei der Schwester, das alte Band war wieder zusammengeknüpft, aber erst an der Stelle, wo mit ihrer Heirath ihr Zusammenleben aufgehört hatte. Von da bis zu seiner russischen Expedition blieb eine unausgefüllte Lücke. Da hinein schob Emilie den Grund seiner Wandlung, von der sie das Resultat, aber nicht das Motiv kannte. Sie war überzeugt, daß ganz besondere Erlebnisse diese offene vertrauende Seele mit Menschenverachtung und Mißtrauen erfüllt haben mußten. Sie schüttelte den Kopf dazu.

Die Geschwister waren allein mit einander. Die Sonne schien hell in's Zimmer, die Fensterbreter waren mit Frühlingsblumen besetzt und ihr Duft mischte sich mit dem Aroma des Kaffees, den Frau Emilie mit hausmütterlicher Sorgfalt selbst bereitete. Sie sah aus wie das Bild der Behaglichkeit. Ihr schwarzes Haar noch gar nicht von Grau untermischt, lag glatt gescheitelt unter der vollen Rüsche der ein-

fachen Haube, Kragen und Manschetten und die weite lange ...
waren von tadelloser Weiße.

Sie trug nichts Anderes mehr als schwarze und graue ...
und das, was sie anhatte, war von feinem Wollenstoff und de...
einfach, ohne alle Zuthaten der üppigen Modethorheiten der ...
Zeit. Appetitlich und sauber von Kopf bis zu Füßen, mit ih...
Geschäftigkeit und der freundlichen Güte in ihrem Gesicht, w...
blick eben so Vertrauen erweckend für sie selber, als für die H...
der sie vorstand.

Heinrich saß im Lehnstuhl, sie unmerklich beobachtend, ...
doch ganz in Betrachtung der Ringe verloren schien, die durc...
Cigarre entströmenden Rauch gebildet wurden.

„Wir könnten eigentlich bei einander bleiben, Heinrich", ...
einmal.

„Das habe ich längst gedacht", entgegnete er, „wir ...
irgendwo in der Welt ein Plätzchen aus", fuhr er fort.

„Erst suchen?" wiederholte sie erstaunt, „ich hab's."

„Das ist nicht, was ich meine", entgegnete er, „wenn ...
Menschen so ziemlich fertig ist, flüchtet man zur Natur, un...
zu dürr und öde."

„Freilich", sagte sie halb traurig, „es mag schönere ...
als der Kiefernwald da draußen, ich habe ihn dennoch ...
der blaue See, den Du aus meines Mannes Stube sehen ...
ist schön mit dem Schilf am Ufer und den stillen Lotosblu...
klaren Fläche. Ich gebe Dir das Zimmer meines Man...
ganz abgelegen im Giebel, der Flieder blüht Dir da fast ...
hinein. Ach, wie viel schöne Gedanken sind in dem Zi...
wie viel hübsche Geschichten, die vielen Menschen Freude ...

„Ich will mich nicht in Deutschland niederlassen", ...

„Bleibe im Lande und nähre Dich redlich", erm...
kann's auch in unserer sandigen Mark; redlich, selbst ...
zeigt", setzte sie, auf ihre volle kleine Figur deutend, sch...

„Ich will Ruhe und Einsamkeit!" sagte er mit ...
schaudert, wenn ich an die kleine Stadt, an die neugieri...
an die Thee- und Kaffeekränzchen mit ihrem Klatsch de...

„Ruhe ist überall, wenn man sie innerlich hat ...
„Einsamkeit ist ein schön Ding, wenn man sie sich wüns...
wenn man nichts Anderes hat als sie, und neugier...
Männer meist eben so wie die Weiber. Thee- und Ko...
ich übrigens nicht mit, aber mit guten Bekannten h...
und meines Nächsten Leid und Freude gehört mit zu ...

„Wie eine Frau gedacht", bemerkte er. „Mit ...
in's Weite gegangen und das Nächste übersehen. ...
und Freude geht Dich an, für sie haftest Du an der ...
überläßt Du seiner Einsamkeit."

„Ich habe in diesem Hause viele Jahre einer

lebt", begann Emilie, „meine Kinder sind hier geboren, es ist der Sammelplatz für sie und die Enkel geblieben und geworden. Ich habe hier den schwersten Verlust meines Lebens tragen müssen, hier in diesen selben trauten Räumen wuchs endlich die Erinnerung an mein Glück über das Unglück hinaus. Ich bin hier festgewurzelt, Du suchst erst nach Grund und Boden unter Deinen Füßen. Es ist Naturgesetz, daß sich das Lose an's Feste heftet."

„Gut, so bleibe angekettet", sagte er, „ich brauche Freiheit."

„Es muß Jeder auf seine Weise dahin zu gelangen suchen", entgegnete sie.

„Wir wollen über den Gedanken des Zusammenbleibens nicht so rasch aburtheilen und entscheiden", begann er nach einer Weile auf's Neue. „Ich will Dich auch nicht dazu überreden mir auf meinem Wege nachzugehen, da er unbedingt in die Einsamkeit führt. Ich mag mit den Menschen nichts mehr zu theilen haben und Du hast an jedem Finger ein halb Dutzend Freundinnen und gute Bekannte, die Dich benutzen so lange es ihnen paßt und Dich ohne Besinnen verlassen würden, wenn sie Deiner nicht mehr bedürfen."

„Nun, irgend Jemand wird doch wol übrig bleiben, der meiner bedarf" entgegnete sie freundlich.

Ihre Antwort frappirte ihn. „Irgend Jemand" — wiederholte er nachdenklich, „vielleicht ich. Hilf mir wenigstens ein Plätzchen für mich aussuchen. Nach der kalten Pracht des Nordens sehne ich mich nach wärmeren Farbentönen, nach üppiger Vegetation, nach dem weichen Lufthauch des Südens. Ich denke mich in irgend einem Thal der Schweiz, diesem Eldorado der Schönheit, für einige Zeit niederzulassen, komm mit!"

Sie sann nach. „Wenn man über die Vierzig hinaus, ist die Reiselust nur mäßig. Sollte denn die Schweiz wirklich so viel schöner sein als mein immer grüner Kiefernwald, und der See mit seinen Wasserrosen?" dachte sie. „Aber ich thu's ja nicht für mich, ich erfülle ihm eine Bitte", war ihr zweiter Gedanke.

Die Reise wurde beschlossen.

Jettchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Bald fünfzig und ein solches Unternehmen!" rief sie. „Das ist Thorheit. Wie willst Du auf die Alpen kommen?"

„Wenn nicht mit den Füßen, so mit den Augen", erklärte Emilie. „Mein Mann ist auch in der Schweiz gewesen, als junger Bursch", fuhr sie fort, „ich kenne manch' liebliches Bild von daher aus seinen Liedern. Ich meine, auch Du warst schon einmal dort", wendete sie sich an den Bruder.

„Ja", bestätigte dieser. „Aber ich kenne nur das Engadin, die Jugend zieht das schaurig Romantische der lachenden Schönheit der Welt vor. Es drängt Alles zum Contrast. Heutzutage möchte ich mich lieber in die lachenden Thäler zurückziehen."

Er versank in tiefe Gedanken. Dann sagte er nach einer Weile:

„Wunderschön ist das Hochalpenthal des obern Engadin, wunder-

schön in seiner starren Majestät und fast Furcht er
In riesigen Umrissen zeichnen sich da herum die L
ab, weit über die Wolken hinaus leuchtet der Schn
Arve und Lärchenbäume schmücken die Abhänge mit i
die Luft ist durchsichtig klar, und tiefblau wölbt sic
Matten, Seen und Felsenklüfte, über stattliche Häu
Hütten. Ich sehe die eine noch vor mir", fuhr er, u
Ton des Erzählens gerathend, fort.

„Wie ein Schwalbennest klebte sie an der kah
neben das Stückchen Kartoffelacker, das den Ben
kümmerliche Nahrung gab, daneben das Blumenbeet,
Dasein brachte. Darüber hinweg hing die Bergku
hender Nähe. Löste sich das Stück Felsen, so mußte
die Hütte mit sammt der kleinen Anpflanzung, mit sa
nern vielleicht in den Abgrund stürzen. Aber der alte
wohnte, kannte den Bergabhang schon von seinen
Und wie oft sah ich von den Fenstern meines Hote
meinen Wanderungen in den Felsen, seinen Enkel, den
schwarzgelockten, wunderhübschen Buben, keck da hinauf
es ihm je einfiel, der Felsen könne auch zu ihm
Ich sprach einst mit dem Alten darüber."

„„Ja, wenn der kommt, dann sorgt er zugleich fü
gräbniß", sagte er sorglos, „kommen wird er wol 'mal,
mich trifft oder einen andern, sterben müssen wir Alle."

„Der Bube, der uns zugehört, sah lachenden Blick
stück hinauf.

„„Ach, der ist ein guter Gesell, der schützt uns
vor Regen, und wenn er fällt kann er auch über uns
er keck. „Du, daß Dir 's nicht einfällt zu kommen so l
vater lebt", fuhr er fort, mit lachender Miene hinaufdro

„Mir gefiel die Keckheit des Buben, die Sorglosig
ich ging öfter hinauf und wir schlossen Freundschaft mit
hat in der Jugend ein offenes Herz, und gerade Das, w
der eigenen Lebenssphäre liegt, gerade Das übt einen R
von der die Phantasie sich nur gar zu gern umgarne
Du's begreifen Emilie, Du bist ja die Frau eines Poet
wol irgend etwas von seinem Geist in Dir sein?"

„Ueber mir", sagte sie, „und in mir ein lebhaftes
eigene Jugend. Ich sehe Deinen schwarzlockigen Sc
mir und den Alten könnt' ich malen."

„Er muß ausgesehen haben wie ein Patriarch", s
Heinrich lachte still in sich hinein.

„Und der Knabe wie einer der Engelsköpfe
Sixtinischen Madonna", fuhr Jettchen fort.

Nun lachte auch Emilie, aber lauter.

Engel, und der Judenkopf mit dem langen Bart und der schlauen Weisheit der Erzväter in den scharf geschnittenen Zügen. Nein, da denke ich mir eher den Hirten, der sich mit gläubigem Erstaunen über des Heilands Krippe beugt. Aber gleichviel wie er aussieht, erzähle weiter, Heinrich."

Dieser folgte der Aufforderung.

„Eines Abends, als ich von oben kam, stand ich noch lange auf dem Balcon und sah zu dem Schwalbennest hinüber. Es stand, von dem zurückstrahlenden Licht der Sonne getroffen, wie in Flammen, roth glühte der Felsen, in Purpur waren die Bäume, die grünen Matten getaucht, am Himmel eine Gluth und Farbenpracht, die ich nie vergessen werde. Ich trennte mich nicht eher von dem Anblick, als bis der letzte Schimmer der Abendröthe in graue Dämmerung verschwamm. Da erst vermochte ich den Blick abzuwenden.

„Es war ein Naturschauspiel, das man nie vergessen kann; es hatte mich auf's Aeußerste angeregt; in den Träumen jener Nacht stand es nur noch in phantastischerer Gestaltung mir vor der Seele. Da war die ganze Landschaft in gluthrothem Feuer, es war nicht mehr der Schein desselben, es waren die Flammen selbst, die sich, glühenden Schlangen gleich, durch die Felsen wanden, wie feurige Ströme über die Matten hinliefen, Arven und Lärchen in goldig erglänzende Pracht hüllend. Ich stand allein auf dem Felskegel, gegenüber der Hütte, die wie Alles umher in die dunkel leuchtende Rosengluth getaucht war. Mir war zu Muth, als sei ich Herrscher in diesem Zauberreich; ich fragte mich: ist's Paradies? — ist's Hölle? — da, wie ein Donnergekrach, als hätten sich Tausende von Lawinen zu gemeinsamem Sturz vereinigt, und erschrocken fuhr ich aus dem Schlafe empor. Ein paar Minuten vergingen, ehe ich völlig zur Besinnung kam. Während derselben tönte das donnerartige Getöse verhallend weiter, bis es völlig schwieg. Da hatte ich den Gebrauch meiner Sinne wieder. Hell blickte schon der erste Schimmer des erwachenden Morgens in mein Zimmer. Die Sonne steigt nur allmälig über die Berge hinauf, aber der Reflex der voranziehenden Morgenröthe verkündet ihren Aufgang im Thal und ihr majestätisches Emporsteigen. In wenigen Minuten war ich auf und in den Kleidern, dann hinaus auf den Balcon. Im ersten Augenblick glaubte ich noch zu träumen. Das Felsstück mit sammt der Hütte war fort, wo sie gestanden lag ein wüster Haufen durcheinandergeworfener Steine und aufgehäuften Erdreichs. Die Bergformation war eine andere geworden."

Ein tiefer Seufzer aus Jettchens Busen unterbrach den Erzähler. Ihre, so wie Emilien's Blicke hingen an ihm. Er selbst athmete tief auf.

„Das ganze Haus, die ganze Ortschaft war auf und lebendig", fuhr dieser fort. „Jeder kannte den Alten und das Kind. Die Männer machten sich auf die Verschütteten zu retten."

„Du mit?" fragte Emilie.

„Natürlich", bestätigte er die Annahme. „Es war ein schweres Stück Arbeit nur erst da hinauf zu kommen; der frühere Weg war ver-

schüttet; über Felsstücke und Abhänge kletterten wir. Turner, das half mir den wackern Bergsteigern nach Felsstücke wurden abgetragen. Wie die Maulwürfe r den Schutthaufen hinein. Welcher Jubel, als ein l sticktes Wimmern, wie ein dahin sterbender Hülferuf z Ruf wurde lauter. Hacke und Spaten trafen auf zernen Dachsparren, dann auf Mauerwerk. Mit unbe nung arbeiteten wir weiter. Mit sammt dem kleinen die Hütte stand, war sie wol mehrere hundert Fuß den gerissen worden, und dann wahrscheinlich auf einer, sic meine Erschütterung neu bildenden Fläche in sich zusam unter nachrollenden Steinen und Erdreich begraben wo fanden wir todt, den Knaben über ihn hingestreckt, zwar unversehrt. Ein Stück des Daches, zwischen zwei Fels hatte den todten Mann vor völliger Zerschmetterung be Leben in der Brust des Knaben geschützt."

Er hielt inne.

„Sonderbarer Mensch, daß Du das nie erzählt hast „Es klingt wie ein Roman. Aber was wurde aus dem

„Ein Spitzbube, der Held eines schlechten Romans, alle Tage in der Welt abspielen sehen kann", la[illegible]te die habe ihn erziehen lassen, und er hat es mir mit Undank gelohnt."

„Ist er im Zuchthause?" fragte Cousine Jettchen ir der zwar ihr Mitgefühl, aber auch ihr erhöhtes Interes nere Entwickelung dieser romantischen Begebenheit verriet

„Nein, er ist nur der Rache des Himmels empfohle der alte Mann mit einer, sein eigentliches Wesen ents Ruhe.

„Pfui, wie kann solche hübsche Geschichte so häßl Frau Emilie bedauernd aus.

„Sie hat im Gegentheil ein sehr glückliches Ende g Bruder mit unverkennbarem Hohne. „Felix Giovanol Mann geworden. Er hat das lieblichste Mädchen im T Margareth Alpendal, die Tochter des reichen Fabrik nach dem Tode desselben geheirathet und ist Chef ein worden, das sich unter seiner geschickten Leitung v höchsten Blüthe entfaltet hat."

„Alpendal", wiederholte Emilie gedankenvoll. „Der Hamburger, wie wir ihn in unserer Jug half Heinrich dem Gedächtniß der Schwester nach.

„Und Dein bester Freund!" rief sie, sich augenbl nernd, lebhaft aus.

„Derselbe", bekräftigte er in gleichgiltigem Ton.

Es ist ein wunderschöner Pfad, der von Bex aus durch Kastanien und Nußbaumwald über die Höhen von St. Maurice und kurz vor der Rhonebrücke steil hinunter in's Thal auf die Straße führt, auf der man auf ebenen Wege, die üppigsten, mit Blumen überſäeten Wiesen durchschneidend, dasselbe Ziel erreicht. Es möchte schwer zu entscheiden sein, welcher der beiden Wege vorzuziehen sei. Was der eine an Lieblichkeit, hat der andere an Großartigkeit der Scenerie voraus. Ueberraschend sind die Aussichten von der Höhe, und wenn der Pfad sich eine Weile ganz im Schatten der herrlichen Bäume verloren, bietet sich plötzlich wieder eine Aussicht, die bald den Blick in das lachende Thal hinunterlockt, bald ihn aufwärts zieht, dem kühnen Zug der Berge in die Wolken hinein zu folgen. Es liegt eine unbeschreibliche Lockung in einer solchen Bergwanderung. Unsichtbare seelische Flügel breiten sich aus, weiter, immer weiter möchte man ziehen, denn wie abgegrenzt das Thal auch scheint, aus einem Bilde entwickelt sich ein anderes zu einem Riesenpanorama wechselnder Schönheit. Jetzt scheinbar eng zusammengerückt, schieben sich, bei allmäliger Annäherung die Berge weiter auseinander, neue Landschaftsbilder treten hervor, in demselben grotesken Rahmen grüner Höhen, über welche die leuchtenden Schneeriesen sich in grandioser Pracht erheben und der fernen Gletscher blauer Strom, in eisiger Ruhe gefesselt, grell den Contrast zwischen der gebieterischen Majestät einer, in kaltem Selbstbewußtsein erstarrten Schönheit, und der unendlichen Anmuth der überquellenden lebendigen Frühlingsüppigkeit hervorhebt, die das Rhonethal zur Lenzes- und Frühsommerzeit mit zauberischen Reizen überschüttet. Ein Idyll in barockem Rahmen, ein mildglühender Smaragd in der Umfassung strahlender, in allen Farben spielender Diamanten. Alles lebt, athmet Kraft und Fülle. Die Pracht der Wälder ist nicht zu beschreiben, förmliche Tempelhallen darin, dann wieder dichte Wildniß, mitten hinein ein Felsblock geworfen, den irgend ein Erdbeben von weit her dorthin geschleudert hat, kühle Gletscherluft hineinwehend in den Strom sommerlicher Wärme, Akazienblüthen und Rosenduft sich zu herrlichstem Aroma vereinigend.

Brausend stürzen die Gebirgsbäche durch die stille Landschaft, bald stahlblau, bald silbergrau gefärbt, bald eine in lauter Schaumperlen aufgelöste Fluth von den Bergen herniederdonnernd, bald ein einziger starker Strahl, der, als Schleier auseinander fallend, das grüne Bergesantlitz zart verhüllt, ehe er sich unten wieder sammelt, und in dem felsigen Bett mit wilder Eile davonstürzt, sich selbst und die verschleierte Bergschönheit zu vergessen. Ja, stürzen, das ist das rechte Wort, denn als ob der Sturmwind die Wellen jagt, so rasen sie von dannen, so stürmt der Avançon in voller entfesselter Jugendkraft übermüthig kopfüber in die Rhone, deren schäumende Wogen vom Gletscherwasser der Trient in silberdurchblitztes Grau gehüllt, in derselben stürmenden Jugendhast dem blauen Wellenschooß des märchenträumenden Genfersees entgegen jagt. Mit tiefem, unerschütterlichen Ernst blickt die Dent di midi unter der siebenfach gezackten Krone hernieder auf das jugendlustige,

jugendhaftige Treiben, wie ihr Nachbar da drüben, das lah
stein des grauen Morcle sich über die Lilienfelder zu seinen
hebt, die alte kahle Stirn in die Rosengluth des Morgen- u
himmels zu tauchen, sein Erdenalter zu schmücken mit der S
Himmels. Getreulich halten die Beiden Wache über den Str
trennt, über das Volk der grünen Berge, in deren Waldk
Nachtigallchöre der Freude ertönen, der Freude über den Frü
das blühende Roggenfeld im Thal, über die blumengeschmüc
und über die Rosenhecken, die den Gesang aus tausend offen
kelchen mit Opferspenden süßer Düfte lohnen.

Einzelne hübsche Villen krönen die Vorberge, eine der
gerade hinunter auf das freundlich gelegene Bex, zu dem ei
abgeschlossenen kleinen Hofraum vorbeiführender Fußpfad h
und, auf der entgegengesetzten Seite sich höher hinauf win
nach St. Maurice führenden Fußpfad mündet. Die V
Grün versteckt, so daß man von Weitem nur die Fahne
wohntseim andeutet, durch das Laub der Kastanien- u
wehen sieht, die den ganzen Bergabhang mit Wald bedeckt
con der obern Etage ist scheinbar ganz gedeckt von dem
er darüber hinausragt und eine wunderschöne Fernsicht g
Rosenhecke zieht sich von beiden Seiten des ummauerten
Villa und schließt sie, so wie das an derselben liegende V
von dem vorbeiführenden Fußpfad ab.

Diese Villa, vom Volksmund das Rosenhaus ge
Baurath für unbestimmte Zeit gemiethet, dort kam, w
sich ausdrückte, sie zum ersten Mal auf der ganzen Reise
zum innerlichen Ordnen der empfangenen, sich mit jeder
den Eindrücke.

Die ganze Reise bisher war ein Zug aus dem
Schönheit, anregend, belebend wie der Wein, berau
aber nur bis zur Anspannung aller Seelenkräfte, nie bi
Verleugnen derselben. Unsichtbare Flügel wuchsen, je
vor ihrem Blick in den Himmel stiegen, sie wuchsen,
hinauf, weit hinauf, hinweg über den Staub der Erde
wieder zusammenfaltete, sich in der Wirklichkeit zurecht
über diese ein Lichtschein ausgegossen, der einen unver
in ihre Seele warf.

Still beobachtend saß der Bruder ihr gegenü
Zauber unterworfen, aber doch geneigt, ihn in ihr z
gebens. Die rasche Rückkehr ihrer gesteigerten Gef
Gleichmaß überraschte und entwaffnete ihn. Er emp
daß er es mit einer grundgesunden Natur zu thun h
Gesundheit auf den Mangel schlimmer Erfahrung
samkeit der Auffassung, die sich in der unleugbar
[illegible] Menschen

…chbar da drüben, das kahle Felse…
…ie Lilienfelder zu seinen Füßen …
…sengluth des Morgen- und Abe…
… zu schmücken mit der Jugend …
…den Wache über den Strom, der …
… Berge, in deren Waldkronen …
…er Freude über den Frühling, …
…iber die blumengeschmückten Wiese…
…esang aus tausend offenen Blüthen…
…e lohnen.

… die Vorberge, eine derselben …
…elegene Bex, zu dem ein hinter …
…eifführender Fußpfad hinunter …
… sich höher hinauf windend, in …
…fad mündet. Die Villa liegt …
…Zeitem nur die Fahne, die ihr …
…ab der Kastanien- und Nußbäume …
…ang mit Wald bedecken. Der …
…z gedeckt von dem Grün, obgleich …
…derschöne Fernsicht gewährt. …
…en des ummauerten Hofes um …
…derselben liegende Blumengärtchen…

… das Rosenhaus genannt, hatte …
…thet, dort kam, wie Frau Emilie …
…f der ganzen Reise zu Athem, …
…enen, sich mit jedem Tage steigern…

…ein Zug aus dem vollen Kelch …
…der Wein, berauschend wie …
…eelenkräfte, nie bis zu unwürdigem …
…Flügel wuchsen, je höher die Berge …
…en, sie wuchsen, sie trugen sie …
… Staub der Erde, und wenn sie …
…irklichkeit zurecht zu finden, …
… der einen unvergänglichen Strahl…

…der ihr gegenüber, er selbst …
…t, ihn in ihr zu zerstören. …
…esteigerten Gefühle zum richtigen …
…e ihn. Er empfand es wohlthuend …
…atur zu thun hatte. Er schob …
…er Erfahrungen, auf die …
…der unleugbar schönen Welt …
…en Menschengeschöpfe nicht …



„Sie sind nicht häßlich", sa…
vollkommenste seiner Werke zuletzt.…
„Du betrachtest sie aus Dein…
ihr vor.
„Warum machst Du's nicht a…
Seele eines Spitzbuben, um nicht a…
finden?" lautete ihre rasche Entgegn…
„Du bist befangen —"
„Und Du gefangen", sagten Be…
danken.

Sie fuhren gerade in den Tunne…
heraus, so liegt der Genfersee …
seinem Kranz anmuthiger Villen. Einem …
nem Schimmer die grünen Berge, seinen …
kronen in kalter, majestätischer Pracht wiederspi…
Emilie hatte Mühe, nicht laut aufzusch…
und Thränen rollten über ihre Wangen. Die …
gegenüber. Der Wagen war nicht sehr voll …
kleines, für zwei Personen bestimmtes Sopha fü…
überdem Niemand auf sie, der blaue See fesselte …
schöne Bergkette zog sie hinauf.

„Was sagst Du nun zu Deinem Kiefernwal…
See mit Schilf und Nummeln?" fragte Heinrich.
„Frag' mich doch lieber, was ich zu meinem …
zu Schiller und Goethe", entgegnete sie. „Bewund…
zweierlei; Eins kann man zur Noth entbehren, …
hat, im Kleinen das Große zu sehen; ohne das …
nicht aus."

Der Eindruck war für den Augenblick gestört. …
sich zusammen. Im Ganzen vertrugen sich Bruder u…
In gemeinsamer Bewunderung der herrlichen Natur …
ander, nur wenn das All ihnen den Menschengeist wie…
sich der Zwiespalt.

Chillon war Wasser auf seine Mühle. Dies …
Denkmal menschlicher Grausamkeit liefert …
Verderbtheit menschlicher Natur.

„Was gehen mich die savoyischen Herzöge an, …
Menschengeschlecht?" sagte Emilie.

Sie wußte dagegen ein Geschichtchen von dem kle…
mit den drei Ulmen, nicht weit von St. Gingolphe, ei…
von Liebe und Menschenliebe zugleich.

Ein Brautpaar, arme Schiffersleute, rudern am …
Hochzeit dorthin. Sturm erhebt sich und wandelt den …
ein tobendes Ungeheuer. Ein Nachen schwimmt auf d…
Laune der Wellen hingegeben, verzweiflungsvoller Hülfer…
Luft. Die schöne Desiré und ihr Bräutigam sind geborge…

brave Bursch und das brave Mädchen denken nicht an sich. Er die Wellen, ihr Gebet, ihr heißer Wunsch, ihr sehnender Blick Er erreicht den Nachen. Aber ach, seine kräftigen Arme sind z das tobende Element zu besiegen. Mit dem Nachen wird er in gerissen. Der See ist wieder ruhig. Man findet das Mädch dern Morgen auf der Insel, dicht am Rande des Sees. E Boden, den Leichnam des Geliebten im Schooß. Als ma nimmt, verfällt sie in Raserei, dann in Tiefsinn. Sie hat l und sich ihr Brod mit Anfertigen künstlicher Blumen erw war sehr geschickt. Ihre Blumen schmückten manch' schönes heller Kerzenglanz hat sie beleuchtet.

Heinrich zog seinen eigenen Schluß aus dieser Erzählu „Tiefe Ironie des Schicksals!" sagte er, „eigenthümlich menschlicher Lebenswege! Aus untergegangenem Glück des Schmuck für den Andern, künstliche Blumen für wirkliche müssen sich damit behelfen und nennen dies jämmerliche S Ich kann's nicht."

Vor diesem, den tiefen Riß seiner Seele bekundend stummte Emilie. Sie dachte zwar, es giebt so viel natür warum sie nicht pflücken? Aber sie fühlte zartsinnig, daß e Wort oft nur ein Schlag ist, der weh' thut, ohne zu hel ward das blumengeschmückte Zauberland um sie her Sollte in dem Reichthum nicht auch eine kranke Seele des Himmels erkennen lernen?

Die hohen Berge erheben sich über die Schneefelde leuchtet über grüne Matten hinweg, aus dem kahlen F lebendige Wasser. Hier glaubt man sich einem Schnee und die uns entgegenwehenden Frühlingsdüfte der Narci des Irrthums. Dort scheint ein Stück Himmel auf d und Blüthe an Blüthe lacht uns in strahlendem Blau nicht entgegen. Zu dunklen Fichten hat sich ein wilder A und seine hellrothen Knospen drängen sich furchtlos grünen Nadeln. Es ist Anfang Mai und die Rosen b die Magnolie strahlt hochviolett in den satten Farben d der Rhododendron scheint in Morgenroth getaucht. Ueb Quell der Schönheit, des Reichthums.

Sie waren nun schon einige Wochen in Bex und Thal fast in allen Richtungen durchstreift. Emilie w mit dem einsamen Leben, das sie führten, und Heinric samkeit aus sich heraus. Sie lebten für und mit ein Gärtner war noch im Hause und seine Frau, die f sorgte, sonst verkehrten sie mit keinem Menschen.

den denken nicht an sich. Er ...
Wunsch, ihr sehnender Blick folgt ihm
seine kräftigen Arme sind zu schwach
Mit dem Nachen wird er in die ...
. Man findet das Mädchen am ...
am Rande des Sees. Sie sitzt ...
en im Schooß. Als man ihr ...
in Tiefsinn. Sie hat lange geld ...
künstlicher Blumen erworben. Sie
schmückten manch' schönes Haupt ...

chluß aus dieser Erzählung.
sagte er, „eigenthümliche Verkennung
rgegangenem Glück des Einen oder
he Blumen für wirkliche. Wie Sie
rten dies jämmerliche Schicksal ...

seiner Seele bekundenden Wort ...
, es giebt so viel natürliche Blum...
fühlte zartsinnig, daß ein schlagend...
weh' thut, ohne zu helfen. Ihr ...
erland um sie her zum Symbol
h eine kranke Seele den Fingerz...

über die Schneefelder, der Schne...
, aus dem kahlen Fels springt ...
n sich einem Schneefeld zu nähern
blingsdüfte der Narcisse beleben ...
Stück Himmel auf die Erde gefallen
strahlendem Blau das Vergißmeinnicht
hat sich ein wilder Apfelbaum verirrt
ngen sich furchtlos durch die dunkle...
Mai und die Rosen blühen im Freien
den satten Farben des Sommers ...
nroth getaucht. Ueberall Contrast ...
ne.
Wochen in Bex und hatten das schöne
streift. Emilie war ganz zufrieden
hrten, und Heinrich trat in der ...
n für und mit einander. Ein alte...
seine Frau, die für das Hauswesen
m Menschen.

---

ißer Tag gewesen. Nun brachte der
rische, als habe er Gleichgültigkeit mit



her geholt, das glühende Tha...
Morelle wie in Gluth getaucht ...
Abendhimmels hauchte Glanz ...
schiedssonnenblick, so feierlich ...
Scheidens die des Wiedersehens ...

Die Geschwister saßen in ih...
in Anschauen versunken. Da ...
jugendlichen Kehlen in ihr Ohr. ...
sicht, Emilie horchte dem ihr ...

Zwei Kinder, ein Knabe und ...
dreizehn Jahren, kamen leichtfüßig ...
der Rosenhecke blieben sie stehen.

„Hier waren wir noch nicht, ...
Mädchen.

„Es wird das Rosenhaus sein", ...
wenn wir ein paar von den Rosen fü...
setzte er ganz leise hinzu. Eine kleine ...
Knabe fort:

„Sieh' doch, Käthe, da oben hängt ge...
das im Bazar, das uns zu theuer war."

„Ja, und es ist leer", sagte die Kleine.

Emilie machte Miene aufzustehen.

„Warte doch, was die begehrlichen Blicke ...
den", flüsterte er spöttisch.

„Es ist Deine Schuld, daß wir's nicht kaufe...
Knabe, noch immer leise und in vorwurfsvollem ...
nie Geld, ich habe noch sechs Franken."

„Du weißt doch, daß ich die Schuhe brauchte ...
nicht sagen wollte", vertheidigte sich das Mädchen, ...
einmal arm jetzt und müssen sparen."

„Na, das wird auch vorüber gehen", versicherte ...
sichtlich. „Wenn ich groß bin, gehe ich nach Amerika ...

„Reichthum ist heutzutage schon der Traum der ...
Heinrich in herabsetzendem Ton zu seiner Schwester.

„Dann kaufe ich dem Vater Alles wieder", fuhr d...

„Das wird lange dauern und bis dahin arbeite ...
Mutter", sagte das Mädchen in fast trotzigem Eifer, ...
der Sorge für die Eltern gleich zu thun.

Mit einem Blick auf den Baurath, der herzliche Fr...
seine letzte Bemerkung über den Kindertraum des Reicht...
widerlegt zu sehen, stand Emilie jetzt auf und näherte sich ...
auf zufälligem Spaziergang begriffen, der Thür in de...
Geräusch ihrer Schritte verstummten die Kinder und ...
etwas zurück, doch nicht weit genug, um nicht betreffen, ...
Unrecht ertappt, etwas zurückzufahren, als die alte Dar...
ihnen stand.

„Verzeihen Sie, wir bewunderten die Rosen", entschuldig
Knabe, höflich die Mütze abnehmend und mit seinen groß
blauen Augen Frau Emilie offen anblickend.

„Ihr habt auch sehr schöne Blumen", sagte sie, freundl
Strauß von Glockenblumen, Genzianen, wilder Reseda und A
nicht blickend, den Käthe in der Hand hielt.

„Für die Mutter, ihr Geburtstag ist morgen", sagte K
tern erröthend. Sie war hübscher wie der Knabe, obgl
großen, strahlenden Augen fehlten. Die ihren waren meh
als schön, erhöhten aber durch ihren unschuldigen,
druck den lieblichen Zauber des feinen Gesichtchens, mädchen
lichtbrauner Locken umgeben war, während des Knaben schli
zendes Haar tiefschwarz die helle Stirn beschattete. das vo

„Da soll der Vogel wol auch für die Mutter sein?"
Emilie nach der raschen Musterung der beiden Kinder, die
Resultat ergab.

Martin bejahte.

„Wir kauften ihn vorhin einem Knaben für einen F
kam uns gerade so recht in den Wurf", sagte er fröhlich.

„Er hat nur ein sehr kleines Bauer", bemerkte Frau

„Wir haben doch nun kein anderes", sagte Käthe tr

„Vielleicht kann ich helfen", fuhr Frau Emilie fo
Kinder, in den Garten zu kommen.

Mit einander bedeutungsvoll zuwinkenden Blicken f
Aufforderung.

„Gott im Himmel, sie schleppt die Kinder herein
Baurath verdrießlich. Aber sein Gesicht hellte sich
anblickte.

„Ihr habt einen Vogel und ich ein leeres Ba
Emilie fröhlich fort. „Der kleine Gefangene, den ich
für den ich das Bauer angeschafft, ist eines Tages a
flogen. Nun hängt es unnütz da oben. Geht hinauf u

Die Kinder ließen es sich nicht zweimal sagen.
oben und hatten das Bauer von dem Haken gelöst u
man wol sah, sie hatten keiner Neugier Raum gegeben
die Zeit genommen, sich in dem fremden Zimmer um
sie wieder im Garten.

Ein blitzschneller Gedankenaustausch hatte abe
stattgefunden.

„Können wir's auch annehmen?"

„Verkaufen werden sie's nicht wollen —"

„I, Gott bewahre."

Sie standen halb verlegen vor den alten Leuten

„Was fehlt nun noch?" fragte der Baurath, de
kürlichen Wohlgefallens nicht erwehren konnte. in

…ten die Rosen“, entschuldigte sich …
…nd und mit seinen großen, klugen …
blickend.
…umen“, sagte sie, freundlich auf den …
…nen, wilder Reseda und Vergißmein…
…d hielt.
…tag ist morgen“, sagte Käthe, schü…
…r wie der Knabe, obgleich ihr …
Die ihren waren mehr freundlich …
… unschuldigen, mädchenhaften Aus…
…en Gesichtchens, das von einer Fülle …
…ährend des Knaben schlichteres, glän…
…tirn beschattete.
…für die Mutter sein?“ fragte Frau …
…der beiden Kinder, die vorstehende …

…n Knaben für einen Franken ab, …
…rf“, sagte er fröhlich.
…Bauer“, bemerkte Frau Emilie.
…eres“, sagte Käthe traurig.
…uhr Frau Emilie fort und …
…winkenden Blicken folgten Beide …
… die Kinder herein“, murmelte der …
… Gesicht hellte sich auf, als er …
…ich ein leeres Bauer“, fuhr Frau …
…Gefangene, den ich darin hatte und …
…ist eines Tages auf und davon ge…
…en. Geht hinauf und holt's Euch“ …
…zweimal sagen. Im Nu waren sie …
…m Haken gelöst und so rasch, …
…ier Raum gegeben, hatten sich nicht …
…den Zimmer umzusehen, erschienen …
…ausch hatte aber doch unterwegs …

…“
…ollen —“
…en alten Leuten.
…er Baurath, der sich eines unwill…
…ren konnte, in halb barschem Ton …
…verbergen sollte.



„Rosen“, sagte Frau Emilie … wir nicht den Kindern welche für … geben?“

„Nein, nein, das dachten wir … dachten, ob wir das Bauer auch … wird und was Sie von uns denken …

Seine großen Augen blickten … der Seele lesen.

„Nichts Anderes“, sagte dieser … fortzuleugnen, den dieser unschuldve… ihn machte, „nichts Anderes, als wa… denke: die Verheißung ist schön, d… Kindern ist das Himmelreich. Die G… Paradiese.“

„Es waren eben noch keine Kind… Emilie trocken. „Da konnte man auch … wenig sortirt werden, sie doch auch wol vo… Gute Kinder in Ehren, aber es giebt an… ihnen.“

Käthe und Martin lachten hell auf. De… aus dem Concept bringen.

„Ich meine, solche Kinder, die man noch m… anzieht, statt sich den künftigen Taugenichts, die k… mit einem Sie vom Leibe zu halten, was auf alle … sein möchte.“

Die Kinder wechselten einen erstaunten Blick.

„Uns nennen die Leute alle Du“, bemerkte Kä…

„Um Das, was man noch nicht ist und nie wer… nicht gescholten werden“, setzte der Knabe trotzig hin… übel Lust zu haben, das Bauer hinzustellen und … zugehen.

Eine Bewegung des Bauraths machte ihn stutzig … Vorsatz. Der alte Mann hatte sein Taschenmesser h… fing an, die schönsten der Blumen zu schneiden.

„Worte und Thaten“, sagte Frau Emilie bedeut… Knaben. Seine Augen glänzten.

„Rosen für die Mutter“, sagte er klug, „die D… I, da mögen meinetwegen die Dinger stechen. Ich w… Taugenichts werden —“

„Und ich keine Cokette, wenn das eben solches S… setzte Käthe hinzu.

Der Baurath schnitt eifrig fort; derweil ging die … wärts und tauchte die Berge in das letzte Erröthen.

Frau Emilie plauderte mit den Kindern. Sie fragte… Nicht einmal den Namen erfuhr sie. Aber sie erzählten sel… Sie seien mit der Mutter seit ein paar Wochen hier, d…

Geschäfte und werde bald nachkommen, sie hofften im Stille
denn noch nie habe die Mutter ihren Geburtstag ohne ihn ve
wohnten unten an der Rhone, in dem Hause, das ganz einsa
sengrund liege, nur ein Grasgarten rings herum, aber et
Schritte vom Hause ein paar wunderschöne Kastanien und
hätten sie gerade die Rhonebrücke vor sich und St. Maur
alten Catogne, pain de sucre, wie die Leute hier sagten.

Frau Emilie kannte das Haus und dessen reizende La
erschrak vor dem weiten Weg, den die Kinder bei der vorger
merung zu machen hätten. Sie unterbrach ihren Bruder in
muthigen Geschäft und trieb zur Rückkehr.

„Wir gehen den Weg unten, wir laufen über die Wie
im Umsehen dort", versicherte Martin.

Mit vor Glück strahlendem Lächeln empfing Käthe
ausgebreiteten Schürze die duftende Rosengabe, Marti
Bauer zu dem kleinen, in dem der Zeisig, trotz der Gefan
Liedchen zwitscherte, noch einen Dank den Geschwistern
flogen sie den Abhang hinunter.

Die Berge hatten aufgehört zu glühen, graue Nebe
um die schneeigen Gipfel. Heinrich und Emilie standen
Davoneilenden nach.

Emilie dachte an die eigene Kindheit, an die ihrer
Enkel, die in glücklichen Sommerferientagen im Kiefer
liches Wesen trieben, am blauen See im märkischen Sa
grünen Schilf und den weißen Lotosblumen schmückt
Kinder, wie sie selbst und ihr Bruder einst auch welche

„Heimat, liebe Heimat!" sagte sie leise und fa
über den unwillkürlichen Austruck richtete sie ihre
Bruder.

Hatte er die ganze reiche Gedankenkette verstande

Er lächelte, aber nicht sarkastisch, und sein Auge
er, sich von der verschwimmenden Landschaft wegwe
Gartensaal zuschritt.

---

Im Haus unten an der Rhone war's zeitig Tag
merung stritt noch mit der vorausgesendeten Morg
Nebelstreifen schlichen über die Wiesen, bis sie in d
zu blauem Duft wurden, als die Kinder aufgestand
am vorherigen Tage gesammelten Blumenschätze, die
Augen der Mutter verborgen gehalten, hervorholte
Guirlanden daraus zu winden. Sie waren damit v
und während sie ihrer anmuthigen Beschäftigung ob

men, sie hofften im Stillen ...
... en Geburtstag ohne ihn verlebt. ...
... em Hause, das ganz einsam im ...
... ten rings herum, aber etwas ...
... derschöne Kastanien und ...
... vor sich und St. Maurice ...
... ie die Leute hier sagten.
... s und dessen reizende Lage, ...
... die Kinder bei der vorgerückten ...
... terbrach ihren Bruder in seinem ...
... ückkehr.
... wir laufen über die Wiesen, ...
... tin.
... Lächeln empfing Käthe in ...
... te Rosengabe, Martin nahm ...
... Zeisig, trotz der Gefangenschaft ...
... Dank den Geschwistern gezollt, ...

... zu glühen, graue Nebelschatten ...
... h und Emilie standen und sahen ...

... Einheit, an die ihrer Kinder, ...
... rientagen im Kiefernwald ihr ...
... ee im märkischen Sand sich mit ...
... ottesblumen schmückten — glück ...
... der einst auch welche gewesen.
... gte sie leise und fast wie erschrocke ...
... ch richtete sie ihren Blick auf ...

... ankenkette verstanden?
... isch, und sein Auge glänzte feucht, ...
... Landschaft wegwendend, dem ...

... ne war's zeitig Tag geworden. ...
... usgesendeten Morgenröthe und ...
... eien, bis sie in den Bergesschlucht ...
... Kinder aufgestanden waren und ...
... Blumenschätze, die sie sorglich vor ...
... alten, hervorholten, um Kränze ...
... ie waren damit vor's Haus gegangen ...
... Beschäftigung oblagen, zog der ...
... zauberhaftes Licht über die ...

... euten, die gern ein paar überflüssig ...



Zimmer an solche Fremde vermietheten, oder denen die Pensionssätze zu hoch war...

Außer den Kindern war nur die M... im Hause erst auf und bei der Arbeit. Wasser vom Brunnen, Holz aus dem S... Kindern vorüber, ohne ein Wort der ... Blumen zu sagen. Sonst war Alles still, nicht oder doch nur ganz leise mit einande... gen und die Rhone rauschte ihr eintöniges ...

Mitunter hielten die Kinder in ihr... Blicke in stummer, andächtiger Bewunde... verweilen, das in jedem Augenblick eine a... nehmen schien. Wie eine Blumenkette in ... die Bergkuppen in Violett, Roth, Gelb u... Waldguirlande von Kastanienlaub und Ta... guirlande von Bergesblumen, die blauen G... gißmeinnicht dazwischen.

„Die Mutter müßte auch wieder R... müßten es, der Morcle ist älter, als sie Alle... läßt ihm die Farbe", bemerkte Martin.

Ihr Werk war vollendet. Noch einen ... auf dasselbe, dann noch einen auf das lachende... schlichen sie leise in das Schlafzimmer der Mu... wohnt waren daheim an ihrem Geburtstag zu ... men zu bekränzen.

Die Mutter hielt geduldig die Augen geschl... der auf den Zehenspitzen umher schlichen, die G... wanden, die Rosen auf der Decke vertheilten und ... Blumenvasen die Tischgläser damit anfüllten. Da... voll Rosenduft. Der Mutter schwoll das Herz, e... die Kinder die alte, liebe, häusliche Gewohnheit auch ... vergaßen. Wie glücklich war sie doch trotz der Prüfu... mel ihr geschickt. Ein paar Thränen schlichen sich ... Sie war nicht im Stande, sie zurückzuhalten.

„O Gott, sie weint!" sagte Käthe traurig, „si... Vater."

„O nein, dann würde sie lachen!" versicherte ...

Nun löste wirklich ein Lächeln die Thränen ... gerade das Fenster geöffnet und den Vogel in ... Sonnenstrahl gestellt. Hell jubelte er sein Freuden... einstimmten, als die Mutter jetzt die Augen und di... ganze Zimmer war voll Sonnenschein und Rosend... wachens auch für ein sorgenvolles Herz, selbst wenn ... sein volles Recht nicht werden sollte.

Es wurde ihm aber dennoch zu Theil. Mit ... kam der Vater, ein hübscher, stattlicher Mann, noch

wenn auch Sorge und Nachdenken vorzeitige Linien über die Stirn gezogen. In der Freude des Wiedersehens strahlte schwarzen Augen wie verjüngendes Licht über die ganze Ersche die an und für sich die einnehmendste Wirkung auf Jeden ma Das Licht ging in trüben Wolken unter, als er nach dem erst austausch des Wiedersehens zu der Frau sagte:

„Ich bringe die Entscheidung, Marga, und denke, ic nicht im Ungewissen darüber, auch wenn sie Schatten auf un wirst.“

„Den Schatten löscht der Gedanke aus, daß wir geme werden, was der Himmel uns nun einmal zu tragen auferl mit fester Entschlossenheit.

„Es ist Alles vorbei“, fuhr der Mann fort. „Hartwig's niedriger Eigennutz liegt klar zu Tage. Als er mir damals b der Fabrik, als ich so unerwartet die so bedeutende Cap machen mußte und mein ganzes Streben darauf ging, di so bald als möglich los zu werden“ — er sah seine Frau an, die einen leisen Seufzer unterdrückte, während ihr B mit dem freundlichen Ausdruck des Einverständnisses au „als er mir damals half“, fuhr der Erzählende fort, „l Schlinge zu dem Garn, in das sein Opfer mit vertraue hineinging. Er hat mich vollständig in Händen; ich gla gen; ich hielt ihn für einen Ehrenmann und mich sei und Hülfe sicher.

„Er ist es, der als mein unerbittlicher Gläubiger ich natürlich nicht zahlen kann, auf Subhastation ang stand schon Alles, als ich Euch fortschickte, ich verschwi auf Aenderung von Hartwig's Entschlüssen, auf ander Erlangung eines Capitals unter mäßigen Bedingun Fabrik bei dem Verkauf für mich zurückerstehen zu geblich.

„Alle meine Bemühungen scheiterten an den Ge Feindes. Er triumphirt über mich und hat noch die den Verhältnissen dazu gezwungen darzustellen, hat haupten, er habe mir helfen wollen und sei nur dur luste zu seinem jetzigen Verfahren gezwungen. Selb Perfidie. Mit dem vom Teufel erfundenen Wort: der Nächste!“ schreitet er über mich hinweg und se Beginnen die Krone auf, indem er mir zumuthet, mir stiehlt, in meinem Eigenthum, dessen er mich eines, seines Werkmeisters zu übernehmen.“

„Er muß Dir sehr viel Gutes zutrauen, da die Frau, mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Redlichkeit freilich“, fuhr Jener fort, „abe gehe ich als Tagelöhner in Arbeit, ehe ich dem meine Arbeit noch reich werden helfe. — In w

ige Linien über die Stirn, die
Wiedersehens strahlten die
über die ganze Erscheinung aus,
irkung auf Jeden machen mußte.
als er nach dem ersten Freuden-
sagte:
arga, und denke, ich lasse Dich
sie Schatten auf unsern Festtag

aus, daß wir gemeinsam tragen
nal zu tragen auferlegt", sagte er
n fort. „Hartwig's Falschheit war
Als er mir damals bei Uebernahme
so bedeutende Capitalauszahlung
en darauf ging, diesen Gläubiger
– er sah seine Frau bedeutungsvoll
fte, während ihr Blick unverwandt
inverständnisses auf ihm ruhte –
Erzählende fort, „legte er die erste
Opfer mit vertrauender Arglosigkeit
in Händen; ich glaubte mich ganz
nann und mich seiner Freundschaft

ittlicher Gläubiger auftritt, und er
Subhastation angetragen hat. Ich
chickte, ich verschwieg es, weil ich
chlüssen, auf anderweitige Hülfe,
näßigen Bedingungen hoffte, um
zurückerstehen zu lassen. Alles

eiterten an den Gegenbemühungen
und hat noch die Stirn, sich als
darzustellen, hat die Stirn, zu
n und sei nur durch unerwartete
gezwungen. Selbsthülfe nennt er
rfundenen Wort: „Jeder ist sich
ch hinweg und setzt seinem schamlosen
r mir zumuthet, in der Fabrik, die
n, dessen er mich beraubt, die
vernehmen."
'es zutrauen, daß er Das thut"
terkeit.
rt, „aber Stolz nicht.
m herzlosen Schuft
nigen Tagen findet



Versteigerung statt. Hartwig hat dafü
bleiben wird", fuhr er schwermüthig fo
der Falschheit und Habsucht. Habe n
das Letzte vorüber und der Gegenstand
Mühe in den Besitz des Schufts überg
selbst wiederfinden, dann werde ich
nehmen und sehen, wie ich Euch durch
Alles durcheinander in meinem Gehirn,
Geduld und laß' mir Ruhe und — sp

Der Kinder Erzählungseifer half
fort und die Freude des langentbehr
den Druck.

Die Kinder erzählten von ihrem g
den alten Leuten im Rosenhaus, von d
den zwei Gesichtern des alten Herrn, w
der zwischen seinen Worten und seinem
und dem Spott um die Lippen lag.

Dem Vater war's nicht recht, da
krankhafte Reizbarkeit sprach aus seiner

„Laßt Euch keinerlei Verbindlichkeite
habt die Kette am Fuß, Ihr wißt nicht wi

Die Mutter wagte schüchtern einen E
„Sollen sie freundliche Hülfe und Die
und auch nicht leisten dürfen?" fragte sie. „
sondern isolirt sein."

„Lieber isolirt als an der Kette, die mi
Sie überging die Aeußerung.

„Wir wollen sehen, wie weit wir mit der F
Menschen fertig werden, ohne sie durch Undankb
sie in ihrer lieblichen Weise, bemüht, zwisch
Schroffheit ihres Mannes und der Güte Fremd
vermitteln. Dann trug sie letzteren auf, hinzuge
wunderschönen Rosen und das geliehene Bauer z
schicken würden, sobald sie abreisten, weil sie da
Freiheit zurückzugeben gedächten.

Die Kinder machten sich gleich auf den
war schon vorgerückt. Sie mußten eilen, woll
zurück sein.

Sie fanden das Geschwisterpaar wieder
selbst von dem Baurath mit einem Lächeln e
ihren Auftrag aus und erzählten freudestrah
kommen sei.

Zugleich mit ihnen war der Briefträger
einen Brief überreichend.

„Von Jettchen, von Seewalde", sagte

wartet einen Augenblick und setzt Euch einstweilen. Ich will nu
wie's in der Heimat steht."

„Ob die Fichtennadeln gedeihen, ob die Mummeln auf Fr
sonne warten, ob der dürre Halm im dürren Sand in Aehren
fügte der Baurath mehr in gutlaunigem Scherz, als spottend h

Die Kinder lachten. Frau Emilie erbrach ihren Brief.

„Das ist für Dich, wie Jettchen schreibt", sagte sie, ihren
ein Zeitungsblatt reichend, und während er es verwundert dur
sie still für sich ihren Brief, hier und da zu einer Stelle
nickend.

„Emilie!" sagte der Baurath.

Sie erschrak fast vor dem Ton seiner Stimme. Sie er
mehr vor seinem Aussehen. Entfesselte Leidenschaft entstellte
Er war leichenblaß vor Aufregung. Die Hand, mit der
Zeitungsblatt wies, zitterte.

„Gottesgericht!" sagte er mit einer Stimme, die im
Ringen nach Ruhe und Festigkeit schneidend scharf klang.

„Verrath und Undankbarkeit haben ihren Lohn erha
steht's. Der Alpendal'sche Eisenhammer wird auf dem We
hastation verkauft. Der Termin ist schon angesetzt. Felix G
bankerott gemacht auf einem Eigenthum, das er sich durch
barsten Verrath erschlichen hat. Ihm geschieht recht."

Er schwieg erschöpft.

„Aber das ist ja der Vater!"

„Aber das ist ja nicht wahr!" sagte Käthe erschrocken.
sagen!" fuhr Martin auf und trat, flammenden Zorn i
vor den Baurath hin.

„Was ist denn? — was wollen die Kinder?" frag
in dem einen Gedanken versunken, zerstreut.

Frau Emilie hatte ihren Arm um die Kleine geschl
andern Hand ergriff sie die des Knaben und drängte
Gewalt zum Garten hinaus. Sie ließen es sich willenlo
Martin weinte vor Zorn und Wuth und die kleine Käth
stört aus.

„Wenn ich groß sein werde, werde ich ihm die Lüg
ken!" drohte der aufgeregte Knabe.

„Wenn Du groß sein wirst, liegt der alte Mann,
vielleicht schon im Grabe, wirst Du vielleicht wissen, d
ein Irrthum ist, was wie Lüge aussieht", entgegnete E
entschiedener und doch gütiger Ton beruhigte einigermaß
der Kinder.

„Sie glauben es nicht, nicht wahr?" bat Käth

.en. Ich will nur sehn,

Rummeln auf Frühlings-
Sand in Aehren schwe-
rz, als spottend hinzu.
h ihren Brief.
", sagte sie, ihrem Bruder
s verwundert durchsah, bis
zu einer Stelle freundlich

Stimme. Sie erschrak und
nschaft entstellte seine Züge.
Hand, mit der er auf das

Stimme, die im vergeblichen
scharf klang.
ihren Lohn erhalten. Hier
wird auf dem Wege der Sub-
ingesetzt. Felix Giovanoli hat
das er sich durch den undank-
hieht recht."

Käthe erschrocken.
schämen Sie sich, so etwas zu
mmenden Zorn in den Augen,

ie Kinder?" fragte dieser, ganz
eut.
die Kleine geschlungen, mit der
en und drängte sie mit sanfter
n es sich willenlos gefallen, aber
nd die kleine Käthe sah ganz ver-

e ich ihm die Lüge schon einträn-

t der alte Mann, dem Du drohst,
elleicht wissen, daß Manches nur
bt", entgegnete Emilie ernst. Ihr
uhigte einigermaßen die Aufregung

wahr?" bat Käthe mit rührender

r ist es nicht!" sagte trotzig Martin.
n die Kinder vorwärts geschritten,



"Es ist viel leichter, das Gute zu
es macht auch viel glücklicher. Mein a
Martin ballte schweigend die Fa
an sie.

"Nun seid vernünftig. Geht nac
gehört habt", ermahnte Frau Emilie die
sein, er wird sich aufklären, je weniger
um so besser."

"Ich werde dem Vater kein Wort s
Er braucht nicht zu wissen, daß schlechte
wenn ich groß bin — in drei Jahren we

"Gut, so lange schenke meinem B
Bramarbas", sagte Frau Emilie mit gut

"Weißt Du, was ich thun würde,
eben noch keinen Menschen zur Verantw
es schlecht läßt, alten Leuten zu drohen un
sagen: ich kenne meinen Vater. Damit gu
bitten, Denen die Augen zu öffnen, die ihn

"O, es ist ganz gleich, es braucht
schluchzte Martin.

"Es wird Jedem auf der Welt einmal
recht geschah, und es werden Viele sein, den
fuhr Frau Emilie fort.

"Ich werde Keinem sagen, daß sein Vate
räther ist", entschuldigte sich Martin.

"Aber Du hast nun gesagt, daß mein Brud
wußte nicht, in wessen Gegenwart er sprach, aber
kleiner Kampfhahn. Geh, Du bist ein gutes Ki
Deinen Vater eingetreten. Aber Du wirst ihm viel
thun können, als daß Du einen alten Mann um s

Martin trocknete seine Thränen ab. "Verze
gut", sagte er. "Ihnen zu Liebe will ich nichts meh
ich groß bin, soll er mir's wiederholen oder meinen
wahr ich lebe. Komm, Käthe."

Er zog die Schwester mit sich fort.

"Wir sagen kein Wort zu Hause", gebot diese
es nicht auf sich sitzen lassen, und was sollte die
— kein Wort Käthe, Deine Hand darauf."

Feierlich legte diese ihre Hand in die
Beiden so seltsam zu Muth, so als hätten sie
lebt und eine wichtige Mission zu erfüllen, die
forderte.

"Das Vogelbauer tragen wir aber nicht
abreisen, und an dem Rosenhaus gehen wir nic
Käthe, als müsse sie doch auch etwas für die Eh
sie sich nicht für ihn schlagen durfte, selbst wenn

Emilie fand ihren Bruder, in düsteres Sinnen verloren, i
auf- und abgehend. Sie holte ihre Arbeit und setzte sich sti
Platz, den sie beim Eintreten der Kinder verlassen. Es war
sonders lebendig im Ort. Es wimmelte von Studenten, die e
reise machten. Den Alpenstock in der Hand, die blaue G
Hut, schwärmten sie wie lustige Sommervögel durch die Be
am Garten vorbei kam ein Trupp.

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit", sangen sie mi
Jubelton. Einer brach eine Rose von der Hecke und war
den Garten.

„Dornröschen, wach auf!" rief er lustig.

Die Rose fiel zu des Bauraths Füßen. Es zuckte ihm
sie fortzustoßen, aber er besann sich eines Andern. Er schr
tig darüber hinweg, als sei ein Zauber an dieselbe geknüp

Es war schon ziemlich dunkel, als er seine Wander
einen Stuhl nahm und sich zur Schwester tief in den
Nußbaumes setzte, der sein duftendes grünes Blätterdach
hang breitete, von dem aus sie gerade hinüber zu den J
auf den Ort zu ihren Füßen blickten, in dem schon einz
Fenster wie Leuchtkäferchen durch das Grüne der Bäume

„Ich kann Dir mit wenigen Worten die Geschichte er
fing der Baurath an. „Ich fand in Dresden meinen F
wieder, der dorthin kam, Hochzeit zu machen. Wir knüpf
Beziehungen wieder an. Er hatte den Eisenhammer ü
ich besuchte ihn dort ein paar Mal. Die Frau starb im e
Das war sein Unglück. Von da an warf er sich auf
erst aus Kummer und Ueberdruß, dann aus Gewohn
hatte ihn gehalten, die kleine Marga übte durch ihr uns
durch ihre Hülfsbedürftigkeit, ihre natürlichen Anspr
annähernd den Einfluß aus, dessen es bedurft hätte, ih
Ebene seines Lebens aufzuhalten. Er entäußerte sich
bequem war, sobald als möglich und gab sie nach D
Ich besorgte ihm die Sache. Ich kannte eine gute ei
sie in Pension nahm, ich überwachte ihren Unterricht
auf, unter meinen Augen erwuchs sie."

„Da vertratest Du ja ganz den Vater", schaltet

„Aeußerlich ja, innerlich wuchsen mir die Zün
den Kopf, die ich verleugnet hatte, als mir mein Al
gab", fuhr der Baurath fort. „Ich liebte das Kind
zu meinen Knieen hinaufreichte, damals freilich
Gedanken. Ich liebte das kleine Schulmädchen, das
und alltäglich ihre Schulmappe bei mir auskramt
dem Tisch machte, an dem ich meine Baupläne zeich
sie nach dem Eisenhammer, wenn sie auf Ferien rei

...ene.

s Sinnen verloren, im Garten
it und setzte sich still auf den
verlassen. Es war heut be-
von Studenten, die eine Ferien-
Hand, die blaue Genziane am
vögel durch die Berge. Auch

eit", sangen sie mit hellem
der Hecke und warf dieselbe in

ustig.
ßen. Es zuckte ihm in denselben
s Andern. Er schritt so rasch
an dieselbe geknüpft.
s er seine Wanderung einstellte,
rester tief in den Schatten des
grünes Blätterdach über den Ab-
hinüber zu den Diablerets und
in dem schon einzelne erleuchtete
Grüne der Bäume blitzten.
en die Geschichte erzählen, Emilie.
Dresden meinen Freund Alpenrod
nachen. Wir knüpften die frühern
en Eisenhammer übernommen und
ie Frau starb im ersten Wochenbett
warf er sich auf die leichte Seite
ann aus Gewohnheit. Die Frau
übte durch ihr unschuldiges Dasein
natürlichen Ansprüche an ihn nicht
s bedurft hätte, ihn auf der schiefen
Er entäußerte sich ihrer, die ihm un-
d gab sie nach Dresden in Pension
annte eine gute einfache Familie, die
e ihren Unterricht, suchte die Lehrer
e."
n Vater", schaltete Emilie ein.
hien mir die Jünglingsgefühle über-
als mir mein Alter das Recht dazu
h liebte das Kind schon, als es kaum
damals freilich ohne vorauseilende
Schulmädchen, das mich Onkel nannte
ei mir auskramte, ihre Arbeiten und
ne Baupläne zeichnete. Ich begleitete
sie auf Ferien reiste, ich holte sie wie-
rfrau. Ich hatte immer Zeit für sie
lassen, als ihr einen Wunsch von



sagen können. Sie hing mit rührende...
sich doch so wenig um sie kümmerte. ...
schaft aufrecht. Ihretwegen half ich ih...
sinniger Lebenswandel ihn dem Banker...
damals fünfzehn Jahre und, eben eingese...
gekehrt. Ich wußte damals schon, daß i...
ich wußte noch nicht, was damit zu ma...
ihres Vaters mich nach dem Eisenhamm...
dem unvermeidlichen Bankerott nahe. ...
Vermögen ein, ihm zu helfen. Ich ha...
aber er. In Thränen der Dankbarkeit ...
meinem Halse. Das stille sanfte Kind ...

„„O, sag mir doch, Onkel, was ich...
sie mich in voller Unschuld ihrer, in voll...
„Ich wollte, ich hätte so recht etwas Kos...
und was ich Dir geben könnte", fuhr ...
unwiderstehlichen Augen in die meinen.""

Der Baurath schwieg eine Weile, e...

„Ich bin ein alter Kerl. Die Leidens...
nur noch eine Erinnerung. Aber damal...
als durchlebte ich das Goethe'sche Zauberli...

„Halb zog sie ihn, halb sank ...

Nur war's dort eine Sirene, hier ein Kind...
Schneeglöckchen, die durch den Schnee unbewu...
Ich gewann es über mich, sie nicht stürmisch an...
zu fragen, ob sie mein sein wolle. Ich scheut...
die Dankbarkeit vielleicht der Liebe vorausschi...
daß ich sie ein Mal beim Wort halten, daß ich sie...
würde. — Sie erröthete lieblich. Ich wußte n...
standen, oder trieb nur Ahnung ihr das Blut in...
Vater besprach ich's allen Ernstes. Er gab mir...
gung. Er hätte es gern gleich auf frischer Th...
Ich forderte noch ein Jahr der Freiheit für M...
Leben, sollte sich erst kennen lernen. Es war m...
handeln, ich zagte, Fesseln um das Kindesherz ...
nur so lange, bis die Verhältnisse geordnet w...
genommener Einsicht zeigte, war nicht nur A...
war auch seine Geschäftsunkenntniß mit Schul...
Er war vielfach gemißbraucht und betrogen w...
eines Theils des Personals war unerläßlich, d...
mit der Buchführung vertraute Persönlichkeit...
eine solche Stellung in einer großen süd...
Mir zu Liebe gab er sie auf und kam. Er wa...
und hatte auch allerlei Kenntniß vom Maschine...
lich von Nutzen sein konnte.

„Meine Hülfe für Alpendal war rechtzeitig genug gekommen, allen Eclat abzuwenden. Mit Gewißheit wußte Niemand um die überstandene Krise. Es lag nicht weiter in Alpendal's Interesse, daß Felix etwas darüber erfuhr. Ich sagte ihm nur, daß es ihm lästig und langweilig sei, sich um sein Geschäft zu bekümmern, und daß er sich am liebsten ganz davon zurückziehen würde, wenn er Jemand fände, es an seiner Stelle und für ihn zu führen. Daß mein Vermögen in der Fabrik steckte, sagte ich nicht. Ich sah keinen Grund dazu ein. Wol aber deutete ich mein Verhältniß zu Marga an und sprach so unverblümt meine Hoffnungen in Betracht der Zukunft aus, daß ich gewiß zu sein glaubte, mich vor jeder Nebenbuhlerschaft seinerseits gesichert zu haben. Dann reiste ich ab. Die Zeit meines Fernseins verlängerte sich gegen meine Absicht. Marga's Briefe steigerten meine Leidenschaft gerade durch di Kindlichkeit, die sich in denselben aussprach. Ich war mit Geschäfte überhäuft, die mich über das Jahr hinaus, das ich mir für sie o Prüfungszeit gedacht, in Dresden fesselten. In der peinlichsten Ungeb riß ich vergebens an der Kette, die mich hielt. Da sprengte sie hülferufender Brief Marga's. Ihr Vater war im Sterben. Ich hin und fand ihn bereits todt. An seinem Sterbebett hatten Felix Marga sich verlobt. Es sei über sie Beide gekommen, sie wisse wie, sagte sie. Sie habe nicht an Liebe gedacht und er sie ihr ni zeigt. Aber in dem Jammer habe er sie an sein Herz gezogen, habe sie auf einmal gewußt, daß sie ihn liebe, daß er nun ihr Gut auf der Welt sei, dann sei ihm auch das Herz über die Li stürmt, und er habe es ihr nicht länger verschweigen können, sie auch für ihn kein Glück auf der Welt mehr denkbar sei.

„Ich vermochte es nicht, dem Mädchen zu zürnen. Ic zu lieb; den Buben aber nahm ich vor“ — fuhr der Ba einer kleinen Pause mit ausbrechendem Grimme fort, „den wissend seinem Wohlthäter die letzte einzige Hoffnung auf geraubt, dem ich das erbärmliche Leben gerettet, dem ic gegeben, im Leben aufwärts zu steigen, dessen Glück ich der sich dafür an dem meinen vergriff. O, es war eine meinen Zorn und Haß, meine Verachtung auf ihn hera Er wollte mich überreden, daß es auch über ihn gekommen wann und wie, daß er es nicht gewollt, aber es gew Elende! Ich glaubte ihm kein Wort. Da zeigte er Gesicht. Er biß die Lippen trotzig zusammen.

„„Und wenn nichts auf der Welt, so ist die Lieb „und eine Sünde wär's gegen ein unschuldiges Mädche wider die Natur, die heilige Stimme des Herzens zu sichten der Dankbarkeit, ein Mord der Liebe, vor de selbst, vor dem Marga ihn geschützt, indem sie sich an und im Uebermaß des Jammers dort den Schutz ge

:.

itig genug gekommen, als
iemand um die überschwan
Interesse, daß Felix etwas
s ihm lästig und langweilig
und daß er sich am liebsten
Jemand fände, es an seiner
in Vermögen in der Fabrik
dazu ein. Wol aber deutete
sprach so unverblümt meine
aß ich gewiß zu sein glaubte,
ts gesichert zu haben. Dann
verlängerte sich gegen meine
: Leidenschaft gerade durch die
ach. Ich war mit Geschäften
aus, das ich mir für sie als
t. In der peinlichsten Ungeduld
h hielt. Da sprengte sie ein
er war im Sterben. Ich eilte
em Sterbebett hatten Felix und
Beide gekommen, sie wisse nicht
gedacht und er sie ihr nicht ge
e an sein Herz gezogen, und er
n liebe, daß er nun ihr höchstes
ich das Herz über die Lippen ge
r verschweigen können, daß eine
lt mehr denkbar sei.
ädchen zu zürnen. Ich hatte
der“ — fuhr der Baurath auf
n Grimme fort, „den Buben, der
einzige Hoffnung auf Lebensglück
eben gerettet, dem ich Spielraum
en, dessen Glück ich gemacht, er
ff. O, es war eine Erleichterung,
chtung auf ihn herab zu donnern
h über ihn gekommen, er wisse nicht
wollt, aber es gemußt habe. Da
rt. Da zeigte er mir sein wahres
usammen.
Welt, so ist die Liebe frei“, sagte er
nschuldiges Mädchenherz, eine Sün
ae des Herzens zu tödten aus
der Liebe, vor dem ihn die Unsch
, indem sie sich an sein Herz geworfen
rt den Schutz gesucht, wohin
Es sei ihm ein Schmerz,



damit zu kränken, es werde Schatten a
den Traum zerstöre, der für ihn Wirkli
„Ich gebot ihm Schweigen.
Schmerz, der mich beinahe wahnsinnig
„Er wagte es, mir für empfangen
„„Du wirst sie auch ferner nicht en
„Ziehe ich meine Hand von Dir ab, so
Vermögen wird der Eisenhammer weite
Augenblick zurückfordern; ich würde es
aber das weißt Du —“

„Er ließ mich nicht aussprechen.
„„Ich nehme die Kündigung an“,
Stolz mir nicht im Mindesten imponir
die Rückzahlung erfolgen?“ setzte er in de
„Ich kehrte ihm den Rücken und
über die Sache verlieren und dachte, es gin
daß sein hochmüthiges Gebahren, das wi
zieme, weder Credit noch Geld zu schaffe
wol werde drein finden müssen, auch noc
bleiben.“

Wieder schwieg der Baurath.
Selbstüberwindung seine Mittheilung. Dan
„In Zeit von einem halben Jahr, indem
bei Heller und Pfennig zurück. Wer zahlte
aber wahrscheinlich stürzt an seinem ihm dazu
bäude zusammen.“ damaligen

Er schwieg. Frau Emilie stand auf, ging
küßte ihn innig auf die Stirn.

„Armer, guter, alter Bruder, wie schade, daß
Wort, daß Du die häßliche Drohung ausgesprochen
leid gethan, was hilft's, es ist doch vielleicht ein
zu Grunde gegangen. Das Andere hat Alles seinen
Verlauf gehabt. Es war schmerzhaft, aber keine Sc
Die Schuld ist die schlimmste Kette, die man mit sich
Bei allen anderen, die die Leidenschaft um uns sc
unter noch eine trügerische Befriedigung herausfin
man nur den Druck. Armer Heinrich! — jetzt be
trauen. Du trautest Dir selbst nicht mehr.“

Sie küßte ihn noch einmal. Sie gab immer
nicht lassen konnte, Verstand zu geben. Ueberflüs
huschte sie an dem Bruder vorüber, der betroffen
in's Haus und zog sich in ihr Schlafzimmer zu

Es giebt Geschichten, die am besten in
schließen, und die herabsinkende Nacht mit ihrer
geschmückten Einsamkeit schienen ihr den besten

Es währte lange bis Heinrich in's Ha

Stunde sah sie ihn noch im Garten auf und nieder schreiten
die Thür des Hauses zuklinken hörte, löschte sie ihr Licht aus.
Bruder sollte glauben, sie sei zu Bett gegangen.

Am andern Morgen schlug Heinrich ihr vor, das Rosenhau
verlassen und für einige Zeit nach der einige tausend Fuß höher ge
nen Villa hinaufzuziehen.

Sie verstand seine Absicht. Er scheute es, Felix zu begegnen.
hatte auf eine andere Wendung gehofft, aber es war nicht ihre
nachdem sie ihre Meinung ausgesprochen, Entschlüsse beeinflussen
wollen, die nur Werth haben können, wenn sie in der eigenen Seele
boren sind.

Sie packte eilig zusammen, was sie für kurze Zeit zu brauc
gedachte. Sie glaubte an einen längern Aufenthalt nicht. Sie war fr
lich gestimmt, der Bruder still und ernst.

Sie schickten ihre Köfferchen zu Wagen hinauf. Sie selber zog
die Fußwanderung vor. Sie waren schon oben gewesen und kannten d
Straße dorthin, die sich vielfach durch Richtwege abkürzen läßt. Es wa
noch früh, als sie die Wanderung antraten. Mit köstlicher Frische weh
die Morgenluft, kühle Waldschluchten durchschritten sie, durch die de
Avençon brauste, wie von neckischen Kobolden gejagt, er selber der lustig
sten einer. Dann ging's hohe Weinberge hinauf, auf deren Scheite
die Sonne brannte. Immer tiefer hinunter sanken die lachenden Thäler

Der reizende Pfad, der nach Pont de Kan führt, wand sich tief
unten in anmuthigen Schlangenlinien durch das grüne Land, auf der
Grionne dunkelblauen Wogen breitete die Morgensonne goldenen Schleier
aus. Sennhütten auf den Bergen und Dörfer in den Schluchten belebten
die Landschaft.

Ueber den grünen Höhen leuchtet der Schnee der fernen Savoyer
Alpen, mit silbernem Glanz strahlt der Fels von Argentine eine Fluth
von Licht dem Auge entgegen.

Einsam auf ansteigendem Plateau liegt das Hôtel Grand Move-
ran. Ein Kranz von Schneebergen schließt den Blick ab, grüne Tannen,
schwellendes Gras und Blumen gedeihen unter dem Scepter des auf den
Bergen herrschenden Winters.

Das Hôtel war von Gästen angefüllt. Mit Mühe erlangte das
Geschwisterpaar noch zwei Stübchen. Von einsamen Leben war hier
nicht die Rede, aber Frau Emilie hatte im Augenblick kein offenes Herz
für die Geselligkeit. So schön es oben war, die Tage hatten bleierne
Flügel. Von jedem anbrechenden Morgen erwartete sie die Lösung des
Räthsels, das in ihres Bruders seltsamer Unruhe, seinen, wenn nicht
finsteren, so doch verschlossenen Zügen, seiner oft aufgeregten Stimmung
zu liegen schien.

Unten, im Haus an der Rhone, herrschten ähnliche Zustände. Auch
da wurde der Termin, der das letzte Wort über eine zwar arbeits- und
... Angelegenheit sprechen sollte, mit krankhafter Spannung er-

als sie
Da

Haus zu
r geleg-

innen. Sie
ihre Art,
nflussen zu
n Seele ge-

zu brauchen
Sie war fröh-

e selber zogen
und kannten die
läßt. Es war
er Frische weht
e, durch die der
selber der lustig-
uf deren Scheitel
lachenden Thäler
ort, wand sich tief
ine Land, auf der
e goldenen Schleier
Schluchten belebten

der fernen Europa
Argentine eine Flut

Hôtel Grand Mov
lick ab, grüne Tannen,
m Scepter des auf der

Mit Mühe erlangte das
samen Leben war für
genblick kein offenes Her
die Tage hatten bleiern
wartete sie die Lösung des
Unruhe, seinen, wenn nicht
oft aufgeregten Stimmung

ten ähnliche Zustände. Auf
über eine zwar arbeits- un
it krankhafter Spannung



Es handelte sich bei der Versteigerung
weniger um die Höhe der Summe, die dabe
einen Ueberschuß für die ganz mittellose Fam

Wie ein tiefer dunkler Schatten lag d
Seele des unglücklichen Mannes. Die milde
ihr Bemühen, sich und ihn über den Wogen z
keit der Kindergemüther, nichts vermochte sei
zu hemmen.

„Habt nur Geduld, nach der Entscheidung
sagte er manchmal.

Sie hatten Alle Geduld, d. h. sie hatten
an sich selbst denkt, die den Kummer, die eigene S
Dem, der seine Last nicht zu tragen vermag, mit n
zurufen zu können.

Am schlimmsten war es, nachdem der zur Subha
vorübergegangen und nun jede Stunde die Entscheid

„Wenn die Nachricht kommt, brecht den Brief
Berge, mir Lebensluft holen“, sagte Felix. „Ich hab
kann hier nicht müßig sitzen und harren.“

Auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

„Wenn ich meinen Stolz früher gebrochen hätte“
„Was hatte ich gegen meinen Wohlthäter stolz zu sein,
nachdem der Himmel mir zugesprochen, was seines Her
Verlangen war. Es wäre heut' anders ohne die Kette, di
gehörige Stolz überwarf, an der ich mich nun durch's Le
muß.“

Er stürmte fort. Marga's flehender Blick hielt ihn
Das Wort, das Zwang ausüben sollte, wagte sie nicht. Sie
den Sturm und Drang nach, der ihn in die Berge, in die
trieb. Durch alle Sorge und Beängstigung hindurch ging ein
strahl in ihrer Seele auf, als Martin zuversichtlich sagte:

„Der liebe Gott wird ihn oben schon finden. Sei nur r
Mutter!“ Und dabei glänzten des Knaben wunderschöne A
hätten sie sich eben auch von oben, wo der liebe Gott die
findet, den Strahl geholt, der süßen Trost in der Mutter He

---

Vor dem Hôtel des Grand Moveran hielten am Morg
Tages zwei Pferde, das eine, von einem schwarzäugigen jun
geführt, mit einem Damensattel.

Frau Emilie war starr vor Erstaunen, als ihr Brude
ihr mit einem Gesicht, das eitel Frohsinn ausstrahlte, ei
dem Chamossaire hinauf vorschlug.

„Was ist los?“ fragte sie unwillkürlich.

„Ein wunderschöner Morgen, so kommt er nicht v
halb lächelnd, halb bedeutungsvoll. Sie enthielt sich w

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit", sagte sie nur.

„Vielleicht! — wir wollen sehen", entgegnete er mit frischem Ton.

Sie wußte genug und hoffte Alles. In wenigen Minuten war sie zu dem Ausflug bereit. Sie hatte nie auf einem Pferde gesessen. Es dauerte eine Weile, ehe sie mit dem Aufsitzen zu Stande kam, ehe sie begriff, daß die Gabel, von der ihr Bruder sprach, nicht eine Tischgabel, sondern eine Vorrichtung am Sattel war, die ihr Stütze und Halt geben sollte.

Die beiden alten Leute lachten wie die Kinder über ihre Unwissenheit, ihr naives Erstaunen und über all' die Proceduren, ehe sie sich heimisch auf dem ungewohnten Platz fühlten.

Dann ging's bergaufwärts, erst allmälig, einen schön beschatteten, sanft ansteigenden Pfad. Dann lag eine sich steil erhebende grüne Trift ohne Weg und Steg vor ihnen.

„Da hinauf?" fragte Emilie. Der Führer nickte.

Sie schüttelte den Kopf. Aber: „nur zu!" sagte sie lachend. Es schien ihr, als ginge es direct in den Himmel. Es führen viele Wege hinauf, auch manch' solcher, vielleicht, der wie dieser auf der Trift immer im Zickzack führt, vor dem Hinuntergleiten zu bewahren.

Oben weidete Vieh. Das Geläut ihrer Glocken klang lieblich durch die stille Luft. Weiterhin waren Pferde eingehegt. Sie setzten die Schwänze auf und liefen mit, so weit es die Einzäunung zuließ, die draußen befindlichen Gefährten wiehernd begrüßend. Immer höher, höher hinauf. Die schon erstiegenen Höhen lagen bald tief unten wie Maulwurfshügel. Die Aussicht veränderte sich. Die Montblanc-Kette wurde sichtbar. Dann fingen, wie verrätherisches Spiel neckender Geister, leichte Nebel an aus der Tiefe emporzusteigen. Sie verdichteten sich, schossen auseinander, verhüllten und enthüllten Bilder von wunderbar großartiger Schönheit.

Als sie oben ankamen, war die Aussicht ganz verhüllt. Nicht auf zehn Schritt war der Blick frei, und so gewahrte auch Keiner von Beiden, daß sie nicht allein oben waren, daß da, dicht am Rand der zu schwindelnder Tiefe hinabsinkenden Bergwand ein Wanderer saß, oder mehr noch lag, den Kopf auf die eine Hand gestützt. Neben ihm eine Staude Vergißmeinnicht, die er dicht neben dem Schnee wachsend gefunden. Weiß Gott, welche Symbolik er darin gelesen haben mochte. Er hatte die sich nähernden Geschwister eben so wenig gewahrt, wie sie ihn. Erst als der Laut der Stimmen in seiner Nähe erklang, wurde er aufmerksam.

„So", sagte Heinrich, „jetzt wären wir oben. Jetzt will ich's Dir sagen, was Du mir doch schon halb und halb vom Gesicht gelesen hast. Auf den Bergen wohnt die Freiheit, sagtest Du. Sie wohnt in der Menschenseele, so lange man sie nicht hinauswirft. In die meine ist sie wieder eingezogen. Ich bin frei, so wie man wieder werden kann, [illegible] Der Alvendal'sche Eisenhammer ist

bei der Subhastation im Namen Martin Giovanoli's zurückgekauft", setzte er mit gehobener Stimme hinzu.

Sie jubelte auf.

„Wer, wer sagt das?" mischte sich eine bebende Stimme in das Gespräch der Geschwister.

Dicht vor ihnen, zwischen ihnen und dem Abgrund, stand der Mann, der bei Heinrich's Worten aufgesprungen war, hinter ihm sank der Nebel in's Thal, im Sonnenlicht stand die Landschaft, im Sonnenlicht er. Seine schwarzen Augen strahlten Flammen der Erregung. An den Augen erkannte ihn Heinrich.

„Felix!" rief er und breitete die Arme aus. Einen Augenblick noch stand der Andere betroffen, zögernd, der ahnungsvollen Stimme seines Innern mißtrauend, einen Augenblick, — aber wie das Vergißmeinnicht neben Winterschnee, so blühte die Erinnerung neben dem Reif verflossener Jahre.

„Mein Wohlthäter, Verzeihung!" schluchzte Felix in des Bauraths Armen.

Auch seine Kette war zerbrochen, auch in seine Seele war Freiheit eingezogen.

---

Unten sahen Marga und die Kinder mit stiller und wachsender Seelenangst Stunde auf Stunde vergehen, ohne daß der Vater heimkam. Der Mittag zog vorüber, der Nachmittag folgte ihm, Felix war noch immer nicht da. Der Briefträger hatte einen Brief, den erwarteten Brief gebracht, er lag noch uneröffnet da; heimliche Sorge und uneingestandene Angst verschlang alle anderen Gedanken.

Ein in den Bergen abgefeuerter Schuß, dessen Echo tausendfach wiederhallte, erschreckte Marga so, daß sie leichenblaß wurde.

Aber sie raffte sich zusammen.

„Wir wollen den Brief jetzt lesen", sagte sie, „enthält er gute Nachricht, so empfangen wir ihn damit." — Sie öffnete und las laut:

„Im Auftrage Ihres Bevollmächtigten habe ich den Eisenhammer in der Subhastation für Martin Giovanoli erstanden und beehre mich, Ihnen dies hiermit ergebenst mitzutheilen."

Darunter eine ihr völlig fremde Unterschrift. Der Brief entfiel ihrer Hand.

„Zurückgekauft? für Dich? in meinem Auftrage? — ich verstehe kein Wort", stammelte sie.

„Für mich? — Ich will ihn nicht. Er gehört dem Vater!" brauste Martin auf.

„Schenke ihn mir, ich schenke ihn dem Vater wieder", jubelte Käthe.

Marga stand wie betäubt. Erlebte sie ein Märchen, träumte sie!

Da, rasche Schritte von außen her. Das Märchen wurde zur wahren Geschichte, der Traum zur holdesten Wirklichkeit.

Felix' strahlendes Gesicht gab die erste glückliche Aufklärung.

Während seine geflügelten Worte die Lücken ergänzten, trat Heinrich zu Martin, und ihm die Hand bietend sagte er freundlich:

„Ich habe dem Vater meine bösen Worte abgebeten, nicht wahr, ich kann mich nun ruhig und sicher meines Alters freuen. Du läßt mich leben, auch wenn Du groß bist, mein braver Bursche und guter Sohn?“

Der Knabe lachte ihn treuherzig an.

„Es ist Alles gut, nur daß ich den Eisenhammer haben soll, nicht“, entgegnete er.

„Das ist nur so eine Form für alle Fälle gewesen“, beruhigte ihn Heinrich. „Wir Drei, der Vater, Du und ich, werden nun wol einig über den eigentlichen Besitzer werden. Du am wenigsten sollst den Vater berauben.“

„Gehört der Eisenhammer Ihnen? Haben Sie ihn gekauft?“ fragte Martin zögernd, „werden Sie künftig dort leben?“

„Gott behüte, mir gehört er nicht, und dort leben? Was denkst Du?“ lachte der Baurath. „Ich habe meine Heimat gefunden. Ich weiß einen Kiefernwald in der sandigen Mark und einen blauen See voll Schilf und Wasserrosen — ich bin jetzt gerade glücklich genug, auch in dürftiger Natur die Schönheit der Welt zu erkennen. Ich brauche Menschen, brauche vor Allem eine treue und vergnügte Seele für's Haus, ich ziehe zu meiner Schwester —“

„Heinrich!“ sagte diese mit vor Freude bebendem Ton.

Er nahm sie bei Seite.

„Wenn Du willst“, sagte er. „Denn ich thue Dir ein Unrecht an. Mein Hauptvermögen bleibt in der Fabrik. Deine Kinder müssen sich mit dem Rest begnügen —“

„Gieb ihnen ein volles Maß Liebe, nimm's von mir, von ihnen an“, entgegnete sie freundlich.

Marga richtete sich aus Felix' Armen auf. Sie stand mitten im Zimmer, ihr glückstrahlender Blick flog von einem zum andern, jedem etwas Anderes spendend, dem Einen Dank, dem Andern Verständniß, Liebe Allen. Auch der Vogel bekam sein Theil. Als ihr Auge sein Bauer streifte, folgte sie unwillkürlichem Impuls. Sie trat an das Bauer und öffnete es.

„Wir sind Alle frei“, sagte sie leise, „also auch Du!“ Der Vogel hüpfte von einer Querstange seines Bauers auf die andere, ehe er die Absicht seiner Herrin begriff. Da, ein jubelnder Laut aus der kleinen Kehle wie zum Abschied, ein Flügelschlag und — noch ein befreiter Gefangener war der Fesseln ledig, die der Erfüllung seiner natürlichen Bestimmung im Wege gewesen.

## Gedichte
### von Arthur Fitger.

### 1. Der Eremit.

„Sei mir gegrüßt, du grüne,
Du Hochwaldeinsamkeit!
Hier ruhen Schuld und Sühne,
Hier ruhen Leid und Streit;
Doch bei den Menschen draußen
Da wogt's und kämpft und ringt,
Daß mir ein kaltes Grausen
Das tiefste Herz bezwingt.

Wie sie zum Ziele jagen
In sturmgehetztem Schritt,
Hat Keiner Zeit, zu fragen,
Wen er im Lauf zertritt;
Und Jauchzen oder Jammer —
Und Leben oder Tod —
Und Ambos oder Hammer —
Das ist der Welt Gebot.

Einsam und abgeschieden
Beschließ' ich meinen Lauf,
Nimm, heil'ger Waldesfrieden,
Den Eremiten auf!
Ich schlaf' auf dürrem Laube,
Und Atzung schafft mein Pfeil,
Und an der Menschen Raube
Hab' ich nicht fürder Theil."

Der Klausner sprach's. Da rauschte
Am Weiher Busch und Rohr,
Und eine Hindin lauschte
Zur kühlen Fluth hervor;
Sie trank mit durst'gem Munde,
Da schwirrte das Geschoß,
Und jäh aus tiefer Wunde
Ihr dunkles Herzblut floß.

Doch plötzlich — welche Flamme
Durchfunkelt rings den Wald!
Und dort — am Fichtenstamme
Welch' geist'ge Lichtgestalt?
„Kehr' um! Und ob du Schwingen
Auch nähmst vom Morgenroth,
Doch mußt du mit dir bringen,
So weit du fliehst, den Tod.

Wohin Du auch magst wandern
In weiter Gotteswelt,
Du siehst, wie Eins dem Andern
Zum Todesopfer fällt;
Und Menschen, Thiere, Pflanzen
Seit grauer Schöpfungszeit,
Gähren zum Heil des Ganzen
Erbarmungslos im Streit.

Denn was zu Daseinspflichten
Dem Erdenschoß entsprang,
Muß um sich her vernichten
In eignem Lebensdrang
Und Jauchzen oder Jammer —
Und Leben oder Tod —
Und Amboß oder Hammer —
Das ist der Welt Gebot.

Kehr um! Doch hör' das Eine!
Die Weltschuld, dazu dich
Das Dasein zwingt, durch reine
Weltliebe sühnt sie sich.
Nur wem aus vollstem Herzen
Entströmen Güt' und Huld,
Nur der mag still verschmerzen
Die ungemessne Schuld."

Die Stimme schwieg. Und leise
Säuselte durch die Nacht
Des Windes Schlummerweise,
Die Wälder wogten sacht;
Still ward's um Kluft und Weiher
Und still in Flur und Feld,
Als schritt' in heil'ger Feier
Die Liebe durch die Welt.

---

## 2. Beschwörung.

Der Regen klatschte, Sturmwind blies
In heulend wilden Chören;
Der Mann im schwarzen, blut'gen Vließ
Begann nun sein Beschwören,
Er warf in's Feuer giftig Kraut
Mit Blut von Schlangen überthaut.

„Du böse Macht, wer Du auch seist,
Mein brennendes Begehren
Sollst Du mir, allgewalt'ger Geist,
Du sollst es mir [illegible]en
Und meiner Seel' [illegible]isch Heil
Sei Dir als Loh[illegible]reis zu Theil."

Auf steigt der Rauch und breitet still
Sich aus wie schwarze Falten
Und in den finstern Wirbeln will
Ein Antlitz sich gestalten,
Es wächst und bildet sich mit Macht;
Und vor ihm steht der Geist der Nacht.

„Wirfst Du vor mir Dich in den Staub,
So will ich Dich erhöhen;
Der Länder und der Meere Raub
Sollst Du zu Füßen sehen;
Ich gebe Scepter Dir und Kron'
Und Lorbeer kränze Deinen Thron."

„Ich dürste nicht nach Ruhm und Ehr'
Und eitlen Herrlichkeiten,
Und nicht mit blutbetriestem Speer
Will ich die Welt durchschreiten,
Den Lorbeer hab' ich nie gesucht;
Dem Mammon hab' ich stets geflucht."

„Soll Dir der Erde Vollgenuß
Die durst'gen Sinne laben,
Willst Du des Weines Ueberfluß
Und Frauenschönheit haben,
Willst Du des Wissens letzten Kern
Ich geb's, erkenne mich als Herrn."

„Das heisch' ich nicht. Gieb mir die Kraft,
Daß ich der Seele Glühen,
Daß ich in Traumesleidenschaft
Geahnte Harmonien
So rein, wie sie der Geist ersann,
Mit Künstlermacht gestalten kann.

„Ein brennendheißes Sehnen treibt
Mich zu der Schönheit Bronnen;
Und unzulänglich Stückwerk bleibt,
Was schaffend ich begonnen;
Und Gott blieb taub, wenn ich gefleht,
Du Dämon, höre mein Gebet."

„Wie kann ich geben, was entstammt
Aus lichter Himmel Sphären?
Die Flamme, die bei Gott entflammt,
Kann nur ein Gott bescheeren
Und wenn Dir Gottes Kraft gebricht,
Des Abgrunds Geist verleiht sie nicht."

# Ein Spaziergang um die Erde.

## Wiener Weltausstellungsbilder in Siebenmeilenstiefeln.

Von **Arnold Wellmer.**

### II.

Mr. Phineas Fogg hatte gewettet, von London aus die Reise um die Welt in achtzig Tagen zu machen. Er trat die Reise mit seinem getreuen Diener Passepartout an und gewann die Wette — aber nur, weil er seinen Weg nach Osten zu nahm, der Sonne entgegenfuhr und so täglich vier Minuten ersparte, in achtzig Tagen also volle vierundzwanzig Stunden. Er würde diesen Tag und also auch die 20,000 Pfund der Wette verloren haben, wenn er umgekehrt nach Westen zu gewandert wäre . . .

Wir waren in einiger Verlegenheit, wo wir unsern wirklichen Pedalspaziergang — (in unserm ersten Artikel hatten wir uns damit begnügt, von der Höhe der Wiener Weltausstellungsrotunde im Prater aus unsere Augen spazieren gehen zu lassen) — durch oder um die Welt beginnen sollten. Phineas Fogg's glücklicher Erfolg führte uns auf den rechten Weg. Wir haben keine Minute Zeit zu verlieren — trotz unserer famosen Siebenmeilenstiefel. Wir haben für unsern Weltgang nur den einhundertsechzigsten Theil von Phineas Fogg's Reisezeit, knappe zwölf Stunden. Und was Alles haben wir zu sehen, zu hören, fühlen, schmecken, riechen. Da sind auch zwei gewonnene Minuten nicht zu verachten.

Gehen wir also von Westen nach Osten!

Aber auch der Westen ist groß und aller Anfang ist schwer. Wo zuerst die Fuß- und Federspitze ansetzen?

Der gute alte Onkel Sebastian, der uns durch seine hübschen Kindergeschichten zu den Siebenmeilenstiefel verhalf, hatte bei allen Fragezeichen des Lebens stets ein kerniges Leibsprüchlein bei der Hand und mir ist, als hörte ich ihn jetzt sagen: „Mein Junge, willst Du gut und sicher durch's Leben kommen, so fange klein an und höre groß auf!"

Ja, klein anfangen! Und was giebt's wol Kleineres und Niedlicheres im ganzen Westen des Weltausstellungsplanes, als — Monaco, das glückliche italienische Fürstenthümchen, das der Landesvater täglich zur Verdauungsbewegung umreiten kann, ohne daß ihm dabei die Cigarre ausgeht, und dessen größte politische und sociale Aufregung sich um die und mit der Roulettedrehung von Mr. Blanc bewegt!

Bella Italia, Land des ewigen Sonnenscheins und des glücklichen Nichtsthuns, welch' eine liebliche Heiterkeit strahlt Dein Monaco zum schwülen Dunsthimmel Wiens auf! Ganz Monaco ein Garten — ein ewiger wunderbarer „Frühlingsgarten, Adelaide!"

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
Im [illegible] Laub die Goldorangen glühn,
Ein [illegible] Wind vom blauen Himmel weht
Di[illegible] und hoch der Lorbeer steht?"



[illegible]



Baron Schwarz von Senborn.

stellung in der Rotunde fast abgedreht, um herauszubringen, wen jene kolossale weiße Portraitbüste auf dem stattlichen weißen Postamente darstellte, die unter so vielen berufenen Ausstellungswundern mit nur wenigen Auserwählten verherrlichend der Feier beiwohnen durfte. Und wie waren wir enttäuscht und doch erheitert, als wir später näher traten und in dem edlen carrarischen Marmor communes Stearin und in der europäischen Größe Mr. de Milly erkannten, den Erzeuger der Wiener Millykerzen! Doch soll hier nicht verschwiegen werden, daß Herr de Milly der eigentliche Schöpfer der österreichischen Stearinkerzenindustrie ist und daß in der von ihm gegründeten Fabrik im bierberühmten Liesing alljährlich über 60,000 Centner Talg vermillyt werden. Auch sonst finden wir noch reichlich Tempel, Vasen, Säulen, Pyramiden, Engel, Hunde, Katzen aus Stearin — und wie das duftet!

Ja, bierberühmtes Liesing im bierberühmten Oesterreich! Volle 483,800 Eimer hast Du im bösen Jahre der Gründungen gebraut und manche durstige Kehle damit erquickt. Nur St. Marx hat Dich um 20 und Klein-Schwechat um 135 Eimer geschlagen. Alle anderen berühmten Brauereien Oesterreichs, selbst die beiden so neumodisch beliebten Pilsener zusammengenommen, stehen Dir an Quantität weit nach. Die Bierproduction Oesterreich-Ungarns — also auch der Bierconsum Cis- und Transleithaniens hat sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Die einundzwanzig bedeutendsten Brauereien, die 1862 schon 2,220,863 Eimer Bier lieferten, spendeten im vergangenen Jahre nicht weniger als 5,433,904 Eimer. In unserm Praterwinkel, der augenblicklich die Welt bedeutet, haben sich Liesing, bürgerliches Brauhaus und Actienbrauerei zu Pilsen und Silberegg recht stattliche Hütten gebaut, in denen kühle Bierquellen unerschöpflich fließen. Nur König Gambrinus von Klein-Schwechat, im bürgerlichen Wiener Leben Herr von Dreher, hat sich vornehm einen trockenen Pavillon, einen kupfernen Braukessel als Krone auf dem Dach, gebaut — ohne sprudelnde Quelle. Der Herr von Dreher hat's Gott sei Dank nicht mehr nöthig, den Bierzapfen zu drehen.

Bier will getrunken, die gemalte und plastische „Kunst" gesehen, die Musik vor der Rotunde, auf den hundert ausgestellten und viel maltraitirten Clavieren der Industriehalle und besonders auf dem Mozartplatz von der Strauß'schen Kapelle gehört, der fünfzig-Kreuzerpreis eines Musikfessels gefühlt und der Duft von Seife, Parfüm, getrockneten Fischen, Wagenschmiere, Häuten, Talg, Theer, Blumen, Quecksilber und Sauren- und Salzgurken gerochen sein . . . meine Feder kann daher über diese inneren und äußeren Angelegenheiten zur Tagesordnung übergehen.

Nur der Kessel mit den 1000 Centnern Quecksilber aus dem k. k. Quecksilberbergwerk Idria, auf dem ganz lustig eine hundertpfündige Kanonenkugel umherschwimmt, macht mir gelinde Schauer und wenn ich die „unübertroffen dastehenden Gurkenproducte der ersten Znaimer Firmen" rieche — ach, da wird mir so sauergurkenzeitlich weh' um's hundstägliche Herz . . . Nein, Herr Generaldirector Baron Schwarz, Excellenz, die Ausstellung haben Sie wunderhübsch gemacht, das muß Ihnen Ihr Feind lassen, und daran fehlt's Ihnen ja Gott sei Dank nicht — viel Feind! viel Ehr'! — aber die sauren Gurken von Znaim hätte ich nimmer als Ausstellungsobjecte zugelassen, sie sind gefährlicher als das Leuwecken und des Tigers Zahn, ja, als der Mensch in seinem Wahn — sie wirken demoralisirend auf alle Welt, die sie sieht und riecht und nicht — ißt . . .

Dabei fällt mir schwer auf's Herz und auf die Feder, daß ic kein Wort über den Mann gesagt habe, der die Wiener Weltausstel Leben gerufen hat.

Wie Generaldirector Baron Schwarz-Senborn aussieht, erz Portrait im Salon besser, als meine Feder. Mit einem Wort: en englisch! Das zittert nicht nur durch die graumelirten englischen coteletten, das liegt im ganzen Schnitt, Ausdruck, Charakter des Gesi

Und doch ist Dr. Wilhelm Freiherr von Schwarz ein echter und überdies ein Mann, der seine heutige vielbeneidete und viel anges Weltstellung seinem Fleiß, seinen Talenten und seiner Energie verdank

Vor noch nicht langen Jahren hieß er einfach Herr Schwarz un kleiner Beamter, dann Secretair bei der Handelskammer. Den Gesand ten in London und Paris attachirt, erwarb er sich um Oesterreichs H und Gewerbe große, nicht unbelohnt gebliebene Verdienste. Bei den Lon und Pariser Ausstellungen fungirte er als österreichischer Commissar machte so die besten Vorstudien für sein großes Werk in Wien. Sc stieg er als Staatsbeamter und im Vertrauen seines Kaisers von Stuf Stufe. Er wurde geadelt, Freiherr, Geheimer Rath, Excellenz, Gene director — und erst vor wenigen Tagen hat der Kaiser ihm „in Anerkenn der von ihm geleisteten ausgezeichneten Dienste um die Wiener Weltausst lung das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen". Herr v Schwarz hat also die höchsten Ehren, Orden und Titel, die einem österreich schen Staatsbürger zu Theil werden können, bereits erreicht. Jetzt wird d übrige ausgestellte und besuchende Welt das Ihrige thun.

Was Baron Schwarz auf dem Weltausstellungsplatze geleistet ha kann nur Der ganz würdigen, wer seit zwei Jahren das Werk im Prate entstehen, Bäume fällen und verpflanzen, die Piloten, auf denen sämmtliche Gebäude stehen, unter dem Tactgeschrei von Czechen, Ungarn, Italienern, Slovaken u. s. w. einrammen, Eisenbahnen, Dämme, Baracken bauen, den Boden planiren, Züge mit Schotter, Balken, Eisen heranbrausen und dann nach und nach die eiserne Rotunde und alle anderen Gebäude sich unter tausend Schwierigkeiten und Sorgen erheben sah — und damit die heutige heitere, prächtige „Welt" im lachenden grünen Parke vergleicht, die wir sogleich im beflügelten Siebenmeilenschritt weiter durchwandern wollen, denn was Alles haben wir noch vor uns: Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Türkei, Egypten, Marokko, Japan, Persien, Amerika . . .

Hrumm — hrumm — hrumm . . . und so weiter fortissimo in infinitum, daß uns das Trommelfell weh' thut und das Herz in die Hosen und die schuldbewußte Feder aus der Hand fällt . . .

Das Nebelhorn brüllt: es ist sieben Uhr Abends, die Ausstellung wird geschlossen, Du hast nicht Wort gehalten, denn Du hast versprochen, den Leser — und o! die Leserin durch die ganze Welt zu führen . . . und Du hast ihnen übrigens außer Znaimer sauren Gurken den ganzen lieben langen Tag nichts Eß- und Trinkbares vorgesetzt und welche Delicatessen und Finessen giebt es bei den Frères Provenceaux, in der Mailändischen, Triester, Englischen, Amerikanischen Restauration, im Elsässer Bauernhause, bei Sacher, im Café Turc, bei den Indianern . . .

Pater peccavi! Und so Du willst, mein Leser — und Du, mein Herausgeber vom „Salon" — holen wir das Versäumte das nächste Mal nach.

Abschiedsblick werfen, denn der Dampf sprüht noch warm durch die große messingene Trompete neben der österreichischen Seeleuchte.

Seeleuchte und Nebelhorn haben denselben menschenfreundlichen Zweck: den Schiffern draußen im Meere Zeichen zu geben, die Seeleuchte bei Nacht, das Nebelhorn bei Nebel, den kein Licht, sondern nur der Schall durchdringt.

Die Seeleuchte ist bestimmt als neue Art Leuchtthurm an der dalmatinischen Küste aufgestellt zu werden. Ihr Unterbau dient als Wohnung für den Lichtwärter und als Standplatz für die Dampfmaschine, die durch das Nebelhorn brüllt. Die achteckige Laterne wird durch Petroleum erleuchtet, während man bis jetzt nur Oel verwendete, eben so sind die Prismen und Linsen zum Reflectiren des Lichtes und zur Erhöhung der Leuchtkraft neu. Doch interessanter für uns ist das Nebelhorn, wenn auch nicht angenehm für zarte Ohren. Der Erfinder ist ein Italiener, Abbani. Er construirte eine zitternde Metallzunge in einer Broncekapsel, die in eine acht Fuß lange Trompete ausläuft. Soll nun das Nebelhorn brüllen, so wird der Dampf des Kessels in die Kapsel gelassen, er setzt die Zunge in Bewegung und bringt so jene schrecklichen Töne hervor, die bei voller Dampfkraft dreizehn Seemeilen weit hörbar sein sollen. Durch die Erzeugung langer und kurzer Töne kann eine Zeichensprache ermöglicht werden, wie beim Telegraphen.

Mit dem Nebelhorn steht der Semaphor in Verbindung, der Zeichenträger, der in der Art der Signalarme an den Eisenbahnen eine Verständigung zwischen Schiff und Leuchtthurm erzielt.

Das Nebelhorn hat ausgebrüllt. Onkel Sebastian würde sagen:

„A Trumpetten, wenn man's gewehnt,
Is a wunderschenes Instrument."

Gute Nacht!

---

ich die Ewigkeitsgarantie nicht übernehmen. Ich habe die dünnen Latten zusammennageln, verrohren, und mit Cement verputzen sehen und am 1. Mai, bei der melancholischen Eröffnungsfeier der Weltausstellung, spielte der Mont-Cenis-Tunnel gar nicht mit. Er war noch ganz en chemise.

Was ist am Schönsten in der Schweiz? Das zierliche Schweizerhaus der Interlakener Parketfabrik? Die Spielwerke: „Steh nur auf, steh nur auf, lust'ger Schweizerbua!“ — die elektrischen Uhren, die Standbilder von Schweizerheroen, die Gewebe von St. Gallen und Appenzell, die künstlichen Gliedmaßen, die Cocons und Baumwolle, die Producte der Forstcultur, die Schnitzereien aus dem Berner Oberlande? Das Schulhaus mit dem schweizer Kernspruch:

„So Jemand wär' auf dieser Erde,
Der allen' Leuten Recht thun kann,
So bitt' ich ihn in allen Ehren,
Daß er mich diese Kunst möcht' lehren“

— den wir, trefflich in's körnige mecklenburger Plattdeutsch übersetzt, auch unter Fritz Reuter's Bild finden:

„Wenn Einer kümmt un tau mi seggt:
Ick mak dat allen Minschen recht!
So segg ick: leiwe Mann, mit Gunst,
O lihrn's mi uck des schwere Kunst!“

Wem gebührt also der Schönheitspreis, Herr Lieutenant?

„Rien du tout — du tout — du tout . . .“ Ich für meine Person würde die Medaille für Schönheit von ganzem Herzen den lieblichen Maidschi in der schweizer Conditorei zusprechen — nur schwanke ich alle Tage ein halb Dutzend Mal zwischen der blonden blauäugigen Mimili mit dem schwarzen Sammetcorsettli, den silbernen Kettli und dem duftigen, lustigen weißen Chemisettli — und der braunaugigen rothröckigen Leni, je nachdem die Mimili oder die Leni mir den Blümlikaffee, das Kirschwasser, das schimmernde Eis und die Kirsch- und Erdbeertörtli bringen und sich zu mir setzen und mich anlächeln und mit mir schwätzen . . . Sie schwätzen freilich ein verflucht gutes Wienerisches Deutsch, wie's in den Schweizer Bergen schwerlich wächst — aber das thut nichts, sind sie doch bild- und blitzsauber zum Anbeißen . . .

So, die Qual der Wahl wäre glücklich beseitigt . . . Ein blau-weißes Kriegszelt? Schweden? Auch Du, Brutus? Schweden-Norwegen krieggerüstet, welch' ein Anachronismus. Karl XII. ist ja schon seit anderthalb Jahrhunderten todt und Bernadotte hat mit den Schweden ja nur ein Bischen Krieg gespielt. Heil Dir, Suecia, Halbinsel des eisernen Friedens und des friedlichen Eisens. Dein Guß- und Bessemerstahl, Schmiedeeisen und Eisendraht sind weitberühmt — fast so weit wie Deine trefflichen Zündhölzchen. Musterhaft ist Dein Erziehungs- und Schulwesen, sehr interessant Deine Hausindustrie, reizend die Gruppe der schwedisch-norwegischen Nationaltrachten, der Brautleute im glitzernden Staat, der Lappländer in Pelz und rennthierbespanntem Schlitten oder zehn Fuß langen Schneeschuhen, alle mit lebenswahren Charakterköpfen aus der feinfühligen Hand des Stockholmer Bildhauers Södermann — lehrreich die schwedisch-norwegische Fischerausstellung, delicat der schwedische Fetthering — o, und über Alles köstlich der echte schwedische Punsch, der brennend aufgetragen wird . . . aber, Deine Kriegsrüstung, glückliches, friedliches Schweden, thut uns für Dich weh'!

Wir spazieren durch reizende großartige Gartenanlagen, vo springenden Wassern, an gelangweilten Schwänen, die sich mit dem nischen Einzel-Bassin-Haft-System nicht zu befreunden vermögen, — an einem prachtvollen gothischen Grabmal, dem nur der Begrabene – ihm! — fehlt, — vorüber an dem stattlichen weißen Jurypavillon, wir — wohl uns! — nichts zu suchen haben, — vorüber an melanch Sesselvermietherinnen, à 10 Kreuzer, denen aber entweder der Rege der Sonnenschein Tag für Tag die Zehnkreuzersitzer — wohl ihnen! – dem Garn treibt, — vorüber an zwei feisten französischen Bronzelöwer vor der Rotunde Wache halten und von vergangener oder zukün gloire träumen, — halb vorüber an dem „Pavillon der österreich Sparkasse, zur Darstellung des Sparkassawesens", dieser grimmigsten S auf diesen Wiener Sommer, in dem allein an der Wiener Börse über send Millionen Gulden verloren gingen . . . und wir stehen vor ei wunderprächtigen, lieblich heitern Stück „gefrorener Poesie" — vor österreichischen Kaiserpavillon.

Ist der Glanz und Luxus, oder der feine Geschmack in der Ausstattu dieses heitern weißen Säulenbaues bewunderswürdiger? Sie sind einan ebenbürtig.

Durch blinkende Marmorsäulen treten wir in ein offenes Vestibüle m kunstvollem Mosaikboden, leuchtenden Wand- und Deckenmalereien, Blumer gruppen, Statuen — dann in den Salon der Kaiserin. Blaue, golddurch wirkte Atlastapete, das anmuthige Deckenbild auf blauen Atlas gemalt, di weißlackirten Thüren, das weiße Getäfel mit farbigen Arabesken verziert. Weißer Marmorkamin, Spiegel, Pianino, Spitzenvorhänge, Uhren, Vasen, Schalen, Lüstre, Teppiche, Meubles — wahre Kunstwerke. Der blaue Atlas der Sessel und des Divans ist im Erlöserkloster von den Nonnen prachtvoll in bunter Seide gestickt. Der Salon des Kaisers goldgelb mit aufgesetzten Sammetornamenten und Portièren von gleichem Stoff, schwarzer Marmorkamin, Polysandermeubles mit Gold, Deckenschnitzereien, Thüren, Kaminaufsatz von dem gleichen schwarzpolirten Holz mit Goldverzierungen. In kaum geringerer Pracht sind die beiden Salons für die Erzherzoge und -herzoginnen.

Oesterreichs Industrie und Kunst repräsentiren so würdig und anmuthig als Wirthinnen — wie die berühmten „Wiener Schönheiten" sich selber in Bild und Leben. Bleiben wir bei den photographirten Schönheiten, denn die sind schöner als die lebenden. Besonders, weil sie nicht sprechen. Die Wienerin wird nicht schöner, wenn sie den Mund aufthut.

Die blonden „molletnen" Schönheiten herrschen vor. Jede hat ihre lieblichste Pose angenommen. Die eine legt das holde Köpfchen mit den reichen Haarfluthen träumerisch in die Hand, die zweite drückt den schlanken Zeigefinger grübchenbildend an's Kinn. Die dritte bewundert sich im Spiegel, die vierte sich über die Schulter à la Princesse Charles, die fünfte schimmert in blendender Beleuchtung en profile, die sechste en face, die siebente en costume, gepudert und geschönpflastert, die achte als Großherzogin von Geroldstein, mit dem „Sabel — dem Sabel — dem Sabel, den einst mein Vater trug" — die neunte präsentirt nur ihr neckisches Köpfchen durch die Thür — Baronesse Frou-Frou-Edelsheim-Gyulai blinzelt uns durch ihre vorgehaltenen zehn Finger an. — Hero-Frank breitet die classischen weißen Arme sehnsuchtsvoll nach Leander-Robert aus — Pepi Gallmeyer-Tewele macht entsetzt große Augen über die Verworfenheit der Welt im Allgemeinen,

der Wiener im Besondern und der Theaterrecensenten im Besondersten, die der Pepi-Launen endlich müde geworden sind ... Doch halt, wir sind schon über die Schönheitslinie hinausgegangen.

London zählte 1851 nur 7381 englische, Paris 1855 nur 10,003 französische Aussteller — Oesterreichs Kunst und Industrie ist auf der ersten Wiener Weltausstellung durch 15,061 einheimische Aussteller vertreten. Besonders excelliren diese durch Glas und Metallwaaren, Galanterieartikel in Gold, Silber, Juwelen, Bronce, Leder, Meerschaum, Elfenbein, durch Kunstmöbel, Musikinstrumente, Stearinkerzen, Seifen 2c.

Wir müssen uns hier natürlich auf einige interessante Schaustücke und Curiositäten beschränken. Da ist ein echt kaiserliches Dessertservice in Krystallglas, Gold und Email, geblasen und geschliffen in Böhmen. Der Glasgraveur hat volle drei Jahre daran gearbeitet. Die Gold- und Emailfassungen hat Wien geliefert ... Alles entzückend schön — nur an die ungeschickten Lakaienhände dürfen wir nicht denken, die über kurz oder lang dies gläserne Wunderwerk zertrümmern werden, sonst wird uns wehmüthig, wie beim Betrachten der alten, vergilbten, verstaubten Missales, an deren Bildern und Kunstschrift so manches reiche Menschenleben verpuffte — fast so wehmüthig wie vor den silbernen Prunkbetten Ludwig XVI. in Versailles, wenn wir hören, daß diese zeitgeschwärzten Silberstickereien hunderte von Menschenjahren kosteten.

Aber ganz wild möchten wir werden über das so viel gepriesene Wunderwerk des Herrn J. W. Schreiber, Professors der Stenographie und Technik an der Wiener Universität. Wie hat der Mann sich an seinen Augen versündigt und seine Zeit und Geisteskraft verschleudert! Er hat Homers Iliade auf achthundert so winzig kleine und dünne Seiten stenographirt, daß das ganze Werk „bequem in einer Nußschale Platz hat“. Er hatte im Plinius gelesen, daß zu dessen Zeit schon ein solches Schreibekunststück existirte und daß Fianero jene „Iliade in einer Nußschale“ mit eigenen Augen sah. Und das ließ unsern Wiener Stenographen nimmer schlafen. Aber, Herr Professor, sagen Sie uns doch um des alten Homeros willen, welcher Mensch — Sie selber nicht ausgenommen — hat den geringsten Nutzen von Ihrer Herkulesarbeit en miniature? Und jede nutzlose Arbeit ist in unseren Augen eine taube Blüthe, die vom Baume fällt, ohne Frucht anzusetzen.

Oesterreich ist überhaupt reich an Curiositäten. Da hat Görz in einem Bücherschrank eine bunte starkbändige Bibliothek ausgestellt, ohne einen einzigen Buchstaben Inhalt. Alle Bücher sind aus massivem Holz, die verschiedenen Holzarten des österreichischen Küstenlandes repräsentirend. Das erinnert mich an jene schöngeschmückte hölzerne Scheinbibliothek, die unsere braven Soldaten in einem Schlößchen vor Paris zierlich geordnet fanden und die ihnen dann in den windigen Kaminen so gute Dienste leistete. Auch ein alter reicher pommerscher Sammler aus meiner Knabenzeit steigt vor dieser hölzernen Bibliothek plötzlich in meiner Erinnerung auf, obgleich ich noch als Schulknabe an seinem Grabe mit der „ganzen Schule“ (zwölf Knaben) einen „gewählten Gesang“ gesungen und dafür einen Silbergroschen erhalten habe. Für den „ungewählten“ Gesang: „Ich steh' mit einem Fuß im Grabe“ — Manche sangen auch wol „im Graben“! — gab's nur sechs Pfennige. Es war für uns Kinder stets ein Fest, die Schätze des alten Sammlers auf seinem Gute besehen zu dürfen: seine Treibhäuser, die Spielereien im Park, den prächtigen Geflügelhof, die reiche Volière mit dem alten

Papagei, der immerfort kreischte: „Adolf! Adolf! wo bist Du?“ und die glänzend gebundene Bibliothek mit den stolzen Goldtiteln in den stets verschlossenen Glasschränken. Es machte sich besonders hübsch, daß alle Bücher in demselben Fach ganz egal gebunden und gleich hoch waren. Den Schlüssel zu seinen Bücherschränken hatte der alte Adolf stets verlegt. Als wir ihn aber zu Grabe gesungen hatten und uns nach Kinderart schon auf die lustige Auction aller Herrlichkeiten freuten, da wurde auch die kostbare Bibliothek etwas genauer betrachtet. Es war prächtig gebundene und betitelte — Maculatur, sauber nach Zollstock und Winkelmaß beschnitten, hier auf Kosten der Köpfe, dort der Füße. „Adolf! Adolf! wo bist Du?“

Das hölzerne Oesterreich ist überhaupt reich in Schnitzwerk vertreten. Hier ein Kleiderstock aus Bleiburg, kunstvoll aus neunzig Holzarten Kärntens zusammengesetzt. Dann das berühmte geschnitzte Getäfel der Ritterstube aus dem Schlosse Feldthurm in Tirol, wie's in der ganzen Welt nichts Aehnliches giebt. Und dort hat ein schlichter Tischlermeister aus dem Salzburgischen die „Untersberger Sage“ in seinen Feierabendstunden mühsam in Holz geschnitten — eine Riesenarbeit und der Beweis eines reichen ursprünglichen Bildnertalents, dem selbst des Lebens harte Brodarbeit die knospenden Blüthenträume nicht zu rauben vermochte. Und doch kann's Herz Einem recht weh' thun vor diesem geschnitzten Bilde! Mir fiel ein anderes Bild dabei ein. Ich ging einst am ersten Juni über den rauhen Oberharz. In der Nacht war das Kartoffelkraut schwarz gefroren und der einzige Kirschbaum in dem armen schindelgedeckten Dörfchen, der am Sonnengiebel eines geschützten Hauses Blüthen getrieben, hatte sie verloren. Wie Schneeflocken — wie weiße Thränen lagen sie zu seinen Füßen ... „Er blüht alle Frühjahr so schön und die Kinder freuen sich immer wieder auf die Kirschen — aber er hat auch noch nicht eine einzige zur Reife gebracht. Ihm fehlt die Sonne!“ — sagte mir der Harzer, der vor seiner Hausthür Schindeln spaltete, mit seiner stillen Stimme, aus der nicht einmal Trauer klang ... Es ist eine gar wehmüthige Geschichte, so ein gottbegnadetes Menschenleben und Menschenherz voll immer neuer Blüthentriebe — — denen nur Eines fehlt: ein wenig warme Sonne zur Fruchtreife!

Da hat auch ein armer böhmischer Holzschnitzer unter Sorgen und Entbehrungen und mit vieler Mühe den „Tempel in Jerusalem“ gearbeitet und hübsch bunt bemalt und er und seine Schwester haben ihn hoffnungsvoll nach Wien gebracht und zum Verkauf ausgestellt ... und da ist der Regen durch's Dach des Hofes für Holzindustrie gedrungen und hat den Tempel aus dem Leim getrieben und die hübschen bunten Farben abgewaschen und Bruder und Schwester stehen da bei den Trümmern ihrer Hoffnungen und weinen bitterlich ...

Auch in Korkschnitzerei haben wir recht wehmüthige Geschichten: das Portrait des unglücklichen ermordeten Kaiser Max, umgeben von einem Kork-Lorbeerkranze — und sein reizendes „Schloß Miramare bei Sonnenbeleuchtung“, in dem der poetische Erzherzog Maximilian einst so glücklich war ... Kaiser Max in Kork! Ja, wenn's nicht so wehmüthig wäre, so wär's trotz aller Künstlichkeit recht abgeschmackt lächerlich!

Gut, daß wir durch den Kork aus der Wehmuth herauskommen. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Auch vom Kork-Max bis zum Stearin- de Milly.

Die Hälse haben wir uns während der feierlichen Eröffnung der Aus-

Das ist unser niedliches, liebliches Monaco! Und da steht neben dem hohen Lorbeer und der stillen Myrthe in freier Erde der üppige Ficus mit den dicken, saftigen, dunkelgrünen Blättern, den unsere Frauen und Fräulen unter dem Namen „Gummibaum" in deutscher Stubenluft so gern eines langsamen Gifttodes sterben lassen. Da flüstern in der Morgenluft mit einander das schlanke westindische Zuckerrohr und der neuseeländische Flachs, der besonders stolz auf seine Unzerreißbarkeit während seiner grünen Jugend ist. Oliven und Pfeffer reifen ihre gewürzigen Früchte sogar unter der Wiener Sonne — und da — cara memoria aus der Kinderzeit, „o wie so weit!" — ja, da wächst der Johannisbrodbaum so fruchtreich und harmlos, als wäre der Wiener Prater sein Heimatland ... Aber alle Bäume und Pflanzen und Blumen Monaco's müssen die Blätter und die Blüthen strecken vor den beiden riesigen Agaven in den prachtvollen antik geformten und bemalten Vasen — vielleicht die ersten Agaven, welche Wien blühen sieht. Wie schlank und stolz die baumhohen Stengel mit den leuchtenden Blüthenglocken aus den stacheligen dicken Blättern aufragen, — diese Blätter, an welchen sich unsere deutschen Klempner so gern auf Thorwegen, Rampen und Gärtenpostamenten blechern versündigen. Das Volk und die Poeten nennen die Agave lieber „Aloë" und erzählen sich und uns die Wundergeschichte, daß die Aloë nur alle hundert Jahr ein Mal blüht und dann abstirbt. Heine vergleicht sein Herz einer Aloë — mit poetischer Freiheit. Denn wie oft hat sein stacheliges Herz geblüht!

Im königlichen Schloßgarten zu Charlottenburg ist vor vielen, vielen Jahren eine Agave zur Blüthe gekommen. Das war ein Ereigniß für ganz Berlin. Alle Welt strömte hinaus, die Wunderblume zu sehen. Das Agavenhaus wurde dazu umgebaut und mit Galerien versehen. Der Hofmaler Völker erhielt den allerhöchsten Auftrag, die Agave zu malen und als Staffage — den König Friedrich Wilhelm III., die Fürstin Liegnitz, Prinzen, Hofdamen und den Hofgärtner Fintelmann in seiner allerschönsten Weste. Fintelmann war nämlich berühmt wegen seines zierlichen und prachtvollen Westensystems und seiner — Eitelkeit. Das Bild hängt heute noch im Schloß zu Charlottenburg. Und doch war jene blühende Agave nur das Angstproduct von Treibhaushitze, während unsere Agaven in der Erde und unter der Sonne Italiens ihre Blüthen zeitigten ... Werden sie ihre schöne Heimat wiedersehen? Ich fürchte, sie sterben an den Herbstwinden der rauhen Fremde.

Doch wir sind ja in Monaco — in dem lachenden Garten Italiens und kein Pistolenschuß von der Roulette des Herrn Blanc stört die Heiterkeit. Edelschöne antike Statuen blinken aus dem Baumgrün vor. Eine zierliche Villa, leuchtend von Glas und Farben, ladet uns ein. „Auf Säulen ruht ihr Dach!" Die luftige Veranda hat einen kunstvollen Mosaikboden, farbenglühende Wandmalereien, Italienerinnen mit lockenden Augen. Der glückliche Alleinherrscher von Monaco macht uns als weiße Marmorbüste auf schwarzem Sockel die Honneurs. Man sieht's ihm nicht an, daß vor einem Jahre die Gemalin seines Sohnes, des Erbprinzen, eine Enkelin der Großherzogin Stephanie von Baden, mit so viel Zeitungslärm der Krone Monaco's entfloh. Er steht da, wie der selige Asmus: omnia sua secum portans. Alle Kunst- und Industrieschätze Monaco's umgeben Carlo III.: edelgeformte Krystallcaraffen mit feinsten Liqueuren, Fayencen, Thonkrüge, etrurische Vasen, polirte und kunstvoll gravirte Wasserkürbisse, köstliche

Schnitzereien und Mosaiken aus dem Holz von Lorbeer-, Oliven-, Ci
und Johannisbrodbäumen . . .

Monaco lockt uns zu einigen Seitensprüngen durch Italien.
Freiheit werden wir uns auch bei den übrigen Ländern bedienen,
hier auf dem Papier etwas mehr zu concentriren, als es ihnen in de
gestellten Praterwelt vergönnt war. Unsere Mittel und Stiefel erl
uns das.

Von Monaca bis Mailand in der Industriehalle ist ein Sprung.
hier liebliche Heiterkeit, wohin das Auge blickt. Mögen die klugen K
krittler über diese marmornen italienischen Knaben und Mädchen auch
so viel zu raisonniren haben, ich schreibe hier mit Vergnügen nieder,
die rosige, blitzäugige Mali zu der feschen brünetten Sali soeben vor Lu
jungen Mädchen, die mit der Rechten die Schürze voll Blumen hält
mit der Linken einen Ball wirft, sagt: „Ach, wie wunderreizend — und
halb so decolletirt, wie die Heisler vom Karltheater — Du weißt d
Sali, daß die Heisler eine Schneiderstochter aus Berlin und die Schwäge
vom alten König von Portugal ist und wer ihr die Tausendguldenkleit
die's an der Schleppe wieder einholen, was ihnen oben fehlt, und die viel
Schönpflästerchen schenkt?" — und was Sali von dem „jungen Columbu
laut denkt: „Nein, wie wunderlieb — zum Küssen! Der ist doch noch bil
hübscher, als der schöne Robert vom Laubetheater in Tricot . . ." — „Wunde
reizend und wunderlieb" ist auch die Strickerin, die zugleich in einem Buc
liest, nur kränken unser marmorgewöhntes Auge die stählernen Stricknadel
und die schwarzen Buchstaben des Marmorbuchs, nicht weniger als die glä
serne Seifenblase am Rohr des blasenden Knaben . . . Doch man muß diese
lieblichen Marmor-Genrebilder aus dem Kinderleben sehen, dies Spiel mi
Kätzchen und Hündchen und Blumen, um Sali's und *Mali's Entzücken* zu
verstehen. Eine pikante Ueberraschung ist der Broncekopf des „Mohren von
Venedig" in der weißen Marmorcapuze, das Bronceauge *mit der* Bronce-
thräne auf das zart gestickte Marmortaschentuch gerichtet, mit dem die Bronce-
hand soeben die arme Desdemona getödtet hat — und sein *vis-à-vis: die*
broncene „Afrikanerin" mit den weißen Marmortüchern, den broncenen Man-
zanillenzweig in der Hand . . . „Unsere Lucca als „Afrikanerin" *war doch*
schöner!" — sagt ein Berliner in alter süßer Gewohnheit.

Korallen aus Livorno! Meine Leserin — ich nenne Dich, trotz vieler
berühmter Federn, weder hold, noch schön, noch liebenswürdig, *noch werthge-*
schätzt, da ich mir denke, Du findest solche Complimente eines Unbekannten
einer Unbekannten gegenüber weder geist- noch geschmackvoll — *meine Leserin,*
die Korallen seien Dir geweiht. Keinen Dank — es folgen noch etliche
Scheffel Diamanten und Perlen nach. — In Bildern siehst Du *hier die*
Korallenfischer auf dem Meer, dann wie die rothen Riffgewächse geschliffen,
gebohrt, polirt und für Dich zum Tragen auf Schnüre gereiht werden.

Diese prächtigen Korallen sind meistens an den *Küsten Sardiniens ge-*
brochen. Daneben sind zum Vergleichen Korallen von Algier, Tunis, Tri-
polis und der spanischen Küste ausgebreitet. Auch arme *„todte Korallen",*
die vom Sturm aus ihrem Lebenselement gerissen wurden und im *Meere zu*
Leichen erbleichten. Ihrer Farblosigkeit wegen sind sie bei Dir, grausame
Leserin, obenein noch verachtet. Aber wie Dein Auge *sehnsuchtsvoll auf-*
leuchtet bei den seltenen rosenrothen Korallen! Ihre Königin, von der Größe
... werth. Der *glückliche*

Kaiser von China ist sogar im Besitz von zwei Kora
Taubeneier. Er hat schon 50,000 Frcs. geboten, um
zu bekommen. Umsonst! Hätte ich den Drilling —
holfen werden. Er liebt die Korallen nicht weniger,
Persien die Diamanten, und wo Nassr-ed-din seinen
binnen in Europa jetzt Diamanten verehrt, würde
ihnen köstliche Korallenschnüre umhängen, wie seine
verfen Mütter solche kürzlich bei seiner Thronbesteigun

Hier in diesem Kasten schöne Korallen mit
Köpfen, Rosen, Blättern . . . Ah! das ist interessant!
bei einem derben Fluch die geliebte Thonpfeife in's M
auf ein Korallenriff und da sind beim Rauschen der
der Jahre auf und aus der Pfeife echte dunkelrothe
— und hier gar aus einem alten Tintenfaß . . . Ha
in meinem armen Tintenfaß auch eine kleine Korall
bekommst Du, meine Leserin, geliebte Korallen sta
T'ung-Chih aus der „Blume der Mitte“, vielleicht s

Bologna stellt Gewürze zur Beförderung der
der Kauwerkzeuge aus und nebenbei sein bestes —
Cattù Montini e Marchi Apothekerkunst Bologna —
haft Cattù in dem Jahre 1812, von Monti
Alle anderen war Kügelchen, welche man unter diesen Na
und ein Nachdruck, sind. Die Wirkungen des Cattù
bereitet, sind in dem Magen besonders offenbaret, er
Verdauung, mit dem Athem Entwickelung der Gaz welch
macht also Wohlreichend und das Zahnfle

„Ja, den Mond ist Alles im Sonnenlande Italia —
Venezianischeiter Mondphotographien. „Der Mond ist
italienische hat solche Lichtkraft, daß er den
Arbeit Sonnen dienste leistet. Und diese duftigen Mond
lich schön unendlich poetisch.

Von leuchtender Heiterkeit strahlen die Venezianis
Mosaiken. Karl war das herrliche Mosaikbild, für da
Malers Glas bestimmt, hat nichts Kirchhofdüfte
farbigen sten zusammengesetzt zeigt es uns den
violetten etmantel, geführt von dem Engel mit
auf seinem n Gange — in jenes unbekannte Land
wiederkehrt. oldig schimmernde Glaspasten bilden der
Diese nst der Glasmosaiken, vor Jahrhund
Blüthe, wa t ganz verloren gegangen. Durch Stud
Versuche dem Venezianer Künstler Radi gelungen,
Jugend ist wieder aufblühen zu lassen. — Die Misch
ist das Schö rigste. — Die Pasten werden in eine Lage
gedrückt und ach dessen Erhärtung abgeschliffen.
Und che wunderbaren Rosen erblühen in der
Thautropfen glitzern im halb erschlossenen Kelche der
zittern auf en grünen Blättern und den niederriesel
Falter fun an der Rose . . .
Man nt die Rose „Königin der Blumen“, diese
das Prädica „kaiserlich“ — und mit Recht. Den flimm

des Falters hat die Ex-Kaiserin Eugenie geliefert, natürlich gegen fs viel tausend Francs — die Rosenblätter sind aus der Ex-Königin Tugendrose ... nein, nur aus einem vermöbelten Stirnbande gebro und Rose und Falter werden das Haar der Kaiserin von Rußland sch Es ist eine kleine kindliche Aufmerksamkeit des Großfürsten Thron für seine Mama. Leserin, der Himmel bescheere Dir auch solch Mustersohn — oder wenigstens einige Byssus-spendable Municipalrät Tarent.

Wie sehr gönne ich Dir einen Byssusmantel, hingehaucht wie eine zianische Mondphotographie. Schon die alten römischen Kaiserinnen sch ten sich mit köstlichen Byssusgewändern. Diesen Mantel hat das Munic von Tarent der schönen Kaiserin Elisabeth „zu Füßen gelegt.“ Warum um die Schultern, wohin er doch gehört? Das Municipium von T würde auch Dich, unbekannte Leserin, auf hundert Meilen Distanz hold, benswürdig, schön, theuer, werthgeschätzt nennen. Ich werde es nie Municipalrath von Tarent und nie zum Byssusmantel bringen.

Byssus?

Opodeldoc ist, wenn man Kreuzschmerzen hat. Byssus ist eine g exclusive Auster im Meerbusen von Tarent, die so stattlich bebartet ist, sie sich ganz in diese feinen Bartfäden einwickelt. Daraus wird der köstli Byssus gehaspelt, gesponnen, gewoben — was weiß ich! „Ein Schelm, mehr giebt als er hat“, sagte Onkel Sebastian.

Auch die „Stadt“ Tarent hat einen Byssusmantel ausgestellt, ein G schenk für die Herzogin von Aosta, um sie für den verlorenen Königsmant von Spanien zu trösten. Ich glaube, Frau Isabella, zur Zeit in Wie Gräfin von Toledo, bedarf dieses Trostes mehr, als die Herzogin von Aosta

Eine hübsche Gelegenheit, hier gleich einzuschieben, daß wir Spanien mit gutem Gewissen übersiebenmeilenstiefeln können — auch Portugal und sein „Musterschulhaus“. Wenn Spanien doch wenigstens seinen blutigen Karlistenpriester Santa Cruz in einem hübschen ein- und ausbruchsichern Johann-von-Leyden-Käfig ausgestellt hätte, da wäre wenigstens daheim viel Blutvergießen eingestellt worden.

Dem alten Rossini kann ich aber nur zur Hälfte Recht geben, der jeden Spanier, auch wenn er ihn zum ersten Mal sah, zärtlich umarmte: „aus Dankbarkeit, daß er überhaupt existirt — denn wenn es keine Spanier gäbe, ständen meine Landsleute, die Italiener als das letzte der Culturvölker da!“

Wie sehr der witzige Maëstro von Pesaro mit den Spaniern Recht und in Bezug auf die Italiener Unrecht hat, beweist die Wiener Weltausstellung.

Durch den Mont-Cenis-Tunnel spazieren wir in die Schweiz. Der Tunnel ist das größte Wunder der Technik und Energie unseres Jahrhunderts. Selbst die stolze Rotunde, die so vornehm auf seine cementne Grauheit niederlächelt, schrumpft in nachdenklichen Augen neben ihm zusammen. Und wie bescheiden sieht das Portal von Bardonnèche aus. Am 14. Nov. 1857 drangen die Bohrmaschinen hier zuerst dem alten stolzen Mont-Cenis in's Gestein — und nach dreizehn Jahren erscholl ein Jubel im Herzen des Berges in italienischen, französischen und deutschen Zungen ... 12,333 Kilometer Felsen waren durchbohrt und das italienische und französische Licht strömten ineinander ... Ein Riesenbau für die Ewigkeit; NB. — der echte Mont-

Tennessee ihr folgte und wo sie zusammen einen Hausstand be[illegible] mal ohne die Hülfe eines Friedensrichters. Tennessee's Part[illegible] Verlust seines Weibes einfach und ernst auf, wie seine Art wa[illegible] Tennessee eines Tages von Marysville ohne seines Partners [illegible] kehrte — da sie gelächelt und sich mit einem Andern geflü[illegible] Tennessee's Partner zu Jedermanns Staunen der Erste, d[illegible] Hand schüttelte und ihn mit Herzlichkeit begrüßte. Die Bursch[illegible] auf dem Bergabhang versammelt hatten, um dem Zweikampfe [illegible] waren natürlich empört. Ihre Entrüstung hätte sich vielleicht [illegible] Bemerkungen Luft gemacht, wenn sie nicht im Auge von Tenn[illegible] einen gewissen Blick bemerkt, der deutlich einen Mangel an [illegible] Auffassung bekundete.

Er war in der That ein ernster Mann, mit einem [illegible] halten an practischen Einzelheiten, das in einer schwierigen [illegible] werden konnte.

Indessen hatte eine allgemeine Mißstimmung gegen [illegible] gegriffen. Er war als Spieler bekannt und man vermu[illegible] ein Dieb sei. In diese Verdächtigung wurde Tenne[illegible] hineingezogen: seine fortdauernde treue Verbindung mit [illegible] der vorhin erwähnten Geschichte, konnte nur durch [illegible] werden, daß sie auch bei ihren verbrecherischen Ha[illegible] Sache machten. Endlich wurde Tennessee's Schuld [illegible] überholte er einen Fremden auf dem Wege nach Re[illegible] berichtete später, Tennessee habe ihm die Zeit durch [illegible] ter Anecdoten und Erlebnisse vertrieben, dann aber [illegible] unlogisch mit den Worten beschlossen: „Und nun, ju[illegible] mir Ihr Messer, Ihre Pistolen und Ihr Geld aus. [illegible] Sie in Red Dog noch in Verlegenheit verwickeln und [illegible] Verführung zum Bösen. Mir ist, als nannten Sie [illegible] San Francisco; ich will mich bemühen, Ihnen dort ein[illegible] Es mag hier erwähnt werden, daß Tennessee einen fris[illegible] in sich hatte, der keine geschäftlichen Sorgen und Verle[illegible] drücken konnte.

Diese [illegible] enthat war seine letzte. Red Dog und [illegible] den sich zu [illegible] gemeinschaftlicher Sache gegen den Straßen[illegible] Jagd auf [illegible] als er fast ganz in die Enge getrieben [illegible] verzweifelte [illegible] strengung noch einmal durch, seinen Re[illegible] vor den [illegible] abfeuernd und stürzte den Bergabha[illegible] äußersten [illegible] wurde er durch einen kleinen Mann [illegible] Pferde ange[illegible]en. Die Männer blickten sich einen Mo[illegible] Beide waren unerschrocken, kaltblütig und furchtlos, bei [illegible] vilisation, die man im siebzehnten Jahrhundert heroisch [illegible] und jetzt nur schlichtweg als „sorglos" bezeichnete.

„Was habt Ihr dort bei Euch?" fragte Tennessee [illegible]

„[illegible] Buben und Aß", entgegnete der Fremde eben so ru[illegible]

„[illegible] mich, da wäre ich die Partie", erwiederte Tennessee und [illegible] [illegible] warf er sein nutzloses Pistol weg und ritt [illegible] zurück.

Es war eine warme Nacht. Der kühle Lufthauch, [illegible] dem Rücken [illegible] ken der Sonne hinter dem mit Eichengebü[illegible]

gebirge sich erhob, blieb an diesem Abend Sandy Bar fern. Das kleine Bergplateau war bis zum Ersticken mit harzigem Duft erfüllt und das am Ufer des Flusses liegende vermodernde Treibgehölz fügte seinen ungesunden Hauch hinzu.

Die fieberhafte Aufgeregtheit des Tages und seine ungestümen Leidenschaften herrschten noch im Lager. Lichter bewegten sich ruhelos am Flusse entlang, ohne in seiner getrübten, braungelben Fluth einen Widerschein zu erwecken. Gegen die Schwärze der Fichtenbäume stachen die erhellten Fenster im obern Geschoß des Expreßcomptoir blendend ab; und durch ihre von Vorhängen nicht verhüllten Scheiben konnten die draußen Herumstehenden die Gestalten Jener sehen, welche eben jetzt Tennessee's Schicksal entschieden. Und über diesem Allen gegen das dunkle Firmament sich abzeichnend, erhob sich die Sierra, fern und unbewegt und gekrönt mit noch ferneren unbewegten Sternen.

Das Verhör von Tennessee wurde so streng gerecht geführt, wie es sich mit einem Richter und einer Jury vertrug, die sich doch gewissermaßen verpflichtet fühlten, in ihrem Verdict die früheren Unregelmäßigkeiten der Gefangennahme und Anklage zu rechtfertigen. Das Gesetz von Sandy Bar war unerbittlich, doch nicht rachsüchtig. Die Aufregung und die persönlichen Gefühle bei der Nachstellung hatten sich gesänftigt; da Tennessee sich sicher in ihren Händen befand, waren sie geneigt, jeder Vertheidigung ruhig zu lauschen, obwol sie schon wußten, daß sie nutzlos sein würde. Da sie in ihrem Herzen keinen Zweifel bargen, gewährten sie dem Gefangenen den Segen, irgend einen Umstand zu seinen Gunsten hervorzurufen. Vollkommen sicher in der Annahme, daß er nach allgemeinem Begriff und Recht gehängt werden mußte, erlaubten sie ihm mehr Freiheit zu seiner Vertheidigung, als seine sorglose Unerschrockenheit zu verlangen schien. Der Richter war anscheinend ängstlicher als der Gefangene, der seinerseits sich ganz unbekümmert, ja unbetheiligt zeigte und nur viel Vergnügen an der Verantwortlichkeit und Aufregung, die er hervorgerufen, bekundete. „Ich mische mich nicht in dieses Spiel", das war seine stete, doch gutgelaunte Antwort auf alle an ihn gerichteten Fragen. Der Richter, welcher auch Derjenige gewesen, der ihn gefangen nahm, bedauerte einen Moment, daß er ihn nicht an jenem Morgen auf der Stelle erschossen, doch verbannte er schnell diese menschliche Schwäche, als einer Gerichtsperson nicht würdig.

Plötzlich vernahm man ein Klopfen an die Thür, und als gemeldet wurde, Tennessee's Partner sei wegen des Angeklagten gekommen, ward er ohne Frage eingelassen. Vielleicht erhofften die jüngeren Mitglieder der Jury, denen die Sache schon langweilig wurde, Abwechslung und Scherz durch ihn.

Es war auch wirklich keine imposante Figur, die eintrat. Kurz und stark von Gestalt, mit einem eckigen Gesicht, welches die Sonne zu hoher Röthe verbrannt hatte, in eine lose, dicke „Joppe" gekleidet und Beinkleidern, welche mit rothem Thon bespritzt waren, würde der Anblick des Mannes stets wunderlich gewesen sein und hatte jetzt unter den obwaltenden Umständen sogar etwas Lächerliches. Sobald er eine schwere Reisetasche auf den Boden niedergesetzt, trat er mit sehr ernsthafter Miene vor und nachdem er

Schimmer heller als seine Gesichtsfarbe war, legte seine mächti[…]
den Tisch, wie um sich zu kräftigen und redete den Richter also […]

„Ging gerade vorüber", begann er wie entschuldigend, „u[…]
könnte mal einsprechen, zu sehen, wie es mit Tennessee — me[…]
— stände. Ist eine heiße Nacht. Kann mich nie solchen Wette[…]
Bar entsinnen."

Er machte eine Pause, da aber Niemand weiter sich in […]
rungen erging, griff er wieder zu seinem Tuche und rieb sich ei[…]
fleißig das Gesicht.

„Haben Sie etwas in Betreff des Gefangenen zu sagen […]
Richter endlich.

„Das ist's gerade", erwiederte Tennessee's Partner e[…]
komme hierher als Tennessee's Partner, kenne ihn seit vier J[…]
durch, inwendig und auswendig, in guten und schlimmen […]
Wege sind nicht immer die meinigen, aber es gibt in […]
keinen Punkt, keine Neigung, keinen Vorfall in seinem Le[…]
bekannt wären. Und Sie sagen zu mir, sagen Sie — […]
Mann zu Mann — sagen Sie: Wißt Ihr etwas in […]
ich erwiedre — von Mann zu Mann — […]
ein Mann von seinem Partner wissen?" […]

„Ist das Alles, was Sie zu sagen haben?" erwie[…]
geduldig, das wol fühlend, daß eine gefährliche Sympathie […]
fing, den Gerichtshof menschlicher zu stimmen.

„So ist es", fuhr Tennessee's Partner fort. „Und nur […]
wahrlich nicht zu, etwas gegen ihn zu sagen! Und […]
sich? Tennessee braucht Geld, braucht es dringend […]
alten Partner nicht darum ansprechen. Nun, was […]
lauert einem Fremden auf und fängt ihn ein. Und […]
und fangen ihn ein; die Ehre war leicht zu verdien[…]
Ihnen vor, Sie ein kluger Mann sind und Ihnen […]
scharfsichtige Männer, ob es nicht so ist?"

„Gefangener", sagte der Richter, „habt Ihr diesen […]
Frage zu thun?"

„Nein, Nein!" fuhr Tennessee's Partner heftig f[…]
meine eigne. Um zu dem Kern zu kommen, es […]
dort hat einen Fremden ziemlich hart und kostbar mitg[…]
sem Lager, was muß nun zur Entschädigung geth[…]
würden sagen: Ihr, Andere weniger. Hier sind siebzehn […]
rohem Gold, eine Uhr — es ist meine ganze Habe."

Und ehe eine Hand sich erheben konnte, ihn daran z[…]
er den Inhalt der Tasche auf den Tisch geleert.

Für einen Augenblick war sein Leben in Gefahr. […]
sprangen auf, verschiedene Hände suchten nach der […]
der Vorschlag, ihn aus dem Fenster zu werfen", wurde […]
bietende Bestechung des Richters bekämpft. Tennessee lac[…]
schien die Aufregung gar nicht zu bemerken und rieb sein […]
Taschentuch […]

Als die Ordnung wieder hergestellt war und sie dem […]
dringliche Reden und Auseinandersetzungen bewiesen hatte[…]
Der Salon […]

gehen könne nicht durch Geld gesühnt werden, wurde das Gesi
ners noch ernster und röther und die ihm zunächst Stehen
wie seine auf dem Tisch liegende rauhe Hand leicht zitterte. E
Augenblick, ehe er das Gold wieder in den Sack steckte, als o
ganz den erhabenen Gerechtigkeitssinn, welcher dies Tribunal
und als ängstige ihn der Gedanke, er hätte wol nicht genug g
wandte er sich an den Richter und sagte: „Dies Spiel spielt
eigene Hand, ohne meinen Partner", verbeugte sich vor
wollte gehen, als der Richter ihn zurückrief.

„Wenn Sie Tennessee etwas zu sagen haben, so thu
jetzt."

Zum ersten Mal an diesem Abend begegneten sich die
geklagten und seines sonderbaren Advocaten. Tennessee lächel
blitzenden Zähne zeigend und seine Rechte ausstreckend, rie
mein Alter!" Tennessee's Partner nahm die dargebotene Ha

„Kam nur im Vorbeigehen herein, zu sehen, wie die G
und, die Hand fallen lassend, fügte er hinzu, „es sei eine
trocknete wieder sein Antlitz und ging ohne ein weiteres Wor

Die beiden Männer sahen sich lebend nicht wieder. D
wesene Beleidigung einer dargebotenen Bestechung der Lync
sie auch schwach, vorurtheilsvoll und engherzig sein mochte,
war — bestimmte die noch schwankende Entscheidung von T
sal und bei Tagesanbruch führte man ihn unter gehörig
dem Gipfel des Marleyhügels, es dort zu erfüllen.

Wie er es trug, wie kaltblütig er sich benahm, wie er
Geringste auszusagen, wie vollkommen die Anordnungen d
das wurde Alles der Zeitung von Red Dog berichtet, mit
ten moralischen Warnung für alle Uebelthäter und der Ern
rigen Vorgang als abschreckendes Beispiel wirken zu lassen
des Blattes war bei der Execution zugegen gewesen und
der sich dafür interessirt auf seinen in den stärksten,
drücken abgefaßten Bericht. Aber von der Schönheit des
von dem tiefen Frieden, welcher über der Erde lag, wie
der Himmel sich darüber wölbte; wie in den Wäldern
Leben neu erwachte mit leisem Regen und süßer Verheiß
stille, selige Heiterkeit Alles umwob, davon ward nichts b
der moralischen und socialen Lehre gehörend. Und doc
und thörichte That geschehen und ein Leben mit all' seinen
schnitten worden war, sangen die Vögel, die Blumen
schien eben so goldig wie zuvor; und vielleicht hatte
Recht.

Tennessee's Partner befand sich nicht in der G
ominösen Baum umstand. Aber als die Leute sich um
Aufmerksamkeit durch einen mit einem Esel bespannten
regungslos am Wege stand, gefesselt. Indem sie sich ih
sie sogleich die ehrwürdige „Jenny" und den zweirädrige
thum von Tennessee's Partner, der dies Gefährt be
nem Grund und Boden Moder und Geröll fort zufahr
entfernt unter einem Baume saß der Besitzer der Equi
von seinem dunkelroth glühenden Gesicht trocknend.

Frage erwiederte er, daß er gekommen sei, den Körpe[r]
holen, wenn das Comité nichts dagegen habe. Er w[...]
übereilen", er könne „warten". Er arbeite an dies[...]
bald die Herren mit dem „Verstorbenen" fertig wären [...]
pfang nehmen. „Wenn Jemand hier ist", fuhr er in [...]
Weise fort, „der an dem Begräbniß theilnehmen will [...]

Vielleicht kam es aus einem humoristischen Gefü[hl ...]
früher angedeutet, ein Zug von Sandy Bar war — [...]
einer bessern Quelle, aber Dreiviertel der Versamm[lung ...]
ladung sogleich an.

Es war Mittag, als der Körper von Te[nnessee ...]
ausgeliefert wurde. Indem der Karren zu dem U[...]
bemerkten wir, daß eine rohe längliche Kiste darau[f ...]
einem Theil einer Mühlenschleuße zusammengefügt [...]
und Fichtennadeln gefüllt. Der Wagen war ferner [...]
duftenden Blüthenbüschchen geschmückt. Nachdem der Kör[per ...]
breitete Tennessee's Partner ein Stück Segeltuch [...]
tiefem Ernst seinen Platz vorn auf dem schmalen S[itz ...]
kleinen Esel zum Fortfahren an. Die Equipage be[...]
in jenem gesetzten Schritt, der „Jenny" auch unter [...]
hältnissen Gewohnheit geworden.

Die Männer — halb neugierig, halb scherz[...]
Laune — begleiteten den Wagen; Einige gingen vo[r ...]
fachen Katafalk einher. Aber ob es von der Sch[...]
ob von einem Gefühl der Wohlanständigkeit: nach [...]
Gesellschaft zu Paaren, Schritt haltend und äußer[...]
regelrechten Gefolges zeigend. Jack Folinsbee, der [...]
marsch auf einer imaginären Trombone spielte, ga[b ...]
Aufmunterung und Anerkennung fand und wol [...]
echten Humoristen besaß, die sich an der Freude über [...]
nügen lassen.

Der Weg führte durch Grizzly Canon, das jet[zt ...]
gleichsam wie [...] Trauerkleider gehüllt war. Die [...]
Wurzeln im [...]n Erdboden bergend, standen in [...]
Seiten des [...]len Pfades und neigten ihre [...]
einem segenspendenden [...]iden Gruß über die vorüberziehende [...]
zu hülfloser [...]ätigkeit überrascht, saß hoch aufger[...]
den Pulsen [...]n hohen Farrenkräutern [...]
vorüberkam. [...]hörnchen erkletterten am Wege, [...]
Ueberblick [...]innen und die blauen hastig höhere [...]
voran gleich[...]reitern, bis die äußere Häher, ihre [...]
dort einsam [...]ende Hütte von Tennessee's Grenze vo[n ...]

Selbst [...]r vortheilhafteren Verhältnissen Partner [...]
keine freundlich[...] gewesen sein. Die unmalerische [...]
genehme Nach[...]rschaft, all' die unschönen Einzelheite[n ...]
des californisch[...]n Goldgräbers umgaben, wurden hie[r ...]
Anblick des [...]falles vermehrt. Einige Fuß von de[r ...]
sich ein rohes Gehege, das in den kurzen Tagen [...]
Tennessee's [...]rtner als Garten benutzt worden w[ar ...]
Karren beda[...]en dalag. Indem wir uns dem Plat[z ...]

daß „Das, was wir für einen Versuch zur Cultivirung ange[
grabung einer Gruft war.

Der Karren hielt vor dem Gehege und jeden Beistand
derselben Miene einfachen Selbstvertrauens, die ihn währe
Vorganges nicht verlassen, nahm Tennessee's Partner den
seine Schultern und setzte ihn ohne Hülfe in die Gruft. T
das Bret, welches als Deckel diente, fest, und indem er den 
zur Seite erstieg, trocknete er sein Gesicht mit dem Taschen
war, wie die Menge fühlte, der Eingang zu einer Rede un
remgemäß auf Baumstämmen und Steinen nieder und sa
voll da.

„Wenn ein Mensch", begann Tennessee's Partner
ganzen Tag frei umhergelaufen ist, was ist das Natürlichste
Was? heimzukehren. Und wenn er nicht in dem Zustand
Hause zu kommen, was kann sein bester Freund für ihn
nach Hause bringen! Hier ist Tennessee, der frei und unst
ist, und wir bringen ihn heim von seinen Wanderungen."
hielt inne, nahm ein Stückchen Quarz auf, rieb es nach
Aermel und fuhr dann fort: „Es ist nicht das erste Mal
meinen Schultern getragen habe, wie Sie es jetzt gesehe
Mal, daß ich ihn nach jener Hütte brachte, wenn er sich
konnte, nicht das erste Mal, daß „Jenny" und ich ihn auf
erwarteten und ihn aufluden, ihn heimzubringen, wenn e
war, zu sprechen und mich nicht kannte. Jetzt aber ist es
wesen und das" — er hielt inne und rieb das Stückche
seinem Aermel — „das ist doch etwas schwer für sei
spielt ihm hart mit." Und nun, Ihr Herren", fügte er hi
stielige Schaufel aufnehmend, „ist das Begräbniß vorübe
und Tennessee's Dank für Ihre Bemühung!"

Jede Hülfe zurückweisend, begann er die Gruft
wobei er der Menge, die sich nach einigem Zögern en
zudrehte.

Als sie die kleine Anhöhe überschritten, welche Sa
entzog, schauten sie sich noch einmal um und glaubten
zu sehen, der, nachdem sein Werk gethan war, auf d
Spaten zwischen den Knieen und sein Antlitz in dem
bergend. Andere aber behaupteten, in solcher Entfernu
nicht von dem dunkelrothen Tuche zu unterscheiden un
unaufgeklärt.

---

In der Reaction, welche der fieberhaften Aufregu
wurde Tennessee's Partner nicht vergessen. Eine geheim
ihn von jeder Gemeinschaft bei Tennessee's Schuld ge
leisen Zweifel über seinen geistigen Zustand hinterl
Verdacht, es sei nicht „ganz richtig" in seinem Kopfe.
sich zur Pflicht, sich seiner anzunehmen, öfter nach ihm
wohlgemeinte Freundlichkeit anzubieten.

Aber von dem schicksalsschweren Tage an schien
und seine mächtige Kraft sichtlich abzunehmen: und

auf Tennessee's Grab frisch und grün emporsproßten, konn-
ner sein Bett nicht mehr verlassen.

In einer Nacht, als die Fichten neben der Hütte
und rauschten und ihre Zweige das Dach streiften und
Toben des stürzenden, angeschwollenen Flusses von unte
Tennessee's Partner sein Haupt vom Kissen und sagte:

„Es ist Zeit, Tennessee zu holen, ich muß „Jen
spannen!" und ohne den Widerstand seines Pflegers wi
lassen haben. Sich immer noch wehrend, fuhr er in sei
tasien fort: „Nun vorwärts, aber achtsam, Jenny, vorsi
Wie dunkel es ist! Hab' Acht auf die Wurzeln — un
ihn, Du altes, treues Thier. Zuweilen, wenn er ga
Du ja, daß er gerade im Wege niedersinkt. Nach jen
Hügel müssen wir zufahren. Da — ich sagte es Di
diesen Weg entlang kommend — und ganz allein,
sein Antlitz leuchtet. Tennessee! Mein Partner!"

Und so fanden sie sich wieder.

Dabei fällt mir schwer auf's Herz und auf die Feder, da
kein Wort über den Mann gesagt habe, der die Wiener Weltau
Leben gerufen hat.

Wie Generaldirector Baron Schwarz=Senborn aussieht
Portrait im Salon besser, als meine Feder. Mit einem Wo
englisch! Das zittert nicht nur durch die graumelirten eng
coteletten, das liegt im ganzen Schnitt, Ausdruck, Charakter de

Und doch ist Dr. Wilhelm Freiherr von Schwarz ein
und überdies ein Mann, der seine heutige vielbeneidete und vi
Weltstellung seinem Fleiß, seinen Talenten und seiner Energie

Vor noch nicht langen Jahren hieß er einfach Herr Sch
kleiner Beamter, dann Secretair bei der Handelskammer. De
ten in London und Paris attachirt, erwarb er sich um Oeste
und Gewerbe große, nicht unbelohnt gebliebene Verdienste. Be
und Pariser Ausstellungen fungirte er als österreichischer C
machte so die besten Vorstudien für sein großes Werk in
stieg er als Staatsbeamter und im Vertrauen seines Kaisers
Stufe. Er wurde geadelt, Freiherr, Geheimer Rath, Exc
director — und erst vor wenigen Tagen hat der Kaiser ihm „
der von ihm geleisteten ausgezeichneten Dienste um die Wien
lung das Großkreuz des Franz=Joseph=Ordens verliehen
Schwarz hat also die höchsten Ehren, Orden und Titel, die e
schen Staatsbürger zu Theil werden können, bereits erreicht.
übrige ausgestellte und besuchende Welt das Ihrige thun.

Was Baron Schwarz auf dem Weltausstellungspla
kann nur Der ganz würdigen, wer seit zwei Jahren das
entstehen, Bäume fällen und verpflanzen, die Piloten, auf
Gebäude stehen, unter dem Tactgeschrei von Czechen, Un
Slovaken u. s. w. einrammen, Eisenbahnen, Dämme, Bar
Boden planiren, Züge mit Schotter, Balken, Eisen heranb
nach und nach die eiserne Rotunde und alle anderen Ge
tausend Schwierigkeiten und Sorgen erheben sah — und
heitere, prächtige „Welt“ im lachenden grünen Parke vergl
gleich im beflügelten Siebenmeilenschritt weiter durchwand
was Alles haben wir noch vor uns: Deutschland, Fra
Rußland, Türkei, Egypten, Marokko, Japan, Persien, Ame

Hrumm — hrumm — hrumm ... und so weiter f
nitum, daß uns das Trommelfell weh' thut und das Herz
die schuldbewußte Feder aus der Hand fällt ...

Das Nebelhorn brüllt: es ist sieben Uhr Abends, die
geschlossen, Du hast nicht Wort gehalten, denn Du hast
Leser — und o! die Leserin durch die ganze Welt zu fü
hast ihnen übrigens außer Znaimer sauren Gurken den gan
Tag nichts Eß- und Trinkbares vorgesetzt und welche Deli
sen giebt es bei den Frères Provenceaux, in der Mail
Englischen, Amerikanischen Restauration, im Elsässer
Sacher, im Café Turc, bei den Indianern ...

Pater peccavi! Und so Du willst, mein Leser
„Salon“ — holen wir das Versäumte

Abschiedsblick werfen, denn der Dampf sprüht noch
messingene Trompete neben der österreichischen Seeleu
den Seeleuchte und Nebelhorn haben denselben mens
den Schiffern draußen im Meere Zeichen zu geben, di
das Nebelhorn bei Nebel, den kein Licht, sondern nur
Die Seeleuchte ist bestimmt als neue Art Leuchtthur
Küste aufgestellt als Standplatz. Ihr Unterbau dient
Lichtwärter und zu werden. Die achteckige für die Dampfma
Nebelhorn brüllt. jetzt nur Oel Laterne wird durch
während man bis verwendete, eben so
Linsen zum Reflectiren des Lichtes und zur Erhöhun
Doch interessanter für uns ist das Nebelhorn, wenn au
zarte Ohren. Der Erfinder ist ein Italiener, Abban
zitternde Metallzunge in einer Broncekapsel, die i
Trompete ausläuft. Soll nun das Nebelhorn brüll
des Kessels in die Kapsel gelassen, er setzt die Zu
bringt so jene schrecklichen Töne hervor, die bei voll
Seemeilen weit hörbar sein sollen. Durch die Erzeu
Töne kann eine Zeichensprache ermöglicht werden, wie
träger, der dem Nebelhorn steht der Semaphor in Be
Mit in der Art der Signalarme an den Eisen
gung zwischen Schiff und Leuchtthurm erzielt.

Das Nebelhorn hat ausgebrüllt. Onkel Sebasti
„A Trumpetten, wenn man's gewehn
Is a wunderschönes Instrument."

Gute Nacht!

ich die Ewigkeitsgarantie nicht übernehmen. Ich habe d
sammennageln, verrohren, und mit Cement verputzen se
bei der melancholischen Eröffnungsfeier der Weltaus
Mont-Cenis-Tunnel gar nicht mit. Er war noch ganz

Was ist am Schönsten in der Schweiz? Das zi
der Interlakener Parketfabrik? Die Spielwerke: „Ste
auf, lust'ger Schweizerbua!" — die elektrischen Uhren,
Schweizerheroen, die Gewebe von St. Gallen und Ap
Gliedmaßen, die Cocons und Baumwolle, die Product
Schnitzereien aus dem Berner Oberlande? Das Schull
Kernspruch:

„So Jemand wär' auf dieser Erde,
Der allen' Leuten Recht thun kann,
So bitt' ich ihn in allen Ehren,
Daß er mich diese Kunst möcht' leh

— den wir, trefflich in's körnige mecklenburger P
unter Fritz Reuter's Bild finden:

„Wenn Einer kümmt un tau mi s
Ick mak dat allen Minschen recht!
So segg ick: leiwe Mann, mit Gu
O lihrn's mi uck des schwere Kuns

Wem gebührt also der Schönheitspreis, Herr
„Rien du tout — du tout — du tout ...
würde die Medaille für Schönheit von ganzem Her
schi in der Schweizer Conditorei zusprechen — nu
ein halb Dutzend Mal zwischen der blonden blauäu
schwarzen Sammetcorsettli, den silbernen Kettli und
weißen Chemisettli — und der braunen Kettli und
die Mimili oder die Leni mir den Blumaugigen rothw
mernde Eis und die Kirsch- und Blümlikaffee, das
setzen und mich anlächeln und mit Erdbeertörtli b
verflucht gutes Wienerisches Deutsch, mir schwätzen ...
lich wächst — aber das thut nichts, wie's in den S
Anbeißen ...

So ... Qual der Wahl wäre glücklich beseiti
Kriegszeit? die ... Schweden? Auch Du, Brutus? Schweden
welch' ein ... chronismus. Karl XII. ist ja schon s
derten todt ... Bernadotte hat mit den Schweden j
gespielt. ... Dir, Suecia, Halbinsel des eisernen Fri
Eisens. ... Guß- und Bessemerstahl, Schmiedeeis
weitberühmt ... fast so weit wie Deine trefflichen Bi
ist Dein ... ungs- und Schulwesen, sehr interessa
reizend die ... uppe der schwedisch-norwegischen Nati
leute im ... nden Staat, der Lappländer in Pelz u
Schlitten ... zehn Fuß langen Schneeschuhen, alle
rafterköpfen ... us der feinfühligen Hand des Stockhol
mann- ... reich die schwedisch-norwegische Fischer
schwedische ... ettheriny — o, und über Alles köstl
Punsch, der ... brennend aufgetragen wird ... aber
glückliches ... iedliches Schweden, thut uns für Dich

Wir spazieren durch reizende großartige Gartenanlagen, vo
springenden Wassern, an gelangweilten Schwänen, die sich mit dem
nischen Einzel-Bassin-Haft-System nicht zu befreunden vermögen, –
an einem prachtvollen gothischen Grabmal, dem nur der Begrabene
ihm! — fehlt, — vorüber an dem stattlichen weißen Jurypavillon
wir — wohl uns! — nichts zu suchen haben, — vorüber an mela
Sesselvermietherinnen, à 10 Kreuzer, denen aber entweder der
der Sonnenschein Tag für Tag die Zehnkreuzersitzer — wohl ihne
dem Garn treibt, — vorüber an zwei feisten französischen Bronze
vor der Rotunde Wache halten und von vergangener oder
gloire träumen, — halb vorüber an dem „Pavillon der öst
Sparkasse, zur Darstellung des Sparkassawesens", dieser grimmi
auf diesen Wiener Sommer, in dem allein an der Wiener Börs
send Millionen Gulden verloren gingen . . . und wir stehe
wunderprächtigen, lieblich heitern Stück „gefrorener Poesie"
österreichischen Kaiserpavillon.

Ist der Glanz und Luxus, oder der feine Geschmack in der
dieses heitern weißen Säulenbaues bewundernswürdiger? Sie
ebenbürtig.

Durch blinkende Marmorsäulen treten wir in ein offenes
kunstvollem Mosaikboden, leuchtenden Wand- und Deckenmaler
gruppen, Statuen — dann in den Salon der Kaiserin. Bl
wirkte Atlastapete, das anmuthige Deckenbild auf blauen Atl
weißlackirten Thüren, das weiße Getäfel mit farbigen Ara
Weißer Marmorkamin, Spiegel, Pianino, Spitzenvorhänge,
Schalen, Lüstre, Teppiche, Meubles — wahre Kunstwerke. Der
Sessel und des Divans ist im Erlöserkloster von den Nonn
bunter Seide gestickt. Der Salon des Kaisers goldgelb
Sammetornamenten und Portièren von gleichem Stoff, sch
kamin, Polysandermeubles mit Gold, Deckenschnitzereien, T
satz von dem gleichen schwarzpolirten Holz mit Goldverzier
geringerer Pracht sind die beiden Salons für die Erzherzoge

Oesterreichs Industrie und Kunst repräsentiren so wü
als Wirthinnen — wie die berühmten „Wiener Schönhe
Bild und Leben. Bleiben wir bei den photographirten
die sind schöner als die lebenden. Besonders, weil sie n
Wienerin wird nicht schöner, wenn sie den Mund aufthut

Die blonden „mollетnen" Schönheiten herrschen v
lieblichste Pose angenommen. Die eine legt das holde K
chen Haarfluthen träumerisch in die Hand, die zweite
Zeigefinger grübchenbildend an's Kinn. Die dritte bewu
die vierte sich über die Schulter à la Princesse Charl
mert in blendender Beleuchtung en profile, die sechste
en costume, gepudert und geschönpflastert, die achte a
Geroldstein, mit dem „Sabel — dem Sabel — dem
Vater trug" — die neunte präsentirt nur ihr neckische
Thür — Baronesse Frou-Frou-Edelsheim-Gyulai b
vorgehaltenen zehn Finger an. — Hero-Frank breitet
Arme sehnsuchtsvoll nach Leander-Robert aus — 

der Wiener im Besondern und der Theaterrecensenten
der Pepi-Launen endlich müde geworden sind ... Der
über die Schönheitslinie hinausgegangen.

London zählte 1851 nur 7381 englische, Par
französische Aussteller — Oesterreichs Kunst und Indu
Wiener Weltausstellung durch 15,061 einheimische Au
sonders excelliren diese durch Glas und Metallwaaren
Gold, Silber, Juwelen, Bronce, Leder, Meerschaum,
möbel, Musikinstrumente, Stearinkerzen, Seifen &c.

Wir müssen uns hier natürlich auf einige intere
Curiositäten beschränken. Da ist ein echt kaiserliches
stallglas, Gold und Email, geblasen und geschliffen i
graveur hat volle drei Jahre daran gearbeitet. Die
fungen hat Wien geliefert. . . Alles entzückend schö
schickten Lakaienhände dürfen wir nicht denken, die i
gläserne Wunderwerk zertrümmern werden, sonst wi
beim Betrachten der alten, vergilbten, verstaubten M
und Kunstschrift so manches reiche Menschenleben vo
müthig wie vor den silbernen Prunkbetten Ludwig X
wir hören, daß diese zeitgeschwärzten Silberstickereien
Jahren kosteten.

Aber ganz wild möchten wir werden über
Wunderwerk des Herrn J. W. Schreiber, Professors
Technik an der Wiener Universität. Wie hat der Ma
verkündigt seine Zeit und Geisteskraft verschleu
Iliade auf achthundert so winzig kleine und dünne S
das ganze Werk „bequem in einer Nußschale Pla
Plinius zu lesen, daß zu dessen Zeit schon ein solches S
und daß Cicero jene „Iliade in einer Nußschale“
Um das Fianer unsern Wiener Stenographen nimmer
Professor ließ sich nicht ausgenommen des alten Homeros
— Sie selbst sie uns doch um miniature? — Und hat den gering
Herkulesarbeit Blüthe, die vom Baume fällt, ohne
Augen einer ist überhaupt reich an Curiositäten.
Oesterreich die bunte starkbändige Bibliothek a
Bücherschrank en Inhalt. Alle Bücher sind aus n
einzigen rten des österreichischen Küstenlandes
schiedenen jene schöngeschmückte hölzerne Sche
erinnert n in einem Schlößchen vor Paris z
braven ramm in den windigen Kaminen so
und die reicher pommerscher Sammler aus m
Auch ein rnen Bibliothek plötzlich in meiner Er
vor dieser ulknabe an seinem Grabe mit der „
ich noch als „gewählten Gesang“ gesungen und dafü
Knaben) „Für den „ungewählten“ Gesang: „Ich
erhalten Manche sangen auch wol „im Graben“
im Grabe war für uns Kinder stets ein Fest,
Pfennige. seinem Gute besehen zu dürfen: seine T
Sammlers ren prächtigen Geflügelhof, die reiche

Das ist unser niedliches, liebliches Monaco! Und da st…
Lorbeer und der stillen Myrthe in freier Erde der ü…
dicken, saftigen, dunkelgrünen Blättern, den unsere F…
unter dem Namen „Gummibaum“ in deutscher Stub…
langsamen Gifttodes sterben lassen. Da flüstern in
einander das schlanke westindische Zuckerrohr und der …
der besonders stolz auf seine Unzerreißbarkeit während …
ist. Oliven und Pfeffer reifen ihre gewürzigen Frü…
Wiener Sonne — und da — cara memoria aus d…
so weit!“ — ja, da wächst der Johannisbrotbaum
harmlos, als wäre der Wiener Prater sein Heim…
Bäume und Pflanzen und Blumen Monaco's müsse…
Blüthen strecken vor den beiden riesigen Agaven in
geformten und bemalten Vasen — vielleicht die erst…
blühen sieht. Wie schlank und stolz die baumhohen
tenden Blüthenglocken aus den stacheligen dicken Bl…
Blätter, an welchen sich unsere deutschen Klempner
Ramren und Gärtenpostamenten blechern versündig…
Poeten nennen die Agave lieber „Aloë“ und erzähle…
vergeschichte, daß die Aloë nur alle hundert Jahr ei…
abstirbt.

Denn wie Heine vergleicht sein Herz einer Aloë —
oft hat sein stacheliges Herz geblüht!

Im … Jahren eine königlichen Schloßgarten zu Charlottenbu…
Berlin. Alle Agave zur Blüthe gekommen. Das wa…
venhaus wurde Welt strömte hinaus, die Wunderblum…
Böller erhielt dazu umgebaut und mit Galerien …
jage — den den allerhöchsten Auftrag, die Agave …
Hofdamen König Friedrich Wilhelm III., die …
Fintelmann und den Hofgärtner Fintelmann in sei…
Westensystems war nämlich berühmt wegen seines …
Schloß zu … und seiner — Eitelkeit. Das Bl…
Angstproduct … Charlottenburg. Und doch war jene …
unter der … Treibhaushitze, während unsere …
Heimat wieder … Italiens ihre Blüthen zeitigten …
Fremde. … hen? Ich fürchte, sie sterben an den …

Doch … sind ja in Monaco — in dem la…
und kein … nschuß von der Roulette des Herrn…
keit. … antike Statuen blinken aus dem …
zierliche … leuchtend von Glas und Farben, la…
len ruht … ich!“ Die luftige Veranda hat einen …
farbenglühen… Wandmalereien, Italienerinnen mit …
glückliche … herrscher von Monaco macht uns al…
schwarzen … el die Honneurs. Man sieht's ihm …
Jahre die … alin seines Sohnes, des Erbprinzen, …
herzogin … anie von Baden, mit so viel Zeitu…
naco's … Er steht da, wie der selige Ásm…
portanen. … Kunst- und Industrieschätze Monac…
elgeformte … Krystallcaraffen mit feinsten Liqueure…
etrurische … en, polirte und kunstvoll gravirte …

Schnitzereien und Mosaiken aus dem Holz von Lorbeer-, Oliven- und Johannisbrodbäumen . . .

Manaco lockt uns zu einigen Seitensprüngen durch Itali Freiheit werden wir uns auch bei den übrigen Ländern bedie hier auf dem Papier etwas mehr zu concentriren, als es ihnen gestellten Praterwelt vergönnt war. Unsere Mittel und Sti uns das.

Von Monaca bis Mailand in der Industriehalle ist ein S hier liebliche Heiterkeit, wohin das Auge blickt. Mögen die k krittler über diese marmornen italienischen Knaben und Mädch so viel zu raisonniren haben, ich schreibe hier mit Vergnüge die rosige, blitzäugige Mali zu der feschen brünetten Sali soeb jungen Mädchen, die mit der Rechten die Schürze voll Bl mit der Linken einen Ball wirft, sagt: „Ach, wie wunderreizen halb so decolletirt, wie die Heisler vom Karltheater — Sali, daß die Heisler eine Schneiderstochter aus Berlin und vom alten König von Portugal ist und wer ihr die Tause die's an der Schleppe wieder einholen, was ihuen oben fehlt, Schönpflästerchen schenkt?" — und was Sali von dem „jun laut denkt: „Nein, wie wunderlieb — zum Küssen! Der ist hübscher, als der schöne Robert vom Laubetheater in Tricot . . reizend und wunderlieb" ist auch die Strickerin, die zugleich liest, nur kränken unser marmorgewöhntes Auge die stähler und die schwarzen Buchstaben des Marmorbuchs, nicht wen ferne Seifenblase am Rohr des blasenden Knaben . . . Do lieblichen Marmor-Genrebilder aus dem Kinderleben sehen Kätzchen und Hündchen und Blumen, um Sali's und Ma verstehen. Eine pikante Ueberraschung ist der Broncekopf Venedig" in der weißen Marmorcapuze, das Bronceauge thräne auf das zart gestickte Marmortaschentuch gerichtet, m hand soeben die arme Desdemona getödtet hat — und broncene „Afrikanerin" mit den weißen Marmortüchern, de zanillenzweig in der Hand . . . „Unsere Lucca als „Afr schöner!" — sagt ein Berliner in alter süßer Gewohnhei

Korallen aus Livorno! Meine Leserin — ich nenn berühmter Federn, weder hold, noch schön, noch liebenswi schätzt, da ich mir denke, Du findest solche Compliment einer Unbekannten gegenüber weder geist- noch geschmack die Korallen seien Dir geweiht. Keinen Dank — es Scheffel Diamanten und Perlen nach. — In Bildern Korallenfischer auf dem Meer, dann wie die rothen Ri gebohrt, polirt und für Dich zum Tragen auf Schnü

Diese prächtigen Korallen sind meistens an den K brochen. Daneben sind zum Vergleichen Korallen von polis und der spanischen Küste ausgebreitet. Auch ar die vom Sturm aus ihrem Lebenselement gerissen wur Leichen erbleichten. Ihrer Farblosigkeit wegen sind s Leserin, obenein noch verachtet. Aber wie Dein Au

Kaiser von China ist sogar im Besitz von zwei Korallen i…
Taubeneier. Er hat schon 50,000 Frcs. geboten, um einen …
zu bekommen. Umsonst! Hätte ich den Drilling — dem M…
holfen werden. Er liebt die Korallen nicht weniger, als sei…
Persien die Diamanten, und wo Nassr-ed-din seinen Freunden …
dinnen in Europa jetzt Diamanten verehrt, würde Ki-triang …
ihnen köstliche Korallenschnüre umhängen, wie seine Mandar…
versen Mütter solche kürzlich bei seiner Thronbesteigung erhielt …

Hier in diesem Kasten schöne Korallen mit kunstvoll …
Köpfen, Rosen, Blättern . . . Ah! das ist interessant! Da ist e…
bei einem derben Fluch die geliebte Thonpfeife in's Meer gefall…
auf ein Korallenriff und da sind beim Rauschen der Wellen un…
der Jahre auf und aus der Pfeife echte dunkelrothe Korallen …
— und hier gar aus einem alten Tintenfaß . . . Halt! eine …
in meinem armen Tintenfaß auch eine kleine Korallenhecke an…
bekommst Du, meine Leserin, geliebte Korallen statt häßlich…
T'ung-Chih aus der „Blume der Mitte“, vielleicht sogar seine…

Bologna stellt Gewürze zur Beförderung der Verdauung …
der Kauwerkzeuge aus und nebenbei sein bestes — Deutsch…
Cattù Montini e Marchi Apothekerkunst Bologna — Italien.
haft Cattù war in dem Jahre 1812, von Montini und M…
Alle anderen Kügelchen, welche man unter diesen Name verka…
und ein Nachdruck, sind. Die Wirkungen des Cattù von den…
bereitet, sind in dem Magen besonders offenbaret, er helft …
Verdauung, mit dem Athem Entwickelung der Gaz welche da ei…
macht also den Athem Wohlriechend und das Zahnfleisch best…

„Ja, heiter ist Alles im Sonnenlande Italia — auch …
Venezianischen Mondphotographien. „Der Mond ist unsere …
italienische Mond hat solche Lichtkraft, daß er den Photo…
Arbeit Sonnendienste leistet. Und diese duftigen Mondbilder …
lich schön und poetisch.

Von leuchtender Heiterkeit strahlen die Venezianischen G…
Mosaiken — sogar das herrliche Mosaikbild, für das …
Malers Karl Stahl bestimmt, hat nichts Kirchhofstrüsteres.
farbigen Glaspasten zusammengesetzt zeigt es uns den ge…
violetten Sammetmantel, geführt von dem Engel mit der …
auf seinem letzten Gange — in jenes unbekannte Land, a…
wiederkehrt. Goldig schimmernde Glasmosaiken bilden den Z…

Diese Kunst der Glasmosaiken, vor Jahrhunderten …
Blüthe, war fast ganz verloren gegangen. Durch Studien …
Versuche ist es dem Venezianer Künstler Radi gelungen, die …
Jugend schön wieder aufblühen zu lassen. — Die Mischung …
ist das Schwierigste. — Die Pasten werden in eine Lage fei…
gedrückt und nach deren Erhärtung abgeschliffen.

Und welche wunderbaren Rosen erblühen in der al…
Thautropfen glitzern im halb erschlossenen Kelche der kön…
zittern auf ihren grünen Blättern und den niederrieselnden …
Falter funkelt an der Rose . . .

Man nennt die Rose „Königin der Blumen“, diese mac…
das Prädicat „kaiserlich“. — und mit Recht. Den flimmern…

Tennessee ihr folgte und wo sie zusammen einen Hausstan[d]
mal ohne die Hülfe eines Friedensrichters. Tennessee's P[artner]
Verlust seines Weibes einfach und ernst auf, wie seine Art ...
Tennessee eines Tages von Marysville ohne seines Partners ...
kehrte — da sie gelächelt und sich mit einem Andern gesti...
Tennessee's Partner zu Jedermanns Staunen der Erste, d...
Hand schüttelte und ihn mit Herzlichkeit begrüßte. Die Bursch...
auf dem Bergabhang versammelt hatten, um dem Zweikampfe ...
waren natürlich empört. Ihre Entrüstung hätte sich vielleicht in ...
Bemerkungen Luft gemacht, wenn sie nicht im Auge von Tennes...
einen gewissen Blick bemerkt, der deutlich einen Mangel an ...
Auffassung bekundete.

Er war in der That ein ernster Mann, mit einem beh...
halten an practischen Einzelheiten, das in einer schwierigen La...
werden konnte.

Indessen hatte eine allgemeine Mißstimmung gegen Ten...
gegriffen. Er war als Spieler bekannt und man vermuthete ...
ein Dieb sei. In diese Verdächtigung wurde Tennessee's ...
hineingezogen: seine fortdauernde treue Verbindung mit Jene...
der vorhin erwähnten Geschichte, konnte nur durch die An...
werden, daß sie auch bei ihren verbrecherischen Handlunge[n]
Sache machten. Endlich wurde Tennessee's Schuld unleugbar...
überholte er einen Fremden auf dem Wege nach Red Dog. ...
berichtete später, Tennessee habe ihm die Zeit durch das Erzäh...
ter Anecdoten und Erlebnisse vertrieben, dann aber ihr Zusa...
unlogisch mit den Worten beschlossen: „Und nun, junger M...
mir Ihr Messer, Ihre Pistolen und Ihr Geld aus. Ihre ...
Sie in Red Dog noch in Verlegenheit verwickeln und Ihr ...
Verführung zum Bösen. Mir ist, als nannten Sie Ihren Be...
San Francisco; ich will mich bemühen, Ihnen dort einen ...
Es mag hier erwähnt werden, daß Tennessee einen frischen H...
in sich hatte, den keine geschäftlichen Sorgen und Verlegenhe...
drücken konnten.

Diese Heldenthat war seine letzte. Red Dog und Sa...
den sich zu gemeinschaftlicher Sache gegen den Straßenräu...
Jagd auf ihn; als er fast ganz in die Enge getrieben w...
verzweifelter Anstrengung noch einmal durch, seinen Revolv...
vor den Arkaden abfeuernd und stürzte dem Bergabhang ...
äußersten Grenze wurde er durch einen kleinen Mann a...
Pferde angehalten. Die Männer blickten sich einen Mom...
Beide waren unerschrocken, kaltblütig und furchtlos, Beide ...
vilisation, die man im siebzehnten Jahrhundert heroisch gen...
und jetzt nur schlichtweg als „sorglos" bezeichnete.

„Was habt Ihr dort bei Euch?" fragte Tennessee ru...
Buben und ein A[ß]", entgegnete der Fremde eben so ruhig ...
mich, da verliere ich die Partie", erwiederte Tennessee und ...
lerausspruch warf er sein nutzloses Pistol weg und ritt mit ...
zurück.

Es war eine warme Nacht. Der kühle Lufthauch, der ...
dem Niedersinken der Sonne hinter dem mit Eichengehölz ...

gebirge sich erhob, blieb an diesem Abend Sandy Bar fern. D
Bergplateau war bis zum Ersticken mit harzigem Duft erfüllt un
Ufer des Flusses liegende vermodernde Treibgehölz fügte seinen u
Hauch hinzu.

Die fieberhafte Aufgeregtheit des Tages und seine ungestüm
schaften herrschten noch im Lager. Lichter bewegten sich ruhelos
entlang, ohne in seiner getrübten, braungelben Fluth einen Wi
erwecken. Gegen die Schwärze der Fichtenbäume stachen die erhe
im obern Geschoß des Expreßcomptoir blendend ab; und du
Vorhängen nicht verhüllten Scheiben konnten die draußen He
die Gestalten Jener sehen, welche eben jetzt Tennessee's Schicks
Und über diesem Allen gegen das dunkle Firmament sich abzei
sich die Sierra, fern und unbewegt und gekrönt mit noch fern
ten Sternen.

Das Verhör von Tennessee wurde so streng gerecht gef
mit einem Richter und einer Jury vertrug, die sich doch gen
pflichtet fühlten, in ihrem Verdict die früheren Unregelmäßi
fangennahme und Anklage zu rechtfertigen. Das Gesetz v
war unerbittlich, doch nicht rachsüchtig. Die Aufregung und
Gefühle bei der Nachstellung hatten sich gesänftigt; da Te
in ihren Händen befand, waren sie geneigt, jeder Verthe
lauschen, obwol sie schon wußten, daß sie nutzlos sein würde
Herzen keinen Zweifel bargen, gewährten sie dem Gefan
irgend einen Umstand zu seinen Gunsten hervorzurufen.
in der Annahme, daß er nach allgemeinem Begriff und
den mußte, erlaubten sie ihm mehr Freiheit zu seiner
seine sorglose Unerschrockenheit zu verlangen schien. D
scheinend ängstlicher als der Gefangene, der seinerseits s
ja unbetheiligt zeigte und nur viel Vergnügen an der
Aufregung, die er hervorgerufen, bekundete. „Ich misc
Spiel", das war seine stete, doch gutgelaunte Antwor
richteten Fragen. Der Richter, welcher auch Derjenig
fangen nahm, bedauerte einen Moment, daß er ihn
auf der Stelle erschossen, doch verbannte er schnell di
als einer Gerichtsperson nicht würdig.

Plötzlich vernahm man ein Klopfen an die
wurde, Tennessee's Partner sei wegen des Angekla
ohne Frage eingelassen. Vielleicht erhofften die
Jury, denen die Sache schon langweilig wurde,
durch ihn.

Es war auch wirklich keine imposante Fig
stark von Gestalt, mit einem eckigen Gesicht, w
Röthe verbrannt hatte, in eine lose, dicke „Joppe
welche mit rothem Thon bespritzt waren, würd
stets wunderlich gewesen sein und hatte jetzt unt
den sogar etwas Lächerliches. Sobald er ein
Boden niedergesetzt, trat er mit sehr ernsthafter
jedem der Anwesenden freundschaftlich die Ha

Schimmer heller als seine Gesichtsfarbe war, l
den Tisch, wie um sich zu kräftigen und redete
„Ging gerade vorüber", begann er wie ein
könnte mal einsprechen, zu sehen, wie es mit T
— stände. Ist eine heiße Nacht. Kann mich ni
Bar entsinnen."

Er machte eine Pause, da aber Niemand w
rungen erging, griff er wieder zu seinem Tuche un
fleißig das Gesicht.

„Haben Sie etwas in Betreff des Gefangene
Richter endlich.

„Das ist's gerade", erwiederte Tennessee's P
komme hierher als Tennessee's Partner, kenne ihn sei
durch, inwendig und auswendig, in guten und sc
Wege sind nicht immer die meinigen, aber es gibt
keinen Punkt, keine Neigung, keinen Vorfall in sein
bekannt wären. Und Sie sagen zu mir, sagen S
Mann zu Mann — sagen Sie: Wißt Ihr etwas
ich erwiedre — im Vertrauen wie Mann zu Mann
ein Mann von seinem Partner wissen?"

„Ist das Alles, was Sie zu sagen haben?" e
geduldig, wol fühlend, daß eine gefährliche Symp
fing, den Gerichtshof menschlicher zu stimmen.

„So ist es", fuhr Tennessee's Partner fo
wahrlich nicht zu, etwas gegen ihn zu sagen! Und
sich? Tennessee braucht Geld, braucht es dringe
alten Partner nicht darum ansprechen. Nun,
lauert einem Fremden auf und fängt ihn ein.
und fangen ihn ein; die Ehre war leicht ein.
Ihnen vor, der Sie ein kluger Mann sind und
scharfsichtige Männer, ob es nicht so ist?"

„Gefangener", sagte der Richter, „habt Ihr
Frage zu thun?"

„Nein, nein!" fuhr Tennessee's Partner he
meine eigne Hand. Um zu dem Kern zu kommen
dort hat einem Fremden ziemlich hart und kostbar
sem Lager. Und was muß nun zur Entschädigung
würden sagen mehr, Andere weniger. Hier sind
rohem Gold und eine Uhr — es ist meine ganze
Und ehe eine Hand sich erheben konnte, ihn d
er den Inhalt der Tasche auf den Tisch geleert.

Für einen Augenblick war sein Leben in Gefa
sprangen empört auf, verschiedene Hände suchten na
der Vorschlag, „ihn aus dem Fenster zu werfen",
bietende Bewegung des Richters bekämpft. Tennes
schien die Aufregung gar nicht zu bemerken und rie
Taschentuch ab.

Als die Ordnung wieder hergestellt war und
dringliche Reden und Auseinandersetzungen bewiesen

gehen könne nicht durch Geld gesühnt werden, wurde das Gesic
ners noch ernster und röther und die ihm zunächst Stehen
wie seine auf dem Tisch liegende rauhe Hand leicht zitterte. E
Augenblick, ehe er das Gold wieder in den Sack steckte, als e
ganz den erhabenen Gerechtigkeitssinn, welcher dies Tribunal
und als ängstige ihn der Gedanke, er hätte wol nicht genug
wandte er sich an den Richter und sagte: „Dies Spiel spiel
eigene Hand, ohne meinen Partner", verbeugte sich vor
wollte gehen, als der Richter ihn zurückrief.

„Wenn Sie Tennessee etwas zu sagen haben, so th
jetzt."

Zum ersten Mal an diesem Abend begegneten sich di
geklagten und seines sonderbaren Advocaten. Tennessee läc
blitzenden Zähne zeigend und seine Rechte ausstreckend,
mein Alter!" Tennessee's Partner nahm die dargebotene H

„Kam nur im Vorbeigehen herein, zu sehen, wie di
und, die Hand fallen lassend, fügte er hinzu, „es sei e
trocknete wieder sein Antlitz und ging ohne ein weiteres W

Die beiden Männer sahen sich lebend nicht wieder.
wesene Beleidigung einer dargebotenen Bestechung der L
sie auch schwach, vorurtheilsvoll und engherzig sein moch
war — bestimmte die noch schwankende Entscheidung vo
sal und bei Tagesanbruch führte man ihn unter gehö
dem Gipfel des Marleyhügels, es dort zu erfüllen.

Wie er es trug, wie kaltblütig er sich benahm, wi
Geringste auszusagen, wie vollkommen die Anordnung
das wurde Alles der Zeitung von Red Dog berichtet,
ten moralischen Warnung für alle Uebelthäter und der
rigen Vorgang als abschreckendes Beispiel wirken zu l
des Blattes war bei der Execution zugegen gewesen
der sich dafür interessirt auf seinen in den stärk
drücken abgefaßten Bericht. Aber von der Schönhe
von dem tiefen Frieden, welcher über der Erde lag,
der Himmel sich darüber wölbte; wie in den Wä
Leben neu erwachte mit leisem Regen und süßer
stille, selige Heiterkeit Alles umwob, davon ward ni
der moralischen und socialen Lehre gehörend. U
und thörichte That geschehen und ein Leben mit all
schnitten worden war, sangen die Vögel, die Bl
schien eben so goldig wie zuvor; und vielleicht
Recht.

Tennessee's Partner befand sich nicht in
ominösen Baum umstand. Aber als die Leute
Aufmerksamkeit durch einen mit einem Esel bes
regungslos am Wege stand, gefesselt. Indem si
sie sogleich die ehrwürdige „Jenny" und den zwe
thum von Tennessee's Partner, der dies Gef
nem Grund und Boden Moder und Geröll fo
entfernt unter einem Baume saß der Besitzer de

wurde das Gesicht seines Partn…
…unächst Stehenden bemerkten,
…eicht zitterte. Er zögerte einen
…d steckte, als ob er sich nicht
…dies Tribunal bejahte, zögerte
…l nicht genug geboten. Denn
…es Spiel spielte ich auf meine
…eugte sich vor der Jury und

…haben, so thun Sie es lieber

…gneten sich die Augen der …
Tennessee lächelte, seine weißen
…usstreckend, rief er: „Capital!
…argebotene Hand und sagte:
…hen, wie die Sachen stünden";
…, „es sei eine schwüle Nacht",
… weiteres Wort von dannen.
…cht wieder. Die noch nie dage…
…hung der Lynchjustiz — die, …
…g sein mochte, doch unbedingt
…heitung von Tennessee's Schi…
… unter gehöriger Bedeckung und
…füllen.
…enahm, wie er verweigerte, …
…nordnungen des Comités …
… berichtet, mit einer …
…r und der Ermahnung, …
…rken zu lassen. Der Naturm…
…gewesen und ich verweise …
…en stärksten, mächtigsten …
Schönheit des Sommermorgens
…rte lag, wie hell und freudig
…den Wäldern und Thälern …
…süßer Verheißung und …
…ward nichts berichtet, als …
…nd. Und doch, als die …
…mit all' seinen Möglichkeiten …
…die Blumen blühten, …
…elleicht hatte der …



Frage erwiederte er, daß er gekommen sei, den … holen, wenn das Comité nichts dagegen habe. … übereilen", er könne „warten". Er arbeite a… bald die Herren mit dem „Verstorbenen" fertig … pfang nehmen. „Wenn Jemand hier ist", fuhr … Weise fort, „der an dem Begräbniß theilnehmen …

Vielleicht kam es aus einem humoristischen … früher angedeutet, ein Zug von Sandy Bar war … einer bessern Quelle, aber Dreiviertel der Versam… ladung sogleich an.

Es war Mittag, als der Körper von T… ausgeliefert wurde. Indem der Karren zu dem … bemerkten wir, daß eine rohe längliche Kiste darau… einem Theil einer Mühlenschleuse zusammengefüg… und Fichtennadeln gefüllt. Der Wagen war ferner … duftenden Blüthenbüschen geschmückt. Nachdem der Kö… breitete Tennessee's Partner ein Stück Segeltuch … tiefem Ernst seinen Platz vorn auf dem schmalen S… kleinen Esel zum Fortfahren an. Die Equipage b… in jenem gesetzten Schritt, der „Jenny" auch unte… hältnissen zur Gewohnheit geworden.

Die Männer — halb neugierig, halb sche… Laune — begleiteten den Wagen; Einige gingen v… fachen Katafalk einher. Aber ob es von der … ob von einem Gefühl der Wohlanständigkeit: nac… Gesellschaft zu Paaren, Schritt haltend und äu… regelrechten Gefolges zeigend. Jack Folinsbee, d… marsch auf einer imaginären Trombone spielte, … Aufmunterung und Anerkennung fand und wol… echten Humoristen besaß, die sich an der Freude üb… nügen lassen.

Der Weg führte durch Grizzly Canon, das j… gleichsam wie in Trauerkleider gehüllt war. D… Wurzeln im rothen Erdboden bergend, standen in … Seiten des schmalen Pfades und neigten ihre … einem segenspendenden Gruß über die vorüberziehen… zu hülfloser Unthätigkeit überrascht, saß hoch auf… den Pulsen in den hohen Farrenkräutern am Weg… vorüberkam. Eichhörnchen erkletterten hastig höhere… Ueberblick zu gewinnen, und die blauen Häher, ihre… voran gleich Vorreitern, bis die äußere Grenze … dort einsam liegende Hütte von Tennessee's Partne…

Selbst unter vortheilhafteren Verhältnissen g… keine freundliche gewesen sein. Die unmalerische L… genehme Nachbarschaft, all' die unschönen Einzelhei… des californischen Goldgräbers umgaben, wurden hi… Anblick des Verfalles vermehrt. Einige Fuß von … sich ein rohes Gehege, das in den kurzen Tagen … Tennessee's Partner als Garten benutzt worden … Farren bewachsen dalag. Indem wir uns dem Pla…

daß Das, was wir für einen Versuch zur Cultivirung anges
grabung einer Gruft war.

Der Karren hielt vor dem Gehege und jeden Beistand
derselben Miene einfachen Selbstvertrauens, die ihn währe
Vorganges nicht verlassen, nahm Tennessee's Partner den
seine Schultern und setzte ihn ohne Hülfe in die Gruft. T
das Bret, welches als Deckel diente, fest, und indem er den
zur Seite erstieg, trocknete er sein Gesicht mit dem Tascher
war, wie die Menge fühlte, der Eingang zu einer Rede un
demgemäß auf Baumstämmen und Steinen nieder und sa
voll da.

„Wenn ein Mensch", begann Tennessee's Partner
ganzen Tag frei umhergelaufen ist, was ist das Natürlichste
Was? heimzukehren. Und wenn er nicht in dem Zustan
Hause zu kommen, was kann sein bester Freund für ihn
nach Hause bringen! Hier ist Tennessee, der frei und unst
ist, und wir bringen ihn heim von seinen Wanderungen."
hielt inne, nahm ein Stückchen Quarz auf, rieb es nach
Aermel und fuhr dann fort: „Es ist nicht das erste Mal
meinen Schultern getragen habe, wie Sie es jetzt gesehe
Mal, daß ich ihn nach jener Hütte brachte, wenn er sich
konnte, nicht das erste Mal, daß „Jenny" und ich ihn auf
erwarteten und ihn aufluden, ihn heimzubringen, wenn e
war, zu sprechen und mich nicht kannte. Jetzt aber ist es
wesen und das" — er hielt inne und rieb das Stückche
seinem Aermel — „das ist doch etwas schwer für sei
spielt ihm hart mit. Und nun, Ihr Herren", fügte er hu
stielige Schaufel aufnehmend, „ist das Begräbniß vorübe
und Tennessee's Dank für Ihre Bemühung!"

Jede Hülfe zurückweisend, begann er die Gruft
wobei er der Menge, die sich nach einigem Zögern e
zudrehte.

Als sie die kleine Anhöhe überschritten, welche S
entzog, schauten sie sich noch einmal um und glaubten
zu sehen, der, nachdem sein Werk gethan war, auf
Spaten zwischen den Knieen und sein Antlitz in der
bergend. Andere aber behaupteten, in solcher Entfernu
nicht von dem dunkelrothen Tuche zu unterscheiden u
unaufgeklärt.

---

In der Reaction, welche der fieberhaften Aufregu
wurde Tennessee's Partner nicht vergessen. Eine gehei
ihn von jeder Gemeinschaft bei Tennessee's Schuld ge
leisen Zweifel über seinen geistigen Zustand hinterl
Verdacht, es sei nicht „ganz richtig" in seinem Kopfe.
sich zur Pflicht, sich seiner anzunehmen, öfter nach ihn
wohlgemeinte Freundlichkeit anzubieten.

Aber von dem schicksalsschweren Tage an schien

lner.

Cultivirung angesehn, die Land-

r jeden Beistand ablehnen, mit
, die ihm während des ganzen
s Partner den rohen Sarg ...
die Gruft. Dann legte er
indem er den kleinen ...
mit dem Taschentuch ab. ...
einer Rede und sie legten sich
nieder und saßen erwartungs...

nessee's Partner langsam, „der
das Natürlichste für ihn gethan?
in dem Zustand ist, aber was
eund für ihn thun? ... die
r frei und unstät umherschweifen
Wanderungen." Der ...
, rieb es nachdenklich an seinem
das erste Mal, daß ich ihn ...
es jetzt gesehen; nicht daß ...
wenn er sich nicht selbst ...
und ich ihn auf jenem Hügel ...
ingen, wenn er nicht im ...
tzt aber ist es das letzte Mal ...
das Stückchen Quarz ...
chwer für seinen Partner, ...
", fügte er kurz hinzu, ...
äbniß vorüber und meinen Dank
!"

die Gruft mit Erde zu füllen
n Zögern entfernte, ...

n, welche Sandy Bar ...
id glaubten Tennessee's ...
war, auf dem Grabe ...
ntlitz in dem rothen ...
er Entfernung wie ...
erscheiden und dieser ...

ten Aufregung jenes Tages ...
Eine geheime Untersuchung ...
Schuld gereinigt ...
und hinterlassen, ...
en Kopfe. Sandy Bar ...
r nach ihm zu sehen, ...



auf Tennessee's Grab frisch und grün emporspro
ner sein Bett nicht mehr verlassen.
In einer Nacht, als die Fichten neben der
und rauschten und ihre Zweige das Dach strei
Toben des stürzenden, angeschwollenen Flusses v
Tennessee's Partner sein Haupt vom Kissen und
„Es ist Zeit, Tennessee zu holen, ich mu
spannen!" und ohne den Widerstand seines Pflege
lassen haben. Sich immer noch wehrend, fuhr er
tasten fort: „Nun vorwärts, aber achtsam, Jenny,
Wie dunkel es ist! Hab' Acht auf die Wurzeln —
ihn, Du altes, treues Thier. Zuweilen, wenn e
Du ja, daß er gerade im Wege niedersinkt. Nach
Hügel müssen wir zufahren. Da — ich sagte es
diesen Weg entlang kommend — und ganz allein
sein Antlitz leuchtet. Tennessee! Mein Partner!"
Und so fanden sie sich wieder.

# Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

## Schoenhausen.

Zwischen den stattlichen Dörfern Pankow und Niedersch
in dem noch immer anmuthigen Garten, umgeben von prächt
Buchenalleen, das einzige von den zahlreichen kleinen Lustsc
kurfürstliche und königliche Haus in der nächsten Umgeb
besaß, das sich in seinem Rang erhalten hat. Die anderen
kauft, theils weil sie den größeren Ansprüchen, die sich mit
Hauses und Staates steigern mußten, räumlich nicht mehr
weil bei dem zunehmenden Sinn für landschaftliche Schönh
Potsdams derjenigen Berlins nothwendig den Rang abla

So sind die Schlösser Tegel, Rosenthal, hinter der
Oranienburg, was wir heute noch bedauern, Friedrichsfelt
unsern der „Neuen Welt" vor dem Frankfurter Thor,
Köpenick, Cossenblatt und noch manches andere Lust- u
gegeben worden.

Schönhausen kaufte König Friedrich I. von Denen
ließ das Lustschloß 1708 durch Schlüter's intriguanten,
tenden Nebenbuhler Eosander von Goethe ausbauen un
lons vergrößern, die auf ihren Dachgeländern zahlreiche
dern trugen, die dazumal höchlich bewundert wurden
Schönhausen sehr geliebt haben, denn erstlich wurde
einen Lust- und Küchengarten zerfiel, zu mehreren Mal
erhielt Schönhausen seine eigene Orangerie, welche auf
von Berlin nur noch Charlottenburg hatte, und ent
selbst den Plan gewagt, Schönhausen durch einen schiff
Spree zu verbinden, so daß er von Charlottenburg n
Gondelfahrt arrangiren könne. Charlottenburg war
Berlin durch eine regelmäßige Kahnschifffahrt verbun
sehr verständig eine holländische Treckschuyte, das heißt
Pferden gezogen wird, angeschafft, sonderbarer Weise
dolier aus Italien, einen echten Venetianer, verschrieb
Tasso'sche Stanzen in märkische Lüfte hauchen?

Es wurden auch Anfänge zu dem Canal nach
aber der echte Gondolier aus Venedig kam nie dazu,
zu begrüßen; wir wissen nicht, warum der Canal
aber wahrscheinlich war der königlichen Hofkammer
nöthigen Gelder zum Canalbau zu beschaffen, un
war trotz aller Dienstwilligkeit nicht im Stande gew
Es kam dies in jener naiven Zeit häufig vor. Heu
„heidenmäßig viel Geld", wie der tapfere Gen

tiel.

… von Denen von Grander …
… ntriguanten, aber nicht …
… ausbauen und mit zwei …
… ern zahlreiche Statuen …
… iert wurden. Friedrich I. …
… rstlich wurde der Garten, …
… ehreren Malen vergrößert, …
… welche außer ihm …
… tte, und endlich hatte der König …
… h einen schiffbaren Canal …
… lottenburg nach Schönhausen …
… enburg war damals, 1712 …
… ahrt verbunden, dazu hatte man …
… te, das heißt einen Kahn, der …
… arer Weise aber dazu einen …
… r, verschrieben. Sollte der …
… hen?

… Canal nach Schönhausen …
… n nie dazu, Schönhausen zu …
… der Canal nicht vollendet …
… ofkammer aufgegeben worden, …
… haffen, und diese wackere …
… tande gewesen, Geld zu …
… vor. Heutzutage haben wir …
… General von Manteuffel in …
… mern lange nicht mehr so …



willig, wie damals die Hofkammer. Was abe…
so fürchten wir, daß er bei König Friedrich …
ohne einige Pension nach Hause geschickt word…
Gondelfahren jedenfalls zu den „Wohllüste…
tarien"; auch hörte das Gondelfahren auf de…
burg mit dem Anfang seiner Regierung factis…
Gefallen daran gefunden, sehr verstimmte. …
Verstimmung Berlins damals noch nichts.

Mit Friedrich I. verschwand nebst an…
hausens, das Lustschloß verfiel, der Garten ve…
ein; für Schönhausen hatte Friedrich Wilhelm …
sein ausdrückte, er brauchte überhaupt gern …
druck, wie er ja auch Bilder malte, denen …
nicht bestreiten kann, wenn man auch vor …
entsetzt zurückfährt. Ueberhaupt haben wir …
in Verdacht, daß es ihm mit seiner Verachtu…
nicht Ernst war; es war wol nur eine Kriegs…
war, Geld dafür zu geben. „Non habeo pec…
lingssprüche; freilich, er hatte eine höhere …
sammelte einen Schatz für den großen Friedri…

Als der Einzige zur Regierung kam, ka…
für das Schlößlein Schönhausen neues Lich…
schenkte Schönhausen seiner Gemalin, der edlen …
beth Christine von Braunschweig, die hier bis …
residirte.

So sah Schönhausen das edelste fürstliche …
ein Wittwenleben, obwol König Friedrich noch sec…
zugleich lebte. Er in Potsdam und Sanssouci, …
hausen. Der König achtete die Königin hoch, er …
heit Zeichen seiner Verehrung, er gab ihr stets die …
ihn nicht nur, sondern sie liebte ihn und doch durch…
halbes Jahrhundert zugleich, aber nicht zusammen. …
trauung von Salzdahlum; Kronprinz Fritz legte die…
nes Königslebens Protest ein gegen diesen Mißbrauc…

Die Königin Elisabeth Christine hatte viele Mü…
und Garten, aus der Verödung und Vernachlässigung …
bringen, bis sich Alles in erfreulichster Weise bescheid…
dig und ernst gestaltete zu dem fürstlichen Wittwenleb…
zwanzig Sommer dort residirt, da kam der feindlic…
Jahre 1760, bei welchem das Schlößlein nicht nur …
sondern auch heillos verwüstet wurde. Nach dem Kr…
Christine von Neuem an zu bauen; sie ließ die b…
den Kinderstatuen abbrechen und stellte das Sch…
Viereck vergrößert wieder her; namentlich aber erw…
einem wirklichen Park, indem sie kleine Gehölze mit …
Wiesen und Plantagen hineinzog. Die kluge Köni…
um Moden bekümmerte, die Maulbeerbaum- und …
sie doch mit, auch sie pflegte Maulbeerbäume, obw…
berg, ihre alte Oberhofmeisterin, gewaltig den …
sind der Ansicht, daß sich Elisabeth Christine …

bekümmert haben würde, wenn sich ihr Gemal, König Friedrich, für deren Zucht interessirt hätte.

Zwischen den Lindenalleen und den Buchenhecken ist d durchwürzt von den Düften der Akazien und Rosen, des Jasn Geisblattes, hell im Glanz der untergehenden Sonne blickt das lein aus dem satten Grün, von dem es dicht umhegt ist.

Schloß und Garten sind nicht verwahrlost, nicht verwi Alles ist wohlerhalten, sauber und geordnet, wie nur die vu waltung es möglich macht. Es hat schon lange Niemand aus Familie Schönhausen bewohnt, dennoch zeigt es keine Spur und Vereinsamung; geputzte Kinder spielen vor dem Schl Damen in leichten Sommertoiletten flattern in den sauberen es haben viele Berliner ihre Sommerwohnungen in Panko schönhausen, der königliche Park aber ist ihre gemeinsame Pr

Das Innere des Schlosses freilich schaut fast öde au schöne, weite Flurhalle mit einer anmuthig geschweiften Ro führt uns durch eine Reihe von Zimmern und Sälen, v Cabinets, aber es ist da nichts Charakteristisches, gar nichts.

Nichts erinnert an die edle Gemalin des großen Fried man uns ihr Schreibzimmer und ihr mit Cedernholz getäfel einige Schmuckkästchen mit Bernstein ausgelegt, die ihr geh möglich, aber es fehlt der historische Duft gänzlich. Frei allen königlichen Schlössern, die Gemächer fast überreich mi gestattet; hier sind es meist Familienportraits, die entweder oder keine Aehnlichkeit besitzen, oder denen Beides fehlt; a das Contingent derer, die im Verzeichniß des Castellans „Unbekanntes Portrait“ verzeichnet stehen. Es liegt auf d große Mehrzahl dieser Bilder nicht hier im Schloß war, gin Christine hier wohnte, man schickte sie erst neuerdings Schlössern, wo man keinen Platz mehr hatte, hierher.

Vielleicht sind die allerdings auch meist unbedeuten einst ähnlichen Bilder aus der Kindheit und der Jugend Großen schon zu Elisabeth Christinen's Zeit hier geweser Ansichten von Oranienburg, die von Prinz August Wilhe waren sie vielleicht ein Geschenk an die königliche Schwäg

Und auch in dieser durch den Zufall zusammengewü lung finden wir wieder nicht weniger als drei Portraits — es ist merkwürdig, wie oft sich das Bild dieses plus den königlichen Schlössern Preußens findet. Wir geben die Gefahr hin, daß die Franzosen daraus ein neues A ihre berühmte Behauptung, König Wilhelm habe 18 zollerische Throncandidatur in Spanien die Monarchie preußische Haus wieder herstellen wollen. Aber freili Kurfürsten Joachim I. weitläufiger Schwager, der S Schwester zur Gemalin hatte, und der Dänenkönig hat ster zur Königin.

Es sind auch noch einige ganz hübsche Rococomöb der mit Cedernholz getäfelten Galerie im Erdgesch darunter, an das sich eine persönliche Erinnerung

...hübsche Rococomöbel da, namentlich ... im Erdgeschoß, aber es ist nicht ... Erinnerung an Elisabeth Christine ...

... der Schwager, der König Christian's II. ... der Dänenkönig hatte des Kaisers Schwe... wollen. Aber freilich, Karl V. war der ... anien die Monarchie Karl's V. für den ... Wilhelm habe 1870 durch die beiden ... daraus ein neues Argument machen für ... s findet. Wir geben diese Bemerkung auf ... das Bild dieses plus et ultra-Kaisers ... der als drei Portraits von Kaiser Karl V. ... Zufall zusammengewürfelten Bilderkam... die königliche Schwägerin? ... Prinz August Wilhelm's Hand gemalt; ... Zeit hier gewesen, vielleicht auch in ... heit und der Jugendzeit Friedrich's des ... meist unbedeutenden, aber vielleicht ... hatte, hierher. ... sie erst neuerdings aus den anderen ... hier im Schloß war, so lange die Kin... stehen. ... Es liegt auf der Hand, daß ...



Aber auch an eine viel spätere Zei... den; nach den Befreiungskriegen wohnte ... sin Marianne, die Gemalin des Prinzen ... Patriotin, die Freundin Stein's, die sich ... Napoleon's Hände geben wollte für das ... ster Stunde

In Schönhausen lebte die fromm... ländlich einfach in der Art der Königin ... waren Kinderfeste. Unter den Kindern ... fand sich auch Karl Gutzkow, der ... Karl Gutzkow's Vater gehörte zu ... Wilhelm von Preußen; er hatte den ... reich begleitet.

Nun wohnt schon lange keine kön... hausen; aber die Kinderfeste sind nicht a... zuweilen ein Fest des Eiersuchens dort ... zessinnen in zahlreicher Gesellschaft, ein ... rische Verherrlichung blüht, durch die ... in der Vossischen Zeitung. Aber nicht ... Eltern spielen mit und zuweilen auch ... Königgrätz ließ König Wilhelm seinen ... über sich wegspringen. Das gelbe S... Schloß der Kinderfeste! War Eosander ... zahlreichen Kindergestalten auf die Dachrä...

## Gossenblatt

Ein weißes Schloß im grünen Wald... Schenkenländchen; es ist blendend weiß, abe... kurbrandenburgische Generalfeldmarschall Reic... Barfuß hat es gebaut, aber er ist darüber hin... war, anno 1704, seine Wittwe Eleonore, ein... hoff, hat den Bau beendet, anno 1712. Da la... wol, aber nicht schön, denn der Leib war zu schm... und Segen war auch nicht dabei. Von drei S... schalls überlebte nur einer die Wittwe, der hieß ... von Barfuß, und seine Mutter haßte ihn. Um ... mauerte sie den Familienschatz in des Schlosses ... wieder aufzufinden, die kostbare Ausstattung de... zum Sterben kam, auf dem Schloßhof zusamme... unnatürlichen Hasses mit Brand an, die Greisi... und als der Brand erloschen war, da war in... des Lebens erloschen, anno 1728.

Graf Karl Friedrich Ludwig von Barfu... der Familie im Keller gesucht haben, denn er ... mund ein Schatz im Keller vergraben liegt, ... baut hat; er kam auch nicht nach Gossenbl... Mutter, oder ihres Hasses, wäre ihm in den ... erschienen, aber er hielt doch fest an dem Be...

und ihm doch von seinem berühmten Vater, dem Türkensieger t
kemen kam. Da ritt bei einer Jagd König Friedrich Wilhelm d
durch die Flur, er sah das große Schloß und es gefiel ihm; frei
ihm sehr, denn es war sehr weiß, sah reinlich aus und war in
wie eine Kaserne. Das war anno 1736. Er schickte den Ge
Dönhoff, den Bruder der Gräfin Eleonore, an den Grafen Ba
Cossenblatt feil zu machen, der wollte lange nicht, aber endlich
doch zu Stande, 125,000 Thaler gab der König, Graf Barf
danach, der letzte Graf seines Stammes. Prinz August Will
nigs zweiter Sohn, erhielt Cossenblatt, vielleicht hat er's nie ge
gewiß nicht, dem war sein Oranienburg lieber; statt seiner z
Friedrich Wilhelm selbst alljährlich auf einige Wochen nach C
gefiel, wie gesagt, das weiße Kasernenschloß mit dem Gefängn
so lange er dort residirte, erschien auch die spukende Reichs
hatte selbst als Gespenst noch den gebührenden Respect für ih
ten König und Herrn. Auch war der arme König von ein
hinlänglich geplagt, es bedurfte keines Gespenstes, um ihn zu
rich Wilhelm hatte nämlich fast immer das Podagra wenn e
war. Es war des Soldatenkönigs Podagraschloß und st
und Herbstzeitlosensaft zu nehmen, malte er jeden Tag ein 2

Die Glanzzeit Rheinsbergs, die Zeit, wo Kronprin
lebte, die Jahre 1736 bis 1740, das ist auch die Glanzzeit
Zeit, wo Friedrich Wilhelm der Gestrenge sein Podagra
aber für Cossenblatt kam keine Prinz Heinrichzeit; es hat
Prinz vom königlichen Hause wieder dort residirt. Nur di
Reichsgräfin Eleonore erschien wieder und das war das C
noch erschien; verlassen liegt das Schloß, man sieht es ihm
Gräfin in ihrem Haß einst allen Hausrath verbrennen l
merkt auch, daß König Friedrich Wilhelm nicht eben viel f
und Ersetzung desselben gethan.|

Er selbst wohnte hier in den Zimmern des Erdg
Flügel; das Eckgemach, wo die Wände bis zu halber Höh
ländischen Porzellanfließen oder Kacheln, ganz nach des
bekleidet sind, war das Empfangs- und Prunkzimmer. C
selig aussehendes Bild Ludwig's XIV. bezeichnet es als
Malzimmer steht auch des Königs Staffelei noch, sein so
seine Stühle, in Holz sehr dauerhaft gearbeitet. Das ist
sehen in Cossenblatt und viel mehr wird überhaupt
sehen gewesen sein, seit den Tagen, da die Gräfin Ele
ihr Brandopfer brachte. Das war 1728. Im obern S
den hechtgrau angestrichenen Thüren noch mit gelber
„Ihre Hoheit Kronprinzessin", „Ihre Hoheiten Prinzess
lie", „Ihre königlichen Hoheiten Prinz Heinrich und F
meisterin", „Fräuleinskammer", zur Abwechslung daz
robezimmer". Das Alles ist im besten Kasernenstil, a
blendend weiß angestrichen.

Die ersten Besitzer von Cossenblatt, die urkundlic
Czertitz, ein Seiferitz und 1463 ein Krummensee, der
Orte saß, denn Cossenblatt ist wendisch Cossinbloth, wo

...igliche Schl...
Vater, dem Tabakskollegium ...
... Friedrich Wilhelm ...
... loß und ... reinlich aus ...
736. Er schickte den ...
... more, an den Grafen Bari...
... lange nicht, aber endlich ...
... der König. Graf Bari...
... Prinz August ...
... vielleicht hat er's nie ...
... burg lieber; statt sein...
... auf einige Wochen ...
... enschloß mit dem ...
... auch die spukende ...
... ebührenden Respe...
... der arme König ... von einem andern ...
... es Gespenstes, ... ihn zu quälen, Fried...
... das Poda... wenn er in Cossenblatt ...
... Podagraisch ... oß und statt ...
... malte er jeden Tag ein Bild.
... die Zeit, ... der Kronprinz Friedrich ...
... as ist auch ... die Glanzzeit Cossenblatts, ...
... Gestreng... sein Podagra dort abwarte...
... Heinrichzeit; es hat kein König, ...
... er dort residirt. Nur die Spukgeschichte ...
... der und das war das Einzige, was ...
... Schloß, man sieht es ihm wol an, daß ...
... Hausrath verbrennen ließ, und man ...
... Wilhelm nicht eben viel für die Erneuerung ...

... Zimmern des Erdgeschosses ...
... nde bis zu halber Höhe mit blauen ...
... Kacheln, ganz nach des Königs Geschmack ...
... und Prunkzimmer. Ein jetzt ...
... XIV. bezeichnet es als solches. In ...
... Staffelei noch, sein solider Eichentisch ...
... haft gearbeitet. Das ist Alles, was ...
... mehr wird überhaupt wol niemals hier ...
... n, da die Gräfin Eleonore hier ...
... r 1728. Im obern Stockwerk ließ man ...
... iren noch mit gelber Oelfarbe ...
... Ihre Hoheiten Prinzessin Ulrike und ...
... Prinz Heinrich und Ferdinand", ...
... zur Abwechslung dazwischen ...
... besten Kasernenstil, aber alle Zimmer, ...

... enblatt, die urkundlich vorkommen, ...
... in Krummensee, der hier am ganz ...
... Cossinbloth, was ebenfalls ...
... kam es an Die von ...



aus welcher Familie ein Bruder den ...
landflüchtig geworden sein soll, eine Sa...
kein Mensch mehr glauben will. ...
Oppen im Besitz von Cossenblatt. Bo...
Albrecht von Barfuß für 32,000 Thal...
Der Generalfeldmarschall gehörte dem ...
oder Barfüße an, welches die drei ...
darum auch in lateinischen Urkunden ...
halten die meisten Mitglieder der Famil...
senen Tradition fest, nach welcher das ...
mend, sich dort Parvus, also Klein, gesc...
geworden. Die Tradition stand in der ...
dem Barnim angesessen ist, so fest, daß ...
von Barfuß ein Schloß am Rhein, die ...
der alten Heimat seines Geschlechts, am ...
hielt auch eine königliche Erlaubniß, sic...
Wahrscheinlich war es auch dieser Barf...
des Generalfeldmarschalls Barfuß, d...
die Erlaubniß erbat, einen Sommer ...
zubringen zu dürfen. Friedrich Wilhe...
poetische Wünsche und hatte ein Herz ...
braven Soldaten; aber die spukende ...
Barfuß 1856 noch eben so feindlich ge...
selbst sah den Spuk freilich nicht, aber ...
entsetzt, daß er nach wenigen Wochen C...
liegt das weiße Spukschloß, das Podagra...

## Schwedt an der ...

Der große Kurfürst hinterließ aus sei...
und frommen Louise Henriette von Oranien...
fürsten Friedrich III. von Brandenburg, sp...
Preußen, die fünf anderen Kinder waren ihm ...
zweiten Ehe mit der schönen und schlauen Do...
weten Herzogin von Braunschweig, hatte er ...
seinem Sterben noch sechs lebten: 1) Markgraf ...
denburg, welcher Stifter der Brandenburg-Schw...
Feldzeugmeister und Statthalter zu Magdebur...
berg, gestorben 1711, liegt im Dom zu Be...
Albrecht Friedrich, Herrenmeister zu Sonnenbu...
halter von Pommern, geb. 14. Januar 1672, ...
felde, liegt im Dom zu Berlin begraben. 3) ...
helm, geboren 26. December 1672, gestorben ...
heimlicher und nicht anerkannter Ehe mit der ...
geborene Balbiano vermält, welche später den ...
Wackerbarth heirathete. Jung gestorben im ...
Das klingt so romantisch, aber ist eigentlich e...
Geschichte. 4) Markgraf Christian Ludwig, ...
liegt im Dom zu Berlin begraben. General...
Statthalter und Domprobst zu Halberstadt.

geboren 1670, gestorben 1718, war in erster Ehe mit dem Erbp von Mecklenburg-Güstrow, in zweiter mit dem Herzog Moritz A Sachsen-Zeitz vermält. 6) Markgräfin Elisabeth Sophia, gel gestorben 1748, war in erster Ehe mit dem Herzog Friedrich Kurland, in zweiter mit Christian Ernst, Markgrafen zu A Bayreuth, in dritter mit Ernst Ludwig I., Herzog zu Sachse vermält.

Es ist bekannt, daß die Kurfürstin Dorothea, gegen de dahin strebte, ihren Kindern wirkliche Fürstenthümer aus den schen Gesammtlanden herauszuschneiden, daß sie auch von der großen Kurfürsten dahin zielende Verfügungen erlangte, da dessen Tode an der Energie des Kurfürsten Friedrich, ihre scheiterte. Es ward ihren Nachkommen kein unabhängiges F Theil, wol aber ein reiches Erbe, dessen Hauptstück die Herr an der Oder war, auf welcher für diese Nebenlinie ein Ma würde.

Außerdem hatten die Markgrafen sich nicht über die ( Stiefbruders, des Kurfürsten und Königs Friedrich's I., zu einträgliche Ehrenstellen, Statthalterschaften, Dompräbende u. dgl. m. wurden ihnen reichlich zu Theil und das baa Kurfürstin Dorothea half ihnen zu manchem schönen Landg dieser Markgrafen besaß hervorragende Eigenschaften. M Albrecht war ein großer Herr im besten Stil, von feinen Formen, der Wissenschaft und Künste wenigstens begünstigte prächtigem Hofe die Concerte und Ballete leitete und in d Galanterie jener Tage die Kurfürstin Sophie Charlotte in zur Königskrönung nach Königsberg fuhr, auf dem Ku Schuhen und seidenen Strümpfen. Er war mit der Pri rothea von Kurland vermält. Von seinen Söhnen wur Herrenmeister zu Sonnenburg und Freund des großen Kö der Truppenführer, jetzt steht er am Friedrichsdenkmal zu fiel bei Mollwitz; Friedrich Wilhelm fiel bei Prag; d großen Kurfürsten.

Das Majorat Schwedt besaß zuerst der älteste S Dorothea, Markgraf Philipp Wilhelm; es wird allerl Fürsten berichtet, im Ganzen scheint er doch durchaus n sen zu sein. Von seiner Gemalin Johanne Charlotte, Johann Georg zu Anhalt-Dessau, die 1750 als Aebtiss überlebten ihn zwei Söhne: Friedrich Wilhelm und He eine Tochter, Henriette Marie, welche sich dem Erbprin von Württemberg vermälte und Stammmutter des kö schen Hauses wurde.

Auf Philipp Wilhelm folgte im Majorat sein So geboren 1700, gestorben 1771, liegt zu Schwedt be Herr von sehr bedenklichem Charakter, eigenwillig, h von seinem Schwager, dem großen König Friedrich, Weise zur Ordnung gerufen werden mußte; eine Duodez. Seine Gemalin war Sophie Dorothea Mar

...liche Schloß...

...erster Ehe mit dem ...
...in Elisabeth ...
...it dem Herzog ...
Ernst, Markgrafen zu ...
...wig I., Herzog zu Sachsen...

...rstin Dorothea, gegen ...
...Fürstenthümer aus ...
...en, daß sie auch von ...
...erfügungen erlangte,
...urfürsten Friedrich,
...nen kein unabhängi...
...essen Hauptstück ...
diese Nebenlinie ... Majorat gegründet

...en sich nicht ... der die Großmuth ihres
Königs Fried...'s I., zu beklagen; sie
...erschaften, ...prädenden, Comthureien
zu Theil und das baare Vermögen der
manchen ...nen Landgut. Aber keine
...nde Eigen...schaften. Markgraf Friedrich
...esten ..., von seinen und verderblichen
...te wenigstens begünstigte, an Friedrich I.
Ballete leitete und in der eigenthümlichen
...in Sophie Charlotte im December 1700
...erg fuhr, auf dem Kutschbock sitzend, ...
Er war mit der Prinzessin Marie Do...
...n seinen Söhnen wurde Karl Albrecht
...n des großen Königs, ein bekannter
Freund ... Friedrichsdenkmal zu Berlin; Friedrich
... Friedrich fiel bei Prag; drei echte Enkel des
...elm ...

...ß zuerst der älteste Sohn der Kurfürstin
...ilhelm; es wird allerlei zum Lobe dieses
...nt er doch durchaus nicht bedeutend genug
Johanne Charlotte, Tochter des Fürsten
die 1750 als Aebtissin von Herford ...
...rich Wilhelm und Heinrich Friedrich, ...
...lche sich dem Erbprinzen Friedrich Eugen
Stammmutter des königlich württembergischen

im Majorat sein Sohn Friedrich Wilhelm. ...
liegt zu Schwedt begraben. Er war ein
...ralter, eigenwillig, herrschsüchtig, ...
...n König Friedrich, oft in sehr energische
...ten mußte; eine Art von Dressur ...
...hie Dorothea Marie, königliche Prinzessin
... Schwestern des großen Friedrich. Aus
...Töchter und an seiner Statt wurde



Markgraf von Brandenburg-Schwedt ...
Heinrich Friedrich, geboren 1709, succe...
Generalmajor und Domprobst zu Ma...
seinem Bruder, obwol der sogar Gene...
Soldat, war eine kleinliche Natur, ...
kaltherzig und eitel, prunkliebend und ...
gerer Bruder in beschränkten Verhältnis...
Gemalin lebte, hielt er sich leidlich, als ...
trat die ganze Kläglichkeit dieses Prinze...
war die Prinzessin Leopoldine Marie v...
Dessauers jüngste Tochter, ein liebensw...
leicht etwas oberflächliches Wesen. Jah...
chen Mann und er betete sie an, wie ...
alle Ursache, denn sie leitete ihn gut, ...
dem schlechten Soldaten fast immer gro...
auch strenges Commando. Sie war ...
geboren 1745, starb als Aebtissin von ...
1750, starb 1811 als regierende Herzo...
edlen Herzogs Franz; zehn Jahre lang ...
da hörte er eines Tages auf, ihr zu ge...
als gehorsamen Ehegemal, als Pantoffel...
und von da ab trat er ihr, kleinlich eifer...
mann, entgegen. Leopoldine begriff das ...
plötzlich ihr Wille nicht mehr gelten sollt...
neuen Verhältnisse zu finden. Es kam zu ...
Trennung; die unglückliche Prinzessin wur...
nie im Leben ihre Kinder wieder und der ...
oft bittere Noth und Mangel leiden, wä...
Schauspielerinnen schwelgte.

Die Härte, mit der man die arme Leopo...
nothwendig die Meinung erregen, daß sich die ...
dig gemacht, aber davon findet sich in den Ac...
des Markgrafen ausdrückliche Erklärung, daß ...
schuldige, ja darob niemals auch nur den gerin...
Dafür war er liederlich für zwei und mehr un...
starb in Coblenz, er hat in Schwedt noch einige...
ohne Genuß, wie sein ganzes Leben lang. Es ...
dieser letzte Markgraf von Brandenburg-Schwe...

Und warum kam der große Friedrich ...
Dessauers nicht zu Hülfe, trotz aller Bitten der ...
später der Töchter? Nun, Heinrich Friedrich ...
stamm Brandenburg-Schwedt, all' die reichen ...
zurück nach seinem Tode, wenn die Ehegatten ...
liebte die Weiber überhaupt nicht.

Schwedt, von dem die Nebenlinie den ...
erhielt, ist ein alter Ort, ein Oberpaß aus ...
der schon im dreizehnten Jahrhundert vorkom...
Conrad von Brandenburg hatten hier ein S...
Thorn begraben liegt, soll in Schwedt Restor...
schon Stadt gewesen sein, denn 1349 verbar...

zum treuen Festhalten an Markgraf Waldemar, den man den falſ
Aber kurz darauf ging Schwedt für Brandenburg verloren und w
der pommerſchen Herzöge; erſt hundert Jahre ſpäter kam es wiede
denburg, in dieſer Zeit hatte es ſeine Stadtrechte verloren. Im J
kam Schwedt an den Grafen Hans von Hohenſtein, Herrn von
ſeitdem bildeten Schwedt und Vierraden eine vereinigte Herrſchaf
henſteiner. Graf Martin, der das Schloß baute, die Stadt in Fl
Dämme anlegte, war der Letzte des Geſchlechts und 1609 fiel
Tode die Herrſchaft als offenes Lehn an das Kurhaus zurück. Nu
volle Elend des Dreißigjährigen Krieges über Schloß und Stadt
ſteiner und Schweden hatten um die Wette gewüſtet, das Schlo
Trümmer, die Stadt ein Schutthaufen, der nur noch 100 Einwoh
Der große Kurfürſt ließ durch Dogen das Schloß nothdürftig n
richten, mußte aber Stadt und Herrſchaft Schwedt 1664 für 25,0
an einen ſchleſiſchen Grafen von Wahrensbach verſetzen, von dem
die Kurfürſtin Dorothea 1670 wieder einlöſte. Dieſe Dame, ſon
Marken wenig beliebt und unter dem Druck einer unbewieſenen, hö
ſcheinlich gänzlich unbegründeten Beſchuldigung ſchauerlicher Art, l
ſie beliebt geweſen ſein, wenigſtens wird über ihre höchſt ſegensreich
keit, von der ſich auch jetzt noch breite Spuren finden, berichtet. (
überall in Schloß und Stadt, legte Nutzgärten an, ſorgte für Wo
u. ſ. w., ſo daß Schwedt 1689 ſchon wieder 150 bewohnte Bür
hatte. Als mit dem Tode ihres Urenkels Heinrich Friedrich die M
Brandenburg-Schwedt erloſch, fielen die Herrſchaften an die Krone

Wir wollen übrigens bemerken, daß die Markgrafenzeit doch zu
in beſſerm Andenken ſteht, als man glauben ſollte. Hatten die M
vielleicht auch verſöhnende Eigenſchaften, die nur in nächſter Nähe,
Reſidenz zum Vorſchein kamen? Sind dieſe ganz unbemerkt gebliebe
ſtarken Schatten, den der königliche Hauptſtamm auf den Neben
Es hat etwas Tröſtliches, ſolches glauben zu dürfen den beiden M
Friedrich Wilhelm und Heinrich Friedrich gegenüber, denn nur v
kann die Rede ſein. Von Philipp Wilhelm, von dem es am leid
glauben wäre, redet kein Stein in Schwedt.

In neueſter Zeit iſt Schwedt der Krone ſtreitig gemacht wor
zwar durch den Fiscus; der Staat führte einen faſt zwanzig Jahre
den Proceß gegen die Krone, der erſt 1872 durch das Obertribun
Vorſitz des Staatsminiſters von Uhden, zu Gunſten der Krone e
wurde.

Das königliche Schloß beſteht aus einem zweiſtöckigen Corps
mit zwei ebenfalls zweiſtöckigen Flügeln, die in thurmartigem Ausb
gen und durch ein eiſernes Gitter verbunden ſind. Die Einfahrt wi
zwei etwas plumpe ſteinerne Schilderhäuſer gebildet. Das Ganze ni
doch ſehr ſtattlich aus. Ueber dem Portal iſt ein zierlicher Balcon a
ſteinen; der mittlere Vorſprung prunkt mit ioniſchen Wandpfeile
welchen eine Dachbaluſtrade hinläuft.

Es läßt ſich nicht nachweiſen, wie viel noch von der ältern Con
des Schloſſes der Hohenſteiner Grafen übrig, das von Banér ſch
ſchädigt wurde. Gewiß iſt, daß die Kurfürſtin Dorothea 1670 das

Markgraf Friedrich Wilhelm, da er von seiner Reise nach Italien zurückkehrte, gab dem Schloß seine jetzige Gestalt; er ließ zuerst den rechten Flügel (vom Schloß aus) anlegen, dann den linken, unter dessen Thurm die Schloßkirche. Dieterichs baute sie nach Rissen von Böhme. Auf der Schloßgartenseite wurde die grüne Treppe erst 1742 angelegt.

Das Innere des Schlosses ist nicht etwa verfallen, sondern so gut in Stand gehalten, daß die höchsten Herrschaften hier ein stets bereites Absteigequartier finden. So lange man auf der durch Schwedt führenden Chaussée von Berlin nach Stettin fuhr, d. h. in der Voreisenbahnzeit, verweilten häufig Mitglieder des königlichen Hauses hier. Jetzt geschieht es seltener, bei Manövern etwa; doch bleibt Alles im besten Stand.

Auf dem rechten Flügel befindet sich unter dem Thurm der kleine Speisesaal Markgraf Friedrich Wilhelm's mit dem daranstoßenden Rauchzimmer und dem Spielzimmer. Diese Zimmer sind, wie alle Gemächer und Räume des Schlosses reichlich, überreichlich fast, mit Bildern behängt, die begreiflicher Weise von sehr verschiedenem Werthe, unter denen aber auch schöne und höchst interessante gar nicht selten sind. Meist sind es Portraits, sonst viel Olymp und wenig Gewand.

Dann folgen die Zimmer, die König Friedrich Wilhelm III., der Schwedt sehr liebte, öfter bewohnte; sie sind sehr sauber und nicht ganz so nüchtern einfach, wie er sie Ende des vorigen Jahrhunderts bevorzugte; daran stoßen die Zimmer der Fürstin von Liegnitz, schlicht, aber hübsch. Dann folgt das Sterbezimmer des letzten Markgrafen Heinrich Friedrich; die Portraits von sechzehn Schwedter Damen schmücken die Wände und ein — zertrümmerter Spiegel! Vanitas!

In dem zur Rosenlaube gewölbten Zimmer hat Kaiser Nicolaus, der gewaltige Selbstherrscher aller Reußen, im Jahre 1832 gewohnt. Dann kommt im Corps de Logis das Thurmzimmer der Prinzessin Ferdinand von Preußen. Sie war eine geborene Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Markgraf Friedrich Wilhelm's zweite Tochter Anna Elisabeth Louise, bekanntlich die Mutter des genialen Prinzen Christian Friedrich Ludwig (gewöhnlich Prinz Louis Ferdinand genannt), der bei Saalfeld 1806 den Heldentod starb. Dieses Thurmzimmer hat eine entzückende Aussicht über die Oder hin, nach Krähnich und dem sogenannten Thale der Liebe; hier auf dem schmalen, altmodischen Wanddivan saß König Friedrich Wilhelm IV. gern, und schaute träumend durch das Fenster hinaus in die anmuthige Landschaft.

In dem nun folgenden Gesellschaftszimmer bemerken wir u. a. Pastellportraits jenes der großen Landgräfin von Hessen-Darmstadt und ihres Gemals; die Landgräfin war die Großmutter und Erzieherin der Königin Louise. Hier hängt auch eine Darstellung der Ankunft des Kaisers Nicolaus von Rußland in Schwedt 1832, eine verdienstvolle Arbeit von Gropius. Die Fenster aller dieser Räume blicken nach der Oder hinaus.

Der große Saal, oder Rittersaal, geht durch beide Stockwerke; wenn man die Thüren öffnet, so blickt man einerseits weit über die Oder hinaus nach dem jenseitigen schönbewaldeten Höhenzug, andererseits aber eine große Allee von schönen Bäumen hinunter, welche zu den Gärten von Heinrichslust und Monplaisir führt.

Im Rittersaal sind Reiterbilder des wackern und klugen Markgrafen Johann von Küstrin, des Bruders Kurfürst Joachim's II., der noch im Volk der „tolle Hans" heißt und für einen großen Zauberer gehalten wurde; des

Markgrafen Ludwig, jüngsten Sohnes des großen Kurfürsten c
Ueber dem Kamin hängt ein Portrait der Gemalin des große
ist wahrscheinlich kurz nach ihrer Vermälung gemalt, Elisabeth
auf späteren Bildern besser aus, als Greisin war sie beinahe
Zimmer im Corps de Logis und auf dem linken Flügel
Damasttapeten, Gobelins oder gepreßte Ledertapeten.

Auch die Kamine und Oefen sind reich und im besten
ziert; die Frau Kronprinzessin Victoria hat bei ihrem Besu
derselben gezeichnet, um sich neue darnach formen zu lasse
Thurm über dem Ausbau des linken Flügels befindet sich, wi
die sehr freundliche nnd würdige Schloßkirche in italienischem
obern Stock sind die Gemächer der Hofdamen, Kammerherr
etwas niedriger, aber eben so reich an Bildern, wie die im
dem von den Bewohnern Schwedts viel besuchten Garten,
umgiebt, ist der wirklich prachtvolle Lindengang bemerkenswer
Ausdehnung an der Oder hinführt. Die Orangerie, die etw
zählen mag, ist auf der Schloßterrasse aufgestellt nnd mi
Orangenduft in den Hauch der Vergangenheit, der leise durch

Für die Stadt Schwedt haben die Markgrafen in ihr
und nach dem Beispiel der Mutter für deren Aufnahm
Heinrich Friedrich hat sogar ein Schauspielhaus gebaut, a
haus und der französisch-reformirten Gemeinde eine hüb
das breiteste Zeichen, daß dort die Söhne und Enkel d
rothea gewaltet, sind die schönen Lindenalleen, welche im
schmücken, sie umgeben, von ihr auslaufen. Sind wir rech
auch einer dieser grünen Strahlen noch die Kurfürstinalle
selbst angelegt sein. Dorothea war eine rechte Linden
stammt auch Berlins Prachtstraße „Unter den Linden"
fürstin.

Weithin berühmt war einst das große Schwedter R
Markgraf Friedrich Wilhelm sein ganzes Reiterregimen
einer Schwadron manöviren konnte. Dieses Reithaus
gebrannt, aber Schwedt hat sich einen geachteten Nam
Annalen der preußischen Cavallerie. Jahre lang war
hier, bis sie nach Hannover verlegt wurde; dafür ka
Dragonerregiment Nr. 2 hierher, so daß man oft nichts
Linden und blaue Dragoner.

Auch verknüpft eine Sage wenigstens den kühnster
schen Armee, den großen Seydlitz, mit Schwedt. Dersel
des Markgrafen, auf einem Hirsch einen fabelhaften
Sonst hat Schwedt großen Reichthum an uckermärkis
wir nicht weiter qualificiren wollen, und an vortreffl
November auch an Neunaugen. Nur Welse giebt es n
überreichlich vorhanden. Im Jahre 1831, als die Ch
in diesen Gegenden auftrat, wurde dieser Fisch an de
todt gefunden und ist seitdem fast ganz verschwunden.

…igliche Schlösser.

…s des großen Kurfürsten aus erster Ehe.
…it der Gemalin des großen Friedrich; es
…mälung gemalt, Elisabeth Christine sieht
…Greisin war sie beinahe schön. Alle die
…auf dem linken Flügel haben kostbare
…iste Ledertapeten.

…sind reich und im besten Geschmack ver-
…oria hat bei ihrem Besuch hier mehrere
…darnach formen zu lassen. Unter dem
…Flügels befindet sich, wie schon erwähnt,
…loßkirche in italienischem Geschmack. Im
…Hofdamen, Kammerherren, Adjutanten,
…an Bildern, wie die im ersten Stock. In
…viel besuchten Garten, der das Schloß
…intengang bemerkenswerth, der in großer
Die Orangerie, die etwa hundert Kübel
…raße aufgestellt und mischt den köstlichen
…ngenheit, der leise durch diese Räume weht.
…n die Markgrafen in ihrer Art viel gethan
…er für deren Aufnahme eifrig gesorgt.
…hauspielhaus gebaut, aber auch ein Kath-
…n Gemeinde eine hübsche Kirche. Der
…e Söhne und Enkel der Kurfürstin Do-
…indenalleen, welche im Freien die Stadt
…laufen. Sind wir recht berichtet, so heißt
noch die Kurfürstinallee und soll von ihr
…ar eine rechte Lindenmutter; bekanntlich
„Unter den Linden" von dieser Kur-

…s große Schwedter Reithaus, in welchem
ganzes Reiterregiment aufstellen und ex-
Dieses Reithaus ist allerdings nicht
…inen geachteten Namen erhalten in der
Jahre lang war die Militairreitschule
…gt wurde; dafür kam das neumärkische
…o daß man oft nichts dort sieht, als grüne

…nigstens den kühnsten Reiter der preußi-
mit Schwert. Derselbe soll hier, als Kna-
…h einen fabelhaften Ritt gemacht haben
…um an uckermärkischen Cigarren, welche
…t, und an vortrefflichen Oderfischen, un-
…ur Welse giebt es nicht mehr, die sonst in
…e 1831, als die Cholera zum ersten Mal
dieser Fisch an den Ufern zu Tausenden
ganz verschwunden.



Die Melodie'n, die aus den Saiten rauschen,
Du möchtest sie in ihrem Schlaf belauschen?
Umsonst! Es wird dein Ohr sie nicht entdecken;
Die Hand allein des Künstlers kann sie wecken!

# Lorbeeren.

Novelle von F. L. Reimar.

(Schluß.)

„Nun denn, so baue ich auf die Noth, die sie zwingen wird!“ entgegnete der Alte. „So thöricht Gabriele ist, das wird sie begreifen, daß sie ohne äußere Mittel ihren Weg nicht machen kann, und von meinem Vermögen — daß sie selber blutarm ist, braucht ihr nicht erst gesagt zu werden — soll sie kein Pfennig auf demselben unterstützen, das schwöre ich ihr!“

„Auch hierin ist vorgesorgt“, entgegnete Clemens mit dem Ton trauriger Resignation; „gehört sie uns nicht mehr an, so tritt sie in den Schutz Anderer“, und damit zeigte er auf den mitgebrachten Brief von Felix, an dessen noch später von Clemens gelesenem Schluß dieser hinzufügte, daß Herr von Meining als begeisterter Freund und Beschützer der Kunst sich bereit erklärt habe, die Sorge für Gabriele's Ausbildung zu tragen, das Mädchen, welches ihm eine ungewöhnliche Zuneigung eingeflößt habe, überhaupt ganz in seinen Schutz zu nehmen, wenn die Familie es demselben nicht streitig machen wolle.

Der Alte hatte bei der Auseinandersetzung sein Gesicht der Wand zugekehrt; er erwiederte nichts weiter als: „Wol, so mag sie ihnen angehören — meine Tochter ist sie nicht mehr von dem Augenblick an, wo sie die Breter betritt!“

Bekümmerter noch als Clemens zu dem Vater gekommen war, verließ er ihn. Zwei Tage später trat er auf's Neue an das Bett des Greises und der Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit auf seinem Gesicht sagte dem Letztern schon, was der Erfolg seiner Reise gewesen war.

„Es war vergebens, sie beharrt bei ihrem Willen?“ fragte ihn der Vater entgegen.

„Ja, es war Alles umsonst; ich bringe Gabriele nicht zurück“, sagte Clemens, „sie bleibt bei ihrem Entschluß.“

„Nun, so wird der Herr selbst ihren Trotz strafen!“ rief der Alte, „und sie züchtigen, daß sie Zucht und Gottesfurcht, die ich sie gelehrt, verleugnen will, um eine Gauklerin zu werden! Ich aber spreche noch einmal: Wenn Dich ein Glied ärgert — —“

„Halt ein, Vater!“ bat Clemens, „nenne sie auch nicht trotzig, nicht verderbt — sie ist nur eingefangen in einen Bann, bestrickt von einem Zauber, den wir nicht lösen können! Was ich auch zu ihr sagte, wie ich bat, flehte, warnte — und ich redete für Dich und für mich, Vater, in dem Geist der Liebe und der Strenge — es rührte wol an ihr Herz, aber nicht an ihren Willen. „Ich kann nicht anders, Clemens, glaube

mir, ich muß der Stimme folgen, die mich ruft!" war !
mir, und zuweilen unter heißen Thränen, antwortete."

„Und warfst Du ihr nicht die Eitelkeit ihres Herzen
der Alte, „zeigtest Du ihr nicht, wie falsch und hohl di
vor denen sie knieen wollte?"

„Ich that das, oder doch ähnlich so, wie Du es mei
ter, ich selbst konnte nicht mehr glauben, daß thörichte
verlockt hatte, als sie mir klar und ruhig sagte, daß sie
denke, als wie sie der Kunst würdig dienen wolle, daß
den Saum ihres Gewandes zu fassen — so waren ihr
einzig und ewig ihr in die Augen sehen zu können, unb
damit von der Menge unbeachtet im Dunkel bleibe. — I
das irdische Wesen der Kunst hervorhob, als ich ihre
rung sündhaft nennen wollte, da richtete sie sich wie i
und sagte, sie glaube nicht fester, daß Gott in jedem se
als daß auch die Kunst von ihm gegeben und heilig sei

Das Blut stieg dem alten Mann bis in die Sch

„Ist das noch das Kind, das ich erzogen habe?"

„Ja, Du hast Recht, Vater", sagte Clemens tr
seltsame Wandlung mit Gabriele vorgegangen — ka
sie kaum wieder! Statt mit der frühern Schüchternh
sie mir in der sichern Haltung der Frau entgegen; al
merische war abgestreift und jedes Wort erschien ein
klaren, festen Willen. Sie selbst war sich all' dess
sagte, sie habe sich in dem Moment, welcher sie über il
gemacht — und der sei gewesen, als sie jene Künstl
gesehen — mit einem Male als eine Andere gefü
wunderbare Kraft habe sie durchdrungen."

„Und in welcher Weise bist Du von ihr ge
Alte nach einer Pause.

Clemens senkte das Haupt. „Ueber das Ein
Vater — weiß ich doch selbst kaum, wie es gewese
daß, als Alles erschöpft war, was ich sagen konnte
der bittersten Qual gepackt wurde, sie mich noch ei
ansah, vor dem alles andere Denken schmolz, daß
liche Trauer übrig blieb und ich mich dann losriß

Der Alte reichte seinem Sohn die Hand; 
ließ ihn jedes herbe Wort, das er etwa noch
unterdrücken.

„Wir werden es lernen, Gabriele aus unser
sagte er nur.

Clemens vermochte nicht zu antworten.

„Glücklich noch einen Platz erobert!" rief e
Schultern die Epaulettes offenbar noch nicht

behauptete, es wäre das letzte, das er zu vergeben habe, das Haus sei ausverkauft!"

„Ist das hier aber ein Schwindel mit der Gärtner!" sagte der Angeredete halb spöttisch, während beide Herren mit raschen Schritten dem Theater zugingen. „Seit vorgestern bin ich bei der Garnison und noch auf keinen Kameraden gestoßen, ohne daß das erste Wort gewesen wäre: „Waren Sie schon bei der Gärtner? Mein Gott, Sie haben die Gärtner noch nicht gesehen?" Ist denn wirklich etwas an ihr, Oscar?"

„Meiner Meinung nach haben wir noch keine solche Künstlerin auf unseren Bretern gehabt", sagte der jugendliche Lieutenant mit der Wichtigkeit eines erfahrenen Kunstkritikus, die den ältern Begleiter augenscheinlich ergötzte; zu einer Entgegnung oder Bemerkung gelangte dieser jedoch nicht, da man in diesem Augenblick das Ziel erreicht hatte.

Im Sperrsitz dagegen, wo Beide ihre Plätze neben einander hatten, begann der Aeltere, der seinem eigenen Aussehen nach fremd in der Stadt war, von Neuem:

„Nun aber, Oscar, da Sie selbst die Gärtner für ein solches Phänomen halten — wie erklären Sie es, daß die Welt nicht mehr von dieser Größe weiß, daß ihr Name noch kaum zu meinem Ohr gedrungen war, während ich doch auch nicht im Scythenland gelebt habe?"

„Ei, ihr Ruhm ist noch jung; es sind kaum ein paar Jahre, seit sie die Bühne betreten hat. Aber warten Sie nur noch kurze Zeit und Sie werden kaum Jemand finden, der nicht von ihr weiß und sie nicht bewundert! In hiesiger Stadt interessirt man sich übrigens doppelt für sie, weil sie gerade von hier aus ihre Laufbahn angetreten hat, wenn sie auch jetzt auf unserer Bühne zum ersten Mal als Gast erscheint."

„Wie so?" fragte der Andere etwas verwundert.

„Ja, es ist bekannt, daß der frühere Intendant, ein Herr von Meining, welcher vor einem Jahr starb, die jetzige Künstlerin gewissermaßen erfunden und Alles daran gesetzt hat, sie auf die Bühne zu bringen. Man sagt, sie verdanke ihm ihre ganze Ausbildung und es ist daher zu bedauern, daß er nun ihre Triumphe nicht mehr erlebt."

Das Haus hatte sich mittlerweile mehr und mehr gefüllt und die Aufmerksamkeit der beiden Herren ward bald durch diese, bald durch jene Erscheinung in Anspruch genommen, wobei der jüngere Officier dem ältern, dem er sich auf Grund einer Familienbekanntschaft als Cicerone angeschlossen hatte, manchen Namen nannte und zugleich durch kurze Bemerkungen erläuterte.

„Wen grüßen Sie denn da?" fragte der Letztgenannte, dessen im Uebrigen nicht unschönes Gesicht verrieth, daß er das Leben bereits ganz anders kennen gelernt und genossen hatte, als sein jugendlicher Begleiter, der gerade in diesem Augenblick mit einem Herrn in der ersten Logenreihe ein Erkennungszeichen wechselte.

„Es ist der Baron von Goerben; er gehört einer der vornehmsten und reichsten Familien des Landes an", antwortete der Lieutenant; und lächelnd fügte er hinzu:

„Der darf nie fehlen, wenn die Gärtner spielt, denn
warmen Verehrern ist er der wärmste."

„Hm — so! Am Ende auch der glücklichste?"

Die Augen des jungen Mannes blickten einen Mo
wundert zu dem Frager auf.

„Ah, Sie meinen etwas Anderes, als ich sagen w
Verehrung im gewöhnlichen Sinn dürfen Sie nicht denke
schwärmt, wie allgemein bekannt ist, überhaupt für's T
begeistert für die Kunst."

Ein sarkastischer Zug spielte um die Lippen des Ar

„Guter Junge!" sagte er wie mitleidig.

Ton und Wort trafen den Jüngern gleich einer B
helles Roth stieg in seinen Wangen auf.

„Ach, Sie dürfen mich nicht für so unschuldig h
rief er, „aber Jeder kann es Ihnen sagen, daß Bar
Muster in der Moral gilt: tugendhaft bis zum Exceß
Gärtner betrifft, so weiß man nur zu gut, daß es mit i
sie nimmt nicht die geringste Huldigung an."

„Pah!" sagte der Aeltere lachend.

„St! St!" tönte es in diesem Augenblick in d
Augen der Officiere folgten denen des Publicums, de
war aufgezogen.

Schon der erste Auftritt — es ward Schiller'
Orleans" gegeben — führte die Gärtner auf die Bühn
lebhaftem Applaus begrüßt und der junge Officier e
thuung, daß sein Begleiter einen Ausruf der Ueberras
der Gefeierten nicht zurückhalten konnte.

„Nun?" fragte er leise und lächelte befriedigt, a
so leise antwortete:

„In der That, die Erscheinung ist brillant!"

In lautloser Stille verfolgte das ganze Ha
Schauspielerin, in einer Stille, die nur zuweilen
durch einen plötzlich ausbrechenden Sturm des Beifa
kaum mit einem Augenzucken dankte, und der dann e
in sich selbst verstummte.

Auch die beiden Officiere waren — Jeder in
gefesselt, daß es einen Moment ihren Unwillen e
Weile nach Beginn der Vorstellung ein Zuspätgeko
die Reihen der Sitze brach und mit halblaut gen
gung über die Störung den einzigen noch unbes
Nähe einnahm.

Dem Anschein nach war es ein Mann vor
vielleicht ein Lehrer oder ein Geistlicher, der sich u
Nachbarn kümmerte, vielmehr seine volle Aufme
zuwandte und bald so regungslos saß, daß diese il
bis der ältere Officier zufällig bemerkte, daß der

zückung oder Geistesabwesenheit nach der Bühne starrte, daß aber seine Blicke, sie mochte reden oder schweigen, immer nur an der Person der Künstlerin hingen. Er stieß seinen Gefährten leise an und flüsterte lächelnd:

„Sehen Sie sich dies naive Gotteswort vom Lande einmal an, Oscar! Ich wette, dem sind die Musen bis so weit unbekannte Größen gewesen und er weiß nun nicht, ob er sie den himmlischen oder höllischen Geistern beigesellen soll!“

Bald aber dachten Beide nicht mehr an den seltsamen Zuschauer, denn das Spiel der Gärtner steigerte sich in jedem Act, steigerte sich bis zu einem Grade, daß das Publicum den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Kunst nahezu vergessen konnte. Schien doch für sie selbst ein solcher Unterschied kaum noch zu bestehen, denn wie sie die Illusion zu erregen wußte, als sähe man die Gestalt leibhaft vor sich, die der Dichtergeist erschaffen, so war es, als schöpfe sie doch nur aus ihrem eigenen Innern, wenn sie bald im Ton flammender Begeisterung, bald mit dem ergreifenden Laut der brechenden Kraft und des Sterbens sprach.

Und doch — so sehr die Künstlerin mit ihrer Rolle verschmolz — einen Moment gab es, wo sie etwas außer derselben Liegendes zu berühren schien, wo ihre Augen, die zufällig über das Publicum geglitten waren, sich plötzlich weit öffneten und eine Secunde lang in einer Richtung gebannt blieben, während etwas wie ein Erbeben durch ihre Glieder lief. — Die Secunde aber ging vorüber und die Wenigsten hatten es bemerkt, daß eine fremde Erregung über die Künstlerin gekommen, daß ihr Antlitz unter dem künstlichen Weiß, das auf ihren Wangen lag, noch mehr erbleicht war, raffte sie sich doch sofort wieder auf und meisterhaft war es, wie sie in den folgenden Scenen das Ringen der Jungfrau mit der Schwäche ihres Herzens und den Sieg über dieselbe zur Erscheinung brachte.

Der Vorhang war gefallen und hatte sich wieder und wieder heben müssen, da die Menge nicht aufhören konnte, der Künstlerin ihren Beifall zu bezeugen, so daß diese sich endlich weigerte, dem Hervorruf zu folgen. Nun eilte Alles dem Ausgang zu, in solcher Hast, daß Manche in dem Gedränge zurückbleiben mußten, und da auch die beiden Officiere unter diesen waren, so fanden sie noch Gelegenheit zu einem kurzen Gespräch.

„Nun, was sagen Sie, Bennett?“ war die erste Frage des Jüngern, „ist die Gärtner nicht göttlich? Habe ich oder hat das Publicum übertrieben?“

„Es wäre Frevel, das behaupten zu wollen“, entgegnete der Angeredete, „ich bin entzückt, hingerissen, bezaubert, was Sie wollen, und darum vor allen Dingen: geben Sie mir Mittel und Wege an, wie ich ihr selbst alles Dies ausdrücken kann!“

Der junge Officier sah seinen Begleiter an, als verstände er seine Meinung nicht recht. „Wie — Sie wollten — —?“

„Zu ihr natürlich!“ fiel Bennett halb ungeduldig ein. „Glauben Sie, daß es die erste Theaterbekanntschaft ist, die ich cultivire?“

„Ja, aber die Gärtner! Ich sagte Ihnen schon,
Weise an sie heranzukommen ist; sie empfängt gar keine !
Bennett schien wieder einen „guten Jungen" auf
haben, doch waren Beide in diesem Augenblick zu ein
Officieren gelangt und der junge Lieutenant rief:
„Lassen Sie es sich von den Kameraden sagen, we
nicht glauben wollen, daß die Gärtner völlig unnahbar
Einer rühmen, daß sie nur mit einem Lächeln, einem L
ihm genommen hätte?"
„Wahr ist es, sie scheint unbesiegbar bleiben zu we
oder der Andere zu.
Bennett überflog die Versammelten mit einem
und sagte:
„Sie sind Krieger, meine Herren, und wissen ni
Festung endlich ergeben muß? Auf die Kunst der
kommt es an!"
Und dann, als wachse sein Uebermuth an dem
den Gesichtern las und der sich auch wol in halbla
kund gab, fügte er hinzu:
„Ei, ei, meine Herren, so zaghaft? Es scheint
in einiger Hinsicht als Lehrmeister gebrauchen! Eh
mir, Ihnen in Champagner Unternehmungsgeist zu
den Keller meines Wirths bereits geprüft und vortr
bitte, meine Herren, seien Sie meine Gäste!"
Das Wort fand Anklang und lachend und
Schaar ihrem Führer.
Es war eine Stunde nach der Vorstellung.
ihrer Bühnengewänder entledigt und befand sich
kleidung. Unruhig schritt sie durch den eleganten
nung war das erste Hôtel der Stadt — und blick
der Thür, wenn sich draußen Schritte hören ließe
Jemand eintreten würde, um dann mit einem Se
fortzusetzen, wenn sie sah, daß sie sich wieder getäu
Endlich vernahm sie Schritte, die nicht wied
einen Augenblick vor ihrer Thür anhielten, als
noch, einzutreten. Unwillkürlich eilte sie dem L
dann aber wieder stehen, während eine hohe Gl
ein Zittern durch ihren ganzen Körper lief.
Die Thür öffnete sich jetzt und „Clemens
Lippen.
Ja, es war Clemens, der vor ihr stand,
Clemens, mit dem sie — o, wie so oft! — i
gartens gesessen hatte, und dessen heiter-freund
und Luft für ihr junges Leben gewesen war: t
ihre Blicke ruhten, hatte jeden Schimmer der
abgestreift, sein Gesicht trug jetzt andere Züge

von ehedem. Es war Gabriele, als könne in den drei Jahren kaum ein Lächeln über dasselbe geglitten sein, so ernst war es geworden, ja es erschien ihr fast wie das seines Vaters, das sie zuweilen hart genannt hatte, aber es war hagerer und trug nicht wie jenes den Ausdruck ruhiger Festigkeit — dafür waren die tiefliegenden Augen zu heiß.

Sie hatte ihm beide Hände entgegengestreckt; er aber ergriff sie nicht und traurig ließ sie die Arme sinken.

„Clemens", sagte sie, „verweigerst Du mir Dein Willkommen und bist doch gekommen, mich wiederzusehen?"

„Ja, Gabriele", sagte er, und seinem Ton hörte sie es an, daß sich die Worte mühsam aus seiner Brust rangen: „Ich bin gekommen, um Dich zu sehen und um — nun fühle ich doch, daß ich es nimmer gedurft hätte."

Sie faltete die Hände über der Brust und sah ihn an mit dem Ausdruck der Angst eines flehenden Kindes.

„Hast Du — hat Dein Vater mir noch nicht verziehen, Clemens? Ich habe Euch wieder und wieder geschrieben seit — seit ich von Euch ging, aber Ihr habt nicht geantwortet."

„Nein, Gabriele", entgegnete er. „Wie mein Vater ist, wie er denkt, weißt Du, und ich — ich hatte ja nach Vergessen zu ringen!"

„M ü s s e n wir vergessen, Clemens?"

Sie sagte das mit der ergreifenden Innigkeit, die sie in ihre Worte zu legen vermochte, und o, wie Viele hatten den Zauber derselben schon empfunden! Seine Antwort war, daß er sich einen Moment von ihr abwandte, dann sagte er:

„Als Du mich damals verließest, nahm ich mir vor, ein Mann zu sein und meinen Schmerz zu besiegen, indem ich einzig meinem Beruf lebte. Drei Jahre habe ich gekämpft und gerungen mit der Erinnerung an Dich; ich habe gearbeitet Tag und Nacht in Sorgen und Mühen um meine Gemeinde; ich habe gelehrt, gestraft, Bürden aller Art auf mich genommen, um Herr über mein Herz zu werden. Endlich war ich so weit, daß ich an Dich zu denken vermochte ohne nagenden Schmerz, daß ich mir einreden konnte: Triumph, Du hast nun überwunden! — Da kam die Nachricht zu mir, daß Du hier seiest; Dein Name, Dein Lob war auf allen Lippen; ich aber glaubte, ich dürfe jetzt wagen, Dich wiederzusehen, wäre vielleicht im Stande, mich ruhig Deiner Kunst freuen zu können, ja, ich sagte zu mir, ich müsse die Prüfung auf mich nehmen, um mir selbst zu beweisen, daß mein Sieg ein vollkommener sei. Ach, ich erkannte nicht, daß sich die Sehnsucht, das heiße Verlangen nach Dir nur künstlich versteckte, daß es dies allein war, was mich zu Dir trieb! In dem Augenblick, wo ich Dich sah, wußte ich, daß die ganze Arbeit dieser Jahre eine verlorene gewesen ist — mir ist, als hätte ich Dich erst heute verloren."

Eine unsäglich schmerzliche Rührung spiegelte sich in Gabriele's Augen.

„Clemens“, sagte sie weich, „muß ich Dich lehren, d
Anderes im Leben zu suchen haben als persönliches Glück?

Seine Augen öffneten sich weit. „Bist auch Du r
Gabriele?“

Ein wunderbares Lächeln glitt über ihre Züge.

„Frage den Dichter, wenn er schafft, den Bildha
meißelt, oder den Maler, wenn er seine Farben auf die Le
ob sein eigenes Leben ihm noch gehört, ob es ihm noch ei
Und so wie es ihnen ist, so ist es mir: im Dienst der Kun
eigene Schicksal! Aber wenn durch mich volles, warmes L
was dem Dichter als glänzende Lichtgestalt vorgeschwebt l
Blicke der Menge vor Lust glänzen, vor Rührung feucht
schwillt mir das Herz hoch auf: ich weiß dann, daß ai
habe für die Unsterblichkeit, nicht für die des kleinen Ich
die des Schönen, des Ideals und, Clemens — ich trac
nichts mehr, was die Welt noch bieten kann!“

Ihre Wangen hatten sich geröthet, ihre Augen blit
sterung, als sie sprach; aus seinen Zügen aber wich nicht d
Ausdruck.

„Du kannst so reden, Gabriele“, sagte er, „Dir wir
macht, Dein Leben, Dein Alles an ein einziges Streben z
Du hattest ihm das Herz nicht zum Opfer zu bringen!“

„Wer sagt das, Clemens?“

Leise, fast wie von Geisterhauch geflüstert, klangen d
doch waren sie mächtig genug, um sein ganzes Innere
aufzuregen.

„Gabriele“, rief er, „rede! Um Deiner und meiner S
sprich! Wenn Dein Herz je für mich schlug, so verleu
dieser Stunde!“

Sie erhob wie abwehrend die Hand. „Still, Clemen
Kämpfe sind niedergerungen in jenen Tagen des Erwac
mit einem Mal all' mein Fühlen, aber auch mein Wollen
Ich habe damals über mein Leben für alle Zeit entschiede

„O, Gabriele“, rief er, „dem Ruhm konntest Du di
— Allein die Liebe, sie ließ sich nicht tödten, das lese
Augen, in jedem Zuge Deines Angesichts! Ich aber habe
zigen Augenblick ein heiliges Recht auf Dich gewonnen
mir nimmer wieder entreißen lassen!“

Erschreckt von seiner heftigen Erregung trat sie zurü

„Besinne Dich, Clemens, unsere Wege liegen weit, wei

„Ich weiß es, und es war nicht meine geringste Qua
Macht hatte, Dich den Gefahren des Deinen zu entreißen
aber führe ich Dich den reinern Weg — von dieser S
ich Dich nicht mehr! Weißt Du noch, daß die Worte l
der Welt, von Gott selbst fordere ich Dich zum E
es noch, Gabriele?“

Diesmal bewältigten sie jene Worte, mit welch' glühender Wärm
sie auch gesprochen wurden, nicht mehr.

„Täusche Dich nicht, Clemens", sagte sie, „was uns damals trenn
steht auch jetzt zwischen uns! Mein Leben hat nur eine Gebieterin u
das bleibt die Kunst."

Er fühlte, daß die Kälte, mit der sie sprach, nur eine angenomme
war, und aller Muth, alle Hoffnungsseligkeit einer frühern, glücklich
Zeit lebten in seiner Seele auf.

„Gabriele", sagte er innig, „es ist so süß, Denen, die man lieb
ein Paradies zu bereiten!"

Das war die weiche Stimme, die sie immer so geliebt hatte u
die in dieser Minute im innersten Herzen wiederhallte — und de
mußte sich dies Herz gegen ihren Klang verschließen! — Einen Auge
blick preßten sich die Hände, in die ihr Haupt gesunken war, noch fest
gegen ihr Gesicht und ein Zittern lief durch ihren Körper, dann ab
ließ sie die Arme langsam sinken und sagte mit gewaltsamer Ruhe, d
ihre Stimme fast hart machte:

„Ein solches Paradies ist nicht für mich, Clemens; ich kann es nic
bereiten, nicht in ihm wohnen, es ist vergebens, mich mit seinem Zaub
zu locken!"

Er zuckte zusammen wie von einem heftigen Schmerz ergriffen u
seine Züge wurden bleich.

„Gabriele", rief er, „die Natur des Weibes liegt nicht in Dir ob
— Du verleugnest sie und frevelst gegen das heiligste Gesetz d
Menschheit!"

Ihre Augen blickten ihn ruhig, fast groß an.

„Ein Gesetz gilt nie für Alle, Clemens, mag man sich ihm au
nur auf eigene Gefahr entziehen! Ich — ich trage die Gefahr, tra
es auch, daß Du mir Frevel Schuld giebst. Deine Worte ändern nich
in mir; darum ein Mal noch und zum letzten Mal: Laß ab von mir!"

Der Ton ihrer Rede sagte ihm mehr noch als diese selbst, daß
nichts mehr zu hoffen habe.

„Verloren — verloren!" murmelte er und wandte sich im bitterst
Weh von ihr. — —

Nach einer Pause trat er noch ein Mal an sie heran und sagte m
mühsam errungener Fassung:

„Du hast in dieser Stunde das Loos geworfen über Dich und üb
mich: so sei es denn, Gabriele! — Wir müssen scheiden, ich begreife da
jetzt, und auch, daß wir uns im Leben nicht wiedersehen dürfen."

Ihre Festigkeit schmolz in ausbrechenden Thränen für einen Auge
blick dahin.

„Vergieb mir Clemens, und denke an mich, wenn es sein kan
ohne Groll!"

„Wie ich an Dich denken werde, weiß ich jetzt nicht", sagte er, „w
ich überhaupt jetzt kaum zu denken vermag. Ich fühle nur, daß es u
möglich ist, das Leben so wieder zu beginnen, wie es vordem war, u

mir ist sogar, als wenn es später nicht mehr so todt in
sein würde; ich muß nur erst einen Entschluß für die Zuku
glaube auch, ich kann dann wieder für Dich beten."

„Ja, bete — bete für mich", rief sie erschüttert, „w
beten werde!"

Sie wollte auf ihn zueilen, seine Hände ergreifen;
sie fast ängstlich ab und sagte:

„Laß mich, Gabriele — ich kann nicht mehr! Es
zwischen uns zu Ende sein — Alles!"

Dann, ohne sich noch einmal umzusehen, ohne ihr e
Lebewohl zuzuwinken, schritt er aus dem Zimmer. S
sammen in Schmerz und Thränen.

Es war nur wenige Tage später, als Baron Fe
in's Zimmer trat. So abgesondert sie sich sonst hielt –
ficier hatte in dieser Beziehung nicht übertrieben —
währten und zartsinnigen Freunde hatte sie den Zutrit
wie er der Einzige war, mit dem sie auch über ihre
hältnisse sprach. Kannte er ja doch all' ihre früheren
konnte daher selbst das Unausgesprochene verstehen! —
ihr seine Mienen sofort, daß er ihr Etwas zu sagen h
sorgte Frage war, was es sei, das ihn zu ihr führe.

„Ich bringe Ihnen einen letzten Gruß, ein Lebew
sagte er. „Er geht in den nächsten Tagen als Mi
südafrikanischen Station. Der Entschluß ist ihm plötz

Einen Moment stand sie regungslos, dann sagte s
sie zu sich selbst:

„So tief und weit mußte die Trennung sein?!"

Er begriff Alles; er beugte sich auf ihre Hand
seine Lippen und sagte:

„Gönnen Sie es ihm, daß er auf seine Weise
Auch ihn mögen Sterne leiten, gleich wie Sie
folgt sind!"

Sie drückte seine Hand, den Blick aber, der s
Trost zu ihm erheben wollte, verschleierten Thränen

Wie krank und wund im Herzen Gabriele sich
mochte — die Menschen ahnten von alledem nichts,
entzog sie sich nicht; vor der Welt war sie nur die
geisterung hinreißende Künstlerin und als solcher h
Auftreten das Publicum aller Stände. — Aber
Bühne drängte man sich nach ihr, denn ihre Pers
anziehend, daß man wie nach einer Auszeichnung
Fräulein Gärtner in irgend eine Beziehung zu kon
auch an Zudringlichkeiten nicht fehlte, durfte nicht
wundern mußte man, wie Gabriele diese von sich
wie sie namentlich der Herrenwelt, deren Versu

auch die Kühnsten von der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen überzeugen mußte. Hatten aber auch ihre Mittel bereits gewirkt und ihre Verehrer begriffen — wie dies die Aeußerungen des jungen Officiers bewiesen — daß sie ihr Entzücken in Schranken zu halten hatten, so sah sie sich auf's Neue solch' unerwünschten Huldigungen ausgesetzt, seitdem Bennett in den Kreis der Kameraden getreten war. Wieder regneten die üblichen Spenden von Sträußen, mit denen man sogar Pretiosen bei ihr einzuschmuggeln suchte, von Gedichten und bald in zarter, bald in kühnerer Sprache geschriebenen Briefchen, deren Unterschrift auch schnell genug den Schreiber nannte; und wieder hatte Gabriele die Augen offen zu halten, daß jede dieser Gaben an den Absender als ein beschämendes Zeichen kalter Geringschätzung zurückgelangte.

Aber mit alledem scheuchte sie Bennett nicht von sich, vielmehr reizte sie ihn nur, sich ihr mit seiner Person auf die verschiedenste Art in den Weg zu stellen, um sie zu zwingen, ihm die so stolz versagte Beachtung zuzuwenden. Gabriele indessen täuschte sich so wenig über den Charakter seiner Werbungen, wie es Jeder hätte thun können, der Bennett kannte, und wie namentlich die Kameraden, welche jene Champagnerfête mit ihm gefeiert hatten, über denselben klar waren.

„Qui vivra, verra!“ hatte er den Letzteren damals beim späten Auseinandergehen zugerufen, und nicht unschwer ließ sich das übermüthige Wort dahin deuten, daß er sich vermessen hatte, ihnen seinen Sieg über die schöne Künstlerin vor Augen zu stellen, nachdem sie ihn vielleicht durch Zweifel an seiner Allgewalt zu dem Schwur gestachelt hatten. — Von dem Tage an sah Gabriele sich von seinen Aufmerksamkeiten verfolgt und dieselben hielten sich bald so wenig in den Grenzen ritterlicher Artigkeit, daß sie zu der schroffsten Abweisung ihre Zuflucht nahm und z. B. seinen Gruß nicht mehr erwiederte, wenn er ihr auf der Straße begegnete.

Natürlich brauchte Bennett nun nicht mehr für den Spott zu sorgen; die Kameraden rächten sich dafür, daß er sich Anfangs ihnen Allen überlegen gedünkt hatte! Was Wunder, daß sein Aerger mit jedem Tage bitterer ward? Galt es ja doch nicht allein seinem Erfolg bei der spröden Schauspielerin, sondern auch seinem ganzen Ansehen bei den Kameraden. Beides konnte nur noch durch einen glücklichen Coup gerettet werden.

Der letzte Act der heutigen Vorstellung im Theater — einer der letzten ihres Gastspiels — war vorüber. Gabriele hatte sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um das schimmernde Costüm der Bühne mit dem gewöhnlichen Anzuge zu vertauschen und sich für die Heimfahrt bereit zu machen; doch fehlten ihr dabei heute die gewandten Hände ihrer Jungfer, da dieselbe über unerträgliche Kopfschmerzen geklagt hatte und deshalb von der gutmüthigen Herrin schon während eines Zwischenactes nach Hause gesandt worden war. Sie selbst bediente sich dafür der Hülfe einer Theatergarderobière, welche sich indessen auffallend ungeschickt erwies und nicht allein sehr langsam bei dem Ankleiden war, son-

dern auch bald dies, bald das Stück der Garderobe verle
Wiedersuchen dann ebenfalls das Fertigwerden verzögerte
Weit später als sonst trat Gabriele daher aus ihre
durchschritt nun eilig den Corridor, um von hier nach
ausgang des Theaters zu gelangen, welchen die Schausp
nutzten und vor dem auch, wenn sie die Wege nicht zu F
Wagen vorfuhren.

„Ist mein Wagen bereit?" fragte sie den ihr bege
diener, und diensteifrig eilte dieser hinaus, um nachzuse
fehl zum Vorfahren zu ertheilen.

Nach einigen Minuten kehrte er jedoch mit etw
sicht zurück und meldete, daß der Wagen da gewesen,
fortgefahren sei.

„Nun, wie ist das möglich?" rief Gabriele

„Das fragte ich auch!" entgegnete der Mann n
mir der Diener einer Herrschaft, der zufällig zurück
Kutscher habe ihm beim Wegfahren erzählt, er bra
denn seine Dame hätte ihm soeben sagen lassen, daß
Equipage — in der des Herrn Baron von Goerber
Hause fahren würde.

„Aber das ist unbegreiflich oder — unerhör
in dem Augenblick noch nicht zu übersehen vermoch
verständniß zu Grunde lag, oder ob man ihr einen
ten Possen hatte spielen wollen.

Neigte sie sich indessen der ersten Auffassung
beruhigen, so erregte es ihr ein höchst unangeneh
sem Augenblick durch eine Nebenthür, welche der
dung mit dem Vorhause und so zugleich mit den
ein Herr trat; denn dieser Herr, der sie aug
Bennett.

„Mein Fräulein", redete er sie an, „ich
Mißgeschick, das Sie betroffen hat, und beeile
anzubieten!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr", unterbra
„ich bedarf Ihrer Dienste nicht, da der Theat
nöthig ist, für mich sorgen kann! — Sie wert
Wagen besorgen!" wandte sie sich dann an de

„Die Wagen sind alle fort, Fräulein G
bedenklich „und es möchte so schnell — —"

„Nun gut, so gehe ich zu Fuß", unterb

„Es liegt fußhoher Schnee, mein Fräul
„auf den Ihre Fußbekleidung" — er deutete
welche sie noch trug — „offenbar nicht ei
würde es sich Ihnen von selbst verbieten, d
Wohnung zu dieser Zeit allein zu wagen

ück der Garderobe verlegt hatte, dessen
Fertigwerden verzögerte.
Gabriele daher aus ihrem Zimmer und
vor, um von hier nach einem Seiten-
n, welchen die Schauspieler für sich be-
sie die Wege nicht zu Fuß machten, ihre

fragte sie den ihr begegnenden Theater-
r hinaus, um nachzusehen oder den Be-

te er jedoch mit etwas verlegenem Ge-
Wagen da gewesen, aber bereits wieder

!" rief Gabriele
gegnete der Mann naiv, „und da sagte
, der zufällig zurückgeblieben war, er
ren erzählt, er brauche nicht zu warten
en sagen lassen, daß sie in einer andern
Baron von Goerben, glaube ich — und

oder — unerhört!" rief Gabriele, die
übersehen vermochte, ob ein bloßes Miß-
r ob man ihr einen übel genug angebrach

r ersten Auffassung zu und suchte sich zu
höchst unangenehmes Gefühl, als in die
enthür, welche den Corridor in Verbin-
zugleich mit dem Hauptausgang setzt
Herr, der sie augenscheinlich suchte, zu

e er sie an, „ich höre soeben von einem
hat, und beeile mich, Ihnen meine Dien-

Herr", unterbrach sie ihn kühl abweisend
, da der Theaterdiener hier, so viel als
n? — Sie werden mir rasch einen ander
sich dann an den letztern.
rt, Fräulein Gärtner", sagte der Diener
chnell — —"
Fuß", unterbrach sie ihn kurz.
e, mein Fräulein", sagte Bennett lächelnd
' — er deutete auf die weißen Atlasschuhe
ender nicht eingerichtet ist. Zudem dürfte
t verbieten, den weiten Weg bis zu Ihrer
a zu wagen und ich Sie deshalb zu bitten
Begleitung gefallen zu lassen"



„Ich ersuche Sie, mein Herr", entgegnete Ga-
Vorschriften für mein Verhalten aufzudrängen!"
„Nur eine einfache Lösung der kleinen Verleg-
Ihnen biete", entgegnete Bennett, ohne sich im Geringst-
bringen zu lassen. „Die Wagen sind, wie der Theate-
fort — bis auf einen, den ich für mich selbst reservi-
die Soirée eines außerhalb der Stadt wohnenden Ga-
wollte. Indessen — die Soirée mag warten! Haben
sich meines Wagens zu bedienen und erlauben Sie mi-
dahin zu führen!"

Er bot ihr seinen Arm, aber unwillkürlich wich G-
Schritt zurück und ihre Blicke suchten in aufsteigender An-
her. Der ganze Corridor war indessen von Menschen
Theaterdiener hatte sich — sei es nun zufällig, oder du-
Bennett's dazu aufgefordert — zurückgezogen und sie
Manne, den sie als ihren Verfolger betrachtete, allein.

Zwar lag in seinem gegenwärtigen Anerbieten n-
verletzen, oder auch nur beunruhigen können, denn
fall dasselbe herbeigeführt zu haben schien, so war
andere, als ein jeder höflicher Herr sie gegen eine
geübt haben würde. Dennoch sträubte sich Alles in
nehmen, und als wenn plötzlich eine Ahnung
Ganze die Wirkung eines fein angelegten Spiel-

„Haben Sie sich Mühe gegeben, einen
winnen, so betrachten Sie dieselbe als verloren;
stand annehmen als den Ihren!"

Der Ausdruck seines drohenden Gesichts veränderte
Lächeln wich einem Blick seines Au-

„Thun Sie es auf Ihre Gefahr!" sagte
„Es wäre eine Insulte für mich und ich würde

Für einen Moment war sie eingeschüchtert
thun sollte. Er sah das und ließ ihr nicht Zeit
er wußte, daß er keine Minute verlieren durfte,
folg vor den Augen der Kameraden glänzen
schlossen bemächtigte er sich ihres Arms, indem
hielt, daß es ihr unmöglich wurde, ihr denselben
und eben so rasch zog er sie der Thür zu, die
Vorhause befindlichen Publicum trennte. Ehe Ga-
sah sie sich dieser Menge — es waren größtentheils
über und in demselben Augenblick bog sich ihr
Ohr und flüsterte:

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihnen
werden, kein Wort Sie kränken soll, wenn Sie sich
führen lassen!"

In dem Moment, als die Thür von Bennett
rissen worden, war jedes Gespräch unter den hier Versammelten

und jeder Blick wandte sich nach der Erscheinung der Kü
Arm Bennett's, der sich — das sahen noch Alle — vertrau
geneigt hatte und lächelnd mit ihr plauderte.

Ja, Bennett lächelte, denn Niemand sollte ahnen, ℩
Drohung er ihr Widerstreben bezwang, er selbst aber durf
ren, denn seine Kameraden erblickten das Schauspiel vor A
ihnen verheißen hatte.

„Wahrhaftig, er hat nicht geprahlt; die Gärtner zeigt
nem Arm!"

„Teufelskerl, der Bennett!" flüsterte es in seiner Nähe

Gabriele hörte die Worte; in einem einzigen Augenbl
klar, daß sie das Opfer einer Büberei werden sollte unt
Kraft zusammennehmend, ohne dabei noch an Bennett's T
denken, riß sie sich von ihm los und rief:

„Der Herr fügt mir eine Beleidigung zu — wer
genug, ihm das zu wehren?!"

Die Worte waren noch nicht ausgesprochen, so t heil
Gruppen vor ihr und ehe sich noch irgend eine Hand zu ihr
hatte rühren können, stand ein Herr an ihrer Seite, te L
machten, weil Jedem die vornehme Erscheinung imponir t vo

„Ich bitte um Ihren Arm, Fräulein Gärtner", sa
ben — denn er war es — „Ihr eigener Wagen war Wort
da sich ein vorgefallener Irrthum", er betonte das
früh genug aufgeklärt hat."

In der Secunde, als Gabriele den Schützer an ihrer S
wankte sie und fühlte sich einer Ohnmacht nahe; zug leich ab
ihr Arm in dem seinigen.

Bennett knirschte; er sah sich der Lächerlichkei t preisg
um sich vor ihr zu retten, sagte er zu Goerben:

„Wer giebt Ihnen das Recht, mein Herr, hier als Th
aufzutreten? Bis Sie mir das documentiren, nenn ich Ihr
eine unerlaubte Dreistigkeit!"

„Zuerst werden Sie mir gestatten müssen die Dame z
sagte Felix kalt, „nachher stehe ich zu Ihren Dienst n."

Darauf führte er Gabriele durch die überras te, aber
Menge dem Wagen zu, wo sich ihr beim Einsteige zwei an
dienstfertig entgegenstreckten. Es waren die ihr er Gesells
welche mitgekommen war, um Gabriele abzuhol n und de
Felix letztere nun sicher überlassen konnte. — Er elbst kehrte
für einige Minuten in das Theater zurück.

Was Gabriele später aus dem Munde de Gesellscha
jenes anscheinende Mißverständniß erfuhr, was si sich selbst
reimte, steigerte ihre Ahnung, daß die falsche W eisung an d
von keinem Andern als von Bennett selbst aus gegangen wa

… der Erscheinung der Künstlerin …
…ahen noch Alle — vertraulich gegen…
…r plauderte.
…n Niemand sollte ahnen, durch welche …
…zwang, er selbst aber durfte trium…
…lten das Schauspiel vor Augen, das er …

…geprahlt; die Gärtner zeigt sich an …

flüsterte es in seiner Nähe.
… in einem einzigen Augenblick war …
… Büberei werden sollte und ihre …
… dabei noch an Bennett's Drohung …
… und rief:
…e Beleidigung zu — wer ist ritter…

…nicht ausgesprochen, so theilten sich …
…och irgend eine Hand zu ihrem Schutz…
… Herr an ihrer Seite, dem Alle …
…me Erscheinung imponirte.
…, Fräulein Gärtner", sagte Baron …
…hr eigener Wagen wartet vor der Thür…
…um", er betonte das Wort scharf, „…

…riele den Schützer an ihrer Seite …
… Ohnmacht nahe; zugleich aber lag …

… sich der Lächerlichkeit preisgegeben …
…e er zu Goerden:
…Recht, mein Herr, hier als Tugend…
…s documentiren, nenne ich Ihr Benehmen …

… gestatten müssen die Dame zu geleiten …
… ich zu Ihren Diensten."
…ele durch die überraschte, aber …
… ihr beim Einsteigen zwei andere …
… Es waren die ihrer Gesellschafterin …
…n Gabriele abzuholen und deren …
…assen konnte. — Er selbst kehrte dann …
…heater zurück.
…us dem Munde der Gesellschafterin …
…tniß erfuhr, was sie sich selbst …
… daß die falsche Weisung an den …
… Bennett selbst ausgegangen war, …
…war es ihr, daß das Unnoblesse des …
…chkeit der Garderobière mit seinen …



haben zusammen hing, daß Alles sich auf eine von …
trigue zurückführen ließ und daß wiederum der Zwe…
derer gewesen war, als ihren Ruf in den Augen des …
promittiren. … daß er den Streich nicht bis zu Ende …
können, verdankte sie nur dem Dazwischentreten des Ba…
Von diesem letzten sagte ihr dann noch die Gesel…
er schon eine Weile vor Beendigung der Vorstellung in …
kommen sei — wie es ihr geschienen, in besonders erregt…
— und daß gegen sie geäußert habe, er wolle Gabriel…
hier erwarten, da er sie noch am heutigen Abend sprechen …
dann den Wagen gehört habe, sei er hinausgeeilt, sie z…
gleich darauf aber mit einer gewissen Bestürzung zurückgek…
in kurzen Worten mitzutheilen, daß Fräulein Gärtner du…
Mißverständniß — wenn nicht etwas Schlimmeres — …
rückgehalten worden sei und sie zu bitten, mit ihm zu fah…
Kutscher befohlen habe, auf der Stelle umzukehren.

In all' ihrer Aufregung vergaß Gabriele nicht, …
Stillen für seine stille, zarte Fürsorge zu danken.

Am andern Tage wußte es die ganze …
des Morgens eine Begegnung zwischen dem …
und dem Lieutenant von Bennett stattgefunden …
es kein Geheimniß, daß die von dem letztern …
Gabriele Gärtner ausgeübte Insolenz der Grund …
Es zeigte sich dabei, wie groß und allgemein …
cher der junge Edelmann stand; denn Niemand …
über sein Auftreten zu machen, vielmehr pries …
keit seines Benehmens, während fast Jeder …
die erhaltene Züchtigung — die Kugel des Ge…
Schulter nicht unerheblich verletzt — laut oder …

Auch zu Gabriele war die Kunde von …
hatte die Aufregung, in die sie der gestrige …
höchsten Grad gebracht.

In diesem Zustand noch fand sie Felix …
Tages — Gabriele war glücklicherweise von …
spruch genommen — zu ihr kam. Sie streckte ih…
Hände entgegen, bann aber brach sie in leidenscha…

Er suchte die Sache leicht zu nehmen und …
verwahrte sich eifrig dagegen, daß er etwas Große…
wie sie meine, in die Schanze geschlagen habe. …
tragisch pflegen solche Duelle selten zu werden", …
„und ich habe deshalb auch keinen Augenblick gefü…
meiner Tage gekommen sein könnte. Dagegen hat …
guten Willen, meinem Gegner einen gesunden …
und ich denke, Ihre christliche Milde geht nicht so …
großes Erbarmen über diese Cur empfänden. Daß sie …

Sie in Zukunft vor ihrem Beleidiger sicher sein werden, hoffe
versprechen zu dürfen."

War es dem Baron nun aber auch gelungen, diesen ein
bei Gabriele abzuschwächen — ihr eine ruhige, gefaßte
zurückzugeben, vermochte er nicht. Der Vorfall des gestr
hatte sie einer Erschütterung preisgegeben, die all' seinem
weichen wollte und der Muth, welcher sie durch so manche
ihres Berufs, ihrer Stellung sicher hindurchgeleitet hatte,
den Augenblick ganz zu versagen.

„Sind wir Schauspieler denn vogelfrei, daß sich jet
Angriffen an uns und unsern Ruf heranwagen darf? S
strengste Wandel, die sorgfältigste Hut unserer Ehre nic
gung und Mißachtung?"

Er suchte sie zu begütigen; er stellte ihr vor, d
frechen Benehmen eines Einzelnen nicht auf den allg
punkt schließen dürfe, daß vielmehr die echte Bewund
— und die sei doch Gottlob genugsam in der Welt
eine Hochstellung ihrer Priester und Priesterinnen in s

Sie aber schüttelte nur traurig den Kopf.

„Mir selbst ist die Kunst heilig", sagte sie „und
auch in ein Heiligthum zu treten, als ich mich ihre
seitdem aber — — o, wie oft habe ich es erfahren
die Welt von diesem Heiligthum denkt; und wäre n
kenntniß gekommen, so wüßte ich jetzt, daß sie uns
Sitte und ihrem Gesetz! Jener Officier — würt
ärmste Bürgermädchen erlaubt haben, was er be
bieten wagte? Sie deckt der Schild der allgemeine
— ich bin nicht sicher, wenn meine Schutzpatroni
Mantel über mich breitet!"

Sie hatte sich auf ein Ruhebett sinken lasse
sicht gegen die Polster. — Felix machte einige
als kämpfe er mit einem Entschlusse, dann blieb
faßte ihre Hand:

„Gabriele", sagte er, „wollen Sie in diese
mir auf Etwas antworten, was ich Ihnen zu s
gestern zu Ihnen trieb? Der Augenblick mag s
ich kann Sie so nicht lassen, in Ihrer Erschütt
klärung von Ihnen scheiden, denn vielleicht s
den Weg, auf dem sich jede Noth und jede Be

Sie blickte ihm fragend und aufmerksam

„Sie sind mir theuer geworden, Gabrie
ich mir Anfangs selbst gestehen wollte und p
mir klar, daß die Kunst, die Liebe zu ihr s
ausgemacht hat, daß ich sein Glück für die
den kann, als wenn ich mich innig und unauf

schienen, so habe ich Sie lieben lernen, so ist mir die Vereinigung mit Ihnen ein Ziel geworden, das des höchsten Strebens werth ist und so frage ich Sie denn: Wollen Sie mich zu Ihrem Gatten annehmen, Gabriele?"

Ihre Augen öffneten sich weit — so viel Beweise ihr der Baron von seiner Zuneigung, seiner Freundschaft gegeben — diesen Antrag hatte sie nicht erwartet!

„Baron Felix, ist es möglich?" stammelte sie fast — „bedenken Sie Alles! unsere Stellung — —"

Er lächelte. „Fürchten Sie, daß die blinde Liebesleidenschaft eines Jünglings aus mir rede, daß Sie mich vor mir selbst zu warnen haben? Ich spreche mit klarem, durchdachten Entschluß, Gabriele, und darum fordern Sie auch nicht, daß ich Ihnen darlege, wie ich über das Meinen und Urtheilen der Welt denke, wie ihm entgegen treten würde, wenn es sich wider mich kehren sollte! Reichen Sie mir Ihre Hand und Sie werden erfahren, daß ich auch Sie zu schützen wissen werde."

Die Vorstellung, unter seinem Schutze zu stehen, einen edlen, geachteten Mann zur Stütze zu haben, mit einem Schlage emporgehoben zu sein über alle Anfechtung und Gemeinheit, durchzitterte sie für einen Moment als ein Wonnegefühl. Dann aber kam ein anderer Gedanke mit einem Erschrecken über sie.

„Wird er Dich der Kunst nicht entreißen wollen, wenn er Dich begehrt?" fragte sie sich leise und laut sagte sie: „Sie verlangen Treue und Hingebung von mir — wissen Sie auch, wem ich diese zuerst gelobt habe?"

„Ich weiß es", sagte er warm, „und nimmer kann es mir einfallen, Sie der Kunst rauben zu wollen! Ihr Beruf wird Ihnen aber erlauben, mir Das zu gewähren, was ich von Ihnen fordere!"

Ihre Augen leuchteten auf. „Sie schrecken also nicht davor zurück, eine Schauspielerin Ihre Gattin zu nennen?" sagte sie.

„Eine Künstlerin wird mein Weib und vor der Welt, in der Gesellschaft, überall, wohin ich Sie führen werde, als solches anerkannt sein; mein Name aber wird Kraft genug behalten, Sie zu beschützen, auch für die Zeiten, wo Ihr Künstlername an seine Stelle tritt."

„Wie?" fragte Gabriele, der seine Worte nicht sogleich völlig klar waren.

„Nun", sagte er, „offen und ehrlich soll Alles zwischen uns beredet werden und darum verhehle ich Ihnen nicht, daß sich gewissermaßen eine Theilung Ihrer Persönlichkeit zu vollziehen hat, so daß Sie außerhalb der Bühne den Titel einer Baronin von Goerben tragen, während Ihr bisheriger Name nach wie vor die Künstlerin bezeichnet."

Eine tiefe Bitterkeit bemächtigte sich für einen Moment des ganzen Innern der Schauspielerin. „Ach, ich verstehe Sie jetzt", rief sie: „Der vornehme Name würde doch entehrt werden, wenn eine Priesterin der Kunst ihn trüge!"

„Ah, Sie dürfen das nicht so auffassen", bat er freundlich und

eifrig, „es ist nicht um mich persönlich, aber — — Sie
nicht so wie ich, Gabriele — diese einzige Concession bin
rungen meines Standes schuldig! Kann es Ihnen schw
Namen noch weiter zu führen, unter dem Sie Beifall
worben haben und gewiß noch viele Lorbeeren pflücken w

„Nein, gewiß nicht!" sagte Gabriele und es gelang i
lichen Aufwallung Herr zu werden, gleich wie sie sich
Klarheit des Entschlusses durchgerungen hatte. Sie reic
die Hand.

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr von Goerben", sagt
für den Antrag, durch den Sie mich ehrten, dankbar
Sie mir zu gleicher Zeit die Augen öffneten, über Da
thun bleibt: daß ich auf Ihre Hand verzichten muß."

„Wie, Gabriele, wäre es möglich?" rief er bestür
Liebe, gilt Alles, was ich Ihnen zu bieten habe, nichts
Bedingung? wiegt es den hohlen Klang eines Namens

Sie schüttelte den Kopf. „Was eine Kleinigkeit sch
schwerer Bedeutung — der kleine Riß hat mich in ein
zwischen uns blicken lassen und der Spalt, mein Freu
überbrücken. — Sie lieben die Kunst, weil sie Ihr Lebe
sind ihr ein freundlicher Mäcen, während ich — aber w
einmal schildern, wie ich zu ihr stehe? Sie würden mi
verstehen und begreifen können!"

„Aber, Gabriele, diese Vorstellungen sind thöricht!
sie fast ungeduldig, „sie können nicht die Antwort
Werbung!"

„Doch sind sie es", entgegnete sie ruhig. „Denken
Sinn nach, wenn Sie allein sind und Sie werden finde
habe, wenn ich Ihnen sage: zu einem Paar sind wir ni
der Boden, auf welchem wir wandeln wollten, würde sich
entziehen."

Er wollte Einwendungen machen, sie beschwören
Auffassung des Verhältnisses Raum zu geben — aber s
und fest, nicht weiter in sie zu dringen. Er sah, daß
ihrem gegenwärtigen Zustand, den er noch der vorher
regung zuschrieb, sie peinigte und wenn ihn auch die Ho
ließ, sie doch noch zu gewinnen, für den Augenblick gab
der Ueberredung auf.

Als Gabriele allein war, athmete sie eine Weile
ihr Kopf sank auf die Brust nieder und der Ausdruck
rieth, daß trübe Gedanken sie beherrschten, daß die
manchen Kampf, manches harte Ringen durch ihre S
mälig aber richtete sie sich empor aus ihrer Versunk
hob sich und endlich stand sie da, jetzt, wo sie mit si
sie wol oft auf der Bühne gestanden hatte, wenn sie

Zuschauer von einer begeisterten Regung erfüllt und hingerissen ward. Ihre Augen glänzten und über ihre Lippen drang es halblaut:

„War die Kunst würdig, daß ich ihr meine Liebe opferte, so ist sie auch werth, daß ich ihretwegen alles Andere hingebe, Alles ertrage! Ich will fortan keine Heimat, keinen Frieden, kein Glück suchen als nur in ihr!“

Wieder waren drei Jahre über Gabriele's Haupt dahingegangen. Die Voraussagung jenes jungen Officiers hatte sich erfüllt: sie glänzte jetzt als heller Stern am Künstlerhimmel, ihr Name war überall ein hochgefeierter geworden. Was sie gelebt, gelitten und erfahren — es hatte ihrem Wesen die Reife, ihrer Künstlerschaft die Vollendung gebracht; was aber ihrem Spiel das Besondere, Eigenartige gab, war, daß ihr ganzes Selbst in ihrer Kunst aufging, daß jede Rolle bis in ihre kleinste Nuancirung hinein von demselben durchdrungen war. — Es waren stets eigene seelische Freuden und Schmerzen, die sie auf der Bühne zur Erscheinung brachte; ihr eigenes begeistertes Herz jubelte in den Tönen hochfliegender Wonne, ihre eigene Seele zitterte in todeswunden Schmerzen, ihr eigenes Innere rang in den Qualen und Stürmen der Leidenschaft. — Es gab einzelne unter ihren Beurtheilern, welche ein solch' völliges Hingeben der Persönlichkeit tadelten, welche behaupteten, es entspräche nicht der eigentlichen Kunstregel, der höchsten Höhe ästhetischer Begriffe; Andere wieder — hauptsächlich ihre Kunstgenossen — schüttelten bedenklich den Kopf und sagten: „Es ist unmöglich, daß die Gärtner in dieser Richtung beharrt: sie muß sich aufreiben, ihr Wesen zerstören, wenn sie es nicht von ihrer künstlerischen Aufgabe zu trennen weiß, sich so gänzlich mit ihrer Rolle identificirt!“

Doch aber — die Kritiker vergaßen ihren Tadel, die Bedenklichen ihr Kopfschütteln, in den Momenten, wo sie die Gärtner vor Augen hatten und fühlten sich wie alle Uebrigen hingerissen von dem Zauber ihrer Gestaltungskraft, der Gewalt unmittelbarsten Lebens. — Man sagte sich: ihr Spiel ist etwas nie Dagewesenes, ein unicum!

Es war in dieser Zeit ihrer unausgesetzten Triumphe, als Gabriele — sie hatte jetzt ein Engagement an einer der ersten Bühnen Deutschlands — von einer ihrer glänzendsten Rollen, in denen sie das Publicum geradezu entzündete, in ihre Wohnung zurückgekehrt war. Erschöpft, wie sie es jetzt nach jeder Vorstellung war, lag sie auf ihrem Ruhebett; dennoch schien sie zu kämpfen mit aufregenden Gedanken und Vorstellungen, denn sie wandte sich an ihre Gesellschafterin mit der Bitte, ihr etwas vorzulesen. Dieselbe wußte, daß Gabriele sich durch dies Mittel gewöhnlich zerstreuen und beruhigen ließ und eben so war ihr bekannt, welcher Art zu diesem Zweck die Lectüre sein mußte; daher wählte sie aus den ihr zur Hand liegenden Büchern und Journalen irgend einen leichten Stoff, der bis zu einem gewissen Grad anziehen konnte, ohne gerade tiefere Empfindungen anzuregen. — Die Wirkung schien auch eine gute zu sein, denn Gabriele hörte still zu und ihre Athemzüge, die

Anfangs unruhig gewesen waren, wurden allmälig sa
mäßiger.

Als der Aufsatz zu Ende gelesen war, blickte di
nach der Ruhenden, da sie dachte, dieselbe könne einge
sah Gabriele's Auge indessen noch voll auf sich ger
damit, daß ihr Dienst noch nicht zu Ende sei. Mecha
Augen weiter in den Blättern und eben so mechanisch
selben gerade noch begegnete. Es war eine Mittheilu
einfachen Titel „Notizen" stand; sie lautete:

„Port Natal in Südafrika. Aus dem Inner
Nachricht zu, daß der deutsche Missionär C. Hartma
der rastlosesten, aufopferndsten Arbeiter seines Beruf
Anstrengungen desselben in der Station . . ., der
ganzen Bezirks, im August dieses Jahres erlegen ist."

Ein Ton, halb ein Seufzen, halb ein Stöhnen,
plötzliches Stocken des Athems abgebrochen ward, d
der Vorleserin. Erschrocken blickte sie auf und sah Ga
mit geschlossenen Augen, die Hand krampfhaft auf's
liegen. Der Ruf, den sie unwillkürlich ausstieß, wa
der Herrin nicht beantwortet und als sie sich mit Ent
neigte, mußte sie sich fragen, ob sie todt sei, denn jed
war aus der kalten, starren Hülle entwichen. —
Minute noch war das Haus alarmirt und noch keine
vergangen, ehe Gabriele in den Händen des Arztes n

Nein, sie war nicht todt — eine tiefe Ohnmc
Sinne umfangen: sie kehrte bald wieder zum Bew
lehnte die Annahme, daß sie krank sei, entschieden al
noch ein Grund zur Besorgniß — dennoch aber wi
aus dem Gesicht des Arztes und leise sagte er zu der

„Die Ohnmacht rührte von einem Herzkrampf l
blick ist dieser gewichen, aber er kann und wird
Fräulein Gärtner sich nicht mehr schont. Diese em
tionen, denen sie sich auf der Bühne hingiebt, müsse
untergraben!"

Auch der Künstlerin selbst sagte der Arzt, als s
er gegen die Gesellschafterin geäußert hatte und m
ihrer Gesundheit zur Pflicht. Aber Gabriele schütt
Lächeln den Kopf und sagte:

„Ich darf mich meinem Beruf nicht entziehen
denken, was daraus werden soll?"

Sechs Monate später folgte Gabriele der Au
Gastspiel an der Bühne jener Residenz, die vor
ihres Ruhms gesehen hatte und an die sie so viel fü
rungen knüpften. — Sie zählte in der Stadt noch
und wer in der ersten Reihe derselben stand war B
er einstmals um sie geworben, daß sie sein

an dem Verhältniß der Freundschaft nichts geändert. Er hatte seine früheren Empfindungen überwunden und ihrer künstlerischen Entfaltung sein volles Interesse bewahrt, sie in ihrer steigenden Berühmtheit mit fast stolzer Freude verfolgt. Sie dagegen wußte, daß sie auf seine stete Ergebenheit rechnen durfte und das Gefühl that der Alleinstehenden wohl.

Felix war der erste, welcher sie bei ihrer Ankunft begrüßte, ihr die Hand zum Willkommen entgegenstreckte. Das freudige Lächeln aber, das seine Züge zuerst belebt hatte, verschwand, als er sie genauer in's Auge faßte: bis in's Herz hinein erschrak er vor der Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

Zwar ihre Erscheinung war so schön wie sonst, ihr Antlitz sogar fast schöner, als er es je gekannt, aber es lag ein Zug, ein Ausdruck in ihm, den es früher nie getragen! Ein fast unirdischer Glanz leuchtete aus ihren dunklen Augen und ihm war, als sei derselbe der Wiederschein einer Flamme, welcher im Innern dieser schönen Hülle an ihrer Zerstörung arbeite.

Seine besorgten Fragen nach ihrem Befinden wies sie indessen lächelnd zurück, indem sie behauptete — wie sie es immer gethan hatte — daß sie von Krankheit und Schwäche fern sei; vollkommen wohl würde sie sich fühlen, fügte sie nach einer kleinen Pause noch hinzu, wenn sie einer Aufgabe ihres Herzens genügt und sich den völligen Frieden derselben an der einzigen Stätte, wo er für sie zu finden sei, gesucht habe. — Er ahnte, was sie meinte; und als er nach einigen Tagen, die mit ihren Triumphen angefüllt gewesen waren, in die Wohnung Gabriele's trat und hier erfuhr, daß sie sich auf einen Tag von ihren Verpflichtungen gelöst habe, um eine Reise anzutreten — da wußte er, wohin diese Reise sie führte.

Der alte Pastor Hartmann saß in seinem stillen Studirzimmer und arbeitete an der Predigt, die er am morgenden Sonntag seiner Gemeinde halten wollte. — Wer ihn so sah, mußte sich sagen, daß er in diesen letzten Jahren sehr alt geworden war; die früher so aufrechte, straffe Haltung war jetzt gebeugt, das Haar schloßenweiß gebleicht und die Hand, welche an den Blättern schrieb, zitterte merklich. Auch seine Sinne schienen stumpfer geworden zu sein — oder war er mit seinen Gedanken etwa so bei der heiligen Aufgabe, daß er auf nichts achtete, was um ihn her vorging? Vielleicht konnte man es auch so erklären, daß er das Rollen des eleganten Wagens überhört hatte, welcher die Dorfstraße daherkam und jetzt, von einigen Neugierigen verfolgt, vor dem Pfarrhause hielt. Was seiner Wahrnehmung entging — es erregte um so viel mehr die Verwunderung seiner wenigen Hausgenossen! Eine vornehme, schwarzgekleidete Dame verließ den Wagen und trat in die Wohnung. Niemand kannte sie, hatte sie hier je gesehen und so konnte es auffallen, daß sie, nachdem sie mit bewegter Stimme nach dem Herrn des Hauses gefragt und erfahren hatte, daß er daheim sei, jede Führung

ablehnte und sichern Ganges auf die Thür seines Wo
schritt. Es war offenbar, daß sie an dieser Stätte bekan

Leise öffnete die Dame die Thür; der Greis sal
nicht.

„Vater!“ tönte es plötzlich halblaut und weichen Kla

Er starrte auf und fuhr jäh in die Höhe. Aug' i
sich Beide nach sechs Jahren gegenüber, aber Keins von i
im ersten Moment zu regen.

„Vater Hartmann!“ klang es noch einmal und nc
ihren Lippen.

Ihre Blicke senkten sich flehender in die seinen, ab
hart.

„Wer ruft mich noch so? Die Schauspielerin, w
Welt kennt? Ich kenne sie nicht!“

„Nein, nicht die Schauspielerin, welche die Welt ke
„Die zu Dir kommt, ist das Kind, das Du einst auf
Deinem Herzen gehalten hast!“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist lange her —
liegt —“

„Ist viel Schmerz und Ringen“, fiel sie ein, „so vie
einzuschließen vermag.“

„Noch eins, Gabriele, Du vergissest das — — ei

„Ja, ein Grab, Clemens' Grab und über ihm stre
nach Dir aus, die Versöhnung fordert — wirst Du
Vater?“

Statt der Antwort sank er in seinen Stuhl zur
sein Gesicht mit den gefurchten Händen, während große T
seinen Fingern durchrannen.

„Es war mein einziger Sohn!“ sagte er mit gebro

Sie war zu seinen Füßen hingesunken und drückt
Antlitz gegen seine Kniee. Er stieß sie nicht fort, abe
nicht zu sich empor.

„Du hast ihm das Herz gebrochen, Gabriele;
Munde vielleicht!“

„Lächelnd?“ sie erhob sich von ihren Knieen: „
Thränen zählen, die ich um ihn geweint habe?“

Zum erstenmal trat ein wärmerer Ausdruck in s
bereuest Du, Gabriele?“

Sie schüttelte leise das Haupt. „Ich bereue nich
so wenig, wie ich anders handeln konnte als ich that, wi
machen kann, was Leids daraus entsprang.“

Es entstand eine Pause zwischen ihnen, endlich sag

„Deine Ideale von ehedem, Deine Träume — we
geworden, Gabriele?“

Sie schwieg einen Augenblick, ehe sie antwortete:

„Was in meinen Vorstellungen Traum war, es

mir abgefallen; aber die Ideale — sie sind geblieben, Vater, was sie waren, ehe ihr Abglanz sich in meine Seele senkte, was sie sein werden, wenn ich selbst lange aufgehört habe, zu ihnen emporzublicken: unzerstörbare und ewige Sterne! — Trost, Muth, Kraft, Begeisterung — Alles haben sie mir zugestrahlt bis zu dieser Stunde!"

Der alte Mann bedeckte die Augen mit der Hand; sein greises Haupt wiegte sich mehrere Minuten lang hin und her. „Es mag sein", sagte er dann, „daß Manches anders ist, als ich es im Leben erkannt habe; ich bin aber zu alt geworden, um das noch zu verstehen."

„Aber Du zürnst mir nicht mehr?" rief sie von freudiger Hoffnung bewegt, als sie seinem Ton anhörte, daß die starre Rinde seines Herzens zu weichen begann.

Er antwortete nicht gleich; da faßte sie seine Hand und sagte mit wunderbarer Innigkeit:

„Um Clemens willen, der seinen Frieden gefunden hat: schenke auch mir den Frieden! Denke, daß er selbst zu Dir spräche: Segne sie, die ich geliebt habe, Vater!"

Es war nur ein kurzer Augenblick, daß er zauderte — dann aber sanken seine Hände auf das Haupt der Knieenden und er flüsterte:

„Sein Friede sei zwischen uns — Gottes Frieden komme über Dich — stehe auf, Gabriele!"

Sie warf sich an seine Brust und die Thränen, die über ihre Wangen rannen, mischten sich mit denen des Greises.

„Darf ich wieder zu Dir kommen, Vater, darf ich immer kommen, wenn ich über meine Wege gebieten darf?" fragte sie nach einer Weile, als sie ihm Lebewohl zu sagen hatte.

Er sah ihr klar, fast lächelnd in's Gesicht: „Ja, Kind, komme nur! Aber ich denke, Du findest mich bald nicht mehr; ich fühle es, mein Weg geht zu Ende."

Sie wollte etwas erwiedern, aber die Sprache versagte ihr. Stumm lehnte sie noch einmal ihr Haupt an seine weißen Haare, küßte seine Wangen, seine Hände und verließ dann das Zimmer

Zwei Tage, nachdem Gabriele von jener Reise zurückgekehrt war, trat sie als Maria Stuart zum letzten Mal vor das Publicum. — Die höchste, herrlichste Entfaltung ihres Talents schien an diesem Abend erreicht zu sein, ihr Genius die letzte Fessel abgestreift zu haben und selbst die gewiegtesten Kunstkenner mußten gestehen, nie etwas Aehnliches auf der Bühne erlebt zu haben. Mit immer steigenderm Antheil, zuletzt in fast athemloser Spannung, hatte man ihr Spiel verfolgt, jedem ihrer Worte gelauscht; selbst die Zeichen des Beifalls wagten sich nicht hervor, bis ihr rührendes Abschiedswort: „Lebt wohl — jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erde!" verhallt war. Wie hatte noch der letzte, hinsterbende Hauch ihres Mundes die Seelen erschüttert! wie ergreifend wirkte auch die Bewegung, mit der dabei die Hand der unglückseligen Königin noch einmal nach dem Herzen zuckte, das hienieden so heiß geschlagen, so schmerzlich gelitten hatte!

Man rief begeistert nach Gabriele, als sie kaum die
lassen hatte und ein Theil des Publicums ward fast ungedu
dem Ruf nicht folgte, um schon jetzt die ihr bereiteten Hul
Empfang zu nehmen. Die Einsichtigeren dagegen begriff
solche Unterbrechung des Stücks seinem Geist wie dem Sin
lerin entgegen gewesen wäre und forderten zu ruhigem Wa
die wenigen noch fehlenden Scenen zu Ende gespielt seien.
fügte man sich der Mahnung. Nun aber fiel der Vorhan
send, überwältigend brach jetzt der Beifallssturm los,
Publicum Gabriele's Erscheinen, um sich selbst in der ihi
Ovation genug zu thun. Zahllose Kränze, die Fülle von Lo
man bereit, um sie zu überschütten und jedes Auge spannte
schöne Erscheinung noch einmal in ihrem vollen Glanze zu s
Pause wollte indessen kein Ende nehmen; der Vorhang ha
wieder gehoben und noch immer ward Gabriele nicht sic
ward unruhig, man pochte, man rief stürmischer — da
offenbar bestürztem Gesicht der Director auf der Bühne, u
cum mitzutheilen, daß Fräulein Gärtner leider nicht im S
zu zeigen, da sie am Schluß ihrer letzten Scene plötzlich v
tigen Unwohlsein ergriffen worden sei, das sofortige ärztli
langt habe. In diesem Augenblick sei die Kranke berei
Wohnung geschafft worden.

Das Erste, was auf diese Erklärung folgte, war l
dann hörte man ein Murmeln, ein wirres Durcheinander v
Stimmen, denn alle machten ihrer Enttäuschung, ihrem 
Dazwischen vernahm man auch Zweifel an der Wahrhe
brachten, indem Viele geneigt waren, an eine Caprice der
glauben und die Ansicht an den Satz knüpften: „Laun
Schauspieler einmal alle und für solche mag denn auch di
zu gut sein!"

Wer aber von Allen am meisten durch die Kunde a
des Directors betroffen worden, wem das Wort von E
krankung wie ein Messerstich in's Herz gedrungen war, d
Er allein wußte, daß ihm die schlimmste Bedeutung zu ge
dem Publicum die volle Wahrheit auch noch einstweilen v
sollte.

Mit unruhiger Hast bahnte er sich den Weg durch
sein Ziel war Gabriele's Wohnung. — Niemand hielt
in ihr Zimmer dringen wollte, Niemand trat ihm in den
Augen die geliebte Gestalt suchten.

Da lag sie auf ihrem Ruhebett, ausgestreckt und ble
königlichen Gewändern, die sie auf der Bühne getragen
von ihren erschrockenen, schluchzenden Dienerinnen. De
anscheinend Belebungsversuche gemacht hatte, ließ ger
sinken und Felix sah, daß dieselbe schwer am Körper nie

„Um Gotteswillen, Doctor“, rief er angstvoll, „sprechen Sie! sagen Sie, daß sie nicht todt, daß diese Leblosigkeit nur Schein ist!“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Die Pulse stehen still für immer“, sagte er; „ein Herzkrampf — ich weiß, sie litt daran — hat sie getödtet!“

In tiefem Schmerz sank Felix an dem Lager nieder und preßte sein Angesicht gegen die kalten Hände der Todten. Bedauernd trat auch der Arzt noch einmal heran und blickte in die edlen, verklärten Züge Gabriele's.

„Schade um die Kunst“, sagte er — „die Lücke, welche dieser Tod hinterläßt, wird schwerlich sobald wieder ausgefüllt werden! Schade freilich auch um das junge Leben selbst, das ein so reiches war!“

Felix richtete sich hoch auf — auch seine Blicke hafteten nun an Gabriele's Antlitz:

„Ob wir die Todte beklagen dürfen, weiß ich nicht! Ihr hohes Streben hat hohen Lohn gefunden — was sollte eine Natur wie die ihre nach dem noch auf der Erde? — Den Lorbeer aber, den sie sich errungen und an dem die Thränen ihres Herzens hängen — wir legen ihn ihr auf den Sarg!“

# Liebesleben einer Rococo-Philosophin.

Die Langeweile, der Ueberdruß am Leben ist vielleicht eine
von dem die Frauen der ersten Gesellschaft am meisten gequält
oft gewinnt nicht dieser böse Geist in Ermangelung jedes wirk
Gewalt über sie und untergräbt, einem geheimen Gifte gleich, in
das Glück dieser anscheinend so beneidenswerthen Existenzen!
lauf ist in dieser Beziehung so fesselnd und belehrend als der
berühmten Marquise du Deffant. Ihre Briefe, die in Anbetra
mit denen der Sévigné rivalisiren und ihrem Inhalte nach eines
sten Denkmale des Cultur- und Literaturlebens des achtzehnten
bilden, geben auch vom psychologischen Standpunkt aus zu d
Beobachtungen Veranlassung. Es sind nicht so sehr die äußer
stände als vielmehr der innere Gang ihrer seelischen Entwick
ihrem Briefwechsel eine so magische Anziehungskraft verleiht.
von ihrem Gatten, ihre vorübergehende Beziehung zum Regen
wirkung bei den mythologischen Festen des kleinen Hofes de
Maine, ihr halbwegs eheliches Verhältniß zu dem Präsidenten
Bruch mit Mademoiselle Lespinasse, ihre Abgötterei für Walp
so interessant es ist, finden wir vielleicht in etwas veränderte
bei anderen geistreichen Weltdamen wieder. Es ist auch nicht
Salon, in dem ein wahrhafter Hof von Weltleuten und nam
stellern sich um eine große Dame schaarte, die in einem eminen
Talent der Conversation besitzt und mit einem wunderbaren
Jedem das Beste und Eigenste hervorzulocken weiß, der und
weise beschäftigen soll. Jeder, der die französische Literatur
und achtzehnten Jahrhunderts etwas kennt, hat gewiß die eine
Schilderung dieser Art gelesen. Die Frau, die beständig
sucht zu glauben und zu lieben gequält wird, die nichts in
das ihr einen festen Anhalt gewährt, die, ihrem eigenen An
der traurigen Erfahrung unterliegt: des Gefühls beraubt
desselben entrathen zu können es — ist die Frau, welche all
Langenweile, die schlimmer als der Schmerz, durchkostet, d
quält, so lange gelebt zu haben, und die sich nicht darüber t
boren zu sein. Gern möchte sie ihre irdische Existenz preisge
zeitig auch die Süßigkeit des Nichtseins kosten; sie fühlt, da
diese Welt geschaffen ist, fürchtet sich aber dennoch vor dem
nicht weiß, ob es ein solches giebt und wie dasselbe beschaffen
ratter bietet ein sonderbares Gemisch von intellectueller Stärke
Schwäche dar, er ist so recht der Typus des Jahrhundert
Reize und Laster, so wie die geheimen Aengsten einer Zeit
die unter der Maske der Fröhlichkeit und des heitern Le

finsteren Vorahnungen eines Zusammensturzes alles Bestehenden verbarg. Im Grunde dieses Herzens vollzieht sich leise ein eben so schmerzliches als ergreifendes Schauspiel, welches, so einförmig es ist, und vielleicht gerade deshalb, ein so nachhaltiges Interesse einflößt. Vertiefen wir uns in diese äußerlich so glanzvolle Existenz, so kommen wir zu dem Schlusse, daß das ausschließliche Salonleben nur auf Kosten des Herzensfriedens erkauft wird, wenn es sich nicht auf dem Hintergrund eines glücklichen Familienlebens abhebt. Wie bald wird man der unbedeutenden oder maliciösen Gespräche müde, die ja nur den geschäftigen Müßiggang oder die kleinliche Eifersucht nähren, jener faden Galanterien, die ja nur eine Parodie der wahren Leidenschaft sind, dieses ewigen Geschwätzes über Liebe und Freundschaft von Solchen, die nie über die Theorie derselben hinausgekommen sind, dieser lächerlichen Versicherungen von Sympathie und Wohlwollen, die vergebens einen unerbittlichen Egoismus zu verbergen suchen. Es kommt im Leben ein Augenblick, wo die Seele nach etwas Dauerhafterem Verlangen trägt und sich ein anderes Ideal setzt; dann blickt man mit Bedauern auf die verlorene Zeit zurück. Die Vergangenheit wie die Zukunft geben nur noch zu traurigen Betrachtungen Veranlassung und nach vielem Umherirren entdeckt man zu spät, daß es außer den wahren Empfindungen und den erlaubten Neigungen nur Enttäuschungen und Kummer giebt. Dies war das traurige Endresultat am Lebensabend unserer Heldin, dies ihre Gewissensqual, ihre Strafe.

Marie de Vichy-Chamrond, geboren 1697, entstammte einer adeligen Familie Burgunds und erhielt ihre Erziehung, die dürftig genug ausfiel, in einem Pariser Kloster. Schön und geistreich, aber ohne Vermögen, durfte sie nicht hoffen eine Heirath nach freier Wahl zu machen, und sie reichte daher dem reichen, aber viel älteren Marquis du Deffant ihre Hand. Diese Verbindung war keine glückliche. Es ist auch kaum zu verwundern, daß eine Frau, die lebenslang mit der Langenweile kämpfte, sich bald genug über einen Gatten langweilte, mit dem sie durchaus gar keine geistigen Berührungspunkte hatte. Sie trennten sich — und ein Versuch, den sie in der Folge machten, sich einander wieder zu nähern, und der sich zerschlug, weil sie ein vorher eingegangenes Verhältniß nicht fahren lassen wollte, diente nur dazu, den Eclat zu vergrößern und der Sache den Anstrich des Lächerlichen zu verleihen. Man weiß nicht, wer dieser Liebhaber war, aber schön und geistreich, wie sie war, konnte sie sehr wol deren mehrere haben, da ihr Herz nicht weiter davon berührt wurde und sie damals wol kaum an eine tiefere Neigung dachte. Die Jugend bedarf nicht so sehr des Glückes, sie ist schon an und für sich ein so großes Gut, daß sie über das Nichtvorhandensein anderer Freuden leicht zu trösten vermag. Die ersten Verhältnisse der Marquise du Deffant entsprangen mehr oder weniger einer vorübergehenden Laune. Es wird erzählt, daß sich unter ihren Anbetern auch der Regent befunden. Dauerhafter war der galante Verkehr mit dem Präsidenten Hénault, obgleich von einer tieferen Neigung auch hier kaum die Rede sein kann. Dieses Verhältniß, das beinahe dreißig Jahre währte, war stets aller Poesie und Liebe bar. Und dennoch war der eben so gelehrte als glänzende Jurist, dessen Charakter aus seinen Memoiren genugsam bekannt ist, im eigentlichen Sinne das, was man einen liebenswürdigen Mann nennt. Von Natur wohlwollend, aber noch mehr aus Berechnung, haschte er nach angenehmen Eindrücken und hütete sich ängstlich, die Sachen zu vertiefen, aus Furcht sich zu betrüben. Vor Allem von dem Wunsche zu gefallen beherrscht, ein Höf-

ling aller Größen und Berühmtheiten, enthusiasmirt auf der
aber gleichgiltig im Grunde seines Herzens und jeder wahrhaften
und Aufopferung unfähig, verwirklichte der Präsident so recht
eines Weltmannes. Er war ein Anbeter des Erfolgs. Obgleich
lig der Königin Maria Leszinska und Oberintendant ihres Haus
er sich demungeachtet nicht minder um die Gunst jener andern
Madame de Pompadour, die er mit einer Agnes Sorel verglich.
durch seine Eigenschaften, vielleicht aber noch mehr durch seine
Jeder glaubte ihm ein lebhaftes Interesse einzuflößen; im Grunde
er sich aber für Niemand.

Besaß nun der Präsident Hénault nach all' dem Gesagten
schaften, um ein Frauenherz nicht nur zu beschäftigen, sondern
füllen? Gewiß dürfen wir diese Frage verneinen. Er war zu
zu sehr mit der Galanterie beschäftigt, zu sehr von künstlichen Gefühle
Seine Correspondenz mit seiner geistreichen Freundin zeigt un
und ausgetrocknete Seelen, zwei Akademiker, die da reden, aber
den; ja selbst ihre Zärtlichkeitsversicherungen haben etwas sauer-
bewegen sich beständig in der Defensive gegen Alles, das sich dem we
nähert. Die beiden spitzfindigen und skeptischen Seelen würd
Gefühlsäußerung, als eines Beweises von schlechtem Geschmack,
beobachten und analysiren sich beständig gegenseitig; niemals
gehen. Es sind nicht zwei Liebende — wenn man sich über
Bezeichnung bei ihnen bedienen darf — denen die Trennung al
Uebel erscheint, im Gegentheil, die Marquise bemerkte, daß d
durch seine Abwesenheit gewinnt. Der galante Jurist erzähl
Einzelheiten von einem glänzenden Souper. „Ich gestehe Ihn
hinzu, „daß ich beim Nachhausegehen Sie besucht hätte, wenn ich
treffen gewußt. Es war das schönste Wetter von der Wel
schien so herrlich und mein Garten schien ein Verlangen nach
athmen, aber, um mit Polyeucte zu reden, was hilft es, von d
stande zu den Herzen zu reden, die Gott nicht gerührt hat?"
bares Gemisch: Polyeucte und diese galante Pointe. Die Mar
sich auch nicht wenig über diesen Erguß des Präsidenten. „Vo
zu reden, welche Kinderei, wie albern!" — „Nun gut", erwiede
dent ganz confus, „ich bitte um Ihre Verzeihung für alle
gegenwärtigen und zukünftigen Quellen, für ihre Brüder die B
Vettern die Ulmen und für ihre Urgroßväter die Gefühle."

Wenn der Verkehr dieser beiden Schöngeister zu Anfang i
nisses derartig war, wie sollte sich erst ihre Neigung gestalten
alt geworden, als, wie Grimm erzählt, der von Natur furchtsa
nur noch durch die Furcht gefesselt wurde, nachdem er lange d
Liebe abgestreift? „Was das Roth auflegen und den Präside
schreibt die Marquise einst, „so werde ich ihnen nicht die Ehre
aufzugeben." Man höre nur, wie sie von den Leiden ihres a
spricht. „Gestern schleppte ich den Präsidenten mit in ein Conce
de Sauvigny. Mademoiselle le Maure sang; er vermochte al
Stimme noch die begleitenden Instrumente zu hören; jeden Au
er mich daher, ob ich denn etwas hören könne; er muß anne
schon eben so taub als blind, kurz eben so hinfällig bin als er

Fünf Monate nachher gab der Präsident seinen Geist auf;

die von allen Seiten Condolenzvisiten empfängt, nimmt sich nicht einmal die Mühe, einen Schmerz zu heucheln, sondern gesteht sehr ungenirt zu, daß ihre Trauer eine sehr mäßige ist. „Ich habe so viele Beweise seiner geringen Freundschaft für mich gehabt, daß ich glaube, einen bloßen Bekannten verloren zu haben."

Madame du Deffant wurde von Voltaire's Tod kaum mehr ergriffen, obgleich die Marquise und der Philosoph ihrem Briefwechsel zufolge eine Art von Abgötterei mit einander trieben. „Bald hätte ich ein wichtiges Ereigniß zu melden vergessen", schrieb sie an Walpole, „Voltaire hat uns für immer verlassen, aber man weiß weder Zeit noch Stunde; Einige sagen gestern, Andere vorgestern. — Er ist an einem Uebermaß von Opium gestorben (und ich möchte hinzufügen an einem Uebermaß des Ruhms), welches seiner schon ohnehin schwachen Lebensmaschine den letzten Stoß gegeben hat." Man hat aus ihrem Briefwechsel mit Voltaire, der ihren Geist und ihr feinsinniges Urtheil im besten Lichte zeigt, auf die Falschheit ihres Charakters geschlossen. In der That heuchelt sie eine Freundschaft für ihn, die sie nie gehabt, und lobt einige seiner Werke, über die sie sich gegen Walpole höchst mißfällig geäußert; aber wenn man bedenkt, wie gefährlich es war, mit Voltaire anzubinden, und daß die Aufrichtigkeit selten so weit geht, daß man sich über den Grad seiner Freundschaft gegen die betreffende Person selbst äußert, noch den Schriftstellern seine unverhohlene Meinung über ihre Werke sagt, so ist es ihr wol zu gute zu halten, daß ihre Aufrichtigkeit, die sonst zu ihren besten Eigenschaften gehört, sie hier verließ. Aber wenn sie auch aus Gründen der Höflichkeit und der Klugheit sich in diesen beiden Punkten eine Einschränkung auferlegte, so hat sie sich dafür auf einem minder persönlichen Gebiet gegen ihn schadlos gehalten. So vermeidet sie es beständig, auf die Gehässigkeiten und Voreingenommenheiten des Philosophen von Ferney einzugehen; ihre von Natur gemäßigte und weise Sinnesart läßt sich nie von seinen Exaltationen und Unüberlegtheiten fortreißen. Obgleich selber ungläubig, bewahrt ihr feiner Tact sie doch vor all' den Verkehrtheiten des irreligiösen Fanatismus und sie giebt Voltaire nach dieser Seite hin die vortrefflichsten Rathschläge. Sie redet hier mit einer Freimüthigkeit auf ihn ein, wie man solche vergeblich bei all' den übrigen Correspondenten des großen Mannes suchen würde. Es scheint indessen, als ob die Marquise in ihren Bemühungen, den jähzornigen Charakter Voltaire's zu mildern, eben so erfolglos gewesen, als er in den seinen, sie von der unheilbaren Wunde ihres Daseins, der beständigen Langeweile, zu befreien.

Lange bevor das Alter und die Blindheit über sie hereinbrachen, war sie von Allem zurückgekommen. Diese Frau, deren Haus der Sammelpunkt von Allem war, was das damalige Paris an Berühmtheiten (Einheimische und Fremde) aufzuweisen hatte, zu deren Salon Zutritt zu erhalten als eine besondere Gunst von großen Herren und Ministern, von Schöngeistern und liebenswürdigen Frauen gesucht ward, die durch den Reiz ihrer Conversation einen kaum erklärlichen Zauber auf ihre Umgebung ausübte und sich stets auch dem größten Gegner gewachsen zeigte, hatte nichtsdestoweniger Anfälle der bittersten Melancholie. „Mitten im Lebensgenusse empfindet man um so mehr die Vergänglichkeit!" ruft sie aus. Sie beklagt sich über „die Ungerechtigkeit, daß man uns ohne unser Zuthun geboren werden läßt und wider unsern Willen altern läßt." — „Leben Sie sich selber", schreibt ihr Voltaire; aber mit sich selber leben ist gerade das, was die Marquise am

meisten fürchtet. Um ihren eigenen Gedanken zu entfliehen, die sie
Gewissensbisse verfolgen, stürzt sie sich mit krankhafter Hast in ei
von Zerstreuungen, „die doch sämmtlich viel thörichter als ihre Lar
sind“, aber nichts vermag sie zu fesseln, nichts sie dauernd zu inte
Sehr strenge urtheilt sie über ihre Zeit, wo Alles cynisch oder pedan
„Keine Grazie“, ruft sie bitter aus, „keine Leichtigkeit, keine Einbildu
Alles ist wie gefroren; Kühnheit ohne Stärke, Zügellosigkeit ohne H
kein Talent, aber viel Eigendünkel. Wenn noch die Todten die
überträfen, so hätte man doch ein Auskunftsmittel, aber selbst die
gewähren keine Befriedigung.“ Sie gesteht ein, daß alle Lectüre
weile: die Geschichte, weil sie nicht genug des Merkwürdigen enthält, di
weil man nur auf gewöhnliche und wenig natürliche Ideen stößt, die
weil Alles, was mit der Galanterie zusammenhängt, ihr fade ersch
die Schilderung der Leidenschaften sie nur traurig macht. Ihr g
Salon, der sich immer mehr eines europäischen Rufes erfreute, ga
der Zeit nur noch zu niederschlagenden Betrachtungen Veranlassung.
und Frauen kommen ihr nur als Marionetten vor, die da komme
sprechen, lachen, ohne dabei etwas zu denken oder zu fühlen; Jeder
Rolle der Gewohnheit gemäß abspielend.

Was die Freundschaft betrifft, so kommt sie nicht einmal auf
danken, einen so seltenen Schatz zu suchen; sie findet, daß es Niem
dem man sein Leid klagen kann, ohne ihm Veranlassung zu heimlicher
freude zu geben und sich in seinen Augen herabzusetzen. Madame d
ist indessen zu gerecht, um sich über den Mangel der Freundschaft zu
„Ich wünsche nicht, geliebt zu werden, ich weiß, daß man nicht lie
nehme es von mir selbst ab; ich beanspruche nicht von Anderen E
gen, die ich nicht für sie hege.“ Und dennoch, so sehr sie des S
überdrüssig ist, welches man die Erhabenheit der Frivolität genan
kann sie doch desselben nicht entrathen. „Ich habe keinerlei Le
fügt sie hinzu, „beinahe für nichts mehr Geschmack, kein Talent, kei
Ich kann weder spielen noch arbeiten. Was soll ich also thun?
mich also so gut es gehen will zu zerstreuen, Nichtigkeiten zu höre
auf zu erwiedern und dabei zu denken, daß ja Alles bald ein En

Eine schreckliche Heimsuchung des Geschicks sollte diese ungl
müthsverfassung noch steigern: mit fünfzig Jahren stellte sich ei
Erblindung bei ihr ein. Zu dieser Zeit, wo sie mit dem gänzli
des Augenlichtes bedroht war, lernte sie Mademoiselle Lespinasse
glaubte in dieser jungen, lebhaften und geistreichen Dame ein
gegen das doppelte Uebel des Blindseins und der sie beständi
Langeweile gefunden zu haben. Leider ging ihr diese Ressource
Jahren angenehmen Zusammenlebens wieder verloren. Die H
denen die Auflösung dieses Verhältnisses begleitet war, lassen
im Leben der berühmten Frau in einem wenig günstigen Licht
Es konnte der viel jüngern Mademoiselle Lespinasse natürlich
fallen, über die ältere Freundin den Sieg davon zu tragen, z
den Encyklopädisten in die Arme warf, welche damals einen
Einfluß in den literarischen Kreisen ausübten. Es ist schwer,
ein richtiges Urtheil über dieses Zerwürfniß zu bilden; wie es
zu sein pflegt, lag die Schuld auf beiden Seiten. Erwägt m
Julie Lespinasse der Marquise ihre ganze Stellung zu danken

von ihr mit Wohlthaten überhäuft war, und wie die letztere auch nach ihrer Trennung stets nur in gemäßigter und milder Weise von ihr urtheilte, so ist man geneigt, nicht der du Deffant den schwersten Theil der Schuld beizumessen. Auch ist es wahrscheinlich, daß Mademoiselle Lespinasse in ihrer hitzigen, leidenschaftlichen Gemüthsart sich noch viel weniger zu einem steten Zusammensein eignete, als die ruhige, verständige, etwas kaltherzige Madame du Deffant.

Bald nach diesem unangenehmen Zwist fällt ihre erste Begegnung mit Walpole, dessen Bekanntschaft ihr zum größten Ruhme gereichen sollte, denn aus dieser Verbindung entspann sich ein Briefwechsel, in welchem die damalige Gesellschaft gleichsam im Spiegelbilde festgehalten ist, und der daher bei seinem Erscheinen ein allgemeines Aufsehen erregte. Die darin gefällten literarischen Urtheile zeugen von einer gesunden Auffassung und verkünden einen eben so feinen als scharfsinnigen Geist; erscheinen sie gleich im Einzelnen etwas streng und bitter, so stimmen sie doch im Großen und Ganzen mit der von der Nachwelt gefällten Meinung überein.

Zu ihrem Unglück aber erwuchs aus dieser Begegnung eine in ihrem Alter (von beinahe siebzig Jahren) wunderliche Neigung, die an sich schwer zu bezeichnen ist, denn sie ist nicht mehr Freundschaft, sondern eine Zuneigung, die hart an's Lächerliche streift und doch alle Qualen und Aengsten einer unglücklichen Leidenschaft mit sich führt. Die Wittwe, die sich mitten im Gedränge der sie umschwirrenden Welt vereinsamt fühlt, die der Leere und des Treibens einer überbildeten und entarteten Gesellschaft müde ist, diese Frau, die bisher nichts in der Welt geliebt und nie wahre Ergebenheit und Treue gekannt hat, sie erblickt nun gleich einem Traumgebild alle Wonne und alle Lust der Liebe in ihrem Innern auftauchen und beginnt in einem Alter zu lieben, wo dergleichen Gefühle sonst längst eingesargt sind. Es ist der würdige Beschluß eines Daseins, in dem nichts jemals an seinem Platze war, wo das wahre Gefühl und alle natürlichen Empfindungen in den künstlichen Verhältnissen des Weltlebens erstickt wurden. Und wer ist der Gegenstand dieser Zärtlichkeit, für die man vergeblich im Wörterbuch der Leidenschaften nach einem Namen sucht, einer Zärtlichkeit, die um so lebhafter und tiefer ist, je mehr sie den Gesetzen der Natur widerspricht? — Es ist ein Engländer von zwanzig Jahren, unendlich viel jünger, als Madame du Deffant: Horace Walpole, der dritte Sohn des berühmten Ministers, ein geistreicher Mann, aber das gerade Gegentheil von der Marquise, denn ihn amüsirt und interessirt Alles. Auch konnte er kein Verständniß für ein Leiden haben, das er nie empfunden. Er nennt die Langeweile eine Krankheit der großen Herren, denn man sei nicht wirklich unglücklich, wenn man noch die Muße habe, sich zu langweilen. Es ist eine erneuerte Auflage vom Präsidenten Hénault, vielleicht noch etwas kälter und trockener, skeptischer und absprechender, ein Präsident Hénault mit gemeinsouveränem Phlegma, welcher als ein Monopol der englischen Aristokratie zu betrachten ist. Und dieser Weltmann, der sich über die Maßen von dem Urtheil der Clubs und Salons beherrschen läßt, der ängstlich jede Nüance des Lächerlichen vermeidet und daher beständig in Furcht schwebt, sich durch sein vertrautes Verhältni[ß] mit einer alten Frau zu compromittiren, wird der Gegenstand der zärtlic[hen] Freundschaftsergießungen der armen Dame. Sie, die sonst so moquant wie fol und alle Uebertreibung haßte, ergeht sich nun in Aeußerungen

„Seien Sie, wenn Sie wollen, Franz von Salis, ich wil
Philotee sein.“ Sie vertauscht die Rollen, nennt ihn ihren
bricht in die Worte aus: „Ich will niemals etwas ohne Ih
ich will immer Ihre liebe Kleine sein; ich vergesse vollständig
habe, ich komme mir vor, als wäre ich erst dreizehn Jahre a
sich in Ihren Beziehungen zu mir nicht ändern und nur vo
zu mir zurückkehren, so wird mein Leben ein sehr glückliche
Sie löschen die ganze Vergangenheit in mir aus, und von d
Sie kennen gelernt, wird eine neue Zeitrechnung für mich be

Anfangs können wir uns kaum eines Lächelns über Ma
erwehren, aber in dem weitern Erfolg dieses sonderbaren V
wir allmälig dazu, sie zu bemitleiden. Sie ist so demuthsv
tief betrübt über jede barsche Begegnung ihres Abgotts und
innig erfreut über das geringste sympathische Wort. In ihre
erhebt sie sich bis zu einer Art von Lyrik. Sie vergißt
Leiden. „Was liegt daran, alt und blind zu sein?“ ruft
thut der Ort dazu, wo man sich aufhält? Wenn der Ge
etwas erregt ist, so mangelt ihm nichts als der Gegenstand,
Wenn das Wort la Rochefoucauld's wahr wäre, wenn es
Wesen der Liebe im Lieben bestände und daß wir glückliche
Leidenschaft, die wir empfinden, als durch die, welche wir ein
Madame du Deffand endlich das Glück. Sie, die sich nicht im
vermochte, sie konnte sich über sich selbst Illusionen hingeben. E
proceß gleich dem des Faust beginnt sich in dieser verwelkte
ziehen. Ein psychologisches Schauspiel von größtem Inter
Naivität, das Feuer, den Glauben der Jugend wiedergewon
ling ist inmitten des Winters bei ihr eingezogen, es ist als
eines Grabgewölbes plötzlich ein belebender Sonnenstrahl fiel
alte Dame, die Königin des Epigramms und der Ironie w
sinnigen Träumerin. „Ich dachte neulich“, schreibt sie an W
ein Garten sei, dessen Gärtner Sie wären, daß Sie alle Bl
die nicht mehr der Jahreszeit gemäß waren, obgleich noch
und Gänseblümchen darunter standen, die noch nicht ganz
und daß Sie nur eine gewisse Blume stehen ließen, die w
Farbe hat; man nennt sie Immortelle, weil sie nie verwel
Sinnbild meiner Seele.“ — Wäre Walpole nur in ihrer
so hätte sie sich trösten können, aber der Burgherr von Str
nur äußerst selten und dann nur auf kurze Zeit nach Paris
ber 1775 verließ er es, um nicht wieder zurückzukehren. „
ruft sie ihm zu, „wie das gar so traurig klingt. Bleib
daß Sie hier ein Wesen zurücklassen, von dem Sie unter
am meisten geliebt werden, und dessen Glück oder Unglück
von ihm denken“ beruht.“

War Madame du Deffant Walpole gegenüber wie
blieb sie in ihren übrigen Lebensverhältnissen doch stets di
reiche Weltdame, die durch nichts außer Fassung zu bringe
kurz nach Walpole's Abreise, in ihrem achtzigsten Jahre,
sellschaft bei Frau Necker dem Kaiser Joseph II., welcher
reich reiste, vorgestellt wurde, fragte sie der Kaiser: „Sie n

auch nicht am Denken." — „Gewiß nicht und besonders heute, wo Sie mir so viel zu denken geben."

Madame du Deffant lebte noch fünf Jahre nach der letzten Trennung von Walpole, und sie mußte diese fünf sterblichen Jahre fern von ihm zubringen; ein langer, schmerzhafter Todeskampf, indem sich fortwährend der Gedanke an die Ewigkeit ihr entgegenstellte. Umsonst hatte sie einst gesagt: „Wir wollen die erhabenen Themata beiseite lassen und nicht mehr nach unergründlichen Dingen forschen"; es ist ihr unmöglich, in dieser Resignation zu verharren. Der Abgrund des Todes, in den sie sich stürzen wird, verursacht ihr einen wirklichen Schwindel. Ihr Schicksal wollte es, daß sie gleichzeitig alle Qualen des Herzens und alle folternden Zweifel der Seele durchkosten sollte. Wie gern wäre sie dem Rathe Voltaire's gefolgt: „Lassen Sie uns das Leben ertragen, es liegt ja nicht viel daran, und den Tod nicht fürchten, der erst recht nichts ist"; aber der Geist der Analyse ist zu mächtig in ihr, daß sie nicht immer wieder die tiefsten Probleme des Menschendaseins vor Augen hätte. Lange vor ihrem Tode hatte sie gewünscht, fromm zu werden und in den Uebungen der Religion Trost und Heilung gegen die Langeweile zu suchen. An der äußersten Grenze ihres Daseins kam sie wieder auf diesen Gedanken zurück und sprach sich in ihrer offenen Weise gegen Walpole darüber aus, dem sie nie ihre Gefühle zu verhehlen suchte. „Erinnern Sie sich des Traumes der Athalia:

„Hier in der Juden Tempel drängte mich
Ein dunkler Trieb; ich kam auf den Gedanken,
Ob sich ihr Gott vielleicht besänftigen ließe."

Wolan, ich habe gesucht, diesem Ruf der Gnade in mir zu folgen." Ein guter und sanfter Priester, der Abbé Lenfant, übernahm es, ihre Bekehrung zu leiten; aber kaum hatte dieselbe noch begonnen, als der Tod ihr ein Ziel setzte. In ihrem Todeskampfe dachte die arme Frau auch jetzt noch mehr an Walpole als an Gott. „Mein Herz ist beklommen", sagt sie in dem letzten Briefe, den sie an ihn schrieb oder vielmehr dictirte, „ich fürchte sehr, daß dieser Zustand ein baldiges Ende ansagt, auch wage ich nicht, darüber erschreckt zu sein, denn außer dem Gedanken, Sie nicht mehr in diesem Leben wiederzusehen, habe ich nichts mehr zu bedauern. — Unterhalten Sie sich, mein Freund, so gut Sie es vermögen . . .; Sie werden um mich trauern, weil es Einem wohl thut, sich geliebt zu wissen — — Vielleicht daß Wiart Ihnen die nächsten Nachrichten von mir zukommen läßt; mir wird das Dictiren zu schwer." — Wirklich erhielt Walpole einige Tage später von Wiart die näheren Details über die letzte Krankheit und das Ende der Madame du Deffant. „Wenn Sie noch den letzten Brief haben, den sie Ihnen schrieb", sagt der treue Diener, „so lesen Sie denselben noch einmal, Sie werden daraus ersehen, daß sie Ihnen ein letztes Lebewohl gesagt. Sie war damals noch fieberfrei, aber man sieht, daß sie ihr Ende herannahen fühlte, da sie Ihnen sagt, daß Sie nur durch mich noch von ihr hören würden. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer es mir wurde, jenen Brief nach ihrem Dictat niederzuschreiben; ich konnte nicht damit zu Ende kommen, ihr denselben vorzulesen, nachdem ich zu schreiben aufgehört, da die hervorbrechenden Thränen mir die Stimme versagten. Lange blickte sie mich schweigend an, dann sagte sie: „Sie lieben mich also?" — Klingt es nicht wie ein leiser Hohn, wenn wir diese Frau in den letzten Augenblicken

Lebens nach Liebe lechzen hören, sie, die während des größten Lebens mit diesem Gefühl ein frevelntliches Spiel getrieben!

Traurig ist das Geschick jener leicht erregbaren Naturen, ihren Empfindungen nicht hanszuhalten wissen. Umsonst suchen das Gemüthsleben abzusperren, dessen sie im Grunde ihres bedürfen, und geben sich der ungetheilten Herrschaft des V umsonst suchen sie in der Ironie und im Sarkasmus ein Prä die Träume ihrer Einbildungskraft: dieser Kampf gegen die G ihres Daseins ist ein Streit, aus dem sie nur besiegt hervorge spät kommen sie zu der Erkenntniß, daß, so geistreich man im man nicht ungestraft den Gesetzen der Vorsehung widerstrebt.

August Lee

# Die Eiche der Königin.

## Ein Waldmärchen von Filhés-Ebeling.

Es liegt ein geheimnißvoller Zauber in dem Dunkel des Waldes, in dem magischen Dämmerlicht seiner grünen Schatten, in dem Säuseln und Rauschen der Blätter. Süße Träume umspinnen das Herz des Menschen, wenn die heilige Stille ihn umfängt, wenn er dem leisen Athmen der Natur lauscht, dem wunderbaren Zusammenklingen von Rieseln und Flüstern, der Sprache des Waldes.

Und wer versteht dies Flüstern und Rauschen? Wer kann es deuten das Säuseln der Blätter?

Erzählen sie von dem Frühling, der jedes Jahr zur Erde herab steigt? Erzählen sie von dem Herbst, der Gold und Purpur über sie breitet, von dem Winter, der sie mit kaltem Finger herabstreift? Oder erzählen sie von den Nächten, wo der Mond sie versilbert, wo die Elfen den Reigen um sie schlingen? — Oder rauschen sie von längstvergangenen Zeiten, wo der Wald ein Tempel, die grüne Halle das Heiligthum der Götter war?

Willst Du wissen was die Blätter eines jener alten Waldriesen sagen, so laß Dich führen von der Hand der Phantasie zu dem fernen England, zu jenem Theile dieser Insel, wo sich die grauen Mauern von Graftoncastle erheben, wo die Zinnen dieser Burg aus einem Kranz von Bäumen emporragen. Dort breitet die Buche ihre schirmenden Aeste aus, dort grünt und duftet die Linde, dort ragt die stolze, königliche Eiche. Eine vor Allen erhebt das grüne Haupt wie eine Fürstin unter ihren Vasallen. Jahrhunderte sind über dem mächtigen Wipfel dahingezogen und noch steht sie da in ungeschwächter Kraft, die grüne Krone auf dem Haupt. Geheimnißvoll klingt das Rauschen ihrer Blätter und Wunderbares wirst Du vernehmen, wenn Du ihm lauschest.

Es führt Dich zurück in die Vergangenheit, wo die Majestät des Mächtigsten der Götter in der Majestät des Baumes verehrt ward. In langen Zügen kommen die Druiden, weiße Feierkleider umhüllen die hohen Gestalten, Kränze von Eisenkraut schlingen sich durch die greisen Locken, goldene Messer funkeln in ihren Händen. Unter seltsamen Ceremonien trennen sie die auf den Eichen wuchernde Mistelstaude von ihren Wurzeln; denn dies[e] ist heilig wie der Baum, auf dem sie gewachsen, ist eng verwoben mit de[n] Erlebnissen der nordischen Götter.

Jahrhunderte sind vorübergezogen — die Gesänge der Priester verklin[gen], Odin und Frigg, Thor, Baldur und Loki gehören nur noch dem Gebie[t der] Sage an.

Ein neues Geschlecht, ein neuer Glaube sind entstanden un[d die] königliche Eiche, deren Flüstern wir lauschen, sie, welche damals ein [...] schlanker Baum gewesen, ist jetzt selbst zu einem jener Waldesriesen erw[achsen,] auf deren Zweigen die Mistelstaude ihre mattgrünen Blätter aus[...]

Ihr Wipfel schaut hinüber zu dem stolzen Bau von Graftonca
Wohnsitz eines ritterlichen Geschlechts, und ihre Blätter begrüßen r
lichem Rauschen ein Mädchen, ein Kind jenes Schlosses, das oft
Schatten zu spielen pflegt. Es ist frisch und lieblich wie eine B
Waldes, munter wie der sprudelnde Quell, heiter wie der junge
Wenn die Eiche sich mit neuem Grün geschmückt, reicht sie dem
schönsten Blätter, die dichten Locken damit zu kränzen; wenn es r
ermüdet ist, breitet sie wie eine sorgende Mutter die schützende
darüber aus und summt ihm ein liebliches Schlummerlied. In
wenn der Schnee auf dem Walde liegt, wenn die Christnacht her
zu den Bewohnern der Erde, dann huscht die kleine Gestalt herbei
dann hat die Eiche eine Gabe für sie. Kann sie dem Kinde jetzt
Frühlingskränze reichen, so grünt doch auf ihren Zweigen tro
Schnee die Mistelstaude und das Kind bricht die Zweige der
nimmt sie mit sich nach der väterlichen Burg. Nicht will e
Druiden, geheimnißvolle Zaubermittel daraus bereiten, es will
des Schlosses damit schmücken wie die englische Sitte es erhei
herrlichsten der Feste.

Viele Jahre sieht die Eiche das Kind kommen und gehe
schöner entfaltet sich die liebliche Blüthe — eine Jungfrau, no
von dem holden Duft der Kindheit, im Auge aber schon das
künftigen Glückes, so steht sie unter dem grünen Dache, blickt hi
mächtigen Krone und nimmt Abschied von dem Gefährten ihrer
von dem König des Waldes.

Wohl kommt der Frühling gezogen und der Sonne gol
ruft neue Blätter hervor, schmückt mit neuem Laub die Zwei
aber keine Hand streckt sich aus sie zu pflücken, sie wellen da
reichen Locken der Jungfrau zu kränzen. Der Winter streut
Flocken, das zarte Grün der Mistelstaude wuchert auf Aesten
das Kirchlein des Dorfes läutet das Christfest ein, aber keine
stalt kommt den Waldpfad herauf, um die Mistel zu brechen
der heiligen Nacht.

Und wieder und wieder ziehen Frühling und Somme
Winter an dem Baume vorüber und immer noch rauschen di
flüstern: „Wo weilt unser Liebling?

Da kommt im Laufe der Jahre von Neuem der Herbst
wehen die Lüfte kalt und kälter, schon wallen die Blätter
Linde langsam herab zur Erde, schon klingt das Hifthorn d
Flur und das gescheuchte Wild sucht vergebens nach dem ber
Die Eiche allein steht noch in voller Pracht, die Krone auf d
Purpur um die Schulter. Da streckt eine Hand sich aus r
lichen Blättern und in dem Wipfel rauscht es „Willkommen,
Ja, sie ist wieder da, die schlanke Gestalt, die Blume des W
gleich noch umstrahlt von dem vollen Glanz der Schönheit,
geworden. Des Lebens Lust und des Lebens Leid sind d
gezogen, tiefe Wehmuth umschleiert die holden Züge, Traue
großen, sanften Augen, Trauer aus der Farbe ihres Ge
nicht allein kommt sie zu dem Baume, sie hat das höchste
kennen gelernt, sie ist Mutter geworden — an jeder H

lieblichen Knaben. —— Sinnend steht sie unter der Eiche und spricht mit leise, bebender Stimme:

„Hier will ich ihn erwarten, hier sie wagen die Bitte, unter dem Schutz Deines Daches, geliebte Gefährtin meiner Jugend. Hier will ich flehen für die vaterlosen Waisen!“

Näher und näher klingt das Hifthorn und sie lauscht mit angehaltenem Athem, mit dem Bangen der Erwartung. Da vernimmt sie den Hufschlag eines heransprengenden Pferdes — die Blätter wirbeln empor, flüchtig wie der Wind jagt ein Reh an der Eiche vorüber, ihm folgend braust ein Reiter heran. Bei dem Anblick der trauernden Gestalt, die flehend ihre Hände zu ihm emporstreckt, hemmt er den wilden Ungestüm seines Rosses.

„Mein königlicher Herr!“ ruft die junge Mutter, vor ihm auf die Knie sinkend und ihre Kinder umschlingend, „sieh' gnädig herab auf mich, auf diese vaterlosen Knaben.“

„Wer seid Ihr? erhebt Euch!“ rief der Jäger, eine hohe, stolze Gestalt mit schönem, kühnem Gesicht und feurig blickenden Augen.

„Ich nenne mich Elisabeth und stamme aus dem Geschlecht der Woodville's, mein Gatte Lord Ferrers — —“

„Er focht in den Reihen meiner Feinde — —“

„Er fiel in dem Kampfe für den Herrn, dem er Treue geschworen, in dem Kampfe, dessen glücklicher Ausgang Euch zum König von England machte. Seitdem das Banner der rothen Rose in den Staub gesunken, triumphirt die weiße Schwester derselben, beugt sich jedes Knie vor dem Ruhm Eures Namens. Vermehrt den Glanz desselben, fügt Eurem Diadem das schönste, das herrlichste Juwel hinzu, die Gnade. Laßt sie walten, mein königlicher Herr. Seid ein milder, ein freundlicher Richter, gebt diesen Waisen die Güter zurück, welche ihnen beim Tode meines Gatten entrissen wurden. Laßt nicht diese Kinder es entgelten, daß ihr Vater das Schwert gegen Euch gezogen.“

Vergebens suchte der königliche Jäger nach einer Antwort. Staunend hingen seine Augen an der wunderholden Frauengestalt. Und wol war es ein Anblick, werth sich darin zu versenken, wie sie vor ihm lag, die junge, trauernde Mutter, selbst schutzlos und doch die Arme wie schützend um die verwaisten Kinder geschlungen. Ihr langes Haar hatte sich gelöst und floß in reichen, goldenen Wellen auf die Schultern herab. Thränen schimmerten in den großen, blauen Augen und erhöhten den Glanz derselben. Die Gluth der Empfindung, mit der sie gesprochen, hatte eine leise Röthe auf die blassen Wangen gehaucht, so kniete sie vor dem König, in zarter, unbeschreiblich rührender Schönheit.

Und auch in seinen Augen strahlte ein tieferer Glanz, auch auf seinen Wangen brannte ein höheres Roth. Mit schnelleren Schlägen klopfte sein Herz, als er sich jetzt vom Pferde schwang, als er die Bittende von der Erde erhob und mit weicher, wohltönender Stimme zu ihr sprach:

„Seid gewiß, Lady Elisabeth, daß ich so wenig des Juwels vergessen werde, dessen Glanz Ihr so herrlich geschildert, als dieser Stunde, in der ich Euch zum ersten Mal gesehen. — Laßt mich Euch nach drei Tagen zu der selben Zeit hier wieder finden — dann will ich Eurer Bitte die Antw sagen.“

Noch einmal versenkte sich der Blick des Königs in die klaren dieser blauen Augen, dann schwang er sich in den Sattel und bald über

das Rauschen der Eiche den in der Ferne verhallenden H[…] Pferdes.

Drei Tage waren vergangen, an dem Stamm des […] lehnte der königliche Jäger. Noch war die Stunde der […] nicht erschienen, dennoch hing sein Auge voll Ungeduld an […] vom Walde nach dem Schlosse führte. Endlich nahte die […] heut' war sie allein, ohne die Kinder, für die sie die Gna[…] erbeten hatte. Mit einem tiefen, ehrfurchtsvollen Neigen d[…] dieser sie willkommen.

„Euer Gesuch ist erfüllt, Lady Elisabeth", sagte er, ihr […]fend. „Die Güter, die Euch entrissen, werden Euch zurückge[…]

„O, Dank, Dank, mein königlicher Herr"; sie beugte […] Hand, sie wollte ihre Lippen darauf drücken, aber mit einer […] entzog er ihr dieselbe.

„Nicht so, Lady Elisabeth, nicht so, Ihr beschämt mich […]

„O, weiset ihn nicht zurück, den Dank eines vollen […] rief das junge Weib. „Eure Gnade, Eure Milde —"

„Haltet ein", sagte der König — „nicht Milde allein b[…] — es war nicht Gnade — nein, Lady Elisabeth, Ihr denkt […] von mir — —"

Sie hob den Blick zu ihm empor, senkte ihn aber […] vor dem feurigen Strahl, der ihr aus den Augen des K[…] leuchtete.

„Es war ein anderes Gefühl", fuhr dieser mit gesteiger[…] fort, „das mich bewog Euren Wunsch zu erfüllen. Man […] König dieser Insel — England liegt mir zu Füßen — ich […] Knie vor Euch. Als ich Euch zum ersten Mal erblickt[…] entgegen tratet in dem überwältigenden Zauber Eurer S[…] nahmt Ihr mich auf ewig gefangen, Eure Anmuth übern[…] von Lancaster."

„Mein Herr und mein König", flüsterte Elisabeth, di[…]wehrend gegen ihn ausstreckend, „nicht geziemt es mir diese […] zu vernehmen, nicht Euch, dieselben an mich zu richten."

„Wol geziemt es Euch sie zu vernehmen, die Sprache […] der König, „denn wie ich weiß, blieb Euer Herz noch un[…] Zauber dieses überwältigenden Glückes. — Es war nicht […] dem Gatten zuführte, Ihr folgtet nur dem Wunsch Eures […] ist es vorbehalten den Funken zu wecken, der in Eurer S[…] mir vorbehalten die jungfräuliche Blume Eurer Liebe zu e[…] versucht es nicht mir Schweigen zu gebieten, nicht, Euer […] verbergen — ich sehe es an dem schwimmenden Glanz Eu[…] holden Gluth, die Eure Wangen überfluthet, schon ist der […] gewoben, der unsere Herzen aneinander knüpft, schon die […] meine Liebe zu der Euren führt."

„Und doch, mein König, bitte ich Euch um meiner […] schweigen. Ist es nicht grausam von Euch, in die Tiefen […] dringen, die ich vor mir selber verschleiern möchte? Ihr sei[…] Landes, ich die Tochter Eures Vasallen."

„Wenn das Herz glüht, soll der kalte Verstand uns […] der König, sich zu ihr hinabbeugend.

„Sei mein, Elisabeth, ich flehe Dich an — —"

„Die Krone ist es, die uns scheidet", entgegnete sie mit leise bebender Stimme, „zu gering ist die Tochter der Woodville, um den Thron mit Euch zu theilen, aber zu hoch, tausendmal zu hoch, um eine andere Stelle einzunehmen, als die Eurer Gattin."

Der König verstummte, eine dunkle Wolke überschattete seine Stirn, aber nicht lange währte der Kampf, die Wolke zog vorüber, ein heller Sonnenstrahl brach aus seinen Augen, die Liebe hatte den Sieg davon getragen. Er umschlang die zarte Gestalt, zog die Widerstrebende an sein Herz und flüsterte, auf die Zweige der Eiche deutend, auf denen das erste Grün der Mistelstaude zu keimen begann:

„Was Du am Weihnachtsabend einem Jeden gestatten mußt, der Dir unter der Mistel entgegentritt, wirst Du es mir, Deinem künftigen Gatten, versagen?"

Fester und inniger umschlang er das holde Weib und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. Ein geisterhaftes Wehen ging durch die Blätter des Baumes, aber es klang nicht fröhlich, nicht Glück verheißend, es tönte wie eine ernste, trauervolle Klage. — Ahnte es die Eiche, daß ihr Liebling nicht glücklich sein würde durch den Glanz der Krone? Ahnte sie es, daß der Gemal ihr in der Blüthe der Jahre entrissen, daß ein Schwert durch ihre Seele gehen würde, sah sie, die Kinder, das holde Knabenpaar, das sie dem König geboren, eingekerkert in dem dunklen Gemach des Towers, im zartesten Alter, ermordet durch die Hand des Verräthers Gloster?

Jahrhunderte sind vorüber geflogen, das Geschlecht der Tudor hat den Stuarts weichen müssen, auch diese schlafen in Windsor, in Westminster, in St. Germain, in Rom, ein anderer Fürstenstamm herrscht über England, aber noch ragt sie empor die Eiche und flüstert von den Beiden, deren Herzen sich unter ihrem Schutz gefunden — von Eduard IV. und Elisabeth Woodville — im Munde des Volkes heißt sie:

„Die Eiche der Königin."

# Englisches und deutsches Reporterwese[n]

Von Dr. **Julius Duboc.**

Wie es fast in allen englischen Verhältnissen etwas Ur
giebt, so auch auf dem Gebiete des Zeitungswesens in dem so
zu so hoher Vollendung ausgebildeten Reporterdienst. E
meisten Fällen sehr schwer zu sagen, worin das Unnachahmlich
schen Entwickelungen eigentlich liegt. Der aufmerksame For
einer Pflanze von ganz anderm Aussehen, von ganz andern
von ganz anderer Triebkraft als bei uns oder in anderen Län
wird auch bei genauer Kenntniß der Verhältnisse in Verlegenh
er entscheiden soll, ob Luft und Licht und der günstigere Boden
ursprüngliche, kräftige Anlage das Beste zu dem fröhlichern Ge
Eins springt vor Anderm in die Augen, ein Zug, der abe
englischen Zeitungswesen von seiner frühesten Entfaltung an
ist und der sich nur gleichmäßig auch bei der Berichterstattu
bei der parlamentarischen Berichterstattung, die wir hier vor
Auge fassen, wiederfindet; das ist, die Betheiligung hervorrag
selbst namhafter literarischer und gelehrter Begabungen an de
Dienst. An der Spitze der Ahnenreihe der englischen Reporter
sogleich ein Mann, der auch in der Gelehrtenrepublik einen
Namen hat: es ist kein Geringerer als Dr. Samuel Joh
rühmte Biograph, einer der ersten Gelehrten seiner Zeit.

Beinahe drei Jahre hindurch schrieb Johnson die Par
für dasjenige englische Blatt, welches diese Berichterstattung zu
hatte und unter den größten Schwierigkeiten aufrecht erh
„Gentleman's Magazine". Es war dies um das Jahr 17
welche in dem englischen politischen Leben mit den erbitter
gegen das Ministerium Walpole ausgefüllt war, welche dah
mentarischen Vorgängen ein besonders erhöhtes Interesse verli
es gleichwol nur durch Contrebande möglich war, einen Berich
dazu zum großen Theil nur auf Combinationen beruhte, üb
mentarischen Vorgänge an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ein u
Begriff von der Würde des Parlaments, dessen Hoheit unter
lichung der gepflogenen Verhandlungen leide, ließ das Unterh
nächigster Zähigkeit an dem alten Privileg, daß kein Fremd
des Parlaments betreten dürfe, festhalten und noch 1760 war
der vier größten Londoner Blätter wegen Verbreitung von
die Debatten des Parlaments genöthigt vor den Schranken
erscheinen, einen Verweis entgegenzunehmen und knieend
Freilich hinderte dies die Delinquenten nicht unmittelbar
Strafe dasselbe Vergehen fortzusetzen, aber die größte He
geboten, um der argwöhnischen Eifersucht des Parlaments
Aergerniß zu bereiten. Mr. Cave, der Eigenthümer des erwä

man's Magazine, konnte daher auch nicht daran denken den allzubekannten Dr. Johnson auf die Galerie des Hauses zu entsenden.

Er traf das Auskunftsmittel durch Bestechung der Thürhüter des Hauses einigen seiner Freunde Zugang und durch diese sich selbst Notizen über die gehaltenen Reden zu verschaffen. Aus diesen Notizen, die, von ungeübten Händen, in einem versteckten Winkel, jeglicher Bequemlichkeit entbehrend, geschrieben, mager und unvollkommen genug ausgefallen sein mögen, componirte Dr. Johnson die parlamentarischen Berichte des Magazine und so groß war die scharfsinnige Combinationsgabe des berühmten Gelehrten, daß Niemand den wirklichen Hergang der Dinge, den er später selbst enthüllte, geahnt zu haben scheint. Auch Pitt und die anderen hervorragenden Redner aus jener Zeit scheinen mit den Reden, welche Johnson ihnen zuertheilte, so zufrieden gewesen zu sein, daß sie niemals gegen die Art und Weise, wie sie im Magazine redend vorgeführt wurden, reclamirten. Wunderbar sticht ein solches Verhalten gegen die Jetztzeit ab! Welches Parlamentsmitglied der Gegenwart würde sich wol mit einer solchen frei erfundenen Wiedergabe seiner Rede für leidlich zufrieden gestellt erklären? Fast alle unsere größeren Zeitungen wissen ein Liedchen von der Noth ihren parlamentarischen Freunden gerade in diesem Punkt Genüge zu thun, zu singen. Zwischen beiden besteht fast immer ein nur halb unterdrückter Kriegszustand, weil die parlamentarischen Größen eben so überzeugt bleiben, daß ihren Reden durch jede Kürzung eine unverzeihliche Verstümmelung zugefügt wird, als die Zeitungen es unmöglich finden durch ungekürzte Wiedergabe aller Reden dem Bedürfniß ihrer parlamentarischen Freunde zu entsprechen.

Wie der Ahn der englischen Reporter ein berühmter Gelehrter war, so finden sich unter ihnen auch in der Folge und bis in die neueste Zeit begabte Leute vertreten, von denen manche später eine hervorragende politische oder literarische Stellung eingenommen haben: Sir James Mackintosh, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Schriftsteller, Edmond Burke, J. Payne Collier, einer der ausgezeichnetsten Kenner Shakespeare's, endlich Charles Dickens, der als Reporter — und zwar als ein ganz ausgezeichneter — arbeitete, bis der Erfolg der Pickwicker seinen Beruf als Romandichter entschied; dies sind einige der auch außerhalb der Grenzen des englischen Sprachgebietes bekanntesten Namen. Als das Parlamentsmitglied, Mr. Sheridan, einmal von der Tribüne des Unterhauses für den Stand der Reporter einzutreten Veranlassung nahm, konnte er sich mit Recht auf die Thatsache beziehen, daß sich unter ihnen höchst achtungswerthe Namen und u. A. nicht weniger als dreiundzwanzig Graduirte der Universitäten Oxford, Cambridge und Dublin befänden. „Diese Herren", sagte Sheridan, „sind Alle auf der Bahn zu einem ehrenvollen Lebensberuf und sie konnten für die Durchbildung ihres Geistes und den Erwerb politischer Erfahrung keinen bessern Weg wählen, als den, welchen sie eingeschlagen haben. Ein ehrenwerther und ehrenhafter Impuls hat sie auf diesen Weg geführt, den sie gemeinsam mit so vielen großen, der Vergangenheit angehörigen Namen gehen, welche sich aus der Dunkelheit zu Ansehen und Ehre emporgeschwungen haben."

Die Veranlassung, welche Sheridan Gelegenheit gab, sich au[f] diese Weise in längerer Rede, von der das Mitgetheilte nur ein Bruchstück bildet, der Reporter anzunehmen, ist bezeichnend für den Geis[t] Unabhängigkeit und das Selbstgefühl, welches diese Körperschaft, wenn diesen Ausdruck verstatten will, erfüllt. Es handelte sich dabei um

eclatante Satisfaction gegenüber dem Rechtscollegium von
welches den zu ihm gehörigen Studenten durch einen ausdrü
untersagt hatte, für Zeitungen zu schreiben. Die Reporter
Bann des hochgelahrten Collegiums zu brechen und letzterm
zu ertheilen und sie brachten ihre Angelegenheit sogleich
Schmiede, indem sie eine so eminent beredte Kraft wie S
einzutreten bewogen. Der Angriff, den dieser auf das Co
dem er „einen versuchten Angriff auf die Freiheit und d
Charakter der Presse, eine höchst ungerechte Proscription und
der besten Principien der englischen Constitution“ vorwarf,
daß dasselbe von der Durchführung der erwähnten Maß
Abstand nahm.

Noch energischer und zuversichtlicher wahrten die eng
ihre Ehre bei einer andern Gelegenheit. Es ist dies der
dem berühmten irländischen Agitator O'Connell, ein F
interessantesten in den Annalen des Journalismus gehört.
der „Repeal“, zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhms
flusses, hatte in der Sommersession des Jahres 1833 die R
licher Parlamentssitzung in schonungsloser Weise angegriffen.
und Behauptung zufolge hatten sie aus Parteiinteresse über
von ihm in entstellter Weise berichtet und ihn demnach in
Meinung geschädigt. Er war so weit gegangen den Antra
die Berichterstatter der Times und des Morning Chronicle
tung vor die Schranken des Hauses geladen werden sollten.
wurde zwar mit außerordentlicher Mehrheit abgelehnt, aber
einmal ergangen, unbeantwortet geblieben und die Reporter
um zu berathen, wie sie sich diesen außerordentlichen Vorg
verhalten sollten. Der Beschluß, den sie faßten, war der
Lage, in die sie gerathen, angemessen. Sie erklärten ei
theilten diese Erklärung sowol den Zeitungseigenthümern wie
daß sie zwar auf jede Satisfaction verzichten wollten, soba
seine Worte zurücknehme, daß sie aber, ehe dies geschehen,
desselben wieder Bericht erstatten würden. Mr. O'Connell
Mann, sich durch eine derartige Drohung, die er für einfac
einschüchtern zu lassen. Parlamentsdebatten zu jener Zeit
Reden waren nicht denkbar. O'Connell war sich wol bewuß
tarische Mittelpunkt in jener wichtigen Frage zu sein, auf
allgemeine Interesse gerichtet war. Jedermann, gleichviel
Feind, mußte seine Reden lesen. Wer sie unterdrückte, hat
mit ihm, sondern mit dem ganzen Lande, wenigstens mit dem
lesenden Theil desselben zu thun. Aber obgleich der iris
schon von diesem Gesichtspunkt aus ziemlich beruhigt über
Attentat der Reporter fühlen konnte, so hatte er doch noch ei
in der Reserve, welches nach seiner Ansicht den Sieg vo
Gunsten entscheiden mußte. Dies Mittel bestand in nichts
darin, die Reporter zu zwingen, die parlamentarische Berichte
einzustellen. Konnte er sie nicht nöthigen über ihn zu beric
ihnen doch das ganze Handwerk legen, der unerhörte Zustan
stand, Zeitungen ohne all' und jeden Parlamentsbericht, mu
nell's Ansicht nothwendiger Weise eine Art Revolution und

Seitens der Verleger oder des Publicums zu Ungunsten der Reporter herbeiführen. O'Connell stützte sich bei seinem Plan auf den alten Brauch, demzufolge Fremde sofort aus dem Hause entfernt werden mußten, sobald irgend ein Parlamentsmitglied ihre Anwesenheit rügte. Kaum hatte daher O'Connell zum ersten Mal sich aus der Zeitung überzeugt, daß eine Abends vorher von ihm gehaltene große Rede in der That von den Berichterstattern unterdrückt worden war, so wandte er sich in der nächsten Sitzung des Parlaments an den Sprecher mit der Bemerkung: „Sir, ich glaube, ich sehe Fremde auf der Galerie." Hierauf gab der Sprecher den pflichtmäßigen Befehl, daß die Fremden sich zu entfernen hätten, die Galerien wurden geräumt, was also zur Folge hatte, daß die Reporter auch ihre Plätze verlassen mußten und O'Connell erklärte dann dem versammelten Parlament Zweck und Absicht seines Verfahrens. Der höchst wunderliche und unerhörte Zustand, den O'Connell herbeiführen wollte, war nun wirklich zur Thatsache geworden, aber die Folgen in dem Sinn, wie er sie erwartet hatte, blieben aus. Wol trugen die Zeitungen ohne die regelmäßigen parlamentarischen Berichte ein höchst verstümmeltes Aussehen, wol schlug das Publicum verwundert die Hände zusammen ob dieser Vorenthaltung des wichtigsten Lesestoffs, wol machte ein allgemeines Gefühl des Mißbehagens im Parlament selbst sich geltend, aber gleichwol wagte Niemand die Berichterstatter zu beschuldigen, daß sie zu weit gegangen seien. Eine stillschweigende Zustimmung begleitete ihre Haltung. An ein Einlenken ihrerseits war nicht zu denken. O'Connell fand den Zustand, den er selbst heraufbeschworen, alle Tage unerträglicher. Nach acht bis zehn Tagen, während welcher Zeit die Zeitungen ohne jeden Parlamentsbericht erschienen, bahnte er selbst eine Vermittlung durch ihm befreundete Parlamentsmitglieder an; die Reporter, welche ihrer Würde genug gethan zu haben glaubten, nahmen ihre Arbeit wieder auf und nachdem noch eine Ehrenerklärung von Seiten O'Connell's erfolgt war, wurde auch seinen Reden wieder die regelmäßige, übliche Berücksichtigung zu Theil.

Dieser Vorfall, den wir hier nach englischen Quellen erzählt, erscheint uns höchst charakteristisch sowol für die englischen Verhältnisse im Allgemeinen als für die englische Auffassung. Denn schließlich müssen wir doch auf diese als auf das wesentlichste Moment zurückgreifen, welches uns erläutert, warum ein solcher Vorgang in England nur bemerkenswerth erscheint, bei uns aber unerhört sein würde. Käme bei uns der gleiche Fall vor, daß ein Mitglied des Reichstags sich ungehörige Bemerkungen oder eine unbewiesene Beschuldigung gegen einen oder den andern Berichterstatter erlaubte, so würde der Verlauf — darauf ist Zehn gegen Eins zu wetten — etwa folgender sein: Die Reporter würden, wenn der Fall sich sehr schwer anließe, ebenfalls zusammentreten und einen Beschluß fassen, aber nur einen Majoritätsbeschluß, von vornherein würde es vermuthlich an Einmüthigkeit fehlen; im weitern Verlauf würden die Zeitungseigenthümer und Verleger sich nicht, wie in England, neutral verhalten, sondern einen Druck auf die Reporter auszuüben versuchen und in letzter Instanz würde die Sache formell vertuscht werden, der Anlauf der Reporter aber, der Versuch mit Nachdruck ihre Würde zu wahren im Wesentlichen kläglich im Sande verlaufen. Was diesen Ausgang in England verhindert, in Deutschland aber fast unausbleiblich macht, ist im Grunde nur Eins: das viel schärfere und bestimmtere Empfinden des Engländers in Betreff Dessen, was einem Gentleman Berichterstatter zukommt.

Nicht umsonst werden die parlamentarischen Berichterstatt

England mit der nachdrücklichen Bezeichnung: the gentlemen
geehrt. Dieser Ausdruck ist keineswegs gleichgiltig und bedeu
Engländer will dadurch den parlamentarischen Berichterstatter
maßen höher qualificirtes Wesen unterscheiden von der groß
untergeordneten Reporter, die über Stadtneuigkeiten, Brandsch
fälle 2c. den Zeitungen Berichte erstatten. Er hält sich nicht
gung auf, daß es unter diesen eben so ehrenhafte und tüchtige
wie unter jenen geben könne, sondern er ertheilt dies Pr
Ersteren, weil er nur bei diesen durchschnittlich so viel Bildu
Stellung, Gelderwerb und in Folge dessen äußeres Auftreten
Fähigkeit dazu findet, als sich für ihn mit dem Begriff des G
weislich verbindet. Man kann an der angeblichen Engherzigk
Begriffs Anstoß nehmen, man kann es für viel demokratische
erklären, nur den Maßstab ehrenhafter, intelligenter Gesinnun
aber man wird nicht umhin können, zuzugeben, daß jener, we
sollen, gröbere, materiellere Begriff des englischen Gentl
geeignet ist, eine allgemeine Zustimmung zu finden und wenn
verschiedenen Gesellschafts- und Bevölkerungsschichten einma
auch viel besser geeignet ist, eine gesunde Basis des gegenseit
abzugeben. Nur weil O'Connell durch sein barsches Auft
unceremoniösen Grobheiten gegen Dasjenige verstoßen hatte,
länder als eine feststehende Regel des Verhaltens gegen jeder
seinem Innern einmal statuirt hat, zog er in so entscheide
Kürzern. Das von Allen getheilte Gefühl, daß etwas U
sich gegangen sei, vereinigte einerseits die Reporter sofort zu j
keit des Auftretens, welche die erste Bedingung des Erfolges
verhinderte es die Zeitungsbesitzer, denen der ganze Handel
wünscht und verdrießlich war, Partei gegen die Berichterstat
und dasselbe Gefühl äußerte sich endlich auch auf Seiten des
der parlamentarischen Collegen O'Connell's. In allen diese
in einer Richtung wirkenden Momenten lag die Bedingung d
die Reporter. Dabei darf man, wenn man den Vergleich
zieht, nicht etwa den Einwand erheben, daß die englischen p
Berichterstatter ihrem ganzen Verhalten und Auftreten na
eine viel höhere gesellschaftliche Stufe einnehmen als die deu
wegs war das namentlich damals der Fall. Zu jener Zeit
Element noch überwiegend stark unter den Reportern vertre
ein sorgloser und beinahe jocoser Ton in der berichterstatten
kamen allerlei lustige Streiche vor, die einen beinahe studenti
bekundeten und den Parlamentsmitgliedern manchmal auf's
spielten — Streiche, die für unsere Auffassung ganz genügend
um es gerechtfertigt erscheinen zu lassen, wenn wir vorkom
mit den Anstandspflichten gegen die ganze Classe auch n
nähmen. Aber der Engländer rechnet nicht mit solchen E
hält sich daran, daß ihm der Stand als solcher das Gesa
Erlangung einer höhern gesellschaftlichen Stufe nothwendig
und Eigenschaften darstellt und er gewährt dem Stand, we
zelnen zukommen zu lassen vielleicht keine Veranlassung habe
durch entsteht eine nicht immer im Einzelnen, aber im G
Rechnung, eine festere, individueller Willkür entrückte Regel

Wie einschneidend und wichtig diese verschiedenartigen Auffassungen, die eine oberflächliche Beobachtung für ziemlich gleichgiltig halten könnte, in Wirklichkeit sind, belegt am besten gerade die Entwickelung des Reporterthums in England, die von der unserigen so ganz abweichend ist. Dabei müssen wir daran erinnern, daß eine gedeihliche Entwickelung, eine selbstbewußte, anerkannte, in Achtung gehaltene Stellung des parlamentarischen Bericht- erstatterwesens von der größten Wichtigkeit für die heimische Journalistik überhaupt, für die Zwecke der Presse, für die Befähigung denselben gerecht zu werden ist, daß es sich also hierbei nicht blos um ein locales Interesse, einen einzelnen, wenn auch noch so gerechtfertigten Classenanspruch, sondern um eine der wichtigsten Institutionen der modernen Entwickelung handelt. Nirgends besser als auf der Galerie, auf der Parlamentstribüne, d. h. durch eine längere Zeit fortgesetzte Betheiligung an dem äußerst anstrengenden, aber sehr instructiven Dienst der Berichterstattung, erlangt der angehende Journalist einen vorläufigen Ueberblick über das politische Leben und Treiben, dem er Zeit und Kräfte widmen will. In einem gewissen Sinn ist diese Vorschule unersetzlich und unentbehrlich. Die Haltung der Parteien, der maßgebenden Persönlichkeiten, sowol auf Seiten der Volksvertretung wie der Regierung, ihre guten und schlimmen, ihre starken und schwachen Seiten werden ihm nie wieder so lebendig vorgeführt, wie an jener Stelle. Seine Kenntniß der politischen Bühne erhält dort jene intime Beziehung zu der Wirklichkeit, ohne welche wir dieselbe hernach sehr leicht mehr mit Gestalten unserer Phantasie als mit den Abbildern der Originale bevölkern. Gerade wir, die wir so leicht der sogenannten doctrinairen, von der unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit abgewandten Betrachtung der politischen Dinge verfallen, sollten doppelt hoch den Werth einer Vorschule für den politischen Journalismus anzuschlagen wissen, welche den Jünger, indem sie ihn gleich mitten in die lebendige Wirklichkeit der Verhältnisse und Personen einführt, am besten von dem abstracten Schematismus, der theils wirklich, theils auch nur sehr eingebildet gelehrten Betrachtungsweise politischer Stoffe behütet.

Worauf unsere Betrachtung hinaussteuert ist der Nachweis, daß es am besten sein würde den parlamentarischen Berichterstatterdienst als eine Art Hochschule oder, wenn dieser Ausdruck zu viel besagt, da zum berufenen Redacteur allerdings noch eine viel umfassendere Durchbildung als die auf diesem Wege zu erlangende gehört — als eine Art Progymnasium für den Beruf des politischen Redacteurs zu betrachten und — zu behandeln. Gegenwärtig geschieht dies nicht. Als eine gleichgiltige Thatsache wird es von allen Seiten hingenommen, wenn ein hervorragendes Blatt wegen eines vermuthlich sehr schlecht gerathenen und nachlässig abgefaßten Berichtes den Berichterstattern öffentlich die schlimmsten Dinge in's Gesicht sagt. Dies außer Achtlassen aller üblichen Anstandsregeln trifft auf ein so stumpfes Ehrgefühl, auf eine so geringe Neigung, die eigene Würde zu wahren, daß die Betroffenen nicht das geringste Aufheben davon machen, sondern die Lection, welche nicht verletzender abgefaßt sein konnte, mit vollendetem Gleichmuth über sich ergehen lassen. Welche treffendere Illustration könnte es zu dem von uns Gesagten wol geben als die Gegenüberstellung dieses Verhaltens und des Verhaltens der Reporter in dem ehrenvoll durchgeführten Conflict mit O'Connell!

Der Uebelstand, daß es mit unserm Parlamentsberichterstatte

noch so im Argen liegt, macht sich auf alle Weise fühlbar.
Verhältniß würde sein, daß aus der Kategorie der parlament
erstatter diejenigen, die sich eine höhere Bildung angeeignet
haupt der politischen Journalistik in umfassenderen Sinne
allgemach in die Reihe der Redacteure eintreten. Diese
einen einigermaßen gleichartig geschulten, wenn auch verschi
lagten und mit verschiedenen Wissensmitteln ausgerüsteten Z
während derselbe jetzt in der buntscheckigsten und oft unbrau
zusammengesetzt ist. Ferner würde gerade diese parlamenta
einen tauglichen Werthmesser abgeben, um den journalistis
nach einer Seite hin zu erproben, auf welche jetzt fast zu
gelegt wird. Wir meinen die Seite der schnell auffassenden,
beweglichen Geistesanlage, welche für den tüchtigen Berichterst
Umständen unentbehrlich ist, ohne welche aber auch der poli
nichts seinem Beruf Entsprechendes zu leisten vermag. Gese
beweglichen Geistesanlage noch ein gründliches Wissen, um
jene aber nicht vorhanden oder wird sie erdrückt unter der
gelehrten Wissens, dem vielleicht nur durch besondere Leb
Verwerthung auf dem ihm eigentlich zugehörigen Berufsfe
wurde, so wird für die redactionellen Leistungen dabei nicht
liches herauskommen. Gegenwärtig wird die journalistisch
Vielen angesehen wie eine Ablagestätte für allerlei gelehrte
unsere größeren Zeitungen haben Ueberfluß an sehr ehrenwert
schwerfälligen, umständlichen und steifleinenen Mitarbeitern,
Gründlichkeit nicht dazu kommen oder nicht danach angethan
tische Leben in seinen tausendfachen Beziehungen und Wand
und antheilnehmend auf sich einwirken zu lassen, wie es für
Erforderniß ist, der sich eine bewußte Stellung innerhalb
nicht etwa blos innerhalb seines Reflexes — wirklich erhalte

Mit der zu Grunde liegenden Vorstellung, daß für den
Stellung eines politischen Redacteurs eine besondere, bestimmt
eine solche, die auch wieder auf eine besondere Vorbildung hi
gar nicht erforderlich sei, hängt die bei uns herschende Vo
Namen an die Spitze von Zeitungsunternehmungen zu stellen,
Meistens kommt dabei ein eclatanter Mißerfolg zu Stande.
spiele ließen sich anführen, bei denen immer derselbe Irrthum
die erworbene Uebung des practisch bewährten Redacteurs, di
ist, wenig bedeute, während die anderweit glänzend entfaltet
oder der schriftstellerisch hervorragende Name, der für die be
derungen des Zeitungsdienstes aber gerade gar keine Garant
Entscheidende sei. Solche Irrthümer werden manchmal sehr
und sie wirken außerdem entmuthigend auf die Gründung
unternehmungen, deren Erhaltung und Fortführung möglich
werth wäre und welche hauptsächlich durch diese Fehler von
eine abschüssige Bahn gerathen. Trotzdem machen dieselb
immer von Neuem sich geltend.

Wir wünschten durch unsere Darstellung nicht den E
gerufen zu haben, als ob wir die Ansicht verträten, das
Berichterstatterwesen in Deutschland müßte in allen Punkten
nachgebildet werden, um auf einen grünen Zweig zu kommen

neswegs unsere Meinung. Auch sind die schließlich entscheidenden Verhältnisse im Zeitungswesen selbst zu verschiedenartig, um solche Annahme nicht von vornherein auszuschließen. Die englischen parlamentarischen Berichterstatter werden durchschnittlich besser bezahlt als bei uns — der gewöhnliche Satz, abgesehen von Nebenverdiensten, beträgt 35 Thlr. wöchentlich — sie gehören ferner der bei weitem größten Mehrzahl nach, zu einem bestimmten Blatt, mit dem sie eben so wie die Redacteure oft lange Jahre hindurch und selbst dann noch in dauernder Verbindung bleiben, wenn sie eine andere Verwendung erhalten. Dr. Russell, der bekannte und berühmte Kriegscorrespondent der Times, wirkte vierzehn Jahre hindurch als Reporter für dies Blatt, ehe dasselbe ihn in einer Branche verwandte, in der er seit jener Zeit einen so staunenswerthen Erfolg errungen hat. Diese Verhältnisse in ihrem eigenthümlich conservativen Zuschnitt, in engem Zusammenhang mit dem Umstand stehend, daß jedes der Londoner Morgenblätter sich seinen eigenen Reporterstab hält, lassen sich natürlich auf unser, unter ganz anderen Voraussetzungen existirendes Zeitungswesen nicht übertragen. Aber was sich übertragen läßt, wenn es an Einsicht und einem tüchtigen Wollen nicht fehlt, ist, daß die parlamentarischen Berichterstatter in Deutschland ihren englischen Collegen an Selbstachtung und an einem berechtigten Gefühl ihrer Bedeutung für das Zeitungswesen nacheifern und andererseits, daß diesem Gefühl und den darauf begründeten Ansprüchen von allen Seiten, namentlich von Seiten der Zeitungen selbst und der parlamentarischen Körperschaften, die bereitwilligste Rücksichtnahme gezollt wird. Ohne diese erste Grundbedingung wird das parlamentarische Berichterstatterwesen in Deutschland weder den Ansprüchen, die an seine eigene Leistungsfähigkeit erhoben werden müssen, zu genügen im Stande sein, noch die nützliche und wichtige Bedeutung für die Ausbildung im politischen Journalismus erlangen können, zu welcher dieselbe namentlich seit der Neuschaffung des Reichs und der Bildung einer parlamentarischen Vertretung für ganz Deutschland in höchstem Maße berufen ist.

---

# Gedichte

von Albrecht Graf Wickenburg.

## 1. Meinem Kinde.

Die kalten Winde rauschen,
Doch hier ist's still und warm
Und Märchen sollst Du lauschen
In Deiner Mutter Arm!
Die Märchen sind's, die alten,
Die mich als Kind entzückt,
Mit magischen Gewalten
Der Wirklichkeit entrückt.

Noch quillt in unsern Bergen
Der alte Sagenborn —
Sneewittchen mit den Zwergen
Und Röschen, tief im Dorn,
Die Elfen und Alraunen,
Eckart und Rübezahl
Erfüllen noch mit Staunen
Die Kinderwelt zumal.

In treuestem Gedächtniß
So gönn' auch Du die Hut
Dem köstlichen Vermächtniß,
Das in den Märchen ruht.
Halt' immer sie in Ehren,
Sie sind kein hohler Tand,
Es liegt in alten Mären
Urewiger Verstand!

## 2. An die Zeitverächter.

Ihr klagt, daß uns're Zeit dem Mammon fröh
Daß keine Poesie die Welt verschöne,
Daß selbst dem Reisen die Romantik fehle,
Weil statt des Posthorns die Maschine dröhne
Ihr klagt, daß alle Andacht längst gewichen,
Daß frecher Spott das Heilige verhöhne
Und fromme Mahnung ungehört verhalle
Im lauten Streit um Brod und Arbeitslöh
Ja, kurz, Ihr klagt, daß uns're Welt im A
Und nichts Euch mit dem Geist der Zei

Verzeiht! Ihr lebtet allzulang im Dunkeln,
Als daß sich Euer Aug' an's Licht gewöhne!
Wahr ist's, die Geistesriesen sind gegangen,
Die Zeit gebar kein Schooßkind der Camöne
Und nur auf längst betret'nen Pfaden wandeln
Der Epigonen nachgeborne Söhne.
Die neue Zeit, sie ist nur erst im Werden,
Ihr seht die Wehen, hört das Angstgestöhne
Und Todeskrankheit scheint Euch das Gebären.
Wir aber hören durch verworr'ne Töne
Den Weltgeist laut sein ewig „Vorwärts" rufen
Und schmolz vor seinem Weh'n, wie vor dem Föhne,
Die Rinde weg, die uns noch jetzt umhüllet,
Weckt er den Dichter, der den Abschluß kröne!

---

## 3. Ruinen.

Verlaß'nes Haus — ich seh' Dich einsam trauern —
Nicht thurmgekrönt, wie stolze Burgruinen,
Die Trümmer nur von rußigen Kaminen
Entragen hier den halbverfall'nen Mauern.

Denn die hier wohnten waren schlichte Bauern,
Vom Schwarme nur der arbeitsamen Bienen,
Sie sind dahin — ihr Name starb mit ihnen —
Vernichtung faßt mich an mit allen Schauern!

Doch sieh! ein Bäumchen wuchs aus dem Gestein,
Ein Vogel wiegt sich sanft in seinen Zweigen
Und frohe Lieder schmettern durch den Hain.

O Vogel, schweig! was hilft es, mir zu zeigen,
Da unserm Grab entkeimt ein neues Sein,
Wenn wir nicht selbst mehr aus den Gräbern steigen?

---

# Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

## XI.

Wenn ich, als letzte von Allen, einen, obgleich nur flüchtigen, Gast der
Schweriner Bühne nenne, Frau Frieb-Blumauer, so geschieht das nur, weil,
wenn ich von ihr rede, ich über die Zeit meines Schweriner Aufenthaltes
hinaus greifen muß, um eine ganze Gruppe meiner eigenen Productionen
zu besprechen, die unzertrennlich von dem Namen dieser ausgezeichneten
Künstlerin sind. Gleich bei ihrem Eintritt an der königlichen Bühne in
Berlin, wo man damals ihren Namen kaum kannte, es müssen das etwa
zwanzig Jahre her sein, erregte sie großes Aufsehen durch die feste Charakte-
ristik, mit der sie ihre Gestalten zeichnete und namentlich durch die reiche un
originelle Erfindungsgabe für eine Fülle von komischen und drastischen D
tails, mit denen sie ihr Spiel belebte. Und doch mußte sie, trotz der sof
entschiedenen Vorliebe des Publicums, sich ihren Boden, namentlich i
Rollen, langsam erobern, dennoch beherrschte Frau Birch-Pfeiffer das F
der komischen Alten und wußte es zu behaupten, während in zweiter R
Fram Arani noch in voller Kraft stand. Die jüngeren Chargen s
Frau von Lavallade, das Fach der Anstandsdamen war durch Frau W
besetzt, die auch fein komische Rollen spielte, da war es also schwer T
zu gewinnen für ein strebendes Talent, dem, bei der Lust an der Kun
dem nie ausbleibenden Erfolge, keine Anstrengung zu groß gewesen
Aber es währte nicht lange und Frau Frieb-Blumauer hatte ein
Reihe von Rollen in Stücken, die eigens für sie geschrieben wäre
welcher Lustspieldichter hätte nicht gern ein Talent für sein Werk g
das einen Theil des Erfolges schon allein durch seine Mitwirkung v
Es wäre falsch, wollte man Frau Frieb-Blumauer als Schauspie
Specialität nennen, denn das hieße das Feld ihrer Leistungen b
hieße ihr Eigenthümlichkeiten zuschreiben, die sie nur auf dies
exceptionelle Rolle hinwiesen. Im Gegentheil, sie beherrscht ih
nun einmal das der „komischen Alten" heißt, im allerausgedehnt
denn wenn wir die älteren, seriösen Rollen ausscheiden, für die
nicht ausgiebig genug, mit denen sich die Künstlerin aber nichts
oft genug geschickt abzufinden gewußt hat, gehören die Mütter
bis in die Posse hinein, die komischen Charakterrollen und Ch
Rollenkreis und so gleichartig oft die Aufgaben sind, die d
stellt, immer noch hat sie jeder einzelnen irgend eine Eigenth
gewinnen oder zuzuschaffen gewußt. Ihr Fach ist also d

das beweist am besten, wie oft sie an dem Repertoir betheiligt ist, an einer Bühne, der vorzugsweise die Pflege des classischen Dramas obliegt. Dabei verfügt sie über die Gemüthstöne eben so reich als über den Humor; worin sie aber alle anderen Vertreterinnen ihres Fachs überragt, das ist die reiche Detailmalerei, der sprudelnde Humor, die eigene Schaffungsgabe, mit der sie den ihr gestellten Aufgaben zu Hülfe kommt und die, eben weil sie auf einem fest geschaffenen Charakter basiren, doch immer consequent und hingehörig sind. Sie gehört zu den wenigen Schauspielerinnen, die ihre Rollen immer bereichern und ausschmücken, ohne sie zu verrücken oder zu verwandeln. Die Künstlerin fügt manches glückliche Extempore dem Dichterworte hinzu, aber niemals ein nicht hingehöriges.

Ich hatte die vortreffliche Künstlerin, die mich gleich durch ihre Darstellungen auf das Lebhafteste interessirte, bei unserer gemeinsamen Freundin Frau Dr. Birch-Pfeiffer kennen gelernt, die freilich sich der Rivalität sofort bewußt war, die ihr als Schauspielerin durch diese Collegin gemacht wurde, nichts desto weniger aber den weit größern Gewinn nicht übersah, den solche Darstellerin ihren Stücken bringen mußte. Da die beiden hochbegabten Frauen sich außerdem schnell freundschaftlich näher traten, that Frau Birch-Pfeiffer bereitwillig und mit Glück, was die anderen Schriftsteller thaten; sie schrieb der Frau Blumauer Rollen und gern hätte ich dasselbe gethan, hätte ich es nur gekonnt. Aber eine Aufgabe für eine bestimmte Persönlichkeit schaffen, habe ich niemals gekonnt und es ist überhaupt eine mißliche Sache, die unter zehn Fällen neun Mal verunglückt. Für ein so gestaltungsfähiges Talent als das der Frau Blumauer ist es nun vollends unnöthig, denn meist ist eine so geschriebene Rolle nichts weiter als die erweiterte Wiederholung einer schon geglückten Eigenthümlichkeit in einem frühern Stück und eine Spitze überspitzen wollen, heißt sie abbrechen. Man soll nur gute Rollen schreiben für das Fach, ohne auf die specielle Begabung dieser Künstlerin Rücksicht zu nehmen, denn diese wird sie schon selbst dazu bringen. Dann war bei mir auch Mißgeschick dabei — Frau Frieb-Blumauer bekam die Rollen nicht, die ich auf sie berechnet hatte, so die Lady Temple im Wilhelm von Oranien, die Frau Crelinger spielte; eine Rolle in dem kleinen Stückchen „Brandenburgische Eroberungen", das gar nicht am königlichen Theater in Berlin aufgeführt wurde, eben so wenig als „Das Schwert des Damokles", in dem sie die Meisterin darstellen sollte. Auch in „Zeichen der Liebe" wurde die für sie bestimmte Rolle anders besetzt und es schien in der That als würde ich niemals ein Talent für meine Stücke gewinnen, für das ich so große Sympathie hatte und das recht eigentlich für das Genre ausgezeichnet war, für das auch ich am meisten Begabung zu haben meinte.

In dieser Zeit gastirte Frau Frieb-Blumauer in Schwerin, siegreich wie überall, obgleich das Publicum Anfangs etwas befremdet schien über die etwas starken Effecte, an die es nicht gewöhnt war. Das war zum Theil meine Schuld. Die Künstlerin hätte nicht am ersten Abend gleich die Madame Hirsch im „Kammerdiener" spielen müssen, denn so virtuos diese Figur von ihr gestaltet wird, bei der scheuen Zurückhaltung, die mein Publicum Allem entgegenstellte, was ihm neu war, mußte es sich doch an diese scharfen Conturen erst gewöhnen, außerdem war das ganze Stück nicht nach seinem Geschmack und in letzterer Beziehung theilte ich seine Ansicht vollkommen. Nun aber steigerte sich die Theilnahme von Abend zu Abend und gab sich, in überfüllten Häusern, durch lautesten Beifall kund. Mir aber war, nicht

allein durch diese glänzenden Erfolge auf der Bühne, sondern namentlich im ruhigen Verkehr mit der Künstlerin in unserm Hause, klar geworden, daß nicht die geistreich ausgeführte Charge ihre Hauptstärke war, sondern die geniale Charakteristik und der von Gemüth getragene Humor. Das vermehrte nur noch den Wunsch, ein eigenes Stück in diese Meisterhände zu legen. Jahre noch sollten darüber hingehen, ehe er sich erfüllte, dann aber sollte er mir meine besten Erfolge bringen.

Die erste Rolle, die Frau Frieb-Blumauer in einem Stück von mir spielte, war die kleinstädtische Schwätzerin Minette in „Spielt nicht mit dem Feuer“. Wie sie diese Rolle spielte, hat sie in den vielfachen Wiederholungen des Stückes in Berlin und als Gast an vielen Orten bekundet und beim Schaffen dieser Rolle, die viel weniger dankbar ist, als ich selbst meinte, glaube ich doch nicht an Frau Frieb-Blumauer gedacht zu haben, wie überhaupt nicht an eine Darstellung des Stückes am Berliner königlichen Theater. Ich hatte es auf meine Schweriner Schauspieler berechnet und die Minette ganz besonders für eine eben engagirte, sehr tüchtige Schauspielerin Frl. Amalie Schramm, geschrieben, der ich eine dankbare, neue Rolle geben wollte. Aber die Figur wirkte schon in den Proben nicht durchgreifend un blieb auch in der Aufführung zurück. Erst viel später konnte ich mir, na langer Prüfung, den Grund klar machen. Die Gestalt ist eigentlich Episo und für solche zu breit angelegt, wie das Stück überhaupt zu sehr auf possenhaft komische Effecte zugespitzt ist. Nun giebt die Minette ih ganzen Effect bereits in der ersten Scene aus und wird schließlich ermü Im Ensemble nimmt sie immerhin noch ihre wirksame Stelle ein, aber dem Talent der Frau Blumauer ist es nicht gelungen sie herauszuheben daß sie die Rolle zu einer Gastrolle machte, beweist eben nur, daß, w auch eintritt, sie das Interesse des Publicums wach zu halten weiß. Es aber immer eine erste Rolle, die sie von mir gespielt hatte und die Bah dadurch gebrochen.

Nach meinem Abgang von Schwerin, von dem ich im nächsten A erzählen will, war ich für einige Zeit überhaupt jeder literarischen entzogen und namentlich lag mir jede Arbeit für die Bühne ferne Mein Interesse für das Theater schwand mehr und mehr, denn e hätte das volle Aufgehen in der so anregenden und beglückenden in Schwerin mein Interesse an den Leistungen einer andern D kommen absorbirt. Meine volle Zeit, Gemüth und geistiges ohnehin in anderer Hingabe durchaus in Anspruch genommen hielt meine literarische Thätigkeit auf immer für abgeschlossen, sie freudig einer andern Lebensaufgabe zum Opfer gebrac plötzlich und unerwartet abgeschlossen wurde, gehört weder hie haupt in die Oeffentlichkeit. Nur das kann ich nicht übergeh in vielleicht schwerster Stimmung meines Lebens fast gewo die Production flüchtete und, mit tiefem Kummer im Herz heiteres Lustspiel schrieb: „Die alte Schachtel.“ Das s der Production und der Verhältnisse, in der sie entsteht, wir hervorrufen und der, die wir selbst haben. Jetzt kommen verstehen, was ich oft beobachtet hatte, wie der uns zu unwiderstehlichster Heiterkeit hinreißen kann, Schmerz im Herzen oder aus einer tief melancholische

Person, die ihn hervorhebt, aber jedem schaffenden Künstler wird es oft eben so gehen, nur daß die Menge, der dann die Production fertig entgegentritt, nichts von Dem ahnet, was sie hervorrief. Er selbst freilich wird das nie vollkommen vergessen. Mir wenigstens ist, so oft ich später meine „Alte Schachtel" aufführen sah, während das Publicum lachte, die Stimmung von damals immer wieder wehmüthig an's Herz getreten und etwas muß doch auch dem Stück davon anhängen, denn einzelne, tiefer empfindende Zuschauer haben mir wol gesagt, sie wüßten nicht, ob das Stückchen sie mehr zum Lachen oder zu Thränen gereizt hätte. Ich wußte es selbst nicht, als das kleine Drama, und zwar in wenig Tagen, fertig war und traute ihm wenig dramatisches Leben zu, ob zwar ich sonst mit der Arbeit zufriedener war, als sonst meist mit einer eigenen. Ich legte sie der Frau Frieb-Blumauer vor und nach wenig Stunden kam sie ganz warm und angeregt, hatte sich ihre Rolle gleich fest gestaltet und stellte dem Stückchen ein unzweifelhaft günstiges Prognostikon. Das war schon ein gutes Zeichen, denn je schneller eine Rolle die Productionskraft des Darstellers weckt, desto sicherer kann man darauf rechnen, daß sie eine dankbar wiederzugebende ist; wenig Schauspieler sind aber im Stande, das so anregend zu zeigen als die Künstlerin, der dies Lustspiel besonders seinen Erfolg verdankt. Ich faßte nun selbst Vertrauen, ließ das Stück für die Versendung drucken und sofort wurde es auf die warme Fürsprache der Frau Frieb-Blumauer am königlichen Theater in Berlin zur Aufführung angenommen. Es wäre fast nicht dazu gelangt. Ich hatte meinem Freunde Münch-Bellinghausen, der sehr unzufrieden damit gewesen war, daß ich eine Lebensaufgabe ergriffen hatte, die nothwendig meine literarische Thätigkeit unterbrochen, wenn nicht ganz abschneiden mußte, geschrieben, daß ich nun alle meine Kräfte wieder meinem schriftstellerischen Bestrebungen zuwenden würde und als Beweis dafür, ihm das eben vollendete Stückchen beigelegt. Er war damals noch Intendant des Burgtheaters, da ich aber seit mehreren Jahren entrüstet über die unwürdige Behandlung der dortigen Kritik keine Stücke mehr nach Wien schickte, hatte ich ihm selbst nie ein solches eingereicht. Münch beglückwünschte mich zur „Alten Schachtel" und fügte hinzu, daß er sie sofort zur Aufführung bringen lassen wolle. Das war nun gar nicht meine Absicht gewesen, aber ich wollte nichts dagegen thun, denn das Stück erschien mir so harmlos, so keinerlei Animosität herausfordernd, daß ich eine Wiener Aufführung für gleichgiltig hielt. Ich hatte mich getäuscht. Das Stück kam wirklich am Burgtheater zuerst zur Aufführung und wurde von der ganzen Kritik mit einer Gehässigkeit behandelt, als gälte es ein literarisches Monstrum zu vernichten, das aller Sitte Hohn spräche und an kindischer Albernheit und ungeschicktem Dilettantismus seines Gleichen nicht hätte. Das Burgtheater sei entweiht durch dies Machwerk, hieß es. Bei mir rief das freilich nur Heiterkeit hervor, denn der überspannte Bogen der Kritik brach gründlich und ich kannte ja längst die unsauberen Motive; aber alle anderen Zeitungen brachten doch natürlich die Nachricht eines vollkommenen Fiasco und manche Bühne wurde zweifelhaft, ob sie es nun noch mit dem so hartgerichteten Dinge wagen solle. Auch in Berlin wurden wir stutzig, ich selbst zuerst, denn an einen Mißerfolg mußten wir glauben und fast hätten wir das Stück zurückgelegt, von dem die Proben schon begonnen hatten, hätte Frau Frieb-Blumauer nicht, in unerschütterlichem Vertrauen auf dasselbe, auf das Energischste dagegen protestirt. Sie siegte, wie hier so in der Aufführung und ein wahrhaft durchschlagender

Erfolg, dem eine lange Reihe von Wiederholungen folgte, gaben ihr Recht. Sie hatte aber in der alten Rolle auch ein vollendetes Cabinetstück geschaffen, an dem ich mich immer wieder erfreute, obgleich ich sonst gern der Aufführung eigener Stücke fern bleibe. Nun bekamen auch die anderen Bühnen wieder Muth und meine „Alte Schachtel" ist über alle deutschen Theater gegangen, überall freundlich, oft enthusiastisch aufgenommen worden und das — trotz der Wiener Kritik. Keinem meiner Stücke bin ich aber so dankbar als diesem. Schon die Production desselben war Lethe in schweren Stunden und der Erfolg weckte mir nicht allein den ganz gesunkenen Muth zu neuem Schaffen, er brachte mich auch wieder in Beziehung zu den Theatern und eröffnete mir auf's Neue die Pforten zur Bühne.

Nun ging ich mit einer freilich etwas krankhaften Hast und körperlich leidend an eine neue Arbeit, an ein fünfactiges Lustspiel, dessen Stoff ich zwar schon lange im Kopfe gehabt hatte, der aber doch wol nicht vollkommen reif geworden war und in den sich jüngst erlebte Eindrücke mischten, die ich gewaltsam hinauszudrängen strebte. Schon während der Arbeit, zu der ich mich zwang, änderte ich immer wieder, verlor mehr und mehr das Vertrauen und kam mühsam, wenn auch vielleicht zu schnell zum Schluß. Ich fühlte, daß die Arbeit mißglückt sei, legte immer wieder die strengste Selbstkritik an, aber der Stoff war nicht schlecht, die Ausführung wollte mir nicht ungeschickt erscheinen und doch blieb ich unzufrieden, zweifelhaft und traute mich mit dem Stück nicht heraus. Der Grund lag nahe. Bei der „Alten Schachtel" hatte mich die Productionskraft über die eigene Stimmung fortgetragen, bei diesem Stück, das ich zuerst „Reich" genannt hatte, zog die sie nieder. Und doch wollte ich die Arbeit nicht ohne Weiteres verloren geben und schickte sie also an Herrn Director Maurice in Hamburg, auf oft bewährtes Urtheil und auch mir schon wiederholentlich gezeigte Gefä keit vertrauend. Ich bat ihn, ohne meinen Namen das Stück aufführe lassen, damit die Darstellung über seine Lebensfähigkeit das Urtheil sp Er erklärte sich dazu bereit, wenngleich er keinen rechten Erfolg erw Die Aufführung war eine der letzten vor den Theaterferien, die Nach die ich über den Erfolg empfing, waren sehr matt und da von 2 holungen ohnehin nicht die Rede sein konnte, rechnete ich mein Stück schieden zu den verlorenen.

Nach dem Erfolg, den sie mit der „Alten Schachtel" geha drängte mich Frau Frieb-Blumauer immer wieder zu neuer Arb sie das wieder einmal that sagte ich ihr ganz muthlos, ich sei könne überhaupt nichts mehr schaffen und da sie das nicht ge wollte, erzählte ich ihr das Schicksal dieses meines Stückes, um hauptung zu beweisen. Nun fügte es sich zufällig, daß die Fre nach Wiedereröffnung des Hamburger Thaliatheaters an gastirte. Sie erkundigte sich nach dem anonymen Stück, ließ geben, um es zu lesen und kam nun mit der Nachricht nach Stück sei gar nicht durchgefallen, es sei auch nicht verunglückt, Längen und Fehler, die freilich den Erfolg sehr geschmäler drang auf eine Umarbeitung und ihrem Eifer nachgebend, en zu derselben. So kam ein dreiactiges Stück zu Stande, das Muth" genannt wurde. Es war wirklich um Vieles besser der ersten Fassung, wenn es auch immer noch an den Ver in denen es zuerst entstanden war. So sollte es denn i

führung kommen, obgleich Niemand rechtes Zutrauen dazu hatte und ein Schauspieler, auf den mit als Träger des Stückes gerechnet war, noch nach der Leseprobe, seine Mitwirkung verweigerte und seine Rolle zurückschickte. Er mußte durch ein jüngeres Talent aus einem ganz andern Fache ersetzt werden, was später dem Eindruck sehr zugute kam, denn es kam dadurch ein Gemüthston in das Ensemble, der ohne diesen Wechsel dem Stück gefehlt haben würde. Aber noch in der letzten Probe, am Tage der Vorstellung, war keine besonders zuversichtliche Stimmung zu spüren und mir selbst kam das Ganze so gedrückt und matt vor, daß ich gleich nach der Probe ernstlich mit Frau Frieb-Blumauer verhandelte, ob es nicht gerathen sei, das Stück noch zurückzuziehen. Die Wage der Entscheidung schwankte und hätte die Freundin nicht doch wieder das Selbstvertrauen auf ihre eigene Hülfe hineingeworfen, die Schale des Zweifels wäre sicher zu Ungunsten des Stücks gesunken. So erwartete ich den Abend und bat sogar meine Frau, sonst die treue Theilnehmerin an allen Chancen der dramatischen Wagnisse, nicht in's Theater zu gehen, um ihr unangenehme Momente zu ersparen. Aber siehe da, das Stück schlug ein und wenn ich auch Frau Frieb-Blumauer den Löwenantheil des Erfolges zusprechen muß für eine so liebenswürdige Meisterleistung, daß sie allein schon des Interesses des Publicums werth gewesen wäre: so überboten sich doch auch die sämmtlichen anderen Darsteller in der Empfindung, einen schwachen Bau stützen zu müssen durch die Kraft ihres Talentes, durch das Einsetzen ihrer Beliebtheit, daß in der That ein überaus freundlicher Eindruck zu Stande kam, den das Publicum entgegenkommend anerkannte.

Aber das Stück sollte kein rechtes Glück haben. Gleich nach der ersten Vorstellung erkrankte Fräulein Buska, die einer nicht hervortretenden Rolle durch anmuthige Naivetät einen besondern Reiz gegeben hatte und die Wiederholungen mußten über eine Woche hinausgeschoben werden, was, nach der Berliner Gewohnheit, fast der Tod eines Stückes ist. Nichts desto weniger blieb das Publicum treu, aber schon nach einer kleinen Anzahl von Vorstellungen wurde das Stück plötzlich und für immer zurückgelegt, aus Repertoirrücksichten wahrscheinlich, die ich nicht erfahren habe. Jedenfalls war der Erfolg des Stückes größer als sein Werth, die ihm zuertheilte Lebenskraft aber geringer als der Erfolg. Alle Wechselfälle der dramatischen Schriftstellerei hatte ich an diesem Stück wieder durchmachen sollen, in einer Zeit, in der mir die Production in mehr als einer Beziehung Ersatz bieten sollte für manche Lebenstäuschungen; in der sie das ganze Feld meiner Thätigkeit bilden mußte. Schnell entschlossen schob ich ein anderes fünfactiges Drama, das auch inzwischen fertig geworden war und nur der Umarbeitung bedurfte, in die Mappe und versuchte meine Stoffe, die ich zu dramatischer Bearbeitung bereits zurechtgelegt hatte, in novellistische Form zu bringen. Ich hatte dabei eine Schwierigkeit zu bekämpfen, die in meiner ganzen schriftstellerischen Anlage begründet war, die, die Situationen nicht dramatisch zuzuspitzen und zu gipfeln; aber ich kämpfte mit Bewußtsein gegen diese Gefahr und das ruhige, aufregungsfreie, novellistische Schaffen wurde mir schnell vertraut und immer lieber, je mehr ich mir auch in diesem Bahn brach, wenngleich ich mir vollkommen klar machte, daß ich mit jedem Schritt, der mich der Novelle näher führte, meine dramatische Anlage mehr und mehr vernichten mußte. Damit war aber in der That nichts verloren, denn die Freude an dem Schaffen für die Bühne, ja an dieser selbst, mit dem was

sie leistete, war mir schon längst verkümmert. Ich muß hier einen entschie-
denen Abschnitt in meiner Schriftstellerthätigkeit bezeichnen, die sich von nun
an dem Drama abwendet und also nicht mehr in die „Theatererinnerungen"
gehört. Ich war gründlich müde geworden des nun fünfundzwanzigjährigen
Kampfes mit der Geneigtheit oder Ungeneigtheit der Theatervorstände, mit
den Launen der Schauspieler, der Gunst des Publicums und der oft unwür-
digen und unlautern Schulmeisterei der Kritik. Man gewinnt kein Terrain
in dem Kampf, denn mit jedem neuen Stück muß man ihn wieder auf-
nehmen; man ist Alleinkämpfer in den meisten Beziehungen, denn nur bei
der Aufführung treten die Darsteller als Bundesgenossen mit ein, und daß
man mit einer Bundesgenossin wie zum Beispiel Frau Frieb-Blumauer
auch auf schwacher Schlachtlinie siegen konnte, hatte ich erfahren; aber je
mehr man die Waffen kennen lernt, die man führen muß, je sicherer man
die Fechterstreiche handhabt, die unumgänglich sind und durch erlernte Ge-
schicklichkeit die schwindende Kraft ersetzt, desto geringer wird die Freude an
dem Erfolg, desto größer die Ermattung nach demselben und doch die Last
der Widerwärtigkeiten nicht weniger drückend. Die meisten meiner Collegen
haben früher die Rüstung ausgezogen als ich und wie Viele, die ich mit der
flatternden Siegesfahne eines glänzende Zukunft verheißenden Erfolges
freudig erhoben, ja Glücks berauscht sah, schweigen schon längst verstimmt
und entmuthigt oder schicken gleichgiltig die nur neu aufgeputzten, schon
bewährten alten Truppen in das Treffen. Ach! und wie mitleidig sehen die
jungen Sieger auf uns alten, mit Narben bedeckten Kämpfer herab. Sie
haben Recht. Der Jugend mit allen ihren Illusionen gehört das Feld.

Und nun habe ich doch noch von einigen kleinen Nachzüglern und ihren
mehr oder minder glücklichen Scharmützeln zu erzählen. Zunächst von einem
kleinen dramatischen Scherz „Das Ständchen", aber da kann ich mich sehr
kurz fassen. Die zweite Folge meiner Lustspiele sollte im Buchhandel er-
scheinen, besonders weil einzelne kleinere Stücke vielfach von den Liebhaber-
theatern begehrt wurden. Da zeigte es sich, daß ich ein kleineres Drama
das zum Füllen eines Bandes dienen sollte, schon früher, aber vor Jahren
einzeln hatte abdrucken lassen. Es lohnte auch kaum der Mühe, es zurüc
zuerwerben, aber die Lücke im Bande war da, der Druck drängte und
entschloß ich mich, ein in die Mappe halb fertig zurückgelegtes Stückch
eine dramatisirte Anecdote, die einmal für eine Privatvorstellung, die n
zu Stande kam, bestimmt gewesen war, schnell zu vollenden, um damit
die Bresche des Bandes einzutreten. Der kleine Scherz war gedruckt
ich dachte gar nicht daran, es der Bühne einzureichen. Da fiel es
Frieb-Blumauer in die Hand, sie schuf sich sofort aus der einen Rolle
nicht einmal die Hauptrolle war, ein Cabinetstück, das sie in einem me
haft beherrschten Dialect spielen und mit einer Fülle scenischer Pointen
statten wollte. So kam das Stück wirklich zur Aufführung und ich kan
so williger constatiren, daß es einen sehr aufheiternden Erfolg davon
als ich selbst mir an demselben so gut wir gar keinen Antheil be
kann, der lediglich den Darstellern gebührt. Unbedeutend in der Ir
Charakteristik, fast werthlos in der Ausführung, konnte ich für mich
schickten, wenn auch sehr einfachen Aufbau und gefälligen Dialog an
alles Uebrige thaten die Darsteller und daß Frau Frieb-Blumauer wa
fallssalven einerntete, war lediglich ihr eigenes Verdienst für eine Pr
die mehr als schauspielerische Wiedergabe, die selbstschöpferische Erfind

Und nun habe ich, bei den Nachzüglern, noch von einer ersten Aufführung zu erzählen, die mir alle Schattirungen der Theatererfolge, fast bis zum Mißerfolge, einbrachte. Frau Frieb-Blumauer, unermüdlich im Anregen, verlangte ein kleines Stück von mir, das sie bei Gelegenheit eines Sommergastspiels in Leipzig mit Herrn Döring und vielleicht auch mit Herrn Director Haase spielen könnte. Für diese Kräfte zu schreiben war in der That zu lockend, um dem zu widerstehen. Die frische, erhobene Stimmung über den eben beschlossenen glorreichen Krieg gab leicht einen Stoff und so entstand das kleine Drama mit humoristischer Färbung „Die böse Stiefmutter". Bei dem Gastspiel in Leipzig kam es dann zwar nicht zur Darstellung, aber es war doch inzwischen auf einigen anderen Bühnen mit Glück gegeben worden und so wurde es auch, für den folgenden Herbst, für Berlin angenommen. Inzwischen war, mit den lange ersehnten, endlich eingetroffenen Friedensnachrichten noch ein anderes kleines Gelegenheitsstück entstanden, das ich „Friede" genannt hatte. Hätte es gleich in jene erhobene Stimmung hinein gegeben werden können, würde diese es vielleicht getragen haben, aber wie bei den meisten Zeitstücken, verblaßte seine Lebensfähigkeit mit jedem Tage, der es hinausschob, mehr und mehr. Da wurden, zu Anfang der Herbstsaison, drei kleine einactige Stücke, alle drei von mir, zu einer ersten Aufführung an einem Abend zusammengestellt, angekündigt. Das erste hieß „Zwei Tassen", das schon vor einer Reihe von Jahren, aber nicht unter meinem Namen, in Schwerin und an mehreren anderen Orten gegeben war, ein kleines Conversationsstück harmlosester Art. Dann sollten „Friede" und die „Böse Stiefmutter" folgen. Ich bat die „Stiefmutter" voran zu setzen, weil „Friede" das komischere war und ich mich scheute, mit einem halben Rührstück den Abend zu schließen. Man kam meinem Wunsch nach, ohne meine Ansicht zu theilen und ich muß es dahin gestellt sein lassen, ob eine andere Reihenfolge dem kaum mehr lebensfähigen Scherz „Friede" ein ephemeres Leben geschenkt hätte. Als die drei Stücke mit demselben Autornamen gegeben werden sollten, war ich auf dem Lande, reiste aber zum verhängnißvollen Abend nach Berlin. Da ich ohnehin meine Aufgabe als dramatischer Schriftsteller für abgeschlossen ansah, machte mir schon der Theaterzettel den Eindruck eines Ausverkaufs, der alte Ladenhüter „Zwei Tassen" an der Spitze und hinterher, wie ein Modestück vom vergangenen Frühjahr, der „Friede".

Eine glänzende Darstellung brachte das erste Stückchen zu einem freundlichen Erfolg, wie es überhaupt nur beanspruchen konnte je zu erringen. Nun kam die Stiefmutter mit einer so eigenthümlichen Leistung der Frau Frieb-Blumauer, voll Gemüth und sprudelndem Humor, voll Wahrheit und Reichthum an Pointen, die dem Leben abgelauscht waren, unterstützt von durchgehend vollendeten Leistungen der anderen Mitspielenden, daß sich ein Ensemble gestaltete, wie es glänzender nicht gedacht werden konnte und einen so enthusiastischen Einschlag hervorrief, daß ich den Erfolg dieses kleinen Familiendramas für den bedeutendsten ansehen muß, der mir als Autor geworden ist.

Erfreulich war mir auch das dabei, daß mit den ungesuchtesten Mitteln, mit dem einfachen Apelliren an das Gemüth die ziemlich breit angelegte Dichtung, ohne possenhaft komische Effecte, rührte und erheiterte und eine Wirkung hervorrief, für die ich unser heutiges blasirtes und überreiztes Publicum kaum mehr für fähig gehalten hätte. Es bewies mir, daß, wie

ich immer geglaubt habe, das Familiendrama, so oft verspottet
Ifflands, noch immer das eigentliche deutsche Nationalgenre i
wird.

Dagegen freilich fiel das ohnehin schon verblaßte Gelege
„Friede" mit übrigens auch nicht glücklicher Besetzung vollkomm
Darsteller, im Streben der glänzenden eben vorhergehenden
wenigstens durch komische Effecte gleich zu kommen, schlugen fehl
Stück selbst natürlich die Hauptschuld trug; die patriotische Bege
der es auch diesem Stückchen, als einziger Werth, nicht fehlte, hat
mutter gleichfalls vorweggenommen und für die Wiederholung
gemacht. Das Publicum war noch wohlwollend und nachsichtig
mehr als ich selbst, der ich gleich nach gefallenem Vorhang die Di
königlichen Schauspiels bat, das verunglückte Stück vom Re
streichen, was denn auch geschah. Ich wollte mir den eben erru
freulichen Erfolg der „Bösen Stiefmutter" nicht verkümmern
diese behauptete ihr Feld siegreich einige Monate hindurch in ein
Reihe von Wiederholungen. Aber von dieser Abschweifung, ode
Vorgreifen, das aber von der Besprechung unseres Schweriner Ga
Frieb-Blumauer, nicht auszuscheiden war, will ich dorthin noch einm
kehren, freilich nur um von dem so lieb gewordenen Orte und mei
wirklich an das Herz gewachsenen Theater Abschied zu nehmen.

## XII.

Die zwingenden Gründe, die mich bestimmen mußten, meine
in Schwerin aufzugeben, mahnten immer dringender, meine Aufga
schließen. Es sind lediglich Familienrücksichten, Erziehung und Ge
meiner Kinder, und liegen ganz außerhalb künstlerischer Motive, no
aber, wenn das möglich wäre, sind sie frei von irgend einer Versti
oder plötzlichen Laune. Langsam, richtig reifte sich der Entschluß, wur
besprochen, als nothwendig erkannt und kaum ist ein ein allseitig freu
res Scheiden denkbar als das meinige aus der Stellung, in der ich
wohl gefühlt hatte und aus der ich so viel freudige, erhebende, begl
und dankbare Erinnerungen hinaustrug. Daß dem so sein würde, wu
vom Hof und hoffte es von den Mitgliedern des Theaters; daß aber
das Publicum, mit dem ich in einem beständigen kleinen Kampf gest
hatte, mir freundliche und herzliche Gesinnung zeigen würde, hatte ich
erwartet. Daß es mir nicht möglich sein würde, auf lange Zeit hinaus
in Schwerin zu fesseln, hatte ich von Anfang an gewußt und ausgespr
ja, ich hatte eigentlich nur auf einen dreijährigen Aufenthalt gerechnet
nun waren vier Jahre dahin gegangen. Wie nun die Anfänge in Hoffnun
in immer neu aufsprießenden Plänen, dann im Werden und Wachsen i
besonders poetischen Reiz hatten, so fügte die Wehmuth über das im
näher rückende Scheiden im letzten Winter eine erhobene Stimmung zu
nem ganzen Wirken und Schaffen. Dazu konnte ich mich in der That
manchem Gelungenen und Erreichten erfreuen. Ich glaube nicht zu viel
sagen, wenn ich behaupte, daß wir uns im Conversationsstück und fei
Lustspiel mit jeder deutschen Bühne messen konnten, daß wir die meisten
gar weit überflügelten, was rapides Ensemble, Natürlichkeit in Rede u
Spiel, festes Charakterisiren und Ineinandergreifen betrifft. Der gro
Stamm des Personals war ein fester geblieben und wo ein Wechsel m

ein neues Mitglied zuführte, war ich gleich darauf bedacht, seine besondere Begabung nach irgend einer Richtung auszubeuten. So war uns zum Beispiel noch im letzten Jahr meiner Leitung in Fräulein Hermine Delia ein Talent für das Conversationsstück zugekommen, das vortrefflich eingriff und manche Aufführung ermöglichte, oder doch vollkommener machte, die wir bis dahin so nicht hätten zur Geltung bringen können. Die Schwierigkeit war nur Conversationsstücke zu finden, da gerade dies Genre den deutschen dramatischen Schriftstellern am meisten fern zu stehen scheint. So mußte ich denn vielfach zu den Franzosen meine Zuflucht nehmen und namentlich Eugène Scribe ausbeuten, den ich immer noch als Meister dieser dramatischen Gattung hinstellen muß und der noch viel mehr als ohnehin schon geschieht für das deutsche Repertoir ausgenutzt werden kann. Was kann man nicht in fast nur geistreich aufgebautem Scenar, in erfindungsreichen und geschickt angebrachten Ueberraschungen, in Feinheit der Redewendungen von ihm lernen! Und welche Schule für die Schauspieler, um Dialogpointen hervorzuheben, kleine Effecte vorzubereiten und im richtigen Moment auszuführen, in deutlicher Rede jedem Worte seine Geltung zu geben, sich natürlich zu zu bewegen! Mit großem Erfolg hatte ich „Die Kameraderie" wieder in Scene gesetzt, freilich in einer etwas veralteten und nicht besonders geschickten Uebersetzung und unter dem nicht voll zutreffenden Titel „Die Gönnerschaften". Das Stück ging vortrefflich. Ich erinnere mich wirklich, nur am Théâtre français in Paris, wo ich das reizende Stück mehrere Male hatte aufführen sehen, eine ähnliche Abrundung des Gesammtspiels gefunden zu haben, als in Schwerin. Die Schauspieler gewannen selbst immer mehr Freude an dem spannenden, unausgesetzt anregenden Stück und wir konnten es, was unerhört war für Schwerin, fünf Mal in einem Winter wiederholen, wenn auch das Publicum anfing, zu protestiren, sich aber doch immer wieder vortrefflich unterhielt. Dabei brachten wir eine ganze Reihe kleiner einactiger Stückchen, griffen dabei bis zu den Gesangspossen hinunter und schafften damit in immer neuem Wechsel der Zusammenstellung ein buntes, heiteres Repertoir. Der Regisseur und Komiker Herr Günther hatte stets von letzterm Genre auch einige ältere, längst erprobte Stücke in petto, die er dann geschickt für den Geschmack der Zeit mundgerecht zu machen wußte. Dabei blieb aber das ernste Drama nicht vernachlässigt; auch in diesem hatten wir Fortschritte gemacht, immerhin aber nahm es einen verhältnißmäßig geringen Raum der Zahl nach auf dem Repertoir ein. Es schien mir wichtiger, Das, was ich zu einer gewissen Vollkommenheit bringen konnte, zunächst zu pflegen und die Darstellungen auf geringeres Maß zu beschränken, die zu voller Geltung zu bringen die Kräfte des Personals nicht ausreichten. Eine ganze Reihe von Scribe'schen Stücken, deren Bearbeitung ich mir selbst zur Aufgabe gestellt hatte, blieben aber unausgeführt, da mir die Zeit zu meinem Vorhaben fehlte.

Noch in den letzten Wochen meiner Theaterleitung sollten meine Schauspieler aber eine Probe bestehen, die fast ein Wagniß war, aus dem sie aber glänzend und siegreich hervorgingen. Ich erhielt von meinem Freunde Emanuel Geibel seine eben vollendete Tragödie Sophonisbe zugeschickt, noch im Manuscript. Er verlangte ein offenes und eingehendes Urtheil, forderte das von dem Dramatiker und fügte hinzu, daß er lebhaft bedaure, daß mein schon in wenig Wochen bevorstehender Abgang von Schwerin es unmöglich mache, sein Werk unter meiner Leitung noch zur Aufführung gebracht zu

sehen. Das schien nun freilich eine Unmöglichkeit, aber ich kann
ziemlich genau als Fragment und hatte durch Jahre in ländlich
manchem Spaziergang, in vielen poetisch bewegten Stunden
Ausbau und Charakteristik desselben mit dem Dichter verhandel
gestritten und mich vereinigt. Ich hatte das Stück lieb, schon e
war und kannte es zu sehr im Detail, um mir ein kaltes, object
zuzutrauen. Wenige Stunden nach dem Empfang hatte ich es in
endeten Gestalt gelesen, meine Vorliebe war vielleicht noch gew
meine Bedenken für eine Aufführung um nichts geringer geworde
hin war es das bedeutende Werk eines wahren Dichters, vollen
Form der Rede, edel in allen Intentionen und wenn auch vielleic
sonders stark in den Motiven, doch mit sicherer dramatischer Ha
führt. Selbst wenn es nicht das Werk eines Freundes gewesen w
ich es für eine Ehre meiner Bühne geschätzt haben, ihr die erste V
zu ermöglichen. Ich versammelte also die Schauspieler, stellte ihnen
vor und fragte, ob sie es unternehmen wollten, kurz vor Schluß d
in verhältnißmäßig fast zu kurzer Zeit, ein Drama herauszubringen,
Kräfte, gründliches Studium, volle Hingabe erforderte und desse
tischer Erfolg immerhin erst zu constatiren sei. Einstimmig verspr
Alles daran zu setzen, der Aufgabe gerecht zu werden und ich w
vielen Fällen, daß ich mich auf dies Versprechen verlassen konnte.
Tagen waren die Rollen ausgeschrieben, vertheilt und die Leseprobe
Ich konnte dem Freunde eben so schnell als er meine Kritik erwart
zu seiner größten Ueberraschung schreiben, daß ich ihm das sicherste
über die dramatische Wirksamkeit seiner Dichtung durch eine in kau
zehn Tagen bevorstehende Aufführung, statt jeder andern, immerhin
tigen Beurtheilung offerire. Nun ging es an ein unablässiges Studi
die Herrichtung der nicht leichten Decoration und des noch schwierige
stüms, für das so gut als nichts da war und nicht einmal ein Anhalt
dieser Beziehung aber verließ ich mich auf meine Erfindungs- und T
tionsgabe und stellte zusammen aus Allem, was egyptisch und römisch b
gestaltete Alles so phantastisch als möglich, immerhin aber nach histor
Stil. Und damit war ich schon fertig, ehe wir an die Proben ginge
mußte es überraschend gelungen nennen, denn jedenfalls verrieth nicht
Combinirte und so bunt und glänzend es hergerichtet war, trug es doc
Schein einer historischen Treue und Wahrheit, die die Stimmung der
und des Ortes vortrefflich wiedergab. Zu den Proben kam nun der Di
selbst aus Lübeck herüber, fand sein Stübchen in unserm Hause bereit
auf dem Theater das Studium seines Werkes überraschend vorgeschri
Aber Frau Otto-Martineck, die sonst so unermüdliche, hatte sich erkältet
war zu fast völliger Tonlosigkeit heiser und damit sollte sie die Riesen
gabe der Titelrolle in wenig Tagen, die nur noch blieben, überwältigen. A
Alle verzagten, nur die Künstlerin selbst nicht, die fest versicherte, sie wür
und in voller Kraft, der Aufführung nicht fehlen. Sie hielt Wort,
aber jedenfalls die Rolle in heftigem Fieber studirt und dadurch vielleicht
ganzen Auffassung und Durchführung eine Erregtheit gegeben, die den po
tischen Reiz der Figur nur noch erhöhte. Daß das Stück immerhin ein
würdigen, edlen Eindruck machen müßte, davon überzeugte ich mich in de
Proben mehr und mehr, ob es dramatisch wirksam werden würde, war mi
nicht so sicher, noch dazu, da ich die geringe Theilnahme meines Publicum

für antike Stoffe kennen zu lernen zu oft Gelegenheit gehabt hatte. Es kam eben darauf an, ob der Schwung der meisterhaften Verse, der Klang des beflügelten Wortes, den der Dichter um sein Werk tönen ließ, es begeistern und hinreißen würde.

Als der Abend der Aufführung herannahte, wurde mir die Verantwortlichkeit, die ich übernommen hatte, immer fühlbarer und ich mußte sie an der Seite des Dichters durchführen. Mit banger Spannung, das Höchste an Erfolg erwünschend, saß ich da. Aber ich baute auf meine Hülfstruppen auf der Bühne und sie standen glänzend zu mir. Stück und Darstellung ergriff die Zuschauer weit über das Maß des Erhofften und wo, für mich wenigstens, einige Incorrectheiten, erzeugt durch das überstürzte Einstudiren, sich hätten bemerkbar machen können, riß das Feuer der Darsteller darüber fort, und wo die Gefahr hätte eintreten können, trugen die Schwingen der Weise, umrauscht vom Klange der Rede, erhebend über diese Besorgniß hin; der Dichter wurde wiederholentlich aus voller Begeisterung vor die Lampen gerufen und wir errangen einen vollständigen, durchgreifenden, lauten Erfolg. Merkwürdigerweise wurde mir wieder bange, als der Großherzog eine Wiederholung des Stückes, das ihm einen großen Eindruck gemacht hatte, wünschte, und das mußte in den allernächsten Tagen sein, denn die Saison ging zu Ende.

Nicht daß ich nun noch an einem Erfolg auf der Bühne hätte zweifeln können, aber würde die Begeisterung der Darstellung und des Publicums aushalten und der zweite Eindruck nicht matter werden als der erste? Das hätte mir namentlich für den Dichter selbst am meisten leid gethan. Die Vorstellung ging nun nach einer nochmaligen Probe tadellos correct, war ruhiger, plastischer, das Wort kam noch mehr zur Geltung und der Erfolg blieb in nichts hinter dem des ersten Abends zurück. Sophonisbe war das letzte Stück, das ich in Schwerin in Scene setzte und sein Erfolg nicht allein eine Genugthuung dem Freunde gegenüber, sondern ein Beweis, daß mein Zusammenwirken mit den Schauspielern, mein Mitarbeiten mit Rath und That nicht fruchtlos gewesen war. Die Aufführung dieses Stückes machte der Bühne alle Ehre und ich durfte mir einen Antheil davon zuschreiben. Aber meiner Tage in Schwerin wurden immer weniger und die wehmüthige Stimmung eines nahen Abschieds blieb nicht mehr bei mir allein. Man fühlte in Allem, daß die Saison anders zu Ende ging als sonst, nicht mit der Empfindung der Abspannung, die das letzte Fallen des Vorhangs herbeisehnt, aber mit der Vorempfindung eines Abschnittes, mit dem ein treues und festes, künstlerisch ernstes und ersprießliches, auf das Vertrauen gegenseitigen Wohlwollens gebautes Zusammenwirken sich löst. Und nun schien es, als wollten wir das Zusammensein genießen, so lange es uns noch beschieden war und das belebte die letzten Vorstellungen. Auch ein Stück von mir wollten die Schauspieler noch unter meiner Mitwirkung vorführen und entschieden sich selbst für „Um die Krone". Es ging wirklich besser als je und ich habe das schon erzählt, als ich das Schicksal dieses Stückes berichtete. Ich mußte es hier wieder erwähnen, denn es bezeichnet meinen letzten Schauspielabend in Schwerin, an dem das Publicum mir reiche Zeichen seines Wohlwollens in freundlichster Weise kund that. Eine Opernvorstellung, „Martha" von Flotow, in der auch die beim Publicum sehr beliebte Freundin unseres Hauses, Fräulein Anna Reiß, von Schwerin Abschied nahm, schloß die Saison. Das war denn wieder und zwar ein doppeltes Lebewohl

und als der Vorhang gefallen war und ich zum letzten Mal aus m
Prosceniumsloge trat, konnte ich in der That die Thränen nicht z
Wie viel Stunden wahrhafter Freude, der Erhebung, des künstle
nusses hatte ich hier verlebt, unauslöschliche Erinnerungen für
Welch' neues Vertrauen zu mir, zu meinen Productionen hatte
wonnen und mit wie ungetrüber Genugthuung konnte ich auf eine
zurückblicken, die gemeiniglich als eine Kette von Verdruß und A
Intriguen, Frivolität und Böswilligkeit angesehen wird. Mir w
Gegentheil gewesen und jetzt nach sechs Jahren kann ich es bezeuge
nicht die Wehmuth der Abschiedsstunde war, die mir Das, was ich
in zu rosigem Lichte erscheinen ließ.

Tags nach der letzten Vorstellung wollte ich Schwerin verlasse
Thätigkeit war geschlossen, die letzten Tage waren so angreifend gew
wir brauchten Ruhe. Unser Quartier war schon leer, alle Sache
schickt und wir konnten in unserer Wohnung die Freunde des Hau
mehr wie sonst nach dem Theater versammeln. Und doch wollten
letzte Zusammensein nicht aufgeben. Das große Zimmer meines
im Theatergebäude sollte uns noch einmal vereinigen und da fand s
der Kreis zusammen, der so oft nach gefallenem Vorhang sich mit m
gelungenen Vorstellung gefreut hatte. Die Fenster des Zimmers gin
einen freien Platz. Plötzlich erhellte rother Schein denselben, mit
kam das Hautboistenchor und brachte uns das Abschiedsständchen.
Fackeln verloschen, die Musik verklungen war, lösten Freunde aus de
chester noch ein Versprechen. Sie spielten ein Lieblingsquartett
Frau, das sie sich noch einmal ausgebeten hatte und nun bis zur
Stunde hinausgeschoben war. Endlich kamen noch die Choristen a
Gang vor dem Zimmer, um einen Abschiedsgruß zu singen. Sie kame
weit, denn als sie „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Li
das man hat, muß scheiden" angestimmt hatten, unterbrach allgemeine
rung das Lied und es war aus mit dem projectirten Ständchen. So
ein Lebensabschnitt ab für mich, aber ohne Mißlaut.

Auch diese letzten Stunden gehören mit zu den freundlichsten Er
rungen meines Schweriner Aufenthaltes und wenn es verschiedene A
giebt, den Abschied leicht zu machen, so erfuhr ich hier die, die Zuver
giebt nicht zu scheiden, sondern mit dem Besten was man hat fortzuleben
der Stätte, an der man sich wohl fühlte.

Ich will nichts von all dem Guten und Freundlichen erzählen, das
noch im Scheiden von Schwerin wurde, diese Blätter sind ja nur der
innerung an das Theater gewidmet, aber ich will wahr sagen, daß mir imm
wieder bewiesen worden ist, daß mein Andenken nicht vergessen. Mei
Theatermitglieder habe ich aber alle versammelt in einem großen, prächtig
Album, das mir als Abschiedsgabe überreicht wurde und in dem Kein
fehlt vom Vorstand an bis zum letzten Theaterarbeiter. Doch — Ein
fehlt und wollte sich dadurch selbst aus meiner Erinnerung streichen; aber i
habe ihrem Talent und ihrem Streben doch ein freundliches Andenken bewahr

Mein talentvoller, fleißiger Decorationsmaler Willbrand hat das Titel
blatt gemalt mit Scenen aus den Opern, die ich einstudirte und dann kom
men auf einer Reihe von Blättern in der Mitte Scenen aus meinen Stücken,
photographirt, und umher die Bilder aller Mitglieder, einzeln oder in Grup-
pen. Mir ists, als müßte ich hier noch einmal dafür danken.

So schloß ein bedeutungsreicher Abschnitt meines Lebens, der bedeutungsreichste in meiner Thätigkeit für die Bühne; denn selbst für meine schriftstellerischen Bestrebungen waren die vier Jahre verhältnißmäßig ergiebig, namentlich wenn ich die ganze Reihe kleinerer und größerer Gelegenheitsdichtungen dazu rechne, für die mir oft nur abgestohlene Momente blieben zwischen den nie ruhenden geschäftlichen Aufregungen und Lasten, die eine Theaterleitung nothwendig bedingt. Wenn ich darauf zurücksehe, weiß ich in der That nicht, wie Dies und Jenes immer noch zu Stande kam. Das Interesse für das Theater schien freilich nicht abgeschnitten durch meinen Abschied von Schwerin und es war das doch; denn was fortlebte, war nur Theilnahme an der Schweriner Bühne und von der war ich getrennt. Diese Theilnahme hat sich freilich erhalten, aber anderswo habe ich eigentlich keine rechte Freude am Theater mehr haben können und mich immer mehr von demselben entwöhnt.

---

Als ich vor bald zwei Jahren beschloß, die Erinnerungen an meine Bestrebungen um das deutsche Theater, die Erzählung meiner Erlebnisse mit demselben aufzuzeichnen, meinte ich damit über einen beschlossenen Abschnitt meines Lebens und Schaffens zu berichten. Je weiter ich vorrückte, je näher ich der jüngst verflossenen Zeit, den frischeren Erinnerungen kam, desto mehr glaubte ich das und selbst an der Objectivität, mit der ich fühlte, die Dinge besprechen zu können, meinte ich von einer abgeschlossenen Epoche zu reden. Ich habe in den letzten Jahren kaum mehr das Theater besucht und an die Stelle von dramatischen Arbeiten ist eine Reihe von novellistischen Versuchen getreten, ja für einige Zeit sogar eine feuilletonistische Thätigkeit. Man hat mir vielfach gesagt, ich gehöre zu den begünstigtsten, dramatischen Schriftstellern der Gegenwart, meine Stücke seien fast immer zur Aufführung gelangt und meist freundlich aufgenommen worden. Das mag sein, aber das bestätigt nur, daß das Loos eines dramatischen Schriftstellers in Deutschland ein wenig beneidenswerthes ist, denn wenn einer der begünstigteren mit Ueberdruß die Feder fortlegt, was müssen die weniger Glücklichen empfinden? Welche Aufmunterung, welche Anregung ist mir von irgend einer Bühne gekommen, wenn ich meine eigene Schweriner abrechne und das Gastrecht, das einige an mir übten, wo ich meine Stücke zufällig zum ersten Mal aufführen ließ?

Gnade und Willkür ist die Annahme eines Stückes, um die man literarisch antichambriren muß; den Widerwillen gegen die Aufführung fühlt man von Anfang an durch und die Freude, ein Stück so schnell als möglich durch irgend ein anderes verdrängen zu können. Wenn es nur erst wieder in der Todtenkammer der Theaterbibliothek liegt. Und dann alle die Misère, ehe es überhaupt bis zur Aufführung kommt. Selbst der beste Erfolg war so theuer erkauft, daß immer lange Zeit dazu gehörte, die Fatalitäten so weit zu vergessen, um den Muth zu gewinnen, sie auf das Neue zu bestehen. Und die Kritik! Ich habe sie mir gegenüber gewissenhaft verfolgt durch fünfundzwanzig Jahre, habe bescheidentlich bei ihr die höhere Einsicht, die Belehrung, den Hinweis auf das Bessermachen gesucht. Ich habe gemeint, sie solle den guten Geschmack wahren, die edlere Richtung der Literatur würdigen und fördern, solle aufrichtiger Freund, strenger Lehrer, unerbittlicher Warner des Dichters sein. Mir gegenüber ist sie von alledem nichts gewesen. Natürlich spreche ich hier nur von der ehrenwerthen Kritik, denn den Auswuchs darf

man gar nicht beachten. Aber auch von jener habe ich nich daß ich mir stets meine Kritik selbst machen müsse und die isi auch immer die allerhärteste gewesen.

Ich glaubte wirklich, bis zu diesem Schlußcapitel meiner hin berechtigt zu sein im vollen Sinne des Wortes „Schlu Blätter setzen zu können und es war mir, als schriebe ich de nes Schaffens für und mit der Bühne. Der Zufall wollte e wartet, so überraschend als möglich, gerade als ich meine Erin Abschluß bringen wollte, eine Aufforderung an mich erging, Spitze einer Bühne zu treten und daß ich dieser Aufforderung so daß ich, während ich dies schreibe, bereits in die neue Verp trat. Noch mehr: Im verflossenen Winter, in dem mich Kran lang an das Zimmer fesselte, war wieder ein schon früher bego derliches Ding von Lustspiel entstanden, das vor einigen Woche Mal in Hannover aufgeführt wurde und von da aus nun seine begonnenen Weg auf die deutschen Bühnen fortsetzen will. Al alte Pilot, der sich so reisemüde glaubte und meinte, die letzten Erzählung seiner Fahrten durch sonnbeglänzte und sturmbewegt ruhigen Hafen beschrieben zu haben, wieder an das Steuer des Fahrzeuges und sein Kiel, diesmal der Federkiel, hat ihn auf's Ne getrieben vor den Areopag des deutschen Theaterpublicums, vor de stuhl der Kritik, in die Vorzimmer der Bühnenleitungen, überal Gnade und Ungnade. Ja, das ist der Dämon des Theaters, mit den Pact so hoffnungsvoll und leicht abschließt, ohne zu ahnen, daß oder weniger unlösbar ist.

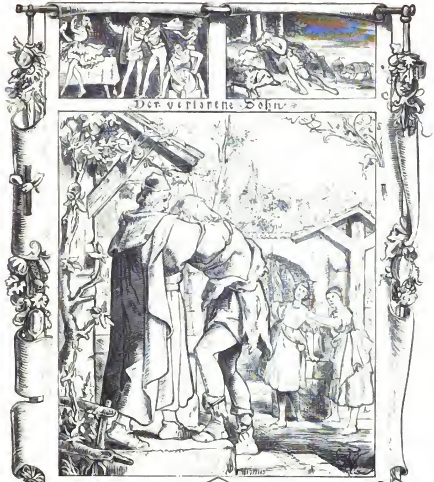
---

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalte



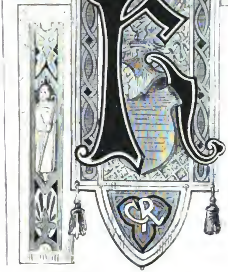
Erheb' dich nicht in stolzem Muth, wenn du bekommen hast groß Gut; es ist dir nicht darum gegeben, daß du dich dadurch sollst erheben.


Jemand dir
thun, da sollst du
ein
stets




Hat Jemand dir was Gut's gethan, da sollst du allzeit denken dran; und that dein Nächster dir ein Leid, sei zur Versöhnung stets bereit.





Kehr dich doch nicht an Jedermann, der dir vor Augen dienen kann; nicht Alles geht von Herzens Grund, was schön und lieblich spricht der Mund.

# Der neue Band des Salon,

welcher mit dem nächsten Hefte beginnt, wird unter Anderem folgende Novellen, Erzählungen und vermischte Beiträge bringen:

**Der erste Mensch.** Von **Adolf Wilbrandt.**
**Beim Vetter Christian.** Von **Theodor Storm.**
**Ob er Fieckchen wohl heirathen kann?** Von **Marie von Olfers.**
**Matrosen-Dan.** Von **Emmy von Dincklage.**
**Zwei Büsten.** Von **Hans Marbach.**
**Capriciosa.** Von einer neuen Schriftstellerin.
**An der polnischen Landstraße.** Von **Konst. Hartwig.**
**Luther-Plätze.** Von **Theodor Fontane.**
**Die Literatur und das Publicum.** Von **Julius Rodenberg**
**Ein Jugendportrait Alexander v. Humboldt's.** Von **Dr. Otto Ule.**
**Skizzen aus dem Thierreich.** Von **K. Müller.**
**Der mitteldeutsche Wald.** Von **H. Jäger.**
**Kleine Rheinbilder.** Von **Adolf Ebeling.**
**Ein gekrönter Sonderling.** Von **H. Uhde.**
**Courbet.** Von **Max Sulzberger.**
**Gedichte** von **Ernst Eckstein, A. Fitger** und **Albert Moeser.**

---

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.

## Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

### Directe Post-Dampfschifffahrt

vermittelst der Post-Dampfschiffe Holsatia, Westphalia, Hammonia, Cimbria, Saxonia, Borussia, Bavaria, Teutonia, Allemannia, Silesia, Thuringia, Germania, Vandalia, Frisia, Pommerania, Franconia, Alsatia, Lotharingia, Rhenania und Suevia (die 6 Letzteren im Bau),

## zwischen Hamburg und New-York

auf der Ausreise Havre, auf der Rückreise Plymouth und Cherbourg anlaufend,
von Hamburg jeden Mittwoch Morgens 9 Uhr,
von Havre jeden Sonnabend früh Morgens.

## Zwischen Hamburg und New-Orleans

auf der Ausreise Havre, Santander und Havana, auf der Rückreise Havana, Santander und Havre anlaufend, finden die Expeditionen von Hamburg während der Saison, nämlich von September bis April, alle 4 Wochen Sonnabends statt.

## Zwischen Hamburg und Westindien

via Grimsby und Havre,
nach St. Thomas, La Guayra, Puerto Cabello, Curaçao, Colon, Sabanilla, und von Colon (Aspinwall) mit Anschluß via Panama
**nach allen Häfen des Stillen Oceans**
und via **San Francisco** nach **Japan** und **China**,
am 22. jeden Monats von Hamburg, am 25. von Grimsby, am 28. von Havre, und zurück von Colon resp. am 4./5. jeden Monats.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilt der Schiffsmakler **Aug. Bolten, Wm. Miller's Nachfolger.**

Hamburg, 1873

[390] **Die Direction.**

---

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

# Pettenkofer's Vorlesungen.

Erstes Heft. Preis 24 Sgr. — Zweites Heft. Preis 12 Sgr.

Inhalt des ersten Heftes:

**Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden.**

Inhalt des zweiten Heftes:

**Ueber den Werth der Gesundheit für eine Stadt.**
**Ueber Nahrung und Fleischextract.** [604]

---

## Das Clavierspiel

**ohne Lehrer.**

Brieflicher Unterricht

herausgegeben von

**Moritz Vogel,**

Componist und Musiklehrer in Leipzig.

Erscheint im Verlage von A. H. PAYNE in Leipzig und kostet pro Heft nur

**10 Sgr. 1 Mark.**

Jedes Heft umfasst vier Lectionen des vortrefflichsten Unterrichts, wie er allenfalls mündlich noch wirksamer nur von sehr hochbezahlten Lehrern in ganz grossen Städten gegeben wird. Durch diese Hefte kostet eine Lection desselben vortrefflichen Unterrichts inclusive der Noten nur $2^1/_2$ Sgr. Es kommt auf einen Versuch an

## Stahl-Härtemittel

**à Pfund 1 Thlr.**

(verpackt in halben Pfd.-Packeten zu $^1/_2$ Thlr.)

Empfohlen von den renommirtesten Fabriken des In- und Auslandes. Gegen Einsendung des Portos für Kreuzband steht ein Abdruck jener Empfehlungen zu Diensten, worin die Vortheile, welche das Härten mit diesem Mittel bringt, sogar ziffermässig nachgewiesen sind.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrags oder gegen Nachnahme von **A. H. Payne in Leipzig.**

---

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.